Hans Grimm

Volk ohne Raum

Volk ohne Raum

Ein Verzeichnis der Werke von

Hans Grimm

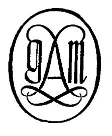
findet sich am Schlusse des Bandes

Volk ohne Raum

von

Hans Grimm

Ungekürzte Ausgabe in einem Band



1934

Albert Langen / Georg Müller / München

Der einbändigen Ausgabe
201. bis 225. Tausend
Gesamtauflage 290000

Diese deutsche Erzählung ist, so meine ich, eine politische Erzählung und läßt also unser deutsches Schicksal sehen, wie es Schulen und Parteien freilich nicht lehren, weil sie es weder können noch wollen. / Wem dürfte ich dann das Buch anders zuschreiben als meinen toten Eltern, und meiner Mutter zumeist, und meinen zwei Kindern, voran meinem jungen Sohne, zwischen denen ich Glied bin in der Kette und durch die ich zu meinem Volke gehöre.

Lippoldsberg, Klosterhaus

Im Januar 1926 H. G.

Heimat und Enge

Vor diesem Buche müssen Glocken läuten. Auf dem Turme der Klosterkirche von Lippoldsberg, darunter das Buch geschrieben wird, mag das Läuten beginnen. Es hängt da freilich nur eine junge und helle Glocke ohne eigene Feierlichkeit, der Viertelstundenhammer der Turmuhr trifft ihren Rand, der große Hammer für die vollen Stunden tappt seit dem Jahre, da auch die Glocken in den Krieg gingen, ins Leere. Die große Glocke mit den vollen Stunden, die tiefe Stimme und die Feierlichkeit ist also verschollen wie viele gute Männer. Wenn aber der Maurer Driehorst oder der Kirchenjunge die junge helle Glocke schwingen läßt, die nun jeden Dienst tun muß, außer dem einen, den sie nicht leisten kann, nämlich die vollen Stunden anzugeben, dann wird die Schwester im Waldenserdorfe Gewissenruh, die im Dunkel besonders so aufgeregt klingt und immer Feuer zu läuten scheint, das Rufen aufnehmen, und die hannöverschen werden mittun, und weserauf ist Gieselwerder schon längst im Gange und Klange und Ödelsheim und Gottestreu. Aber das ist nur der Anfang. Es sollen alle deutschen Glocken läuten, die vom Dome in Mainz und von der Berliner Gedächtniskirche und alle rheinischen bis hinunter nach Köln, nicht zu vergessen das silberne Kinderglöckchen in Wiesbaden, das sonst nur am Weihnachtsabend Stimme gewinnt, ja, das Kinderglöckchen besonders.

Und wenn die metallenen Stimmen dröhnen und schüttern oder auch nur beraubt und eintönig gellen und plärren zwischen Maas und Memel und zwischen Königsau und Etsch und im südlichen Afrika, dann sollen freilich alle Mann in

Deutschland die Arme heben, die Männer, die Frauen und Kinder und bis hinab zu meiner eigenen kleinen Holle Silberhaar. Sie sollen die Arme recken zum Himmel, nicht mit den verschränkten Händen sich demütig ergebender Beter, denn das wäre Lüge, sondern sie sollen ihren Gott fordern mit brennenden Blicken zwischen griffbereiten Handflächen, und sie sollen heischend und stumm vorschreiten Schritt um Schritt mit den lodernden Armen und den verhungerten Augen die deutschen Menschen jeglichen Alters, Greis und Greisin, Vater und Mutter, Jüngling und Braut, Knabe und Dirnlein und jeglichen Standes und Alters und Berufes und auch jeglicher Tugend und jeglicher Schuld, darein sie ihr Los zwang; sie sollen vortreten heischend und stumm, daß diese millionenfache Stummheit die Musik der Sphären völlig ersticke, und Gott gezwungen werde, ihre Seelen anzusehen. Und Gott soll erkennen die Ungeheuerlichkeit ihres Schicksals, das sie selbst noch nicht auszudenken und noch nicht auszusagen und noch nicht ihm zuzuschreien vermögen.

Weil nun in dem Leben, das in diesem Buche geschildert wird, unser gemeinsames deutsches Schicksal sein Antlitz nackend zeigt, wie es ja zuweilen geschieht, daß die Geschichte eines einfachen Mannes zugleich das Geschick seines Volkes enthüllt, weil also in unsere ungeheuerlichste Angelegenheit hier ein breiter Einblick sein wird, deshalb müssen diesem Buche Glocken voraus läuten! Oder meinst du, daß es irgendein Größeres gebe auf Erden und im Himmel als die letzte Schicksalsfrage unseres Volkes?

Du aber reckst überlegen den Kopf, du aber sagst, das deutsche Volk werde jedenfalls leben und allen Schicksalsfragen entgegen? Was heißt leben, Freund? Es lebt der Sieche und lebt der Dieb und lebt die Hure und lebt das Gewürm, das einander frißt, aber der deutsche Mensch braucht Raum um sich und Sonne über sich und Freiheit in sich, um gut und schön zu werden. Soll er bald zwei Jahrtausende umsonst darauf gehofft haben? Und wenn du gerade und

adlig zu sein vermagst von Körper und Sinn, und wenn deine Kinder noch nicht kranke Krüppel und verstohlene Diebe und arme Huren geworden sind, ist das dein Verdienst? Schau um dich, schau vor dich und bedenke die Enkel und Neugeborenen! Es gibt eine Sklavennot der Enge, daraus unverzwungene Leiber und Seelen nie mehr wachsen können. Ich aber, mein Freund, ich weiß, daß meine Kinder und mein Geschlecht und das deutsche Volk ein und dasselbe sind und ein Schicksal tragen müssen.

Der Ort heißt Jürgenshagen. Das ist kaum die älteste Benennung; lange vordem das Benediktinerinnen-Kloster St. Georgens zu Lippoldsberg dem nahen Hage die Zugehörigkeitsbezeichnung gab und diese von der Siedlung als Name übernommen wurde, wohnten hier Menschen und schöpften Wasser für sich und ihr Vieh aus dem dürftigen Rinnsale des Galgengrundes und sahen hinüber auf die dunkle Steilheit des Reinhardswaldes und hinab in das helle Wesertal mit den Wiesen und Feldern. Trotzdem nun Mensch und Scholle und Eiche und Fichte und Buche seit grauen Zeiten am Bramwaldhange beieinander sind, zu wachsen hat die Niederlassung nie vermocht und zur selbständigen Verwaltung mit einem Greben an der Spitze und zu eigener Kirche hat sie es nicht gebracht. Rechts hinter dem Schilde lugt der barocke Aufsatz des Lippoldsberger Kirchturms aus der Flur; so oft die Jürgenshagener den lieben Gott brauchen bei Taufe, Heirat und Tod und an den Sonn- und Festtagen, gehen sie nach Lippoldsberg; dagegen führt sie ihr Weg nach Hilwartswerder, das links unter ihnen wie aus einer freundlichen bunten Spielzeugschachtel am anderen Ufer der Weser aufgebaut liegt, wenn

sie bürgerliche Pflichten erfüllen und wenn sie bürgerliche Rechte beanspruchen wollen. Die seltsame Zuteilung und Zweiteilung ist überkommene Gewohnheit und Ordnung, wohlgefallen hat sie keiner der aufeinander folgenden Geschlechterreihen in Jürgenshagen. Jürgenshagen ist Jürgenshagen und nicht Lippoldsberg, und seine Bewohner sind kerndeutsch, und was eingeboren deutsch ist, möchte seine kleine Besonderheit für sich und alle Welt auch deutlich dargestellt sehen. „Nich ema ne Kermisse, dei wirklich oessek hört, kühnt we hebben!" sagen die flügge werdenden Mädchen jedes neuen Spinnetrupps achselzuckend; aber einem Mädchen, das drall und prall und lustig ist und die Jungensbehandlung versteht, trachten die Burschen von Lippoldsberg und Hilwartswerder schnell genug zu beweisen, daß sie zugehörig sei. Das junge Mannsvolk tut sich schwerer, harte Hiebe haben alle Söhne und Väter aus Jürgenshagen zu ihrer Zeit ausgeteilt und empfangen in den Frühherbstnächten, während die Platzhirsche sich durchsetzen in den Wäldern rundum; und die Erinnerung an alten Kirmesstreit trägt ihr Teil bei, daß die Jürgenshagener Hausväter eine kühle Abgeschlossenheit mit Zähigkeit wahren.

In Urkunden aus dem sechzehnten Jahrhundert steht geschrieben, es habe der Ort zwanzig Bauernwohnungen gezählt; nach dem Dreißigjährigen Kriege und Sterben ist von zwölf Bauernwohnungen die Rede; wer etwa zwischen den Jahren 1887 und 1898, davon hier zuerst gesprochen wird, die Probe gemacht hätte, mehr als dreißig Häuser wären ihm nicht aufgestoßen, die beiden abgerückten Hofstätten eingerechnet. Das macht, läßt man in einer jeden Bauernwohnung an die sechs Menschen zusammen sein, rund hundertundachtzig Bewohner; und diese Ziffer schien die Schneide, über der der Wagebalken mit den Schalen des Lebens und Todes fortan im Gleichgewicht bleiben müsse, und die Bestand gehabt hätte ohne den Weltkrieg und sein Unende. Es gibt freilich der Ausdruck Bauernwohnung schon ein falsches Bild von den

Zuständen in Jürgenshagen. Wer ist denn Bauer im Orte? Jeder ist Bauer und keiner ist Bauer. Jeder ist ein Bauer, wenn darunter verstanden wird, daß er pflügt und eggt und hackt und mäht kalender- und wettergehorsam; keiner ist Bauer, ausgenommen der alte Wilhelm Eichmann mit seinen vierzig Morgen und Hildebrand Früngeling und Gottlieb Rödden mit den dreiunddreißig Morgen, und die verdienen schon ihr bestes Geld durch Holzfahren, wenn darunter verstanden wird, daß er ausschließlich von seinem Lande lebe. Nein, vom Lande leben können die siebenundzwanzig anderen Haushaltungen ganz gewiß nicht. Sie können nicht vom Lande leben, weil keiner genügend Landes hat. Die Feldmark ist zu klein, die Feldmark von Jürgenshagen und auch die von Ödelsheim und Hilwartswerder und Lippoldsberg und schließlich von allen Oberweserdörfern ist zu klein, weil die Wälder die Feldmarken einschränken; und die seltenen Breschen, die in die notwendigen grünen Mauern hin und wieder gelegt werden und deren Görge Friebott eine besitzt, bedeuten kaum eine Ausweitung der Flur.

So ließe sich denn mit scheinbarem Rechte sagen, es seien aus dem Reinhardswalde und dem Bramwalde und Solling, die den Ahnenmüttern und Ahnenkindern und der Ahnenhabe der niedersächsischen Menschen dieses Flußtales stets von neuem und am meisten in den schrecklichen Karolingertagen Zuflucht und treues Versteck boten, während die Männer kämpften, die Bedränger und Vertreiber der Nachfahren geworden. Doch das ist nur halbwahr und wird nicht so empfunden. Zwar ist die allgemeine lebendige Erinnerung an den Schutz der Wallburgen in den Wäldern verblaßt, aber Holz der Wälder liegt aufgebanst zu ordentlichen Finnen nahe jedem Tore und macht noch immer die Wohnräume warm und freundlich vom frühen Herbste bis zum späten Frühjahr, und feste Balken aus den Wäldern tragen noch jedem alten und jungen Sachsenhause das schwer lastende Dach aus Sandsteinplatten, und vor allem die Wälder geben

Arbeit. Was in Jürgenshagen nicht genug Landes besitzt, um bei der Ackerwirtschaft allein bestehen zu können, hat irgendwann und auf irgendwelche Weise mit dem Walde zu tun. Und was in Ödelsheim und Hilwartswerder, nachdem in ihren breiteren Dorfbesitzen durch gleiche Erbteilung die Bauernstellen stets kleiner wurden, sich und die Seinen nicht vom Lande allein erhalten kann und nicht Wirt oder Kaufmann, Müller oder Schmied, nicht Pfarrer, Arzt oder Lehrer ist, lebt von der Arbeit, die der Wald gibt. Andere Arbeit ist da im ganzen Tale nicht zu finden. Du mußt Köhler sein oder Schwellenhauer oder in Forstdiensten. Du mußt auf den Kahnwerften bei Gieselwerder oder im Sägewerk und der Faßbinderei von Balmatz oder in der Schuhleistenfabrik zu Bodenfelde oder in der neuen chemischen Fabrik zu Bodenfelde, wo sie Holzessig und Teer aus den Stämmen ziehen, dein bares Geld zu verdienen trachten; wenn sich das alles nicht für dich schickt, und auch wenn in deinem Jahre keine Neueinstellungen gemacht werden, und auch wenn du den Ehrgeiz hast, es weiter zu bringen als dein Vater, und auch wenn der Grundbesitz deines Vaters so klein geworden ist, daß er gar nicht weiter geteilt werden kann zwischen dir und deinen Geschwistern, dann mußt du hinaus, dann mußt du fort und weg aus dem Tale und vom Lande und vom Walde!

Eine fremde Gelegenheit indessen blieb übergangen; es ist diejenige, bei der mehr Lohn zu erringen ist von einem geschickten und fleißigen Manne als bei dem Aufgezählten; allerdings sagen die Leute, sie gehe ans Leben, und wer die Arbeit ausübe, käme nicht hinaus über das zweiundvierzigste Jahr. Du kannst also noch Steinhauer werden am Königsberge bei Carlshafen. Mit Schuttfahren im Tagelohn beginnt die Laufbahn, dieser und jener Brecher erhält bereits Stücklohn, und die Fertigarbeiter, die eigentlichen Steinhauer, die die Bordsteine und Platten und Gesimssteine bekanten und die Pflastersteine richten, erhalten Stücklohn alle-

samt. Und vielleicht ist die nüchterne Behauptung der wenigen Älteren richtig, daß der Fertigarbeiter trotz dem scharfen Staube vor Mund und Nase uralt werden könne, der nicht in den Pausen den scharfen Schnaps zum scharfen Staube in die Kehle gießt, und daß erst Schnaps und Steinmehl im giftigen Beisammen die Lunge wegfresse. Die Steinhauerarbeit hat immerhin ein wenig mit dem Walde zu tun. Es sieht der Wald in den Bruch hinein, es treffen sich am Montagmorgen um halbfünf genau die Steinhauer aus Ödelsheim und Jürgenshagen und Lippoldsberg an der Lippoldsberger Fähre, wo die Furt durch die Weser ging und in Franken- und Sachsenzeiten so viel geschehen ist; eigens ihretwegen kommt der Fährmann herüber in der Herrgottsfrühe, sie stampfen durch Gewissenruh und dann durch den Wald über den Berg und am Sonnabend nach Mittag kehren sie ebenso zurück. Die Steinhauerarbeit hat immerhin mit dem Walde zu tun, man muß nicht fort aus dem Tale und nicht vom Lande und nicht vom Walde, und deshalb und wegen des guten Lohnes wird die sprichwörtliche Todesdrohung gering geachtet und sind übergenug Anwärter da, viel mehr als gebraucht werden.

Nun ist allerlei von der Mannsarbeit der Jürgenshagener und jener anderen Bewohner des Wesertales erzählt worden, die bei geringem Landbesitze einem Verdienste nachgehen müssen, und war von der Leistung der Frauen noch nicht die Rede; als ob mit dem gelegentlichen Pflügen und Eggen und Hacken und Mähen und Dreschen genug geschehen wäre, daß sechs Acker und zehn Acker oder auch nur vier Acker und der Garten einem Haushalte das tägliche Brot liefern und den Wintervorrat, und als ob das Vieh, und sei es nur eine einzige Kuh oder ein paar Ziegen oder eine zum Ferkelverkaufe gehaltene Muttersau oder das Geflügel oder gar mehreres von allem sich vernünftig selbst besorge, unterweilen der Hausmann außerhalb schafft. Der Köhler ist fünfeinhalb Tage der Woche beim Meiler, und

der Steinhauer bleibt fünfeinhalb Tage jeder Woche im Bruche, und die übrigen im Tagelohne sind abwesend in fast allen hellen Stunden des Tages, und obgleich sie allesamt anpacken vor dem Weggange und nach der Heimkehr und außer des Sonntages und weniger träumender Winterabendstunden immer ein Dörflerwerk tun, es bleibt da neben dem Kindergebären und Kinderwarten und Kochen und Nähen und Spinnen die ganze große, die ganze niemals fertige Kleinarbeit im Haus, im Stall und auf dem Felde für die Frau übrig. Sie wird stark dabei eine Zeitlang wie ein Mann, sie wird wahrscheinlich stärker als ein Mann im Ertragen, sie wird nicht schöner unter der zwiefachen Last, aber scharf zusammenhälterisch, und am Ende entscheidet ihre Stimme jeden Schritt und jedes Geschäft und jede Entschließung. An den großen Tagen des Feldes im Frühling, Sommer und Herbste bleibt der Köhler dem Meiler, der Steinhauer dem Bruche, der Schwellenmacher dem Holze, der Waldarbeiter dem Forste und jeglicher andere Handarbeiter seiner Arbeitsstätte fern und lacht der Lohnarbeit und wird von neuem Bauer und wird nächst Gott wieder Schicksalsherr der eignen Scholle und Freiherr des eigenen Armes; die Frau bleibt Bäuerin immerdar.

Für die Männer, die hinaus müssen und weg und fort aus dem Tale und vom Lande und vom Walde und von der Verwandschaft und Bekanntschaft und den alten Zusammenhängen der Väter, — weil wohl die Menschen sich immerfort mehren, aber die Feldmark zwischen den Wäldern dieselbe bleibt, und die Arbeit, die der Wald gibt, ein bestimmtes Maß nicht zu überschreiten vermag, — kann dies auf zweierlei Weise geschehen. Sie können ein Handwerk gelernt haben, damit sie zeitweilig im Tale Beschäftigung finden; dann ist die Fremde nur Zwischenspiel, und Sinn und Seele nähren sich weiter aus dem Wurzelboden der Heimat. Da war zum Beispiel der alte Herbold, der Mühlenbau gelernt hatte; er war daheim für die großen Tage des Feldes und tat das für

seine paar Morgen, wozu eine Männerhand nötig ist, und flickte die Mühlen der Nachbarschaft. Sobald im Herbste nirgends mehr eine Gelegenheit war, lief er die Weser hinunter bis nach Vegesack bei Bremen, wo er das nächste Arbeitsunterkommen wußte für den Winter, den langen Weg zu Fuß. Er meinte, sein Leben sei eine leidige Sache, aber wenn er auf dem eigenen Acker auf der Königsbreite ging und Furchen zog oder die rauschende Sense führte und Frau und Kinder die Beidienste taten, sagte er das nie. Ein paar andere gibt es in solchem Übergange, wie der alte Herbold war, und man müßte ihnen vielleicht die Schiffer hinzurechnen aus jedem Dorfe. Sie lehren seit alters mit dem in die Ferne und zum Meere fließenden Flusse die Leute des Tales, daß einer neue Aussichten suchen kann in der Fremde. Aber den Schiffern bedeutet das Kommen und Gehen richtig ein Teil des Berufes, und die Planken und das Wasser unter den Planken sind Heimat hier und Heimat dort, und ihre Angelegenheit ist ganz verschieden und besonders. Die zweite Weise für einen, dem es im eng gewordenen Tale an Land und Arbeit fehlt, ist also, daß er sich völlig von seinem Wurzelboden scheidet und fortmacht in die Fremde.

Bochum nennen die Burschen vor dem Absprunge am meisten. Ricus und Konrad, Friedrich und Cornelius, Karl und Heinrich, die Reihe ist lang geworden, oben bröckeln schon die Vergessenen ab, unten springen die Neuen gleich zu dritt und zu viert an, also Karl, Heinrich, Gustav, Eduard, sie alle sind hin. Was schreiben sie? Oh, sie schreiben nichts, aber Junge, da gibt's Geld, da gibt's anderes Geld als bei den Streifhacken oder beim Köhlern, Schwellenmachen, Faßbinden, Leistenschneiden, Kohlenmahlen und Teergewinnen und Steinebrechen! Auch in Berlin gibt's anderes Geld, und Mädchen gibt es in Berlin und Bochum, und es ist ganz anderes Leben dazu.

Sie machen aus ihrer Not, von der sie nichts wissen wollen, keine Tugend, sondern nach Burschenart eine prahlende

Untugend. Sie haben recht mit dem anderen Leben. Die Fabriken in Westfalen und die Werkstätten der Großstädte können die jungen Leiber, darinnen noch etwas vom Walde und viel vom Lande ist, wohl gebrauchen. Wer sagt, daß es ihnen schlecht ergehen werde, was man so unter schlecht ergehen versteht, wenn sie sich nun der Schicksalsgewalt der Lohnarbeit ganz ausliefern? Wer sagt auch, daß sie anders könnten? Nein, es wird ihnen selbst nicht schlechter ergehen als zu Hause, nur eben anders. Sie werden den höheren Lohn erhalten unzweifelhaft, sie werden reicher sein an Gelegenheiten des Vergnügens, sie werden wirklich feiern können ein paar Stunden an jedem Alltage und an jedem Sonn- und Festtage von Morgen bis Abend. Sie, die sich der Schicksalsgewalt der Arbeit ganz ausgeliefert haben sollen, werden sich zum ersten Male auf sich selbst besinnen können, wie man so sagt, und ihr Besinnis bereden oder einreden lassen können beim Biere. Wie ging es im Dorfe zu? Vom Hahnenkrähen bis zum Menscheneinschlaf ist keine müßige Viertelstunde, sondern als fester Ring sitzt die Hofarbeit um das Tagewerk, und am Sonntage, wenn der Alltag ruht, will immer noch das Vieh fressen und will manch nötige Bastelei getan sein. Wer im Dorfe spricht, spricht meistens von der Hofarbeit und vom Tagewerke und muß die Zunge schon ein wenig hüten. Wo alle Vieh und Land haben und alle die Notwendigkeiten des Dorfes und Tales und die Bedingungen der Natur von kleinauf kennen, macht Klugschwatzen leicht verächtlich, und man wird vor lauter Bekanntschaft und Verwandtschaft sich bald in allem eine Haltung schuldig. So ging es im Dorfe zu. Die größere Freiheit scheint also bei den Abgewanderten durchaus. Was es dann aber mit der Schicksalsgewalt der Lohnarbeit auf sich habe für die Abgewanderten? Vielleicht läßt sich das ganz einfach so ausdrücken, daß einer niemals wieder Bauer werden kann nach Ahnenart, auch wenn ihm und seinen Kindern das Herz schreien wollte nach Raum und Luft und

Eigenbrot; denn das ganze deutsche Land ist klein und schon übervoll von drängenden Menschen, und man muß das Brot nehmen, wo es zu finden ist, und muß sich anstrengen für die Butter darauf. Das ist es, die Abgewanderten werden dem Lohne nachgehen, immer weiter dem höheren Lohne nach und werden darum kämpfen bis zum Tode irgendwo; sie können nie mehr sagen, morgen geht mein Land und meine Wiese und mein Vieh und mein Werk vor, morgen tue ich selber Herrenwerk unbezahlt. Sie werden niemals mehr Schicksalsherren ihrer Scholle und Freiherren ihres Armes sein können, weil das Land ihnen verloren ging, und Land und Arbeit sich nicht ein zweites Mal zusammenbringen lassen im menschengefüllten Vaterlande, nicht mit Fleiß und nicht mit Planen. Ja, wenn diese Bauernenkel Briten wären und die Weiten Kanadas und Australiens und Neuseelands und Südafrikas hinter sich wüßten und also eine andere Wahl hätten als den Marsch zu Fabrik und Großstadt!

Doch von dem waldumringten Weserdorfe Jürgenshagen ist die Rede. Für die Heimbleibigen von Jürgenshagen und für die Heimbleibigen der übrigen waldumringten Weserdörfer galt bisher, freilich abgemildert, der Bericht von einem behäbigeren Heimatsorte, daß nämlich die Einteilung des Besitzes sich von Jahr zu Jahr ein wenig und alle hundert Jahre fast bis zur Unkenntlichkeit ändere und die Kinder gestriger kleiner Leute heute die Wohlhabenderen im Dorfe seien und die Nachkommen dieser sich morgen wieder in der Mittelschicht umhertrieben, um, je nachdem, den langsamen Wechsel zum Schlechteren oder Besseren fortzusetzen. Auch die vielen gleichen Namen bei oft nur schwachen und gar völlig vergessenen Verwandtschaftserinnerungen treffen zu. Es müßte indessen dann noch gesagt werden, daß die alten Häuser, so krumm gezogen und so engkammerig manche von ihnen sein mögen, den Geschlechterfolgen bessere Treue bewahren als sonstige Habe, und die Erben verschiedenen Glückes unter einem Dache oft langehin geboren werden.

2*

Die zwei dem Orte Jürgenshagen abgerückten Hofstätten fallen jedem Vorüberfahrer und -Wanderer auf. Der fröhlichste Blick auf sie ist über den Fluß von Ausguckplätzen der Sticklenhalbe, wo diese den Haken schlägt zum St. Georgengrunde. Umgekehrt haben die beiden Anwesen immer und ganz ungestört die großen Züge und den Ernst des Reinhardswaldes vor sich, wenn er leuchtet im Frühling und schwarz geheimnist in den Sommernächten und graubärtig wird im Winter und zumeist im Herbste und zu den Nichtsommerzeiten seine Nebel raucht. Der fremde, aber landeskundige Betrachter wird sagen, das am höchsten und am nächsten dem Forstrande gelegene, stattliche Haus, dessen Wände deutlich mit grauen Schieferplatten gepanzert sind, und das mitten eine geschützte und von dichtem Geranke umwachsene Eingangstreppe zeigt, müsse samt den Beigebäuden gewiß eine zu kurhessischen Zeiten errichtete Försterei sein. Das andere Gebäude mehr rechts und im oberen Galgengrunde tut sich ihm durch das hohe dunkle Dreschdielentor in der schmalen Stirnseite und durch die ganze Bauart, auch wenn nicht fast alljährlich das Gebälk zu kräftiger Wirksamkeit neu geteert und die Zwischenfächer frisch geweißt würden, als niedersächsisches Bauernhaus kund. Der fremde Betrachter von jenseits des Flusses hat mit der Annahme der Försterei recht und unrecht zugleich. Kommt er von der Sticklenhalbe herunter auf einer der Holzstraßen oder -schleifen und geht er vorbei an dem Sägewerke und der Faßbinderei und durch Hilwartswerder zur Fähre, um das Geschaute in der Nähe zu prüfen, so mag er schon am Werke oder vom Fährmann oder erst recht beim Aufstiege durch Jürgenshagen hören, daß der stattliche Bau am Bramwaldrande noch allerwegen die Oberförsterei heiße und auch ein richtiger Forstmeister da wohne mit Frau und Tochter, daß aber in den Preußenjahren die Jürgenshagener Dienststelle aufgehoben worden sei und der früher hier waltende Beamte die Baulichkeiten vom Staate zu eigen erworben

habe als Ruhesitz. Ein zur Auskunft geneigter Gewährsmann auf dem gleichen Gange erzählt vielleicht, der alte Oberförster Volmar sei mächtig spät auf die Freite gegangen und vielmehr könne die Frau, die letzte der von Schönebergs über dem Reinhardswalde, als seine Tochter und das Töchterchen als seine Enkelin gelten, und ob die stolze Frau nun so ganz zufrieden sei mit der Einsamkeit in dem großen Hause, «chanz», spricht der Gewährsmann und härtet das hier übliche G besonders, wisse man nicht.

Beim Heran wartet des Fremden manche Freude. Einmal gewinnt er durch eine Wendung den Ernst und die Heiterkeit und den Reichtum der Aussicht dieser Menschenwohnstätte, dann überraschen ihn die unerschöpfliche Blütenfülle ihres großen Vorgartens und die sich scheidenden und verbindenden und immerfort wechselnden Duftwellen, die davon ausfließen. Was alles von jenseits geschaut die Sonne in einen lockenden Schimmer zusammenfaßte, ist jetzt aufgelöst in Einzelfarben, und Staude ist so geschickt neben Staude gestellt, daß das überreiche Farbenfest von dem Golde der Märzbecher und von den Primeln und Narzissen, ja eigentlich von den Schneeglöckchen an bis zu den spätesten Prunkrosen und den letzten Astern keine Unterbrechung leidet. Und es zeigt sich, daß auch das dichte grüne Geranke um die Haustreppe, die zuerst zu einem weißen Tische mit weißer Bank und weißen Stühlen auf breiter Vorstufe führt, lauter Rosenbüsche sind, knospenvoll und knospentoll. Und wie der fließende süße Duft hängt ein unaufhörliches Summen über dem Garten. Der Fremde sieht den Forstmeister fast immer. Silberhaarig und groß beschäftigt er sich an den mächtigen Bienenständen oder geht von den Bienenständen zum Hause oder vom Hause zu den Bienenständen. Es ist, als wenn er, der trotz den alten Augen noch die lastmatten und rauschkranken Bienen bemerkt und ihnen hilft mit klugen, feinen, zitternden Fingern, einen gebotenen und wiederholten Gruß überhaupt nicht mehr spüre, mit dem Blicke nicht und mit

dem Gehöre nicht, und ganz gleichgültig geworden sei für anderes als für seine Bienen. Die Frau ist zuweilen zwischen den Blüten da. Mit ihr geschieht es dann so, daß die blonde, schlanke Adelsgestalt in hellem Gewande aus harten blauen Augen zuerst und gar schon eine Weile scharf hergesehen hat und nun, da sie sich entdeckt weiß, knapp und kühl zurückgrüßt und mit einer raschen Bewegung verschwindet hinter den Hecken. Und oft steht Melsene, die kleine, die wachsende Tochter im Garten, am Wege, sitzt aufgestützt am Tische, wiegt sich auf einem Aste schlank und rank und fest und sonnenbraun, das Haar auch blond, die Augen auch blau, aber aus dem braungebrannten Gesichte seltsam herausleuchtend. Und sie stiebt nicht fort. Sie hält die Lippen ein wenig geöffnet, gerade so weit, daß die zwischen die schillernden Zahnreihen gepreßte rote Zungenspitze sichtbar wird. Sie scheint den Fremden recht zu betrachten und zugleich zu übersehen. Und ihn, wenn er vorher erfuhr von der Unruhe der Mutter, kommt es an, es sei in diesem harrenden Kinde und der Häufung der Blumenpflanzen das unbestimmte Erwarten und ungestillte Verlangen ganz Mensch und Ausdruck geworden.

Das Sachsenhaus ist ein geringeres Wunder. Bei der Oberförsterei blieb durch die Ferne die Fülle verborgen, bei Görge Friebotts Haus die ordentliche Dürftigkeit und das mit Anstrengung gestützte Alter. Zwar die Balken sind wirklich tiefschwarz und die Wandflächen wirklich kalkweiß und die kleinen Fenster der Wohnräume rechts und nicht minder der Viehställe links vom Dielentore sind wirklich blitzblank, aber das hohe Tor und der Wechsel von schwarz und weiß und Fensterblinken täuschen in die Weite Größe des Hauses und sichere Wohlhabenheit vor, und davon ist von Angesicht zu Angesicht gewiß nichts mehr zu merken. Gering ist das Anwesen, verschoben haben sich die Balken, die Wände haben Buckel und Buchten bekommen, oft geflickt ist das Tor, die Sandsteinplatten des Daches sind wohl freigehalten vom

fressenden Moose, doch brüchig. Die Genauigkeit der Miste, die Gefegtheit des Eingangs, der erhaltende Sinn, der aus Stallung und Zustand jedes Gerätes und Dinges um das Haus spricht, heben die Enttäuschung nicht auf.

In den längsten Querbalken des Sachsenhauses steht in altertümlichen, nicht wieder ausgefärbten und deshalb schwer leserlichen Buchstaben der abwehrende Spruch eingeschnitten: „Ach Gott wie geht es meiner zu daß die mich hassen den ich nichts tuh die mir nichts gönnen und nichts geben die müssen doch sehen daß ich läbe und wenn sie meinen ich sei verdorben so müssen sie vor sich selber sorgen: Hingeht die Zeit, herkommt der Tod." — Wer den Spruch bemerkt und entziffert hat, möchte nun doch dies und das erfragen über den eigenbrötlerisch deutschen Bau, und die Lust mag ihm zunehmen, wenn er inzwischen im hohen Fichtenwalde ober dem Hause die schmalen gewölbten Streifen forstgewordener Hochäcker mit den kräftigen Mittelrücken und starken Scheidefurchen entdeckt hat. Aber wer ist da zum Fragen? Die Frau, die schon hinter den Scheiben und auf der Dreschdiele hurtig schaffend sichtbar war und jetzt schnell, ohne einen Blick zu verlieren, draußen anpackt, die mag man nicht fragen. Erstens gibt doch schon das rasche Schreiten und Zufassen von Anna Friebott zu verstehen, daß sie keine Zeit hat untertags. Zweitens hat sie eines von den Gesichtern, denen man Fragen, so einfach müßige Fragen, überhaupt nicht zumutet. Nicht etwa, daß das hagere Gesicht mit der langen schmalen Nase nicht gut wäre, nur eben, es ist ein Gesicht, das allein Notwendigkeiten kennt und allein mit Notwendigkeiten befaßt werden darf. Und wenn nun Görge Friebott selbst käme mit einem Ackergeschirr von seinen zwölf Morgen Landes zur Rechten, die einst Wald waren, abgeköhlerter Wald, oder Holz fahrend? Hat Görge Friebott, der weitschreitende Mann, nicht freundliche Augen, und steht da nicht auf seiner Stirne ohne Schrift geschrieben, doch für jeden lesbar, das grüßende Wort Anständigkeit? Trotzdem, er ist wahrhaftig

auch nicht leicht zu fragen; er ist nicht leicht zu fragen, weil diese freundlichen, anständigen Augen jetzt, da er mit sich allein ist, ganz nach innen gewandt erscheinen. Erst müßten Görge Friebotts Augen zurückgerufen sein, wenn man ihn als Fremder so auf den Stutz fragen sollte. Dann wäre noch der Junge, der einzige überlebende Sohn von Görge und Anna Friebott, dann wäre noch Cornelius Friebott. Natürlich vermag ein zwölfjähriger, ein dreizehnjähriger, ein vierzehnjähriger Knabe dieses Gaues klare, runde Mannesantwort zu stehen in beidem, in leicht spöttelndem Platt und in gemessenem Hochdeutsch, wie einer es herausfordert. Nur ist der ordentlich grüßende und fast schöne Junge in dem ausgewachsenen Anzuge auch so sehr ernst, gar keiner, den man einfach heranwinkt, und gewiß keiner, der ausplaudert.

Es gebe also für den Wanderer mit ein wenig Andacht vor der fremden Seele hier nichts zu erfahren, er muß schon auf dem Rückmarsche bei Becker in Hilwartswerder oder in einer Ödelsheimer oder Lippoldsberger oder Ahrenborner Wirtschaft vorsprechen, wie gerade die Reise geht, um den alten Namen der drei Menschen zu erfragen, und um zu hören, daß das störrische Haus im Volksmunde die seltsame Bezeichnung Friebotts Kap der guten Hoffnung oder kurz Friebotts gute Hoffnung trägt, und um zu vernehmen, was so vom Großvater herunter über dieses Geschlecht wie jedes andere ortsbekannt ist.

Wann beginnt eines Menschen Geschichte? Das Schicksal kommt einen weiten Weg gegangen, und die Geschichte jedes Mannes fängt bei seinem Volke an.

Niemand vermag zu sagen, was aus den Deutschen geworden wäre, wenn die Könige der Franken nicht die Schwaben und Bayern und Thüringer und besonders die beiden

reinsten Stämme, die Sachsen und Friesen, übermannt und in ihr Reich gezwungen hätten.

Indessen läßt sich erkennen, was durch den Karolingersieg allen Deutschen geschehen ist.

Mit den Deutschen ist zweierlei geschehen. Sie verlernten die adlige Bedeutung und die adlige Verpflichtung des freien Mannes, und sie vergaßen, daß Fürsten wohl gerufen werden, einem Volke zu dienen, durch Führerschaft, aber daß ein Volk nur dem heiligen Wohle seiner Kinder dienen darf und nie einem Fürsten. Die Deutschen haben durch fast zwölf Jahrhunderte zweierlei mißachtet, sich selbst und ihre Kinder.

Früher und zuletzt bei den niederdeutschen Sachsen, bis sie den Franken erlagen, ging es so zu:

Dem gemeinfreien Manne, der auf Grund seiner Freiheit und Tüchtigkeit selbst ein königlicher Führer werden konnte, galt seine Unabhängigkeit als das Vornehmste. Was ihm werden konnte an vermehrter Ehre und vermehrtem Besitze wurde ihm durch die eigene Kraft zuteil. Über ihm stand im Gau nur die Versammlung der Freien, von einem Höheren war nichts zu erwarten, denn ein Höherer, der verwehren und gewähren konnte, war nicht da.

Die Gau- und Landesgemeinde hatte die höchste Gewalt, sie wählte die Richter, die Heerführer, die Fürsten. In der Volksversammlung wurde das Gesetz gebildet, das Recht bewahrt, wurden Krieg, Frieden und Bündnisse beschlossen.

Nicht anders stand es ursprünglich bei den fränkischen Stämmen und wurde auch nicht anders, während ihre Jungmannschaften für Landzuweisungen an der Somme und Aisne den Römern Kriegshilfe leisteten und römische Kriegszucht lernten. Aber als die Römer erschlafften und die fränkischen Kriegsvölker Herren wurden in Soissons und Paris an Stelle der Römer, da begann bei den Franken ein Neues. Der erwählte Führer ihrer vordringenden Kriegsvölker, daraus der Großkönig aller Franken geworden war, bekam Untertanen; die fremden Untertanen waren von der römi-

schen Herrschaft her den Druck der Verwaltung und eine unbeschränkte Macht über sich gewöhnt. Der fränkische Großkönig lernte bei den Fremden und von den Fremden römische Art; und es gelang ihm, zunächst unter den Franken und nach den Frankensiegen in allen deutschen Stämmen den Grundsatz vom Herrentume des freien Mannes vergessen und zunichte zu machen.

Das neue Königtum dachte sich und vielleicht dem neuen Staatswesen, denn ein Volk waren seine Regierten nicht, dadurch zu dienen, daß es die alte deutsche Volksfreiheit verdrängte.

Aber dem fränkischen Königtume und, als Karl der Große Kaiser wurde, dem römischen Kaisertume und danach dem ersten deutschen Königtume wie dem Reiche, dahinter das Volk verborgen war, schlug das Hauptmittel, wodurch der König zu herrschen trachtete, zur Vernichtung aus.

Das Hauptmittel persönlicher Herrschaft waren die Amtsherzöge und Grafen, die der König für die Stämme und Gaue ernannte, daß sie an Stelle der Versammlungen der Freien träten.

Bei der Auswahl dieser Beamteten maßte sich der König völlig freie Hand an. Sie sollten als neuer Adel des Staates nur ihm verbunden sein; auf der Verbindung mit dem Könige beruhte ihr Vorrang. Manchmal, wo es klug schien, übergab er Männern alten freien Geschlechtes das Grafenamt in ihrem Heimatlande, meistens ernannte er eigene sichere Leute, zuweilen Freigelassene, zuweilen Unfreie.

Mit diesen Beamten ließ sich, solange das Königtum noch stark war, vieles ohne den Willen, manches gegen den des Volkes durchsetzen, und der Freie gewöhnte sich daran, regiert zu werden, und das deutsche Volk verlor langsam seinen politischen Sinn.

Aber das Königtum blieb nicht stark, sondern die wirkliche Macht glitt über auf die regierenden Beamten, auf die absetzbaren Amtsherzöge und Amtsgrafen. Die Amtsherzöge

machten sich zu Stammesherzögen und die Grafen zu Reichsfürsten. Sie brachten ihr Amt, dazu das Lehen, womit ihre Amtsführung bezahlt wurde, dazu andere königliche Herrenrechte als Erbeigentum an sich. Der König hatte sich frei gemacht vom Volke mit Hilfe jener Ehren, Besitz und Einfluß suchenden Männer; als diese Ehren, Besitz und Einfluß hatten, machten sie sich frei vom Könige mit Hilfe der bei ihnen Ehren, Besitz und Einfluß suchenden Gefolgschaft.

Indem sie dem Könige die Macht entzogen, wurden fast ungezählte kleine Könige aus ihnen.

Wer in früheren Zeiten etwas bedeuten wollte, mußte eine Tat getan haben; wer in der kurzen echten Königszeit, denn schon um das Jahr Tausend hatten sich die Provinzialbeamten zu Fürsten hinaufrebelliert, ansehnlich sein wollte, mußte dem Könige gefallen; in der folgenden Zeit hing fast alle Würde und Bedeutung, die ein tüchtiger Mann in öffentlichen Dingen erringen konnte, von der Beziehung zu seinem besonderen Fürsten ab, das heißt, es lernte jeder Deutsche, etwas von einem Anderen und Höheren zu erwarten, das heißt, die eigene Stärke der Tat wurde fast unwichtig vor Beglaubigung einer Leistung, das heißt, die Deutschen wurden abhängig.

Doch ist hierdurch das Bild vom deutschen Werden nicht rund. Zu zeigen bleibt die politische Folge: Dem Auslande gefiel die Zersplitterung wohl. Im Jahre 1075 erklärte der Papst, bei den Fürsten läge das Recht zur Wahl des Königs, und im Jahre 1648, als der Dreißigjährige Krieg zu Ende ging, bestimmten die Franzosen in ihrem französischen Friedensvertrage, daß die etlichen hundert deutschen Herrscher samt und sonders souverän sein sollten.

Danach kamen die Dinge, wie sie kommen mußten. Wo in der Fremde eine starke königliche Einrichtung verblieb, oder wo in der Fremde, wie in England, die alte Anschauung von der Bedeutung des freien Mannes nicht ganz vergessen ging, wurden die Staaten, die nicht weniger aus Stämmen

bestanden als das Reich, zu einigen Völkern, und diese Völker griffen hinein in die leere Welt und errafften sich Fläche und Raum, darauf und darin ihre Kinder und Kindeskinder sich frei bewegen und frei leben und frei atmen könnten, ohne bei jeder Armbewegung an den Nachbarn anzustoßen.

In derselben Zeit, vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Frankfurter Frieden und darüber hinaus, ließ sich das deutsche Volk außerhalb und innerhalb seiner Stämme auseinanderreißen; und indem es dem Fürstengezänke und der Fürsteneifersucht und dem Fürstenehrgeize diente und glaubte, solches sei Treue, ward die Welt eingeteilt, und für die Kinder des deutschen Volkes blieb kein Stück übrig, in das sie hineinwachsen könnten, ohne ein fremdes Volk zu stören.

Und die Kinder des deutschen Volkes mehrten sich dennoch und wurden in ihrer räumlichen Enge uneins und neidisch untereinander; sie begriffen nicht, daß ihnen nur Raum und Luft fehle daheim; sie meinten aus ihren anerzogenen abhängigen Gefühlen heraus, mit Parteien und Spitzfindigkeiten lasse sich das unverständliche Schicksal unverständig besiegen.

Das Schicksal kommt einen langen Weg gegangen, die Geschichte jedes lebendigen deutschen Mannes beginnt in der Frankenzeit, und als die Sachsen an der Weser erlagen.

Wenn Görge Friebott mit seinem Sohne in Feierstunden waldein schritt und die steile Schneise zum Heuberg hinaufstieg, dann hatten sie über das Jungholz der Schonungen weg zwei Ausblicke, die zu stets erneuten Fragen und Antworten und Gesprächen Anlaß gaben.

Es war da links hinab das Dorf Ödelsheim im Rahmen von Flur und Wald zu sehen und nach rechts gewandt die Fährstelle von Lippoldsberg.

Am siebten Geburtstage des Knaben standen sie Hand in Hand auf dem Lugaus. Das Kind hob den rechten Arm und sagte: „Vater, ich weiß, woran du hier immer denkst, du denkst, daß wir von Ödelsheim her sind, und daß mein Ur-

großvater dort Bürgermeister war." Görge Friebott erwiderte: „Du hast recht, aber es ist nicht dein Urgroßvater gewesen, es ist viel länger her." Als vor dem Niedersetzen der Mann nach rechts schaute, wagte es das Kind noch einmal. Es sagte: „Vater, ich weiß auch jetzt, was du denkst; du denkst, daß dort an der Fähre die Sachsen und die Franken oft miteinander gekämpft haben, und die Sachsen lagen diesseits und die Franken lagen jenseits, und zwischen ihnen ging die Furt durch die Weser." Görge Friebott wunderte sich, das Kind hatte wiederum richtig getroffen. Die Zeit war plötzlich erschienen, wo Vater und Sohn mit Bewußtsein beieinander sind.

Von diesem Tage an gewann der hochgelegene Rastplatz durch die gemeinsamen Jahre hindurch eine immer feierlichere Besonderheit für beide. Hatten früher an den Sonntagnachmittagen die zwei Zielpunkte der Sichten den Mann angeregt, über das zu sinnen, was mehr war als er selber, über Herkunft und Volk, ja waren sie ihm Denkmale gewesen, dahinter es sich gleich bewegte von Bildern, Farben und Gestalten, so änderte sich daran nichts. Nur galt es jetzt, da der Knabe bei ihm saß und leidenschaftlich zuhörte und aus dem Abendreden daheim und raschen Muttersprüchen und dem Gewinne der Schule und dem Geschehen der Woche Belege und Einwände herbeibrachte, das Überlieferte und Gefundene zusammenzurücken in deutliche Worte, nicht in lehrhafte, nicht in unabänderliche, aber in Worte, die allesamt bescheiden hilfreich sind wie gute Gesellen an einem Werke des Herzens.

Und ein Werk geschah auf dem Berge. Es lernte der heranwachsende Junge fühlen, daß jeder Mensch und alle Ereignung in einem großen Zusammenhange stehen, und spüren, daß man die Dinge also andächtig zusammensehen müsse und nicht vorwitzig auseinanderreißen dürfe, um für sich und andere einen Segen zu erringen; das heißt aber, Cornelius Friebott empfing auf dem Berge der Bildung hei-

ligsten und schwersten Teil. Dabei war der Vater doch nur der Kleinbauer, dessen Ackernahrung kaum dem sehr sparsamen Haushalte Genüge tat, und dabei hatte der Knabe keine zweite Lerngelegenheit als die Hilwartswerderer Schule. Aber Görge Friebott brachte als heiliges Bewahrnis das Erleben, den Kampf, das Sinnen und die Hoffnung des eigenen Vaters und Großvaters mit; und in ihm, dem es durch die Ungunst der Verhältnisse noch nicht glücken konnte, war der Trieb, sich mit den Voreltern auf einer Stufe wieder zu begegnen und vor sich selbst von neuem etwas zu sein und zu gelten, ungeheuer groß. Natürlich erzählte Görge da oben im Walde nicht zum ersten Male von denen, die vorher waren. Daß der älteste Görge Friebott gen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Ödelsheim Grebe gewesen sei, und daß der wohlhabende Mann dem ältesten Sohne Hof und Land gegeben und den jüngeren Sohn habe Pfarrer werden lassen, wußte Cornelius von nebenher. Er wußte ebenfalls, daß die folgende und ununterbrochene Reihe der Pfarrer zumeist in den Dörfern über dem Reinhardswalde gesessen hätte bis hinab zum Urgroßvater, der Pfarrer war in Homberg und im Schmalkaldischen, und bei dem die Not des Geschlechtes anhub. Die Not begann in einer der deutschen Franzosenzeiten. Napoleon setzte seinen Bruder Jerome als westfälischen König nach Kassel; die Pfarrer, die ihrem hessischen Kurfürsten den Eid geleistet hatten, sollten dem fremden Harlekin schwören. Der Dominus Cornelius Georg Friebott in seinem schmalkaldischen Dorfe sagte, das täte er nicht, Treue dauere ein Leben lang. Die gerade Haltung brachte ihm und den Seinen kein Glück ein, sondern die Bezüge wurden ihm gesperrt sechs Jahre lang, und er mußte bei den Bauern zur Leihe gehen. Als der Kurfürst zurückkam und es mit den Franzosen zu Ende war, dachte niemand daran, dem Pfarrer etwas nachzuzahlen, und da ein wenig später der Urgroßvater und die Urgroßmutter fast zusammen starben, hinterließen sie Schulden und drei kleine Söhne.

Auch dieser Fortgang war in der Stube und am häuslichen Tische erwähnt worden. Doch die Erklärung und den Trost, danach ein Kind dürstet und die es haben muß, wenn Gradheit zum Leide führt, die holte sich der Junge auf dem Berge. Dort geschah das Auswiegen behutsam, dort vermochte man liebzuhaben ohne Billigung, und trotz Ablehnung zu verehren. Dort mochten bei dem schweren Forschen nach den drei elterlosen Kindern sich die Augen in Gottes Namen mit Tränen füllen, da man sich nach allen Seiten wegwenden konnte; dort in Wald und Sonne schien sogar die atemverschlagende Unfaßlichkeit erträglicher, daß das eine der drei Brüderchen, als wenn es so ein rollendes kleines Kügelchen gewesen wäre, ganz verschwinden konnte und die beiden andern Waisen von seinem Wohin niemals wieder erfuhren. Görges Vater war einer von den beiden gewesen. Sie wurden jeder zum Paten getan. Der Pate von Ricus Friebott war ein Lehrer und wunderlicher Kauz. Der Brave scheute kein Opfer und keine Mühe, und es gelang ihm, aus dem Mündel und Patenkinde nach Lehrerart einen Lehrer werden zu lassen, und dazu einen nicht weniger gegen den Strich gebügelten Menschen, als er selber war. In Hilwartswerder kopfwackeln die ganz alten Leute immer noch, sobald der Lehrer Ricus einmal wieder erwähnt wird; dort endete seine Laufbahn als Schulmann. Ricus Friebott konnte weder Mensch noch Tier etwas zuleide tun, aber weil das Jagen dem Lehrer untersagt war, bildete er sich ein, er sei ein anhänglicher Jäger, und er, der wohl nie auf ein Lebendiges abdrückte, genoß es, aller Abmahnung entgegen, sich mit Flinte und Hund zu bewegen. Ricus Friebott konnte den Schnaps zum Tode nicht leiden, aber die Lehrer mußten aus dem Wirtshause bleiben, also fand er, daß der Lehrer im Wirtshause sich sehen lassen solle, damit wenigstens einer ein Beispiel der Mäßigung gebe. Ricus Friebott war innig dankbar für jede Stunde, darinnen er am einzigen und festgehaltenen Vatererbe, an einem gehegten Bücherschatze sich

erbauen konnte, aber den Lehrern war das Kartenspiel verboten, er behauptete, es sei das Mittun nötig, um die ungehinderten Dörfler durch begleitende Reden und Wohlanstand von der törichten Zeitvergeudung abzuziehen. Auf solcherlei Weise erreichte Ricus nach den achtundvierziger Jahren, als aller Wind steif zurückwehte, seine Suspension, und wie das so geht, bekam sein Name in der Folge einen Beigeschmack; das nicht mehr ausgeübte Können wurde ihm leicht vergessen. Es traf ihn viel schwerer, als er vorgab. Er gab vor, er habe schon längst aus der hessischen Stickluft heraus und fort wollen, es sei seit Jahr und Tag seine Absicht, mit Weib und Kind sich fortzumachen zu dem Bruder, der samt dem Paten schon als Bursch zum afrikanischen Kap der guten Hoffnung ausgesegelt war, und dem es dort wohlgehen sollte. Bald beantwortete er keine Anrede mehr anders, als daß die Auswanderung allernächstens bevorstünde und jedwedes darum und dafür geschehe und geschehen sei. Als dann sein Weib das bißchen Erbgeld, von dem man sagte, daß sie es erst noch erwarte, wirklich bekam, und ganz Hilwartswerder überzeugt war, daß der frühere und noch im Orte hausende Lehrer die große afrikanische Reise auf der Weser nun wahrhaftig antreten werde, was ihm allen alten Respekt wiederverschafft und viel neuen hinzugewonnen hätte, tat Ricus Friebott etwas ganz anderes.

Oberhalb von Jürgenshagen kam an einem Tage ein Stück abgeköhlertes Waldland zur Versteigerung und ein müdes altes Haus; das Haus hatte einen doppelten Nachruf, es sei zu seinen Zeiten eine von den Bramwälder Glashütten und es sei die erste Jürgenshagener Hofstätte vor allen andern gewesen. Die Menschen boten sachte an, und Ricus Friebott bot vor. Wiederholt wurde ihm von beunruhigten Kauflustigen und deren Sippschaft und Freundschaft zugerufen: „Herr Lehrer, nach dem Kap der guten Hoffnung können Sie es als Schneckenhaus doch nicht mitnehmen, und die zwölf Acker Stubbenland lassen sich nicht

einpacken." Ricus Friebott kümmerte sich nicht um die Schreier und blieb vorne und wurde Käufer. Schon am anderen Morgen begriff man, daß der Reiseplan völlig aufgegeben sei. Lehrer und Lehrersfrau und der neunjährige Junge schleppten Hausrat und zogen ihn selbander aus dem Dorfe. Des Hausrats war wenig genug, aber wegen der Kleinheit des Handwagens und dem Bergauf und weil sich in der enttäuschten und gleichsam betrogenen Gemeinde plötzlich niemand zur Hilfe vor der Öffentlichkeit bereit zeigte, ließ sich nur eine Winzigkeit aufladen. Das Gerolle und Gelaufe vor aller Augen dauerte lange genug, und zur Schärfe des Spottes und der Nachrede halfen die geschlagenen anderen Kauflustigen ihr Teil. Wenn Ricus Friebott irgendeine schlimme Bosheit begangen und ein Strafmal getragen hätte, wäre ihm kaum soviel angehängt worden. Daß das ersteigerte Haus von da an spöttisch Friebotts Kap der guten Hoffnung geheißen wurde, war die harmloseste Heimzahlung.

Für Görge Friebott war es eine Voraussetzung, daß die sehr geachtete Frau, daß Anna Friebott mit ihrem knappen Entweder—Oder und ihrem zuspringenden Urteile nicht zugegen war, wenn das leise und eindringliche Reden bei dem eigenen Vater Ricus verweilen sollte. Anna Friebott zog nie mit hinauf in den Wald; feierten Mann und Sohn, so hatte sie, wie sie gerne sagte, deshalb noch lange keine Zeit.

Im Walde klang jede Nachricht von Ricus Friebott ganz anders, das merkte der Junge bald genug. Der scheinbar gescheiterte, abwegige und ungeschickte Mann wuchs hier aus der Verunstaltung zurück in Gestalt, und Lob, Liebe und Dankbarkeit der beiden Nachfahren streichelten dem freundlichen Bilde die Hände. In Görge Friebotts Art lag es nicht, zu übertreiben, auch nicht zum Besten des verleumdeten Vaters. Er erzählte alles einfach und ungeschmückt hin. „Dein Großvater fuhr nicht nach Afrika, weil sich herausstellte, daß das Muttergeld und der sehr kleine Sparpfennig nicht

ausreichten für beides zusammen, für die Reise und für die Abtragung des Schuldrestes seines Vaters aus den westfälischen Zeiten. Dein Großvater wollte den Schuldenrest bei den Bauern nicht hinter sich lassen auf gut Glück und bessere Zukunft, obschon ihn niemand gehindert hätte. Dein Großvater, und danach ich ein wenig, denn es gelang ihm nicht ganz, er ist doch kein alter Mann geworden, haben nun alles bezahlt, und da ist keine Schuld mehr für uns." Darauf lächelte Görge Friebott in sich hinein, und sagte: „Ich glaube nicht recht, daß dein Großvater zufrieden gewesen wäre in dem neuen Lande. Er war doch auf die deutsche Muttersprache ganz versessen und auf das, was er die deutsche Sache und Hoffnung nannte. Und in dem fremden Lande hätten sie es ihm mit ihrer fremden Sprache noch weniger angemerkt, was er im Kopfe und Herzen trug, als die da unten in Hilwartswerder." Und er fuhr ernsthaft fort: „Wenn dein Großvater mit ein wenig mehr Glück geboren wäre, hätte er den Menschen ein Führer sein können, statt dessen haben ihn ein paar Toren verlacht." Und er sagte: „Wenn ich dir hier und dort eins erzählen kann, was mehr ist, als du in deiner Schule wohl lernst, dann ist das nicht von mir, sondern ist von deinem Großvater, und es war nur, daß er zu früh starb, sonst..." An dieser Stelle brach das Reden meistens für eine Weile ab. Der Junge spürte, daß die Gedanken des Mannes sich noch um den Großvater bewegten. Er begriff erst später, was Görge Friebott zurückhielt, und warum plötzlich sein Blick starr und sein Atem unruhig wurde. In der Stille sprach der Mann weiter: „...sonst, sonst hätte er mir doch dazu verholfen, daß ich hätte wieder Lehrer werden können, wie ich es hoffte, wie er es doch sicher wollte; er hätte mich gelehrt, er selbst, und hätte einen Weg gefunden; denn das war sein großer Wunsch, daß es wieder vorwärts gehe!"

Indem überfiel ihn das Bewußtsein der eignen beschränkten Mittel, die, wann der näherrückende Tag der Entschei-

dung gekommen wäre, trotz seiner und seiner Frau gewaltiger Sehnsucht, wiederum nicht gestatten würden, daß dem eigenen Kinde über die Dorfschule hinaus geholfen würde, und darum blickte er starr, und darum atmete er schwer. Das Ende der Angst war fast alle Male, daß er der Jungen berührte, nicht eigentlich liebkosend, nicht eigentlich in einer gegen das Schicksal anstürmenden Leidenschaft, sondern als könne Sehnsucht, Segen, Wunsch und schon eine Abbitte dem Kinde zugeleitet werden durch die Berührung. Dann sprach er rascher als sonst und mehr lebhaft, als gelte es sogleich eine Kenntnis zu vermitteln, die den Jungen unterstützen könnte; und hatte ihn vorher die Schau auf die Geschlechtsheimat Ödelsheim zum Reden über das Geschehen an den Vorderen und der Sippschaft veranlaßt, so lieferte der alte Fährweg jetzt Vorstellung und Gegenstand, und der Junge erhielt im Laufe der Jahre ein rundes Bild von seines Volkes Geschichte. Das Bild ward unbewußt viel breiter, als es dem eifrigen Erzähler der eigene Vater vermittelt hatte; alles das, was Görge Friebott nach der guten Anleitung in guten Büchern langsam hinzugelesen und fortwährend besonnen hatte, alles was Deutschland inzwischen erfahren und was er inbrünstig miterlebt hatte, trat hinein. In dem Bilde mochte eigenwillige Verzeichnung sein, aber diese Geschichte hatte jeder Art Schullehre ein Großes voraus: nicht wie das Wetter den Stadtmenschen, sondern wie das Wetter die sämtlichen Insassen eines Bauernhofes, so nahe ging es einen an. Daß man jeden Segen und jeden Fluch mittrage, lernte man verstehen; daß es von Generation zu Generation keine Ausführung und keine Unterlassung gebe, davon die folgenden Reihen nicht die Wirkung verspürten, daß sich einer um solche Folgenschwere wenigstens kümmern, daß einer wenigstens sehend die eigene Mitverantwortlichkeit übernehmen müsse, lernte Cornelius Friebott wo nicht begreifen, doch fühlen und heißen Herzens fühlen.

In der Stube an den Winterabenden war auch von diesen

Dingen selten ungestört die Rede. Als Görge Friebott dem Jungen das erstemal auf eine unbefangene eifrige Erkundigung unbefangene Auskunft erteilte, wurde Anna Friebott gleich unruhig. Sie witterte die Art ihres Schwiegervaters, den sie seiner Amtsenthebung und Gescholtenheit willen gering achtete. Sie hatte wegen des Alten, und trotzdem der damals schon in der Erde lag, ihren Mann fast nicht geheiratet; ja, wäre der große, stille Görge Friebott, den sie voll heimlichen Bedauerns schon zweimal zurückgewiesen hatte, nicht aus dem Kriege gegen Frankreich ganz unerwartet mit dem Eisernen Kreuze auf der linken Brustseite wiedergekommen, als einziger rundum, und wäre in jenen Tagen nicht der rauschende Jubel gewesen über das neue Reich, sie hätte es gewiß nicht getan. In ihrem Elternhause gab es kein Herauf und Herunter. Ihr Vater war königlicher preußischer Förster wie seine Väter vor ihm. Er war nach 1866 aus Altpreußen nach Hilwartswerder in das angegliederte Kurhessen versetzt worden. Die Dillings hatten keine Süchte nötig. Was war, war, und weil es war, war es gottgewollt, und weil es gottgewollt war, war es gut. Das galt für sie und die Ordnung, in der sie sich bedeutsam und behaglich fühlten. Selbstverständlich war das, was ihnen nicht gut schien, nicht gottgewollt und hatte in klarer Folge auch kein Recht zu sein. Daß sie selbstzufrieden waren, wußten sie, daß sie im Grunde höchst selbstsüchtig seien, hätte ihnen niemand klarzumachen vermocht; denn Selbstsucht, zum Donnerwetter nochmal, ist doch eine Schlechtigkeit, und sie gaben fraglos Gott, was Gottes war, und fraglos dem König, was des Königs war, und sie gehorchten unbedingt, wo sie verpflichtet waren, und sie hielten auf unbedingten Gehorsam, wo ihre Befehlsgewalt anfing. Über eine törichte Verordnung, über einen jungen stellvertretenden Oberförster, der durch Buchweisheit Erfahrung ersetzen wollte, schimpfte man sich natürlich aus; das Revier aber brachte man jedenfalls in Schuß, an Pflicht gespart wurde niemals und in

keiner Sache; ob das nun Todfeindschaft in Dörfern machte, blieb ganz gleichgültig. Warum sollte man es schlecht haben bei solcher Erfüllung? Das wohlgebaute Haus, die ordentlichen Zimmer, die kräftigen Mahlzeiten, die satte Wärme, das sichere Alter und die geschätzte Achtung standen einem einfach zu. Treue für Treue. Oben in Jürgenshagen in Friebotts Guter Hoffnung war jedenfalls das wohlgebaute Haus und die geschützte Achtung und ein behagliches Genug nicht zu erwarten, dagegen eine schwere Arbeitslast. Vater und Mutter rieten ab, Anna Friebott nahm sie auf sich, weil Görge Friebott ein stattlicher Mensch war, weil er das beredte Kreuz über dem Herzen hatte, weil er der erste war, der sie mit ihrer Starrheit, ihrer Herbheit und ihrem engen Stolze wollte, weil ein anderer und recht und besser passender Freier überhaupt nicht in sichtbarer Nähe schien und weil sie ihn auch lieb hatte und sich eines zutraute. Verliebtheit dauert nicht lange, wo immerfort schwere Arbeit drängt. Daß Görge Friebotts Anständigkeit und ordentliches fleißiges Streben sich gleich blieben, war nicht abzustreiten; und wer hätte ihr abzustreiten vermocht, daß sie sich willig in alles schickte, daß sie sich das Ungewohnte zur Gewohnheit werden ließ, daß sie sich restlos hergab für das Anwesen und für Mann und Kind. Aber ebenso sicher wie dies beides war, daß sie einen richtigen Fortschritt mit ihren Augen niemals erblicken konnte; das lag doch an etwas. Es lag doch an etwas, daß das nicht eintraf, was man verdiente, und lag nicht an ihr und vielleicht nicht an dem Manne; an dem ihr Fremden, das er mitbekommen hatte, konnte es immerhin liegen.

Anna Friebott suchte fortwährend. Es waren zum Beispiel die Bücher da. Er hing sehr daran. Sie mehrten sich ganz langsam durch seltene Käufe, seine Arbeitszeit vertat er nicht darauf. Einmal in Görgens Abwesenheit war der Ödelsheimer Metropolitan zu Besuch erschienen, er wollte gern warten und sich unterdessen die Bücher ansehen, die so

stattlich und geordnet auf ihren Brettern standen. Als sie hereinblickte, um zu entschuldigen, daß Görge immer noch ausbleibe, hatte der Metropolitan, statt sie anzuhören, nur die Hände zusammengeschlagen und gerufen: „Frau Anne, Frau Anne, was für köstliche Schätze sind das! Man merkt gleich den Weg, den die Friebotts gekommen sind, und den sie auch wieder gehen werden!" Sie war damals verlegen geworden. Sie dachte fast beleidigt an die Bücher in ihrem Elternhause; da war außer der Bibel ein schöner reiner Schiller und ein abgegriffener Zschokke und ein paar Bändchen, die der Vater schmunzelnd las und wegsteckte vor der Jugend, weil das für sie nicht passe, und noch dies und jenes mit vergessenen Namen gewesen; sie erinnerte sich auch rasch genug, daß sie im Anfang der Ehe den Mann zurückgewiesen hatte, als er aus einem der Bände, die nun köstliche Schätze sein sollten, ihr plötzlich vorzulesen anfing. Sie spann, sie sagte ärgerlich: „Behalte das Zeug lieber für dich; bei dem, was du liesest, muß einer viel zu sehr aufpassen, und dann lasse ich den Faden fallen." Sie erinnerte sich seines erschrockenen und erstaunten Blickes und ihres langen Nachärgers. Sie hatte gegen die Bücher schon eigentlich nichts mehr gehabt, sie hatte sie eifrig vor dem kleinen Kinde gehütet, sie faßte sie beim Abstäuben und Richten nun jahrein jahraus sogar mit einer Art Ehrfurcht an, nicht allein wegen des Pfarrers Lobpreisung, sondern weil sie ja ganz von selbst erkannte, daß in alle den Häusern von Jürgenshagen, dazu in der Oberförsterei und in Hilwartswerder und in Ödelsheim und Lippoldsberg dergleichen nicht wieder zu finden war, und daß sie also einen Unterschied anzeigten, wenn auch einen verborgenen, der also nichts galt.

Aber jetzt sollte mit diesen Büchern ein Neues geschehen. Der Vater versuchte wahrhaftig den heranwachsenden Jungen vor der Zeit daran zu bringen. Er las wieder laut, er hing Reden an, die doch für den Jungen kaum taugen konnten.

Es begann auf folgende Weise: Die beiden erzählten sich von den Sachsen und Franken. Von den alten Kämpfen an der Weser schwatzten sie ja gern. Dieses Mal kam es aus der Schulstunde her. Der Junge sagte: „Die Sachsen schieden sich nach ihren Wohnsitzen in Westfalen, Ostfalen, Nordelbier und Engern, die Engern saßen an beiden Ufern der Weser, wir sind Engern, Vater!“ Der Mann und der Junge und wohl auch der Lehrer hielten es mit den Sachsen. Die Frau hatte in der Schule gelernt, daß die christlichen Franken und zuletzt der große Karl den wilden heidnischen Sachsen die Taufe und Gesittung brachten, und weil das gut war, hatte sie sich immer an dem Frankensiege gefreut. Der Junge berichtete: „Unser Lehrer sagt, daß das Christentum zu den Sachsen getragen wurde, ist schön gewesen, aber wie es ihnen aufgezwungen wurde, das hätte unserm Herrn Jesu kaum gefallen können. Unser Lehrer sagt auch, durch den Sieg der Franken über die Sachsen ist vieles gute Deutsche leider verloren gegangen, und wir haben das heute noch nicht ganz wieder.“

Sie sah, daß Görge Friebott eifrig nickte, da horchte sie auf. Der Junge fuhr stolz fort: „Ich weiß, was verloren ging. Unser Lehrer sagt, bei den Sachsen war damals noch fast alles so wie zu Hermanns Zeiten, und das hörte auf, und es kam viel Fremdes.“ Dann sagte er kindlich: „Vater, weißt du richtig, was verloren ging, und was das Fremde war?“ Statt einer knappen Entgegnung erhob sich der Mann, er ging zu den Büchern, er sagte, er werde dem Jungen, dem zwölfjährigen Jungen, aus einem großen Geschichtsbuche einmal herauslesen, wie es in früherer Zeit bei allen deutschen Stämmen und danach und zuletzt noch bei den Sachsen zugegangen sei. Da bekam nun der Junge zu hören, so schien es der Mutter, und ihre Ohren betrogen sie doch nicht, die Obrigkeit tauge nichts. Denn was bedeute es anders, wenn in dem Buche stand: Alle staatliche Ordnung der Deutschen ging davon aus, daß die Gesamtheit des

Volkes und sie allein über Wohl und Wehe zu entscheiden habe, und daß jeder freie Mann, wo es sich um das Ganze und damit auch um sein eigenes Schicksal handle, sein Wort in die Waagschale legen könne und müsse; und wenn der Mann sagte, die Kraft, das Vermögen und die Pflicht hierzu hätten die Deutschen vor lauter neuen Obrigkeiten damals zu verlernen angefangen und immer mehr verlernt.

Sie saß ganz starr, sie sagte über den Tisch in das Zimmer hinein ohne Blick auf Mann und Kind: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wenn ich bedenke, was uns hier fehlt, und warum es uns fehlt, dann scheint mir dieser Spruch aus der Bibel besser! Und Cornelius und jeder Mensch soll ihn gehörig beachten lernen."

Görge Friebott tat das Buch zu. Er fand in seiner Langsamkeit keine rasche Lösung. Er sagte verlegen: „Unsere Mutter hat gewiß recht."

Der Junge fühlte, es sei nicht gut, das Gespräch weiter zu treiben. Er krillte wie die Eltern Bohnen aus den trockenen Hülsen. Seine Gedanken huschten rückwärts entlang am Geschlechte bis zu den Vorfahren, die aus ihren auseinandergelegenen Einzelhöfen bewaffnet schritten zu den Versammlungen um Neumond und Vollmond. Erst nach einer Weile gerieten die Gedanken heim an den Einwurf der Mutter und erschraken sich nun erst an dem Widerspruche. Als Görge Friebott vor Einschlaf noch einmal zum Viehe ging, konnte sich der Junge nicht zurückhalten. Mit rotem Kopfe und drohenden Augen begehrte er: „Mutter, war der Franzosenkönig in Kassel, dem der Urgroßvater nicht schwören wollte, auch eine Obrigkeit von Gott?"

Da wurde Anna Friebott böse und schalt: „Junge, was redest du da und was für ein Gesicht machst du mir?" Und im Bett noch murrte sie und blieb lange wach und lud von neuem Ärger auf die Bücher.

Es traf aber nicht zu, wie sie es sich auslegte; sondern Zweifel, Ansturm und Aufbegehr kamen am meisten durch sie in das Kind und zwangen von diesem aus den Mann zur Anspannung aller seiner stillen Kräfte beim Ausgleiche.

Und die Verschiedenheit der beiden Eltern gedieh dem Sohne zu keinem leichten, doch zu einem tiefen und reichen Leben.

Das übergebliebene Dorf im Reinhardswalde heißt Gottsbüren. Gedrängt und bunt und buckelig stehen die alten Häuser beieinander im Kessel, ein breiter Bach windet sich zwischen ihnen durch. Die Kirche mitteninne ist hoch und trotzig und wahrt Züge alter Pracht und herbeigerufener Kunst. Als im vierzehnten Jahrhundert die Einkünfte des Lippoldsberger Klosters sich so sehr verringert hatten, daß selbst der Gottesdienst kaum mehr abgehalten werden konnte, wie es die Ordnungen vorschrieben, ward oben auf der Sticklenhalbe am Pfade von Lippoldsberg nach Hundesburen ein wundersamer Fund getan. Es traf bald nach Ostern, der Wald stand noch nicht im Laube, aber war voll leuchtender Sonne. Da lag ein magerer Mannesleib mit einem Hüfttuche auf dem Farrenplatze. Der Leib war starr und unverwesen, er schien, obgleich gestorben, nicht tot, er zeigte Wundmale gleich den heiligen Wundmalen des Gekreuzigten, aus den Wundmalen flossen langsame Tropfen roten Blutes. Kohlenbrenner und Klosterknechte trugen den Körper in das Dorf Hundesburen, denn der Weg dahin war näher und bequemer als nach Lippoldsberg. Sie legten die Leiche nieder in dem Hofe, der dem Kloster Lippoldsberg angehörte. Der Klosterpropst von Lippoldsberg wurde benachrichtigt. Es geschah dann so, daß erst in der Nachbarschaft noch zögernd und geheimnisvoll und alsbald in immer weiteren

Kreisen und Fernen, und nun wohlbestätigt, die unerhörte Kunde sich verbreitete: Im Reinhardswalde haben sie nach 1300 Jahren den heiligen Leichnam mit blutenden Malen frisch und makellos gefunden, in Hundesburen in der Kapelle ist dem Körper des Heilandes ein neues Grab bereitet worden. Und schon ehe daß es voller Sommer war, kamen durch die Wälder mit frommen seidenen Fahnen und sehnsüchtigen Gottesliedern die Gruppen und Züge von Wallern in den Kessel, um zu bitten und zu opfern. Da wurde der Name Hundesburen in Gottsbüren verwandelt, da wurden vom Rheine Baumeister und Werkleute herbeigezogen und ein Teil der Opfergaben wurde genützt, eine rechte Kirche über dem neuen Jesugrabe zu wölben und zu schmücken; da begann der Mainzer Erzbischof auf hoher Basaltkuppe eine Stunde abseits, die feste Zapfenburg zu türmen, damit der Wallfahrtsort, und was dem Mainzer Stuhle daraus zufloß, geschützt werde, da gründeten die Lippoldsberger Klosterfrauen in Gottsbüren ihr Tochterkloster, darinnen das Leben vielleicht weniger gottselig war als im Mutterhause, aber für junge Augen und junge Herzen schon allein der wachsenden Pilgerscharen aus allen deutschen Landen wegen wie ein unerwartet glückhaftes Geschenk, und da gewann nicht zuletzt das Lippoldsberger Kloster neue Mittel. Fast zweihundert Jahre lang streiften die blauen und roten und weißen Kirchenbanner, die gläubigen Stickwerke und die goldenen Quasten bald häufiger, bald seltener, je nach dem Gewelle von Vergessen und Erinnern der uralten verknorpelten Eichenstämme und Birkicht, Buch und Tannicht der Waldberge; dann tat die Reformation den Fahrten Einhalt. Gottsbüren wurde ein stilles und unbesonderes Dorf. Nur freilich, daß die nahe Zapfenburg oder Sababurg blieb mit ihrer farbigen Bewegung und rasch zunahm an Ruhm, weil die hessischen Landgrafen von ihr aus im wildschweren Forste den Sauhatzen und anderen Arten der Jagd oblagen und in der

Halle und im Walde bei glänzenden Festen fürstliche Gäste bewirteten. Und nur, daß Gottsbüren litt, wie die meisten deutschen Dörfer, an fremder Kriegs- und Würgelust. Im Oktober des Jahres 1623 kamen Tillysche Truppen von Hilwartswerder herauf. Sie überrannten die Burg und besetzten das Schloß, und während in den prunkvollen Gemächern, deren jedes den Namen eines jagdbaren Tieres trug, Tillys Offiziere hausten wie das Vieh, das sie waren, und alles verdarben, schleppten unten die Söldner Männer und Frauen aus Gottsbüren mit Geld, Stalltieren und Futterung in den Hof und die Wirtschaftsräume und hatten ihren Spaß daran, die ausgeplünderten im baren Hemde einzeln zurückzuhetzen in das geleerte Dorf. Drei Winter und drei Sommer dauerte die Qual. Sie war noch unvergessen, als 1760 die Franzosen erschienen und die Burg einnahmen und im Hinundher von zwei Jahren es kaum weniger arg trieben als die Tillyleute.

Aber danach war es wahrhaftig still und ereignislos bis auf das glanzlosere kurfürstliche Waidwerk. Die Leute der Weserdörfer sagten, an der Jagd im Reinhardswalde nähmen die Gottsbürener einen herzhaften Anteil, nicht als geladene Gäste von Landgraf und Kurfürst, auch keineswegs in Diensten, sondern gemeint war, daß unter den Bewohnern des Ortes nicht wenige seien, die mit Eifer die alte Freiheit von Wald und Wild für sich beanspruchten und ihre List und ihre Leidenschaft und Heimatskenntnis dem Scharfsinne der Förster wohl entgegenzusetzen verstünden. Die Nachreder waren um nichts besser, in ihnen steckte derselbe Hang, und wahrscheinlich ärgerte sie nur die leichtere Gelegenheit des abgeschiedenen Walddorfes und der größere Wildreichtum seiner Umgebung.

Bald kam in Jürgenshagen und Hilwartswerder und dann in Ödelsheim und Lippoldsberg und schließlich weiter herum um den Wald eine Geschichte auf, die die Gottsbürener sehr kränkte; es hieß, es sei vor der Gottsbürener

Kirmes gewesen im September, wenn jeder zusieht, daß in seinem Hause an Fleisch und Kuchen kein Mangel ist. In Gottsbüren mag ein Gast Wildbret erwarten. Die heimlichen Jäger taten sich zusammen und zogen aus, und am Morgen wußten die meisten Frauen, sie hätten ihr Stück eines Hirsches zu erwarten. Sie erhielten das Fleisch. Weil es nun ein glühend heißer Nachsommer war und noch verschiedene Tage hin bis zur Kirmes, beschloß diese und jene den Braten anzuschmoren. Als die Töpfe zugesetzt waren und bald dem brodelnden Fette das Wasser beigegossen wurde, begann ein unheimliches Schäumen auf allen Herden. Da rief die Nachbarin der Nachbarin zu: „Nabersche, min Fleesch schömet ton Potte rut. Schömet ju Fleesch auk so?" Und die Nachbarin antwortete der Nachbarin durch das Küchenfenster: „O Naberſche, min schömet jo tor Överdöre rut!" Es vermißte um diese Zeit der Müller seinen seit kurzem erhandelten Esel, er hatte ihn zuletzt ins Gehege getrieben zum Grasen, und daß er sich gefallen lerne am neuen Orte. Der Müller fand den Esel nicht, er fragte auf der Burg und auf dem Beberbecker Gestüte und natürlich in den Försterhäusern, und er kam zuletzt nach Gottsbüren. Der Grebe nahm die Verlustanzeige auf, zu sagen wußte er ebenfalls nichts. Als aber der Müller nachdenklich über die Dreschdiele des Greben schritt, um davonzugehen, traf es sich, daß die Türe zur Kammer hinter dem Stalle aufgeklinkt stand, und da hing im Dämmer, doch für schnelle Augen ganz deutlich, eine vor kurzem abgestreifte Haut, und für des Müllers Augen war es ein Eselsfell, und zwar das Fell seines Esels. Der Müller deutete mehr erschrocken als ärgerlich, denn auf so kurzen Blick mag man doch niemand anschuldigen, mit dem Daumen über die rechte Schulter. Aber der Grebe zog gleichmütig die Kammertüre zu und sagte augenzwinkernd: „Jo, jo, det is det Fell von dem Hirsche, und ich hoffe, des Fleesch schmecket dir gut beim Kirmesessen."

Seitdem diese Geschichte Verbreitung fand, nannte man in den Weserdörfern die Gottsbürener „Eselsfresser", und wo ein Mann als Gottsbürener kenntlich ging und die Fuhre oder das Geschleppe nicht im Stiche lassen konnte, krischen die Flegel des andern Ortes: „Hannjost, scheet to, et maach sin Hirsch, Esel oder Ko!" Dies alles brachte die Gottsbürener sehr auf. Und als ein ahnungsloser Handelsmann mit seinem Esel einmal durch das Dorf kutschierte und beim Paukenschlage des Ortsdieners vor einem Aufrufe das Tier scheute und der Handelsmann begütigend sagte: „Ach, se will dik doch nich freeten!", ging es ihm schlecht und er wurde fast totgeschlagen. Die Nachbarschaft, die also den Treffschuß merkte, erfand immer neue Anzüglichkeiten; davon ist die eine geblieben, daß einer leise den Zipfel des Rockes zwischen den zusammengefalteten Daumen und Zeigefinger hindurchzieht und mit dem also nachgeahmten Ohre winkt, verstohlen, wo es Hiebe geben kann, wo die Lacher auf seiner Seite sind, unverstohlen.

In den achtziger Jahren war Bartolt Wessel der verwegenste und eifrigste Schütze ohne Jagdschein und Recht in Gottsbüren. An der Niederjagd hatte er keine Freude. Schlingen aus geglühtem Kupferdraht stellte er nicht auf; als sein ältester Sohn Martin ihn einmal mit einem in der Schlinge gefangenen Reh überraschte, da schlug er den Jungen halbtot; er verkaufte auch nicht etwa gewerbsmäßig und aaste nicht, sondern seine Gänge auf Hirsch und Sau geschahen alle aus einer ererbten unbändigen Lust am Abenteuer und am männlichen Gebrauche der Ursinne. Er gehörte zu den Menschen, die vorne sein müßten, wo der Rand der Menschheit sich in ein Neuland verschiebt, und die dort mächtig nützlich sind, für die aber im Haufen, wo eng bei eng steht, kein Platz ist. Bartolt Wessel war im übrigen genau, ehrlich und ordentlich und stets bereit, aus seiner Kraftfülle ein Besonderes herzugeben, seine Kinder sahen schlank aus und blond, als seien sie im Walde

zwischen Buchen gewachsen, und daß nicht Kelte oder Slawe, Welscher oder Jude ihr niedersächsisches Blut versetzt hatte, war ganz deutlich.

Bartolt Wessel kannte einen Kerl in Hilwartswerder, der hieß mit seinem Spitznamen der schwarze Muck. Bartolt Wessel achtete den kleinen Schwarzen gering, dennoch lief erst Martin und dann Wessels zweiter Sohn als Bote zwischen den beiden Ortschaften und dem Vater und dem schusternden Zwerge ab und zu. Zerrissene oder geflickte Schuhe trugen sie dabei niemals in den Händen. Der schwarze Muck war Junggeselle, er tat alles das in Wald und Feld, was der Gottsbürener nicht tat. Er hing und grub und schlug, er schwefelte und stellte und stach, er hatte Blutdurst gegenüber seinen Beutetieren wie ein Marder, und die Beute begann bei Sperling und Drossel, bei Nestern und Setzhasen. In Förster Dillings Zeiten und als junger Mensch hatte Muck eine Büchse gehabt, die gar nicht zu ihm paßte. Dank der Büchse und ihrem törichten Knalle war es Dillingen gelungen, den gehaßten Burschen zu packen und ihn recht und fest ins Loch zu bringen. Als das Jahr und die sechs Monate um waren, schaffte sich Muck an Stelle des beschlagnahmten Gewehres kein neues an, sondern betrieb die Sache von jetzt ab, wie er für sie geboren war; und obgleich jedweder sein Wesen kannte und Dilling und Dillings Nachfolger ein krebsrotes Gesicht bekamen vor Zorn, wenn sie den Untersetzten daherschlüpfen oder rauchend dem Forsthause gegenüber auf dem Steinhaufen sitzen sahen, faßte ihn keiner mehr... Unter seinen schlimmen Fertigkeiten hatte der Schwarze eine unerklärliche Gabe: er konnte ein bestimmtes Stück Wild mit erschreckender Sicherheit dahin drücken, wohin er es haben wollte. Es war viel mehr als die genaueste Revierkenntnis bei ihm, die er natürlich besaß. Selbst unter Branntwein, unter dem war er oft, und dazu im Finstern behielt er im kleinen Finger, welche Gänge und Wiedergänge zu machen

seien, um das eine falsche Richtung nehmende Stück herumzuholen. Grobe Schreckmittel, wie rasch abgerissene Streichhölzer und dergleichen, benutzte er nie. Ihm brach nichts aus, so sehr es trachtete. Es war eine ganz unheimliche Kraft, als müsse das Getier dem Kleinen gehorchen, der es doch jedesmal zum Tode führte, sei es den eigenen Fallen und Fanggeräten zu, sei es vor einem fremden Lauf. Die Beziehung zwischen Bartolt Wessel und dem Unterwüchsigen bestand darin, daß der Große des Kleinen eigentümliche Gabe verwandte, wenn es ihm in den Sinn kam. Er stellte ihn dann an wie einen Hund, befahl und bestimmte, und sobald das Stück lag, danach Bartolt Wessel aus war, empfing der Zutreiber so viel Fleisch wie er wollte, auch seinetwegen das ganze Fleisch, wenn es dem Schwarzen bequem lag oder dieser einen Abnehmer hatte. Bartolt Wessel fragte nicht wieso und warum. Noch eine andere Nützlichkeit hatte der Schwarze, er wußte erstaunlich genauen Bescheid über die Förster, ihre Eigenheiten und Pläne; es war, als wenn er überhaupt nicht schliefe, sondern vor jedem erreichbaren Forsthause zugleich läge und erspähe, wann und wohin der Förster zum Kartenspiele sich begebe, wann die Schlafzimmerläden aufgestoßen würden, wann Licht gemacht werde, wann der Förster schließlich zu Holze gehe und wann einer in gefährliche Unregelmäßigkeiten verfalle. Natürlich trugen andere dem Schwarzen den größten Teil des Wissens zu. Von der geheimnisvollen Kraft machte Bartolt im Laufe der Jahre immer seltener Gebrauch. Irgendwie ärgerte ihn, daß das freie Tier hermüsse vor den schnapsstinkenden Kerl, aber manchmal brauchte er das Stolzgefühl, daß ein anderer gerade das eine bezeichnete Stück angestrengt und schwitzend und atemlos vor ihn hinzuführen habe nach seinem Willen und Befehl, während er selbst mit allen Sinnen wach und genießend am Wechsel stand im dämmernden Walde und als dessen Herr.

Einmal in der Feistzeit kam Wessels zweiter Sohn angetrabt. Er bestellte: „Schwarzer Onkel, Ihr sollt heute zu meinem Vater kommen." Es war Sonntagmorgen. Muck richtete an einem Fuchseisen, dann und wann trank er einen Zug aus einer Flasche, er tat, als bemerke er das Kind nicht. Der Junge stand, die Mütze in der Hand, an der Türe und sah scharf hin, nach einer Weile wiederholte er die Aufforderung. Muck begann unverständlich und böse zu murmeln, endlich antwortete er, er wolle nicht, der Tag sei nicht gut. Er sagte ein paarmal: „Ist das heute eine Passe? Nein, das ist heute keine Passe!" Schließlich fragte er doch, was es gäbe, erklärte aber im gleichen Atem: „Sage deinem Vater, daß ich heute nicht will!" Der Junge spürte die Unentschiedenheit und straffte sich und befahl fast: „Der Vater sagt, es gebe etwas zu tun, der Vater sagt, Ihr sollt sicher kommen und zur richtigen Zeit."

Vielleicht klang es allzu keck, jedenfalls brach ein ungewöhnlicher Zorn aus bei dem Schwarzen, er warf mit dem Stellschlüssel, doch das Kind wich geschmeidig zur Seite und stob lachend hinaus, das Eisen knallte schwer an die Türe.

Zu Hause erzählte der Junge gleichmütig, der Schwarze habe keine Lust, aber er werde kommen, und nichts mehr.

Als der ganze Ort und Wessels Frau und Kinder schliefen, erschien Muck. Wessel hörte am Aufbellen der verschiedenen Dorfhunde, daß einer auf der Hilwartswerderer Straße herannahe und ließ ihn in die Stube. Er merkte, daß der Schwarze unwirsch sei. Er selbst war bei Laune, er hatte untertags geschlafen, er sagte: „Muck, was ist das wieder mit dir? Wir hätten mit dem Monde draußen sein können, der Sababurger Förster ist auf Hochzeit gefahren." Der Schwarze huckte sich nieder auf einen Stuhl, er saß mit gerunzelter Stirn und starrte finster vor sich. Wessel sagte: „In drei Stunden wollen wir fortmachen, du kannst noch eins schlafen." Der Schwarze murrte: „Ich

will nicht schlafen, nä, ich will nach Hause gehen." Wessel sagte: „Mann, du bist nicht gescheit, du kommst doch von Hause." Er trat an den Kochofen und brachte Kessel und Tasse und schenkte ein. Der Schwarze schob die Tasse zur Seite. „Kaffee ist kein Trank für mich, und heute ist das keine Passe!" Wessel sagte: „Mann, du hast doch sicher genug geladen!", aber er brachte eine Flasche und goß zu in den heißen Kaffee. Danach schien es ihm, daß der Schwarze auftaue, und er begann von dem Vorhaben zu sprechen. Es habe ein ungeheuer starkes Hauptschwein mit breiten, dicken Knorpeln auf dem Rücken im Sababurger Bruche sein Lager. An dem Malbaume über der Holzape reibe es so hoch wie ein Kalb. Der Keiler sei erst seit einigen Wochen zugekommen, nachdem ihn unten bei Hemeln ein Bauer im Hafer zur Nachtzeit mit Schrot angekratzt habe. Der Alte sei mächtig flüchtig und mißtrauisch, erst habe er sich jeden Morgen in der Suhle unter dem Tiergarten eingeschoben, neuerdings trabe er, bevor er das Lager aufsuche, zur Suhle über dem Wilden Teich und quatsche da herum. Er halte nie einen bestimmten Wechsel und lausche immer und sei stets auf dem Sprunge und bereit, sich rückwärts oder seitwärts durchzuschlagen. Wessel erzählte, unbekümmert und wachsenden Eifers. Er hatte nach seiner Art schon den weiten Wald in den Nüstern. Er entwickelte den Plan. Er gab diese Stelle an und jene, er fragte: „Du weißt doch, du kennst doch", und wartete keine Erwiderung ab und brauchte sie auch nicht abzuwarten, denn natürlich kannte der schwarze Muck den Forst so genau wie er. Zuletzt sagte er anfeuernd und beinah bewundernd: „Mann, wenn du den Alten mir zudrücken kannst, dann bist du ein Meister, hörst du, dann bist du ein rechter Meister!", und hatte schon das sieghafte Gefühl dabei, als käme der Keiler noch triefend vom Schlamme der Suhle auf ihn, den harrenden Schützen, zu. Er erschrak fast, als Schwarzert ohne aufzuschauen wieder

trotzte: „Nä, nä, das ist heute keine Passe! Nä, nä, in den Sababurger Bruch will ich heute nicht gehen!"

Um zwei Uhr brachen sie dann doch miteinander auf. Der schwarze Muck war bald nach dem Widerspruche, den Kopf auf den verschränkten Armen, fest eingeschlafen. Wessel hatte sich auf einen Stuhl in eine Ecke der Stube gesetzt und war im Anblicke des Schwarzen selbst unschlüssig und ungewöhnlich unruhig geworden. Mehr um ein Ende zu machen, hatte er um halb zwei den Schwarzen geweckt, der hatte gleich wieder Schnaps verlangt und hatte dann auch den Schnaps mit einer frischen Tasse heißen Kaffees zögernd ausgeschenkt bekommen. Er war jetzt wie verwandelt. Er prahlte mit seinen Künsten, und daß es kein Tier gebe, das er nicht zu zwingen vermöchte. Auf den Dorfstraßen schwätzte er laut weiter, alle Köter kläfften, Wessel mahnte und drohte verhalten, noch zuletzt an den Mühlen gab es einen Höllenlärm.

Sie nahmen die Holzschleife, Wessel wollte die Höhe der Waldstraße gewinnen und im Forste die Burg umgehen. Der Schwarze trottete knapp vor ihm. Obgleich ein leiser Wind von Südwesten in den Wald stand, meinte Wessel fortwährend den Schnapsdunst zu riechen. Er herrschte: „Gehe hinter mir, du riechst zu sehr vom Schnapse", der Kleine gehorchte. Danach schien alles wohl. Der Kleine sprach nicht mehr, und die Stille des Waldes und die Frische der Nacht verwischten Wessels Unmut. Er schritt leise und gleichmäßig und schnell. Er dachte an gar nichts, nicht einmal an den Keiler, sondern atmete mit den Bäumen, und seine scharfen Sinne waren um ihn wie mühelose Vorposten, er war froh wollen zu können und in freier Luft frei zu sein.

Er spürte plötzlich, daß der Kleine nicht mehr folge. Er rief nicht, sondern ging die ganze kurze Strecke zurück. Der Kleine hatte es sich auf einem Stumpfe bequem gemacht und war dabei, die Pfeife in Brand zu setzen. Wessel

überlegte: „Schicke ich ihn besser nach Hause? Das Drücken mißrät ihm heute doch, als Kameraden habe ich den schwarzen Muck nicht mit, nein, als Kameraden gewiß nicht!" Er war ganz unböse, er sagte gerade so laut, als zum Verstehen nötig war: „Mensch, wie kannst du jetzt rauchen?" Muck antwortete: „Ja, ich gehe nicht weiter, im Fuldebruch sind auch Schweine." Wessel sagte: „Na, also rauche deine Schweine im Fuldebruch an, bis sie Husten kriegen, aber dann laufe nach Hause und schlafe deinen Rausch aus!"

Der Schwarze war ihm wieder zur Seite, bevor er einen neuen Entschluß gefaßt hatte. Der Schwarze rauchte nicht mehr, er nahm sich deutlich zusammen. Er flüsterte: „Du glaubst, daß ich das nicht kann mit dem Keiler, hä?" Wessel sagte: „Ich glaube, daß du betrunken bist." Der Kleine sagte: „Ich kann den Keiler drücken, nur mit dem Sababurger Bruche ist das keine Passe!" Wessel sagte: „Laß mich jetzt in Frieden, und mache dich nach Hause!"

Da geschah es so, daß der Schwarze fast weinerlich zu quälen anfing, sie möchten das Vorhaben dennoch zusammen ausführen, und geschah es so, daß Wessel jetzt gegen Lust und Willen ihm gehorchte.

Der Schwarze ordnete alles an danach. Der Schwarze sagte: „Paß auf, ich werde ihn von der Suhle herauf bringen, und diesen Wechsel soll er halten. Du mußt nur warten. Du hast lange Zeit. Tue die Pferdedecke gleich um."

Der Regen begann vor rechtem Büchsenlichte zu fallen. Er stach dünn und kalt und dicht herunter, aber an Wessels eigenem Standorte blieb es trocken die ganze Wartezeit hindurch.

Wessel dachte: „Schwarzert wird naß bis auf die Haut."

Er dachte: „Ich wollte es so nicht haben."

Er dachte: „Ich habe mich recht an der Nase herumführen lassen von dem Saufbruder."

4*

Er dachte: „Wenn er nur nicht irgendwo im Walde liegen bleibt, der Kerl."

Er dachte: „Wenn ich einmal nicht heimkomme, was dann? Wie wird es unserer Mutter und den Kindern dann gehen?"

Er dachte lauter Dinge, die ihm sonst nie in den Sinn gerieten und vor allem dicht draußen im Forste. Er dachte diese Dinge freilich nicht nah und nicht scharf, sie glitten fern und nebelhaft vorüber, aber sie ärgerten ihn schwer. Er vertröstete sich anfangs, daß alles dies ein Ende haben müsse. Er hatte keine Uhr in der Tasche, und bei dem Stichregen betrog das junge Licht. Immer, wenn eine neue Wolkenschicht Wasser ließ, wurde es wieder dunkler, aber Muck blieb aus über jedes Verständnis.

Wessel horchte angestrengt. Er strengte sich so an, daß er ein paarmal aufschrak, als Tannenzapfen hinter ihm von den Bäumen kullerten. Einmal auch sprang er auf und backte an und zielte, obgleich sich da nichts regte. Er hatte noch nie ein solches Fieber ausgehalten. Er verspottete sich, er bemühte sich durch kräftiges Atmen seiner selbst Herr zu werden. Das Atmen freilich klang ihm gleich viel zu laut. Man kann doch am Wechsel nicht blasen wie ein dämpfiges Pferd.

Er erschrak nicht, als er sich sagte: „So, da sind sie! Der Keiler hält den Wechsel nicht. Der Keiler hat den Wechsel überfallen, er nimmt die falsche Richtung, jetzt versucht er ganz auszubrechen ..."

Es geschah weitab, daß der Keiler den Wechsel überfiel; Bartolt Wessel vernahm in der Tat gut.

Es blieb dann eine Viertelstunde lang grabesstill, vom stärkeren oder schwächeren Pfeifen des Regens abgesehen und abgesehen von den Meisen, die ab und zu flogen im Holze und riefen.

Nach der Viertelstunde wurde deutlich bemerkbar, daß in der Dickung gegenüber zwei Wesen sich vorsichtig be-

wegten, sehr vorsichtig, sehr behutsam. Es wurde bemerkbar, daß die beiden Wesen ein Spiel miteinander spielten in Zug und Gegenzug, und daß es ein Spiel wäre auf Leben und Tod. Die Bewegungen des einen Wesens blieben hastlos und scheinbar gleichmütig und zielsicher, sie hielten immer wieder dasselbe Maß. Die Bewegungen des anderen Wesens nahmen zu an Hast und Geräusch bei immer kürzeren Pausen.

Wessel dachte: „Wohin er wittert, überall ist Mucks Schnapsgestank um ihn, was soll er da machen? Jawohl, er möchte freie Luft!"

Es stellte sich jetzt auch das ein, was Bartolt Wessel schon zuweilen gehört zu haben glaubte, wenn der schwarze Muck sein Tier heranbrachte. Es hing ein Klageton im Walde ganz kurz und immer häufiger. Der Keiler schnaufte, und das Schnaufen klang aus in einen gepeinigten, in einen gehetzten, in einen ratlosen Laut.

Wessel dachte: „Jetzt spürt er, daß kein Davonkommen ist. Darin mag sich kein Lebendiges ruhig schicken."

Wessel dachte auch: „Nach diesem Schusse will ich mit Muck nichts mehr zu tun haben. Es ist, als wenn man ein Tier in einen Käfig zwingt und dann totschlägt."

Er war zu dieser Zeit wieder kräftig und schußbereit und mit allem klar und fertig. Das Gewerf wollte er mitnehmen. Das Wildbret sollte ganz dem schwarzen Muck gehören, der mochte sich darum kümmern, der mochte machen, was ihm beliebte, der mochte sich, wenn nichts anderes, auch einen Fleischrausch daran anfressen, wie er es nicht minder gerne tat. Die Büchse, ja die Büchse sollte im Forste bleiben, weil er wünschte, schnell und unbehindert geradeswegs nach Hause zu Frau und Kindern zu gehen und zur ordentlichen Arbeit.

Indessen veränderte sich etwas in der Dickung. Die eine Bewegung, die störrische, die stürmische, die schwere hörte auf; als sie nach aller Erwartung einsetzen sollte, war

plötzlich Schweigen. Eine Weile verhielt sich jetzt auch die hastlose, die scheinbar gleichmütige und zielsichere Bewegung. Es trat da völlige Ruhe ein selbst vom Regen, es wurde hell und grell, es regten sich viele unbekümmerte Vogelstimmen in der Dickung und über dem Tannicht um Wessel. Wessel lächelte: „He, Muck, der Waldmann ist doch stärker als du, ei wohl, er hat sich eingeschoben und narrt dich! Nun suche, Kerl, du tust es dennoch vergebens!"

Sobald von neuem Bewegung laut wurde, war sie von jeder der beiden früheren ganz verschieden. Sie ging um und um, Wessel stand aufrecht. Ein paarmal setzte er an. Als die Geräusche ihm wieder zuschwangen, fragte er tonlos in die Dickung und Richtung: „Bist du das, Muck? Bist du das? Wenn du es bist, dann höre auf!" Er horchte, es kam keine Antwort, auch kein Zeichen einer Antwort; sondern die Bewegung entfernte sich, sie entfernte sich allerdings nicht weit. Sie kam zurück auf ihren eigenen Spuren. Wessel fragte zum zweiten Male tonlos: „Bist du das, Muck? Bist du das? Wenn du es bist, dann gib es auf! Ich will, daß du jetzt redest, wenn du es bist!" Niemand erwiderte. Ein Halt geschah, wie ein kurzes Sichern, und dann nahm es die Richtung auf Wessel.

Der enge Wildpfad gegenüber muß es herausbringen, wenn es nicht noch ausweicht. Davon, daß ein Mensch sich so bewegt, ist keine Rede. Der Keiler will sich davonmachen, traut nicht ganz, prustet ärgerlich und unschlüssig, aber kommt, kommt, das leidet gar keinen Zweifel.

Jetzt sieht Wessel auch den Schild, es hat keinen Sinn, lang zu zögern und lang zu zielen; scheint der Wind gestorben, so ist die Luft doch immer noch genug in Fluß, um die Witterung zuzutragen.

Bartolt Wessel ging bei den Vorderläufen herauf...

„Bartolt Wessel, bedenkst du nicht, daß der schwarze Muck mit dir einen Possen treiben könnte? Wenn er zum Beispiel aus deinen törichten Fragen rasch erkannt hätte,

daß du dich im Fieber befindest? Dem Schwarzen ist es leicht, irgendein Tier täuschend nachzuahmen..."

Bartolt Wessel faßte Haare, so schien es ihm selbst, und gab Dampf.

Wie der Knall hin und her gestoßen wird und gar nicht zu Ende will! Und was ist das, das da polternd laut die Dickung durchbrechend flüchtet? War ein anderes Tier in der Dickung im Kessel? Denn, worauf der Schuß fiel, das liegt, das kam nicht hoch.

Bartolt Wessel lädt gewohnheitsmäßig. Der Pulverdampf steht noch vor ihm in der Flaute und Feuchtigkeit. Bartolt Wessel bedenkt jetzt, daß der schwarze Muck ihm einen Possen gespielt haben könnte, obwohl er doch mit eigenen Augen den Schild sah und dann auch die Vorderläufe und doch auch die Wolle unter der Brust und das erhobene Gebrech.

Bartolt Wessel ging also hinüber...

Auf allen vieren hatte sich der Kerl herangeschoben, den Hut zwischen den Zähnen.

Jetzt war er auf den Bauch geplatscht. Die Kugel war ihm da links vom Halse unter dem Schlüsselbein eingedrungen und hatte das Herz geschont, aber den Oberkörper durchfahren. Er schweißte nicht stark. Das Wunder war, daß er den Kopf mit den schlitzartigen Augen noch hochhalten konnte. Freundlich sah es nicht aus den Augen heraus, sondern beides, böse und ängstlich. Sprechen konnte er nicht mehr, was er aus dem Munde brachte, war etwas Blutschaum.

Bartolt Wessel sagte: „Albert! Albert! Mensch!"

Noch während er sprach, noch vordem er sich herabbeugte und fühlte und untersuchte, war auch das Gesicht auf den Nadelboden gefallen.

Bartolt Wessel schaffte die Büchse in Versteck. Der Gedanke, daß er die Büchse liegen lassen und preisgeben könnte und daß also später bei der Entdeckung, wenn

Raubzeug den Körper verstümmelt hätte, gar nicht nach einem Teilhaber die Frage sein würde, kam ihm nicht. Wegbringen wollte er den Schwarzen, am liebsten in dessen Wohnung, jedenfalls so nahe von Hiltwartswerder, als das noch geschehen konnte.

Warum? Ja, der Schwarze mußte weg aus dem Raume seiner gewöhnlichen Gänge. „Raus und weg, raus und weg!"

Bartolt Wessel lud sich den Körper auf den Rücken, nachdem er alle mögliche Vorsorge getroffen hatte, daß der Schweiß nicht auf sein Zeug überrinne. Stur und angestrengt stapfte er durch den Wald. Zuweilen setzte er ab.

Wenn einer wenigstens der Waldstraße hätte folgen dürfen, aber da böge einem plötzlich einer entgegen...

Am Hahneberge hatte Wessel genug. Er war völlig erschöpft. Unter die Tannen stopfte er den Schwarzen. Unsichtbar und fest darunter. Er ging bis an die Waldstraße vor, um auszuschauen. Er rannte zwei Männern fast in den Arm. Sie sagten: „Guten Morgen", er sagte „Guten Morgen." Er erkannte sie nicht. Er wußte, daß sie sich umsahen, sie brauchten indessen ein Neckwort dabei. Er schritt waldein nach Hause. Sein Rücken war naß von den regendurchweichten Kleidern des Toten, er fror sehr. Unterwegs dachte er: „Wenn die Füchse ihn nicht schnell fressen, so verrät ihn bald der Geruch. Wenn die Füchse sich mit ihm zu schaffen machen, so weiß man nicht, ob sie nicht Teile hervorzerren. Was dann? Was dann? Soll ich um den schwarzen Muck ins Elend geraten und unsere Mutter und die Kinder dazu? Im Bruche, da hätte ich ihn liegen lassen sollen." Er stöhnte schwer. Er schlug in Gedanken den Schwarzen noch einmal tot, aber mit Absicht und in Wut und Haß. Seiner Frau sagte er, er sei krank; danach hackte er ohne Rast Holz bis zur Dunkelheit. In der Nacht trug er den Körper nicht zurück in den Bruch oder sonst an eine entlegenere Stelle, er konnte sich nicht dazu aufraffen.

Bartolt Wessel spürte, daß für ihn kein Davonkommen sei, und darin mag sich kein Lebendiges ruhig schicken. Seine Frau sagte zu ihm: „Vater, du bist wirklich krank, du hast ganz entsetzlich gewimmert im Schlafe!"

In Hilwartswerder ward am zweiten Tage herumerzählt, daß Albert Schwarzert verschwunden sei. Weil er am Montag eine Verabredung mit einem entfernten Verwandten nicht eingehalten hatte, kam es heraus. Der Verwandte sagte, über Land oder verreist könne Albert nicht sein. Die Leute machten gar kein Aufheben von diesem Verschwinden. Sie äußerten fast alle die gleiche Meinung zueinander, daß nämlich der schwarze Muck bei Schlingen und Fallen im Walde von Schaden betroffen worden sei; sie verstanden darunter, daß er nicht mehr lebe. Einige sagten, der Schwarze habe sich vielleicht aufgehängt im Trunke. Alle stimmten überein, daß der schwarze Muck auf den eigenen zwei Beinen zurückkommen werde, wenn er noch atme, und daß man andernfalls ihn früher oder später finden werde.

In Hilwartswerder unterrichtete der junge Lehrer Rölke neben dem Hauptlehrer. Es war derselbe Lehrer, der aus lauter Liebe zu seinem niedersächsischen Stamme die Franken nicht wohl leiden mochte. Als rechter junger deutscher Volksschullehrer nannte er sich im übrigen einen Demokraten und glaubte an die Güte der Menschen und an die Möglichkeit von Frieden und Wohlgefallen, wenn nur dieses und jenes in Preußen und Rußland etwas anders gehandhabt werde, auch fühlte er sich selbst ein klein wenig als einen verkappten Erlöser. Er kannte den schwarzen Muck von Ansehen wie jeder, im Grunde war ihm der Säufer und Herumstreicher gänzlich gleichgültig und un=

vorhanden gewesen, aber die nüchterne, lieblose Nachrede des Dorfes empörte ihn. Die Schule feierte eben, damit die Kinder Zeit hätten, bei den Kartoffeln zu helfen, er wurde also durch keine zwingende Arbeit von seinem Zorne abgelenkt. Er empfand, daß es an ihm sei, etwas zu tun. Er lief bei den Eltern der Kinder der drei obersten Abteilungen herum. Die Kinder winkte er heran, wo er sie traf. Den Eltern stellte er vor, daß Schwarzert zum Orte gehöre und daß die größeren Schüler und Schülerinnen durchaus suchen helfen müßten, da die Eltern jetzt keine Zeit hätten. Den Kindern sagte er: „Wer von euch morgen nicht Kartoffeln roden muß, der geht mit.“ Die Eltern dachten im stillen, wenn die Förster und Forstarbeiter und der Wachtmeister ihre Augen offenhalten und etwa die Strompolizei in Carlshafen noch benachrichtigt wird, ist für den trinkenden Schuster genug geschehen; sie erwiderten indessen, sie hätten sicherlich nichts dagegen. Den Kindern ward ganz abenteuerlich zumute, sie fühlten sich sehr wichtig.

Als Cornelius Friebott um Mittag mit einer Bestellung nach Hilwartswerder kam und aus der Fähre sprang, wurde er von Lehrer Rölke angerufen. Lehrer Rölke fragte: „Cornelius, seid ihr fertig mit euren Kartoffeln?“ Cornelius antwortete: „Ja, Herr Lehrer, und ich bin heute Mittag zu Melsene, ich meine, zu Oberförsters eingeladen, es ist der Geburtstag von Melsene.“ Lehrer Rölke sagte: „Deine Klasse geht morgen mit mir in den Wald, sei um acht Uhr an der Schule, du kannst es den andern großen Kindern in Jürgenshagen ausrichten, daß jeder mitkommen soll, der nicht Kartoffeln auszumachen hat.“ Cornelius erfuhr von den Mitschülern im Dorfe, was Lehrer Rölke vorhabe. Er kam voll Eifer nach Hause. Die Mutter nahm die Nachricht sehr kühl auf. Sie sagte: „Der Albert Schwarzert ist ein Spitzbube. Den hat dein Großvater schon ins Gefängnis gebracht, da gehört er hin. Und er schläft jetzt nur irgendwo einen Rausch aus...“ Trotzdem

schwatzten Cornelius Friebott und Ilsabeth Rödden von nichts anderem, als sie in ihren Sonntagskleidern in die Oberförsterei gingen. Bei Volmars trafen sie den Altersgenossen Ernst Balmatz, den Fabrikantensohn, der aus der Stadt nach Hause gekommen war auf Ferien und wie immer seine Einladung zu Melsenens Geburtstag erhalten hatte; der ältere Junge aus Kassel, der Erich von Wenkheim, der leise hinkte und eine so hohe Stimme und so unruhige Augen hatte, war auch wieder zu Besuch in der Oberförsterei.

Melsene faßte den Nachbarssohn an beiden Händen; sie fragte in ihrer raschen Weise: „Du, Nelius, mußt du es nur den Schulkindern oder allen größeren Mädchen und Jungen von Jürgenshagen ausrichten? Was hat Lehrer Rölke gesagt?" Sie ließ den Gespielen nicht los, als Ernst Balmatz einsprach, Lehrer Rölke habe ihm gar nichts zu befehlen. Sie stieß unwillig mit dem blonden Kopfe durch die Luft: „Ach, Ernst, du bist immer patzig, du sollst ja gar nicht mitgehen, du bist auch gar nicht von Jürgenshagen!" Dank ihrem dreizehnten Geburtstage erreichte es Melsene bei der widerstrebenden Mutter, daß sie am nächsten Morgen mit Ilsabeth Rödden und Cornelius Friebott hinüber dürfe zur Schule und in den Reinhardswald. Die Erlaubnis und Aussicht war wie ein Band den ganzen Nachmittag um die drei Betroffenen, und außer beim Essen kamen die Stadtjungen nicht ganz zu dem ihrigen.

Wenn Lehrer Rölke erwartet hatte, es werde ihm gelingen, die versammelten Kinder ein wenig in richtige Stimmung zu versetzen und das Gefühl an sie heranzubringen, daß alle Menschen Brüder seien und daß jedeiner mitverantwortlich sei für jedeinen, so erkannte er alsbald seinen Irrtum. Der Herbsttag war viel zu leuchtend und die Morgenstunde war viel zu frisch zur Selbstentäußerung für alle Geschöpfe mit jungem und unverkümmertem Lebensgefühle.

Melsene kam vor dem Lehrer auf den Schulhof. Die

Kinder bildeten einen Kreis um sie. Einige sagten: „Melsene, du gehörst doch nicht zur Schule!“ Sie wurde aber rasch mit den Gegnern fertig, und Ilsabeths kräftige Fürsprache war ganz und gar nicht nötig. Nach einer Weile kam auch Ernst Balmatz. Er stellte sich breitspurig etwas abseits. Er wurde angerufen aus dem Kreise: „Na, Ernst, willst du auch mit suchen?“ Der Angesprochene tat zunächst, als höre er nichts. Einer von den Jungen aus der Konfirmandenklasse sagte: „Ernst ist gekommen, um uns zu zeigen, wo der Wald ist, wir könnten sonst am Walde vorbeigehen, so meint er.“ Da wurde Ernst Balmatz das Schweigen müde und begann zu prahlen nach seiner Gewohnheit und fand auch ein paar Zuhörer.

Als Lehrer Rölke heranschritt, liefen ihm die Kinder entgegen. Es gab ein helles Durcheinanderschreien. „Herr Lehrer, Melsene ist da! Herr Lehrer, Ernst Balmatz ist auch da! Herr Lehrer, Melsene darf doch mitsuchen?“ Melsene knickste lachend und stolz, und Ernst Balmatz nahm die Mütze ab und mühte sich, gute Art zu zeigen. Weil es in den Ferien war und die beiden Gäste sich zugefügt hatten, befahl Lehrer Rölke nicht kurz und knapp, sondern mahnte sachte zum Aufstellen und versuchte nun seine kleine ausgesonnene Rede zu halten. Er kürzte sie selbst ab. Er sagte zum Schlusse: „Seht ihr, Melsene Volmar und Ernst Balmatz sind ebenfalls gekommen, weil sie helfen wollen.“ Danach erklärte er seinen Plan, wie und wo sie bald alle im Walde gehen und sich verteilen und wieder versammeln sollten, und sagte: „Immer zwei bleiben zusammen, und zu zwei und zwei will ich euch jetzt gleich aufstellen, und da darf jeder wählen, aber ohne Geschrei, mit wem er zusammen bleiben möchte. Ich frage, und da gibt mir der Gefragte Antwort, und wann der andere nicht möchte, kann er den Finger heben.“ Und er fragte zuerst: „Melsene, du bist zu Besuch, mit wem willst du gehen?“ Melsene hatte den aus dem langen Blond-

haar geflochtenen Zopf über die Schulter gezogen und fächelte sich damit. Sie tat einen Augenblick, als prüfe sie, dann erklärte sie: „Ich möchte mit Nelius Friebott zusammen gehen.“ Lehrer Rölke sagte: „Schön, ihr seid beide aus Jürgenshagen und kennt euch ja gut, also stellt euch vornehin!“ Er blickte dabei zu dem Jungen hinüber und sah, daß dieser einen roten Kopf bekommen hatte. Er dachte: „Aha, der Junge schämt sich, weil er mit einem Mädchen gehen soll“, aber er unterdrückte die Frage. Es drängte sich auch gleich Ilsabeth Rödden vor und hob den Finger. Sie sagte: „Herr Lehrer, ich wollte doch mit Nelius gehen oder mit Melsene.“ Lehrer Rölke überredete: „Na, Ilsabeth, da gehe du mit Ernst, was?“ Ilsabeth Rödden sagte: „Mit Ernst? Mit Ernst? – Meinetwegen!“ Danach tat Lehrer Rölke die Freundschaften selbst zusammen, wie sie ihm bekannt waren, erst Jungen und Jungen, und dann Mädchen und Mädchen, und meistens gab es keine Widerrede. Und als er befahl: „Marsch“, und die Kinder gleich zu singen begannen, mochte er nicht dawidersprechen.

Vom Forsthause an bis zur Reichsmühle schwenkten, wenn das Wort fiel, immer neue Paare von Suchern ab; sie sollten sich alle langsam die Höhe hinaufarbeiten und dabei namentlich die Gründe durchstöbern. An der Stelle, wo die Sababurgerstraße die Waldstraße schneidet, sollte die Wiedervereinigung stattfinden. Melsene und Cornelius bekamen den Hüttengrund angewiesen. Sie gingen hintereinander an der alten Glashütte vorüber, die im Volksmunde die Trotzenburg heißt, weil der Hof mit seiner mächtigen Linde so abgeschlossen und eigen über der Weser liegt. Als sie in den Wald eintraten, griff Melsene des Gespielen Arm. Sie sagte leise: „Nelius, hier unten ist er sicher nicht, wir wollen jetzt erst ein bißchen schnell machen, damit die beiden, die Ilsabeth und der Ernst uns nicht kriegen. Du mußt auch nicht antworten, wenn sie rufen.“ Danach sagte sie: „Nelius, wir zwei wollen ihn finden.

Was glaubst du wohl, was mit ihm geschehen ist? Die Jungen haben doch erzählt, er ist vielleicht tot. Hast du schon einen toten Menschen gesehen? Hast du ein bißchen Angst, Nelius?" Sie hielt sich immerfort an ihn und schwätzte hurtig und malte allerlei Bilder aus, wie es mit dem schwarzen Muck zugegangen sein könne... Nelius Friebott antwortete selten, er dachte nur ganz ferne an den schwarzen Muck, die Nähe des feinen, beweglichen Mädchens war wie ein Traum über ihm, und daß sie ihn ausgewählt hatte vor den andern; und wenn er ihr behutsam half an der Steile, erschien das Rot noch oft in seinem Gesichte. Sie suchten indessen beide fleißig genug im Grunde und die Kreuz und die Quer am Hange und spähten scharf aus mit den jungen Augen.

Knapp vor der Waldstraße blieb Melsene stehen und preßte den Finger auf den Mund.

Ilsabeth schlenderte die Straße entlang, sie rief mißmutig und ohne sich aufzuhalten ihrem anscheinend rückwärts zögernden Begleiter zu. Melsene flüsterte: „Warte, warte, bis er vorüber ist." Nach einigen Minuten kam pfeifend der Junge, aber auch ein rascher Manneschritt ward hörbar hinter ihm. Der Mann holte den Jungen ein und gesellte sich ihm in Sicht der Verborgenen. Er redete ihn laut mit Namen an, er erkundigte sich, was alle die Kinder im Walde trieben. Sie entfernten sich zusammen.

Melsene sagte: „Nun sind sie weit genug. Nun wollen wir über die Straße hinüber und dann können wir auf der anderen Seite noch etwas suchen und das Frühstück essen. Was meinst du?" Cornelius meinte, Lehrer Rölke habe von jener Seite nicht gesprochen, doch fügte er sich gerne. Sie querten die Waldstraße wie flüchtige Rehe und lachten, als sie der Wald wieder barg. Mit dem Herumstöbern war es dem Mädchen nicht mehr ernst, sobald sie einen gefällten Buchenstamm erblickte, zog sie den Gespielen hin und tat sich nieder. Butterbrote hatte Cornelius

in der Tasche, sie hatte genug Kuchen und Naschwerk mit vom Geburtstage, und es gefiel ihr, ihn noch einmal zu bewirten. Sie sagte: „Hier, das habe ich für dich mitgenommen.“ Cornelius fand es merkwürdig schwer zu antworten: „Melsene, du hast ja gar nicht gewußt, daß du gerade mit mir gehen würdest.“ Melsene sagte: „Das habe ich doch gewußt.“ Cornelius erwiderte stockend: „Wenn aber, wenn aber Lehrer Rölke dich gar nicht gefragt hätte, sondern dich mit Ilsabeth zusammengetan hätte. Was dann?“ „Dann hätte ich gebeten oder ich wäre zu dir gelaufen“, sagte das Mädchen lachend. Während sie aßen, wurde sie ernsthaft. Sie sagte: „Nelius, du kommst Ostern in die Konfirmandenklasse. Was willst du nun werden?“ Und sie fuhr fort: „Ach, von eurer Schule aus kann einer nichts Gescheites werden, und du mußt drei Jahre dienen, und das geht doch nicht.“ Cornelius erwiderte scheu und langsam: „Wenn ich Lehrer werde, muß ich keine drei Jahre dienen. Mein Vater sagt, wenn es nur nicht so teuer wäre, dann könnte ich noch Pfarrer werden wie mein Urgroßvater oder Oberförster oder irgend etwas, und das möchte er auch am liebsten haben, und der Herr Metropolitan in Ödelsheim, der würde mir wohl Stunden geben, und dann müßte ich nach der Konfirmation nach Kassel hinein.“ Melsene nickte: „Ja, Nelius, du mußt Oberförster werden! Das ist am besten, das mußt du. Erich will etwas in der Stadt werden, wo viele Menschen sind, er kann nicht Oberförster werden, weil er doch schont. Er ist sehr klug.“ Cornelius achtete dieses Mal kaum auf sie. Er redete weiter vor sich hin: „Lernen kann ich schon, wenn es nur nicht so teuer wäre“; und sagte plötzlich mit heller Stimme und beinah zornig: „Vielleicht, vielleicht gehe ich ganz fort nach Afrika oder Amerika!“ Da sagte auch das Mädchen streitbereit: „Aber dann mußt du doch drei Jahre dienen, denn sonst, sonst wirst du eingesperrt, wenn du zurückkommst. Das weiß ich bestimmt.“ Sie sahen

sich an und sahen unsicher wieder auseinander und bemerkten zugleich, daß ein Mann zwischen den Stämmen schliche; sie erkannten, daß er der Mann von der Waldstraße sei. Er hielt auf sie zu und ging freier. Deutlich war auf seinem unruhigen Gesicht zu lesen, daß er sie anreden wolle. Melsene rückte dem Gespielen näher. Der Fremde grüßte freundlich genug, er redete auch in freundlichem Tone, ja, er versuchte zu spaßen. Sie wären wohl hinter dem Albert Schwarzert her wie die andern, aber essen sei besser als suchen. Und hier herum habe er selbst schon alles abgeklopft, nur in die Mauselöcher und Vogelnester habe er noch nicht hineingefühlt. Ob sie denn gar keine Furcht hätten, wenn zum Beispiel der Muck mit einem Male betrunken hinter einem Baume stehe, oder wenn sie ihn entdeckten und ihm sei etwas Ärgeres zugestoßen ... Und ob sie denn nicht mit dem Lehrer und den andern sich zusammenfinden wollten, wo die Sababurger Straße und die Waldstraße sich kreuzten ... Alle andern Kinder seien ja wohl vorbei und hinauf ... Während er sprach, trachtete er zu lächeln, aber das unbeständige Lächeln wollte nicht zu seinen hohlen Augen passen. Die Aufschauenden spürten, sie hätten ihn nicht zu fürchten; dennoch war ihnen sein Wesen unheimlich und unangenehm. Melsene leistete zuerst Widerstand. Sie raffte die Reste des Frühstücks zusammen und sprang auf. Sie erklärte, sie hätten sich genug ausgeruht, sie wollten jetzt ein wenig um den Hahneberg herumsuchen und sich dann zu den andern machen. Es seien noch zwei Kinder zurück. Diese zwei Kinder waren ihre freie Erfindung.

Der Fremde sagte: „Warum wollt ihr auf dem Hahneberge herumsuchen? Das könnt ihr gerne bleiben lassen. Ich habe euch doch beschieden, daß ich hier schon alles abgeklopft habe." Melsene entgegnete schnippisch: „Wir sollen aber." Die Kinder entfernten sich, Melsene schritt voraus. Sie taten beide emsig und genau, in Wirklich-

keit eilten sie, um eine Strecke zwischen sich und den Fremden zu bringen. In einiger Entfernung flüsterte Melsene: „Er steht noch da, er guckt uns nach! Ist er berauscht?" Cornelius antwortete ebenso vorsichtig: „Ich glaube nicht, ich habe ihn schon früher im Dorfe gesehen; ich glaube, er ist von Gottsbüren."

Zehn Minuten später hatten sie den Pfad am Westhange erreicht, dahinter die Tannen dicht werden. Sie schwatzten lauter und unbefangener. Cornelius drängte, daß sie diesen Pfad wählen sollten, der stieße auf die Waldstraße, Melsene wollte dem Pfade nicht trauen, aber wollte auch nicht zurückgehen, wo sie hergekommen waren. Mitten im Wortgeplänkel rief Melsene: „Da ist er wieder!" Aus der Richtung, die Cornelius nehmen wollte, kam der Mann gegangen. Cornelius trotzte: „Ach, was!" und versuchte sie fortzuziehen, doch sie war wie angewurzelt. Der Mann sagte: „Na, Mäken, nun habe ich dich recht erschreckt, was? Und ich bin doch ganz lebendig!" Danach redete er hastig: „Ihr wollt also jetzt in den Tannen da suchen. Die Tannen, die habe ich tatsächlich zu durchsuchen vergessen. Na, da müssen wir das also gemeinsam tun!" Cornelius wunderte sich, daß Melsene antwortete: „Ja, die Tannen, die wollten Nelius und ich eben durchsuchen." Und weil Melsene zugestimmt hatte, folgte er dem Winke des Mannes, und der Mann voraus und dann der Junge und hart am Jungen, und zuweilen nach seinem Arme greifend, das Mädchen, so arbeiteten sie sich durch die Tannenmauer. Sie gelangten auf ein winziges freies Rund. Der Mann wischte sich den Schweiß von der Stirne. Er sah wirklich gar nicht mehr drohend aus, auch nicht berauscht, sondern nur müde und traurig. Er sagte leise: „Mädchen, warum bist du mitgelaufen? Es könnte doch sein, daß der Muck hier irgendwo tot liegt. Warum sollst du das mit ansehen? Aber der Junge, der Junge muß mir natürlich helfen!" Als die Kinder stumm blieben, sagte

er: „Wenn sie will, ich kann es nicht ändern!“ Sie strichen darauf nochmals durch eine Tannenwand, und plötzlich deutete der Mann; unter einem vollen Baume lag es dunkel und massig ... Der Mann machte sich zuerst daran. Kauernd und die Zweige lüftend und brechend sprach er: „Nein, zu fürchten ist nichts. Der Schwarzert ist tot. Statt im Bette hat es ihn im Forste getroffen. Einmal trifft es jeden. Nun packe an, Junge, oder bist du kein Kerl dafür?“ Nelius packte an. Sie brachten den Körper glatt und ordentlich heraus. Melsene stand ein paar Schritte fort, sie war blaß, aber sie ließ die Augen nicht von der Arbeit. Der Mann sagte: „Durch die Tannen können wir uns mit dem nicht durchzwingen. Das Mädchen muß vorgehen und den Wechsel halten. Du, du marschierst zwischen seinen Beinen und nimmst unter jeden Arm ein Knie. Ich fasse hier oben zu. Wir tragen ihn erst einmal an die Waldstraße.“

Auf der Waldstraße lehnten sie den Muck an die Böschung. Der Mann sagte: „Für dich ist er doch zu schwer bis ganz hinunter nach Hilwartswerder, und allein kann ich das auch nicht machen. Es ist ja wohl am besten, wenn ihr nun hinlauft und es dem Lehrer sagt, dann kann der mit angreifen.“ Als die Kinder gleich zu rennen begannen, weil die huckende Leiche sie entsetzte, und weil sie dürsteten, über das Unerhörte miteinander zu reden, und es in der Gegenwart des Fremden und der Leiche nicht wagten, und weil vor allem sie dem Lehrer und den Mitsuchern die Botschaft bringen wollten, rief der Mann ihnen nach; er verlangte den Jungen zurück, das Mädchen möge allein gehen, die könne das gut ausrichten, der Junge solle bleiben für alle Fälle. Cornelius kehrte gehorsam um. Nicht ganz bis zu dem Manne. Sondern er saß so an die zwanzig Schritte früher nieder, der Fremde wiederum kauerte ungefähr ebensoweit von dem Toten, Cornelius hielt meistens das Gesicht straßauf gerichtet, zuweilen, wenn der Mann

murmelte, schielte er hin nach ihm und der Leiche, beide lehnten da mit schwer hängendem Kopfe. Cornelius dachte, vielleicht ist der schwarze Muck gar nicht tot, und gewiß ist der Mann doch betrunken; er sehnte sich, Lehrer Rölke und die anderen Schulkinder bald zu hören. Es schien sehr lange zu dauern. Als ihn die Vorstellung anfiel, Melsene habe die Abteilungen gar nicht mehr an dem Treffpunkte vorgefunden und irre suchend auf den abzweigenden Straßen, schluchzte er fast.

Es scholl aber dieses Mal den Kindern kein Singen und kein Lärmen voraus. Ganz plötzlich tauchte auf der sich wendenden Straße Lehrer Rölke aus den Buchen auf, er machte schnelle, weite Schritte und hatte Melsene neben sich, die fast laufen mußte, und hatte die trabenden Kinder in gedrängter Schar hinter sich, nur der junge Balmatz trottete einzeln. Das Fingerzeichen Melsenens, das Nicken und noch hastigere Ausschreiten Rölkes geschah alles wortlos. Fünf Meter heran, hob Lehrer Rölke seinen Knotenstock und drehte sich auch gleich um und breitete seine Arme aus, und die Kinder standen. Danach winkte Lehrer Rölke dem wartenden Jungen und klopfte ihm die Wangen und schob ihn zu den andern. Und nun mit Lehrer Rölke gleich einem umsichtigen Hirten auf der linken Flanke setzte sich die Schar von neuem in Bewegung und rückte neugierig an dem Manne vorbei, der sich erhob, und drückte scheuend bei weit aufgerissenen Augen wie ein Trieb Tiere sich an der Leiche vorüber. Knapp an der Leiche nahm Lehrer Rölke den Hut ab, das taten ihm alle Jungen nach; eben vorbei rückte Lehrer Rölke hinter seine Schutzbefohlenen und trieb die sich Umwendenden und im Anblick des Toten Zögernden leise und bestimmt an. Ernst Balmatz kam zuletzt. Er sagte: „Herr Lehrer, der Mann dort ist der Bartolt Wessel aus Gottsbüren, das weiß ich bestimmt!" Lehrer Rölke sagte: „Ihr bleibt jetzt alle zusammen und dreht euch nicht um und singt nicht und macht keinen Lärm. Wir

gehen nicht den Richtweg, sondern die ganze Waldstraße um den Felsenkeller herum, bis ins Dorf. Wenn ich welche von den größeren Jungen brauche, werde ich rufen!"

An der Leiche fragte Lehrer Rölke den Mann: „Was ist dem Schwarzert geschehen?" Der Gefragte zuckte mit den Achseln; später als Lehrer Rölke schon trug und sie nicht Auge in Auge waren, versuchte er eine Erklärung: „Der Albert Schwarzert hat sich immer mit dem Walde zu tun gemacht und dabei ist er wahrscheints umgekommen." Beim Aufheben der Leiche sagte Lehrer Rölke: „Sie wissen wohl, daß ich der Lehrer Christian Rölke aus Hilwartswerder bin. Wer sind Sie eigentlich?" Der Mann sagte: „Wer ich bin? Wer ich bin? Warum denn?" Aber er antwortete doch schlecht hörbar: „Ich bin Bartolt Wessel aus Gottsbüren." Sie trugen die Leiche so, daß Lehrer Rölke die Beine faßte, eines rechts und eines links. Bartolt Wessel hielt den Oberkörper in den Armen. Er hatte das Schwerste übernommen, trotzdem bat er niemals um eine Ruhepause, sondern die Pausen zum Verschnaufen verlangte Lehrer Rölke.

In Hilwartswerder und in Gottsbüren und in der ganzen Umgegend wurde nach dreißig Stunden allgemein bekannt, daß Bartolt Wessel aus Gottsbüren vom Wachtmeister von Trendelburg verhaftet und gleich nach Kassel eingeliefert worden sei. Bartolt Wessel habe im Walde den Albert Schwarzert umgebracht und habe die Leiche versteckt und habe, vom Gewissen gepeinigt, an der Suche der Schulkinder teilgenommen und habe ihnen die Leiche gewiesen, als sei er völlig unschuldig.

Durch das Geschehnis verbesserte sich die Nachrede des schwarzen Muck nicht wenig und Bartolt Wessel und sein Haus bekamen einen sehr schlechten Namen.

In dem gleichen Jahre, in dem Bartolt Wessel aus Gottsbüren an der Kasseler Schneise den Albert Schwarzert aus Hilwartswerder erschoß, mißriet die ganze Ernte an der Oberweser. Es hatte zuerst sehr wenig Heu gegeben, und nach der Mahd brannte die Sonne so lange und so glühend auf die geschorenen Wiesenflächen, daß nur ein ganz mageres Grummet heranwachsen konnte. Der Roggen ging nicht ins Stroh und gar nicht in die Körner, was alle sahen, was sich aber erst beim Dreschen recht zeigte. Der Weizen war schlecht und brandig. Der Hafer war überhaupt nichts, sondern blieb kurz und leer wie die Armut selbst. Von den Kartoffeln, die man noch nicht sehen konnte, hatte zuletzt jedeiner den Ausgleich erhofft, und das Laub war auch schließlich hochgewachsen; indessen saßen beim Roden nur schwache Futterkartoffeln, groß wie Taubeneier und Wallnüsse, an den geilen Stauden, und das Kroppzeug war häufig nicht einmal rein, sondern schorfig. Die Oberweser schien wie verhext. Von jenseits des Reinhardswaldes und weiter aus dem Hessischen und Westfälischen und wiederum von der Göttinger Seite her lauteten die Nachrichten völlig anders. Wer nun Haus und Hof belastet hatte oder wer nach der Ernte dies und jenes abzahlen oder sich dies und jenes neu beschaffen wollte, der ging finster und verstört herum. Verkniffene Gesichter hatten eigentlich alle, und beim Erntedankfest in den Kirchen von Lippoldsberg und Hilwartswerder und Ödelsheim war der Gesang so dürr und blechern wie nie, und wenn der Herrgott bei dem Danke, als die holzgeschnittenen Männer- und Frauengesichter vor sich starrten, unsichtbare Engel zum Ablauschen an die Herzen gesandt hätte, sie hätten da zum Weinen oft den Satz gehört: „Ja, ik danke di ok, awer in dise Johr is dit so west, wi hefft uns pleggen von früch to nach und du hest nix gewen!"

Und es war dann noch schlimmer gekommen, viel schlim-

mer. Das Feld des kleinen Landwirts dient fast nur dem Verzehre, der Stall muß den Nutzen bringen. Im Spätherbste griff es in die Ställe. Von Süden her rückten Krankheit und Sterben an. Erst stand es mit Kreide geschrieben an ein paar Toren, dann mit blauer Schrift auf Holztafeln an den Dorfeingängen: Maul- und Klauenseuche. Und die Seuche war bösartig dieses Mal und räumte auf unter dem Viehe, riß Ochsen und Kühe und Rinder und Schweine und Ziegen in Massen um.

Keiner mochte sich gefallen lassen, daß der Feind sich so einfach ins Haus schliche. Die Unbefallenen sahen argwöhnisch auf jeden Fremden, der ihr Anwesen betrat, und in den ruhigen Dörfern trafen laute Worte hart aufeinander wie Holzprügel. Die Befallenen versuchten alles von den Hausmitteln bis zum Tierarzte, nicht zu vergessen das Besprechen. Wann sie ihre Verluste weghatten, dann rechneten sie böse in der ganzen Verwandtschaft und Bekanntschaft und Nachbarschaft herum, was ihnen besonders angetan sei und den andern nicht.

Unter den Sichwehrenden war Anne Friebott eine der eifrigsten. Sie, die Schwerschaffende, stand nicht nur gleich einem Wachthunde ein Stück vor dem Hause, sobald irgendjemand von Jürgenshagen sich blicken ließ, sondern sie erschien gar an den nahen Zufahrtstraßen zum Walde und trachtete die Holzfahrer zu Umkehr und Umweg zu veranlassen. In Hilwartswerder, wo man ihr um ihres unvergessenen genauen Vaters willen gern eins anhing, erzählten sich die Leute, des Mitternachts stände Anne Friebott auch noch am Dielentore, und mit dem Schlage zwölf hebe sie an ihr Eigen sicher zu sprechen; sie sage alsdann: „Du glatter Kopf, ich verbiete dir mein Dach und meinen Hof, ich verbiete dir meinen Stall, ich verbiete dir meine Bettstatt! Gehe fort wo anders hin, gehe über die Berge, gehe über alle Wasser, gehe über alle Zaunstecken, gehe! So kömmt der liebe Tag wieder gesund in mein Haus! Im Namen des

Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen!" In Wirklichkeit tat Anne Friebott natürlich nichts dergleichen, die Nachreder schwatzten vielmehr die eigene Heimlichkeit und das eigene abergläubische Unternehmen aus. Aber bis zum Weihnachtsfeste blieb Friebotts Gute Hoffnung von der Seuche bewahrt.

In Jürgenshagen waren die Ställe mit frischer Kalkmilch geweißt, und die Krankheit galt für erloschen, und trotz den Verlusten quiekte und schrie es jeden Morgen aus einem andern Hofe her von dem Schweine, das eingeschlachtet wurde; da hatte wie durch ein teuflisches Wunder, und als habe sich die Pest auf einmal besonnen auf das einsame Anwesen und sei zurückgesprungen, Anne Friebott eines Tages das Elend dann doch im Stalle. Görge Friebott hätte den Tierarzt aus Uslar gar nicht holen brauchen zur Feststellung, sie wußte es gleich in der Frühe. Die beiden Ochsen, die Kuh und die Zuchtsau waren ergriffen und quälten sich sehr. Der Mann und die Frau pflegten die Tiere mit ängstlicher Sorgfalt, sie waren sachte zu ihnen wie zu kranken Kindern, aber das Schicksal hatte seine Bestimmung getroffen, und die vier Tiere fielen hintereinander. Es gab in Friebotts Guter Hoffnung kein lautes Gezeter und tagelanges Gerede mit allen möglichen Vergleichen wie anderswo, aber um so weniger leicht wurden Vater und Mutter und Sohn mit den Folgen fertig. Acht Tage nach dem Verluste berichtete Görge beim Mittagessen: „Forstmeisters haben geschickt, wir könnten ihre Ochsen zum Pflügen bekommen." Nach einer Stille, darin nur Gabel und Messer und das Geschirr bewegt wurden, sagte Anne Friebott mit kalter, mit fast höhnischer Stimme: „Wenn das Leihen anfängt, dann ist es mit der Bauernwirtschaft zu Ende."

Von diesem Tage an beschäftigte sich Görge Friebotts ganzes Denken damit, wie er wieder zu einem guten Arbeitsspanne Ochsen kommen könnte, für den er doch kein Geld hatte. Sobald er von einer Kaufgelegenheit erfuhr, ging er

hin. Aber wer in den Taschen nicht zu klimpern vermag, dem bietet selten einer günstig an.

Im Märzmonat kam er von solchem Besichtigungsgange zurück. Die Ochsen waren gut gewesen. Der Verkäufer in Hemeln hatte ihm gesagt: „Nein, auf Abzahlung kann ich dir den Spann nicht geben. Ich brauche selbst Bargeld, darum will ich ja nur losschlagen. Der Jude in Münden hat fünfhundert Mark geboten. Das war mir zu wenig. Indessen sollst du die Ochsen zu diesem Preise haben, wenn du dich bis übermorgen entschließen kannst und das Geld gleich mitbringst. Verkaufe ich unter Werte, so weiß ich das Vieh lieber bei dir." Görge Friebott begriff, daß er nicht leicht ein zweites Mal so billig und gut Ersatz finden könne. Er hatte Antwort bis zum nächsten Tage versprochen, und er sann auf dem Heimwege, ob sich nicht irgend etwas tun lasse.

In Hilwartswerder hielt ihn einer an beim Durchmarsche. Der Störer sagte: „Sie sind doch hinter einem Verdienste her!?" Da hörte er ihm zu. Während sie noch sprachen, hob ein Gelärme an die Hauptstraße herunter. Der andere sagte: „Also überlegen Sie es sich einmal. Wir wollen sehen, was dort los ist." Sie blieben zusammen bis zur Ecke bei Becker, wo man die Hauptstraße hinaufschauen kann. Ein Wagen rollte die Straße herab, vollgepackt mit Hausrat. Zwischen dem Hausrate saßen Menschen auf dem Gefährte. Vorne saß eine Frau im Sonntagskleide mit etlichen Kindern, sie stützte das Kleinste, sie starrte wenig glücklich vor sich. Zuhöchst auf dem Gepäcke thronte ein junger schlanker Bursch, der blickte, bei hochaufgerichtetem Kopfe, stolz und hart drein. Man konnte sehr wohl merken, daß er mit Mühe an sich hielt und viel lieber einen Sprung unter die Spötter und Bedränger neben und hinter dem Wagen getan hätte, um wahllos um sich zu schlagen und sich zu rächen. Von dem Wagen ging scheinbar keinerlei Anreiz aus auf die Schreier im Gefolge. Die Schreier waren Jungens und Kinder; was sie durcheinander riefen, blieb unverständlich,

aber daß sie alle einen Zipfel von Jacke oder Kleid zwischen Daumen und Zeigefinger der linken oder rechten Hand durchgezogen hatten, lang wie ein Eselsohr, und damit nach dem Wagen hinaufwinkten, das war deutlich zu sehen, und darüber lachten die Erwachsenen am Wege und vor den Türen und an den Fenstern. Von hinten freilich hatte die Sache ein anderes Gesicht; hinten hockte, die Beine angezogen, etwas tiefer als der ältere Bruder und diesem den Rücken zuwendend, ein Knabe, der das Spießrutenlaufen weniger ernst nahm, denn keck lächelnd verteilte er ohne Unterlaß und genau sich sein Ziel aussuchend, lange Nasen. Görge Friebott sah den Zug von vorne. Sofort fiel ihm ein, wie vor vielen Jahren sein seliger Vater und seine selige Mutter und er den Hausrat unter manchen Spottreden durch das Dorf gerollt hatten, dem bei Jürgenshagen erstandenen Hause zu. Der alte Becker trat zu ihnen. Der andere fragte. Becker antwortete: „Es sind dem Bartolt Wessel seine Leute. Die Frau meinte ja, es in Gottsbüren nicht mehr aushalten zu können, und sein ältester Sohn, der Martin dort, ist doch schon eine ganze Weile in Wilhelmshaven, und da haben sie ihr Werk in Gottsbüren verkauft und wollen jetzt hinunter machen in seine Gegend, und August Rossel hat ihnen versprochen, daß er sie und ihren besten Kram mitnehmen will in seinem Kahne.“ Der andere meinte: „Es ist eine Schande mit den Lausejungens. Die arme Frau und die Kinder können doch nichts bei ändern, daß dem Bartolt Wessel das zugestoßen ist mit dem Albert Schwarzert.“ Görge Friebott sagte laut: „Ja, es ist eine große Schande.“ Da lachte es derb auf in dem Knäuel von Burschen und verschiedene Stimmen riefen: „Sin Sohn is doch ook darbi“; und eine Stimme rief ihm geradeswegs zu: „Friebott Onkel, Ihr müßt die Augen besser auftun, Nelius ist mitteninne unter den Lausejungens.“ Görge Friebott erschrak, er sah die Kinder recht an, er erspähte, daß Cornelius auf der andern Seite des Wagens mitmarschiere, nicht schreiend, aber wohl

winkend mit dem Jackenzipfel. Görge Friebott ging von hinten um den Wagen herum; schon daß ein Erwachsener ohne Lachen rasch zwischen ihnen durchschritt, brachte etliche der Spötter zur Besinnung. Görge Friebott packte seinen Sohn am Arme. Er sprach: „Junge, verstehst du nicht, daß diese Menschen in Not sind?! Und sieh, es ist nicht einmal ein Vater bei, um der Mutter und den Kindern zu helfen; was muß Martin Wessel aushalten, daß er nicht ein Geräte greift und es auf euren Köpfen zerschlägt!" Er war so böse und gekränkt, er schlug den Jungen selbst ins Gesicht. Seine Worte und das ungewohnte Bild seines Zornes ernüchterte alle Schreier und nicht minder die beifälligen Älteren. Die kleine Reststrecke von der Kirche bis zur Weser fuhr der Wagen ohne jedes Gefolge, keiner rief mehr hinterdrein, es gaffte ihm nicht einmal jemand nach. Görge Friebott ging zur Fährstelle, verlegen und mit geröteten Wangen. Sein Junge ging denselben Weg auf der anderen Seite der Straße und ein wenig zurück. Die Fähre lag jenseits, sie standen also nahe beieinander und warteten, sie blickten mühsam auseinander.

Inzwischen hatte der Wagen vor dem Kahne haltgemacht. Vielleicht meinte der Kahnführer, er müsse allen denen, die näher oder ferner Zeugen seien, dartun, daß er nicht durch dick und dünn ein Freund der Wesselleute wäre. Jedenfalls fing er mit Martin Wessel, als dieser der Mutter und den Geschwistern vom Wagen half und auch die ersten Sachen herabhob, ein unsanftes und unnötig lautes Gerede an, warum dieser sich keine Manneshilfe mitgebracht habe, und wer denn die schweren Kasten und so weiter vom Wagen nehmen und gar in den Kahn tragen solle über die Laufbretter? Denn wenn er auch anzupacken bereit sei, so genügten doch zwei Mannesleute und ein Junge und ein paar Kinder und eine Frau nicht. Martin Wessel schien nichts zu antworten, er stellte fortwährend vom Wagen ab; es sah aus, als wolle er versuchen, die Arbeit ganz allein zu bewältigen.

Die Augen von Görge und Cornelius Friebott wanderten

plötzlich zueinander. Vater und Sohn wechselten kein Wort. Sie kamen an und sie griffen zu. Der Kahnführer schwieg gleich still, er half seinerseits tüchtig, in einer runden Stunde war das ganze Eigentum der Wesselleute säuberlich auf die Erde gesetzt, über die Laufbretter geschleppt und im Kahne verstaut.

Nach dem Abendbrote begann Görge Friebott von dem Ochsenspanne in Hemeln zu erzählen. Während Anne Friebott das Spinnrad heranzog und Cornelius sich an die Schulaufgaben machte, hatte er die Zeitung vorgenommen, er blickte wiederholt auf und saß dann zurückgelehnt mit verschränkten Armen. Der Frau und dem Sohne fiel sein Gebaren auf; der Junge dachte, ob Vater der Mutter mitteilen will, was in Hilwartswerder geschehen ist; er war bedrückt und er verschrieb sich ein paarmal. Ihn erstaunte, als der Vater zunächst nur von dem Spanne sprach; Görge Friebott tat es auch in Ruhe und in scheinbarer Gleichgültigkeit, man konnte gar nicht heraushören, ob er diesen Spann sich sehr wünsche oder ob er irgendeinen Einfall sonst habe, sondern nur das wurde offenbar, daß er die Tiere für gut und kräftig und preiswert halte. Anne Friebott sagte: „Den Verkäufer in Hemeln kenne ich auch, er ist ehrlich." Görge Friebott nahm die Zeitung von neuem hoch, er ließ sie schnell wieder sinken. Er sagte: „Ich habe in Hilwartswerder etwas erfahren." Cornelius dachte: „Will er nun wirklich der Mutter damit kommen? Das ist doch nicht Vaters Art! Er hat den Jungen hinten auf den Wagen gar nicht gemerkt, er hat mich auf der Straße vor allen Menschen geschlagen, ich habe ihm nichts von den langen Nasen gesagt, weil die Wesselleute in Not waren, wir haben beide zusammen für die Wesselleute abgeladen! Wie mag Vater jetzt von diesem allem noch einmal anfangen?" Statt sich beschämt zusammenzukauern über dem Hefte, sah er starr auf den Vater hin, und er wandte auch die Blicke nicht mehr von ihm, als der Bericht einen anderen Weg ging.

Görge Friebott sagte: „Ich habe in Hilwartswerder erfahren, daß Rudolf Schulz, dem der Steinbruch am Königsberge bei Carlshafen gehört, einige Mann sucht für den Bruch." Görge Friebott sagte: „Es wird nicht lange dauern, daß er jemand sucht. Arbeit ist sehr knapp in diesem Jahre, wo eine Stelle offen wird, bieten sich sieben Leute an." Görge Friebott sagte: „Es ist ja schweres Werk am Königsberge, sie machen durch von sechs bis sieben, und man kann nicht hin und zurück; wer hingeht, muß sich daran gewöhnen, daß er in den Steinbuden liegt mit den andern zusammen die Woche über. Es gibt auch kein Wasser dort; alles Wasser muß von Carlshafen geholt werden. Sie kochen umschicht." Görge Friebott sagte: „Aber es ist eine gut bezahlte Arbeit, wo jemand hier auf Lohn gehen muß; eine besser bezahlte Arbeit kann er nicht finden. Namentlich, wenn einer schon als junger Mensch eine Zeitlang im Bruche ausgeholfen hat und beizeiten abgesehen hat, wie mit Spitzmeißel und Kröneisen umzugehen ist, dann ist es keine schlechte Arbeit. Wer nicht erst Schutt fahren und nicht erst brechen muß, sondern gleich als Fertigarbeiter in Akkord kommt, der bringt gewiß etwas zusammen." Görge Friebott sagte: „Es gehen doch allerlei Männer jetzt zum Königsberge, die gar nicht wenig Land haben, sie nehmen den sicheren Verdienst als Arbeitsleute so mit."

Cornelius dachte: „Was ist das mit Vater? Er spricht vom Bruche am Königsberge. Das Sprechen scheint ihn zu mühen, er scheint es nicht gern zu tun, er strengt sich aber an zu einem frohmütigen Gesichte." Cornelius dachte auch, es war beim letzten Satze des Vaters, als dieser die Männer mit Landbesitz erwähnte, die auf Tagelohn in den Bruch gingen: „Was ist eben anders geworden hier bei uns im Zimmer?" Er sah sich scheu um, da merkte er, daß die Mutter den Faden fallen gelassen hatte, und daß sie das Tretbrett nicht mehr trat, und daß also das Spinnrad nicht mehr klapperte und schnurrte. Sie hatte die Hände zusammengetan

im Schoße. Cornelius dachte: „Ist denn Mutter erschrocken? Müde und ganz hager ist Mutter geworden von dem vielen Schaffen, fast wie eine alte Frau ist Mutter geworden von dem vielen, vielen Schaffen."

Anne Friebott merkte den Jungen nicht, sie drehte sich langsam ihrem Manne zu. Als sich die Eltern Auge in Auge waren, versuchten sie wahrhaftig beide ein klein wenig zu lächeln, ja auch die Mutter versuchte es, die man doch eigentlich nur dann lachen sah, wenn sie über irgendeine Torheit spottete. Es gelang Annen Friebott sehr schlecht, sich den Anschein der Freude zu geben, das hagere Gesicht wurde ganz verkehrt und verzogen. Sie wandte sich dann auch hastig wieder ab. Aber noch bevor sie auseinander waren, fing Görge Friebott zu sagen an: „Ja, Anne, Rudolf Schulz hat selbst zu mir gesprochen, und er hat mich geradeswegs gefragt, ob ich nicht zu ihm kommen wolle; er meinte, Tiere zum Holzfahren hätten wir doch nicht mehr; er meinte, ich könne dann und wann, wo es nötig sei, zu Hause bleiben; er meinte, das, was wir an Wirtschaft jetzt haben, das vermöchtest du meist alleine zu machen; er meinte (dies sagte Görge Friebott leiser, und das Ende des Satzes verschluckte er fast), er meinte, ich sei doch hinter einem Verdienste her, ich müßte hinter einem neuen Verdienste her sein, und ich solle zusehen, daß nicht auf einmal alles voll besetzt wäre, und daß ich nicht zu spät käme."

Cornelius Friebott dachte: „Was soll Vater tun? Vater soll in den Bruch gehen? Vater ist Bauer und kein Arbeitsmann. Und Vaters Großvater war Pfarrer und Vaters Vater war Schulmeister. Daß Vater als Bursch dort einmal ausgeholfen hat, das ist etwas anderes. Zudem ist Vater nicht mehr so jung, daß er an fünf Tagen der Woche außer seinem Bette schlafen möchte. Was wird Mutter nun über Rudolf Schulz sagen?"

Anne Friebott sagte nichts, sie spann aber nicht weiter, sie behielt die Hände im Schoße. Der Vater selbst hatte den

Kopf über die Zeitung gebeugt. Noch von der Zeitung weg hub Görge Friebott wieder zu sprechen an. Er sagte: „Der Preis der Zugochsen ließe sich durch Holzfahren in zwei Jahren einsparen, wenn man nicht viel nötig hat.“ Görge Friebott sagte: „Vielleicht könnte man bei der Sparkasse noch etwas Geld auf das Haus und auf das Land aufnehmen, es ist gewiß mehr wert als die dreitausend Mark, die darauf stehen.“ Görge Friebott sagte: „Für anderes Leihen habe ich nichts übrig, es ist dann, als ob ein Fremder mit in der Stube wohne und das letzte Wort hätte.“ Görge Friebott sagte langsam und leiser und immer mehr in sich hinein: „Man muß alles gut überlegen. — Zu so niederem Preise ist ein so schöner Spann nicht wieder zu erhalten. — Am Königsberge kann ich bei gutem Glücke einen reinen Verdienst von sechzig Mark im Monat heimbringen. Im Jahre wird es indessen nicht über fünfhundert Mark hinausgehen, und dazu muß ich gesund und kräftig bleiben. Es muß auch unsere Mutter gesund und kräftig bleiben für das Werk hier.“ Als ihm die Stimme versickert war, tat Görge Friebott einen Seufzer.

Cornelius Friebott dachte: „Jetzt, jetzt wird Mutter sprechen. Mutter wird antworten: Der Rudolf Schulz in Carlshafen ist nicht recht gescheit. Das könnte ihm wohl gefallen, daß du zu ihm kämest, daß er einen hätte, der immer schafft und der jedes Ding in acht nimmt und der keinen Tropfen trinkt. Das könnte ihm gefallen, aber er soll sich einen anderen suchen. Wir werden das Geld für den Spann schon zusammenbringen; du wirst dann freilich tüchtig Holz fahren müssen, damit wir es abzahlen können, aber Nelius ist inzwischen ein großer Junge geworden, er kommt schon in die Konfirmandenklasse und kann dir gerade noch ein Jahr ordentlich helfen, und dann, dann darfst du nicht vergessen, daß auch wieder bessere Zeiten eintreffen und daß nicht immerfort schlechte Jahre aufeinander folgen. Und das letzte Jahr war überhaupt eine Ausnahme.“ — — Cornelius Frie-

bott dachte noch: „Vielleicht, vielleicht wird Mutter zufügen: Du hast die schönsten Bücher im ganzen Oberwesertale, du hast mehr gelernt als der Lehrer, was willst du da Pflastersteine und Bordsteine und Platten und Gesimssteine bekanten, Vater, und du sollst nicht mit den jungen Leuten in den Steinbuden liegen, daß wir am Abend nichts von dir wissen, und, Vater, höre doch, ich kann all das Werk auch kaum alleine machen, selbst wenn mir der Junge hilft!" Cornelius Friebott dachte: „Nein, daß das Werk für sie alleine zu schwer ist, das wird Mutter wohl nicht sagen, aber das andere wird sie sagen. Das andere muß sie sagen!" Es geschah jedoch nur das eine nach seinen Gedanken, daß Anne Friebott alsbald sprach.

Anne Friebott sagte mit dürren und kalten Worten, während sie die Hände im Schoße bewahrte: „Rudolf Schulz verkauft die Steine bis nach Amerika, er könnte gewiß noch einen besseren Arbeitslohn bezahlen. Wenn du in den Bruch gehst, werde ich trachten, das Werk ordentlich beieinander zu halten." Sie sagte: „Etwas anschaffen mit Leihgeld ist eine verkehrte Sache. Schon zwischen Hemeln und hier kann den Ochsen etwas zustoßen. Es ist besser, daß wir den Besitz, den wir haben, nicht gefährden, du und ich, wir wollen wenigstens unter eigenem Dache sterben." Sie sagte: „Es ist ja nicht schön, daß du nun mit den Arbeitsleuten gehen sollst in deinem achtundvierzigsten Jahre, und es wird allerlei darüber geredet werden, doch sollen wir unser Schicksal geduldig tragen, und es ist schließlich ein ehrlicher Weg und ist besser als Krankheit und Sünde." Es klang, wie immer, wenn Anne Friebott sprach, jeder Satz hart; aber auch, sie holte tief und mühsam Atem, da sie nun ihr Urteil abgegeben hatte.

Cornelius Friebott hörte das Stöhnen des Herzens seiner Mutter nicht. Er dachte voller Zorn: „Mutter, Mutter, Mutter, warum bist du so genau?" Er dachte: „Mutter, Mutter, Mutter, du nimmst einem jeden Plane den Mut!"

Er dachte den zornigen Anruf so oft, daß er auf einmal gegen Willen laut hinsprach: „Mutter! Mutter! Mutter!" Da nahm Anne Friebott ihren Sohn aufs Korn. Sie sah ihn an, nicht wie eine Mutter sonst ihr Kind ansieht, sondern so von ferne her und sehr spöttisch. Sie sagte: „Ja, das ist recht, daß du dich nun in Erinnerung bringst, denn wir müssen auch über dich reden. Du hast ja wohl immer noch Flausen im Kopfe, aus denen kann nichts werden, wie du gewiß erkennen wirst." Sie sagte: „Es vermag einer selbst für sein Kind nicht mehr zu tun, als er Kraft hat und als Gott haben will." Sie sagte: „Wenn Vater nun in den Bruch geht, und wenn ich Haus und Feld beieinander halten werde, so wirst auch du dein Werk mit den Fäusten anpacken müssen! Daran ist nichts mehr zu ändern. Ja, ja, ich wenigstens, ich hatte mir auch einen anderen Gang meines Lebens vorgestellt!" Sie sagte: „Das beste wird sein, Vater, daß du die Angelegenheit wegen der Lehre gleich in Ordnung bringst, bevor du in den Bruch gehst!" Sie sagte: „Es wird in diesem Jahre eine große Konfirmandenklasse, und wenn du dich nicht beeilst, mögen leicht alle Lehrstellen in Hilwartswerder vergeben sein, dann muß er nach auswärts, dann haben wir ihn nicht unter Augen, und er würde uns auch weniger von Nutzen sein am Sonnabend, es geht dann zu viel Zeit auf den Marsch verloren!" Görge Friebott antwortete mit bekümmerter Stimme: „Gewiß muß seine Angelegenheit besprochen werden; du sollst uns selbst sagen, was du gerne möchtest, Nelius!" Er sagte auch: „Mutter möchte nur, daß wir für alle Fälle gerüstet sind und keine Gelegenheit verscherzen. Es ist noch nichts Endgültiges geschehen, wenn ich mit einem Meister rede; und in einem Jahr kann sich vielerlei ändern, das glaube ich, und das hoffe ich! Das, das will ich immer hoffen!" Vielleicht, weil die letzten Worte inbrünstig klangen, entgegnete Anne Friebott nichts. Der Junge richtete seine Erwiderung an die Mutter. Er sagte rauh: „Wenn Vater in den Bruch gehen muß, wenn wir die

Bauernwirtschaft aufgeben müssen, dann kann ich freilich nicht Lehrer werden, und ich will es auch gar nicht." Er sagte: „Vater, bitte, tue mich dann zu Siecke in die Lehre." Die Mutter fragte: „Zu Siecke? Ist das das Richtige?" Görge Friebott erwiderte rasch und bestimmt: „Wenn wir wirklich nicht noch Besseres für ihn tun können, dann soll er in diesen Dingen jedenfalls seinen Willen haben." Anne Friebott sagte: „Ein Treppenbauer und ein Kunsttischler ist genug für das ganze Tal. Und die Bauernwirtschaft geben wir nicht auf!" Görge Friebott erwiderte: „Hier an der Weser kannst du den Jungen nicht festbinden, obgleich es schön wäre, wenn wir auch später nahe beieinander bleiben könnten. Wäre es das nicht, Anne?" –

Nach diesem Abend mied Cornelius Friebott die Oberförsterei und lief seiner Gespielin aus dem Wege. Er zeigte sich mißmutig und sah wenig wohl aus. Anne Friebott beklagte sich zuweilen bei ihrem Manne an den Sonnabenden, zuweilen sagte sie nur: „Was ist das mit dem Jungen? Was ist das?" Görge Friebott versuchte sie zu beruhigen: „Was wird sein? Der Junge kommt in die Jahre, wo einer nicht Fisch und nicht Fleisch ist! Das rüttelt an dem einen stärker und an dem andern weniger stark! Diese Zeit dauert nicht!" Er war aber sehr behutsam mit seinem Kinde, wenn sie am Sonntagnachmittag miteinander gingen. Oben auf dem Berge, wo kein Menschenauge zusah, zog er ihn häufiger an sich, und er sagte zuweilen und ganz ohne Vermittlung zu ihm: „Du mußt ja nicht glauben, daß ich und auch die Mutter rechte Lebenskünstler wären, und daß wir die Dinge richtig anfaßten. Wann man wagen darf und wagen muß, um vorwärts zu kommen, das mußt du vielmehr aus dir selber lernen, weil wir das doch nun nicht lehren können. Mir scheint übrigens, weit und breit im deutschen Volke sei das Verständnis verlorengegangen für den Augenblick, da man für sich und andere eine Verantwortung übernehmen muß."

Weder Görge Friebott noch Anne Friebott noch Corne-

lius selbst erzählten irgend jemandem, daß er nach der Konfirmation zu Schreiner Siecke in die Lehre kommen werde. Als der Hauptlehrer in der Klasse das Verzeichnis der künftigen Berufe aufnahm, wurde die Tatsache indessen bekannt; der Hauptlehrer machte sie merkwürdig, weil er erstaunt fragte: „Was, Cornelius, du willst also nicht weiter lernen? Das ist schade!"

Wenige Tage später traf der Junge Melsenen vor seinem Elternhause, sie war seiner Mutter den Vormittag hindurch fleißig zur Hand gegangen. Sie sagte: „Nelius, habe ich dich erzürnt? Ich habe schon oft umsonst auf dich gewartet. Und ist es denn wirklich wahr, daß du Handwerker werden sollst? Ach Gott, Nelius!" Ilsabeth Rödden dagegen erklärte ihm: „Nelius, das ist fein, denn nun wirst du hier bei uns bleiben." Ilsabeth Rödden war ein tüchtiges und ordentliches Mädchen und immerzu freundlich, sie konnte nichts dafür, daß ihr dieser Junge so sehr gefiel.

Im Sommer dieses Jahres geschah noch folgendes. Unerwartet kam der jüngere Bruder von Anne Friebott zu Besuche. Er hatte eine Försterstelle in Oberhessen inne. Görge Friebott war im Steinbruche, und Cornelius Friebott war in der Schule zur Zeit seiner Ankunft. Anne Friebott benutzte die Ungestörtheit, sie setzte sich freilich nicht zu ihrem Bruder und ließ die Arbeit Arbeit sein, sondern sie nahm ihn mit herum, sie schüttete ihm im Auf und Ab des Schaffens ihr ganzes Herz aus. Förster Dilling erwiderte: „Dja, Anne, ich kann bei Görgen nichts Verkehrtes entdecken. Ihr beide mit eurem Bienenfleiße, ihr hättet man höchstens rechtzeitig nach Amerika gehen sollen, wo der Fleiß besser bezahlt wird, und wo sich mehr Gelegenheiten finden, und wo der ganze Spielraum nicht schon ausgemessen ist." Anne Friebott sagte ärgerlich: „Bist du gescheit? Nach Amerika? Das ist nicht einmal deutsch!" Förster Dilling lachte: „Nein, deutsch ist es nicht, und preußisch ist es auch nicht, aber wohin sollen wir vielen Deutschen schließlich? Es würde denn was mit

den neuen Kolonien!" Anne Friebott sagte: „Und du und unser Vater?" Da antwortete der Bruder immer noch lächelnd: „Oja, Vater und ich, wir sind eben Beamte geworden, dadurch sind wir um den schlimmsten Kampf herumgekommen! Aber welche müssen doch das Brot schaffen!" Dieses Gespräch erzählte Anne Friebott kopfschüttelnd ihrem Manne wieder, sie erklärte, sie verstehe den Bruder nicht, vor seinem Vater hätte er dergleichen nicht äußern dürfen, und es rede nun wahrscheinlich seine ihr fremde Frau aus ihm.

Es war in dem ersten Jahre, da Cornelius Friebott bei dem Schreinermeister Siecke ausgelernt hatte und gleich an Ort und Stelle für Lohn arbeitete. Er war ein großer Bursch geworden mit einem langen, feinen Gesichte, wie es zu einem Niedersachsen aus unverdorbenem Blute gehört. Er hielt auf sich und trug sich sehr gerade, und seine Nägel waren trotz dem kräftigen Handwerke nie ausgefranst. Die Mädchen der Dörfer, die gleichaltrigen und auch die älteren, sahen ihm hinter den Fenstervorhängen und durch Türspalten, oder wann es sich sonst unbeachtet tun ließ, nach. Sie riefen ihn aber nicht im Vorüber bei dem Vornamen und mit einer scherzenden Frage an. Auf eine solche Frage gehört eine derbe und lachende Antwort, diese ließ sich von Cornelius Friebott nicht erwarten. Einige sagten deshalb, er sei stolz, mehrere sagten, er sei langweilig; am Nachblicken hinderte es keine, und bei sich alleine hätten ihn viele Tadlerinnen gern gehabt.

In diesem Jahre meinten die beiden Schützenmeister von Hilwartswerder, es sei an der Zeit, wieder einen Schützenhof zu veranstalten. Sie fragten bei der Jugend und bei den Verheirateten herum, ob Bereitschaft zu dem Feste bestehe. Am Anfange zeigten nicht alle Lust. Etliche Verheiratete er-

klärten, ein Schützenfest käme furchtbar teuer, und so richtig schön wie zu Vaters und Großvaters Zeiten gelänge es den Gegenwärtigen doch nicht. Andere Verheiratete und einige Burschen spotteten, ein Schützenfest sei Soldatenspielerei. Das Soldatenspielen solle man den Kindern überlassen, sie hätten ihre Jahre abgedient oder müßten sie abdienen, und das genüge ihnen, und in Lippoldsberg zum Beispiel, wo nicht weniger Schützenhöfe abgehalten worden seien, verlache man längst die frühere Torheit. Aber als immer mehr Burschen und Verheiratete laut den Schützenhof forderten, verringerte sich die Zahl der Klugschwätzer und Verächter und Aufklärer zusehends.

Nach Ostern wußten die Schützenmeister, daß sie das Dorf hinter sich hätten, und daß das gute Gelingen von der ganzen Gemeinde jetzt als Ehrensache betrachtet werde. Sie sagten zu Heinrich Gans: „Du mußt der General sein! Du siehst richtig so aus! Du kennst den Hergang! Du kannst kommandieren! Du hast Verstand für militärische Dinge! Du bist als Soldat ohne Ansuchen schon nach zwei Jahren mit den Tressen entlassen worden, weil dein Hauptmann dir nichts mehr Neues lernen konnte, und dein Oberst hat dich vor der Kompagnie gelobt!“ Heinrich Gans freute sich der Ehre, er antwortete aber, die beiden Schützenmeister möchten zuerst zu Görge Friebott gehen. Die Schützenmeister sagten: „Gewiß wäre Görge Friebott ein guter General, nur wohnt er nicht im Dorfe selbst und kommt nicht in Frage, wir möchten keine Neuerungen einführen.“ Da nahm Heinrich Gans den Posten an. Die Schützenmeister und Heinrich Gans machten sich nun über einem Glase daran, den feindlichen General zu bestimmen, der die Kosaken führt. Heinrich Gans urteilte mit einem kleinen Befehlstone in der Stimme: „Es muß einer sein, der auf Platt kommandieren kann und der versteht, die Leute ordentlich zum Lachen zu bringen.“ Sie zeigten sich gleich eines Sinnes, daß der alte Deisel, der Ortsdiener, wiederum die Rolle übernehmen müsse. Sie lie-

ßen ihn in die Wirtschaft holen. Der alte Deisel rief schon beim Eintritt: „Ich weiß, was ihr wollt, ihr sucht einen Verlierer bei gutem Mute!“ Sie beschlossen zu viert, daß Christian Rossel als Admiral zu wirken habe, weil er mit Kanonen umzugehen verstehe von seiner Dienstzeit her und solche Torheiten wie andern Ortes, wo man bei einem Schützenhofe eine Radbüchse zum Geschütz gemacht habe, und der in die Verjüngung eingetriebene Pflock plötzlich rückwärts herausgefahren sei und dem Manne mit der Lunte das Bein weggenommen habe, bei ihnen nicht vorkommen dürfen.

Nach dieser Besprechung ging der Tambur wirbelnd herum und lud ein zur öffentlichen Beratung auf dem Platze. Die Versammelten hielten sich genau an die alten Gewohnheiten. Sie wählten den Oberst und den Major und die zwei Generaladjutanten, ferner die Hauptleute und Leutnants und Feldwebel und Fahnenunteroffiziere für die einzelnen Regimenter. Sie gaben wohl acht, daß die Offiziere und „Chargierten“ Gestalt und soldatisches Wesen hätten und sich der Ausbildung und der Griffe und des ganzen Waffendienstes ordentlich erinnerten. Sobald die Wahl vorüber war, wurden den Regimentern die Mannschaften zugeteilt. Zu den Husaren kamen die Alten, die Pferde hatten, und Junge, die sich beritten machen konnten. Zu den Jägern kamen die übrigen Alten und Verheirateten und einige Unverheiratete. Zu der Infanterie oder den Schützen kamen lauter Unverheiratete, sofern sie dem Knabenalter und der Lehrzeit entwachsen waren. Für den Kosakengeneral und seine weiße Kosakenhorde blieben nach dem Brauche die Schuljungen und Lehrburschen übrig.

Cornelius Friebott kam zu den Schützen, da er der Lehre entwachsen war. Er stand gleichgültig unter den Vergnügten, er dachte, was habe ich eigentlich mit dieser Sache zu schaffen; und es ärgerte ihn fast, daß er die geringen Feierstunden bei des Vaters Büchern wieder hergeben solle für

die Vorbereitungen zum Feste. Aber dann zum Schlusse der Beratung hielt der alte Deisel eine Rede. Der alte Deisel sagte: „Leute, nun will ich mal als einer von den Generals zu euch sprechen und ohne Spaß. Da sind so verschiedene, die von dem Schützenfeste nichts wissen wollten. Sie wollten von dem Schützenhofe nichts wissen, weil das Spielkram sei; aber hinter dem Spiele ist allerlei Ernst verborgen. Früher nämlich liefen auf diesem Platze die Leute zusammen, wenn irgendein Feind von irgendwo angekündigt war, und suchten sich einen Hauptmann. Das schuf ihnen keine Freude. Solche alte Not hat kein einziger von uns mehr mitgespürt; und jetzt gehört Deutschland ganz zusammen, und es gibt keinen Feind mehr im Lande. Deshalb hat aus dem Ernst ein Spiel werden dürfen und aus der Angst eine Freude. Das müssen wir ab und zu feiern, denn so selbstverständlich, wie es scheint, ist es doch nicht, und ich meine, jetzt ist der Schützenhof alles beides, unser Fest für uns und unser Fest für Deutschland, darum, daß es uns zusammen gut geht. — Nun sind da natürlich immer welche, die sich über den Preußen und den Landrat und den Bürgermeister und den Förster und des Nachbarn Hühner und Gänse beklagen. Das Beklagen kommt daher, weil es dem einen zu gut und dem andern nicht gut genug geht. Und mir, mir geht es natürlich auch nicht gut genug. Das wißt ihr alle! Das ist das Wochengeschäft seit jeher, daß einer versucht dem andern vorzulaufen und eins voraus zu unternehmen. Leute, dazwischen sind dann und wann neben den Sonntagen ein paar Lachetage nötig, damit wir einig bleiben. Uneins geht es allen viel schlechter. Das ist der andere Ernst am Schützenhofe."

Cornelius Friebott machte sich gleich nach der Rede auf den Heimweg. Er fuhr allein über die Weser. Es war ein leuchtender Abend. Als er unter die Werdersche Ecke kam, blickte er um und sah den heiteren und klaren Frieden des Tales und das bunte Dorf unter dem Walde mit den behaglich verrauchenden Schornsteinen, das aus der knappen

Entfernung wie eine einzige ungestörte Vergnügtheit erschien; und weil der Zuspruch in ihm nachhallte, und weil ihn Bild und Stille festhielten, saß er nieder, und bald war ihm, als wenn er schliefe bei ausschauenden Augen. Dann nach einer Weile begann es in ihm zu sprechen, da sammelte er sich und stützte die Arme auf die Knie und den Kopf in die Hände, und horchte zu.

Es sagte: „Ja, ich habe dies Land unendlich lieb, ich bin älter hier als der älteste Baum und das älteste Haus und die älteste Straße rundum, nur der Fluß und nur die Gestalten der Berge und die großen Falten des Bodens sind noch älter. Ich bin überall hierlands gegangen und zu jeder Stunde des Tages und der Nacht.

Ich habe Gestrüppe gerodet, ich habe Äcker erpflügt, ich habe mir Hütten gezimmert und Hofstätten gebaut, drüben und hüben, ich habe vielerlei mühselige Arbeit stets von neuem getan.

Ich habe Melsenen nach Melsenen gefreit und gewonnen, ich habe geküßt und gejagt und geraten und gestritten zu meinen Zeiten.

Oft war ich mit auf dem Sammelplatze, wenn eine hastige Botschaft oder Feuerschein den Feind verkündeten. Oft riefen sie mich zum Hauptmann aus, und ich hieß das Vieh zu den Wallburgen flüchten, und wir verteidigten den Zugang.

Ich liege erschlagen mit meinen Waffen im Walde, ich liege versunken mit meinem Boote in der Weser, unter manchen Feldern, in fast allen Kirchhöfen ist Asche von mir.

Ich starb viele Tode und lebte viele Leben, Neues ist alt geworden neben mir, ein freier und aufrechter Mann bin ich geblieben immerdar. Ich bin ein freier Mann gewesen als Bauer, ich bin ein freier Mann gewesen als Grebe, ich bin ein freier Mann gewesen als Pfarrer, ich bin ein freier Mann gewesen als Lehrer; wo ich diente, habe ich frei geholfen, und wo ich führte, habe ich frei gedient.“

Es sagte leiser: „Es ist wiederum eine neue Zeit, und ich

lebe immer noch. Denn wohne ich nicht in Friebotts Guter Hoffnung, gehe ich nicht an den Königsberg wegen der Armut meiner Wirtschaft, ward ich nicht eingesegnet in der Lippoldsberger Kirche am selben Tage wie Melsene, führe ich nicht den Hobel bei Siecke in Hilwartswerder, aber was wird werden?"

Da antwortete Cornelius: „Der Letzte bei Siecke bin doch ich selbst, ich verstehe wohl, daß einer für sich mit seinen Eigensorgen sehr wenig gilt in der langen Kette, sondern daß fortwährend freie und aufrechte Männer einander ablösen, das scheint die Hauptsache ..."

Cornelius wartete, die Luft blieb warm, aber erst, als der Abend sich gesenkt hatte und nur noch Lichter die Wohnstellen des Tales anzeigten, sprach es wieder. Es sagte spöttisch: „Habe ich mich früher etwa abgetrennt, und sonderlich gehalten? Niemals läßt sich Freiheit erflüchten. Mitteninne wird sie erworben. Wie soll einer helfen und führen können, wenn er sich ausscheidet?"

Cornelius erwiderte ärgerlich: „Gehe ich jemand aus dem Wege? Jedoch in dieser neuen Zeit bin ich an der Reihe und muß ich das Ziel suchen und bestimmen!"

Von jenem Abend an nahm Cornelius Friebott mit Eifer an den Übungen der Schützen teil, er horchte genau auf alles, was die Mitschützen im Ernste und Scherze beredeten, er schwieg selbst nicht stille und war ein guter Kamerad. Wo er indessen nichts zu spaßen fand, lachte er nie mit; zuweilen schien es ihm, als schritte einer der Väter zusammen mit ihm her und trachtete ihm darzutun, was früher gewesen sei und was bei diesem oder jenem Namensträger und der ganzen Gemeinschaft Änderungen herbeigeführt habe.

Die Vorbereitungen zum Schützenhofe hielten jetzt ganz Hilwartswerder und kaum weniger die Nachbarschaft in Atem. Die Schützenmeister fuhren nach Carlshafen, daß sie von dort die Kanonen geborgt bekämen für das Admiralsschiff. Hinter den ansehnlichen Pferden weit und breit

waren die Offiziere und Husaren drein. Kaufmann Müller in Bodenfelde ließ ausschellen, er habe Pulver in hinreichender Menge bestellt. Christian Rossel probte, wie er sein Bremerschiff in den Fluß legen müsse für die Schlacht, und daß es zum Schlusse richtig herangeholt und geentert werden könnte. Die Jägerfahne beim ersten Schützenmeister wurde nachgesehen und die Fahne der Infanterie und die Standarte der Kavallerie und die Fahne der Kosaken beim zweiten Schützenmeister. Die großmächtigen, alten Schützenhofkegel wurden hervorgesucht. Das Männertuch und das Jungenstuch und die Mützen zum Auskegeln wurden eingekauft, nicht zu vergessen die bunten Bänder, damit die jungen Frauen, die seit dem letzten Schützenhofe sich verheiratet haben, gehänselt werden. Die Häuser mit den großen Stuben wurden ausgesucht, wo am dritten Tage des Festes die verheirateten Frauen sich und den verheirateten Männern, die flüggen Mädchen sich und den Burschen, die halbflüggen Mädchen sich und den Jungens in besonderen Gruppen das Warmbier bereiten und die Pfannkuchen backen. Die kurhessischen und preußischen Uniformstücke aus den Schränken und Truhen wurden hervorgezogen, geklopft, geputzt, gerichtet und vor den Spiegel geführt. Was den Offizieren, den Husaren und Jägern an der Ausrüstung fehlte, ward aus den Trödlerläden in Kassel beschafft; nur den Infanteristen blieb, dem Herkommen entsprechend, neben der Flinte der Sonntagsrock erlaubt. Und dann die Kosaken: Die Mütter und Schwestern richteten die langen weißen Hemden her mit dem farbigen Besatze; die hohen glatten Lanzen, die im Kampfe zugleich das Schießgewehr vertreten, und die papierenen Helme mit dem verwegenen Busche waren stolzes und eifriges Eigenwerk.

Wie das Mannsvolk sich hergab nach der Tagesarbeit und namentlich an den Sonntagnachmittagen, Dienst wie auf dem Kasernenhofe, Dienst wie auf dem Exerzierplatze. Aber das leidet auch gar keine Frage, wenn man einmal solch

ein Ding anfaßt und von nah und fern die Zuschauer kommen werden, dann muß es ein ganz richtiges Ansehen haben. Lachen, das sollen die Gäste und die Frauensleute und jeder mit oben auf der Möllmecke, auf der Trift, wo die Kosaken kribbelnd und krabbelnd ihre Strohschanzen bauen, und wann der alte Deisel, der Kosakengeneral, im Gefechte und bei der Übergabe seine Späße macht, aber nicht beim Einholen der Fahnen und nicht bei der Parade vor dem General; dann, dann muß es nur klappen.

Was nun das Mädchenrüsten anbetrifft, so geht das allerorts und allerwegen mit viel Getuschel in der Stille vor sich, und die Mühe und das Planen und die Emsigkeit sollen doch gar nicht zu merken sein. Gleich einem weißleuchtenden Kirschenbäumchen will man am Festesmorgen und zur Festesstunde lächelnd und stolz und erwartungsvoll an seiner Stelle stehen: Schau her, das bin ich, und so bin ich von je zu je. Unter Freundinnen freilich in Heimlichkeit tut die Vorprüfung wohl.

Und es war Sonntagnachmittag in der Atemhole-Zeit zwischen Heuen und Kornernte und noch acht Tage hin bis zum Schützenhofe. Melsene lehnte an der hellen Gartentüre, sie wartete auf Ilsabeth Rödden. Rechts und links von ihr über dem Buchsbande des Weges und in der ganzen Länge der weißen Vergatterung hatte die breite Zeile der Sturmhutstauden mit der Blüte begonnen. Hart beieinander wurzelten die kräftigen Pflanzen und trieben die hohen Stengel! Das seltsame Geschnörkel der schweren, heißen Blumenrispen erschien wie schwebend. Melsenens Kleid und Melsenens Augen waren von einer Farbe mit den Rispen. Während aber in der hauchlosen Wärme des Nachmittages sich das schwebende Blau ohne jede Bewegung sonnte, hatte das Mädchen die bloßen braunen Arme über das Gitter weggestreckt und ließ die Finger und Hände spielen; flogen die Hände hoch, dann glitten die feinen silbernen Reifen an den beiden schlanken Handgelenken zurück bis zur kräftigen Run-

dung des Unterarmes, tauchten sie schüttelnd nieder, dann sprangen ihnen die Reifen glitzernd und leise klirrend nach. Ilsabeth Rödden kam verstohlen heran am Zaune; erst als sie nahe der Türe anhielt, um durch einen nachgeahmten Vogelschrei die Spielende ein wenig zu erschrecken, blickte Melsene auf; da lachten sie beide.

Ilsabeth sagte: „Melsene, ich habe nie solch goldenes Haar gesehen, wie du es hast, niemals! Und wie ist das? Euer Garten scheint lauter Blau, als wären gar keine anderen Blumen da! Lauter Blau und dazu dein goldenes Haar!"

Melsene zog die Besucherin herein. „Ilsabeth, es liegt alles fertig in meinem Zimmer, du mußt es genau betrachten!"

Die Mädchen gingen verschlungen zur Treppe und huschten in das kühle Haus. In dem weißen Zimmerchen mit dem umrankten Fenster war der luftige Staat hingebreitet auf dem Bette, und war Kleid und Strümpfchen und leichte Schuh bis auf das batistene Hemdchen wie die Rosen auf dem Tische und die Unzahl der Rosenbündelchen am Fenster.

Ilsabeth Rödden flüsterte: „Melsene, Melsene, zieh es an!"

„Soll ich?" sagte Melsene, „soll ich? — Aber", sie tat die Lider zu, „aber dann will ich es auch anbehalten und damit hinausgehen!" Und sie erklärte selber flüsternd: „Es ist gar niemand da, Mutter ist in Kassel, und wenn Vater aufwacht und vorübergeht, er merkt es ja nicht, wir müssen nur ganz stille sitzen draußen, daß nichts verdorben wird."

Und sie ließ das Blau von sich fallen und streifte Schuh und Strümpfe ab und wiegte sich einen Augenblick braun und blank und schlank und fest in den Zehen und tollte in dem frischen, batistenen Häutchen und war mit eins selbst eine junge Rose, eine junge Mädchenrose mit einem edlen, jungen Halse und edlen Armen und blitzenden blauen Eisenhutaugen und mit dem goldenen Haar über dem Rosenhauche.

Ilsabeth Rödden hatte ihr völlig wortlos und fast verschämt zugesehen. Melsene sagte: „Jetzt, Ilsabeth, jetzt sollst du mir auch gleich den Rosenkranz flechten, daß ich ihn auftue. – Ist es schön?"

Sie wartete keine Antwort ab, sie schritt voran, hinaus zu dem Gestühl auf der Haustreppe und wählte ihren Platz und saß sehr aufrecht.

Die Bienen summten.

Ilsabeth schnitt hurtig Knospen von der Laube und warf und ließ einen kleinen, duftenden Blumenhügel vor der Gespielin wachsen und kam und tat stehend den Kranz zusammen und richtete ihn sachte auf dem Golde und sprang die Treppe herunter und lief den halben Weg zum Tore und wandte sich und kam entzückt schauend zurück und rief auf den Stufen: „Was bist du schön, Melsene! Oh, Melsene, nun ist euer Garten nicht mehr blau, sondern ganz in Rosen, weil du so bist!" Und mit versonnenem Gesichte erwiderte die Mädchenrose: „Ilsabeth, dasselbe hat Erich Wenkheim neulich gesagt: ‚Melsene, euer Garten bekommt immer die Farbe deines Kleides.' – Es klingt so hübsch!"

Die Bienen summten.

Aus der Kammer über der Laube schnarchte es gleichmäßig. Ilsabeth hatte sich in einen Stuhl zurückgelehnt, sie drehte den aufgegriffenen Knospenstrauß in den Fingern. Sie hob den Strauß oft in Augenhöhe und blickte dann hinter dem Strauße zu Melsenen hinüber. Melsene hatte ihre aufrechte Haltung kaum verändert, nur die Lippen standen ein wenig auseinander und die rote Zungenspitze war zwischen den weißen Zähnen hervorgeschlüpft; sie schien ganz in die Ferne zu denken.

Ilsabeth Rödden tat Hände und Strauß in den Schoß, sie begann heftig zu atmen, sie fragte plötzlich: „Wen hast du lieb, Melsene?" –

Die Bienen summten.

„Warum sprichst du nicht, Melsene?"

„Du hast mich doch verstanden, Melsene?"
„Wo siehst du nur hin, Melsene?"
„Du hast mich verstanden, Melsene, du lachst ja!"
„Wen du lieb hast? Antworte doch, Melsene!"
Ilsabeth Rödden blickte nicht mehr verstohlen und nicht mehr bewundernd her, sondern scharf und gespannt, aber das Lächeln der Gespielin verwirrte sie. Ihre gute, vergnügte Art ertrug die Schärfe gar nicht. Sie bat leise: „Hast du viele lieb, Melsene, weil dich viele lieb haben?"
„Ich weiß nicht, Ilsabeth . . .", es klang noch wie aus der Ferne.
„Magst du vielleicht Ernst leiden?"
„Ernst, dessen Kopf zwischen den Schultern steckt, und der immer davon redet, was andere tun müssen; Ernst ist ein Affe!" Da waren die Gespielinnen beieinander und spotteten um die Wette.
„Magst du Erich von Wenkheim leiden, Melsene?"
„Erich ist sehr klug", sagte Melsene. „Und Erich ist mit uns verwandt. Erich könnte nie recht tanzen, und wenn wir früher ausliefen, ging er immer hinten nach. Aber, wenn man mit ihm allein ist, Ilsabeth, erzählt er fein, er ist so weit herum gewesen!"
„Ich weiß", sagte Ilsabeth.
„Ja, und er hat solche seltsame Flackeraugen, Ilsabeth, man muß immer wieder hinsehen!"
„Er macht die Augen für dich, Melsene", sagte Ilsabeth.
Die Bienen summten.
Das Schnarchen blieb sanft und gleichmäßig. Es war wieder eine Stille zwischen den Mädchen; aber nicht Ilsabeth suchte in Melsenens Gesicht zu lesen, Melsene blickte auf Ilsabeth, deutlich in auskostender Erwartung.
Ilsabeth fiel die Frage, darum ihr alles ging, jetzt sehr schwer:
„Hast du Nelius Friebott sehr lieb, Melsene?"
Erst als es laut war, wandte sie sich Melsenen von

neuem zu, und Stirn und Schläfen und Wangen waren wie von Blut übergossen.

„Du hast Nelius selber lieb", sagte Melsene, „er ist hübsch und ordentlich, und auch klug auf seine Weise. Es ist jammerschade um ihn!"

„Schade? Es ist doch nicht schade, daß er hier bleibt, Melsene? Denn, wenn es anders geworden wäre, wäre er ja fortgekommen. Und kann er nicht erzählen, Melsene? Du mußt ihn am liebsten haben, und du hast ihn sicherlich am liebsten." Ilsabeth war in hellen Eifer geraten.

„Er bleibt gar nicht hier!" sagte Melsene.

„Er will bei der Marine als Freiwilliger dienen, dann kommt er wieder, aber vier Jahre sind entsetzlich lang!" sagte Ilsabeth.

Melsene verstand die Gespielin zu immer neuen Berichten über den einen Jungen zu veranlassen; und sie wußte es dahin zu treiben, daß diese ein zweites Mal forderte: „Melsene, du mußt Nelius am liebsten haben", und daß sie in der Aufregung ihres Herzens hinzufügte, „denn, Melsene, dich hat er doch auch am liebsten."

Danach wurde Ilsabeth Rödden einsilbig, obgleich es Melsene an Munterkeit gewiß nicht mehr fehlen ließ. Sie verabschiedete sich früh. Melsene versuchte umsonst, sie an der Tür noch ein wenig zurückzuhalten.

Am Abend war Ilsabeth Rödden verweint. Ihre Schwester fragte: „Nu, wat het et gewen, hest du denn met Melsenen streden?" Ilsabeth sagte: „Nein, ich habe Kopfschmerzen!" Sie ging in die Kammer; als die Schwester die Türe neugierig aufklinkte, war sie eingeschlafen.

Melsene vertauschte nach Ilsabeths Weggang den Feststaat mit dem blauen Kleide, sie bewegte sich ganz langsam vor lauter Sinnen. Um die Dämmerzeit strich Melsene am Waldrande entlang. In der Nähe des Sachsenhauses stand sie still wie eine, die einen warmen Sommerabend mit schöner Sicht dankbar genießt; wo hinter dem

Sachsenhause unter den Fichten die Hochäcker anfingen, hielt sie sich am längsten auf, sie ging dann am Forste her weiter bis zur Werderschen Ecke. Sie verharrte auch dort, wie das jeder müßte, der nicht durch Werk oder Geschäfte vorbeizulaufen gezwungen ist. Die Fähre unten glitt hin und her. Cornelius Friebott stand nie darin.

Cornelius Friebott war längst daheim. Er war, von der Übung kommend, stracks nach Hause gegangen, in der Zeit etwa, in der Melsene sich umzog. Cornelius Friebott war daheim, und es geschah ein Seltsames zwischen ihm und seiner Mutter. Er hatte Anne Friebott ausschauend vor dem Hause getroffen. Er hatte gerufen: „Mutter, ich will rasch mit abfüttern.“ Sie hatte erwidert: „Ich habe gefüttert“, und hatte dann zu seinem Erstaunen verlangt: „Junge, bleibe ein bißchen hier.“ Sie hatte sich nun nach den Zurüstungen zum Schützenhofe und diesem und jenem in Hilwartswerder erkundigt und hatte schließlich gefragt, nicht im gewohnten Tone, sondern fast schüchtern: „Am nächsten Sonntage wirst du doch gewiß mittanzen, Junge; kannst du recht tanzen, daß es einem geschickten Mädchen Vergnügen macht?“ Als Cornelius Friebott entgegnete, er meine das Tanzen erträglich zu verstehen, schlug sie, schlug Anne Friebott, schlug seine Mutter vor, sie möchten es auf dieser Diele, auf der ernsten und stillen Diele von Friebotts Guter Hoffnung ungestört und ungesehen einmal zusammen ausproben. Sie bekamen, Mutter und Sohn, gleich einen verlegenen Ausdruck, doch trat der Junge gehorsam auf sie zu, sie machte einen komisch steifen Knicks, er faßte sie zaghaft lose, und das Drehen hub an. Anne Friebott zählte zuerst den Takt, daß sie beide Vertrauen gewönnen, weil es aber alsbald gut und schwebend und leicht und harmonisch dahin ging, gab sie das Zählen auf und sang statt dessen:

„Nein, was hat dich doch betrogen,
Daß du fürchtest solche List,
Und was hat dich doch bewogen,
Daß du meiner gar vergißt?
Ich gestehe, mein' Gedanken
Sind allein zu lieben dich;
Meine Treu' soll nimmer wanken,
Wenn du schon verlassest mich."

Nach der Strophe sagte sie: „Du mußt nur fester halten, Nelius, dann ist es ganz und gar richtig!"

Sie sang die zweite Strophe:

„Neulich hab ich's wohl gesehen,
Daß du meiner Lieb' nicht acht'st, ..."

Nach der zweiten Strophe sagte sie: „Nelius, wir wollen die Türe beitun, damit uns niemand sieht, aber ein Ritz muß bleiben, damit wir Vater heraufkommen sehen." Dies war das einzig Heimliche, das je zwischen Anne Friebott und ihrem Sohne geschah. Sie hatten im Augenblicke beide eine närrische Freude daran, wohl nur aus den einfachsten Gründen heraus, weil nämlich Nelius erkannte, daß ihm die Vorprobe mit einer achtsamen, geduldigen und weisenden Tänzerin recht als Geschenk zufiele, und weil Anne Friebott unter dem Gesange der alten Spinnstuben-, Liebes- und Tanzlieder und beim Rechts- und Linksherum mit einem stattlichen Burschen in eine Zeit versetzt wurde, da es auch für sie noch Hoffnungen gab über Mühe und viel Arbeit hinaus. Aber vielleicht tanzte leise auch zwischen ihnen beiden die Liebe eines Geschlechtes mit; denn aus jedem Sohne hat doch der Vater noch einmal die Gefährtin lieb, und umgekehrt gilt auch. Sie tanzten fast eine ganze Stunde zusammen.

Als Görge Friebott über die Weser kam, stand Melsene immer noch an der Werderschen Ecke; das Erscheinen von

Görge Friebott tat ihr wohl, daß sie sich selbst wunderte. Beim Heran sagte er: „Na, Melseneken, gehst du ganz alleine spazieren und guckst dir an, wie gesegnet unsere Heimat ist?! Nur nicht genug Platz ist darin, nur nicht genug Platz, aber das braucht dich nicht zu kümmern, Melseneken, gottlob nicht!"

Er wurde sehr aufgeräumt durch die Begegnung und sprach zu Hause wiederholt von dem Mädchen, er sagte: „Das Melseneken ist recht wie aus Grimms Märchen, sie ist ein Stück Sommer, sie ist wie aus Blumen und Wiese und Korn und Wald gemacht, und wie schnell hat sich das kleine wilde Mädchen verwandelt, und wenn sie so nett antwortet, ist es fast, als wenn ein Vogel singt zu Morgen!" Anne Friebott stimmte ihm bei und sagte ihrerseits: „Sie kann auch zugreifen!" Cornelius Friebott hörte dieses Lob des Vaters und der Mutter gern an.

Görge und Anne Friebott ahnten wenig, daß Melsene inzwischen auf ihrem Bette kauere mit hochgezogenen Füßen und in das Sachsenhaus hineindenke. Das Denken war zumeist ohne Folge und Worte und bestand aus Sehnsüchten und Ängsten, zuweilen rückten aber klare Sätze zwischen die Sehnsüchte und Ängste. Die Sätze lauteten: „Was soll das Ende davon sein? Ei so, wie sie jetzt da leben! Vielleicht daß er zu niemand zu gehen braucht und Meister wird und zu Hause tischlert; für mich bleibt von früh bis spät die Arbeit von Anne Friebott übrig, und wann es hochkommt mit einer derben Magd. Höher wird es nie kommen! Höher kann es nicht kommen, denn ein Wunder gelingt auch ihm nicht." Melsene fand keine Lösung. Zuletzt sagte sie: „Ich will doch etwas sehen, ich will doch etwas erleben, ich tauge doch gar nicht zu eines Dorfmannes Frau!" Sie war bald nicht geringer verweint als Ilsabeth vorher, und das Einschlafen gelang ihr nur dadurch, daß sie die Flackeraugen von Erich von Wenkheim herbeirief und sich ihnen hingab.

Da war nun der Vorabend des Schützenhofes: Alle Fahnen und Tannen und Laubgewinde staken und hingen an ihrer Stelle, kein Backofen rauchte mehr, die langen Kuchen warteten fertig und mit Tüchern bedeckt in den Kammern, aber der Duft von Waldesgrün und Backen lagerte überall. Der Ort schickte sich an zum frühen Einschlafe vor einem frühen Festesmorgen, und in den Häusern verloschen rasch hintereinander die Lichter. Gerade, als sie bei dem General Heinrich Gans die Lampe aus der Wohnstube herausnehmen wollten, fragte es vor dem Fenster: „Heinrich, bist du noch uppe?" Heinrich Gans öffnete selbst und erkannte, daß es der alte Deisel wäre, er ging an die Türe und schloß auf, er sagte: „Komm herein!" Aber der alte Deisel erklärte, es sei um ein paar vertrauliche Worte zwischen ihnen, und auf der Straße liefe eben keiner. Heinrich Gans wunderte sich und wunderte sich mehr, als ihn der alte Deisel am Ärmelzipfel packte und noch einige Schritte dorfaus führte. Unter dem Birnbaume am Wege sagte der feindliche General mit einer Stimme, von der er selbst gewiß meinte, daß sie sehr leise wäre: „Heinrich, ek wohne nu doch bei dek to Miete, nu süh awer tau, Heinrich, wenn ek soll morre en Wort to viele saien, dami du mek nich vor de Tür settest!" Heinrich Gans hatte eine ärgerliche Abfertigung schon auf der Zunge, da spürte er, daß es bei dem anderen eine echte Sorge sei, und er dachte fast erschreckt: „Was, was? Muß einer, der nichts zu eigen hat, gar dergleichen bedenken?" Und er sagte lachend und lärmend schon in seiner Haudegenrolle: „Kosakengeneral, du kannst doch sülbsten Spaß verdräjen?" Und als der andere erwiderte: „Ja, ek kann et verdräjen!" rief er: „Denn säje man wat je wilt, denn sull wol alles gan."

Um drei Uhr im Morgenschummer führten Trommler und Hornisten das Wecken aus und wirbelten und tuteten eine Stunde, damit der Festesmut der Menschen gleich

einen richtigen Unterbau bekäme. Die Kinder in den steifen weißen Kleidchen und mit dem naß gebürsteten, stracken Haare und den strengen Zöpfchen standen auch schon um fünfe vor den Türen, harrend und kauend an einem kräftigen Kuchenstücke. Unter der frühen Kirchzeit kamen fortwährend Besucher ins Dorf, und die Küchen und die rückgelassenen Hausfrauen am Herde waren im großen Gange; denn, sobald in der Kirche, deren einzige göttliche Auszeichnung die langen Fenster und der gedrungene auf dem Firste reitende Turm ist, das Ausspiel verklungen war, und während die Kirchgänger heimwärts eilten, tauchten erst vereinzelt und bald zu mehr und bald überall die Uniformen auf; und Trompeten, Hörner und Flöten leuchteten und versuchten sich in kurzem Auftönen und noch aus verschiedenen Richtungen.

Gemach wurde die Ortsmitte wimmelnd vor Menschen, daß die zu Pferde Achtung rufen mußten und die behemdeten Kosakenjungen, wenn sie sich durchtollten, anstießen und Mahnworte und Kniffe abbekamen. Plötzlich hallte von der Friedenseiche her das Kommando: „Still gestanden!" Da war die gesamte Kriegsmacht angetreten. Die entfernteren Zuschauer liefen noch hastig näher, die Nachbarschaft stand gleich ruhig und wachsam und machte auch willig eine Gasse, daß die Adjutanten unbehindert hindurchsprengen könnten zur Meldung beim General und zu dessen Abholung. Der General mit Federbusch und Rot und einem guten Lächeln erschien alsbald grüßend, von den Adjutanten begleitet, die Spielleute spielten auf, die Truppe präsentierte, und in Wort und Ruck und Zug geschah alles ganz richtig. Und als es hieß: „In Zügen links schwenkt, marsch!", und sich der General an die Spitze setzte, da taten sich wiederum ganz ohne Polizei und Ordner die Zuschauer auseinander. Der Marsch ging nicht weit. Der Marsch ging bis zum ersten Schützenmeister, dort machten die Truppen halt, zwischen zwei Offizieren mit

7*

gezogenem Degen schritt der Fahnenunteroffizier der Jäger in das Haus, die Jägerfahne zu empfangen; das alte Tuch erschien und wurde bei gerührtem Spiele feierlich begrüßt. Vom zweiten Schützenmeister ward auf gleiche Weise die Schützenfahne, die Standarte der Husaren und die Fahne der Kosaken weggeholt. Es war nun alles ordentlich beieinander und sie durchzogen in ziemlicher Würde die bunten Ortsstraßen: Der General und seine Adjutanten zu Pferde, der Tambourmajor mit dem Kugelstabe, die Trommler und Pfeifer, die Spielleute, die Jägeroffiziere zu Pferde, die Jägerfahne, die Jäger, die Schützenoffiziere zu Pferde, die Schützenfahne, die Schützen, die Husarenoffiziere, die Husarenstandarte, die Husaren, der Admiral Christian Rossel vom Kriegsschiffe auf der Weser in seiner „Chaise". Selbst der jetzt zu Rosse folgende Kosakengeneral tat noch ganz ernsthaft, wennschon nun die schauenden Frauen und Mädchen und die Gäste laut zu lachen begannen. Er hielt stolz den Kopf hoch, er hatte den rechten Arm in kühnem Bogen auf den Schenkel gesetzt; die geflochtenen Weidenringe, die ihm zu Steigbügeln dienten, der Pappendeckel-Zweispitz, das hölzerne Schwert, die Ofenröhre als Fernrohr, er schien von all dem Spielkram nichts zu wissen. Mag freilich sein, daß er zuweilen einem allzu lächerlichen Frauenzimmer so unversehens und gleichsam unter der Hand die Zähne bleckte, wenigstens waren von Zeit zu Zeit die Aufkrische besonders laut. Aber gehört das nicht zu einem wilden Gesellen? Hinter ihrem Führer trabte die weiße Kosakenhorde und tat natürlich wie er.

Am südlichen Dorfende teilte sich der Zug, der General mit den Seinen wandte sich nochmals in die Ortsstraßen, die Kosaken fielen indessen ab und hasteten zur Aufstellung und Besatzung ihrer Schanzen auf der Möllmecke. Es zeigte sich nun auch schon eine leise Unruhe bei den anderen; denn zur Schau gehen bereitet einem Manne doch nur kurze Freude, und wo einer die Büchse am Ausnahmetage trägt,

da sehnt sie sich zu knallen. Deshalb, als plötzlich die Musik schwieg und die Trompeter die Signale bliesen, waren sie wie umgewandelt und standen sehr stramm. Die Husaren gingen vor zur Aufklärung, die Hauptmacht fühlte sich heran, die Schützenzüge entwickelten sich, und endlich waren die ersten Schüsse draußen und hing der erste Pulverdampf über dem leuchtenden Felde; beides nahm rasch zu und bekam vom Flusse her Begleitung durch harte widerhallende Schläge und flitzende weiße Rauchballen. Auf der Weser war nämlich der Admiral an Bord gegangen und löste seine Kanonen.

Cornelius sah Melsenen erst, als das Gefecht im Felde dem Ende zuneigte. Die Schützen und Jäger hatten die Schanzen eingekreist. Sie lachten jetzt mehr, als daß sie schossen. Sie horchten wie die drängenden vergnügten Zuschauer auf den alten Deisel; der hielt noch immer zwischen seinen weißen Jungens und ließ sie unermüdlich mit den Lanzen stumme Salven geben und lobte, das Ofenrohr bald vor dem Auge, bald vor dem Munde: „Wat dar de Schnurrbärte fleiht, se hawet doch richtig geschoten!" und überschüttete den Feind mit urkräftigem Spotte. Gerade als der General vorritt und den Kosakenführer zur Übergabe aufforderte und dieser brauchgemäß antwortete: „Ja, ek mut jetzt erchieben, da will ek liwer meine Schanze erst anstäken," und bevor die Flammen aufloderten, durch die die Husaren reiten und Jäger und Schützen den letzten Stoß tun müssen, traf in unvermutete Stille ein Mädchenzuruf. Da Cornelius Friebott sich suchend umschaute, stand die Vermißte unfern in ihrem Rosenkleide und Rosenkranze mit der Tochter eines Oberförsters aus der weiteren Nachbarschaft. Sie grüßte gleich mit weiten glücklichen Augen. Der kurze Anblick, es gerieten die Menschen sofort wieder in Bewegung und schoben sich zwischen sie, gab ihm erst die rechte Freude am Spiele und Tage. Das litt nun sicher keinen Zweifel, daß er das liebe, schöne und

feine Mädchen später am Nachmittage im Arme halten werde beim Tanze. Denn das hatten die Augen gewiß nicht gesagt: „Du, Nelius, vor dem Tanze muß ich wieder nach Hause“, sondern ganz deutlich war der Satz zu sehen und zu fühlen gewesen und für ihn auch zu hören: „Nelius, ich habe ja erst spät herüberkommen können, aber nachher, Nelius, nachher tanzen wir gehörig zusammen, wir beide mitsammen.“ Und er tat sich auf, weil doch in der Luft, in Gelächter und Julisonne Melsene drinnen war.

Der Feuerritt und Sturm fanden statt. Der alte Deisel lenkte zum General, in sorgfältigen Worten erklärte er, er sei bereit, dem Sieger das Schwert zu übergeben, jedoch eine einzige Bitte habe er noch: „Min Schartaback is alle worden im Kampfe.“ Das Schwert des tapferen Gegners ward nicht angenommen. Sein Wunsch wurde erfüllt. Danach ordneten sie sich alle und marschierten an die Weser, daß der Feind zu Wasser überwältigt werde.

Am Flusse bekam Cornelius Friebott wieder zu tun. Er gehörte zu dem Zuge Infanteristen, der sich im Dorfe wie Heckenschützen zu zerstreuen hatte und auf den schon ein Boot wartet, um ihn zum bestückten Schiffe zu bringen; soll es doch bei der Schlacht von Verteidigern wohl besetzt erscheinen. Sie, die Helfer, waren alle junge Menschen neben der älteren Bedienung der Geschütze, die der Admiral um sich hatte; sie gerieten, verborgen hinter den grünen Maibäumen, damit der ganze Bremer Bock besteckt war, in mächtigen Eifer; und als gar beim Angriffe aus irgendeinem Nachen scharf geschossen wurde nach dem Schiffe hin, daß jeder die Schrote vorbeifliegen hörte, wurden sie ganz bissig und zeigten keinerlei Lust, ihr Schiff sobald an Land ziehen und kentern zu lassen. Lange Zeit hindurch wagten sich die Jäger im Kahne, denen das letzte zu tun obliegt, nicht heran; und der um einen guten Ausgang besorgte Admiral mußte eindringlich zureden, daß sein Schiffsvolk das Feuer einstelle und nicht wütend drein-

schlage auf die Enterhaken und schließlich kein Handgemenge mit den vorbestimmten Überwindern beginne. Erst auf dem Festplatze nach der Entlassung legte sich ihr Zorn.

Melsene hielt sich wie von ungefähr an der Stelle, wo die Schützen abtraten. Sie ging gleich auf Cornelius zu, sie sagte: „Ist das wirklich wahr? Ist jemand von euch getroffen worden? Was für ein Unglück hätte entstehen können!“ Er folgte zögernd den beiden Mädchen und sah mit ihnen den ersten Tanz an, der eher ein vergnügtes Springen schien, weil er nach alter Übung dem Kosakengeneral und den Kosaken gehört, und das sind niemals geschmeidige Tanzmeister. Vom Tanzzelte wandten sie sich der Kegelbahn zu. Dort hatte das Wettspiel begonnen um die Mützen und Tücher, und Mann nach Mann zahlte den Groschen ein und tat seine drei Wurf; und es schied auch schon ein Gewinner aus und ward von blasenden Hornisten und wirbelnden Trommlern zur Schenke geleitet, die Runde auszugeben. Zwischen der Bahn, dem Zelte und den Schaubuden strichen sie eine geraume Weile hin und her... Die Mädchen tuschelten untereinander, Cornelius war sehr ungeschickt. Die fremde Begleiterin störte ihn; trotzdem Melsene alles versuchte, aus der Unterhaltung zu zweit ein Gespräch zu dritt zu entfachen, kam dieses nie in Gang. Cornelius Friebott wußte der Fremden nichts zu sagen, und sie verstand gar nichts mit ihm anzufangen. Während er wieder einmal enttäuscht und verwirrt in das Tanzzelt hineinstarrte, waren die Mädchen plötzlich aus seiner Nachbarschaft verschwunden. Er tat ein paar Schritte, sie einzuholen, aber dann schien ihm, die Fremde oder beide Mädchen hätten die Gelegenheit ergriffen, ihn loszuwerden; da hielt er inne. Er schaute und hörte nun gar nichts, er verharrte gedrückt und stumpf, wie es einen Jungen anfährt, der zu früh aus der Tiefe heraus lieb hat. Er schrak auf, als ihn Ilsabeth berührte. Sie war vom Tanze erhitzt und ein wenig außer Atem. Sie hatte ihren

verdutzten Tänzer kurzerhand zum Stillstande gezwungen, da sie des Verlassenen ansichtig wurde. Sie fragte hastig: „Nelius, was ist? Du und Melsene, ihr sollt doch mitsammen tanzen?" Und da der Tänzer seine Rechte geltend zu machen und sie zurückzuziehen trachtete, flüsterte sie schnell bei halber Abwehr: „Paß auf, Lehrer Rölke dreht sich eben mit ihr herum, aber das macht ihr durchaus keine Freude. Sieh nur, sie werden gleich herüber sein." Nelius brauchte nicht zu antworten; Ilsabeths Tänzer hatte die Oberhand gewonnen, und sie trieben davon. Er trat weiter zurück, indessen horchte und beobachtete er jetzt genau. Die Musikanten spielten wahrhaftig dasselbe Lied, das Mutter am letzten Sonntage gesungen hatte, und dazu es sich so wiegsam und glücklich drehen ließ. Ach, was machte nur Lehrer Rölke daraus? Er trug den Oberkörper und den Hals und den Kopf bis zur feuchten Stirne hinauf sehr gerade und sehr tüchtig, er hielt mit deutlicher Kraftaufwendung seine Tänzerin in einem unbeirrbaren Abstande, dagegen schienen seine Rockzipfel und seine Füße einen ungeheuren Kampf wider ihn zu streiten; ja, statt einer gemeinsamen hellen Freude arbeitete Lehrer Rölke angestrengt, daß er trotz den springenden Füßen Haltung bewahre; dem Mädchen in seinem Arme blieb nur ein Mitquälen für seine Haltung übrig. Cornelius Friebott sagte: „Ach, ach, ach!" und preßte die Lider zu und summte die Worte des Liedes, als könne das helfen.

Weil die Umstehenden aufmerksam wurden, wechselte er den Platz. Es setzte bald die Musik eine Zeitlang aus, und das Tanzzelt leerte sich. Cornelius sah Melsenen und Ilsabethen suchend herumgehen. Sie stießen plötzlich auf ihn zu. Melsene sagte: „Nelius, Minna hat mich weggezogen. — Danach sind so viele gekommen, die tanzen wollten. — Konnte ich etwa antworten, ich, ich möchte lieber warten, daß du mich holst? — Konnte ich das?" — Sie war blaß und dem Weinen nahe, aber auch der große Junge vor

ihr atmete schwer. Ilsabeth sagte: „Nelius, du brauchst nicht trotzig zu sein. Es ist wirklich alles so gewesen!" Sie warteten noch unentschieden und scheu beieinander, als das Aufspiel frisch anhub. Da bat Melsene leise: „Nelius, gehe mit mir hin. Ich will mit keinem mehr tanzen, außer mit dir, ich habe mich so sehr darauf gefreut. Ich bin aber mit Minna und ihren Eltern gekommen, und ich kann ohne sie nicht fort nach Hause, oder soll ich ihnen sagen, daß ich krank geworden bin? Soll ich das tun? Vielleicht darf ich dann weg. Du mußt nun sprechen!" Er entgegnete: „Habe ich mich nicht gefreut auf dich, Melsene, auf dich allein?"

Und es geschah, daß Ilsabeth sah, wie die beiden sich an den Händen faßten und einander anblickten, als stünden sie ganz allein auf einem sonnigen Waldwege und nicht mitten unter vielen Menschen, und wie sie dann wohl aufrecht und getrennt, aber doch so sehr verbunden dahinschritten, als hielte sie beide ein Engel umfaßt. Ilsabeth fand solches Gefallen an ihren schönen Gespielen, daß sie sich nur zu freuen vermochte.

Von den aufgereihten Paaren waren Cornelius Friebott und Melsene Volmar das letzte. Etliche Mutige und Gewohnte vor ihnen achteten keines Widerspruchs und stießen in den Drang hinein und vergrößerten ihn. Sie harrten ineinander versunken auf ein wenig Freiheit und Raum. Als sich plötzlich eine freie Fläche bot, glitten sie ab. Eine Spanne lang war ein leises Rütteln und Zittern zwischen ihnen, wie es auch ist, wenn ein schnittiges Schiff zu Wasser läuft oder eine Schwalbe die ersten Flügelschläge tut vor der Schwebe. Danach waren sie völlig verschmiegt in ruhevoller Bewegung. Melsene flüsterte: „Nelius, die Musik hat aufgehört." Er antwortete: „Brauchen wir beide Musik?" Sie sagte: „Nein, Nelius, nein!" Melsene flüsterte: „Nelius, alle die andern tanzen nicht mehr." Er fragte: „Stört es dich, Melsene?" Sie sagte: „Nein, Ne-

lius, nein, jedes sonst ist gleichgültig." Und die zwei und das um sie fließende und spielende und lebendige Rosenkleid bannten die Blicke und überwanden Mürrische und Erstaunte und Derbe und Ungeduldige; plötzlich klaschten sie rundum vor heller Bewunderung, und der junge Musikführer aus dem Göttinger Regiment, der eine Geige mit hatte, aber bisher nur den Bogen zum Taktangeben benutzt hatte, öffnete schnell den schwarzen Kasten, und diesem einen Paare spielte er mit Lust eines auf in seiner Ruhepause.

Cornelius Friebott sagte: „Hörst du die Musik, Melsene?" Melsene antwortete: „Aber die andern tanzen immer noch nicht, Nelius." Cornelius Friebott fragte: „Macht es dir etwas aus, Melsene?" Melsene sagte: „Nein, Nelius, nein, nichts, nichts macht etwas aus!" Des Führers Beispiel lockte die anderen Musikanten zurück zur Arbeit. Baß und Bläser stimmten an. Ein paar wenige Paare brauchten ihr Recht, die meisten von ihnen sahen den beiden zu; und die beiden ließen erst ab, als die Musik ein zweites Mal schwieg.

Das war Melsenens Tanz und natürlich um nichts weniger ihres Gespielen Tanz.

Recht durch eine Gasse von Neugierigen gingen sie aus dem Zelte. Ilsabeth lief herbei. Sie schlug die Hände zusammen. Sie sagte: „Oh, wie schön könnt ihr tanzen! Wer hat dich das nur so gut gelernt, Nelius?" Sie sagte: „Aber was ist euch eingefallen? Ihr habt angefangen, gerade als die Pause begann. Habt ihr euch gar nicht geschämt? — Nein, das hätte ich wirklich nicht tun mögen!" Ilsabeth bekam keine Antwort, die zugleich Gelobten und Gescholtenen standen sprachlos in dem Kreise von Gaffern.

Minnas Vater, der Oberförster, bahnte sich mit Mühe einen Weg zu ihnen. Er sagte grüßend und ein wenig verlegen: „Melsene, darf ich Sie bitten? Es ist sechs Uhr geworden, und meine Frau meint, wir sollten umkehren."

An diesem Abend hörte Cornelius Friebott den fremden Mann ein zweites Mal reden.

Als er merkte, daß Melsene wirklich von dannen sei, war er noch ganz glücksicher zur Fähre gegangen, hatte dort gesäumt, war endlich fast willenlos übergefahren und hatte den Heimweg begonnen. Der Festesjubel scholl ihm immerfort nach, selbst den wechselnden Tanzschritt trug der Abendwind herauf. In halber Höhe fiel ihm ein, daß er von Melsenen kein Versprechen für den folgenden Tag erhalten habe. Wie hätte er daran denken sollen, sie besonders zu fragen? Sie hatte vor vielen Wochen von den drei Tagen geredet, und sie werde bei allem dabei sein. Mit jedem weiteren Schritte nahm seine Unruhe zu. Auf einmal fand er sich zwischen den Waldbäumen, weit genug in Grün und Schatten, daß ihn von Jürgenshagen und vom Felde her niemand erkennen konnte. Er bewegte sich auch gleich leise und vorsichtig. Er wußte jetzt: „Ich will mich von hinten an den Garten der Oberförsterei heranmachen. Vielleicht ist Melsene im Garten. Vielleicht ist Melsene an einem Fenster. Vielleicht kann ich mit ihr sprechen. Ich möchte sie so gerne sehen, das möchte ich; und wenn ich sie selbst nicht antreffe, habe ich ihr Haus und ihre Fenster und das Lampenlicht in den Zimmern vor Augen." Der Entschluß tat ihm wohl, und allgemach kam das Glücksgefühl wieder.

Als eine Amsel schreiend über ihm hochfuhr und sich anschickte, den verstohlenen Forstgänger scheltend zu begleiten, lachte er und sprach gedämpft zu ihr hinauf: „Ich will dir wirklich nichts, ich will nur zu Melsenen."

In der Nähe des Gartens hielt er den Atem an. „Wenn ‚Fasolt' und ‚Fräulein' in den Wald hineinbellen und am Zaune auf und ab jagen? – Wenn ‚Fasolt' und ‚Fräulein' bellen, läuft vielleicht Melsene heraus und ruft sie an. – Wenn ‚Fasolt' und ‚Fräulein' aufbellen, wie sie es gern tun, denkt – Melsene – vielleicht – daß ich im Walde stehe." –

‚Fasolt' und ‚Fräulein' bellten nicht.

Im Wohnzimmer brannte die Lampe, sie lagen gewiß im Wohnzimmer zu Melsenens Füßen.

Vom Garten stand starker Rosenduft in den Wald. Es war jetzt ganz dunkel. Zu hören war nur die Tanzmusik von jenseits, keine Bewegung und kein Wort im Garten.

Cornelius Friebott schob sich näher an die Hecke heran und schließlich ganz nahe. Hinter der Laube kauerte er nieder. Da gab es freilich nicht einmal das erleuchtete Fenster zu sehen. Er dachte, wie oft er als Kind und auch als großer Junge mit Melsenen in der Laube gesessen, gespielt und geschwätzt habe bei hellichtem Tage. Er dachte: „Wie hat das kommen können, daß ich mich jetzt, einem Diebe gleich, hier verstecke?" — Es war kein angenehmer Gedanke. — „Wie hat das kommen müssen, wo ich Melsenen lieb habe, und wo Melsene mich lieb hat?" — Um sich des letzteren zu vergewissern, um ganz sicher zu sein, um ja nicht zu irren, versuchte er den Tag noch einmal zu erleben von Mittag an, vor allem von da ab, als Ilsabeth und Melsene ihn suchten, und als sie beide, er und Melsene, mitsammen tanzten. Geschlossenen Auges preßte er den Kopf an die eigene Schulter, um ein Nachgefühl der Berührung zu haben. Sie hatte ihren Kopf, sie hatte das goldene Haar seinem Kopfe entgegen geneigt. Das hatte sie getan. Das hätte er kaum gewagt mitten unter allen anderen. Die Rosen in ihrem Haare, die zackigen, harten Blätter dazu hatten fortwährend seine Wangen gestreift. Er tappte auf der Erde mit der Linken, er griff einen winzigen Zweig und tat ihn zwischen Wange und Schulter. — Es war aber dennoch an diesem Tage auch einiges verkehrt gewesen, er hätte Melsenen fragen können, ob sie morgen komme, ob sie ihm das verspreche. Er hätte fragen sollen beim Tanze: „Melsene, hast du mich lieb?" Daß sie es richtig selber sage. Er hätte alles genau mit ihr bereden müssen: „Melsene, ich bin nicht Pfarrer geworden und nicht Lehrer, es war doch nicht Geld genug dazu da bei uns;

ich bin jetzt Geselle bei Siecke, ich muß also drei Jahre dienen; wenn ich zur Marine als Freiwilliger gehe, und das möchte ich so gerne, damit ich doch bald etwas von der großen Welt sehe — wie könnte ich es sonst, Melsene — dann muß ich vier Jahre dienen. Ich werde also in diesem Herbste fortgehen, Melsene. Wenn ich wiederkomme, nicht nur zum Urlaube, wenn ich wiederkomme in vier Jahren und ganz frei bin, Melsene, dann sind wir beide immer noch jung genug. Wir müssen dann zusehen, was wird. Ich kann doch arbeiten. Es kann doch eins geschehen. Wir können nachher vielleicht zusammen fortgehen hinein in die Welt. Wir dürfen nur nicht vergessen, du mußt es nur haben wollen, du mußt es nur wagen wollen. Hast du mich zu allem diesen lieb genug, Melsene, und wirst du nicht vergessen?" Unwillkürlich hatte die Frage Laut bekommen, er flüsterte die Worte an sich herunter.

Da wanderte es heran im Garten.

Eine fremde Frauenstimme sagte: „Ist denn jemand in der Laube? Ich habe vorhin etwas sich bewegen hören, und jetzt, meine ich, wurde in der Laube gesprochen." Der Horchende erkannte die antwortende Mannesstimme gleich wieder. Sie sagte: „Je nun, es wird die Magd sein, die nicht tanzen gehen wollte, und vielleicht ist Melsenens Bursch dabei." Die Frauenstimme sagte: „Die Bänke sind leer. Ich möchte mich einen Augenblick setzen, es scheint, als ob Grete nicht mehr herauskommen wollte." Sie setzten sich. Nach einer Weile fragte die Mannesstimme: „Hast du mit Grete Volmar geredet?" „Ich hatte keine Gelegenheit ...", erwiderte die Frau, „und ist es überhaupt nötig?" Der Mann sagte: „Nötig? Nötig? Melsene war uns anvertraut, ich wünsche nicht, daß von anderer Seite hier erzählt wird, was vorgekommen ist." Die Frauenstimme sagte: „Lieber Gott, anvertraut; und was ist denn nun vorgekommen? Du nimmst alles so streng. Sie haben ganz unglaublich gut getanzt die beiden, es war eine Lust, ein-

mal solcher Hingabe zuzusehen, es war unbedingt das Hübscheste an dem steifleinenen und staubigen Feste! Und dann sind das Mädel und der Bursch beide halbe Kinder und kennen sich von klein auf. Du bist doch auch einmal jung gewesen, und da du es nicht mehr bist..." „Bitte", sagte der Mann, „bitte! Gesetzt den Fall, dir wäre bei Minna solche Unmanier begegnet?" „Wenn das Kind mit einem guten Tänzer so schmiegsam tanzen könnte...!" sagte die Frau. „Und sich einem jungen Kerl so völlig gleichgültig für die Umgebung und Begleiter anhinge...", sagte der Mann. Da schien die Frau des Wortstreites müde. Sie stand auf und versprach im Fortgehen, sie wolle Melsenens Mutter unterrichten.

Cornelius Friebott kam verstört nach Hause. Anne Friebott bot ihm das warmgestellte Essen an, er dankte, aber sie bestand darauf, daß er äße. Der Vater sagte: „Junge, du erzählst ja gar nichts!?" Cornelius entgegnete: „Es ist nichts geschehen, Vater, davon ich erzählen könnte." Die Mutter fragte: „Hat es etwa Streit gegeben?", und sie blickte den Sohn prüfend und tadelnd an. Cornelius erwiderte: „Es hat keinen Streit gegeben, Mutter." Anne Friebott sagte: „Es soll doch einer scharf geschossen haben auf das Schiff?" Cornelius sagte: „Es hat einer scharf geschossen, es war ohne Bedeutung, es wurde niemand getroffen." Anne Friebott eiferte eine Zeit lang über solche Fahrlässigkeit und zählte alle ihr bekannten Fälle her, da Schießzeug in verkehrten Händen zu Unheil geführt habe. Als sie schwieg, bot der Junge den Eltern gute Nacht und ging in seine Kammer.

Im Bette begann Anne Friebott nach ihrer Art noch einmal zu reden. Sie klagte: „Hast du die Falte bemerkt zwischen seinen Augen? Darf ein junger Mensch so aussehen, wenn er zum Tanze war? Er hatte ein ganz finsteres Gesicht. Ist er jemals froh und zufrieden? Und man bekommt nichts aus ihm heraus."

Görge Friebott war in stiller, dankbarer Stimmung, daß er wegen des Schützenhofes mit den anderen Arbeitsleuten aus Hilwartswerder drei Tage dem Bruche am Königsberge fern bleiben konnte, und daß er in dieser Zeit nötige Arbeiten an seinem Hause verrichten und an den Abenden lesen und die Nächte hintereinander unter dem eigenen Dache schlafen durfte mit den Seinigen. Er sprach freundlich zu der Mühseligen hinüber. Aber in der Nacht, während Anne Friebott fest schlief, lag er oft und seufzend wach. Die Frage hatte ihn plötzlich überfallen: „Warum hast du dem Jungen einen anderen Weg gezeigt, wenn du ihm nicht auf diesen Weg helfen konntest?" Die Frage blieb gleichsam über seinem Bette hängen und wartete auf jede Ebbe im Schlafe. Die Antwort, die er sich gab: „Daß ich ihm den anderen Weg zeigte, das war richtig, dabei muß ich bleiben, aber daß ich ihm nicht zu helfen vermochte, ja, das rechne ich mir an", diese Antwort diente gar nicht zur Beruhigung.

Görge Friebott traf seinen Sohn frühmorgens im Stalle. Der Junge arbeitete in Schwung und Sprung wie einer, der alles zusammen ist: gesund, kräftig und wohlgewöhnt, fleißig und geschickt; doch war kein Lächeln auf seinem Gesichte, und die Falte hing noch tiefer zwischen den Brauen. Görge Friebott faßte schweigend zu, die vier Hände halfen einander, gleich eingespielten guten Freunden. Wo immer Vater und Sohn sich abwandten, ließen sie das Behagen der Ordnung zurück. Görge Friebott dachte: „Nur etwas zu hart greift er an, der Zorn steht bis in seine Fingerspitzen." Anne Friebott trat ein paarmal heraus und sah stille hin. Das fortschreitende Werk der zwei Mannesleute an der Stelle, wo sie so viele Stunden der Woche alleine schaffte und alle Last auf den Schultern hatte, tat ihren Augen wohl. Als der Morgen spät wurde, erinnerte sie daran, daß sie das Frühstück nicht weiter hinausschieben dürften, denn für den Jungen werde es Zeit, und

obgleich der Schützenhof Spiel sei und auch Unfug dabei getrieben werde, zu spät kommen dürfe keiner. Bei der Mahlzeit führte sie die ganze Unterhaltung. Görge Friebott erhob sich mit dem Sohne, er sagte, er wolle diesen ein kleines Stück begleiten. Aus der ungeschickten Art der Erklärung war die Scham über seinen Einfall leicht herauszuspüren. Er entschuldigte sich auch noch gleichsam, denn er sagte an der Stubentüre, er werde später nur ganz kurz Mittag machen.

Wenn Görge Friebott etwa vorhatte, mit dem entwachsenen Sohne unterwegens ein schwieriges Wort zu reden, gelang ihm dies nicht. Sie machten beide große Schritte und vermieden einander anzublicken. An der Werderschen Ecke hielt Görge Friebott ein. Er sagte: „Jetzt kann ich nicht weiter mit, Nelius, ich will manches ausrichten vor Mittag." Da nun der Sohn sich ihm zum ersten Male recht zuwandte, trat er rasch an ihn heran, umschlang ihn mit einem Arme und drehte den Befangenen weserab und voraus und weserauf. Er sprach dazu mit einer Stimme, die scherzhaft klingen sollte, darin aber Bangigkeit und Bitte vielmehr zum Ausdruck kamen: „Ist das nicht schön? Ist es nicht einen Preis wert, zu Hause zu wohnen, wo man hingehört zu Recht? Ist die verständige Ruhe des Kopfes und Herzens bei einer kleinen Sicherheit eine geringfügige Sache? Heißt die Heimat betrachten nicht zugleich, in dem Angesichte der Menschen lesen, die man lieb hat?" — Unter der Rede versuchte er vergeblich mit seiner Rechten des Sohnes Rechte zu fassen. Aber auch dem Jungen gelang die Antwort nicht. Erst war er zu sehr überrascht, danach fiel wohl der Zorn von ihm ab, indessen war das Herz jetzt in zu ungestüme Bewegung geraten. Görge Friebott hastete gesenkten Hauptes nach Hause, er merkte nicht, daß sein Sohn nach fünfzig Schritten Weiterganges haltmachte und ihm, dem Vater, nachschaute.

Cornelius Friebott blickte dem großen, früh alternden,

schon gebeugten Manne nach, bis dieser im Dunkel der Diele verschwand.

Der zweite Tag des Festes glich dem ersten um ein Haar; es gab vielleicht ein paar Zuschauer weniger von auswärts, und dann natürlich hatten sich neue Freundschaften gebildet zwischen einzelnen Burschen und Mädchen am ersten Tage, und die von solcher Neuheit Betroffenen waren besonders erwartungsvoll und hochgestimmt. Cornelius Friebott tat seine Aufgabe stille mit. Auf der Möllmecke wurde die Erinnerung an das vergangene Geschehen so stark in ihm, daß er sich auf einmal aus der liegenden und feuernden Schützenreihe erhob und herumblickte. Melsene Vollmar stand indessen nirgends, der Sang ihrer Stimme war nicht in der Luft und der Duft ihres Haares nicht im Talwinde, es waren auch die fremden Begleiter oder ihre Mutter nirgendwo.

Zu der Wasserschlacht wurde weniger Zeit verwendet und niemand schoß scharf und niemand fiel die Enterhaken mit Beilen und wütenden Fäusten an, sondern die auf dem Bremer Bocke gehorchten durchaus der Vorschrift.

Nach der Schützenentlassung nahm Ilsabeth Rödden den Kindheitsgenossen beiseite. Sie sagte: „Nelius, Melsene kommt heute nicht, ich will dich gleich bescheiden, damit du nicht umsonst wartest. Sie ist in der Frühe in Jürgenshagen gewesen zu einer Besorgung, ich habe mit ihr gesprochen. Sie haben den Besuch noch im Hause, sie muß dem Besuche Gesellschaft leisten, bis der Besuch morgen abreist.“ Ilsabeth sagte auch: „Nelius, wenn du nach Hause willst, ich habe keine große Lust heute zum Tanze, ich gehe dann mit dir. Aber einmal wollen wir uns doch herumdrehen, was? Und wenn du erst ein paar Würfe auf die Kegel tun möchtest, kann ich gerne so lange warten.“ Cornelius Friebott antwortete nichts. Er starrte unentschieden in das Gewühle; da hängte sich Ilsabeth in ihn ein und lenkte ihn zum Tanzzelte. Sobald sie an der Reihe waren,

schlossen sie sich den tanzenden Paaren an. Es ging weder schlecht noch gut, obgleich Ilsabeth sich redlich Mühe gab; sie lobte bei Tanzende, wie sehr schön es gewesen sei, sie hielt fortwährend schwatzend ihren Tänzer in Bewegung und ihr gelang, daß sie wieder unter die angestellten Paare gerieten und wieder beim neuen Tanze und zu ihrer Zeit einschwenkten. Der zweite Tanz glückte besser, aus des Mädchens Seele und Leibe sprang es allgemach auf den Tänzer über. Ilsabeth Rödden war viel derber als Melsene, doch war sie gewiß ein hübsches, gesundes Mädchen; sie nützte Seife und Bürste gehörig, sie schwitzte nicht und schnaufte nicht beim Tanzen; sie hatte keinen niederen Spann, und bei fliegenden Röcken zeigten sich ihre Beine nicht als plump und schwer, sondern als wohlgeformt und gerade; wenn sie gar ihr aschblondes volles Haar hätte niederlassen dürfen, bis zu den Kniekehlen hätte es gereicht; und aller Kleider ledig hätte sie weder Artemis noch Aphrodite, wohl aber eine junge Demeter darstellen können, und das ist auch eine Göttin.

Ja, an diesem Tage warben Ilsabeths Herz und Körper um den Gespielen, und warben mit solchem frischen Willen, daß Cornelius Friebott bis zum Ende des Abends von ihr gefangengehalten wurde in einem leisen Rausche. Dabei geschah außer dem anhaltenden Zusammen gar nichts. Anfangs plapperte Ilsabeth sehr glücklich, es war beinahe wie ein unaufhörliches Zwitschern. Dann, da der Geliebte nichts sagte, ward auch sie wortlos, aber blieb weich und dankbar. Sie nahm ihm nicht übel, daß er bei wiederholten Gelegenheiten, die sie an unhellen Stellen herbeiführte, nicht ihre Lippen suchte; sie hütete sich und zügelte sich fortwährend, daß sie nicht gleich Melsenen den Kopf ihm zuneige und sich ihm eng anschmiege. Sie begriff von ungefähr, daß ihr dies schlecht anstehen würde und daß es das Bewußtsein des Mannes zum Vergleiche aufstacheln müßte.

Cornelius Friebott verglich nicht und vermißte nicht, er war viel mehr zufrieden als unzufrieden. Daß die zornigen Arme ein reinliches, kräftiges Mädchen immerfort wunschlos hielten, das lullte seine Sehnsucht ein und betäubte seinen Durst.

Sie machten auch den Heimweg Arm in Arm. Weil Ilsabeth so langes Schweigen nicht aushielt, schwatzte sie lustig von neuem. An der Ecke, wo die Wege nach Jürgenshagen und Friebotts Guter Hoffnung sich trennten, veranlaßte Ilsabeth einen Halt. Sie sagte: „Nelius, hier ist dein Weg, du sollst nicht mehr mit durch das Dorf ziehen, du bist auch müde." Sie machte dann eine Bewegung, daß sie nahe an ihn kam und in leichter Berührung mit ihm stand, sie faßte auch mit der andern Hand seinen Arm. Sie sprach jetzt mit gedämpfter Stimme, aber nicht flüsternd und auch nicht bettelnd, sondern in ruhiger Heiterkeit: „Nelius, Junge, küsse mich einmal! Du hast mich doch schon früher geküßt!" Der Unterschied zwischen ihnen betrug nur einen halben Kopf, sie hob sich ihm entgegen, er beugte sich leicht. Sie meinte, daß Lippe und Lippe einander begegnen sollten. Er traf die Augen und küßte leichthin, und weil er spürte, daß die Augen tränenfeucht waren, und weil Ilsabeth ihn jetzt so fest umschlang, küßte er freundlich die Wange unter dem Auge. Danach wichen sie auseinander. Ilsabeth rief ein paarmal und aus immer größerer Entfernung in das trennende Dunkel: „Gute Nacht, Nelius, schlaf gut! Gute Nacht, auf Wiedersehen!" Es waren ohne Zweifel frohe Rufe, und Cornelius Friebott antwortete jedesmal: „Gute Nacht, Ilsabeth", und winkte in die Finsternis hinein. Er dachte: „Früher geküßt? Früher geküßt? So? Habe ich Ilsabethen früher geküßt? Wann wäre das gewesen? Ich erinnere mich doch gar nicht!"

Da er das Haus in Schlummer fand, ging er stracks und behutsam zu Bette.

Am nächsten Morgen fütterten Görge und Anne Friebott und taten auch andere Früharbeiten ohne die Hilfe des Sohnes. Görge Friebott lächelte zuweilen in sich hinein. Als sie beide in die Küche gingen, sagte er: „Der Junge muß gestern tüchtig getanzt haben, er kehrte pfeifend nach Hause, ich habe es gehört, obgleich er in Nähe des Hauses sich verhielt; er ist wahrhaftig immer noch nicht wach.“ Auch Anne Friebott fand nichts zu tadeln daran, daß ihr Kind sich ausruhe von der Vergnügung. Sie hatte ein Körbchen mit Eiern bereitgestellt. Sie sagte zu ihrem Jungen nachher bei seinem Frühstück: „Heute ist doch Warmbiertag, du darfst nicht ohne Eier zu den Mädchen gehen, und aus den Nestern wie die Burschen in Hilwartswerder hast du dir keine geholt, das weiß ich wohl. Ich werde sie dir eintun in eine Papiertüte.“ Sie sagte ferner: „Bei Oberförsters ist Besuch, ich sah Melsenen gestern nachmittag mit den fremden Leuten hier vorübergehen, sie ist also nicht beim Tanze gewesen. Doch heute zum warmen Biere und den Pfannekuchen wird sie sicherlich wieder hinunterkommen.“ Cornelius Friebott erwiderte seiner Mutter, er habe auch gehört, daß Melsene der Gäste wegen ferngeblieben sei, über ihr Vorhaben an diesem Tage wisse er nichts.

Auf dem Fährboote berichtete des Fährmanns Neffe und Gehilfe: „Friebott, deen Mäken is all rutverführt!“ Die Leute standen bequem in den Ortsstraßen herum. Frauen gingen dazwischen mit ganzen Schwingen voll Eiern hin zu dem Hause, wo die verheirateten Frauen den verheirateten Männern das Warmbier zurechtmachen und die Pfannkuchen backen. Lachende Kosaken und lachende Burschen jagten vorbei mit entwendeten Eiern und wurden zuweilen scheinbar und zuweilen wirklich ärgerlich von Drohungen der Geschädigten verfolgt. Vor dem Burschen- und Mädchenhause stand ein Schwarm Burschen breitbeinig

und wartend, einige mit prahligen Zigarren, obschon die qualmenden Zigarren und die gebeizten Zigaretten samt der Prahligkeit damals noch nicht so recht Mode waren. Sie sagten auch: „Cornelius, deen Mäken is drinnen." Da ging er mit gerötetem Gesichte rasch in das Haus und blickte suchend in die große Stube und suchend in die Küche. Es waren genug Mädchen in der Stube wie in der Küche und auf der Dreschdiele, er sah sie alle. Als er schnell wieder zum Dielentore hinaus wollte, rief Ilsabeth Rödden hinter ihm drein und kam auch gleich hinter ihm drein und war noch viel mehr rot. Cornelius sagte: „Ach ja, die Eier wollte ich hier lassen!" Sie sagte leise: „Nelius, wolltest du mir nicht die Hand geben?" Da nickte er und streckte die Hand aus und lächelte dazu: „Ei, gewiß doch, Ilsabeth. Guten Morgen, Ilsabeth!" Sie schüttelte mit und sagte: „Guten Morgen, Nelius aus der Guten Hoffnung!" Und auch sie lachte hell dazu. –

Der Fährgehilfe machte große Augen zu dem zurückkehrenden Fahrgaste. Er fragte: „Was? Jetzt? Vor dem Zuge und vor der Bewirtung? Es ist der beste Tag am ganzen Schützenhofe." Cornelius Friebott hatte das Aufsehen bedacht und hatte die Überfahrt bei Lippoldsberg erwogen. Aber erst durch den ganzen festlich lebendigen Ort laufen nach einer Seite, wo man nicht wohnt und zur Stunde nichts zu suchen hat, und dann einbiegen in die Landstraße, fiele das nicht mehr auf? Er antwortete: „Man kann doch wiederkommen, oder hast du vor, die Fähre stillzulegen und anzuschließen? Ich muß da noch einmal hinauf!" Der Fährgehilfe beobachtete, daß Cornelius Friebott der Steilheit zu Trotze auf der sichtbaren Wegstrecke fast rannte. Er sagte zu den frischen Herbeigängern: „Dort ist einer, der es eilig hat, wieder nach Hilwartswerder zurückzukommen." Cornelius Friebott hielt sich bald in den Wald wie am Abend nach seinem Tanze mit Melsenen; den ausgreifenden Schritt bewahrte er auch

im Holze. Über der Oberförsterei wechselte er vorbei, ohne nur hinzuhorchen oder hinzuschauen.

Nicht sehr fern von der Oberförsterei lag in dem losen Tannensaume, nach Lippoldsberg zu, ein basaltener Block. Wenn einer damals auf dem alten Holzwege – der Wald ist umgewachsen, der alte Weg ist vom neuen Walde vertilgt, der Findling ist verschwunden und selbst sein Erdbette hat sich ausgefüllt und verwischt in den Jahren – wenn einer damals ganz rechts auf dem Wege die Tannen streifte, konnte er hundertachtzig Schritt voraus die Kante des Blockes links aus dem Fichtensaume schimmern sehen. Der Block glich einer hohen, breiten Bank oder noch mehr einem Opfersteine. Die losen Bäume im Fichtensaume und vor diesen niederes Geranke trennten das Lager von der Feldmark, doch vom Steine aus ließ es sich zwischen den Bäumen hindurch und über die Brombeeren hinweg in das Tal und auf den Fluß hinabschauen. An fast allen Kindertagen der Oberförsterei im Frühling, Sommer und Herbst hatte der Findling seine Rolle gespielt, als Herd, als Anschlag, als Räuberschloß, zuweilen nur als Einigungs- und Ruhestelle, wo es sich schön erzählen und zuhören ließ in Schatten mit Sonne und in Sonne mit Schatten und immer etwas über die Wirklichkeit der Dinge erhoben; denn Lippoldsberg mit seiner Kirche und erst recht Bodenfelde und die Lippoldsberger Fähre und die langsamen Schiffe des Flusses und die Holzfuhren auf den Straßen und die pfeifenden, rauchenden und ratternden Züge entlang dem fernen Bahndamme schienen Teile einer Puppenwelt, damit Jugendsinn und Jugendkraft göttlich schalten darf.

Cornelius ging rechts, er strich an den Tannen her und lugte genau aus. Sobald der Weg nur gerade wurde, sah er ein Weißes blinken, scheinbar aus dem Gestänge; danach waren es deutlich die Enden eines Schürzenbandes, danach war der ganze Rand des Steines zu erkennen,

darüber die Schleife hing, und bald der Rücken eines lesenden oder handarbeitenden Mädchens.

Cornelius näherte sich behutsam, um zu erkunden, ob Melsene allein sei. Als er sich überzeugt hatte, eilte er heran und war im selben Augenblicke beklommen. Es geschah alles das nicht, was die Einbildung vorgegaukelt, vorausversprochen und vorausbestimmt hatte. Er rief nicht: „Melsene!“ Melsene tat nicht die Arme auseinander; er übersprang nicht die letzten Schritte, um sie endlich auf den lieben Mund zu küssen. Sondern sie blickte von ihrem Stickwerke auf und sagte nüchtern: „Ach Junge, da bist du also“, und fuhr gleich fort: „ich habe vorhin Minna an die Bahn begleitet, auf dem Rückwege fiel mir ein, es wäre hübsch, zu unserm Steine zu gehen und hier bis Mittag zu arbeiten und zu lesen, da habe ich mir die Sachen hergeholt.“ Als er nun unschlüssig stand, ermunterte sie ihn, sich zu setzen. „Du magst gern ein wenig hierbleiben, Nelius. Ich glaube nicht, daß jemand kommt. Wenn es geschieht, so merken wir es vorher und du kannst dich davonmachen. Das ist dann wohl besser. Mutter hat dich doch nicht gesehen im Vorüber? Und auch sonst niemand? Paß nur ein bißchen mit auf. Ich hörte dich von weitem genau. Unser Stein ist ein guter Platz. Man kann alles beobachten und wird selbst kaum vermutet.“ Von dem Feste erwähnte sie bei dem raschen Schwätzen kein Wort.

Cornelius Friebott ließ sich ganz nahe dem Findling nieder, wo Nadeln und Erde über einem Stumpfe eine Erhebung bildeten. Er hatte dasselbe Bild vor sich wie sie, bei einer Wendung nach rechts hätte er ihr ins Gesicht schauen können, aber er versuchte es nicht. Es wurde jetzt sehr stille zwischen ihnen, und das Mädchen eiferte eine Zeitlang mit dem Rahmen und den bunten Fäden, als sei es für sich und vor dringendem Fertigwerden.

Nach einer Weile wurden zuerst ihre Füße ungeduldig und scheuerten und hämmerten am Steine herum, dann

verlangte sie: „Nelius, nun erzähle etwas!“ Sie sah, daß er versonnen und regungslos ausstarrte. Sie wiederholte: „Erzähle etwas! Du hast hier früher manche Geschichte erzählt, weißt du es gar nicht mehr?“ Sie meinte, er entgegne leise: „Es ist doch nicht so lange her, Melsene?“ Sie antwortete: „Nein, vielleicht ist es nicht so lange her, nur bin ich inzwischen erwachsen.“

Da stand das Schweigen von neuem zwischen ihnen, und die warme Sonne auf Feld und Gerank und Waldsaum und Laub und Nadeln war fast lauter als ihrer beider Atem.

Gerade als Melsene unmutig überlegte, ob sie nicht den Rahmen beiseite schieben und ihr kleines goldgeschnittenes Buch aufnehmen sollte, begann der seltsame Junge zu reden. Er sagte: „Ich könnte davon erzählen, wie der Herr Jesus zweimal nach Lippoldsberg kam und dort zweimal belehrt wurde.“ Sie hatte anderes durchaus erwartet; was wußte sie selber nicht. Sie sagte: „Erzähle, was dir eben einfällt.“ Weil er nicht sofort ansetzte, fragte sie neugierig flüsternd: „Sage noch, Nelius, was bringt dich gerade auf den Jesumann?“ Der Gespiele erwiderte langsam in den Sonnentag hinein: „Von Gottsbüren kam einer den Fußweg herunter gegangen.“ Melsene nickte und deutete: „Ich habe ihn auch kommen sehen, er möchte herüber, er hat schon zweimal umsonst gerufen.“ Ihre Verwunderung wuchs, aber sie erschien jetzt wie ein aufmerksames, erwartungsvolles Kind; und dann fing der Gespiele zu erzählen an, immerfort in die Sonne und das Land, mit feinen und zarten Worten, als wenn ohne sein Wollen und Zutun eine heimliche Freude Gottes aus ihm töne.

Er berichtete: „Es geschah zwischen Kartoffelhäufeln und Heuen, wann die Bauern und die sonst mit dem Lande zu tun haben aus dem Felde verschwinden. Die Bauern waren allesamt im Forste mit ihren Gespannen und luden Holz. Die anderen spannlosen Leute schafften zu Hause und in

Werkstätten und an Werkstellen. Die Landstraßen und die Feld- und Koppelwege liefen zwischen den Heimkehrzeiten still und leer; und Himmel und Erde miteinander taten sachte und gewaltig ihr Werk an den Äckern und Wiesen, das kein Bauer vermag, und darum die Menschen beten. An einem dieser stillen Tage wanderte der Herr Jesus durch den Reinhardswald. Er schritt den alten Pfad von Gottsbüren über den Farrenplatz und weiter zwischen den Buchen und Tannen und schließlich die Sticklehalbe herab am neuen Lande und am Aschenhofe vorbei. Er wollte übersetzen und durch die kleine offene Pforte hinter dem Türhüterhause in die Lippoldsberger Kirche eintreten und sich segnen lassen von der Frömmigkeit der alten Steine; vielleicht wollte er auch die Menschen wiedersehen, die einstmals in ihrer überirdischen Sehnsucht den armen Leib eines im Walde verschiedenen Fremdlings für seinen Leib genommen und ihm Liebe und Verehrung gezeigt hatten. Der Herr Jesus schaute froh und dankbar in die Schönheit des Tages und Waldes und Tales. Er sah aus wie ein ordentlicher und freundlicher Arbeitsmann. Bei seiner Bescheidenheit vergaß er, daß er im Himmel der Erste sei und daß die Allmacht Gottes sich seinem Anrufe gewärtig halte; aber die Blumen und Blüten wandten sich weit und breit von der Sonne ab und dem Wanderer zu, und alle Zweige seines Vorübers gerieten ohne Wind in Bewegung. Als er die Weser erreichte, hingen die Wagenfähre und das Boot für die Fußgänger am andern Ufer. Der Fährmann war nirgends zu erspähen. Der Wanderer zögerte vor der Aussicht auf den hurtigen Fluß und den friedlichen Aufbau des Dorfes mit dem grauen Kirchturme und dem roten Klosterdache zu oberst und mit den zwei ragenden Wipfeln der Lebensbäume vor diesem; endlich begehrte er: „Hol über!", und es kreuzte das Wasser wie Singen und Glockenläuten und nicht wie Schreie: „Hol über, hol über!" Doch wurde nirgendwo geantwortet, und

niemand eilte oder schlenderte zum Ufer, um die Fähre zu lösen. Der demütige Wanderer fand einen Warteplatz auf dem Stapel Holzes an der Straße nach Gewissenruh; dort saß er geduldig, indes das Laub der Apfel- und Pflaumenbäume rundum in selig zitterndes Leben geriet und alles Geblüt der Halde anstatt nach Süden und Südosten stracksauf seine leuchtenden Kelche ihm zukehrte.

In der schimmernden Wärme und Ruhe verfiel der Herr in Träume. Er gedachte des Tages, da er zum letzten Male an dieser Stelle gerastet hatte. Es war lange her, gemessen an irdischem Leben, und war eine seltsame Zeit; wann er damals hinhorchte vom Himmel zum deutschen Volke, war es wie Lauschen in gärenden Vorfrühling, und die Seelen der Entschlafenen rangen noch bis an Gottes Türe miteinander. Trotz der langen irdischen Vergangenheit war dem Herrn Ansicht und Geschehen gegenwärtig, als hätten sich Bild, Klang, Begegnung und Wortwechsel an diesem Tage selbst ereignet. Es war ein ganz früher Morgen gewesen, wann schon alle Hähne gekräht haben, wann aber die Türen und Fenster der Bauernhäuser noch verschlossen sind, und wann am erwachenden Flusse allein der Trieb des Wassers und das Gluckſen der Fische und nur in weiter Ferne die ersten Reiherschreie zu hören sind.

An der Fährstelle, wo der Herr dieses Mal und damals saß, hatte ein hoher Kruzifixus gestanden, den die Nonnen des Klosters über ihr Gemäuer weg zu sehen vermochten und dessen immer brechende Augen den Fluß hinüber wie von Kirche und Kloster angezogen erschienen. In dem deutschen gärenden Vorfrühling, da die Menschen inniger beten wollten und meinten, Gott brenne so heilig in jedem Herzen, daß ein Bild des Händewerkes ihn beleidigen und verkleinern müsse, hatten leidenschaftliche Stürmer oder mitläuferisches Gesindel den Steinernen umgestürzt. Die schweren Trümmer in den Fluß zu rollen, hatte niemand unternommen, sondern sie waren liegengeblieben. Als dieser Kru-

zifixus fiel, fielen alle frommen Male um Lippoldsberg und Bursfelde und im Reinhardswalde und Bramwalde, das ganze Land rundum wurde evangelisch. Nur geschah eine Seltsamkeit, das Kloster Lippoldsberg selbst blieb katholisch, und die Kirchenglocken dort luden nach wie vor zu katholischen Diensten, obgleich in ihrer Schallweite nichts zu errufen blieb, es sei denn die Nonnen. Der Grund solches Bestandes war, daß Hessen und Braunschweig beide den Besitz des Klosters erstrebten und sich geeinigt hatten, daß es ohne Neuaufnahmen bleibe, was es sei, bis alle Nonnen dahingestorben wären.

Aus den Herzen der eingeschlossenen Jungfrauen war der Sturm und Drang der Zeit aber hierdurch nicht entfernt. Die Älteren, die in der neuen Welt nichts zu hoffen fanden, und besonders die Äbtissin Luttrud von Boyneburg und die Priorin, die zugleich eine Würde für sich zu wahren hatten, behaupteten zusammen mit ihrem Propste voll Eifersucht den alten Glauben, das alte Recht und die alte Regel. Den Jungen stritten die Gefühle heftig. Weil seltener eigene Sehnsucht und Inbrunst als Antrieb, Zuspruch und Befehl sie von den Edelsitzen fort und unter den Schleier gebracht hatten, erkannten sie, es habe der hessische Vertrag ihrem Leben eine Gelegenheit geraubt, und sie stritten und bestritten und redeten und lehnten sich auf und vermochten doch nichts ohne Hilfe von außen.

Als der Herr an jenem Morgen auf den Trümmern des Kruzifixes ruhte und eben schnelles und grelles Geläute durch die Dämmerung hindurch die Matutina verkündigt hatte und auch das murmelnde Horasingen in der Kirche seinen hörbaren Anfang genommen hatte, erscholl auf der Klosterseite des Flusses geschwinder Hufschlag und kam auch gleich näher und heran. Es war in solcher Ruhe jedes Wort deutlich verständlich. Von den drei Berittenen wies der Knecht die Furt und den rechten Eintritt und ließ sein Tier gleich in das Wasser schreiten. Ein Vornehmer wieder-

holte voll Zärtlichkeit die Worte des Knechtes einer Frau gegenüber, er griff in die Zügel ihres Pferdes und stützte sie sorgfältig, als ihre Rosse nebeneinander plätschernd, erschreckt und hastig das Wasser durchquerten. Kaum auf dem Trockenen, sprangen der Knecht und der Edelmann aus dem Sattel und ließen die Frau herab.

Es ergab sich aus dem Gespräche, daß an dem Sattel ihres Tieres etwas in Ordnung gebracht werden müsse, und daß dieser ganz lose dem Pferde aufliege. Die Frau, die bisher nicht gesprochen hatte, tat ein paar Schritte uferan in der Richtung des Kruzifixes.

Der Herr sah ihr entgegen, und mit großer Raschheit ereignete sich nun folgendes: Die Frau schrie auf und sank in ihre Knie, ihr Ritter sprang hinzu, sie zu halten. Sie verlangte weinend und völlig entgeistert, er möge sie unverzüglich zurückbringen, woher sie vor kurzem über die Mauer entwichen, nämlich zum Kloster; reumütig wolle sie am Tore rufend von neuem und für immer Einlaß erbitten. Sie schluchzte und klagte so herzerschütternd, daß der begütigende und fragende Mann anfangs keinerlei Verständnis gewinnen konnte. Nach einer Weile hatten seine ängstlichen Liebkosungen dennoch einen kleinen Erfolg, sie lehnte und klammerte sich an ihn und flüsterte ihm zu. Der Ritter blickte betroffen hin und erkannte nicht weniger den Herrn Jesum. Er begriff sofort, daß er unverweilt seinen Kampf mit Gott bestehen müsse, wenn nicht Leib und Seele der kaum wiedergewonnenen Liebsten seiner frühen Jugend für Zeit und Ewigkeit ihm verloren gehen sollten.

Er hielt die Frau mit dem rechten Arme aufrecht, mit der linken Hand zog er das Barett. Unter tiefem Verneigen des Kopfes wagte er mit ihr, und während sie leise fort weinte, ein paar Schritte vorwärts und sprach ehrfürchtig eifrig: „Herr Jesu Christe, es ist uns, die wir deiner eigenen und unverstellten Rede nachtrachten, ein Wort von dir bewahrt! Herr Jesu Christe, es berichten die Alten: Unser Heiland

ging einer Werkstatt vorbei am Sabbattage und sah die Handwerker schaffen dem Gebote entgegen. Unser Heiland sagte zu dem Werkmeister: Wenn du weißt, warum du es tust, so tust du recht, wenn du nicht weißt, warum du es tust, begehst du eine Todsünde!"

Während der Ansprache hatte der Ritter das Barett fallen gelassen und die Linke reckte sich flehend und heischend dem Herrn entgegen, als wolle sie ausdrücken, was der Mund nicht wagte, ja, als schriee sie: „Herr Jesu Christe, höre das eigene Wort! Herr Jesu Christe, richte deine Rede! Herr Jesu Christe, bekenne dich selbst!"

Da lächelte der Herr in den Dämmertag, und der Himmel war von Rot übergossen und die Wölkchen erhielten einen breiten goldenen Rand, ja, es fiel eine verfrühte schöne Sonnenwärme in das Wesertal, daß gleich der ängstliche Dämmerungsschauer verschwand. Und Jesus sagte: „Warum forderst du mich? Weinet sie nicht aus ihrem eigenen Herzen?"

Aber vor Licht und Gnade wurde der Ritter noch kühner und eiferte: „Herr Christe, du bist in ihrem Herzen! Herr Christe, sie schrak vor dir! Herr Christe, sie weint um das Gelübde an dich! Herr Christe, du bist die Qual in ihrem Herzen!"

Da fragte der Herr: „Warum tuet ihr es denn? Warum handelt sie dem Gelübde entgegen? Warum drängst du sie, das Gelübde zu brechen?" Und nun antworteten beide, als wären sie nur eins: „Herr Jesu Christe, um unserer Liebe willen!"

Und mit dem Paare schien alles Lebendige des Morgens in die Antwort eingestimmt zu haben, denn sie rauschte und klang und sang gewaltig. Als sie schwieg, hub der Ritter, um sich ganz zu beweisen, rasch noch einmal an: „Herr Jesu Christe, gehet nicht Liebe vor jedem Gebote?"

Da lächelte der Herr von neuem und sprach: „Seht, der Knecht bringt eure Pferde, kehrt nicht um, zieht hin in

Liebe!" Und die Sonne war hell aufgegangen und grüßte Gottes Sohn!

Während der Herr Jesus jenen Morgen besann und die Gedanken und Augen in die Vergangenheit entwandt und gesenkt hielt, ruderten von hüben und drüben die Gänse und Enten herbei. Sie verließen das Wasser, sie kamen ohne Gigack zu viert und fünft und sechst gewackelt. Sie setzten sich nieder auf den kurzgeweideten Rasen um den Stapel; welche blieben starr stehen, den einen Schwimmfuß hochgehoben und den Schnabelkopf nach links geneigt, wie das Wassergeflügel tut, wenn es einem Tönen nachhorcht, das mit Not und Notdurft nichts gemein hat. Unterdessen erschien auch die Pflanzenlise auf der Straße, sie stapfte vor sich hin, blöde, müde und durstig, und wollte heim nach Wahlshausen. Sie schlürfte ohne Blick an dem Stapel vorüber bis hart an den Fluß, schüttelte den Kopf, trank, fast wie ein Tier schlabbert, und bog dann durch die Reihen der Gänse und Enden um zu den Brettern und saß, die Kötze auf dem Rücken, gleich neben dem Wanderer, ihn nur von der Seite anschauend.

Das Seufzen der Pflanzenlise brachte den Herrn Jesum zur Gegenwart zurück. Er fragte hilfbereit, ob er das Tragband lösen solle, oder was sonst verkehrt sei. Sie erwiderte: „Nä, nä, awer do kast na der Fiehre raupen, süst let össek Philipp noch lange täumen un ek, ek möchte na Hoos." Der Wanderer erklärte, er habe schon gerufen. Da sagte die Lise: „Ach, das war sicher nicht die rechte Musik für Philipp, du mußt aufstehen, er soll sehen, daß du ein großes kräftiges Mannsbild bist, denn kucken deut hei ümmer, wenn hei ok nich hört." Dem Herrn blieb nichts über, als sich zu erheben, wie ihn die Pflanzenlise beschieden hatte, und laut zu rufen: „Hol über, hol über!" Als er sich erhob, reckte sich das weiße und graue Geflügel sofort mit, und auch die Lise ward mit hochgezogen ähnlich einer Nachzüglerin beim Gebet in der Kirche. Das Geflügel ließ die zwei Rufe verklin-

gen, um dann einen durchdringenden Nachruf zu schmettern. Und da kam der muffige Fährmann wirklich aus der Fährwirtschaft gelaufen bis vor die Linden. Vor den Linden blieb er aber stehen, und mit seiner wettergewohnten Stimme brüllte er zurück: „Geh nach Höxter!“ Und wie das nun richtig heraus und über die Weser herüber war, war er auch schon wieder drinnen beim Schnapse. Die Lise nickte, sie fragte, ein wenig herablassend, weil ihr der Herr doch ein Fremder schien und Philipp sich ihm über gezeigt hatte: „Hast du das verstanden?“ Und sie erklärte: „So hat hier jeder Fährmann gerufen, wenn einer ungeduldig wurde, denn früher war bei Höxter die nächste Brücke, und Höxter ist sechs Stunden fort.“ Danach seufzte sie wieder und klagte, sie müsse nach Hause und sei sehr hungrig, und verriet im selben Atem listig blinzelnd und fragenden Tones, ein Kahn läge hier noch bereit, dazu müsse einer freilich mit dem Stangenbaume fahren können.

Der Herr sah die List nicht an, sondern dachte, das alte, gute Mädchen ist stundenlang gelaufen und hat stundenlang Kohl- und Lauch- und Selleriepflanzen verhökert von Dorf zu Dorf und von Haushalt zu Haushalt, es ist kein Wunder, daß sie sehnsüchtig ihrem Herde nachtrachtet; und er dachte demütig, bin ich doch ein Mensch und muß helfen nach Menschenart und dem alten Mädchen dazu. Er sagte zur Pflanzenlise: „Wir wollen in den Kahn, und ich werde dich und mich schon auf die andere Seite bringen.“ Die Lise lachte so hinter dem blöden Munde. Sie meinte bei sich, wenn der Fremde gewiß nicht mit dem Stangenbaume fahren könne, auf dem sommerlich flachen Flusse werde es sich nicht rasch um Ertrinken handeln, und ein tüchtiger Abtrieb des Kahnes werde es ihr noch leichter möglich machen, den Fährgroschen im Sacke zu behalten.

Es traf sich, daß gerade, als der Wanderer und die Pflanzenlise ihre Fahrt begannen, auf beiden Seiten verschiedene Wagen gleichzeitig zu den Fährstellen rollten, weil es auf

Mittag zu gehen anfing. Die Führer und Begleiter machten große Augen. Der Anfang war ganz gewöhnlich: Der ungeübte Fremde vermochte mit der Stange das Boot gegen den Fluß nicht zu halten, so sehr er sich anstrengte. Zwar glitten ungesehen von den Zuschauern viele Fische herbei und trachteten dem Kahne Richtung zu geben, doch das stärkere tote Element wußte nicht, wen es trug, und strömte den schaukelnden Nachen weserab. Es war auch selbstverständlich, daß der Fährmann vom Fenster der Wirtschaft aus zu zanken begann und das Zorngeschrei am Ufer fortsetzte mit all den Lehren und drohenden Mahnungen untermischt, die Fährleute allezeit zu geben gewohnt sind. Aber als die lachenden Zeugen sich nun unterhielten, wo die Pflanzenlise mitsamt ihrem Helfer endlich landen würde, und als das Toben des zornigen Mannes über den Einbruch in sein Amt und Eigentum und seine Pflichten den Höhepunkt erreichte, da geschah das verstummende Wunder: Die Gänse und Enten waren dem Herrn und der Pflanzenlise im dichten, eiligen Schwarme bis zum Rande gefolgt. Am Rande verweilten sie mit vorgestreckten Hälsen und Köpfen alle sehr unruhig. Da des Fährmanns Gezeter sich am Ufer fortsetzte und der Kahn sich weiter entfernte, wurde ihre Aufregung lauter. Dann plötzlich stießen sie zusammen drei weithin hallende Warnrufe aus, und von dreihundert großen weißen leuchtenden Flügeln ward die bebende und pfeifende Luft geschlagen und prachtvoll schwebend durchfahren. Und sie senkten sich auf den Fluß: vor dem Boote, zur Linken, zur Rechten und achtern. Sie fielen ein ohne Anstoß und ohne großes Geplätscher, fast wie eingeübt von langer Hand. Am Steven und voraus führten ein paar junge, schlanke, ganz weiße Tiere. Zur Rechten schwammen nur drei bis vier Glieder, aber achtern ruderte eine Traube stämmiger Vögel und links in breitem bunten Geschwader, Leib an Leib, arbeitete die Masse. Der Fremde hörte auf, die Stange zu brauchen, das war deutlich zu sehen, er zog sie in das Boot, und sie

stand neben ihm gleich einer aufgestützten, glänzenden Lanze; und das Boot schaffte sich, das war nicht minder deutlich zu erkennen, dem Flusse entgegen, es stellte sich langsam quer, es bewegte sich vorwärts und kam flußauf in starkem Bogen. Das Wassergevögel tat sein Werk aber ganz stille; wenn der Druck, wie das fortwährend nötig war, sich ändern mußte, verschoben sich die Glieder. Weil der Kahn vorher zu weit abgetrieben war, konnten die Tiere die andere Fährstelle nicht genau erreichen, vielleicht scheuten sie auch das Gehäufe der Wagen und die Ansammlung der Menschen mit den offenen Mündern und weitaufgerissenen Augen. Sie brachten also den Kahn eine geringe Strecke unterhalb des Fährweges ans Land und wählten die kleine Tiefe, die bis an den Uferrasen reicht, so daß der Herr und sein Fahrgast es bequem hätten und nicht erst ins Wasser oder auf unsichere Steine oder in Modder treten müßten. Und die Pflanzenlise war mit einem kurzen Danke und wunderlichen Knickse auch gleich heraus und im stapfenden Davon.

Der Fährmann war dem Kahne entgegengelaufen, die Zuschauer erwarteten, er werde trotz allem seinen Zank von neuem beginnen. Sie erstaunten, als er statt dessen die Mütze abnahm, bezwungen von der Nähe des Herrn. Er schlang mit dem Fremden zusammen die Bootkette fest um einen Stein. Er sagte so milde, als er vermochte, seiner Empörung entgegen: „Es ist mein Boot. Es sollte mich jeder wohl fragen. Es sollte keiner die Stange anrühren, der nicht damit umzugehen versteht. Wenn hier einem etwas zustößt, fällt es mir zur Last." Der Fremde antwortete ruhig: „Du wurdest gerufen, du sahst uns warten, du bist nicht gekommen." Sei es nun, daß die Art des Fährmanns wieder Luft bekam, weil der Herr dem Wege zuschritt und sich der Abstand vergrößerte, oder sei es, daß ein Blick auf die enteilende Lise ihn frisch entzündete, er krisch auf: „Und das Fährgeld? Wo ist das?" Er juchzte, die Lise tat taub, sie hastete nur noch mehr. Da befahl er mit Anstrengung und abgewandt: „Du,

du, du mußt bezahlen, für sie und für dich." Und weil er sich vor diesem Fremden so unsicher fühlte, rief er die Entscheidung der fernen Zuschauer an: „Steit mek 'n Groschen jedesmal tau, wenn weke sick sülwest ruwerführt un nich tau er Gemeinde hört, orre nich?" Sie antworteten teils lachend, teils ernsthaft: „Jawohl, Philipp, das ist dein Recht und die Vorschrift!" Da entnahm der Herr zwei Münzen und trug sie dem Zögernden hin, und sie waren glitzerndes Gold, der Herr sprach dazu: „Meinst du, daß du es verdient hast?! Mit dem alten Mädchen sollst du später nicht rechten!" Und er wandte sich und schien sehr groß und lichtumflossen, und weil er hinter dem Mühlenfalle den Hang hinaufstieg, vermuteten alle Nachschauenden, daß er der Kirche zuschritte.

Sobald die Mittagsfähren vorüber waren, ging der Fährmann murmelnd denselben Weg. Er hatte Falten zwischen den Augen trotz den Goldstücken in der Tasche, und der starre Blick und der harte Mund verrieten bös Wetter. Der Schnaps konnte kaum in ihm wirtschaften, dafür traten die Füße zu hurtig und zu kräftig auf. Er behielt den schnellen, festen Schritt bis an die kleine Kirchenpforte, und auch die Kirchenpforte riß er grob auf und ließ sie grob ins Schloß fallen.

Beim Eintritt sah er den Fremden gleich. Der Fremde saß im Gestühle mitten in der kühlen Kirche und hatte das Haupt zurückgelehnt. In dem Fährmann war noch der Wille, den Herrn scharf anzugehen und ihn zur Rede zu stellen. Aber vor der Veränderung in dem Gotteshause versagten die Glieder den rechten Gehorsam. Obgleich kein Pfarrer am Altare stand und keine Gemeinde sang oder betete oder lauschte und obgleich kein Orgelspiel die steinernen Gewölbe durchflutete, war die Feierlichkeit viel größer als bei einem ordentlichen Gottesdienste. Wer wirft aber an einem Sonntage etwa laut die Türe zu und stampft derb die Fliesen? Während er in der sammelnden Vorkirche zögerte und durch die kleinen Bogen hinspähte zum hohen Runde des Chores, wo Gottes

Geheimnis am stärksten wohnt, und während seine Hände die Kappe langsam herunterbrachten, versuchte er zu begreifen, was es an diesem gewöhnlichen Alltage hier anders und mehr gäbe. Er redete sich zu: „Willst du dich irremachen lassen von einem fremden Spaziergänger? Was ist hier? Nichts ist hier als unsere alte Lippoldsberger Kirche, und ich bin drin und er ist drin und", er mußte lachen, daß ihm das besonders einfiel, „die Sonne ist noch drin zu uns beiden."

Und er schlich vorwärts durch den Mittelgang, so leise einer auf den Zehen gehen kann, der derbe Stiefel an hat. Fast neben dem Eckplatz des Fremden blieb er stehen, um die Handbreit zurück, die unüberwundene Scheu eingibt.

Die Sonne war freilich drin. Es waren einem in der Kirche trotz Dach und Fach und Steinen zuerst beinahe die Augen geblendet, wenn man so langsam unter der Empore herauskam. Es schien die Sonne herein, die liebe Sonne, daß in der Tat die Deckenwölbung samt den Tragbogen nicht zu sehen war, daß man meinen mochte, man fasse mit seinen Blicken gerade in den Himmel. Und das goldene Licht war voll Leben und Bewegung. Man konnte sich richtig vorstellen, wenn man sich an den Glanz gewöhnt hatte, es ginge, es flöge, es schwebe, es zöge auf und ab lautlos voll großer Freude. Man konnte sich auch vorstellen, daß dort an der Wandung des hohen Chores drei große stille Engel ständen wie Männer mit leuchtenden Augen und weiter einer an der rechten Seite der Vierung und weiter einer an der linken Seite der Vierung, und wenn man rasch umblickte, um zu Sinn und zu Verstande wieder zu kommen, so konnte man auch denken, daß zwei ebensolche Männer jetzt hinter den Säulen der Vorkirche die Pforte besetzt hielten. Und in den Bänken, in den Bänken des Mittelschiffes und in den Bänken des Kreuzes und auf der Pfarrbank und der einstmaligen Ältestenbank des Chores und wahrhaftig oben auf der Empore vor der Orgel war Gestalt an Gestalt zu merken, sogar die Seitenschiffe standen gefüllt, sogar in der Vorkirche knie-

9*

ten sie; und eigentlich sangen sie alle, nur ganz leise, und gab es auch leises, feines Spiel zum Gesange von oben herab, von dem Sonnenschein herab. Wenn man dagegen richtig scharf zusah, dann war die Rundung des Chores natürlich leer und die Vierung leer und die Seitenschiffe und die Empore, und die Bänke im Mittelschiffe klafften bis auf den einen Fremden öde auseinander. Nur gelang das scharfe Zusehen wegen der erneuten Blendung ganz kurz und jedesmal weniger; dazwischen stellten sich die Gestalten sofort wieder ein allesamt und behaupteten sich immer mehr und immer wirklicher.

Nach einer Weile fühlte der Aufgeregte, daß er einen vergeblichen Streit führe, und daß er, wenn er den Fremden da neben sich zur Antwort bringen wolle, dies in ungewohnter Gegenwart vor einer großen Versammlung tun müsse; und er wurde recht mutlos.

Wie er indessen geschlossenen Auges bedachte, daß inzwischen die Fähre ohne jede Wartung sei, gelang es ihm, frischen Ärger in sich zu erzeugen, und er strengte sich sehr an und horchte doch vergebens auf den Laut der eigenen Stimme.

Da kam ihm der Herr zu Hilfe, er sagte: „Philipp, warum mühst du dich so sehr?" So sprach es wenigstens durch die Kirche. Der Fährmann erfaßte, daß es jetzt gälte. Wird man erst gefragt, kann man überall und zu aller Zeit antworten, vor des Kaisers Thron und auch vor Gott nicht weniger. Er entgegnete also derb und bündig, wenn es hochdeutsch auch sachter klang, als er beabsichtigte: „Wie ist das mit dem Gelde? Ich will von Ihnen keine Geschenke! Sie können die Goldstücke wiedernehmen! Jedoch die zwei Groschen, die stehen mir zu, und das sollen Sie anerkennen, denn Recht ist Recht!" Der Herr sagte: „Philipp, habe ich es dir wieder abverlangt? Was ich gab, ist gegeben!" Da rief der Fährmann: „Papperlapapp, das Geld brennt mir im Sacke und in der Hand und meinetwegen im Herzen und im Kopfe, und ich will meine Ruhe, hörst du?!" Über das Gelärme er-

schrak er selbst; die Kirchenwände wollten den Ton nirgends annehmen und stießen ihn zitternd hin und her, die drei Männer im Chore und die zwei zu Seiten der Vierung hatten auf einmal zornige Augen und taten schon die gefalteten Hände auseinander, und die Gestalten im Gestühle hatten sich samt und sonders wie drohend erhoben. Der Fährmann wandte rasch den Kopf nach allen Seiten und streckte die Arme abwehrend aus: „Nä, rautschmeeten süllt je mek darüm noch lange nich!" Weil er zu seinem halben Troste bemerkte, daß der Fremde gelassen sitzen geblieben war, drückte er sich ihm recht nahe und hing sich an ihn mit den Blicken und begann sich ihm gegenüber zu verteidigen: „Ich will Ihnen nicht verkehrt kommen, ich weiß auch, daß Sie kein Spaziergänger sind aus Kassel oder irgendwoher!" Und dann hörte er sich zur eigenen Verwunderung plötzlich fragen und zeugen: „Wer bist du also? – Du bist der Herr Jesus, denn von einem anderen heiligen Menschen wissen wir Protestanten ganz und gar nichts!"

Er erkannte unschwer, daß er das Richtige getroffen habe, denn das leise Spiel tat einen Jubelstrich, wie wenn viele Geigenbogen zugleich in die Höhe geführt würden, und auch Trommelwirbel und helle Pauken und Becken und Zimbelschläge einfielen. Das Verhalten der Gemeinde war auch ganz umgewandelt; und er empfand einigen Stolz wegen seines Spürsinnes. Nur der Herr schien nicht recht zufrieden, denn er sagte, wennschon lächelnd: „Ach, Philipp, daß ich einem solch scharfsinnigen alten Burschen wie dir begegnen mußte! Und nun soll ich auch noch mit dir disputieren?!" Der Fährmann antwortete: „Lieber Herr Jesus Christus, zum a gehört das b, Gott hat uns so geschaffen, und du hast freilich die Mühe davon!" Und da er sich von allem bösen Geschehen sicher wußte, setzte er mit großem Eifer auseinander, daß der Herr eine vollkommen verkehrte Ansicht von Menschenwesen und Menschendingen zu haben scheine und nicht zuletzt von der Fähre in Lippoldsberg. Und er sagte:

„Da unten bin ich die Obrigkeit, und ich habe gelernt, die sei allewege von Gott, und ich habe auch den Spruch gelernt: So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seid! Schoß dem Schoß gebührt! Und mit Augenzudrücken kann man keine Fähre führen; und bei allen diesen Dingen ist das eifrige Gebot Notwendigkeit und die Nachsicht verkehrt!" Und er wies auf die Gestalten in den Bänken und rief: „Ja, Herr, unter diesen seltsamen Genossen, worunter ich allmählich früher hier lebende Männer und Frauen zu erkennen anfange, verspüre ich Zeichen der Zustimmung, denn sie kennen die Wirtschaft, wenn du ein Verhör eröffnen wolltest ...!" Da hielt sich der Herr Jesus die Ohren zu, er sprach: „Philipp, wenn ich dir alles zugebe, bist du dann zufrieden? Doch sollst du mir erklären, was du mit dem Gelde tun willst, wenn es dich nicht mehr brennt!" Der Fährmann machte ein törichtes Gesicht, aber am Ende bullerte er heraus: „Ja nun, die Hälfte wird zu Schnapse!" Da sagte der Herr sehr ernsthaft: „Gehe hinaus in Frieden um der Wahrheit willen! Bei aller eurer vermeintlichen Schlauheit seid ihr die ehrlichsten Wahrheitssager", und ungeduldiger fuhr er fort, „im übrigen aber seid ihr ein unausstehliches Volk, und keines ist so schwer zu richten; vor dem Gesetze verlangt ihr die Liebe, und vor der Liebe verlangt ihr das Recht. Und das sage ich dir im Vertrauen, selbst der Teufel hat kein Vergnügen an euch!"

Dem Fährmann drängte sich eine Erwiderung auf die Zunge, doch spürte er im selben Augenblicke große Erleichterung, und daß von den Münzen keine Pein mehr ausgehe. Er verschluckte also den Einwurf und verbeugte sich linkisch und ging. In der Vorkirche und knapp an der Pforte überfiel ihn wie jeden Menschen, der des Heilands Nähe je genoß, noch einmal die Sehnsucht nach dem Herrn. Er dachte: Ich will mich jetzt umsehen, damit ich bis zu meinem Ende sein Bild behalte. Als er sich wandte, saß der Herr Jesus nicht mehr im Gestühle, sondern stand aufrecht in der Vierung mit emporgestreckten Händen und von allem Lichte

umleuchtet, und er sprach mit Gott und sagte eben: „Zu verstehen sind sie nicht, man kann sie nur liebhaben ..." Und der Fährmann vermochte nicht anders, als die Arme mitzuheben. Und die Kirche war noch einmal voll hellen Jubels und hellen Gesanges. Als der Fährmann nach sachtem Schließen der Pforte durch das Fenster zurückblinzelte, war nicht mehr in der Kirche drin als die Sonne."

Gegen Ende der Erzählung war Melsene aufgesprungen. Sie hielt jetzt bei geöffneten Lippen den Zeigefinger erhoben, wie um Schweigen zu gebieten, wo doch schon Stille geworden war. Trotzdem kein fremder Laut den mittäglichen Atem der Umwelt störte, flüstere sie: „Nelius, ich meine, ich hätte Mutter vorhin rufen hören ..."; lauter erklärte sie: „Selbst wenn Mutter nicht gerufen hat, ist es Zeit, und ich will zusammenpacken und will nach Hause. Du kannst mitgehen bis zur Wegecke, danach ist es besser, wenn du dich im Walde hältst, damit dich Mutter nicht sieht." Er reichte ihr ihr Vielerlei und spürte plötzlich eine Begierde zu fragen: „Was hat deine Mutter plötzlich gegen mich, sie kennt mich doch vom Steckkissen an?" Aber so schnell wie die Begierde ihn überfiel, war sie verschwunden.

Hinschreitend sagte Melsene: „Ja, Nelius, das mit der entflohenen Nonne in deiner Geschichte hat mir gut gefallen, und vielleicht war es ein Schöneberg, der sie fortholte; aber daß der Herr Jesus sich mit einem Süffel von Fährmann unterhält, das ist mir unwahrscheinlich." Cornelius Friebott antwortete: „Vater hat mir beides erzählt, und gewiß ist alles beides zutreffend." Sie reichte ihm gleich danach die Hand zum Abschiede und drückte seine Hand etwas und machte die Augen weit und hätte, denn sie kannte jede Stelle genau, jetzt nicht nein gesagt zu einem raschen Kusse und hätte ihn gern erwidert. Aber des Burschen Seele war weggesegelt, er sah sie leer und fast dummlich an; im Weiter meinte sie zu spüren, daß seine Hand feucht gewesen sei.

Um drei Uhr, beim Nachmittagskaffee, schlug Anne Friebott ihrem Manne vor, er solle Schicht machen mit der Hofarbeit, er möge zunächst, wenn ihm das beliebe, und Freude habe es ihm immer gemacht, sich im Walde ergehen; er solle danach einmal eine Stunde oder zwei in Hilwartswerder bei Beckern einkehren. Der Junge werde sich dort wohl zu ihm finden, und sie könnten früher oder später, wie es eben passe, zusammen nach Hause kommen. Um sein Zaudern zu überwinden, sagte sie: „Unsere zehn Meter Reis, die Gottlieb Rödden mir längst mit abfahren wollte, stehen immer noch im Walde. Es wird sie niemand genommen haben, dennoch müßte einer zusehen, und dafür habe ich keine Zeit.“ Als er nun einwilligte, drängte sie: „Du mußt auch bestimmt zu Beckern hinunter. Du bist Woche hinter Woche fort, und wenn die Leute einem Manne gar nicht mehr begegnen, so tut das wirklich nicht gut, und heute ist der dritte Tag, und es wird immer dies und das gesprochen, von dem man gern auch etwas erfährt.“

Görge Friebott tat wegen der vorgesetzten Einkehr an einem Schützenhoftage den guten Sonntagsanzug mit dem Eisernen Kreuze an. Es fiel ihm nicht so leicht, die Hofarbeit zu verlassen. Im Walde indessen umfing ihn ein großes Behagen; er freute sich, daß er mit Gewinn die drei Tage habe feiern, das heißt, daheim hatte arbeiten dürfen; er freute sich eigentlich auch, daß vom nächsten Morgen an wieder das Geschäft mit den sicheren Einkünften beginne; und er freute sich endlich, daß seine Frau ihn zu dem Gange beredet habe. Der Reiserhaufen lag verwittert und verschoben, doch sonst ungestört an der rechten Stelle. Görge Friebott tat den Rock aus und schichtete die oberen Äste gerade, er zog den Ast mit der Merkzahl ordentlich vor und zeichnete verschiedene Schnittflächen mit farbiger Kreide, daß der Buchstabe F weithin zu sehen war. Als er von neuem in den Rock schlüpfte,

überkam ihn ein kurzes Mißbehagen, er dachte: „Früher war es anders, früher ist mein Holz niemals so lange im Walde geblieben, früher holte ich es mit eigenem Spanne." Aber der Nachmittag war zu schön und die Mißstimmung verflog schnell.

Nach anderthalb Stunden wandte er sich ab, dem Vorschlage gehorsam. Obgleich er mit allen Sinnen einwärts gewandt ging, merkte er beim Austritt aus dem Walde, daß rechts hinter ihm sich etwas bewege. Er blieb stehen und blickte um, da hatte sich auch der Rastende erhoben und rief „Vater" und war sein Junge. Görge Friebott lächelte ihm entgegen. Der Junge sagte, errötend und wie wenn er sich selbst besinnen müsse: „Vater, ich bin schon seit Morgen wieder herüben, ich war bis mittag mit Melsene Volmar am Steine, und seitdem habe ich ja hier gesessen."

Sie standen nicht still bei der Erklärung, sondern schritten unwillkürlich voran. Görge Friebott horchte aufmerksam hin, er stellte keine Frage. Er hatte sein Kind und die Natur und auch Melsenen zu lieb beieinander. Er dachte langsam: „Unrechtes ist doch nicht geschehen, und wer seine Wochen durchschafft, mag feiern, wie er's braucht." Er sagte: „Mutter meint, ich solle einmal zu Beckern, und wenn du mittun wolltest..." Da sah ihn der Sohn dankbar an, und sie blieben zusammen.

In Beckers Hinterstube befanden sich dreizehn Männer, als Görge und sein Junge eintraten. Auf dem Sofa lehnten der General und der alte Deisel; an ihrem Tische hatten der eine Schützenmeister, die zwei Adjutanten und der Bürgermeister Plätze inne. Einen zweiten Tisch hielten vier Lippoldsberger Besucher besetzt, der Bürgermeister Becker, der breite Zimmermann David Pape und die beiden Bauern und Schöffen Holz und Fricke. An dem kleinen Tische in der Ecke saßen der Hauptlehrer von Hilwartswerder mit einem Lehrer-Gaste. Sie hatten noch einen dritten dunklen städtischen und beweglichen Mann bei sich, der war am Morgen als

Einkehrer gekommen und hatte sich selbst dem Lehrertische beigesellt.

Mit den dreizehn Menschen stand es so, daß der General und die Adjutanten und der Schützenmeister mühsam die Augen offen hielten und selbst nichts mehr sprachen. Und das war kein Wunder; was hat zum Beispiel ein General an drei Tagen Schützenhofes alles auszugeben und mitzutrinken. Die andern führten nirgends Karten in der Hand und schwatzten nicht in ihren kleinen Kreisen, sondern saßen alle einander zugekehrt bei schleppenden Gesprächen.

Trotz dem Sommernachmittage dämmerte es im Raume, und die offenen Fenster sogen den Rauch der Pfeifen und Zigarren nur wenig fort, er hing geschichtet zwischen den Köpfen und der Decke.

Görge Friebott beantwortete munter die freundlichen, kurzen Empfangsfragen. Da er den soviel Jüngeren mit sich hatte, nahm er am leeren vierten Tische in der sehr dämmerigen Ecke seinen Platz. Er bestellte Bier und zwei wohlbelegte Brote. Dem Jungen flüsterte er ins Ohr: „Du mußt beide essen, du bist ohne Mittag gewesen. Ich habe keinen Hunger.“ Dann wandte er sich ab in den Raum, und Nelius horchte dem wiederaufflackernden und bald lebhafter werdenden Reden mit wachsendem Eifer zu.

Nach kurzem Hin und Her über die Abrechnung des Schützenhofes war ein ganz anderer Gegenstand aufgekommen. Der Bürgermeister hatte den Ball ins Rollen gebracht durch eine Bemerkung zum Lippoldsberger Amtsgenossen hin. Er hatte gesagt: „Also mit Göttens Antrag auf Aufteilung eurer Domäne ist das wieder nichts geworden?“

Die unlaute und fast spottende Nebenherfrage veranlaßte jeden, sich zu straffen. Selbst der Lehrer-Gast und mehr noch der Fremde spürten, daß etwas aufwalle in der schläfrigen Stube.

Der Hauptlehrer sagte noch spöttischeren Tones: „War es anders zu erwarten? Aber hier und in Jürgenshagen gab

es viele, die in Gedanken schon ihren großen Happen mit abbekommen hatten." Er machte die Bewegung des Mundwischens. Der Lehrer-Gast fragte: „Was ist denn mit der Domäne?"

Statt des Hauptlehrers antwortete jetzt der Lippoldsberger Bürgermeister mit lauter Stimme, wie wenn einer von notschwerer allgemeiner Sache vor der Gemeinde Bericht erstattet: „Was das mit der Domäne ist, will ich Ihnen genau erzählen. Die Domäne ist so bei achthundert Acker groß, der Preuße bekommt von seinem Pächter elf Mark den Acker. Der Preuße bessert die Gebäude aus und zahlt noch dies und jenes aus seiner Tasche. Der Preuße, rechnen wir, macht ein sehr schlechtes Geschäft; wo bei uns Pachten untereinander stattfinden, wird dreißig Mark gezahlt. Im übrigen fehlt der Gemeinde Land. Das Dorf liegt in der Domäne mittendrinne, wenn einer heiraten und Haus bauen möchte, ist kein Bauplatz zu finden; wenn einer etwas zukaufen möchte, damit die Söhne im Dorfe Nahrung behalten, ist nichts zu haben. Was soll geschehen? Bei uns sind soviel Handwerker, als Brot finden, und vielleicht noch ein paar mehr; wo es Lohnarbeit gibt, bleibt keine Gelegenheit ungenützt. Kinder werden geboren, und das Werk, das einer hat, kann er nicht kleiner als klein zerschneiden, und bis es keinem mehr nützt. Weil das alte Pachtverhältnis aufhörte und die Domäne wiederum zum Ausgebote stand, haben wir getrachtet, von der Regierung die Auflösung zu erlangen. Aber die Herren in Kassel wissen's besser und wollen nicht dran." Die drei anderen Lippoldsberger nickten.

Der schwere Zimmermann sagte: „Wenn sie in Kassel nur kein Land hergeben müssen! Wie steht das zum Beispiel mit der Huteberechtigung? Der Forst möchte uns das Huterecht gern abnehmen. Was will er geben? — Geld. Wir wollen kein Geld, wir wollen das Eichholz und den Nonnenwald in Tausch. Sie haben nicht wieder geschrieben, aber der Förster meint, am Ende müßten wir doch das Geld nehmen." Da er-

klärte der Bürgermeister: „David, das ist Unsinn, wir können sie nicht zwingen, und sie können uns nicht zwingen. Doch wie kriegen wir Land?"

Der Amtsgenosse von Hilwartswerder tat einen fast ärgerlichen Lacher. Er rief: „Ja, wie kriegen wir Land? Wir haben noch weniger als ihr auf dem Berge. Ihr habt erst bei der Verkoppelung fünfzig Acker abbekommen von der Domäne. Und unsere Arbeitsleute laufen noch weiter, um Arbeit zu finden." „Die Verkoppelung, das ist nun bald fünfzehn Jahre her", sagten die beiden Lippoldsberger Bauern. „Ihr habt wenigstens ordentliche Bauplätze, das Land um das Dorf gehört euch selbst", sagte der Lippoldsberger Bürgermeister.

Da ergriff der Hauptlehrer die vermeintliche Gelegenheit, klug und erzieherisch zu reden: „Die Sache ist doch wohl so, ihr Leute, daß den Herren in Kassel der Vorteil der Allgemeinheit bedeutsamer sein muß als die unzweifelhaften Nöte von Hilwartswerder und Jürgenshagen und Lippoldsberg. Und die erzielte Pacht steht keineswegs im Vordergrunde, diese Beurteilung ist kurzsichtig, ihr Leute. Im Vordergrunde stehen vielmehr die Möglichkeiten zu Versuchen und zu Beispielen einer zeitgemäßen Bewirtschaftung, die durch die staatlichen Domänen mit gewährleistet sind. Im Vordergrunde steht endlich, daß allein die großen Betriebe als Versorger unserer wachsenden Städte anzusehen sind. Man wird demnach nur in ganz besonders dringenden Fällen an die Aufteilung solcher Komplexe denken dürfen." Er bewegte die Hand sehr wichtig. Der alte Deisel sagte trocken: „Ja, Herr Kanter, dat hewe we in der Hessischen Post un 'm Amtsblatt all manichmale läsen." „Und die zeitgemäße Bewirtschaftung kennen wir letztens", sagte der Bauer Fricke, „wenn nämlich der Pächter weiß, daß die Pacht zu Ende geht, und wenn das Land einem verhungerten, räudigen Hunde zu gleichen beginnt!"

Sie lachten alle hart, und der Lehrer tat schnell den Rück-

zug, er habe nur zum vollen Verständnisse verhelfen wollen, die besonderen und zwingenden Verhältnisse an der Oberweser seien ihm wohlvertraut, und auf diese eben müsse in Kassel immer wieder hingewiesen werden.

„Wenn Sie gestatten", warf der Fremde ein, „wenn Sie gestatten, ich habe gegen die Aufteilung Ihrer Domänen nichts einzuwenden; Fideikommisse und Rittergüter, die in Wahrheit auch unteilbare Größen sind, müßte man zum Beispiel längst zerschlagen haben. Man muß das Land parzellieren, man muß das Land mobilisieren, man muß das Land überall in kleinen Stücken verkäuflich machen. Aber, ich weiß nun nicht, ob so ein Großagrarier unter Ihnen ist; bäuerliches Erbrecht darf es natürlich auch nicht geben, wo denn ein Kind erbt und die andern Geschwister zu Hause nischt zu erwarten haben." Es klang beides anbiederisch und irgendwie vom hohen Pferde und klang, trotzdem es den meisten richtig schien, hier fremd und feindlich.

Der Bürgermeister von Hilwartswerder sagte in einem raschen Augenstreifen: „Wir haben kein bäuerliches Erbrecht." Nelius dachte, was ist mit des Fremden Mund verkehrt? Lacht er nicht links wie ein Händler, wenn er sich einschwätzen will, und rechts wie ein Händler, wenn die Betrogenen das verkaufte Stück zurückbetteln?

Da redete auch der Vater zum ersten Male. Er sagte: „Darum, daß wir kein bäuerliches Erbrecht haben, sind die Höfe immer kleiner geworden, und in vierzig oder fünfzig Jahren ist es an der Oberweser mit richtiger Bauernschaft ganz zu Ende."

Weder aus dem Tone noch aus der Fassung war zu entnehmen, ob Görge Friebott solchen Schicksalsgang bedaure; aber dem Fremden schien der neue Sprecher zu mißfallen, vielleicht meinte er auch nur, der Hinzugekommene sei unbeachtlich in der Stube, und wenn er ihn umrenne, werde er sich Feindschaft nicht zuziehen, dagegen in Ansehen kommen. Er schleuderte den Oberkörper zurück, er schlug die Hände

zusammen und rief Görgen zu: „Ja, Herr, die versinkende naturalwirtschaftliche Welt retten auch Sie nicht mehr, oder, falls Sie mich nicht verstehen sollten, zu einem Bauernlande machen weder Sie" – er streckte den Zeigefinger nach Görge hin – „noch sonst jemand das Deutsche Reich wieder." Der Arm beschrieb dann einen Kreis, der wohl den Übrigen gelten und sie einbeziehen sollte: „Sie sind an der Weser ja auch für solche Einbildungen viel zu aufgeweckte Menschen." Er forschte, von einem zum andern sehend, der Wirkung dieser Worte nach; kein zustimmender und kein ablehnender Blick war zu erhaschen, sie starrten jetzt alle auf ihre Gläser. Nur Görge Friebott bot seine ruhigen Augen dar, er antwortete unverstimmt: „Nein, die vergangene Geschichte kann gewiß niemand ändern ..." „Na, sehen Sie", lobte der Fremde, „und Ihr ganzes Mittelalter soll endlich zugeben, daß es tot und gestorben ist, dann haben wir schon den liberalen Staat."

Görge überhörte den Nachsatz. Er sagte: „Es frägt sich nur, was daraus wird, wenn wir immer enger bei eng sitzen und einer, selbst wenn er alt wird, nichts ist und nichts hat."

Der Fremde schlug wieder die Hände zusammen und versuchte wieder zu stechen: „Lieber Herr, Sie sind gewiß ein enttäuschter Landwirt und vergessen die Industrie oder wollen nicht an sie glauben!" Er erkannte, daß er dieses Mal irgendwie in die Scheibe getroffen habe; die verzwickten Gesichter waren ihm plötzlich zugekehrt, und er fuhr rascher fort, Görgen zu bestürmen, die Worte mit heftigen Bewegungen begleitend: „Jawohl, lieber Mann, die Industrie und die Industrialisierung! Überlegen Sie mal, wenn Sie den Käufer vor der Tür gehabt hätten für jedes Ei, das Ihre gute Hausfrau herausgeben will, für jeden Schoppen Milch, für jedes Pfund Butter, für Ihre Kartoffeln, für Ihr Korn, für jeden Kohlkopf, für jede Ihrer Rüben. Ich wette, der Hase wäre bei Ihnen einen andern Weg gelaufen. Was meinen Sie? – Und dann, wer Söhne hat! Gar

keine Frage und Sorge mehr, was soll mit den Jungen werden. Die Fabriken stehen doch da. Und nu gar bei Ihnen, wo Sie schon die vernünftige Erbteilung haben. Denken Sie man, 'n gutes sicheres Arbeitseinkommen und im Rücken so'n paar eigene Äckerchen Landes, das Schwein im Koben, womöglich 'ne Kuh im Stalle, eigenes Brot, alles eigen! Und kein Kind muß fort. Also das ist die Zukunft. Und wenn Sie klug sind, rufen Sie sich Fabriken her, eher früher als später! Gefällt's Ihnen so, alter Herr? Wenn nicht, ändert es nichts, denn was ich da vortrage, ist alles längst erwiesen!"

Als ob Görge eine falsche Überzeugung geäußert habe, die immerhin weggeschafft werden müsse, setzte auch der Hauptlehrer ein: „Friebott, Sie gehen ja selbst auf Arbeit, und wie weit müssen Sie laufen? Und welche Unannehmlichkeiten bringt es in Ihren Jahren mit sich, die Woche durch von Hause zu sein! Mir scheint, Sie gerade würden in der Tat gewinnen." Der Fremde rief: „Aha! — Er geht schon auf Lohnarbeit! — Und was höre ich da", er schaute zum Himmel und spreizte die Finger, „er bleibt die ganze liebe Woche von Hause fort! — Und Sie, Mann, ausgerechnet Sie, wollten mir widerstehen?!"

Nelius wunderte sich, daß der Vater dem Fremden und dem Lehrer nicht gehörig abwehrte. Was ging der Vater und seine Wege die beiden an? Er fühlte sich für den Vater gedemütigt, Falten traten auf seine Stirn, und seine Fäuste schlossen sich. Da kam wie von ungefähr und ganz sachte des Vaters Hand über den Tisch gewandert, sie berührte freundlich seinen Unterarm und blieb leicht darauf liegen.

Während Görge Friebott auf diese Weise sein rascheres Kind besänftigte und ihm in aller Stille Liebe bezeugte, entgegnete er scheinbar gleichmütig, zuerst dennoch mit eigentümlich singenden, bebenden Sätzen: „Vielleicht haben Sie recht, vielleicht wird sich alles so ereignen. Vielleicht muß Deutschland einst, und damit die deutschen Menschen nur

leben können, zu einem einzigen Fabriklande werden, darinnen der abgesetzte Herrgott so viele Schlote und Essen wachsen sieht wie zu seinen Zeiten Wälder. Vielleicht muß das geschehen! Indessen, wenn die Schicksalsgewalt der Arbeit solcher Art das ganze deutsche Volk unterjocht, daß kaum einer noch wählen darf nach seinem Herzen und nach dem Rufe seiner Natur, was wird dann aus den Herzen?" Und er bat fast: „Sie sollen jetzt nicht mit den Achseln zucken! Die Verzwungenen gehen Sie wohl an, sie gehen jeden an, der Liebe hat, sie gehen jeden wenigstens an Leib und Gut an! Oder, oder sind Sie ganz ohne Kinder?"

Der Fremde sagte ungeduldig: „Werter Herr, Sie sollten die Dinge mal ansehen, wie sie richtig sind; stattdessen predigen Sie beinahe wie'n Pfarrer!"

Aber Görge bat lauter: „Die Freiheit zu werden muß einer dennoch haben dürfen. Hierauf kommt alles an. Blut läuft einen beharrlichen Weg, und wo Sie es stauen, wird es gewiß krank und böse."

Der Fremde fragte: „Was wollen Sie denn zum Beispiel?"

Da sagte Görge Friebott unsicher: „Zum Beispiel: der Bauer, wenn er von Geburt einer ist, und wer sonst zu Wald und Luft geboren ist, darf nicht in der Stube schaffen müssen, sonst verdirbt er durchaus!"

Da lachte der Fremde auf: „Ja, 'n Landwirt müssen Sie trotz der Lohnarbeit wohl geblieben sein, denn die wollen nie was hergeben, und sonst fiele der Himmel ein! Sie sollen mir aber hier antworten, was dann für uns in der Stadt zu sagen wäre? – Sehen Sie mich an, ich habe doch auch kein Land und habe nich 'ne Villa wie Sie wahrscheinlich, wenn die auch man so so is, sondern ich wohne in der Beletage, und ich behaupte, ich bin auch zu Luft geboren, wie Sie sich ausdrücken!"

Görge Friebott antwortete: „Daß es alle angeht, weiß ich wohl. Ich weiß, daß jetzt im Durchschnitte auf einem

Geviertkilometer Landes hundertvier Menschen stehen, wenn man alles aufgeteilt annimmt, Eigentum und Meinte, Wald und Ödland. Ich weiß, daß ein deutscher Mensch nach solcher Teilung achtundneunzig Meter Landes im Gevierte zur Verfügung hat; ich weiß, daß der Raum sich verringert um jedes Kind, das geboren wird. Ich weiß, daß nach den Russen mit ihrer großen eigenen Welt niemand schneller wächst als wir in unserem eigenen Lande."

Die Sätze waren voll schweren Eifers, sie stießen dennoch ins Leere. Der Kantor hatte das Kartenspiel auf dem Tische berührt, er war eines Wortstreites, den er nicht leitete, immer schnell müde; er hatte, als sein Gast und der Fremde nickten, zu verteilen begonnen. Während er die Karten ordnete, sagte der Fremde: „Na, lieber Mann, es is alles bloß Gewohnheit und Anpassung! Leben müssen wir in Deutschland, und bon und besser leben werden wir auch."

In jedem Menschen bleiben Bilder unverwischbar haften, gar nicht immer von den großen Gelegenheiten und von den Kehren und Wenden, sondern zu seiner rätselvollen Zeit nimmt ein Menschenherz Blick und Bewegung, Luft, Klang und Farbe in feste Bewahrung, dazu den bitteren, den häßlichen oder frohen Rahmen der Stunde. Solange Cornelius Friebott atmete, verlor er es nie, wie sein Vater sich in Beckers räucheriger Stube erhob und wie er erschreckt zum Lehrertische hinsah und dann zum Tische der Lippoldsberger und dann zum Tische der Werderschen.

Die Lippoldsberger ahmten dem Lehrertische nach. Die Werderschen spielten nicht Karten, aber ihre Züge waren verschlafen und gleichgültig und starr geworden, als genüge es ihrer Ruhe, daß vorläufig jedenfalls nichts zu empfangen, aber auch nichts herzugeben sei.

Nein, Cornelius Friebott verlor es nie, wie sein Vater zusammenfuhr bei dem Abschwatze des Fremden, und wie seines Vaters glänzende und suchende und hoffende und erschreckende Augen matt wurden, und wie er sich dann zu

ihm, zu seinem Sohne herunterbeugte und fast erbarmungswürdig fragte: „Junge, wollen wir nicht lieber gehen?“ Und die kleine bittere Sicht schien auf heimliche Weise dem großen Erinnerungsbilde der Menschheit in die Nähe gerückt, darauf der ringende Jesus zu seinen Jüngern tritt und sie trotz der großen Not schlafend findet und zuckendes Mundes spricht: „Könnet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?“

Görge Friebott zahlte, und sie brachen auf. Als Görge die Schwelle überschritt, rief der Fremde: „Auf Wiedersehen! Haben Sie man keine Angst vor der neuen Zeit und vergessen Sie nich' freisinnig zu stimmen.“ Nelius hörte noch, daß die Lehrer mitlachten.

Draußen auf der Straße fragte er hastig: „Wenn die Menschen so viele werden, Vater, wie sollen dann die Fabriken auf dem Lande helfen? Bekommen die Arbeiter weniger Kinder und müssen sie ihr Land nicht ebenso zerteilen?“ Görge antwortete nichts. An der Fähre tat Nelius eine zweite Frage: „Vater, weißt du ein Mittel, weißt du eine Hilfe, weißt du selber, wie es werden soll?“ — Da sagte Görge Friebott leise: „Nein. Aber das kannst du behalten, ich meine, es sei die größte und schwerste deutsche Frage; auch, wenn sie mich deshalb verlachen!“ Danach blieb er abgewandt, und sie sprachen erst wieder zusammen oben auf der Höhe.

Auf der Höhe schien kein Ärger und keine Verstimmung mehr an Görgen Friebott zu haften. Er rief dem Sohne, der um Schritte voraus war, zu: „Teuf, Nelius, teuf und sieh das Abendrot!“ Und als sie nun beieinander standen und das Leuchten auch auf ihren Gesichtern lag, sagte er frisch: „Junge, mir ist recht, daß du zur Marine willst, trotz der langen Dienstzeit. Die Welt ändert sich rascher, als wir in unserer Abgeschiedenheit gewahr werden; die Gefahr ist groß, daß einer die Beute der Vorwärts- und Rückwärtsschwätzer wird, davon Deutschland überläuft. Der

Rückwärtsschwätzer wird dir erklären, du dürfest in schwankender Zeit nicht schwankend gesinnt sein, denn das ist deren Schlagwort. Die Vorwärtsschwätzer sind meistens windiger, die setzen Gott und die Natur zurecht und die ganze Menschheit, nur nicht sich selbst. Je mehr aber einer gehört und gesehen hat, desto kräftiger ist seine Bescheidenheit und Andacht. Und durch den Abstand lernt einer vergleichen." Und er sagte: „Was du siehst, werde ich sehen durch dich, und was du hörst, werde ich hören durch dich, und so mag auch ich in meinen alten Tagen noch ein Stück von Gottes Weite gewinnen mit dir zusammen."

Er war heiter danach den Abend hindurch bis zum frühen Einschlafe, daß auch die Mutter lächelte. Er erzählte ihr, in der Wirtschaft sei einer mit einem politischen Mundwerke gewesen, und er sei beinah auf ihn hereingefallen. Er sagte: „Wenn der Junge als Matrose in der Welt herumgefahren ist, dem wird dergleichen doch nicht geschehen." Anne Friebott entgegnete: „So, so, als Matrose! Seid Ihr damit fix und fertig? Aber, wann wurde ich je gefragt?" Da scherzte Görge Friebott mit ihr herum, wie es Nelius noch nie von ihm gehört hatte, und gewann ihr ab, daß sie zustimmte.

Im September kam Nelius nach Kassel und bekam die Erlaubnis der Ersatzkommission, als Freiwilliger der Kaiserlichen Marine zu dienen mit vierjähriger Dienstzeit, worunter runde dreieinhalb Jahre verstanden wurden.

Hier ist nun der Sonntagnachmittag, da man nach Appell und kräftigen Ermahnungen zum ersten Male die Nase in der Richtung, in der man will, aus der Kaserne herausträgt. Der gröbste soldatische Schliff ist gegeben, die mühsam gemachte Kunst des Grüßens ist angelernt, die Vereidigung hat stattgefunden; durch solches

alles wurde man frei, was man so frei nennt, frei unter unzähligen Beschränkungen. Dennoch warten nicht an diesem Tage vor den schweren Toren alle Atem Deutschlands: der Länder, der Meere, der Städte, der Felder, der Berge, der Heiden, der Flüsse, der Wälder auf die Heraustretenden? Meint nicht jeder die Luft zu wittern, die gerade ihm gewohnt und gemessen ist von klein auf?

Aber es war ein häßlicher, diesiger Herbsttag in Wirklichkeit mit Sturm draußen auf See und mit Schauern an Lande. Was haben die Rekruten der Küste dagegen, die Söhne von Schiffern und Fischern und seefahrendem Volke, wie die meisten es noch sind in Wilhelmshaven? Sie haben nichts dagegen. Stube und Rauch und Grog und Menschenfülle machen ihnen einen guten Feiertag und eine gute Freiheit aus. Cornelius Friebott denkt, wenn ich jetzt daheim wäre, hinge ich mich, sobald nun alles genau erzählt ist und ich im Hause alles wieder recht angesehen habe, hinter Vaters Bücher. Cornelius Friebott frägt vor dem Tore, ob dieser und dieser ihn nicht auf den Deich begleiten wolle, das Wasser zu betrachten in seiner Unruhe, danach bleibe genug Zeit übrig für andere Unternehmung. Sie antworten: „Mensch, bei solchem Schietwedder? Du büst woll nich klok. Wir gehen nach Bant. Da ist Tanzmusik und da sind Mädchen. Man kann gar nicht wo anders hingehen."

Also nach Bant!

Der kleine Saal ist schon voll Menschen; in deutlicher Scheidung sitzen Matrosen, Marineinfanteristen, ein paar Arbeiter der kaiserlichen Werft und Matrosenartilleristen. In dem großen Saale stehen zwei Reihen Tische an den Wänden entlang. Die Mitte ist frei für den Ball. Im großen Saale ist noch viel Platz. Sie suchen sich zu dritt einen Tisch. Die beiden andern klönen miteinander und beobachten die hereinkommenden Mädchen und Bürgersleute. Die Bläser spielen auf, es dröhnt mächtig.

Cornelius Friebott ist zufrieden. Den Augen tut die

Abwechselung wohl, die Glieder freuen sich der Lässigkeit, und auf den Tönen schwimmt sein Sinnen geruhsam, ganz ungestört von der Umwelt. Er blickt an den Wochen entlang, die ihn von der Heimat trennen, und lächelt in sich hinein, mehr Spaß als Mühe, gar keine Mühe. Etwas derb die Kameradschaft. Der Vater hatte es vorausgesagt an der Bahn in Bodenfelde: „Nelius, wegen den Burschen, mit denen du zusammen kommst: ich kenne keinen und du kennst keinen. Ihr seid dann allerlei Leute Kind eng beieinander. Und wo das männliche deutsche Jungvolk Zwang fühlt von der einen Seite, tun sie gern großspurig und großschnauzig auf der andern, damit sie ja für Kerle genommen werden. Laß dir aber nichts weismachen und laß es dich nicht bekümmern. Sie kommen jeder von Vater und Mutter, und für Freundlichkeit ist jeder dankbar, und die allermeisten möchten sich sogar freundlich beweisen, sie fangen es nur falsch herum an; und er wird wohl gar nicht recht gelehrt bei uns der Zusammenklang von Würdewahren und Freundlichsein, weil ihn die Lehrer selbst nicht verstehen." Wie man so Wort für Wort wieder hören, dazu Gesicht und Bewegung wieder schauen kann. Cornelius Friebott spricht zu dem Bilde: „Ja, Vater, es ist hier alles in guter Ordnung mit mir. Doch ginge ich sehr gerne dann und wann mit dir spazieren." Und denkt: „Vater sieht alles zusammen, bei Vater hat sich alles an der Hand." Und aus dem Stolze wird das alte Erstaunen: „Warum ist aus Vater nicht mehr geworden? Warum mußte sich das Schicksal so kehren, daß ein kluger und tüchtiger und fleißiger und nüchterner und sonderlich begabter Mann nun wochein, wochaus am Königsberge schafft?" – Einmal sagte die Mutter: „Unser Vater ist kein Erwerber und Gewinner ..." Der Vater antwortete bei einem Seufzer lächelnd und ganz ungekränkt: „Nein, Mutter, wir kommen einen andern Weg ... Wenn aber dieser Weg schließlich auf den Königsberg führt, was dann und

wie dann?“ Cornelius hat die Hütte im Bruche vor Auge, wo der Vater haust...

Da machen die Bläser Pause...

In der Türe erscheint ein Trupp frischer Gäste. Ein hinkender Mann mit einem jungen Seesoldaten ist darunter. Der Blauweiße steht unschlüssig und fragt zurück. Der Hinkende prüft bei rascher Kopfbewegung die Tischreihen, deutet, und sie schreiten heran. Der Hinkende ist ein großer, schlanker Mensch, der schleifende Fuß scheint ihm fast unzugehörig. Er hat scharfe, ausdrucksvolle, herrische Züge. Er könnte ein Fünfunddreißigjähriger und könnte vielleicht auch ein Fünfundzwanzigjähriger sein. Der Seesoldat ist bedeutend kleiner, blutjung mit rundem, gesundem, vergnügtem, eigentlich mit einem verschmitzten Gesichte. Cornelius Friebott überlegt: „Die beiden? Wer sind die beiden? Ich meine, ich kenne den Großen. Ich meine, ich bin auch dem Jungen begegnet. Aber ein Hinkefuß, das müßte ich doch erinnern!“ Die Fremden kommen richtig bis an den Tisch. Der Große grüßt: ob sie vorbei dürften, da am Nebentische in der zweiten Reihe schienen Plätze frei zu sein. Nelius steht auf, damit der Hinkefuß ohne Anstoß sich durchziehen kann: am Nebentische seien gewiß zwei Plätze frei; er denkt: „Seine Stimme kenne ich ebenfalls.“

Beim neuen Aufspiele beginnen mehrere Paare zu tanzen. Das kräftige Mädchen im Arme des Artilleristen hat eine entfernte Ähnlichkeit mit Ilsabeth Rödden. Nur... Was nur? – Ach, Ilsabeth Rödden ist feiner als die da! Ilsabeth hat ganz andere Handgelenke und ganz andere Änkel. Und Melsene..., wie Melsene ist natürlich keine da. Melsenen darf man nicht herdenken. Dennoch wartet Nelius, daß die Bläser den Walzer spielen sollen, zu dem das alte Spinnelied gesungen werden kann, und daß dann... „Was dann?“ – Er gibt sich die Antwort nicht, und gerade dieser eine Walzer klingt nicht auf, trotz allem Hinhorchen.

Der Hinkefuß, der Große am Nebentische, hat sich eine Weile stumm gehalten. Er ist auch aus der Sicht; und einfach herum und einen anstarren, weil man gern die Erinnerung wiederfinden möchte, die zu ihm gehört, das geht eben schlecht.

In der neuen Pause hört man den Großen wieder reden, richtig lehrerhaft. „Der hält jetzt den Zeigefinger erhoben," meint Nelius, und er erlaubt sich einmal das Umdrehen. Und ob der Zeigefinger erhoben ist...! Der Junge in Uniform wird abgekanzelt. Es schallt herüber: „Du hast das ganz verkehrt gemacht! Glaubst du das? Ich will dich jetzt einmal richtig bescheiden!" Man muß ja gleich wieder fortsehen, „aber was mag der Tümmler — so nennen sie die Seesoldaten im Spotte — was mag der Tümmler für eine Miene machen zu solcher Predigt?" Cornelius Friebott sucht sein Gesicht. Der junge Seesoldat hat sich ebenfalls gewandt, eine halbe Drehung weg von seinem Mahner. Er sieht also in den Saal, und Cornelius Friebott hat ihn gleich vor sich. Oh, der Junge feixt, dem tut die Predigt nicht weh. Zwischen dicken, roten Backen und breitem Lachen steckt er gar ein wenig die Zunge heraus, verdeckt aber das Gesichterschneiden nach dem Sprecher hin mit der Hand, gewiß um diesen nicht zu reizen. „Was für eine Eulenspiegelei! Wo kann ich nur den beiden zusammen begegnet sein?" Cornelius Friebott sucht im Gedächtnis. Cornelius Friebott warnt im stillen: „Du laß das Feixen lieber sein! Wenn dich einer von Unsern oder von den Artilleristen bemerkt und argwöhnt, es könne ihm gelten..."

Cornelius Friebotts Hände spielen mit dem Sacktuche und ziehen zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand einen langen, weißen Zipfel heraus wie ein Eselsohr. Die linke Hand bewegt den Zipfel auf und ab. Einer der Kameraden fragt: „Friebott, was hast du vor?" „Ich?" Nelius starrt den Sprecher verständnislos an, sieht auf die Hand, erschrickt ordentlich, errötet, tut das Sack-

tuch hastig fort; es ist ihm jetzt alles klar: Die beiden am Nachbartische sind Martin Wessel und Fritz Wessel aus Gottsbüren. Das müssen sie sein. Das ist Martin Wessels Gesicht. Das ist seine Redeweise. Damals auf dem Wagen hat Fritz Wessel dieselben Possen getrieben. Die ganze Schule lief da hinter dem Wagen her. Wenn die beiden den Zipfel bemerkt hätten, es hätte ihnen scheinen müssen, so weit weg von dem alten Zuhause wolle sie noch jemand kränken, jemand aus der Heimat.

Cornelius Friebott ist in ungewöhnlicher Aufregung. Eine Täuschung ist nicht möglich. „Wo spricht man denn so wie Martin Wessel, wie der Hinkefuß spricht? Sie zogen auch damals hierher, die Mutter mit den Kindern dem ältesten Sohne nach. Nur einen Hinkefuß hatte Martin Wessel nicht, als wir das Hausgeräte vom Wagen in das Schiff schleppten."

Nelius Friebott möchte mit den beiden reden, die leibhaftig die Heimat verkörpern. Er versucht bei sich: „Bist du Martin Wessel, du hast allerdings früher nicht gehinkt?" Er scheut. „Das kann ich nicht sagen." Er versucht wieder: „Ich bin Cornelius Friebott aus Jürgenshagen. Seid ihr die Söhne von Bartolt Wessel, der das Unglück hatte mit Schwarzert aus Hilwartswerder?" Und scheut von neuem. „Welcher Unsinn! Wie darf man ihnen mit diesem schlimmen Geschehnis in den Weg kommen? Und dann wissen wohl beide, daß durch mich und Melsenen der tote Muck gefunden wurde, ja, durch Melsenen und durch mich."

Es scheint ihm jetzt ganz unmöglich eine Frage und eine Anknüpfung zu versuchen. Dennoch verschwindet der Wunsch nicht, nein, es meldet sich gar eine Furcht, die beiden könnten unversehens aufbrechen. Dann begegnet man ihnen vielleicht eines Sonntags auf der Straße. Auf der Straße mit andern Leuten dabei ist gar nichts zu machen. „Oder ich begegne ihnen überhaupt nicht wieder."

Cornelius Friebott versucht patzig zu werden vor sich selbst: „Wer sind Martin Wessel und Fritz Wessel? Ihr Vater hat den schwarzen Muck erschossen. Ihr Vater ist in das Gefängnis gekommen. Was würde zum Beispiel unsere Mutter zu solcher Bekanntschaft und Freundschaft sagen?“ Er sitzt ganz straff und kühl und abweisend da; musterte in diesem Augenblick jemand seine Züge, der die beiden Eltern von Angesicht zu Angesicht kennt, er erklärte, der Junge ist der strengen Anne Friebott recht ähnlich geworden. — Aber das wallende Gefühl ist stärker als die Klügelei. „Wer sind Martin und Fritz Wessel?“ Es vermag freilich nicht scharfe und knappe Antwort zurückzugeben und trachtet nicht zu widerlegen, es ruft nur die Kinderzeit auf und die Heimatwälder und den Heimatfluß; hinter Martin und Fritz Wessel warten sie alle, der Heuberg und der Reinhardswald und das bunte Dorf Hilwartswerder und die Gute Hoffnung und Görge Friebott, erzählend und deutend im Sonntagsrocke, und die Oberförsterei und das Kind, das schöne Kind Melsene, sonnenbraun, blondhaarig und bereit zu lustigem Schwatze mit dem Gespielen.

Von den Kameraden ist inzwischen einer aufgestanden, er kommt rasch zurück, er berichtet: „Im kleinen Saale ist etwas los. Die Tümmler haben Streit angefangen mit unseren Leuten.“ An vielen Tischen recken sich schon die Hälse, aber die Musik spielt noch; und zunächst ist nichts Besonderes zu merken, nichts anderes als eine unbestimmte Unruhe, und daß die tanzenden Paare sich lichten. Teils bringen die Tänzer die Mädchen zu ihren Plätzchen, teils sammeln sich die Paare neugierig an der Verbindungstür.

Ganz plötzlich springt der Streit herein in den großen Saal, vielleicht haben ihn Eindringlinge mitgebracht von nebenan, vielleicht ist es nichts weiter als Ansteckung. Es gibt ein Gestoße und Geschiebe an der Türe, von irgendwoher wird „Kuli“ gerufen. Die Musik bricht ab.

Cornelius ist erstaunt. Auch die andern beiden sind sich nicht klar, was tun und was nicht tun. Die Instruktion lautet: „An keinem Zanke teilnehmen, zur Ruhe beitragen, sich still entfernen, die Wirtshauspatrouille benachrichtigen und den Anweisungen der Patrouille auf jeden Fall folgen."

Während sie noch nicht wissen, wo die Dinge hinauswollen, stehen auf einmal zwei ältere Matrosen vor Cornelius Friebott und fordern ihn auf, Platz zu machen. „Wozu?" fragt Cornelius. Oh, der Tümmler da müsse vor die Tür gesetzt werden, er habe „Kuli" gerufen. Cornelius Friebott macht sich bereit und entgegnet ruhig: „Er hat nicht gerufen." Die beiden Kameraden pflichten ihm bei: „Der hat nicht gerufen." Aus den zwei Fordernden sind ihrer fünf geworden, und hinter diesen ballt es sich schnell. Von den Hinzugekommenen wird bestätigt, der Tümmler habe schon vorhin den Tanzenden Gesichter geschnitten und verdiene Keile. Der Wortwechsel wird laut. „Wenn ihr Grünen Geschichten machen wollt, kann es auch euch schlecht gehen." Die beiden Kameraden geben nach, Cornelius wird von seinem Stuhle gedrückt, die Gläser fallen um, aber Cornelius tut geschwind einen Schritt zurück und wartet vor Fritz Wessel. Er merkt, daß Martin Wessel aufgestanden ist und neben ihm Posten gefaßt hat. Sie schweigen beide. Spottworte und Schimpfworte fahren und prasseln ihnen zu; nur Hände trauen sich noch nicht an sie, weil sie so hart und bereit hersehen.

Cornelius Friebott denkt: „Wie mögen erwachsene Menschen, die sich einen Feiertag und eine Freude machen wollen und die sonst am gleichen Strange ziehen, darum daß sie verschiedene Röcke tragen, sich in solche Verwirrtheit hineintreiben lassen." Cornelius Friebott bemerkt, daß sich aller Zank im großen Saale um ihn gesammelt hat, aber bemerkt auch, daß aus dem kleinen Saale, wo sie anscheinend Ruhe geschafft hat, Mützen auf und im Mantel die Patrouille hereintritt. Es ist gut, daß die Patrouille kommt,

denn vor Martin Wessels Augen sind die Fäuste eben nahe genug gewesen, und Martin Wessel scheint nicht mehr an sich halten zu können.

Der Patrouillenführer, der Unteroffizier, ist ein tüchtiger Mann. Seine lächelnde Kraft hat kein lautes Wort und keinen Griff nötig. Er sagt mit tiefer, vergnügter Stimme: „So, nun ist der Tanzordner da; was ihr hier treibt, gehört wirklich nicht zum Tanze, es muß aber erst jede Militärperson an ihren Tisch, damit die Musik wieder richtig spielen kann.“ Ein paar junge Frauenzimmer, denen der Mann gefällt, klatschen Beifall. Eine verlangt: „Mittanzen!“ Er winkt ab, das dürfe er heute leider nicht, dagegen wolle er nun einem ordentlichen Tanze zusehen können als Entschädigung. Sie kichern, und unter dem Zureden der Begleitmannschaften löst sich der Knäuel. Der Unteroffizier wendet sich verhalten fragend an Nelius. Nein, stramm solle dieser nicht stehen, daß Neugierige dächten, hier gäbe es etwas, sondern man einfach leise und vernünftig schnacken. Cornelius erzählt das wenige gehorsam. Der Patrouillenführer sagt, die Unruhe habe von Anfang an in dem kleinen Saale gesteckt; wenn es Nelius nicht um ein Mädchen hier zu tun sei, dann wolle er ihm einen Rat geben. Nelius und sein Freund, der Seesoldat, sollten sich sachte und unauffällig davon machen, solange er hier stehe. Es sei kein Befehl, aber Vergnügen finde sich andernorts auch, und wer in solchem Falle still ausweiche, vergebe sich nichts. Der Patrouillenführer nimmt, als gehe er von einem zum andern, nach links ein Gespräch auf. Cornelius sieht Martin Wessel an. Martin Wessel erwidert achselzuckend: „Wir waren daran aufzubrechen, als das Geschrei einsetzte.“

So geschieht es, daß Martin Wessel und Cornelius Friebott und Fritz Wessel zusammen die Wirtschaft verlassen. Draußen sagte Martin Wessel: „Ich muß Ihnen danken für meinen Bruder, ohne Sie hätte er Schläge abbekom-

men, wenn nicht Schlimmeres daraus geworden wäre ...", und er zögert, „wir wollen nirgends mehr hingehen, wir wohnen in Bant ..." Da wird Cornelius rot vor Anstrengung: „Kennt ihr mich nicht wieder? Ich bin doch Cornelius Friebott aus Jürgenshagen." Aber er hat es nun ausgesprochen.

Was für ein rascher, lebendiger und bestimmter Mensch ist Martin Wessel! Nach andern zehn Minuten sind sie drinnen in einem wohlaufgeräumten Hause. Die Frau in schwarzem Kleide, schmächtiger, zarter und viel zierlicher geworden, seitdem die Feld- und Hofarbeit für sie aufgehört hat, zeigt sich anfangs ein wenig zurückhaltend und ängstlich. Aber den Ton gibt ihr Ältester an, und weil dieser hurtig frägt und erzählt, und weil Fritz im Hause ist, und weil die beiden Kleinen und die großäugige und umsichtige Vierzehnjährige dem Besucher sich so schnell anhingen und zuwandten, und weil das Wohlgefühl des Gastes in ihrem Zimmerchen und unter ihren Kindern so deutlich zutage tritt, wird auch sie mutiger und freier. Sie erleben einen guten Abend miteinander und aneinander. Sie sprechen eigentlich wenig von dem Heimatgaue, es ist nur dann und wann wie ein gelegentliches und vorsichtiges, sehnsüchtiges Schauen von ferne; doch versteht Martin Wessel Görgen Friebott ehrfürchtig zu preisen und versteht das Lob in hübscher Weise bestätigen zu lassen durch die schmächtige Frau. Rund und um hat Cornelius Friebott die Empfindung, er sei unerwartet daheim, nicht in irgendeinem Gebäude, sondern am Waldhange, wo man zwischen Baum und Vogelsang und Ausblick mit allem auf einmal zusammen ist. Als Martin Wessel in seine Kammer geht, eine Zeichnung zu holen, wagt die schmächtige Frau in eiligem Flüstertone ihren Ältesten zu loben und sagt: „Man sollte es nicht meinen, er ist doch so jung und ist sehr klug, und seine Geschwister wissen das auch ..."

An diesem Abend begleitete Martin Wessel den Gast

nach Wilhelmshaven bis zur Kaserne. Cornelius Friebott hatte sich mit Fritz Wessel, dessen Urlaub zwei Stunden früher zu Ende ging, auf den Weg machen wollen, aber Martin Wessel hatte seinen andern Willen leicht genug durchgesetzt, unterstützt von Mutter und Geschwistern. Die Zeit nach Fritzens Fortgang verstrich träger, nicht weil Fritz vorher irgendein Besonderes zur Unterhaltung beigesteuert hätte, sondern weil es in Martin Wessel und Cornelius Friebott aufeinander wartete. Nach anderthalb Stunden verlangte Martin Wessel den Aufbruch, sie wollten es uneilig haben.

Wind und Wetter waren stille geworden; nach den kalten Regenböen des Tages herrschte eine erstaunlich laue Dunkelheit. Dunkelheit tut gut, wo zweie wandern, in deren Herzen Gott das Fragen gelegt hat; Worte, die sich niemals lösen mögen vor Augen und Licht, vertrauen der körperlosen Nacht.

Martin Wessel erzählte in leisen, kurzen Sätzen. „Ja, mein Vater ist im Gefängnis gestorben. Das hättest du wirklich nicht gewußt? Er ist gestorben; wie konnte unser Vater die Eingeschlossenheit ertragen? Die Eingeschlossenheit und dazu Schande. — Ich freilich, ich weiß nicht, welcher Makel ihm anhinge. Als er den Muck verbarg, geschah es aus Angst für uns. Das mußt du mir glauben, es war durchaus nichts anderes. Es gibt indessen genug Menschen, die meinen, nicht nur er, sondern wir seien jenes Geschehens und seiner Gefangenschaft und seines Todes wegen gezeichnet. Die Menschen gibt es wohl. Und wenn du spürst, du kannst nicht anders denken, so mußt du nicht wieder zu uns kommen. — Ja, ich habe die Tischlerei erlernt wie du und war von Anfang an auf der Werft, und durch Verwendung durften meine Mutter und die Kinder mit mir zusammenziehen in Bant. — Ja, sie erkannten, daß ich begabt sei für Zeichnen und Risse. Als ich mir den Knöchel gebrochen hatte und als ich das Anhängsel von

Fuß bekam, taten sie mich in das Konstruktionsbüro beim Schiffsbau, und da bin ich geblieben. — Du denkst, ich hätte einen guten Posten, und ich könne wohl zufrieden sein? Ich bin aber nicht zufrieden, ich will weiter, hörst du? — Ja, ich will durchaus weiter. Aber mir fehlt jetzt die Vorbildung, verstehst du das? — Daß mir die Vorbildung fehlt, daß ist mein anderes Anhängsel. — Ich kann unsern Vater nicht wieder lebendig machen, ich kann nicht dazu helfen, daß der schwarze Muck leibhaftig aufersteht und weiter Schnaps trinkt nach seinem Gefallen, das kann ich beides nicht. Aber vor unseres Vaters Leben ein stolzeres Leben stellen, so weit meine Kraft nur reicht, warum sollte ich das nicht dürfen? — Ist die Beschränkung recht oder ist sie unrecht? — Ist so etwas nicht verkehrt? Ist so etwas nicht verkehrt? — Ja, du magst dich wundern, daß ich diese Dinge sage. Das magst du wohl. Ich sage sie dir, weil du das Unglück gesehen hast mit deinen Augen, und ich sage sie dir, weil du Görgen Friebotts Sohn bist und uns geholfen hast in Hilwartswerder, und ich sage sie dir, damit du weißt, woran du bist mit uns und mir, wenn du wiederkommen willst. Darum sage ich sie dir. — Nein, nun sollst du nichts zu antworten versuchen. Gar nichts. In dieser Sache will ich nichts von dir hören. Ich will es nicht, heute nicht und niemals. Denn das ist alles kein Spiel und keine Unterhaltung, sondern nur meine Angelegenheit. Du siehst doch wohl, daß ich die Mutter und die Kinder zusammenzuhalten habe und daß ich das auch kann. Und so muß es bleiben, hörst du, so muß es bleiben!"

Danach schwieg Martin Wessel und zog rascher. Bei Cornelius Friebott trieben die Gedanken hin und her, endlich begann er wie unter einem Zwange auf den Laut der gemeinsamen Schritte zu horchen. Martin Wessels lahmer Fuß schurrte und schaffte und störte. Cornelius versuchte wiederholt sich anzubequemen, mit Mühe und Vorsicht,

damit ein weniger gestörter Klang herauskäme, doch es gelang nicht. Knapp vor dem Abschiede sprach Martin Wessel noch einmal. Er sagte unvermittelt: „Wenn einem etwas ganz unrecht und ganz verkehrt scheint, darf man dann stille sitzen? Nein doch, dann heißt es sich umsehen und alles und jedes prüfen, das Änderung zu bringen vermag. Das wirst du mir zugeben!" —

In der Mannschaftsstube warteten die beiden Kameraden. Sie fragten: „Friebott, wo bist du gewesen? Wir haben dich überall gesucht." Cornelius Friebott gab ihnen karge Antworten und schlief gleich ein.

Mitten in der Nacht, während es um ihn schnaufte und schnarchte, wachte er auf. Obgleich er sich keines Traumes erinnerte und durchaus frisch fühlte, schien es ihm, er habe sich fortgesetzt mit neuen und schweren Dingen beschäftigt und habe sich dabei selbst verändert. Er verschränkte die Arme unter dem Kopfe und lag verwundert mit offenen Augen. Er versuchte bei sich anzufangen: „Woher kommt die Veränderung? — Was ist mit mir geschehen?" Die gerade Antwort blieb indessen aus, dagegen sah er Martin Wessel herrisch und aufmerksam und sorgend zwischen den Seinen. Er beobachtete ihn eine Weile und begann zu lächeln. „Es ist gut, daß ich Martin Wessel angetroffen habe, er ist mir sieben Jahre voran, er ist ein tüchtiger Mensch, er wird mir vielerlei weisen können. Doch, was soll sich an mir verändert haben?" So oft er die eigene Frage tat, so oft erschien das Bild der Wesselleute. Er hörte den Schuß fallen im Walde, er hörte das Geschrei um den Wagen in Hilwartswerder, er hörte Holz an Holz scheuern, wie sie den Hausrat zurechtrückten im Schleppkahne, er schaute in Bartolt Wessels Zelle und erkannte dessen Verzweiflung, und um jedes Geschehen bewegte sich Martin Wessel bald harten zornigen Ganges, bald hinkend, aber immer mit spähendem, kampfbereitem Gesichte.

Der Wachende quälte sich sehr. Frische und Lust gingen

verloren bei dem hartnäckigen Ringen mit der ungehorsamen Einbildung. Er tat die Arme auseinander und schloß die Lider, er wälzte sich ärgerlich von Seite zu Seite, um zu entfliehen und wenigstens den Schlaf wiederzufinden. Dann im Halbschlummer, wann die körperhaften Vorstellungen sachte zurückweichen und die geheimsten Seelenkräfte am stillen Werke sind, wurde er plötzlich ruhig und heiter. Es deuchte ihn, eine Lösung habe sich eben gefunden; zwar in deutlichen Worten verkündigte sie sich nicht, doch standen Helle und Sicherheit und Hingabe, wo vorher Erstaunen, Fragen und Wehren einander folgten. Der Schläfer murmelte aufatmend: „Zu meinem Vater und zu meiner Mutter und zu Melsene und zu Jürgenshagen und zu mir sind die Wesselleute gekommen!" Dessen ließ er sich genügen.

Und mit diesem Satze war der Inhalt der stummen Lösung freilich fast ausgeschöpft. Denn die Seele Cornelius Friebotts, der ein guter Sohn, ein verzückter Liebhaber und durch Erbe und Unterweisung ein andächtiger Mensch, aber zugleich der einzige Sohn eines abgerückten Hauses und ein Einzelgänger war, lernte in jener Nacht fühlen, daß es zwischen ihren gewohnten Geliebten und den Allgemeinheiten Gott, Natur und Vaterland mitten inne den blutvollen, ringenden Mitmenschen gäbe, um den sie sich mitkümmern und mitquälen müsse als ihr eigen. Sobald einer solches gespürt hat, und obgleich er es noch nicht weiß, ist er verändert. Ja, vielleicht ist das die größte Veränderung, die ein Mensch erfährt, wenn seine erschreckende Seele zum ersten Male den uralten Zuruf gehört hat: „Wo ist dein Bruder?"

Als Cornelius Friebott den dritten Besuch in Bant machte, traf er Martin Wessel allein an. Martin Wessel sagte: „Es ist gut, daß du gekommen bist, ich wartete auf dich. Meine Mutter ist mit den Kindern eingeladen zu einer entfernten Verwandten, sie werden vor spät nicht heimkehren. Wir wollen die Gelegenheit wahrnehmen und wollen uns ungestört unterhalten, wir beide. Ich habe meine Kammer geheizt, in der Stube ist es kalt."

Cornelius schlug lachend in die dargebotene Hand, ihm gefiel die Aussicht wohl. „Ich werde deine Sachen durchstöbern und werde zusehen, was für Bücher du hast." Er trat neugierig in den kleinen Raum. Das Zimmerchen mit dem schmalen Fenster bot einen nüchternen Anblick, alles schien weiß und hart und kantig darin; der nüchterne Eindruck wurde erhöht durch die zahlreichen, fast farblosen Risse und Entwürfe, die in genauer Ordnung, durch Heftzwecken festgehalten, den Wandschmuck bildeten, auch das unterbrechende Bücherbort war von nacktem Holze, und seine paar Bände verbargen sich in kräftigen, hellgrauen Umschlägen wie Schulbücher; aber das Gelaß war angenehm warm, und auf dem winzigen eisernen Ofen sang eine heiße, bauchige Kaffeekanne.

Martin Wessel erklärte: „Ja, ich habe fast jedes Stück selbst angefertigt. Es ist auch ein bequemer Stuhl für dich da. Siehst du!" Er zog ein mit Leinen bespanntes Gestell neben dem Spinde hervor und drückte, sobald es aufgestellt war, den Gast hinein, daß dieser fast lag. „Du kannst später alles genauer mustern, du sollst erst eine Tasse trinken. Es sind andere Bücher, als dein Vater hat, viel weniger und zum Teile geliehen." Während er am Ofen eingoß und richtete, folgte er den Augen des Besuchers: „Ja, das ist mein Reißbrett. Ich habe den Vormittag hindurch gezeichnet und habe ein wenig gelesen. Ich werde

den Tisch gleich aufklaren." „Was hast du gelesen?" fragte Nelius, sein ausgestreckter Arm berührte das geöffnete Heft neben dem Reißbrette. Und da weder Widerspruch noch Antwort erfolgten, zog er es an sich, „und wo ist übrigens euer Fritz hin? Denn hier hat schon jemand geraucht." Martin Wessel zog die Luft ein. „Merkst du das? – Nein, der Junge ist in der Stadt geblieben. Es ist ein anderer hier gewesen. Es ist –", Martin Wessel stockte und es war undeutlich, ob er ungern ausspreche oder der Mitteilung Nachdruck verleihen wollte, oder ob nur seine Aufmerksamkeit durch irgendeine Hantierung in Anspruch genommen wäre, „es ist der Vorsitzende des sozialdemokratischen Wahlvereins in Wilhelmshaven dagewesen." Martin tat mit den bis zum Rande gefüllten Tassen und der Zuckerschale einen vorsichtigen Hinkeschritt zum Tische.

Nelius sah ihn an, ihm war der Nachdruck aufgefallen: „So –, so! Du verkehrst mit diesen Leuten?" Und da er sich nun befangen fühlte, blätterte er in der aufgeschlagenen Schrift zur Titelseite. Er las den Vordruck und las laut und befremdet von neuem: „Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie, Erläuterungen zum Erfurter Programm." Er reichte das Heft zurück; „Das gehört gewiß zu deinem vorigen Besucher!"

Martin Wessel hatte sich auf den derben Holzstuhl an den Tisch gesetzt. Er nahm die Schrift und reichte die Tasse. „Es gehört nicht mehr zu ihm als zu mir. Es ist auch nur der Anfang. Dort oben", er wies zum Gestelle, „kannst du andere und dickere Bücher finden über den gleichen Gegenstand. Dieses hier soll den ersten Fragen und Antworten dienen. Wenn man etwa einem Hinzukömmling, sei er begierig oder feindlich, Rede stehen und ihn belehren will."

„Was aber geht dich solches Zeug an?"

„So viel es dich angeht!"

„Nein", sagte Nelius eifrig, „nein, ich will den lieben

Gott nicht abschaffen und den Kaiser nicht umbringen oder wegjagen, und ich verlange nicht, meines Nachbarn Eigentum wegnehmen zu dürfen, wo er zufällig mehr besitzt als ich."

Martin Wessel lächelte sehr spöttisch: „Ei, ei, Junge, du weißt gut Bescheid, nu müßt du det noch en betchen üme rühren."

Da wurde Nelius wieder befangen und verteidigte sich: „Hört und liest man es nicht so? — Und wer ist zu Hause mit bei? — Von denen es an der Oberweser erzählt wird, ist einer ein Ramenter in Bodenfelde und einer, der trinkt, und einer hat gestohlen."

Martin Wessels spöttisches Gesicht dauerte: „Ja, und nicht zu vergessen, dann wird noch in der Instruktionsstunde vor dem Umsturze gewarnt." Plötzlich verschwanden Spott und Lächeln, er hob den Finger und sprach rascher und bald immer mehr befehlend. „Du sollst mich aber doch anhören. Hat dich dein Vater gelernt, daß man bei einer Streitfrage vorsichtig zu sein hat? Und daß dies keine geringe Streitfrage ist, das erkennst du wohl?"

Nelius antwortete: „Mein Vater? Mein Vater? Der möchte uns heimleuchten mit dieser Sache. Und ich, ich habe da wirklich nichts mit zu tun."

Jedoch Martin Wessel beharrte und wurde leidenschaftlicher und von Satz zu Satz immer mehr befehlend: „Du darfst natürlich bei dir anfangen! Bei sich fängt jeder gesunde und kräftige Mensch an. Danach gibt es aber Dinge, über die du nachdenken sollst, weil sie sehr viele andere Menschen sehr tief betreffen, die nicht schlechter und nicht unrechter sind als du. Über diese Dinge sollst du nachdenken! Und das kannst du glauben, mit der roten Schleife und Ballonmütze und mit Schimpfen und Prahlen ist es nicht getan, sondern, wo einer diese Lehre recht versteht, der weiß, daß das Geben zuerst und das Empfangen viel später und daß das Nehmen niemals kommt."

Er erhob sich hastig und schlurfte auf dem kleinen freien Streifen zwischen Bett und Spind und Tisch und Stühlen hin und her. „Ich will trotzdem ganz bei uns anfangen. Ja, bei dir und bei mir. Das geht auch. Zum Beispiel: Hat dein Vater lernen können, was er wollte? Und ist aus ihm geworden, was er vermochte? Und was stand dir und was steht mir im Wege? Du meinst, welch törichte Frage er jetzt tut; die Mittel haben uns gefehlt, die Mittel und ein wenig eigene Zeit; wir mußten als Kinder heran an die Arbeit, damit wir zu essen hätten; auf diese Weise ist es geschehen, es liegt alles am Glücke. Ja, so denkst du! Ei, wie lange sollen nur das blinde Glück und der blinde Zufall entscheiden? – Wenn eine große Krankheit wütet, lassen die Menschen es darauf ankommen, wer übrig bleibt, oder besinnen sie sich auf eine gemeinsame Abwehr? Mitbesinnen mußt du dich und jetzt zuerst und gleich in deiner Sache! Ich will dir aber unsere Antwort vorweg geben ..."

Der Eifernde blieb stehen und schlug in die Hände, und es war, als wollte er sein Gerede mit der Rechten in die Linke hineinklopfen. „Wir sagen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen sind dem Proletarierkinde Tür und Tor verschlossen; und wer in die Lohnknechtschaft geraten ist, ohne Wunder, und wenn er ein blütiger Deutscher ist, kommt er nie wieder heraus und nicht seine Kinder und nicht seine Enkel, sondern es ist wie ein Fluch. Wir sagen, große und schöne Kräfte gehen unter diesem Fluch jämmerlich zugrunde. Wir fordern, die Begabung soll gelten vor den Mitteln der Eltern. Wir fordern, die Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Verpflegung soll gelten, nicht nur in den Volksschulen, sondern auch in den höheren Schulen, für jeden, der wegen seiner Fähigkeit zur weiteren Ausbildung geeignet erachtet wird. Weißt du, was heute der Staat zuzahlt zur Ausbildung im Jahre? Bei den Volksschülern zahlt er dreißig Mark zu, bei dem Besucher der höheren Schulen zahlt er zweihundert Mark zu, bei den

Studenten zahlt er achthundert Mark zu. Wie viel mehr Jahre drücken jene die Schulbank als wir? Danach rechne die Summen aus. Wo solche Unterschiede bestehen und zugleich die Unterschiede des ganzen Lebens begründen, da wollen sie verdient sein. Das ist unsere Antwort."

Er schlurfte wiederum auf und ab: „Und dann, wie ist das weiter mit deinem Vater? Ist das ein Dasein für ihn im Bruche? Ist das ein Dasein überhaupt, wenn ein Mensch seine ganze Kraft verkaufen muß und sich zwölf und elf und zehn Stunden im Tage ohne Freude und Hoffnung abrackern muß, um den barsten Unterhalt zu erzwingen? Geht es deinem Vater anders als dem Arbeiter an der Maschine? Gilt ihm sein zwölfstündiges Hämmern als Leben? Sie haben sich alle beide niemals hingewünscht, sie sind alle beide vor der Not hingelaufen! Sie rechnen die Arbeit nicht selbst in ihr Leben ein. Ihr Leben beginnt erst, wenn die Arbeit zu Ende ist. So ist es mit deinem Vater, so steht es mit mir, und so wird es eines Tages für dich zutreffen! Ja, so trifft es für alle Proletarier zu!"

Nelius hatte sich aufgerichtet im Feldstuhle, er sagte beinahe tonlos bei zusammengezogenen Brauen: „Aber ich will kein Proletarier sein, und mein Vater ist keiner. Und hätte dein Vater dies fremde Wort sein wollen? Es ist auch nicht wahr, daß das Leben für uns erst beginnt, wenn die Arbeit zu Ende ist. Nein, es ist ganz und gar unwahr, trotzdem ich viel lieber Lehrer geworden wäre, und trotzdem mein Vater sich schwere Mühe macht und nicht nur zwölf Stunden, sondern die volle Arbeitswoche hindurch von Hause fort ist."

Martin Wessel lachte: „Ach, du wolltest wirklich nicht? — Du wirst damit kaum alleine sein. Ich zweifle nicht, daß es bessere Lose gibt. Im übrigen ist mir an dem fremden Worte auch nichts gelegen; aber daß ihr, du und dein Vater, der Lohnknechtschaft verfallen seid, das läßt sich einfach nicht abstreiten, für ihn nicht und für dich nicht und

für mich nicht; oder zeige mir doch den Herausweg und wie wir entrinnen und aufsteigen könnten auf eigene Faust! Dein Vater quält sich, das tägliche Brot zu verdienen; er leistet immerfort einen größeren Wert an Arbeit, als der Wert des Lohnes beträgt. Das heißt, den ganzen Gewinn aus seiner Arbeit bezieht ein anderer. Bei deines Vaters großer Sparsamkeit mag ihm meinetwegen eine geringe Rücklage gelingen für die anfallenden Arbeitslosigkeiten. Indessen, wo ist der Fortschritt? Weißt du einen Fortschritt? Bescheide mich doch! – Weil du es nicht kannst, muß ich dich also bescheiden! – Für den einzelnen Arbeitsmann besteht keinerlei Aussicht mehr, sich durch eigene Kraft und auf eigene Faust aus dem Sumpfe herauszuschaffen, darein ihn die geltende Wirtschaftsweise gestoßen hat. Der einzelne Arbeitsmann kann sich nur erheben, wenn die ganze Klasse gehoben wird, der er zugehört. Die Hilfe für alle durch alle, damit die Machtlosigkeit des Einzelnen überwunden wird, das ist Sozialismus! Was willst du da überhaupt noch sagen?"

„Du läßt mich ja nicht zu Worte kommen", antwortete Nelius, „ich kann dich bescheiden, wenigstens für meinen Vater und für mich. Oder du mußt andere Beispiele wählen. Denn Vater ist bei freiem Willen im Bruche und ist niemals daran gebunden, sondern wenn er und unsere Mutter meinen, der Verlust der beiden Bullen sei eingebracht, und wenn sie sich von neuem ein Paar kaufen, dann kehrt mein Vater zu unserer Landwirtschaft und zu seinem Fuhrgeschäfte zurück. Und was mich angeht, ich bin jung genug, und warum sollte ich nicht Meister werden im eigenen Betriebe? Dies Zutrauen hab' ich. Handwerk und Bauernwerk sind freie Arbeit, und keiner ist dabei, er sei es denn vor lauter Faulheit nicht anders wert, der diese Arbeit nicht völlig in sein Leben einrechnete. Aber das weiß ich wohl, und weiß jeder Handwerker und jeder Bauer: Ihr seid – denn ich zähle dich jetzt zu jenen, Mar-

tin, — ihr seid, obgleich die Hilfe für alle durch alle nach deinen Worten auf eurer Fahne steht, uns nicht wohlgesinnt; weil, ja weil die Bauern und Handwerker ihre Arbeit und Mühe noch lieb haben!"

Martin Wessel wandte die Augen aufwärts wie ein Lehrer, der die Torheit des Schülers und die eigene Anstrengung vor Gottes Thron bringt und der doch zugleich gelobt, selbst unerschütterlich den schwierigen Aufbau wieder und wieder versuchen zu wollen. Er kehrte zu seinem Stuhle zurück, er begann scheinbar frei von Eifer: „Junge, du sollst mich gerne jenen zuzählen, ich gehöre dazu, ich werde sogar deshalb im Büro beobachtet; du sollst dich aber nicht mit tönenden Worten über deine Zweifel hinwegreden und du sollst ferner um deines Unverständnisses und der Voreingenommenheit dritter willen nicht uns eine Unehrlichkeit vorwerfen. Um was handelt es sich denn bei euch in Jürgenshagen? Es handelt sich allerdings um einen Kleinbetrieb, nur daß deine Eltern, so harte Entbehrungen sie sich auferlegen, aus dieser Wirtschaft niemals etwas zu erübrigen vermochten. Wenn dein Vater wirklich mit einer Ersparnis aus seiner Lohnknechtschaft im Bruche in eure freie Arbeit zurückwechselte, was bedeutete das für ihn in unserer Zeit? Es bedeutete für ihn, daß er sich aus einem Elende in das andere stürzen würde, um bald wieder aus dem andern in das eine zurückkehren zu müssen; und die Erkenntnis, daß euer kleiner Betrieb für sich unhaltbar geworden sei, hätte er mit dem Verluste seiner Ersparnisse erkauft. Oder wäre der neue Spann Bullen etwa gegen Unglück gefeit? Oder trifft nicht immerfort etwas ein und wird nicht fortwährend irgendein Ersatz nötig? Wo aber ein Betrieb seine Betriebsmittel nicht aus eigenen Einkünften zu ersetzen vermag, da ist er zum Untergang reif. Und solcher Unvermeidlichkeit können und dürfen und wollen wir uns allerdings nicht entgegenstemmen."

Der Sprecher stand von neuem auf und schlurfte von

neuem hin und her. „Wir werden allen helfen!" sagte er, „du mußt das nur richtig verstehen. Das ganze Menschengeschlecht leidet unter den heutigen Zuständen, und durch unseren sozialistischen Sieg wird das ganze Menschengeschlecht befreit werden. Es stehen aber unter den Erwerbstätigen die Lohnarbeiter an erster Stelle, es sind ihrer dreiviertel, und nur die Lohnarbeiter können die Gesellschaft umwandeln und nur, wer nicht an einem Besitze hängt und durch diesen etwas vorauszuhaben trachtet."

Danach versuchte er in der bald papieren nüchternen, bald wirtshausgellen, bald talmudistisch spitzfindigen Redeweise der Parteilehrer und ihrer Schriften darzutun, daß der Bauer und Handwerker und ebenso der Kopfarbeiter, wenn er die Zeichen der Zeit verstehe, durchaus zum Proletariate oder, wie er sich ausdrückte, zu den Lohnknechten gehöre, und daß diese von Volk zu Volk der kleinen, riesenstarken Klasse der Kapitalisten und Ausbeuter gegenüberstünden. Er geriet bei seinem langen und weiten Hinkegange auf dem engen Stück Fußboden nicht mehr in Eifer, dagegen kam er gehörig in Schweiß. Er türmte Worte auf Worte, und immer schien es ihm, es möchte die Gedankenmauer für den jungen Landsmann und Bauern- und Pfarrerenkel vom deutschesten Flusse und aus dem deutschesten Walde noch voller Ritzen und Lücken sein, wodurch jener lachend auf den ungestörten alten Himmel und die ungestörte alte Sonne weise.

In Wahrheit sah Martin Wessel an diesem Nachmittage, seitdem sie von der Arbeit gesprochen hatten, und da er wohl wußte, wie lebensverbunden gerade er mit seiner Arbeit sei, den alten Himmel und die alte Sonne selbst. Und er strengte sich sehr an, vor der eigenen Wirklichkeit noch einmal zusammenzufügen, was die Gründer und Lehrer brennenden Geistes an ihren eingeschlossenen Schreibtischen zusammengebogen und in Form gebracht hatten.

Nelius hörte ihn ruhig an; seitdem die Aufklärungen sich vom Schicksale seines Vaters entfernt hatten, verloren sie alles Beklemmende; und wenn der junge, unverbildete, aber geistig hungrige und bewegliche Mensch den emsigen Freund um seiner Studiertheit und Sprachgewandtheit willen bewunderte, die so selbstherrliche und selbstgerechte und prahlige Lehre lächerte ihn gar.

Zuletzt wagte er es einzuwerfen: „Martin, nun sollst du mir eines sagen, haben Arbeiter und Bauern und Handwerker dies wirklich alles auf dem Acker und vor ihren Werkzeugen und Maschinen erdacht? Oder sind es welche gewesen, die aus lauter Schrecken vor der möglichen Anstrengung der eigenen Arme lieber Tag und Nacht rauchten und schrieben und klug redeten? Denn ich weiß, solche Art Feiglinge gibt es in Haufen."

Auf die Einrede hin antwortete Martin Wessel noch ernst genug: „Junge, wann hätte einer, der sich in der Tretmühle mattgelaufen hat, Kraft übrig, eine Lehre zu erdenken? Er muß Nachfolger sein." Sie gerieten aber von jetzt ab ins Plänkeln und vom Plänkeln ins Spaßen; und Martin Wessel selbst brachte bequemere Gegenstände zum Gespräche, dazwischen es nur ab und zu aufleuchtete, gleichwie von einem abziehenden Wetter.

Als Nelius von dannen ging, kehrte beim einsamen, eiligen Dahinschreiten die Aufregung der ersten Nachmittagsstunden unversehens zu ihm zurück. Die geheimen und kaum eingestandenen Sehnsüchte seines Vaters und seiner Mutter und seiner selbst erhoben sich zusammen und meldeten ihr Begehren an; seitdem sie das Versprechen vernommen hatten, schienen sie erst jetzt ihrer selbst ganz kundig geworden zu sein, und ihr stürmisches Drängen war erschreckend.

Nelius redete vor sich hin und bemerkte das eigene Treiben erst, als in der Nähe der ersten Stadthäuser Vorübergänger ihn scharf ansahen und auflachten. Er erschrak

und hörte im Ohre nachklingen, daß er Martin Wessels Forderungen mit lauter Stimme Erfüllung gewünscht hatte. Er schämte sich sehr. –

Cornelius Friebott gefiel dem Ausbildungsoffizier gut. Nach sechs Monaten ging die Landausbildung der Rekruten zu Ende, und die Einschiffung sollte beginnen; da fragte ihn der Offizier, wo er hinaus wolle und welches seine Vorliebe sei. Nelius sagte: „Ach, Herr Leutnant, ich möchte von der fremden Welt so viel sehen, als ich sehen kann, deshalb bin ich doch bei der Marine eingetreten, und das ist auch meines Vaters großer Wunsch." Der Offizier erwiderte: „Sie sollen die Welt für ihn mitansehen, was? Und wenn er dann daheim vor seinem Hause über der Weser steht und hat die Briefe seines Sohnes gelesen, dann will er die eigenen Augen zum Äquator und darüber wegschicken können. Nicht wahr?" Und er lächelte: „Das ist hübsch und gut, und mein Vater hat ähnlich zu mir geredet, als wir beschlossen, daß ich Seemann werden solle. Aber haben Sie einen allgemeinen Wunsch hinaus oder zieht Sie irgendein Teil der Erde besonders an?" Nelius antwortete: „Zu Befehl", Afrika zöge ihn an und die deutschen Kolonien dort und das Kapland. „Was? Das Kapland?" fragte der Leutnant, „da habe ich einen Bruder wohnen als Arzt unter den Buren, der ist erst vor drei Jahren hinausgegangen. Und was lockt Sie dort unten?" Nelius entgegnete: „Verwandtschaft von uns hat sich im Kaplande angesiedelt, und mein Großvater wollte einst hin, und ich habe von klein auf davon gehört, obgleich die Verwandten seit Vaters Gedenken nie mehr schrieben." „Was sind doch Ihre Leute?" forschte der Leutnant weiter. Nelius errötete und sagte sehr rasch: „Mein Vater war ein kleiner Landwirt und geht jetzt auf Arbeit, und sein Vater war Lehrer, und sein Vater war Pfarrer, und das waren sie alle bis fast zurück zur Reformation." „So", sagte der

Leutnant, „so, und nun möchten Sie am Ende auswandern und vorher Umschau halten?" Er schien selbst etwas verlegen, weil der unausgesprochene Gedanke: „Ihr seid also auf dem Abstiege und du willst gewiß eine Glückswende herbeiführen", allzu verständlich heraus stand. Nelius sagte: „Herr Leutnant, wir haben ein eigenes Haus und eigene Landwirtschaft, und ich bin der einzige Sohn." Da wechselte der Offizier scheinbar den Gegenstand: „Ihr Unteroffizier hat gewiß schon mit Ihnen gesprochen. Sie sollen zum Signalgasten ausgebildet werden. Sie bleiben dann noch ein Jahr in Wilhelmshaven, und die Ausbildung findet in Fort Heppen statt. Das ist unser ältestes Seefort, das wissen Sie ja. Wie steht's nun mit Ihnen, haben Sie selbst Lust dazu? Denn, wenn einer uns auch begabt und geeignet erscheint, Lust von sich aus muß er haben, sonst ist's nichts wert! Zu den Handwerkern wollten Sie ja nicht?!" Nelius erklärte, er habe Lust. „Sie machen freilich kein lustiges Gesicht dazu", sagte der Offizier, und er befahl: „Heraus mit der Sprache!" Nelius wiederholte, er habe Lust, nur wisse er nicht, ob sein Hauptwunsch, auf einen Auslandkreuzer zu kommen, hierdurch unerfüllbar werde. „Warum nicht gar!" entgegnete der Leutnant. „Doch will ich Ihnen etwas sagen, um die Mitte nächsten Jahres geht der Ablösungstransport für den ‚Seeadler' wieder hinaus. Ich habe selbst um ein Kommando auf dem Schiffe gebeten; ich denke, ich werde es erhalten, und ich will versuchen, daß Sie mitkommen."

Cornelius Friebott blieb also mit Ab und Zu eindreiviertel Jahr in Wilhelmshaven. Er verbrachte viele Sonntagnachmittage und auch manchen Abend mit Martin Wessel; und von allen Männern, die er kannte, lernte er den Hinkenden als nächsten Freund nach dem Vater empfinden oder meinte doch, daß er in solchem Verhältnisse zu Martin Wessel stehe.

Cornelius Friebotts Bereitschaft war von den Kindheits-

erinnerungen abgesehen zwiefachen Ursprungs: Er bewunderte, wie der Lahme die vaterlose Hausgemeinschaft im Gange hielt und wie er fortwährend kämpfte für ein neues Ansehen, eine gute Ordnung und eine bessere Gelegenheit der Seinigen; er fühlte sich bei diesem Kampfe zur herzlichen Teilnahme verpflichtet. Daneben reizte ihn des Lahmen geistiger Suchegang. Die Stunden, in denen Martin Wessel vom Leder zog, um sich tiefer hineinzureden in die sozialistische Gedankenwelt und Hoffnung und um den jungen Genossen womöglich nachzuziehen, wurden für diesen zu geistigen Turngelegenheiten. Sie galten ihm genau so wichtig, während sie stattfanden, und genau so fertig und abgeschlossen nach der Beendigung, wie einem mit der Feder Schaffenden, der dem Körper sein kräftiges Spiel willig gönnt, die Übungszeit am harten Geräte. Sie wogen ihm nicht schwerer nach der Überwindung des ersten Ansturmes, weil er noch zu jung, zu gesund und zu ungekränkt war und sich fortwährend sorglos in frischer Luft bewegte.

Cornelius Friebott fuhr zweimal auf Urlaub, ehe er dem afrikanischen Ablösungstransport zugefügt wurde und Wilhelmshaven verließ.

Das erstemal kam er um die Zeit des Roggenschnittes in die Heimat. Er mähte die zwei Äcker, die Görge und Anne Friebott noch unter Korn hatten; er half mähen und maschinen bei Früngeling und Rödden in Jürgenshagen und bei Siecke in Hilwartswerder; die vierzehn Tage flogen vorüber vor lauter Arbeit. In der Erinnerung schien es, als seien es nicht vierzehn Tage, sondern drei Tage gewesen; ein Tag vom frühen Morgen bei Sense und Wetzen und rauschenden Schwaden und gelegentlichem Zurufe im Felde; ein Tag bis Dunkel im Staube und Geklapper der

Dreschmaschine mit Schwatz und Gelächter; und dann der Sonntag, an dessen Nachmittag er mit dem Vater durch Gemarkung und Wald gemächlich ging und seit Jahren bestehende Änderungen gewiesen bekam und ordentliche Antworten selber gab, in dessen Dämmerzeit er vor dem Tore und, sie ein Stück geleitend, mit Ilsabeth Rödden spaßte, die ein angeblicher Zufall zu seiner Mutter geführt hatte, an dessen Abend endlich er schläfrig, doch wieder ordentlich antwortend, mit beiden Eltern in der kleinen Stube saß. Das Erstaunen des Urlaubes war, wie unerinnert klein und nieder die Stube und die Kammern des Elternhauses seien. Im übrigen ging es Vater und Mutter nicht schlecht. Im übrigen war Melsene gar nicht da. Die Mutter sagte gleich: „Melsene hat auch häufig nach dir gefragt, jetzt ist sie in Kassel und anderswo zu Besuche." Ilsabeth Rödden sagte: „Warum hast du es so verkehrt eingerichtet mit deinem Urlaube, daß du Melsenen überhaupt nicht zu sehen kriegst?"

Alsbald nach Ablauf des ersten Urlaubes empfing Nelius einen Brief aus Kassel. Er erkannte die Schrift und hob den Brief auf, bis der Dienst vorüber war und bis er in gutem Zeuge ausgehen konnte. Er wandte sich nicht der Stadt zu, sondern suchte und fand Einlaß in einen unbenutzten Kamp, dort warf er sich hinter Busch und Knick nieder und sah in den Abendhimmel und kostete die Vorfreude ohne Störung aus. Als ihn die Angst überfiel, das letzte Abendlicht könne unversehens verloren gehen, riß er den Umschlag entzwei. In dem Briefe stand hingemalt mit gezierter Schrift: „Lieber Nelius! Wunderst Du Dich? Ich möchte indessen auch einmal ein paar Zeilen an Dich richten, zumal ich jetzt durch Ilsabeth die rechte Art Deiner Adresse weiß. Ilsabeth schreibt, sie habe Dich eines Mittags in Jürgenshagen gesehen und sei beinahe erschrocken. Ilsabeth schreibt, die Matrosenuniform steht ihm sehr gut; sie schreibt natürlich, kleidet ihm gut. Sie erzählt, Du würdest

zu Signalen ausgebildet. Ich weiß nicht genau, wie es gemeint ist, und ich kann hier niemand fragen. Sie schreibt auch, im Frühling oder Sommer nächstes Jahres kämest Du auf ein Kriegsschiff an der afrikanischen Küste und würdest dort bleiben bis zum Ende Deiner Dienstzeit, aber kurz vorher hättest Du nochmals Urlaub zu erwarten. Afrika ist sehr weit weg, Nelius, und zwei Jahre da unten ist sehr lang und niemand weiß, was geschieht; deshalb möchte ich Dich vorher wiedersehen. Schreibe lange voraus an Ilsabeth, wann Du kommst, lange, verstehst Du; und trage ihr auf, daß sie es mir sofort sagen soll. Wenn Du Dich gleich hinsetzen würdest, könntest Du auch an mich direkt einen Brief schreiben. Ich bleibe noch genau eine Woche hier, vom Datum dieses Briefes an. Du kannst ein Bild von Dir einlegen, vielleicht hast Du eins? Jedoch nicht mit andern Matrosen zusammen, Du müßtest allein sein. Ja, ich erhielte gerne einen Brief und ein Bild von Dir. Aber Du mußt recht achtgeben, in Jürgenshagen darf ich ihn nicht empfangen. Er darf also nicht so spät hier ankommen, daß er mir etwa nachgeschickt wird. Sonst ginge es nur durch Ilsabeth. Was meinst Du? Ob es sicher wäre? Du hast Röddens mähen geholfen und hast mit Ilsabeth fast einen Tag lang an der Maschine gestanden und hast auch sonst mit ihr gesprochen. Findest Du, daß sie sich verändert hat? Ich meine, sie wird breit und plump; es ist nur für Dich, Du sagst es ihr nicht; und sie ist auch sonst gewiß ein vortreffliches Mädchen, immer frisch darauflos und bereit zu lachen. Ich werde niemals so breit und so plump werden, es paßte sich wirklich nicht; und anderes ist auch nicht so leicht und so einfach für mich wie für sie. In Kassel bin ich gerne und lieber als neulich in Göttingen; aber gewiß ist jedes besser als unser Haus in Jürgenshagen, wo man sich einen Monat hindurch die Augen ausgucken kann, bis man einmal einen richtigen Menschen sieht. Ich weiß jetzt nicht, wie ich den

Brief schließen soll, wir sind doch richtige Jugendfreunde, deshalb sage ich ja im Briefe auch noch Du zu Dir, ich mache es so: Lieber Nelius, vergiß nicht (niemals) Deine Jugendfreundin Melsene. Daß ich Dir schrieb, braucht niemand zu wissen. Gar niemand. Darum bitte ich Dich ernstlich."

Beim ersten und zweiten und dritten Lesen sangen dem jungen Manne die spielerischen Worte gewaltig. Er hielt sich für königlich beschenkt und königlich reich. Danach fiel ihm ein, er möchte das nun wirklich scheidende Licht rasch benutzen, um aus dem Geplauder des schönen, des heiligen, des leidenschaftlich geliebten Mädchens die Sätze herauszuheben, die ein Bekenntnis, ein Versprechen, eine Liebkosung bürgen, das heißt, in denen das ungeheure Glücksgefühl sich im besonderen begründet sähe. Aber, ob es am geschwinden und völligen Verdämmern lag, solche Sätze waren, die Mahnung vor dem Vergessen ausgenommen, doch nicht recht zu finden.

Bei Einschlaf, in der Nacht und vor dem Wecken beantwortete Cornelius Friebott den Brief in Gedanken. Er beantwortete ihn an jedem der nächsten Urlaubsabende und in jeder der folgenden Nächte immer von neuem in dieser Weise. Niemals gefiel ihm die neue Wendung. Zu einem Photographen, dessen Kunden sonst nicht die Matrosen, sondern die Offiziere waren, ging er fragen; die erstaunte Auskunft lautete, ein Bild könne in vierundzwanzig Stunden fertig sein. Doch mit eins war die Frist herum. Da erklärte er sich: „Nein, durch Ilsabeth antworte ich nicht!", und blieb eine Woche ohne Lachen.

Im April des folgenden Jahres sagte der Feldwebel zu ihm: „Friebott, Sie sollen auf den ‚Seeadler'! Wer hat Ihnen nur das Kommando besorgt? Anfang Mai können Sie nach Hause, im Juni geht es fort. Der Transport wird in Kiel zusammengestellt, und Sie werden von Hamburg bis Zanzibar mit einem Dampfer der Deutschen Ost-

Afrika-Linie befördert. Der ‚Seeadler' nimmt in Dares-salaam die neue Besatzung über."

Nelius schrieb am gleichen Tage eine Karte an Ilsabeth: „Ich komme am 2. Mai nach Jürgenshagen, um Euch allen auf Wiedersehen zu sagen vor dem Überseekommando. Melsene soll es auch wissen. Am 16. Mai muß ich wieder fort." Er ward munter wie ein beginnender Zecher, als die Karte mit dem Schiffsbilde in den Kasten schlüpfte, und gewann das Gefühl, er stehe jetzt geradeswegs mit Melsene in Verbindung und habe wieder zu ihr gesprochen.

Und dann kam der zweite und letzte Urlaub hinein in Sonne und hinein in Blüten. In Bodenfelde stand Görge Friebott auf dem Bahnsteige, straff und aufgerichtet, und hatte das bandlose Kreuz von Eisen auf der Brust. Als sie nebeneinander hergingen, Vater und Sohn, baute sich Lippoldsberg mit Kirche und Kloster aus dem weißen Kranze blühender Obstbäume vor ihnen auf, wie geschichtet zur Augenweide, wie von einem großen Künstler gebildet, wie hingeschaffen von Gott. Sie schritten den Seewich und hielten auf Jürgenshagen und den Wald zu. Die neue Jugend der Buchen leuchtete, die einzelnen Schläge der Fichten klafften dunkel dazwischen. Als die Oberförsterei und Friebotts Gute Hoffnung zu sehen waren, sprang Ilsabeth aus einem Acker heraus auf den Weg und lachte und winkte und geleitete sie ein kleines Stück und schwatzte die paar hundert Meter, wenn es so viele waren, hundertlei und erklärte zuletzt: „Melsene ist auch noch da, und ich habe ihr gleich und ein paar Male wieder und erst gestern gesagt, daß du heute kommst."

Nach ihrem Verschwinden sagte Görge Friebott: „Ilsa-beth ist ein echtes Mädchen geworden." Und er sagte: „Ja, Melsenen Volmar bin ich gestern auch begegnet, als ich herüber kam vom Königsberge..." Weil es befrem-dend klang, blickte Nelius den Vater an, und Görge ant-wortete auf die stumme Frage: „Ich weiß es nicht, sie

sieht nicht mehr aus wie eins, das zwischen Forst und Feld aufgewachsen ist, sondern wie irgendein Fremdes aus der Stadt, das Melseneken, — das arme Melseneken." —

In den ersten Tagen wunderten sich alle über den Urlauber, er kam nirgends hin zu Besuche, er schien nicht zu Hause, er war weder in Jürgenshagen noch in Hilwartswerder zu bemerken. Einige meinten, er könne mit seinem Vater an den Königsberg gegangen sein. Andere widersprechen: „Nä ...", sie hätten ihn bestimmt erkannt am Waldrande in der Nähe der Oberförsterei und am Steine, er weiche aus und verberge sich und wolle nicht gesehen werden; etliche zwinkerten und tuschelten sich zu: „Er holt Holz, er ist schnell genug dabei! Ja, seht ihr nun, Görgen Friebotts Sohn tut es auch, und seine Mutter ist dem Hegemeister Dilling seine Tochter."

Am dritten Morgen wollte Nelius wieder den Beobachterposten bei der Oberförsterei beziehen. Im Hinaus hörte er die Mutter Brennholz spalten und hörte sie zwischen inne husten und ihr Atem rasselte. Da trat er statt vorne, hinten hinaus und sagte: „Nein, Mutter, jetzt bin ich hier", und rang ihr die Axt aus der Hand. Sie entgegnete: „Du hast wohl anderes vor und sollst deine Freiheit auch ganz haben", sie ließ ihn aber gewähren. Er schlug eine gute Zeit ohne jede Pause darauf los. Auf einmal packte es ihn, er stellte rasch die Axt an den Block und lief fort mit am Halse offenem Hemde und aufgekrempelten Ärmeln, den Rock unterm Arme. Vor dem Dorfe traf er auf Ilsabeth Rödden. Er bot nicht Gutenmorgen, er herrschte sie an, als sei sie selber ein Nichts: „Was ist mit Melsenen?" Ilsabeth wurde rot, doch sie antwortete: „Melsene ist eben zur Bahn mit ihrer Mutter." Nelius fragte: „Was heißt eben?" Ilsabeth erwiderte, vor einer halben Stunde seien die beiden mit einem Koffer Lippoldsberg zu gefahren. Da wandte sich Nelius und rief achtlos, er, er müsse nach Bodenfelde auf das Postamt,

es sei eine sehr eilige Sache; er rannte und sprang gleich. Überall von den Feldern und im Dorfe Lippoldsberg blickten ihm die Menschen kopfschüttelnd nach. Er erreichte den Bahnhof früh genug, der Zug von Northeim war noch nicht da; er sah einen Koffer neben den Schienen bereit gestellt und wußte, das ist ihr Koffer; er sah zwei Damen unter Sonnenschirmen gehen, die eine, die sich wandte und nach dem Zuge ausspähte, war die Forstmeisterin, der andern waren Gesicht und Kopf durch den Schirm verdeckt. Er merkte, daß sein Herz klopfte und seine Lungen schwer arbeiteten vom überlangen und überhastigen Laufen. Er dachte, „ich könnte jetzt kein Wort sprechen, zu niemand könnte ich ein Wort sprechen". Er merkte, daß ihn die Bahnbeamten verwundert betrachteten, vielleicht nur, weil sie ihn nicht kannten, oder, wie ihm schien, weil er in Schweiß gebadet hier stehe und den Rock wahrhaftig noch unter dem Arme halte. Er kehrte sich langsam den Holzladeplätzen zu und wischte den Schweiß und streifte die Hemdärmel herunter und schloß den Kragen und schüttelte den Rock aus und tat ihn an und fuhr auch über das Haar; er fragte sich dabei fortwährend: „Was will ich eigentlich? Was soll ich eigentlich?" Aber das Rollen des Zuges im Schwülmetale war zu hören. Er kehrte um, die beiden Frauen machten auch kehrt und kamen ihm in der Ferne entgegen.

„Melsene? Ei ja, Melsene! Gewiß, Melsene!" Nelius Friebotts Kopf lag vor. Die brennenden, die verzehrenden Augen rissen den Kopf vor. „Melsene? Ach ja! Ja ja doch! Gewiß Melsene!" – Nur sind zwei Jahre kein Nichts. Man muß die zwei Jahre lernen, man muß sie eben lernen. –

Sie sind nun nicht mehr auseinander als fünfundzwanzig und jetzt zwanzig und jetzt noch weniger Schritte, Cornelius Friebott denkt: „Kann ich auf sie zugehen und sprechen, so wie ich jetzt bin? Ich müßte dann sagen: Es ist ganz

alles eins, ich bin Ihnen, ich bin dir nachgelaufen. Ich bin zum letzten Male hier vor dem Überseekommando. Gott allein weiß, wann wir uns wiedersehen. Vielleicht hat er schon bestimmt, daß wir uns niemals wiedersehen. Und ich habe dich lieb. Und hast du mich nicht auch lieb? Hast du mich nicht auch lieb gehabt? Davor gilt gar nichts, Melsene, das ist doch das allervornehmste, wo je zwei Menschen sind, Melsene! — Nun — —, ja — ja —, deshalb bin ich dir nachgelaufen!" — Cornelius Friebott wendete sich ab. Er zieht die Schultern ein wenig in die Höhe; vielleicht ist es ein Schaudern vor dem, das sich nun ereignen wird und ereignen muß; vielleicht will er sich leicht vermummern, verändern, verbergen vor dem möglichen Blicke der Mutter. Die beiden Damen, die beiden Frauen sind heran, Melsene ist auf der Seite des Wartenden, des Geduckten; es weht ihm aus dem leichten, weißen, ausgeschnittenen Kleide ein frischer, ein kühler Duft von Maiblumen zu. Er hört sie französisch antworten; und dann, dann sind sie vorüber. Sind — wirklich — vorüber. — Cornelius Friebott tut mitgezogen ein paar Schritte. „Melsene? Ja doch, ja doch gewiß Melsene." Aber die Frauen schwenken schon wieder, und Nelius dreht sich wieder ab, nur, die beiden Hände, die beiden Hände, die ihm herunterhängen, die beiden Handflächen wenden sich, so sehr sie es vermögen von dem starren Körper ab, Melsenen zu. Die beiden Hände bitten verstohlen ... Sie bitten umsonst, ganz umsonst. —

Nach diesem Mißerfolge ging Cornelius Friebott aus dem Bahnhofe hinaus. Draußen, halb verborgen, stand er, bis der Zug einlief und bis der Zug davongefahren war. Er sah dann genau nach, der Koffer fehlte und die beiden Frauen waren fort.

Des Nachmittags um vier Uhr hörte Anne Friebott jemand Holz spalten. Ihr Junge führte von neuem die Axt. Sie fragte nicht und er erzählte nicht, wo er gewesen sei,

und Unmut war ihm nicht anzumerken. Er ging ihr kräftig zur Hand bis zum Ende der Woche.

Am Sonnabend kam Görge Friebott wieder. Er schritt nach seiner Arbeitswoche fast verklärten Gesichtes dem Hause zu, und die Augen leuchteten noch mehr, als Mutter und Sohn nebeneinander ihm entgegenkamen. Er verkündete gleich, er werde am Montag, Dienstag und Mittwoch der nächsten Woche nicht in den Bruch gehen, das habe er verabredet, sondern sie wollten, so spät es sei, noch Kartoffeln stecken und dergleichen. Danach fing er ohne den geringsten Abschiedsernst von des Sohnes bevorstehender köstlicher Reise zu reden an, und von diesem Gegenstande, den er ungeheuer wichtig machte, wich er bis zum Fahrwohle nicht wieder ab. Es zeigte sich, daß er seit des Sohnes erster Mitteilung sich genau zu unterrichten versucht hatte. Da sich unter seinen Büchern wenig oder nichts befand, das Länder, Küsten, Orte und Häfen in ihrem gegenwärtigen Zustande und überhaupt recht geschildert hätte, war er mit dem kleinen, beschreibenden und abbildenden Buche der Schiffahrtsgesellschaft zum Hauptlehrer nach Lippoldsberg gegangen und hatte, in einem Klassenzimmer sitzend, an drei Sonntagen sich aus dem großen allgemeinen deutschen Nachschlagewerke alles auf viele Seiten in ein Merkbuch geschrieben. Das Merkbuch hatte er dann mitgenommen in den Bruch. Aber erst in diesen letzten Tagen, da er Nelius zum Abschiede daheim wußte, war ihm beim Schaffen die angelesene und sehnsüchtige Freude recht körperhaft und lebensvoll geworden, körperhaft und wirklich und lebensvoll freilich, wie auch ein Märchen werden kann.

Vor den holländischen und flandrischen Ufern segelten ihm die Schatten der Geusen. Die Kreidefelsen Englands stiegen gleich Gottes Mauern aus dem grauen Meere, um das trotzige halbdeutsche Protestantenvolk zu schirmen. Kap Finisterre, danach der Tajo und wieder die Nevaden erzählten von den beiden Mächten, die einst die Welt geteilt

hielten. Gibraltar und Kap Spartel bedeuteten das uralte Erdentor der Römer, Griechen und Karthager. Der Ätna und Vesuv spien Feuer und Rauch in einen ewig blauen Himmel, Orangenbäume blühten und trugen ihre goldenen Äpfel... Die letzten Goten und der letzte Hohenstaufe bewegten sich heiligend um den blauen Golf von Neapel.

An der afrikanischen Küste und vor der Leistung des Suezkanals wurde die Phantasie nüchterner. Nein, er vergaß nicht den Nil, nicht die Pyramiden, nicht Mohammeds heißes, sternenklares Arabien, nicht den Sinai, nicht die Kamelreiter, nicht Mekka, nicht das Löwen-Kap mit dem zornigen Namen, nicht das glühende Geschichtenbuch von Tausendundeine Nacht, das von Suez reicht bis Zanzibar. Aber von hier an überleuchtete die Gegenwart: Gordon galt mehr als der Mahdi, Lesseps stand vor den Pharaonen, und Wißmann und die deutschen Kaufleute, die in den Häfen das Fieber überwanden und die deutsche Fahne wehen ließen, waren die Helden einer neuen, verpflichteteren Zeit.

Als er sich von einem zum andern geredet hatte, von Hamburg bis Daressalaam, und weiter auf dem Postenwege des ‚Seeadlers' von Daressalaam über Delaqoabai bis Kapstadt, sagte er: „Ja, und das ist wahrhaftig eine hohe Aufgabe, wie es in den Kriegsartikeln der Marine heißt, Deutschlands Schiffahrt auf allen Meeren zu sichern und den Deutschen im Auslande Schutz und Rückhalt zu sein. Und wenn ihr in der Instruktionsstunde lernt: Der Soldat soll die Sitten und Gewohnheiten fremder Völker achten und die religiösen Gebräuche und Gefühle Andersgläubiger besonders schonen, er muß stets eingedenk bleiben, daß nach seinem Verhalten das ganze deutsche Volk beurteilt wird, wenn ihr so sprecht, dann werdet ihr begreifen, welch große Sache euch in euren jungen Jahren widerfährt! Jedeiner von euch steht für Deutschland da! Jedeiner!"

Sohn und Mutter, alle beide, hörten seiner jubelnden

Freude und Lebendigkeit mit Eifer zu; und es gelang Görgen Friebott ungewollt, seinem Sohne die erste tiefe Verwundung des Herzens unwichtig erscheinen zu lassen vor einer leuchtenden, lockenden, glücklichen Pflicht. Unter seinem Einflusse wurden des Jungen Gedanken recht aufgestellt wie ungeduldige Vollblüter an der Beginnstelle eines Rennens, wo sie sich kaum verhalten lassen, wo von den Trensenringen die Schaumflocken wehen. Was gilt als vorwärts? –

Als Anne Friebott am letzten Abend des Zusammens zum Aufbruch und Schlafengehen mahnte, weil Görge bei Tagesanbruch der Arbeit entgegen müsse, ward der bewegliche Mann plötzlich sachte. Nach einigen Augenblicken fühlbarer Stille, in der auch Anne Friebott die geschäftigen Finger ruhen ließ, breitete Görge beide Hände über seines Sohnes Rechte; lieber hätte er sie ihm auf den Scheitel gelegt, doch scheute er die große Gebärde, er sagte: „Ich will dir einen Dank mitgeben von mir und, wie ich meinen darf, auch von unserer Mutter. Ich will dir den Dank mitgeben, daß du ein guter und geduldiger und lieber Sohn gewesen bist; dein Name war dieses Hauses Freude, und wenn er als Sorge klang, so war es um das, was wir dir nicht erfüllen konnten, und nicht um das, was du uns nicht erfülltest ..." Und er fuhr fort leise veränderten Tones, doch ohne die segnenden Hände zurückzuziehen: „Ich weiß nicht, was deine Weltfahrt dir endlich bedeuten wird, aber ich denke, wenn du durch sie selbst ein paar Jahre verspätet in Ehe und Geschirr kämest und sonst nichts, deine Augen hätten sich vollgesehen für manches Alltagsjahr. Denn das verstehst du wohl und erkennst es an uns beiden Alten und vielen andern, es kömmt der Tag, da man vom Leben zu sagen lernt, wenn es köstlich gewesen ist, ist es Mühe gewesen und viel Arbeit; aber man darf nicht sauer dazu dreinblicken, sondern muß die Köstlichkeit zu spüren vermögen bis zuletzt ..."

Er lehnte sich lächelnd zurück und fragte: „Was hast du, Mutter, bist du nicht einverstanden?“ Und er sagte schalkhaft: „So komme du als weise Frau und ändere den verkehrten Segen zum besseren!“

Anne Friebott erwiderte: „Ich habe gegen die erste Hälfte durchaus nichts einzuwenden, nur der zweite Teil genügt mir nicht und ist mißverständlich für den Jungen; und mir scheint, indem ich mich ein wenig verteidige, helfe ich zugleich der Frau, die früher oder später den Lebensweg mit ihm wandern wird.“ Und während ihr das Blut zur Schläfe floß und die Augen feucht zu schimmern begannen, erklärte sie: „Es mag einem Manne noch anstehen, das Leben bei seiner Mühe und Arbeit köstlich zu nennen, denn Mannesarbeit hat Anfang und Ende, der Frauendienst hört niemals auf. Ich weiß, daß ein jeder Mensch sich verzehren muß, indessen möge deine Frau einmal nicht von den unaufhörlichen Dingen verbraucht werden; sondern ihr wünsche ich, daß sie über Hausschaffen und Kindertragen hinaus mit dir in den Wald und auf den Heuberg gehen kann, zu nichts anderem als mit dir zusammen auszuschauen, wie ihr beide, Vater und Sohn, und freilich ohne mich, es miteinander gehalten habt.“

In Kiel wurde die Ablösungsmannschaft des Seeadlers zusammengestellt. Eines frühen Morgens, als gepanzerte Flotten aller seefahrenden Völker sich auf dem Hafen vereinigt hatten, um teilzunehmen an der Eröffnungsfeier des Meere verbindenden deutschen Kanals, und schon alles im Festschmucke prangte, aber die meisten Bürger noch schliefen, spielte die Regimentsmusik des ersten Garderegimentes die Ausziehenden an den Bahnhof. Sie gingen in Hamburg an Bord des kleinen Reichs-

postdampfers Kanzler. Am Tage ihrer Einschiffung fuhr der Kaiser mit seinen Gästen elbab zum Kanal, und der Strom mußte frei bleiben. Nächsten Tages waren sie hinaus. —

„Kamerad, was ist das, hinter uns findet die mächtige deutsche Feier statt und bis auf dieses Schiff wird englisch geschnackt? Kamerad, was ist das?"

„Dja, Junge, weißt du das nicht? Vor Hamburg fängt England an. Sobald einer an Helgoland vorüber ist, sobald er aus dem nassen Dreieck raus ist, sobald fängt England an. Die Welt draußen ist englisch, die ganze, schöne, weite Welt draußen."

„Kamerad, wie kann das aber zugehen? Wäre Deutschland so klein? Kamerad, welcher Unsinn!"

„Ei, so tue deine eigenen Augen und deine eigenen Ohren auf in den nächsten Wochen und Monaten und wohin wir kommen. Ich sage dir, es ist vieles anders, als ihr im Binnenlande denkt und man auf der Schule lernt und in den Versammlungen redet, ja, es ist eigentlich alles anders."

„Dann sage mir, Kamerad, ist dein England unser Freund? Ich meine doch, wir Deutschen hätten nur einen einzigen Feind und hätten ihn immer gehabt, und der hieße Frankreich."

„Frankriek, Frankriek, Junge, dar weet ick nicks vun af; Frankriek, dat is doch all lang her. Dat weer dormols bi Sedan. Awer nu heft wie uns doch all verännert, nüch? — Ich wet nich, wat de Engelsmann unse Fiend is, awerst leef het he uns seker nich."

„Warum, Kamerad?"

„Dja, warum, warum?" —

Sie hatten zwischen Musterung und Unterricht und allerlei Exerzierdienst Freiheit genug, sich umzuhören und umzusehen und Bekanntschaften zu schließen bei der Bemannung des Dampfers und den Mitreisenden. Des Abends nach Empfang und Aufhängen der Hängematten

kamen die Lebendigen unter ihnen alle wieder an Deck und lagerten auf der Back weit über das Kommando „Ruhe im Schiff" hinaus und schwatzten; schwatzten von den veränderlichen Tagen, darinnen nur etwas einerlei blieb, das stille Sommerwetter und die leuchtende Sonne, von Amsterdam und den Holländern, von der Enge von Dover und Calais und den englischen Kreidefelsen, von der für sie wunderlich ruhigen Biskaya, von dem Antoniusfeste in Lissabon und den Portugiesen, von Katholisch und Evangelisch, von Gibraltar und wieder von den Engländern, von der kurzen und mädchenlosen Pracht von Neapel; schwatzten von dem, was den einzelnen besonders aufgefallen war, was die Belehrungen durch den Offizier hinzugegeben und was dieser und jener früher gehört oder auf anderer großer Fahrt selbst erfahren haben wollte, und dann vom Dienst und dann von den Offizieren und dann von der Zukunft und natürlich von Weibsleuten und natürlich sehr viel von daheim, vom Allgemeinen und, wer so beschaffen war, vom Ureigenen.

Unter den Mitreisenden der zweiten Klasse waren zwei Männer, die sich beide Südafrikaner nannten, obschon sie durchaus Deutsche waren. Der eine war Lehrer geworden im Oranje-Freistaat unfern von Bloemfontein und hatte eine Burentochter zur Frau; der andere hielt ein Ladengeschäft und ein Wirtshaus bei den Goldminen in der Nähe von Johannesburg im Transvaal. Die beiden Ungleichen hatten gewisse Gemeinsamkeiten; sie hatten jeder bei der kaiserlichen Marine gedient in vergangenen Jahren, sie waren jeder mit einem englischen Schiffe die afrikanische Westküste aufwärts zu Besuch in die alte Heimat gefahren und kehrten auf dem anderen Wege zurück, um die afrikanische Ostküste kennenzulernen, sie empfanden endlich beide ihr Neuland, wenn nicht als Vaterland, so doch als ihr Kinderland und stellten, was sie für dessen Notwendigkeiten betrachteten, allem anderen voran. Nur über die Notwen-

digkeiten selbst waren sie durchaus getrennter Meinung. Der Lehrer war ein Parteigänger der Buren und der Wirt und Ladenhalter ein hitziger Verfechter der britischen Ansprüche in Südafrika. Sie hingen wegen ihrer Gemeinsamkeiten und nicht weniger wegen ihrer Gegensätze vom ersten Zusammentreffen auf dem Kanzler an, wie Kletten aneinander. Wiederum ihrer alten Marineerinnerungen willen, und weil sie dort eine besonders bereitwillige Hörerschaft fanden, kamen sie bald Abend für Abend von achtern aus ihrer Klasse auf die Back und stritten hier, zugleich erklärend und weisend, ihren endlosen völkischen Streit.

Der aufgeregte Johannesburger führte ihn oft stoß- und satzweise in englischer Sprache, denn die politische Unterhaltung hatte er erst draußen zwischen seinen britischen Kunden und Gästen gelernt. Der Freistaater sprach stets ein reines Deutsch. Mit seinen ehrlichen, andrängenden Worten trieb er den Gegner nicht selten über das eigentliche Kampfgebiet hinaus; dann ließ sich dieser plötzlich zu Angriffen auf die Deutschen hinreißen, auf die Deutschen in Südafrika und auf Deutschland, immer von der ihm angewöhnten englischen Auffassung her.

Wo zwei fertige Männer einen Redekampf führen, haben sie selbst wenig Gewinn, aber die Hörer können allerlei lernen und nicht zuletzt aus den Verstiegenheiten und den erbosten Wendungen.

Die Kameradschaft, die ihnen lauschte, trachtete die englischen Brocken zu verstehen; sie nahm die englischen Angriffe verwundert hin und tat Fragen. Manches beredeten sie weiter, wenn jene gegangen waren, vor allem die Angriffe. Einige schalten, einige lächelten bald in ungekränkter und unbekümmerter Sicherheit; der kleine Rest erwog: „Wie mag es geschehen, daß ein sonst ordentlicher und ebener Mann, der deutsch geboren ist und bei der kaiserlichen Marine gedient hat und seine alte Mutter und ganze Verwandtschaft noch in Deutschland wohnen hat, der-

gleichen spricht?“ Die Nüchternen antworteten: „Je nun, er verdient beim Engländer und denkt mit dem Gelde.“ Es erhob sich aber sofort die andere Frage: „Wenn er mit englischem Munde spricht, weshalb redet denn der Engländer so? Haben wir dem Engländer je etwas getan? Wir haben ihm nie etwas getan! Was ist das mit dem Engländer?“

Am Vorabend der Ankunft in Port Said traf es sich, daß alle andern früh unter Deck gingen in ihre Hängematten. Die beiden Südafrikaner saßen noch auf der Back ein wenig auseinander. Der Transvaaler schien zu schlummern, der Freistaater rauchte seine Pfeife und war deutlich wach. Da meinte Nelius, es sei eine Gelegenheit, um über diesen und jenen Punkt früherer Gespräche ruhige und ungestörte Auskunft zu erhalten und machte sich heran. Der Freistaater empfing erfreut eine nicht mehr erwartete Gesellschaft. Nelius solle sich nur hersetzen, er werde sich bemühen, runde Lösungen zu geben mit schlichtem Verstande.

Also fragte Nelius, wer die Buren in Südafrika genau wären und welchem Volke sie zugehörten, was die Engländer mit ihnen wirklich vorhätten, und warum der Johannesburger die Deutschen gern hineinmische? Hätten die Deutschen und Deutschland etwas zu tun mit jener Sache?

Der Freistaater sagte: „Was Sie da wissen wollen, darüber müßte ein sehr viel klügerer Mann ein Buch schreiben, es füllte einen mächtig dicken Band ... Am Ende würden Sie auch aus solchem Buche nicht klüger; die Dinge der Völker muß man erleben, ja, ich glaube, man muß sie am eigenen Leibe spüren lernen. Aber es ist ganz recht, Sie wollen den Zusammenhang verstehen. Natürlich! Der tritt nicht ohne weiteres zutage, wenn wir, der und ich, hier schwatzen.“ — Er sog an seiner Pfeife.

Mit eins war er mitten im Deuten. „Sie müssen sich jetzt, wo wir beide allein und in der Ruhe zusammen sind, alles ohne Gut und Böse vorstellen; das muß man immer

im Anfang!" Er erzählte erst von der holländischen Handelsgesellschaft, die an der afrikanischen Südspitze mitteninne auf dem weiten Wege nach Indien einen Verpflegungs- und Briefposten, nämlich die Kapstadt, für ihre Segelschiffe gegründet und als Beamte, Verwalter und Handwerker niederländische und binnendeutsche Menschen ausgesandt habe, und sprach bald über die Nachfahren dieser Kolonisten, daraus samt zugekommenen Hugenottenfamilien die Buren geworden seien, was nichts anderes heiße als Bauern oder Ansiedler. Er erwähnte die Gegensätze zwischen dem mit ihrem Neulande verbundenen Kolonisten und der heimbleibigen und rechnenden Gesellschaft, und sagte endlich:

„Inzwischen ward England mit der größeren Kopfzahl die erste Seemacht der Welt und gewann Indien und entriß den notwendigen Rastposten in Südafrika.

„Jetzt standen die Buren ganz ungerufenen fremden Geldjägern gegenüber. Der Engländer spürte rasch, daß er die Buren eindämmen müsse durch allerlei Maßregeln und durch die Hilfe eigener Siedler, damit ihn die verharrenden und fruchtbaren Eingesessenen und das ältere Recht nicht einer Zeit nieder- und hinauswüchsen. Vor diesen Maßregeln und den engstirnigen englischen Siedlern gerieten die empörten Buren in Bewegung, sie schafften und kämpften sich landauf in die wilde Freiheit und weit genug fort, wie sie wähnten. Sie fühlten von nun ab, daß sie, wo doch ein jeder sich selber helfen und schützen müsse, keinen Herrn und Regierer brauchten.

„Es kam jedoch der Engländer wieder hinter ihnen drein. Dabei läßt sich zweierlei für den Engländer sagen: Er ist selber kein Bauer; wenn er unbedürftig leben wollte, waren ihm die Arbeiten an den Weltenwegen nötig als Umlenker und Zuführer von Waren. Weil dem Engländer diese Tätigkeit Menschenleben lang ungestört war, und also vorbehalten erschien, nämlich in den Hundertjahrräumen, da

den anderen Völkern noch ihr Bauernland zum baren Leben genügte, bildete sich ihm der angenehme Glaube an eine göttliche Schickung. Es sei eine Auflage des Himmels, eine unverrückbare Verordnung Gottes, daß er ein wenig in Europa und ganz und gar außerhalb Europas die Polizeidienste ausüben müsse als derjenige eben, der am nächsten dran sei und es am besten verstünde, was ihm auch genug Menschen nachgeschwatzt haben.

„Der Engländer kam dann hinter den entwanderten einsamen Bauern her der Waren und Erzeugnisse wegen, die diese nicht verstünden und vernachlässigten, und daran doch die Menschheit ein Mitbestimmungsrecht habe, und wiederum der Sauberkeit und Ordnung wegen, die zum Auffinden und Hinundherrücken und Kaufen und Bezahlen solcher Waren und Erzeugnisse gehöre.

„Sie werden die Lage nun ganz begreifen, es befinden sich in Südafrika einander entgegen: ein weitzerstreuter Haufe zäher, viel betrogener und deshalb argwöhnischer, auf sich gestellter, mit ihrem Neulande in Sonne und Not eins gewordener Bauern und Rudel auf die Fremde gestützter beweglicher Zwischenverkäufer; es befinden sich einander entgegen: zwei Sprachen, zwei Vaterländer, zwei wirtschaftliche Anschauungen, ja zwei Glauben an die Gotterwähltheit. Dieses alles ist Schicksal. Nur das Schicksal fängt zu scheuern an, wenn es um die Liebe geht, denn die Bauern haben das Land lieb ohne Geld und ohne Edelsteine; dem Engländer ist es schließlich doch wie eine Kuh, wenn ihre Milchzeit vorbei ist, gehört sie an irgendeinen Metzger und ein neuer Euter wird gefunden. Nur das Schicksal fängt zu reizen an, wenn der Engländer alltäglich seine ganzen gewaltigen Redeplätze in der weiten Welt, seine Zeitungen, seine Telegraphen und seine Kabel verwendet, um uns Bauern schlecht zu machen vor der Welt. Womit er denn nichts anderes erreichen will, als sich selbst Mut zu machen zu einem neuen Polizeistreiche gegen uns,

und diesen vor dem eigenen schwankenden Gewissen und dem Neide, dem Unmute und der Empörung der Mitwelt von vornherein zu rechtfertigen." —

Und er sagte mit leiserer Stimme, aber festhaltend an der erstaunten und zitternden Leidenschaftlichkeit der letzten Worte, und gleichsam ihr ein Triumphieren anvermählend: „Warum der dort die Deutschen hineinmengt? Weil er, weil seine Engländer merken, daß ein anderer Tag gekommen ist. Sie sind nicht mehr allein auf den sieben Meeren, sie haben Zuschauer gefunden, der Deutsche geht um. Der Deutsche hat selbst aufgehört auf seinem geringen Stück Erde Brot genug zu finden, seine neuen Fabriken allein helfen auch nicht, sondern er muß zusehen, daß so viele freie Käufer und Verkäufer zwischen Osten und Westen und Norden und Süden erhalten bleiben, als nur sein kann. Was das heißt, was das in ganz knappen Sätzen heißt? Das heißt, der Deutsche ist unser Verbündeter, ob er will oder nicht, der Deutsche muß der Verbündete jedes Volkes sein, das Freiheit wählt vor England!"

Da stand plötzlich der Transvaaler über ihnen. Er sagte: „Was gibt es hier? Sie werden scharf gemacht gegen England? Wissen Sie, daß Ihnen ein sehr schlechter Dienst geschieht mit dergleichen? Denken Sie selbst nach? Da ist das Britische Reich und hält alle Schlüssel des Erdballs in der Hand und läßt jeden ordentlichen Kerl überall hinein und heraus. Aber dem Deutschen genügt das mit eins nicht mehr, er muß den Frechdachs spielen, er muß ein paar eigene Negerchen haben, er muß ein paar eigene Schiffchen spazieren fahren lassen, er muß jede Schublade aufziehen und seine Nase hineinstecken. Glauben Sie, daß das dem Briten die Pflicht erleichtert, Ordnung zu halten? Glauben Sie, wenn der Brite wollte, der könnte uns nicht wegwischen? Heute noch könnte er das gewiß! Eigentlich müßte er es tun! Und darum ist besser, wenn man dem Deutschen klarmacht: ‚Junge, mucke lieber nicht auf! Junge,

du bist nur geduldet, du bist nur eben noch gelitten hier draußen!'"

Er verschwendete dieses Mal kein Wort und keinen Blick an den Freistaater, sondern schritt eilends und hart lachend davon.

Nelius wunderte sich in den nächsten Tagen sehr, wie schwer ihm der Satz falle, Deutschland sei eben geduldet draußen in der Welt. „Was? Deutschland mit seinem Frieden und seiner Fremdenliebe und seinem Fleiße und seiner Ehrlichkeit und seinen vornehmen Führern und seinen Siegen und seinen starken Wachttruppen und seiner ganzen großen, schweren Geschichte? Deutschland nur eben gelitten, Deutschland nur eben geduldet draußen in Gottes eigener Weite?" —

Als sie sich in der schwülen Hitze des Roten Meeres befanden, ward Cornelius Friebott zu dem Offizier befohlen, der ihn in Wilhelmshaven ausgebildet und ihm zu dem Kommando auf dem Seeadler verholfen hatte. Der Offizier saß in seiner geräumigen Kammer zwischen Schriften, zwei Windfächer surrten und schafften künstlich Luft. Der Offizier sagte: „Sie haben eine gewandte Schrift. Sie könnten mir bei den Listen etwas helfen, und weil meine Kammer doch einen Schreibtisch hat, machen Sie es gleich hier." Er erklärte, was zu tun sei und ließ sich die Erklärung wiederholen. Es ging schnell genug, und Nelius begann. Aber der Offizier unterbrach ihn bald wieder:

„Friebott, ich wollte schon lange mit Ihnen einmal außerdienstlich sprechen. Haben Sie sich für Ihren Vater an der Weser auch tüchtig alles angesehen und haben Sie ein paar lange Briefe abgeschickt, denn darauf warten sie sicher zu Hause?"

Nelius antwortete, er habe verschiedene Briefe heimgesandt, und einer läge angefangen für die von Aden abgehende Post. Da fragte der Leutnant weiter: „Was hat Ihnen nun den stärksten Eindruck gemacht und ist Ihnen

am meisten aufgefallen? Wissen Sie es selbst nicht, oder gibt es gar etwas, mit dem Sie nicht recht fertig werden?"

Nelius sah herüber, und der Offizier erstaunte, als der Matrose zögernd erwiderte, ja, das gäbe es wohl.

„Und was ist das?"

„Herr Leutnant, daß die fremde Welt so englisch ist und so wenig deutsch, und daß wir nur eben geduldet sein sollen", und er erzählte mit wachsendem Eifer, und den Offizier fast vergessend, diese und jene kleine Einzelheit und endlich von den Gesprächen der beiden Südafrikaner und sagte dann fast hilflos: „Wir zu Hause meinen doch, wir seien wenigstens den ersten gleich, und meinen es doch mit allen anderen gut, und mein Vater, mein Vater hat mich immer gewiesen, wir und die Engländer, wir seien eigentlich von einem Blute, und die Engländer seien evangelisch mit den meisten von uns und von Waterloo und Blücher und schon von Friedrich dem Großen und länger her mit uns im Bunde und gute Freunde, und sie hätten viel Schönes und Tüchtiges getan, die Sklaven befreit und mehr, daß man sie recht bewundern müsse."

Der Offizier vermochte das anfängliche Lächeln auf dem Gesichte nicht festzuhalten. Er sagte leise: „So, so, das ist Ihnen schon aufgefallen, Ihnen auch? Dabei sehen wir doch alles nur von deutschen Schiffen und aus der Umgebung deutscher Menschen heraus. Mein Bruder in Südafrika draußen, der sieht es noch viel schärfer."

Und er sagte, selber suchend: „Ich weiß auch nicht den wahren Schluß. Ich habe dieselbe Lehre von Hause mitbekommen wie Sie. Ich glaube nicht, daß einer, der aufschrickt, sich die Augen wieder verschließen lassen soll, nur vorsichtig soll er bleiben, nicht zuletzt sich selbst gegenüber. — Es kann doch sein, daß wir Deutsche uns erst gewöhnen müssen, und daß jene sich erst gewöhnen müssen, denn wie lange weht Schwarz-Weiß-Rot? — Es kann natürlich auch anders sein, zum Beispiel, wie mein Bruder meint; der

behauptet, es gehe eine ansteckende Mißgunst aus von den Ungeschickten und Unfähigen unter den Engländern, diese hätten es bis vor kurzem selbst bei kleiner Anstrengung leicht gehabt, als sie allein gewesen seien, und sie fänden sich immer mehr gestört von dem neuen deutschen Wettbewerber, der doch oft nur ihre Sprache radebreche und der schon aus diesem Grunde ihnen nicht für voll gelte und dessen Erfolg ihnen also unrechtmäßig gewonnen erscheine gegen Gott und jede gesetzte Ordnung; und der Ärger der Ungeschickten und Unfähigen habe eine ungeheure politische Bedeutung. – Aber, deshalb müssen wir doch hinaus. Wir müssen einfach. Deutschland allein ist zu klein geworden für uns, dagegen ist die Welt groß genug für alle. Und kann es uns einer verargen, daß Deutsche deutsch bleiben wollen, ich meine, daß deutsche Kinder dieselbe Sprache reden wollen wie Vater und Mutter?"

Und er sagte: „Warum sollten kluge und tüchtige Engländer dies nicht verstehen? Sollten uns ihre Dummen zu Feinden untereinander machen?"

Und er sagte: „Dennoch, dennoch, vielleicht stehen wir wirklich vor einer neuen, harten Zeit, davon sie zu Hause freilich wenig ahnen. Oder würde das der einfache Mann im Binnenlande aus sich heraus begreifen, daß wir je kämpfen müßten um beides, um deutsch bleiben und als Deutsche arbeiten zu dürfen? Obgleich es ihn anginge wie sonst keinen!"

Auf der Reede von Zanzibar sah die Ablösungsmannschaft ihr Schiff. Und bald war die alte Besatzung davon mit flatterndem Heimatwimpel, und die Ablösung war eingezogen und machte sich bei Einübung der wichtigsten Rollen heimisch auf dem weißen Seeadler; damit sie und der Kreuzer, eins und anteilig, zur gegebenen Stunde zu erfüllen vermöchten, was die Marine ihren Zweck nannte, die Streitmacht des Vaterlandes zur See zu bilden, die Küsten zu verteidigen, den Feind zur See und an der Küste

zu bekämpfen, die deutschen Kolonien, den deutschen Seehandel und alle deutschen Untertanen im Auslande zu schützen und zu vertreten.

Von einem deutschen Kriegsschiffe aus und während der Wachtfahrt vor Deutsch-Ostafrika gewinnt das meiste einen andern Anblick als von der Reling und aus den Bullaugen eines Handelsdampfers; der Dienst ist wichtig, man muß sich also selbst wichtig nehmen, und einer steckt den andern an, daß sie sich zusammen noch machtvoller erscheinen.

Die Auslanddeutschen, denen der Seeadler vorüberflog, sagten: „Die Leute sind ausgezeichnet, man darf seine helle Freude daran haben, aber was soll eigentlich das kleine, rollende Spielzeug? Im Ernstfalle, ach, du lieber Gott, wie schnell wäre es da weggepustet! Und um Eindruck zu machen? — Eine etwas stärkere Entfaltung als die der Portugiesen ist es allerdings, nur steht sie dem Deutschen Reiche an? Die Araber und Inder und Neger und Kaffern fragen: Was? Ist das die deutsche Kraft? — Und die Europäer, dja, mit einem großen Kreuzer und besser mit mehreren davon richteten sich die Deutschenfresser und ihre Beschwatzten geschwind und nach Menschenart ein, wie zum Beispiel die Völker sich mit den Engländern abfinden, doch, so'n lütt Ding unter der deutschen Flagge, das eigentlich gar nicht beißen kann und nur eben da ist und sich fühlen läßt, na, es wirkt ganz wie'n Nagel in ihrem Schuh. Aber der Reichstag, der keine Ahnung hat, will nicht!"

Im Dezember zog der Seeadler südwärts gerichtet, Südafrika zu. Sie sollten sich während der heißen Zeit in Durban und Kapstadt erholen von den Tropen, aber sollten vorher Lourenço Marques anlaufen, den Hafen, der Transvaal am nächsten liegt und den Portugiesen gehört, und wo die frischere, derbere germanische Gesundheit Südafrikas noch nicht zu spüren ist. Sie feierten Weihnachten auf der Delagoabai vor der fieberreichen Stadt und freuten sich der nahen Abfahrt und der kühleren Tage weiter südlich.

Leutnant Reinhart hatte seinen Urlaub so gut wie in der Tasche, der es ihm ermöglichen sollte, den Bruder aufzusuchen, er wäre in Kapstadt wieder an Bord gekommen; Cornelius Friebott war voller Erwartung auf das Land, darinnen einer seines Geschlechtes eine neue Heimat gefunden hatte, und danach sein Elternhaus den Namen trug, und dahin seine und seines Vaters und Großvaters Vorstellungskräfte oft genug gestrebt hatten; die älteren Offiziere schwärmten vom Tafelberge, einige lobten die Gartenschönheit Durbans besonders; irgendeine Hoffnung, irgendeine Aussicht, irgendeine Vorfreude trug jeder mit sich herum.

Aber es kam zunächst alles ganz anders. Am Silvesternachmittage hatte Cornelius Friebott Signaldienst auf der Brücke. Da lautete der unerwartete Befehl, alle Stadturlauber, Offiziere und Mannschaften, sollten zurückgerufen werden, dagegen sollte die Pinaß mit einem Signalgasten an den Kai gehen, daß sie irgendwelche Drahtnachrichten oder Mitteilungen des Konsulates sofort überbringe. Die rückkehrenden Boote behaupteten, schon ein wenig Bescheid zu wissen, zwischen den Buren und Engländern sei etwas los. „Ihr erinnert doch, was die beiden Südafrikaner erzählten. Nu kiek mal einer an, nu machen womöglich wir das mit." Viel mehr als die Urlauber zubrachten, erfuhr auch Nelius aus dem Untereinandergespräche der Offiziere auf der Brücke nicht.

Am Neujahrstage in dienstfreier Zeit wurde Cornelius Friebott von Leutnant Reinhart angerufen: „Sie möchten doch sicher wissen, worum es eben geht?!" Der Offizier hatte eine gute Karte Südafrikas aufgehängt. Er zeigte die beiden Burenrepubliken, Transvaal und Oranjefreistaat, er wies im Norden von Transvaal das große Landgebiet Rhodesien. Er erklärte: „Hier sind die beiden Länder, in denen sich jene Bauern einrichteten, die nicht englisch werden wollten; und hier ist das Gebiet, das der Engländer Rhodes durch Verträge und Eroberung letzthin gewonnen

13*

hat, um die Buren an der räumlichen Erweiterung ihrer politischen Macht in Afrika zu hindern. Das Gebiet steht nicht geradeswegs unter der englischen Krone, sondern eine englische Landgesellschaft hat die Hoheitsrechte darüber erhalten. Im allgemeinen wird gesagt, es sei der Gesellschaft nur um Gewinn zu tun, sie habe gemeint, es fänden die reichen Goldlager, die im Transvaal nach und nach entdeckt wurden, weiter nördlich eine Fortsetzung, und es läge ihr sehr viel mehr am Golde als an irgendeiner Unwägbarkeit. Es wird auch gesagt, die Meinung sei verkehrt gewesen, und die Gesellschaft habe es seit einiger Zeit darauf abgesehen, nicht mehr die Buren nur abzuwehren von unentdeckten neuen Goldfeldern, sondern die Herrschaft im Transvaal eben wegen der dort vorhandenen Goldfelder den Bauern wegzunehmen. Das mag nun im großen und ganzen alles stimmen, aber mit Geld allein ist jener Rhodes, der heute das Kapland als Ministerpräsident regiert und ein sehr reicher Mann ist, nicht auszudeuten, sondern er trägt gewiß den Plan eines einheitlichen, großen weißen Reiches in Südafrika, und da ist ihm die hartnäckige, bäuerliche Unabhängigkeit der beiden Republiken im Wege. — Und es ist jetzt folgendes eingetroffen: Es ist am Silvestertage mitten im Frieden der eine Leiter der Gesellschaft und Rhodes' Freund, ein Dr. Jameson, mit neunhundert Mann Gesellschaftspolizei, die an der Grenze angeblich zu einem Eingeborenenkriege ausgerüstet wurden, in den Transvaal eingeritten und hält auf die Goldstadt Johannesburg zu, wo britische und ausländische Bewohner sich zusammengetan haben sollen, um die Bauernregierung abzuschütteln. Und darauf wartet alle Welt, was nun geschieht."

Der Matrose Friebott fragte mit verhaltenem Atem: „Und die Buren, Herr Leutnant?"

Da wurden des Offiziers Mund und Augen merkwürdig verkniffen: „Ja, gefallen werden sie es sich kaum lassen, aber es kommt auf so viel an!"

Von diesem Tage an hielt der Seeadler die Landungsabteilung bereit zum Abmarsche nach Pretoria, damit das deutsche Konsulat in Pretoria einen kampfbereiten Schutz hätte, wenn wirklich eine Revolution ausbräche im Transvaal. Zur Landungsabteilung hätte jeder gern gehört.

An einem der nächsten Morgen wurde „Alle Mann achteraus!" gepfiffen. Sie standen stramm mit sehr gespannten Gesichtern. Der Kommandant sagte mit heller Befehlsstimme: „Ihr habt gehört, daß bei den Buren ohne Ansage der Feind ins Land geritten ist mit elf Geschützen. Was die Einbrecher wollten, geht uns hier wenig an. Vielleicht war es eben von ihnen kein ganz untapferes Stück. Aber die Buren wären ein elendes Volk, wenn sie sich gegen solchen Einbruch nicht zur Wehr gesetzt hätten; sie haben in aller Hast ihr Mannsvolk aufgerufen von den Höfen am Wege, damit alt und jung, wie es ihre Einrichtung ist, unverzüglich die Büchse vom Haken nehme und dem Pferde den Sattel aufwerfe und die Freiheit mitverteidige. Die sich Sammelnden sind bald rechts und links in kleinen Kommandos den auf Johannesburg zuhaltenden englischen Reitern zur Seite gewesen. Sobald der Feind am dritten Tage die ersten stärkeren Burenaufgebote vor sich sah, hat er ohne weiteres darauf los gefeuert. Er hat dann noch eine Umgehung versucht, doch bei Doornkop, nicht mehr sehr weit von Johannesburg, war er von einer etwa gleich großen Menge Buren umstellt; und als er von Aufrührern in Johannesburg, mit denen er im Einverständnis war, die indessen selbst ihr Leben nicht wagen wollten, keine Hilfe erhielt, und also erkannte, daß die Buren im Rücken nicht angegriffen würden, und merkte, es solle nun an ein richtiges in die Pfanne schießen gehen, und nicht der Bur, sondern er sei der Hase, da hat er sich auf Gnade und Ungnade ergeben."

Der Kommandant machte eine kurze Pause und sah starr in die vielen blitzenden Augen. Beim Weitersprechen war

seine Stimme beides: härter und wärmer: „Ja, es ist gewesen wie in unseren Urzeiten. — Ich sagte, die einbrechenden Reiter und ihre Offiziere seien vielleicht nicht untapfer gewesen; aber so lange Gut und Böse unter Menschen gilt, so lange bleibt die Planung solches Einbruchs, wenn es nicht um letzte Not geht, und wobei denn anders gemessen wird, ein Bubenstück. Und deshalb bin ich froh, daß unser Kaiser in seiner raschen und ritterlichen Weise dem Oberhaupte der Transvaalburen, dem alten Präsidenten Krüger, auf dessen Mitteilung hin, vor aller Welt einen Glückwunsch sandte. Seiner Majestät des Kaisers Worte lauten: ‚Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne die Hilfe befreundeter Mächte anzurufen, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Tatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, die als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu bewahren.'"

Der Kommandant ließ keinen Hurraruf folgen, sondern bekräftigte: „So hat's der Kaiser ausgesprochen, und das wollte ich euch mitteilen."

Sie traten ab, die meisten schwatzten wie Schuljungen von den Buren, einige waren gleichgültig, aber es gab auch Bedächtige, die fragten einander: „Was hat der Alte? Es war ja, wie wenn er einen Sturm anguckte. Was hat er nur gehabt? Und das Hoch hat er auch vergessen!" —

Wieder ein paar Tage später lag der Kreuzer Condor, frisch und klein und weiß gleich ihrem Schiffe, neben ihnen auf der Reede; er hatte in Zanzibar von der Heimat aus den Befehl erhalten, schleunigst zur Delagoabai zu dampfen, um den Seeadler zu unterstützen in der Transvaalangelegenheit. Und weil nun die zwei deutschen Kriegsflaggen wehten vor der sumpfigen Stadt, erschienen alsbald auch drei graue Engländer, Phoebe, Sappho und Barrosa. Aber für den Augenblick war alles vorüber. Die

drei englischen Kreuzer schossen am 27. Januar den Kaisergruß mit, dem Brauche entsprechend; im übrigen sah man sich gleichgültig an und wünschte sich fort aus der Hitze des unwirtlichen Hafens, und die Leute vom Seeadler am meisten, denn schon lag ein Toter von ihnen auf dem Friedhofe der Stadt, und sie waren am längsten da, und Landurlaub war nicht mehr erteilt worden. –

Wenn Görge Friebott an stillen Sonntagen über der Weser die Briefe seines Sohnes las und alle die Namen der Häfen und Ziele heraussuchte, um ehrfürchtig vor so viel Fremdheit deren Lage auf der Karte genau festzustellen, schien es ihm, der Junge müsse eine ungeheuere Erfahrung und Einsicht gewinnen. Das kam daher, daß Görge einsam und selbstvergessen in der Fremde aufging; blickte er aus mit verschraubten Augen, dann sah er von der Warte jener fremden Stadt, die er eben im Atlas besuchte, den weißen Kreuzer seines Sohnes den Anker reiten. Bei dem Jungen und seinen Kameraden war aber das Bild gerade umgekehrt. Ihr Kreuzer, das deutsche Kriegsschiff, war das immer Gegenwärtige und das Eigentliche, und die wechselnde, zuweilen nur im Küstennebel geschaute Welt empfing einen vielmehr zufälligen und also bedeutungslosen und falschen Schein ... Sie waren rechte Vorbeifahrer, wie alle Seeleute sind, und wobei einer in Wahrheit wenig gewinnt.

Nelius schrieb von Kapstadt, wie jene Wolkenschicht, die man das Tafeltuch nennt, den alten Tafelberg bedeckt habe bei ihrer Ankunft, und wie Wolkenbäche fortwährend in die Schründe und Klüfte des Berges sich ergossen hätten, um dort plötzlich zu verschwinden; und schrieb von Malaien und deutschen und englischen Kolonisten, und daß viele der letzteren die deutschen Matrosen schief ansähen wegen des Kaiserwunsches an den Burenpräsidenten; und schrieb von Wachttagen und -nächten auf dem Sandlande bei Swakopmund gegen aufständische Hereros und von der Fahrt

nach Kap Croß und Walfischbai, da englische Abenteurer stillschweigend gewarnt werden sollten, jene Hereros zu unterstützen; und schrieb von der Insel Mozambique, wo es alt sei im neuen Afrika wie fast in Lippoldsberg und Bursfelde, und alte Glocken läuten; und schrieb wieder von Deutschostafrika und dem Fang arabischer Sklavenhändler und von Palmen und von Zanzibar. Und die Summe eben dieser Mannigfaltigkeiten galt dem Vater, der jahrein, jahraus zu bestimmten Stunden zwischen seinem Hause und dem Königsberge hin und her wanderte und selbst Kassel seit langem nicht mehr gesehen hatte, als unerhörter Reichtum.

Der junge Briefschreiber selbst freute sich des Wechsels, doch er täuschte sich nicht darüber, daß er von den Lehren des Dienstes und einem ungewohnten und unklaren politischen Blicke abgesehen im Grunde wenig Gewinn habe.

Er lächelte, als er in Zanzibar einen Brief Martin Wessels empfing, voller Fragen über südafrikanische Gelegenheiten; er lächelte, weil es ihm närrisch gedacht vorkam, daß er um der Vorbeifahrt an vieltagelangen Dünenreihen und Buschstrecken und Sandufern und Küstenbergen und Brandungsfelsen willen und wegen einiger Rundgänge in der Kapstadt und einiger Gespräche mit Kolonisten Urteil und Rat abgeben solle über das Land Südafrika und seine Gelegenheiten. Er dachte, wenn sie von daheim heruntergucken, dann ist es gerade, als hätten sie umgekehrte Feldstecher vor Augen, die winzig und fern und scharf alles zusammenrücken, oder aber die kleinen Karten in den Atlanten und Schulzimmern verführen sie; wie lange zieht und rollt und stampft und arbeitet aber ein Schiff von Hafen zu Hafen bei ruhelosen Maschinen.

Zu erstaunen und nachzusinnen gab ihm Martin Wessels Brief genug. Der Freund wollte fort von Wilhelmshaven, ja, er wollte ganz fort von Deutschland. Er führte auf vielen Seiten aus, was den überraschenden Wunsch in ihm wachrufe, und zwischen den engen Zeilen stand noch mehr.

Martin Wessel berichtete, die Mutter habe für sich und die jüngeren Kinder ein Anerbieten zu einem verwitweten, sohn- und tochterlosen Verwandten mit Anwesen in der Heimat; und vielleicht, weil die Heimat sie wieder verlocke, vielleicht, weil für die Kinder die Erbschaft des kleinen Hofes zu erwarten sei, sehne sie sich zurück und spreche von nichts mehr anderem ... Er dagegen, er könne und wolle nicht wiederum dahin, wo der Säufer Muck schließlich mehr gegolten habe als der unglückliche Vater. Er klagte oder zankte, mit dem leichtsinnigen Bruder sei es nichts, sie beide gehörten besser auseinander. Er sagte, für sich brauche er eine frische Leiter nebenan, bei der es nur darauf ankommen dürfe, ob einer, ohne andere zu stoßen, recht und schnell und ordentlich zu steigen vermöge. Er wolle nicht, von Lohnerhöhungen abgesehen, schon jetzt so ziemlich auf der letzten Sprosse angekommen sein, wie das für ihn in Wilhelmshaven gelte. Es herrsche auch eine Stickluft im Deutschen Reiche, die ihm immer mehr den Atem verschlage; und mit den örtlichen Führerleuten der Partei stände es bei genauerem Zusehen so, daß jeder nur sich hören und sich wichtig machen und für die eigene Person etwas vorstellen wolle; und der Masse dahinter käme es auf Lohn und Rummel und Schnauze und Geschrei und keinem auf große sozialistische Ziele an.

Nelius sah bei geschlossenen Lidern den Hinkenden in seiner ganzen Unruhe und Ungestilltheit: Also die Mutter und Geschwister waren, da sich anderes bot, ihren herrischen Helfer und Zusammenhalter müde. Der Bruder wehrte sich gegen den ehrlichen Mahner. Auf der Werft hatte man wahrscheinlich dem jungen Sozialisten nachgekundschaftet und hatte ihn gewarnt; und bei der Partei und ihren kleinen Größen war dessen Ernst und Unerbittlichkeit und Genauigkeit unbequem.

Ja, ein bequemer Mensch war der Hinkende wirklich nicht, nicht für seine Nächsten, nicht für Vorgesetzte, nicht

für Parteigenossen; aber, während er dies dachte, fühlte Cornelius Friebott wieder, wie stark er ihm verbunden sei, wie sehr er sich um ihn sorge und ihm ein Freundliches anwünsche und antrachte, dadurch das eifrige, schlurfende Dahinhasten zu einem froheren Schritte verändert werde.

Martin Wessel erklärte, der Kaiserglückwunsch, von dem die Zeitungen letzthin so viel Aufhebens machten, und darum er für sein Teil dem Manne an der Spitze des deutschen Volkes zum ersten Male gut sei, hätte ihn zusammen mit Nelius' früheren Äußerungen und neueren Briefen auf den Gedanken gebracht, er solle es einmal mit Südafrika versuchen. Er wolle aber nicht als Zeichner lange um einen Posten betteln gehen, sondern wolle mit dem Hobel das neue Leben wieder anfangen, und vielleicht fände in dem Goldlande gerade ein wahrhaftiger Sozialer seinen Platz. An dies Vorhaben knüpften sich die zahlreichen Fragen.

Nelius Friebott dachte, wenn Martin Wessel einmal etwas vor hat, dann ist er bald auf und davon; und er erschrak, daß nach der eigenen Heimkehr von den Menschen seines Herzens dieser eine verschwunden sein sollte. Er beschwichtigte sich, es bleiben Vater und Mutter und — und Melsene. Und antwortete sich ein zweites Mal mit plötzlich finsterem Gesichte, es bleiben Vater und Mutter. Und da war ihm das fern auftauchende Bild, nein, nur das ferne Spüren, ich, ich könnte ja mit, ich könnte ja hinter Martin Wessel drein ebenfalls hinausgehen, und wie er mit dem Hobel und wir beide zusammen, fast eine Erleichterung.

Gegen Ende August lief der Seeadler im Aufundab der Wachtfahrt vor Deutsch-Ostafrika einmal wieder auf Zanzibar-Reede ein, und dort hatten sie, Offiziere und Mannschaften, das stärkste Erlebnis ihres Kommandos.

Es zeigte sich, als sie kaum zwölf Stunden vor Anker lagen, zwischen den sonnenweißen, arabischen Häusern, und am meisten vor dem balkonumkleideten Sultanschlosse und Harem, ein Zusammenballen und -strömen aufgeregter Menschenmassen in weißen Hemdenröcken und bunten Seiden. Aber auch auf dem englischen Kreuzer Philomel und dem englischen Kanonenboote Thrush waren die Matrosen plötzlich in heftiger Bewegung; es pfiff und befahl, und bereit gemachte Boote brachten Mannschaften geschwind hinüber, während die Schiffe den Palästen und dem Leuchtturme die Breitseite zukehrten. Die Engländer verließen die Boote und marschierten stadtein, deutliche Stille herrschte so lange. Nach ihrem Verschwinden begann das Gewoge noch stärker zu werden, und dann scholl plötzlich Jubel aus der Menge am Palaste hinauf; und leicht war zu erkennen, wie jetzt mitten am Geländer des mittleren Balkons eine helle Gestalt stand und hinunterschaute; zugleich stieg am Maste vor dem Schlosse, daran vor kurzem eine Flagge niedergesunken war, die rote Sultansflagge wieder empor.

Sie erhielten auf dem Seeadler alsbald die Nachricht, was dies alles bedeute. Der kränkelnde Sultan Hamed sei soeben gestorben und Chalid, der wirkliche Thronerbe, sei eilends im Schlosse erschienen und lasse sich von den arabischen Großen und den vorverständigten Truppen und vom Volke huldigen; es geschehe aber dies alles gegen englischen Einspruch. Denn die Briten, die Schutzherren von Zanzibar, sähen in Chalids selbständigem Sinne und seinen Anlagen und in der Neigung der ganzen Bevölkerung zu ihm ein gefährliches Ärgernis, und sie hätten einen schwachen Ver-

wandten zum Sultane ausgesucht. Chalid poche indessen auf sein Recht. Die Einmischung des stellvertretenden englischen Generalkonsuls und des von den Engländern bestellten Regierungsgenerals habe er zurückgewiesen; er sei Herrscher und nicht England. Die Erbitterung und Verstockung seiner Partei sei so groß, daß es vielleicht zum Kampfe kommen werde.

Und nun war auch zu sehen, wie die Zugangsstraßen zum Palaste mit allerhand leichten Kanonen besetzt und auch auf der Landungsbrücke hinter lächerlich dünnen Brustwehren Geschütze von Weißhemden aufgefahren wurden. Um diese Zeit erging auf dem Seeadler der Befehl an die Landungsabteilung. Zu Cornelius Friebotts Erstaunen — er erkannte bald, daß Leutnant Reinhart die freundliche Hand im Spiele hatte — ward er an Stelle eines unpäßlichen Kameraden mit aufgerufen. Sie empfingen scharfe Munition; und schon schleppte sie die Pinaß im großen Beiboote an die Landungsbrücke. Als sie aus dem Boote sprangen und stillstanden, fiel nicht weniger als vorher bei den Engländern ein Schweigen auf das wimmelnde farbige Volk, nur daß die persischen Kanoniere, nur daß die Araber unter ihren Turbanen und die schwarzen Küstenneger mit den weißen Käppchen alle einen Gruß für sie in den Augen hatten, und daß sich klatschende Hände regten im Vorüber. Die fünfundzwanzig Mann kreuzten die breite Straße, die von dem Zollschuppen zum Palaste führt. Um das Schloß schwärmte es recht von Kampflustigen, und deutlich war, daß diese jetzt fortwährend Zuzug erhielten aus dem Innern der Insel. —

„Junge, wenn der Engländer wirklich dazwischen ballert! Junge, was werden ihre Nelkensäcke in Fetzen fliegen! Junge, wieviel weiße Hemden und wieviel weiße Mäntel werden dann rot von Blut!" —

Sie marschierten zum deutschen Konsulate, im Hofe wurde ein Teil von ihnen abgetrennt, um dem Hause der

Deutschostafrikanischen Gesellschaft als Bedeckung zu dienen. Cornelius Friebott blieb im Konsulate und fand sich bald mit dem Signalgeräte auf dem flachen Dache des Gebäudes unter der Fahne, darinnen mitten im weißen, runden, in die schwarzen und roten Streifen hineingreifenden Felde der gekrönte Reichsadler schwebte.

An gleicher Stelle tat er für etliche Stunden Dienst in der Nacht und wieder am nächsten Tage und wieder in der Nacht und dann an jenem schweren Morgen und in der folgenden Nacht.

Es war seltsam hier in der Nacht, es war trotz dem weiten Ausblicke auf die See, ganz anders als beim Nachtdienste an Bord auf der Reede. Der Monsun strich über die heiße Insel mit ihren Palmen- und Nelkengärten, und die warme Finsternis war voller Blumen- und Pflanzenatem und voll von fremden Gewürzen; aber da die gerücheschwere Luft auch den Weg über die Stadt machte, stieß es sich darin von den Dünsten der Öle und Fette der Küchen und den Dünsten der Wohnungen arabischer und indischer und goanesischer Häuser und der Lagerräume und der Kamel- und Zebuställe und natürlich der Rohr- und Lehm- und Palmblätterhütten der Wahedimu und Suaheli. Es war in den ersten beiden Nächten, in denen die erregten Menschen ihren ganzen bereiten, lärmenden Zorn ausgelöscht oder doch hinter dem schönen, schwarzen Schnitzwerk der alten Türme fest verschlossen zu haben schienen, und die also völlig still verliefen, auch der Schlaf in dieser Stadt so deutlich zu hören wie nirgendwo sonst; es hob sich und senkte sich etwas, nicht unähnlich dem Hinzu und Hinweg des Wassers am Strande, es stöhnte und seufzte und lächelte und erschrak darin zuweilen, es geriet außer Gleichmaß und wieder in Gleichmaß; und was kann das sein als der Schlummer, der gemeinsame Schlummer vieler Menschenwohnungen?

Nelius sah, daß sich der Seeadler einen andern Anker-

platz gesucht hatte; er lag jetzt dem Konsulate hart gegenüber. Das deutsche Kriegsschiff zeigte nur die notwendigen Lichter; um so kräftiger kündeten die Engländer durch helle Beleuchtung und durch das unruhige Spiel ihrer Scheinwerfer ihre Gegenwart an. Die wandernden Strahlenbalken beschrieben Zeichen am Himmel, sie warfen sich immer von neuem und immer rücksichtsloser auf Palast und Harem. Aus den zwei englischen Schiffen waren ihrer drei geworden. Das Kanonenboot Sparrow hatte sich ihnen gesellt und hatte dicht vor dem Palaste Anker geworfen; im übrigen, das wußte jeder, hielten die Engländer ihren ganzen Nachrichtendienst in eifriger Tätigkeit, um sich Hilfe herbeizurufen für das, was sie nun vorhaben mochten. Hinter den Engländern nach See zu das Sultanswachtschiff war kaum zu erspähen. Dagegen befanden sich der italienische Kreuzer und der winzige Portugiese und das französische Segelschiff und der untertags angekommene Kanzler und die Sethos der Deutschen Ostafrikalinie noch alle an ihren Plätzen.

Am zweiten Tage erschien vormittags der vierte Engländer, die Racoon, auf der Reede, und um zwei Uhr meldeten Horn- und Flaggensignale vom Leuchtturme das Aufkommen des englischen Flaggschiffs St. George, und der Seeadler war der erste, der sich mit dem Admirale grüßte.

Die Engländer verstärkten ihre Landungstruppen; die frischen Mannschaften wurden im Zollschuppen untergebracht. Der Admiral ließ verkünden, bis neun Uhr nächsten Morgens, wie die Europäer rechnen, und bis drei Uhr, wie die Araber zählen, müsse Seyid Chalid sich bedingungslos unterwerfen; und dies solle er dadurch zu erkennen geben, daß er die rote Sultansflagge streiche; sei aber die Flagge zu der genannten Stunde nicht niedergeholt, dann werde mit dem letzten Glockenschlage der Uhr die Beschießung des Palastes beginnen.

An diesem Abend und in dieser Nacht, da es fast noch

stiller schien als in der vorhergehenden Nacht und das Stundenschlagen der sämtlichen Schiffe und die einförmigen Melderufe der Ausguckposten das Lauteste erschien, geschah mancherlei. Aber das Geschehen vollzog sich durch Schreiben hinter verschlossenen schwarzen Schnitzwerktüren nach ungestörten und unhörbaren Beratungen, und die nackten Sohlen der Askaris, die die Briefe vom Absender zu den Empfängern trugen, waren geräuschlos; und auch leise auf sachte Zeichen und fast ängstlich wurde den Boten geöffnet, daß sie nach dem stummen Gruße mit gekreuzten Armen die Briefschaft zuzureichen vermöchten.

Sultan Chalid schrieb am Abend an die Konsuln aller in Zanzibar vertretenen Mächte. Es war ein ruhiger, ordentlicher Fürstenbrief, darinnen alle Leidenschaft zugedeckt blieb: Er habe nach dem Rechte und dem Wunsche der Araber, also seines Volkes, die Herrschaft übernommen. Eine fremde Macht wolle ihn zwingen, das Erbteil aufzugeben. Er lehne solches Ansinnen ab und halte sich bereit, das alte Recht zu verteidigen. Wenn Blut fließe, möge es auf den kommen, der den Kampf beginne. Besser, schöner und dienlicher dünke ihn, wenn das, was zur Streitfrage gemacht sei, in friedlichen Verhandlungen ausgeglichen werde; was aber immer eintreffe, die mit den Mächten geschlossenen Verträge werde er achten und halten, genau so wie die Vorgänger.

Der Verwalter des britischen Generalkonsulates sandte sein Rundschreiben in der Nacht: Großbritannien übe die Oberherrschaft aus auf der Insel; da nun Seyid Chalid, der dem von Großbritannien bestimmten Sultane den Weg versperre, den Palast nicht räume, sähen sich die britischen Streitkräfte nächsten Morgens unzweifelhaft zu einer Kampfhandlung gezwungen. Er empfehle, daß alle fremden Untertanen von den Konsuln gewarnt, aus dem Gefahrkreise entfernt und vielleicht auf Schiffe in Sicherheit gebracht würden. Auch an die Schiffe gelangte eine Auf-

forderung, sie möchten, insofern dies noch nicht geschehen sei, das Schußfeld räumen.

Als das Meer wieder glänzte von der ersten Sonne, fuhren die deutschen Frauen und Kinder zur Sethos hinaus; die englischen Frauen und Kinder wurden zum Admiralschiff gebracht; die Männer und die Schutzbefohlenen warteten in den Konsulaten versammelt, zu denen sie gehörten. Auf der Reede legte sich der Italiener neben den Seeadler, die Sethos reihte sich an, der Kanzler setzte die Reise heimwärts fort, der Portugiese kroch fast außer Sicht. Von den Engländern rückte die St. George mit den Frauen und Kindern ein wenig nach Süden vor das englische Generalkonsulat. Philomel, Racoon, Sparrow und Thrush blieben an ihren Plätzen knapp unter Land, auch das unbeachtete alte Wachtschiff des Sultans verharrte.

Während die weißen Menschen am frühen Morgen auf diese Art in Bewegung waren, hielt sich das wirkliche Volk der Stadt in den Häusern verborgen, an denen kein Tor und kein Fenster gerührt wurde. Wo englische Wachen aufzogen, hallte ihr Schritt durch unheimlich leere Gassen. Um den Palast war es freilich anders. Der Sultan erwartete, die Engländer würden, falls sie angriffen, ihren Sturm die breite Straße hinauf von dem Zollgebäude aus tun, und wenn es ihnen gelänge, die zweihundert Schritt vorzudringen, werde dann im Nahkampfe die Entscheidung fallen; weder er noch seine Berater schienen den Schiffsgeschützen Bedeutung zuzumessen und diese jedenfalls nicht für stärker zu achten als die eigenen alten Vorderladerkanonen hinter den Brustwehren von gefüllten Gewürznelkensäcken. Um den Palast ward also noch gerüstet und vorbereitet; auf dem untersten Balkone, ganz ungedeckt, nahm Seyid Chalid beizeiten auf geschnitztem, vergoldetem Stuhle Platz, daß er letzte Anordnungen der Rüstung treffen und bei einem Ausbruche offener Feindseligkeiten den Gang des Kampfes beobachten und bestimmen könnte.

Der Seeadler sandte seine gewöhnlichen Winksprüche zum Konsulate hinüber. Als die arabische Uhr auf dem Schlosse acht Uhr schlug mit den zwei Schlägen, hörten die Signale auf. Es folgte eine Stunde großer Anspannung. Der Wachtoffizier hielt fortwährend das Glas vor die Augen, und als die Stunde ihrem Ende zuging, sah Nelius, wie er immer häufiger nach der Taschenuhr griff. Zuletzt sagte er: „Sie lassen es darauf ankommen“, er setzte das Glas ab und tat, vielleicht sich selbst unbewußt, einen schweren Atemzug. Da schlug die Uhr ganz besonders klar in eine brütende Stille hinein den ersten und zweiten und dritten Schlag, die sie später alle zeitlebens, die klaren Schläge samt dem Schweigen, scharf erinnerten. Beim Einsetzen des dritten Schlages flüsterte der Offizier hastig: „Sie weht noch! Die Flagge weht noch!“ Als der dritte Schlag verklang, waren schon die ersten schweren Einschläger herüber.

Danach hielt sich das ganze einseitige, schauerliche Spiel der Schiffsgeschütze in ununterbrochenem Gange; bald rollte es zusammen, bald jagten und bellten die Schüsse hintereinander her, und aus den Landstellungen trommelten die britischen Maschinengewehre mit. Indem sich das Ohr daran gewöhnte, hörte es noch nachträglich die paar Entladungen der schon schweigenden Vorderlader-Kanonen und das arme erdrückte Flintenfeuer der Sultansleute, und heller und ärgerlich das Pfeifen und Heulen und Singen irrender Sprengstücke. Zu sehen waren in dieser Zeit nur die Mündungsfeuer und die flitzenden Wölkchen der Abschüsse und über dem Palaste der schwere, gelbe Staub der Einschläge und wieder blauer Dampf der berstenden Granaten und sehr bald der graue Qualm des brennenden Haremsgebäudes und in dem Rauche und Dampfe und Staube und dem quälenden Lärme und der häßlich stinkenden Luft, daß der Leuchtturm, das schöne alte Wahrzeichen der Insel, jetzt schiefüber hänge.

Aber die Augen wurden plötzlich zurück auf die Reede gezogen. Der Leutnant sagte: „Was war das? Die St. George muß gefeuert haben. Sie hat bisher nicht mitgetan. Und sie hat die Frauen und Kinder an Bord." Nelius antwortete: „Herr Leutnant, das Sultansschiff schießt, und das Admiralsschiff antwortet." Und das unbeachtete Sultansschiff schoß in der Tat, was es herausbringen konnte aus seiner leichten Bestückung, und mühte sich, das Flaggschiff zu treffen; nur die Versuche gingen sämtlich fehl, die Geschosse hatten keine rechte Kraft, sie liefen vorbei und schlugen bedrohlich nahe der Sethos in das aufspritzende Wasser. Dagegen empfing der Araber schnell die folgenden dumpfen Schüsse der St. George und bald auch der Racoon und der Philomel. Gleich die ersten Granaten der St. George durchfuhren den alten hölzernen Schiffsbauch der Länge nach. Das Fahrzeug bekam Schlagseite und schwelte und rauchte, doch die Schüsse, die ihrem Sultan helfen sollten, setzten der Kapitän und die kleine Mannschaft fort.

„Sehen Sie nur! Sehen Sie nur!" rief der Leutnant. Ja, das war nun auch deutlich zu sehen, und es hätte einer so gut darum weinen, als es mit heißen Augen bestaunen mögen, wie einzelne Araber mit Gewehren in Dampfpinassen, ja im Ruderboote, die gepanzerten Engländer anzulaufen versuchten und nacheinander und notwendig in den Grund geschossen wurden.

Etwa eine halbe Stunde nach Beginn des ungleichen Kampfes ließ sich erkennen, daß von dem Palaste nur Trümmer übrig seien, und ließ sich vernehmen, daß in der Stadt selbst englische Gewehre abgefeuert wurden und sich also der Widerstand zerstreue. Da meldete Nelius Friebott: „Herr Leutnant, es laufen zwei Männer am Strande auf das Konsulat zu, es ist ein Weißer und hinter diesem ein Araber." Die beiden waren gleich zur Gartenpforte herein, der Araber schwankend und von Schutt überstaubt;

der Weiße, und es war der deutsche Arzt der Stadt, rief laut: „Auf Pochen hin geschwind vorn das Tor öffnen, der Sultan ist geflohen, er sucht deutschen Schutz!" Während der Arzt rief, sank der Farbige ohnmächtig in sich zusammen.

Alles geschah jetzt sehr rasch und genau. Als mit Kolben an die Haustür gehämmert wurde, stand die Wache mit vorgestreckten aufgepflanzten Seitengewehren bereit und bildete eine Gabel, der Generalkonsul wartete in ihrer Mitte. Die Türflügel wurden von Askaris des Konsulates schnell aufgerissen. Draußen war es sehr laut, es hockte und kniete und stand ein Knäuel fast rasender Araber links vor der Türe, die meisten in schwarzen, aber vom fliegenden Staube braun und gelb gefärbten Uniformen, die Knienden hatten die Büchsen an den Schultern und hielten sie auf eine Abteilung englischer Marinesoldaten gerichtet, die unter dem Befehl eines riesenhaften Feldwebels anscheinend hierher gesandt war. Das wütende Geschrei aus dem Knäuel waren Rufe der Abwehr und der Drohung. Die beiden Haufen schienen, da die Türe aufsprang, in letzter zögernder und wägender Scheu voreinander. Von dem Knäuel löste sich sofort der Ansager und der Sultan mit seinem Befehlshaber Saleh ab. Sie traten auf die Schwelle; der Sultan war bleich, aber seine Stimme war völlig ruhig, und als er leise und höflich sprach, verstummte bei seinen Anhängern aller Lärm, und auch die betroffenen Engländer rührten sich nicht vorwärts. Der Generalkonsul hieß den Sultan eintreten; er willfahrte dem Wunsche und ließ Saleh und eine Reihe naher Anhänger und auch des Sultans alte Amme mit herein. Danach wurde das Tor zugeschlagen.

Vom Dache aus sandten sie die Nachricht zum Seeadler hinüber: „Der Sultan hat sich unter den Schutz des deutschen Konsulates gestellt."

Gleich vor der Meldung oder gleich nach der Meldung

hörte die Beschießung durch die Kriegsschiffe auf. Das Ende kam zustande, als eine englische Kugel die schon halbzerrissene Flaggenleine, daran noch immer die rote Sultansfahne den Schiffen sichtbar spielte, in Stücke schnitt und also die Fahne in großem Bogen zur Erde sank; da meinten sie auf dem Admiralschiffe, die Unterwerfung sei erklärt, und hißten den Befehl: „Feuer halt!" Das Verschwinden der Fahne wurde auf dem sinkenden Sultansschiffe wohl beobachtet; es strich jetzt auch die Flagge, wenn sie nicht durch einen ähnlichen Zufall vom Stocke glitt. An Land hämmerten die Maschinengewehre noch eine kurze Weile und fielen in Zwischenräumen die letzten Gewehrschüsse bis zur völligen Stille.

Aus der Matrosenwache wurden um diese Zeit zwei Gänge getan. Beim ersten, als die Beschießung vom Meere eben aufgehört hatte, aber das Gewehrfeuer noch anhielt, bildeten ihrer neun die Bedeckung des deutschen Generalkonsuls, der mit den Dienern zum britischen Generalkonsulate schritt. Die Wache hielt vor der Türe und war bald von fragenden und bittenden Farbigen umringt, die sie doch nicht verstanden. Der Generalkonsul verweilte kurz; einmal schien es ihnen, es spräche laut und hart auf hart im Hause, obgleich das auf der Straße kaum zu hören gewesen wäre. Sie blickten sich an. „Wat unser Ohl dor binnen woll seggt?" — „Wat he seggt? He seggt nich mehr und nich weniger as, de Sultan is nu bi mi un blifft bi mi." — „Und wird der Engelsmann das leiden?" — Da lachten die andern, wie kecke Jugend lacht zur Zeit und Unzeit: „Leiden? Gerne leiden wird er es nicht, aber daß er es leiden muß, dorto sünd wi doch dor!" — Und ein wenig glich die Besprechung ihrer Vermutung: Freiherr von Rechenberg kündigte dem fremden Amtsgenossen die Bitte und Aufnahme des Sultans in dem deutschen Hause an; er erwähnte, daß Chalid zunächst in den dem Schlosse näher gelegenen Konsulaten Italiens und Frankreichs Einlaß ge-

sucht, jedoch niemand angetroffen habe. Der überraschte Engländer verlangte: „Geben Sie ihn heraus!“ Der Deutsche antwortete: „Das werde ich nicht tun. Chalid bleibt bei mir in Sicherheit, bis ich Anweisung von Berlin habe; Sie selbst würden nicht anders handeln!“ Und an dieser Auffassung konnten die Drohungen und Gegenvorstellungen des Engländers selbstverständlich nichts ändern.

Den zweiten Gang machten ihrer sechs, um den landenden Kommandanten zu empfangen und zu geleiten. Unter den sechs Mann war Cornelius Friebott. Der Generalkonsul ging wiederum in ihrer Mitte, er nützte die Gelegenheit, alsbald selbst ein Bild zu gewinnen von den Folgen der Beschießung, von der ganzen unverständigen Verwüstung. Cornelius Friebott sah bei dem langsamen und stockenden Rundgange zuweilen von der Seite des Beamten Gesicht, der hier Deutschland vertrat, erst als dieser allein und wortlos und fast starr zwischen ihnen daherging und dann, als er auf dem Rückwege in Begleitung des Kommandanten und der Offiziere und eines sich beigesellenden Gastes, der ein weiches südliches Deutsch sprach, die sparsamen Antworten gab.

Unter dem Durchgange am englischen Klub begegneten ihnen die vordersten Leichensammler mit verhüllten Bahren, an dieser Stelle begannen Rauch und Qualm die weitere Aussicht zu verdecken. Im Zollschuppen war ein eiliger englischer Verbandplatz aufgetan für die Beschossenen, denn bei den englischen Matrosen hatte nur ein einziger Mann eine schwere Verwundung erhalten. Von dem alten Gefängnis an, hinter dessen starken Türen und Mauern der Widerstand sich am längsten gehalten hatte, wurde das Wirrsal groß. Der weite Platz vor den Palästen, wo die Vorderlader-Kanonen gestanden hatten und wo die frühesten englischen Granaten geplatzt waren, lag mit den Trümmern der Lafetten, mit zerschlagenen Rohren und zerfetzten Leibern der persischen Kanoniere bedeckt.

Ganz selten ruhte eine Leiche in ungestörtem Tode, sondern die auseinandergerissenen Gliedmaßen waren durcheinander und weithin gewirbelt worden. Die Deutschen schritten vorbei an Rümpfen, die recht wie ausgeschlachtet waren, und die Matrosen achteten schweigend und finster, daß sie nicht ein Weiches unter den zögernden Fuß bekämen, das vor kurzem noch lebendiger Teil, Auge, Nase, Ohr, Mund, Arm, Finger, Fuß oder Rippe eines lebendigen Menschen gewesen wäre. Bis in den Schutthaufen des alten Palastes hinein lagen die getroffenen, die von Mauerwerk und Gebälk erschlagenen, die erstickten und verbrannten Toten, und durch die Beize des Rauches hindurch war das in der Hitze rasch verderbende Blut zu riechen. Aus den Fenstern des Harems leckten überall die ungestörten Flammen. Den alten, weltenweit bekannten Leuchtturm, den die Angreifer angeblich schonen wollten, hatten dennoch zwei irrende Granaten getroffen, und hatten ihm gleichsam die eine Hüfte weggeschlagen. Den kleinsten Schaden trug der neue Palast, vielleicht, weil er einen neuen, gefügigen Sultan schnell aufnehmen können sollte. Freilich hatten nach dem frühen Schusse, der neben Chalids Haupt in die Mauer schlug, noch manche anderen die weißen Wände durchlöchert und hatten eiserne Säulen abgedreht und hatten in Prunkgemächern venetianische Kronleuchter, silberne Spiegel, indische Schnitzereien, afrikanisches Elfenbein, goldenes Gestühl und weißes und buntes Papier in einen Scherben- und Schutthaufen auf schweren orientalischen Teppichen zusammengeworfen. Auch lagen in Gängen und Zimmern Tote; aber kein Funke hatte gezündet und Dach und Mauern und Balkone waren nicht eingefallen. Dafür war hier schon geraubt worden in der unsicheren Stunde ohne bestimmte Herrschaft, hier wie in der Stadt, so recht zwischen Tod und Rettung. Dann klaffte noch die Moschee, wo Neger ihre Zuflucht gesucht hatten; in die Moschee hatte sich eine Granate durch das dicke Gestein gebohrt und

hatte die steinerne Mittelsäule zertrümmert und hatte unter den Negern schauerlich gemetzelt.

Der Kommandant und der Generalkonsul veranlaßten schnelleren Schritt, als sie sich von der elenden Not abkehrten. Es geschah nicht deshalb, weil eine wachsende Schar verstörter Farbiger ihnen folgte, die wußten, daß der Sultan bei den Deutschen in Sicherheit wäre, und meinten, die eigenen Klagen und Anliegen anbringen zu können, sondern Konsul, Kommandant, Offiziere und Matrosen brauchten für sich eine Erlösung und Erfrischung, und sei es wenigstens durch kräftigere Bewegung. Die Offiziere sprachen auch jetzt noch gedämpft und wenig miteinander und nur von artilleristischen Dingen und Lehren; dagegen schwatzte der binnenländische Gast, den schon vorher die ärgsten Bilder nur wenig am Reden gehindert hatten, nun unaufhörlich. Er mühte sich um politische Erklärungen, und plötzlich hörte Nelius ihn sagen: „I bitte, Baron, wann mer's überleggt, so is der gute Schalid, oder wie's ihn nennen, doch nur ein Bauer in dem Schachspiel gewesen, das Deitschland und England jetzt überall zu spülln anfangen, denn dös hier, dö Schießerei da", er deutete mit der beweglichen Hand über die Schulter, „für den Schalid alleinig wär's a bisserl zu große Verschwendung. Aber, jetzt sagen Sie mir, Baron, wer hat dahier am Platze gewonnen? Mir scheint, Sie hab'n die Trimpf', mir scheint, dem Herrn Admiral Rawson dadrüb'n und auch in der Downing Street in London oder gar beim Collega in Zanzibar wird heit das Dinner nicht gut schmeck'n!" — Nelius merkte, wie der deutsche Beamte unter scheinbarem, höflichem Gleichmute empfindlich wurde. Er sagte: „Ich möchte bitten, bei solchen Gedankenspielen sich zu erinnern, daß der Sultan erst bei dem italienischen und bei dem französischen Vertreter Aufnahme suchte, und daß lediglich die Tatsache, daß jene beiden Herren die Beschießung von See anzusehen vorzogen, Chalid, der nicht einmal die Lage des deutschen

Konsulates kannte und erst irre ging, zu mir geführt hat." —

Nelius war dankbar, als er den den Mannschaften angewiesenen Raum verlassen durfte beim Antritt der zweiten Wache an der Signalstelle. Jene Mehrzahl unter den Kameraden, die die Zerstörung und die erbärmlich häßliche Todesernte noch nicht selbst gesehen hatte, führte unten das große Wort. Sie hatten dies gehört und jenes gehört und erzählten eifrig davon: Daß auf dem Sultanswachtschiffe allein und wundersamerweise der Kapitän noch lebendig und unverletzt gewesen sei, als die englischen Bergeboote hinüberkamen; daß er dem britischen Admiral, als dieser ihn sich habe zuführen lassen und ihn gefragt habe, wie er mit seinem alten, elenden Schiffe solchen Wagemut aufgebracht hätte, geantwortet habe, von dem Sultansschiffe sei doch kein einziger Schuß gefallen, der englische Herr müsse sich gewiß irren; daß dann die „Beefs" — so nannten sie und ihre Offiziere den Engländer gelegentlich, wenn irgendwo der Gegensatz aufzustehen begann — in einer ihrer anständigen Anwandlungen, den tapferen und höflichen Lügner gleich freigelassen hätten; daß manche Inder so nebenher und zwischendurch und unter der Hand erschlagen worden wären, unter Ausnutzung der wilden Gelegenheit, und daß diese es hierorts als rechte Aussauger auch nicht anders verdienten. Zuletzt hatten sie daran herumgeraten, was es nun geben werde mit dem Sultan, und faselten von einem möglichen Kriege, den sie wohl noch auf dem Seeadler miterleben könnten; und einige wurden prahlig und schütteten in guter Meinung ihren ganzen angelernten nationalen Wortschatz aus, wie das an Schwarmtagen gerade bei gesunden und kräftigen jungen Burschen aller Völker geschieht, wie es aber den stilleren und tieferen Hörer in deutscher Sprache, als der empfindlichsten, am leichtesten abstößt und ärgert.

Auf dem Dache an der Signalstelle war es keineswegs

ruhig. Nicht wenige Inder mußten von räuberischen, rächerischen Banden ermordet worden sein; in das Abenddunkel erscholl immer wieder das Klagegeheul der Stammesgenossen und Freunde, die Trauerzug nach Trauerzug geleiteten. Cornelius Friebott ging auf und nieder einer lähmenden Mattigkeit entgegen, die ganzen vier Stunden der Wache hindurch. Der Tag, alles Geschaute und Erhorchte bedrückte und grämte ihn. Zuweilen schien es ihm, Sorgen, Unlust und Bangigkeit zögen noch viel weiter her, aber die Gedanken waren unbereit in der Finsternis zu suchen. Er merkte nicht, daß er oft schwankte, er hörte vielleicht nicht einmal, daß unter unruhigen und wirren Vorstellungen sein Atem schnaufend und laut wurde, ja, daß es fast aus ihm klagte gegen Willen und Verstand.

Am häufigsten fielen ihm schließlich die Worte des binnendeutschen Fremden und Schwätzers ein, beim Aufundab schienen sie ihm bald richtig körperhaft und beschwerlich im Wege zu liegen; obgleich er sie verächtlich, aber geduldig zu beseitigen versuchte mit nicht anderem Gesichte als der sich wehrende Beamte, mißglückte es ihm lange. Gegen Ende der Wache redete er sich zu: „Nein, wenn einer es so sagt, ist es ganz und gar nicht wahr, doch wenn einer es denkt, ist es vielleicht richtig. Es gibt Dinge, die keiner sagen darf, die man Lügen strafen muß, wenn sie laut werden, weil sie den Schaden rufen."

Am nächsten Morgen meldete Cornelius Friebott sich krank und wurde an Bord gebracht mit sehr schwerem Malariafieber; wobei alles so närrisch ist, wobei einer, wenn die Krankheit diese Stufe erklimmt, jetzt tobt und Erreichbares in Stücke schlägt und ein paar Stunden später, da erschauernde Kameraden von einem nahen Tode und Begängnis flüstern, hohl aber klar und genau angezogen und rasiert und gesprächslustig sich unter sie mischt oder sich stramm wieder zum Dienste meldet, immer vorausgesetzt, daß Arzt und Pfleger dergleichen zulassen oder er ihnen entwischt.

An Bord dachten alle, sie würden also den dritten Mann der Besatzung verlieren und würden noch auf der Insel oder in Daressalaam Cornelius Friebott begraben.

Aber das Leben war stärker. Cornelius Friebott machte sämtliche Sprünge und Närrischkeiten des tropischen Fiebers durch. Er wußte und wußte nicht, daß der Seeadler einen Monat auf Zanzibar Reede lag und auf die Berliner Entscheidung wartete. Er wußte und wußte nicht, daß sie danach nach Daressalaam hinüberfuhren, um zugegen zu sein beim Besuche des englischen Admirals. Er wußte und wußte endlich nicht, daß die erste Jugendzeit vergangen sei; in den vielen Stunden, da er es nicht wußte, hielt sich Melsene vor seinen während des Fiebers, wachend und schlafend, nur mit dem halben Lide bedeckten Augen und hatte fast mehr Kindes- als Frauengestalt, und das Fieber samt dem seligen Bilde bedeutete ihm helles Glück. Noch in der letzten Septemberwoche, als die Kameraden im Hafen von Daressalaam das schwere fressende Feuer in der großen Kohlenladung des Bremer Vollschiffs Emilia bekämpften und der beißende Kohlenqualm in das Lazarett schlug, schien sich sein Zustand von neuem zu verschlimmern. Dennoch konnte er den Arzt inständig bitten, daß er nicht an Land ins Krankenhaus geschafft werde, er stehe gewiß vor der Genesung. Und richtig, als der Seeadler am ersten Oktober abends von der Emilia loswarf, war das Fieber und samt dem Fieber Melsene den ganzen Tag ausgeblieben.

Beim Grauen des nächsten Morgens ging der Seeadler Anker hoch. Als sie kaum aus Daressalaam Tief waren, wurde ihnen gesagt, was es gäbe. „Wir holen den Sultan Seyid Chalid. Wir müssen drüben sein vor Zanzibar vor letzter anlaufender Flut. Wenn die Tide am höchsten ist, steht das Wasser bis an die Mauern des Konsulates, und die Pinaß läßt sich bis an die Gartenpforte heranbringen. Andern als deutschen Boden darf der Sultan nicht be-

rühren, sonst ist es verschüttet. Der Befehl kommt von Deutschland." Stießen nicht die Maschinen die Kolben und drehten sie nicht die hurtige Schraube besonders eifrig, als vermöchten auch sie sich des Abenteuers zu freuen? Um zwei Glas wurde die Insel sichtbar, da gaben Horn und Trommel den Befehl zu Klarschiff und gefechtsklar; mit gehißten Toppsflaggen, die Geschützbedienung an den Rohren, die Mannschaften unter Gewehr, die Offiziere mit Schärpe und Säbel erschien der Seeadler in schneller Fahrt auf Zanzibar Reede, umzog mit der Flagge grüßend die grüßenden britischen Kriegsschiffe, stoppte so nahe als angängig dem deutschen Konsulate und ließ sofort, denn das Meer spülte schon an die Konsulatssteine, die gefechtsbereite Pinasse zu Wasser. Daß britische Truppen an Land bereit ständen außerhalb des Konsulates, war bei der ganz geringen Entfernung von jedem an Bord ohne Glas zu erkennen. Aber es ging alles ohne Störung und glatt und rasch von statten. Die Pinasse steuerte gerade auf das Konsulat zu, die Pforte öffnete sich, es wurde Achtung gerufen. Der Offizier grüßte, Chalid, die Amme und der Komorenser Saleh, der Befehlshaber der Sultanstruppen, wurden sichtbar und bestiegen die Pinasse; die Pinaß setzte gleich ab und lief zum Seeadler zurück an die Steuerbordfallreepstreppe, Chalid trat hinüber, der gedehnte Pfiff der Bootsmannspfeife ertönte, und während der Sultan und seine Begleiter die Treppe hinaufgelangten und am Fallreep vom Kommandanten und dem wachthabenden Offiziere empfangen wurden, ward die Pinaß schon geheißt und von den Ladebäumen eingesetzt. Einige wenige Minuten später wandte sich der Seeadler und ging wieder grüßend und schwere schwarze Rauchwolken ausstoßend mit hoher Fahrt an.

Kein Schuß wurde ihnen nachgefeuert vor den Bug, und kein drohendes Signal versuchte sie aufzuhalten, was beides den Krieg zwischen den beiden weißen Völkern bedeutet

hätte; sondern verblüfft, und falls sie von London aus verständigt waren, verbissen und sprachlos, ließen die Engländer sie gewähren; und der Sultan, dem also Treue gehalten war, und der sich verpflichtete, kein neues politisches Spiel zu wagen, erhielt in Daressalaam Wohnung.

Aber danach geschah es viele Jahre, daß, wo der Seeadler und die Matrosen mit dem Namen Seeadler auf den Mützenbändern oder ein anderes deutsches Kriegsschiff oder irgendein deutscher Marineoffizier oder auch ein Offizier der ostafrikanischen Schutztruppe sich zeigten an der afrikanischen Ostküste zwischen dem Kap Guardafui und der Delagoabai, ihnen die meisten farbigen Menschen mit einem heimlich vertrauenden Blick nachsahen; denn bei diesen farbigen Menschen sammelte und erhielt sich die Kunde, England sei wohl die Stärkste in der Welt, jedoch, wenn einer in letzte Not gerate und im Rechte sei, dann fände er bei Deutschland Schutz, und vielleicht sei der deutsche Kaiser noch stärker als England. Und es geschah ebenso oft, daß Briten, wenn sie den Seeadler nannten, das Fürwort „that" voranstellen, und freundlich sprachen sie es niemals aus.

Zu der Erinnerung bei den Farbigen halfen die Briten selbst am meisten, denn das in Grund geschossene Sultanswachtschiff mit den warnend aus den Wassern stechenden Masten und Spieren ließen sie von Zanzibar Reede nicht entfernen.

Der Obermatrose Cornelius Friebott meldete sich gesund am Tage nach der Sultansfahrt, doch die volle Jünglingsfrische kehrte ihm nicht wieder. Und als im Mai das Urlaubskommando der nun alten Seeadler-Besatzung abgelaufen war und sie in Daressalaam auf dem Reichspostdampfer Reichstag eingeschifft wurden unter dem wehenden Heimatswimpel, schien es ihm, er sei ein ganz anderer geworden, stiller, unfroher, ungeduldiger und härter; dahinter sich denn bei einem vom Schicksale ausgesuchten

Manne die Sehnsucht verbirgt, die ungestillte Sehnsucht nach der sonderhaften Liebe einer einzigen vorbestimmten Frau, die bei keiner andern gelöscht und ertötet werden kann, und die ungestillte Sehnsucht nach der erfüllten Berufung, davon die fleißigste und angestrengteste Arbeit doch nicht befreit.

Heimkommen ist nicht leicht; in den Seelen, die sich wiederbegegnen, in den Seelen, darinnen schier unendliche Reihen von Menschengeschlechtern, zarte und grobe, stille und leidenschaftliche, tiefe und seichte, gute und böse ihr heimliches und rätselhaftes Fortleben treiben, in den Seelen, die immer eigen bleiben müssen und niemals ganz zweisam sein können, hat es sich mächtig aufgeschichtet und wartet mit Verwundern aufeinander. Heimkommen ist schwer; am schwersten hat es der Heimkehrer, er hat den gewohnten Alltag noch nicht zur Hilfe, sondern, wie Menschen sind, beinahe zum Feinde.

Cornelius Friebott kam an einem ungewöhnlich kühlen und nassen Augustmorgen von Wilhelmshaven angefahren. Es war schon grämlicher Herbst in der Luft, und jeder Draußenläufer blickte verdrossen. Die Entlassung hatte sich wegen irgendwelcher auf irgendwelchen Schreibstuben vernachlässigter Papiere verzögert. Zweimal hatte Cornelius angemeldet bei den Eltern, dann und dann sei er zu Hause, und einmal hatte Görge Friebott enttäuscht vor dem einlaufenden Zuge gestanden und hatte keinen jungen Mann zu erspähen vermocht, der auch bei stärkster Veränderung sein Sohn hätte sein können. Schließlich geriet fast plötzlich alles in Ordnung, und statt ein drittes Mal zu schreiben, konnte Cornelius sich gleich selbst auf die Bahn setzen, und er schob die Heimkehr natürlich nicht auf.

Als der bremsende, polternde Zug den Solling hinunterrollte in das Schwülmetal, nein, auf der ganzen Fahrt von Northeim her, nein, von Bremen an, sah Nelius in Gedanken den Bodenfelder Bahnhof vor sich. Er sah den Vater in dem alten, ein wenig ungeschickten schwarzen Anzuge, den schwarzen Filzhut auf dem Kopfe, den Spazierstock eingestemmt, und mit dem schönen Kreuze stehen, straff wie bei einer Veteranenmusterung und gespannt ausschauend, und sah die guten Augen und den Mund beim fernen Erschauen gleich lächeln. Er sah Melsenen wie damals, als sie ihn nicht erkannte, nur, daß auch ihr Gesicht mit weiten, leuchtenden Blicken ihm jetzt zugerichtet war, nur daß die stolze und abweisende Mutter ihr dieses Mal nicht mehr zur Seite ging. Er begann auch Melsenen immer eifriger zu entschuldigen und merkte es eigenen Fehlern und vielleicht und zuletzt, aber ganz wenig, eben dem zwingenden Einflusse ihrer Mutter an, wenn das schöne und geliebte Mädchen ihn damals in seiner Jungenhaftigkeit enttäuscht habe oder habe enttäuschen müssen. Er schalt sich heftig bei zufriedenem, ja glücklichem Ausdrucke; soll man nicht freudig bewegt sein, wenn einem die Binde abfällt und man begreift, daß man also nicht wieder irre laufen werde? Und in Melsenen, neu entschuldigt und wartend, floß bald die wartende und erwartete Heimat zusammen; selbst der Vater verschwand vor ihr.

Zuletzt, da der Zug an den unfertigen und verwahrlosten Lehmhäusern des Sonderlings am Breiten Busche sich verlangsamte, um auf der Kurve unter dem Feldberge der Weser zuzustreben, konnte Cornelius nicht länger an sich halten; er ließ das linke Fenster herunterfallen und lehnte sich weit und tief atmend in den Regen hinaus. An der Wahlsburg, am Zwersberge, am Heuberge, an Lippoldsberg und am Reinhardswalde war nichts geändert; Feld und Forst hatten sich nirgends gegeneinander verschoben, nur, zwischen Lippoldsberg und Bodenfelde lag

jetzt, aus hohem Schlote schwer rauchend und aus niederen Schornsteinen der Werkhütten Dampf und Brodem ausstoßend, eine große Fabrik, von der er nichts wußte, von der der Vater ihm auch gar nichts geschrieben hatte. Er sah, während schon die Holzladerampe vom einfahrenden Zuge erreicht war, noch einmal zurück, ob er sich vielleicht geirrt habe, ob etwa Bauermeister mit seiner Leistenfabrik nur größer gediehen sei. Aber Bauermeisters kleines Werk lag unauffällig und fast mit der Gegend verschmolzen am alten Platze, mit der neuen unruhigen Fremdheit hatte es gewiß nichts zu tun.

Unterdessen hielt der Zug vor dem Bahnhofsgebäude, Nelius warf sich nicht hurtig herum und suchte nicht mit ungeduldigen Augen den Bahnsteig ab, sondern er tat sich fast scheu zurück, griff den Schiffersack mit dem aufgemalten weißen Namen und das geringe Handköfferchen und war dann hinaus. Er ging scheinbar gleichgültig, und ohne sich nach rechts und links zu wenden oder umzublicken, auf das Gebäude zu und durch das Gebäude wie einer, der als Fremder kommt, in Wahrheit gleich alles bemerkend. Vor dem Gebäude auf der Treppe ein wenig nach links, um den Verkehr nicht zu stören, setzte er Sack und Koffer nieder und verharrte. Aber Melsene hatte sich nicht auf dem Steige und nicht im Saale befunden und konnte trotz allem Zuwarten aus den schwingenden Türen hinter dem Zaudernden wirklich nicht heraustreten. Wenn indessen Melsene nicht heraustreten konnte, so bestand auch für den Vater, für Görge Friebott, solche Möglichkeit nicht, denn am Zuge hatte auch er sich nicht gezeigt, und daß der Vater zu einer Ankunft oder Abfahrt sich verspätete, das geschah nicht. Cornelius Friebott stand gegen Sinn und Verstand, doch auch ohne große Unruhe eine geschlagene halbe Stunde auf der Treppe. Am Ende der halben Stunde nahm er die Bündel auf und trat wieder in den Vorraum. Er klopfte am verhangenen Gepäckschalter, bis der Beamte

öffnete. Die beiden jungen Männer waren sich fremd. Ob jenem Herr Friebott von der Guten Hoffnung zufällig bekannt sei, und ob Herr Friebott an diesem Morgen auf dem Bahnhofe gewesen sei; eigentlich wollte er beifügen, zum Zuge von Northeim. Nelius spürte auch große Lust, dieselbe Frage Melsenens wegen zu stellen. Der Beamte merkte nicht, daß er einem halben Spiele diene, er antwortete höflich, Herr Friebott sei nicht dagewesen. Nelius tat einen andern Blick in die Wartesäle. Der Regen tröpfelte nur noch ganz leise, als er den Umweg der Fahrstraße wählend, rüstigen und kräftigen Schrittes von dannen ging.

Er machte an der neuen Fabrik halt, er stellte auch gleich, als sei er eigens zu einer Besichtigung gekommen, das Gepäck auf die feuchte Erde. Er begann unter kopfschüttelndem Hinundher, dabei ihn Gelächter und Anrufe von der Fabrik aus nicht störten, Versuche zu machen, wie diese Fremdheit dem Zwersberge und dem Hahneberge und der Sticklenhalbe und dem Weserbogen und dem Kahlberge und der Kuppe vor Nienover und dem Feldberge und dem Schwülmetale, ja der ganzen aufgestörten Natur des Bramwaldes und Sollings- und Reinhardswaldes anstehe. Das Gebaren des Reisenden hätte jeden Beobachter als närrisch angemutet; das Erstaunen und Gelächter wäre ärger gewesen, wenn sie ihn hätten reden hören zu jedem Berge und Naturmale einzeln: „Wat seggst dou dartau? Wat seggst dou nu tau saune Dinge heier unner dek? Ja, heier minne unner össik?"

Ein anderer kam die Straße und hing sich ihm an, da zog Cornelius weiter. Der andere sagte mit Beziehung und hochdeutsch redend zu dem vermuteten Fremden: „Das ist eine schöne Fabrik, sie machen da Holzessig und solcherlei. Hier könnten viel mehr Fabriken gebaut werden. Der hohe Schornstein ist in zwei Monaten hingebaut worden." Es störte ihn nicht, daß Nelius kaum antwortete. Als sie schie-

den, wo die Lippoldsberger Landstraße abzweigt, sagte der Begleiter: „Auf Ihrer Reisetasche ist ja Friebott geschrieben, Sie sind wohl mit Friebotten von Jürgenshagen verwandt und gehen zu Besuche?“ – „Dort bin ich verwandt!“ erwiderte Nelius.

In Lippoldsberg wurde er zweimal angesprochen. Eine alte Frau sagte: „Bist du verreist gewesen und kehrst du jetzt zurücke?“ Und ein Mann, der ihm die Bergstraße hinauf an der Seite blieb, fragte: „Friebott? Friebott? Da bist du Görgen Friebottens Sohn, nech? Cornelius ist dein Name. Ja, bist du nun von der Marine entlassen? Und warum kommst du nicht im Marineanzuge nach Hause, wie andere tun?“ Cornelius antwortete, sein blaues Zeug habe er im Sacke.

Zwischen Lippoldsberg und Jürgenshagen schafften genug Leute im Felde; nur traf es sich, daß sie alle immer etwas entfernt waren vom Wege und den jetzt raschen Gänger, der den Sack mit der Aufschrift auf die Schulter geworfen hatte, nicht erkannten.

Zur Oberförsterei blickte Nelius oft hinauf, die grünen Fensterläden schienen samt und sonders geschlossen. Er wunderte sich selbst, als er dann plötzlich vor dem Elternhause anhielt. Daß Anne Friebott in rechtem Arbeitsgange sei und in den zweieinhalb Jahren nicht viel an zufassender Kraft eingebüßt habe, wäre für jeden zu vernehmen gewesen, dem das Maß ihrer Bewegungen vertraut war. Nelius klinkte die Türe auf und kam über die Diele in die Küche. Er sagte: „Guten Tag, liebe Mutter!“ Anne Friebott drehte sich geschwind um, es schien, als wolle sie auf ihren einzigen Sohn zulaufen und ihn umarmen, aber ihr fiel ein, daß sie vor allem die Hände säubern und abtrocknen müsse, da wandte sie sich dem Kumpe und dem Handtuche zu. Sie rief: „Junge, ich habe gar kein Mittagessen für dich! Junge, du hättest dich anmelden müssen, du hättest doch eine Postkarte schreiben können!

Und der Kuchen von neulich ist auch altbacken geworden; wie kann sich ein Kuchen eine Woche und darüber halten?" Auf diese Weise redete sie sich in einen scheltenden Ton hinein, der ihr selber ärgerlich und empfindlich war, wenn-schon er über die Unbeholfenheit des Herzens hinwegtrug. Nach anderthalb Stunden, während Nelius unruhig das Haus durchstrich und ausblickend vor dem Tore stand und mit Fragen und Antworten ab und zu ging, breitete sich doch eine reichliche Mahlzeit auf dem Tische in der Stube. Für sich selbst hatte Anne Friebott nichts hingestellt, sie wies des Sohnes halb scherzhafte, halb unsichere Bitte mitzuhalten bestimmt zurück. Sie habe nun erst recht keine Zeit und im Augenblick auch keinen Hunger und untertags esse sie ihr Teil immer zwischendurch in der Küche. Sie ließ aber gegen ihre Gewohnheit die Türe offen von der Stube zur Küche und nötigte ihn häufig von der Türe aus und brachte auch noch eine Schüssel mit frischen Pfannkuchen herein; und da nun Mutter und Sohn getrennt und ohne die Notwendigkeit waren, sich bei jedem Satze anzusehen, kam ein langsam treibendes Gespräch zustande.

Nelius hatte in seiner Kammer, in die Ecke geschoben, den Webstuhl entdeckt, der in früheren Jahren auf dem Hausboden gestanden hatte, er fragte: „Was geschieht mit dem Webstuhle, Mutter?" Anne Friebott antwortete: „Je nun, an den schlimmen Wintertagen, wenn es nichts ist mit dem Bruche, muß Vater eine Arbeit haben. Es bedeutet einen schlechten Verdienst, sie bezahlen zwei eine halbe Mark für die Steige, aber ein Verdienst ist es doch." Nelius fragte: „Und da muß unser Vater jetzt weben?" Vielleicht klang irgendein Nebenton aus der Frage, denn Anne Friebott kam eigens an die Türe zur Entgegnung, sie erklärte: „Vater muß die Arbeit nehmen, die sich bietet und die er zu tun vermag, er kann sich nichts aussuchen!" Danach gewann sie eine Weile die Führung im Gespräche. Sie sagte: „Bei Siecke in Hilwartswerder

ist nichts frei für dich. Vater hat Siecken wohl darum gebeten, und Siecke möchte dich, was das angeht, gern nehmen, indessen hat er schon jetzt nicht genug Beschäftigung für sich und die beiden Lehrlinge." Sie sagte: „Wir haben eine schlechte Zeit, und ich weiß selbst nicht, woher das kömmt. Alle Dinge werden teuerer. Wie soll man dagegen aufkommen? Und unser Vater und ich werden doch nicht jünger." Sie sagte, und es war aus der wohl leise mäkelnden, aber zögernden Stimme heraus zu hören, daß sie sich zurückzuhalten trachtete: „Habe ich euch damals nicht gewarnt, ein Treppenbauer und Kunsttischler sei genug für das ganze Tal? Doch Vater wollte, daß du deinen Willen hättest. Nein, ich wende nichts ein gegen euch beide und auch nichts gegen deinen Fleiß und nichts gegen deine Fertigkeit. Sondern das ist alles in Ordnung, nur ist hier weit und breit für dich nichts zu holen." Sie sagte: „Damals hat Vater mir geantwortet, und ich weiß es noch ganz genau, wir könnten dich an der Weser niemals nicht festbinden. Ja, nun bist du dreieinhalb Jahre von Hause fortgewesen, weil du gerne zur See fahren wolltest, und auch darin hat dich Vater unterstützt. Ich dächte, es wäre kein allzu großes Verlangen, daß du hiernach ein wenig bei uns bliebest; denn, wenn ich neulich in der Kirche den Metropolitan auslegen hörte, es hätten die Eltern ihr gutes Recht, doch das Recht der Kinder sei nicht schlechter, so meine ich, wir sind zuletzt beide füreinander da. Oder was haben wir sonst?"

Als sie sachter und schon im Selbstgespräche wiederholte: „Denn was haben wir sonst?" und dann schwieg oder nur noch unverständlich in sich hineinmurmelte, hörte Nelius auf zu essen und blickte auf die leere Türe; er sagte nach einer Weile: „Mutter, ich bin heute zurückgekommen und will doch jetzt bleiben." Da antwortete sie aus der Küche: „Nun, das ist gut", und das Murmeln verstummte.

Nelius spürte, daß eine Gelegenheit gekommen sei. Er fragte: „Mutter, was gibt es Neues in Jürgenshagen und hierum?“ Anne Friebott entgegnete: „Neues? Was soll einer da erzählen? Sondern, wann du fragst, werde ich antworten, wo ich etwas weiß!“ Und Nelius fragte bei errötendem Gesichte und einem plötzlich unverständig und unverständlich schnellen und fast schmerzhaften Pochen des Herzens: „Mutter, wie ist das? Mutter, ist der Forstmeister gestorben? Mutter, an der Oberförsterei sind, so scheint es, alle Läden geschlossen. Mutter, sind sie denn wieder nicht da? Mutter, wer besorget die Bienen — der Forstmeister hatte doch so viele Bienen — wenn er mit auf Reisen oder fort oder gar gestorben ist?“ Anne Friebott antwortete: „Das weiß ich nun nicht mit den Bienen!“ Da strengte sich Nelius sehr an, und verlangte, was gewiß keine schwierige Frage hätte sein dürfen: „Mutter, wie steht es mit Melsenen?“ Ob die strenge Anne Friebott zunächst dachte, ihr Sohn wisse dies und das, und es sei nicht ziemlich, daß er sie, seine Mutter, in solcher Angelegenheit aushole? Sie nahm sich Zeit mit der Antwort, und dann klang es unwirsch und wegwerfend: „Ernst Balmatz hat sie jetzt genommen.“ Sie wunderte sich, als Nelius gleich in der Türe stand und heftig zurückgab: „Mutter, Mutter, sie hat doch ihn nicht lieb gehabt, was ist da geschehen?“ Und sie fragte ihrerseits: „Hast du von alledem nichts gehört?“ Danach geschah es, daß beim Abtragen des Essens und Abräumen des Tisches, während Nelius zwischen den kleinen Fenstern hin und her wechselte und in die neuen Regenschauer hinausstarrte, ihm Anne Friebott beinahe altjüngferlich und mit sehr sparsamen Worten, aber in leidlichem Zusammenhange, das Schicksal von Melsenen Volmar erzählte.

Sie sagte: „Warum haben sie das Mädchen alleine herumfahren lassen? Tut das jemals gut?“ Sie sagte: „Wo eines nicht gehörig arbeiten muß, für das liegt die Ober=

försterei zu weit aus dem Wege, und seine Hungrigkeit nach der Welt wird zu groß hier oben am Walde.“ Sie sprach und deutete: „Die beiden Frauen haben nicht dahinauf gepaßt; wenn eine immer so wegblickt in die ferne Welt, so muß sie sich vergucken.“ Sie sprach: „Bei allem, das nun kommt, war ich doch nicht bei, und es gehört auch solches Gespräch schlecht zwischen Mutter und Sohn!“ Sie sagte: „Pfingsten vor einem Jahre war sie wieder zu Hause, da schwatzten die Leute, es sei etwas verkehrt. Sie ist auch zum ersten Male nicht zu mir gekommen.“ Sie sagte: „Sie hat sich also mit ihrem Vetter, mit dem Hinkefuß, eingelassen, das schöne, gerade Mädchen. Aber, da er es hätte gutmachen sollen, hat er sich hingelegt und ist gestorben.“ Sie sagte: „Sie ist Jahr und Tag nicht wieder hiergewesen, und das Kind hat auch keiner gesehen, und nun hat sie der Ernst genommen, der Schlaks, der ihr so lange nachgegangen ist, ohne daß sie ihn wollte.“ Sie sagte: „Ja, er hat sie eben in Kassel geheiratet, und sie wird ja nun da unten gut wohnen; und es kann jeder drüber denken, wie er mag.“ Sie sagte hart: „Zu meiner Zeit aber, Geld hin und Geld her, hatten es die Mädchen danach so leicht nicht wieder gut.“ Sie sagte spöttisch und tippte ihn auf den Rücken, daß er zusammenzuckte unter der plötzlichen Berührung: „Mir scheint, es hätten sie noch manche andere genommen mitsamt dem Kinde, und mir scheint gar, du wärest wohl darunter, du Dölmer!“

Sie erschrak aber doch, als sie ihren Jungen ohne weitere Antwort stöhnen hörte; und zum Nachmittagskaffee um drei Uhr brachte sie ihre Tasse mit herein und trachtete durch lebendige und teilnahmsvolle Fragen nach äußerem Geschehen Görgen Friebott nachzuahmen. Sie hatte sogar an ihrem Kleide und Haare gerichtet. Nur Anne Friebott hatte das heitere Plaudern wirklich nie gelernt, und sie fühlte sich feige und pflichtvergessen, wenn sie nicht ihren Kampf gegen die vielen Sorgen ihres Hauses zu jeder

Zeit und bei jeder Gelegenheit führe. Sie ward bei Rede und Gegenrede alsbald wieder auf den Gegenstand zurückgeworfen, der sie seit Wochen oder Monaten beschäftigte, nämlich, auf welche Weise der Sohn daheim zu einem vernünftigen Verdienste kommen könnte. Als nun Nelius, da er ihr zuletzt gehorsam und eintönig die Heimfahrt von Wilhelmshaven nach Bodenfelde schilderte, die neue Fabrik erwähnte, die mitteninne zwischen den drei uralten Sachsenwäldern aus dem Landschaftsbilde die Heimlichkeit geraubt habe, sagte sie unachtsam und ungerührt: „Siehe, an diese Möglichkeit für dich habe ich noch nicht gedacht! Wie hat es nur geschehen können, daß ich die Fabrik vergaß?“ Sie beklagte im selben Atem, daß ein Enkel von Förster Dilling jetzt womöglich Fabrikarbeiter werden solle, bestimmte jedoch: „Morgen mußt du gleich hingehen, Cornelius, und mußt dich erkundigen!“

Am Abend fiel beinahe ein verspäteter Sonnenstrahl in das Sachsenhaus. Dies war, als in Dämmer Görge Friebott unerwartet des Weges erschien und an seinem Schritte und an der Haltung des Hauptes wohl zu erkennen war, daß er nicht um Krankheit oder um eines Unfalles willen aus dem Bruche weggegangen sei. Cornelius Friebott machte sich ihm entgegen; und die ausschauende Anne Friebott beobachtete, daß die beiden Männer sich nicht nur die Hand gaben, sondern daß Görge im freien, dämmerigen Felde die Arme auseinander tat und daß der Junge beinahe in die Arme hineinsprang. Sie waren rasch wieder auseinander vor gegenseitiger Scheu und vor der Scheu der offenen Weite, jedoch hub Görge sofort mit einem Sprechen an, aus dem Wort für Wort das helle Lachen floß. Nur es dauerte nicht lang, denn da er in die schon verdunkelte Diele trat und dort der Frau und dem Sohne erzählte, gegen Mittag sei durch Rede von einem zum andern die Kunde von der Ankunft des Jungen zu ihm gedrungen oder richtiger die Nachricht, daß der Junge sich

in dem Morgenzuge von Northeim nach Bodenfelde befunden habe, und also habe er des Abends doch zur Nachprüfung einfach herüber gemußt, merkte er einen nur unkräftigen Widerhall. Und wenn er etwa dachte, in der Stube und beim Erscheinen der Lampe werde sich alle Freude erfüllen, so geschah das auch nicht, sondern sie saßen alle drei im Innersten gedrückt, obgleich Anne Friebott aus uneingestandenem Schuldgefühle mehr als sonst redete.

Nach dem frühen Aufbruche, den Mutter und Sohn mit dem frühen Arbeitsgange des Vaters entschuldigten, versuchte Görge von seinem Weibe zu erfahren, ob es Unliebsames gegeben habe oder ob ein Zufall ihm verschwiegen werde. Anne Friebott sagte: „Was fällt dir ein, der Junge ist müde von der Nachtfahrt, und ich bin müde, und du bist es auch.“ Sie konnte nicht unterlassen beizufügen: „Wenn der Junge im Tale gar keine Arbeit findet, so bleibt doch nichts übrig, als daß er mit dir zum Königsberge geht, und das beste wäre, wenn du recht bald mit Schulzen sprächest.“ Görge antwortete: „Mit mir auf den Königsberg? Mit mir auf den Königsberg? Mit mir auf den Königsberg?!“ Und es war ein Aufschrecken und ein sehnsüchtiges Glück und eine starke Erschütterung in seiner Stimme, und der bisher niemals laut gewordene Vorschlag hinderte ihn noch mehr am Einschlafen. Während Görge Friebott in diesen frühen Nachtstunden, in denen er anderes erwartet hatte, nämlich frische Augen und Gelächter und unerhörte neue Kunde aus fremden Ländern, das Schicksal seines Kindes begrübelte, fiel es ihm nicht ein, daß sich an ihm das Wort erfülle: „Ein Mann wird seinen Vater und Mutter verlassen und am Weibe hangen.“ Dem Heimkehrer war es aber an diesem Tage so gegangen, daß nicht nur der Körper, sondern auch die Seele das Weib verlor, das ihm von Kind auf vorbestimmt schien.

Wie es die Art der tropischen Fieber ist, daß sie leichtlich noch einen weiten Weg zurückspringen auf das Opfer und dabei sich auch vor dem reinen Klima nicht scheuen, sondern gern rufen lassen von einer Erregung des Herzens, ward Cornelius Friebott in dieser Nacht überfallen. In der Mitte der Nacht schien es dem Fiebernden, die Kammertüre öffne sich und Melsene träte ein. Er setzte sich sofort aufrecht im Bette und hörte sie deutlich erklären: „Ich habe dich dennoch am liebsten gehabt, das sollst du immer glauben und behalten." Und des Morgens, als das Fieber abgefahren war und seine Mutter sich entsetzte vor seinem zerfallenen Gesichte, trug er noch Melsenens Stimme im Ohr, und noch langehin klang sie nach.

An den nächsten Tagen pochte Cornelius Friebott die umliegenden Ortschaften ab wegen Arbeit. Er fragte allerwärts und ließ allein die Faßbinderei aus. In der neuen Fabrik hatten sich so viele Menschen gemeldet, die daheim und im Tale bleiben wollten, daß zwanzig bis dreißig eingetragene Anwärter dem Neuankömmling vorausstanden. Außer Hilfe bei der Ernte, darum dieser und jener wegen der vielen Regen und der drängenden Eile ersuchte, tat sich keine Gelegenheit auf, da half Cornelius Friebott bei der Ernte mit fleißigen und starken Armen, aber still und verschlossen und finster zum Erschrecken. Am Sonntage kam Ilsabeth Rödden bitten, daß er bei ihrem Vater mittäte. Sie sagte, nachdem sie einig geworden waren: „Nelius, du solltest jetzt ein bißchen mit mir spazieren gehen." Es gelang ihr, den Zögernden zu bestimmen, und sie führte ihn in den Wald und redete die ganze Zeit mit einer mutigen Lustigkeit auf ihn ein. Beim Rückwege gerieten sie zum Steine oder führte sie den Mann entschlossen darauf zu. Sie sagte: „Nun setze dich einmal, Junge!" Und sagte: „Du brauchst dich nicht so scharf nach rechts abzuwenden. Melsene ist noch nicht da unten eingezogen. Sie

reisen beide noch in der Welt herum. Und das Kind kommt gar nicht mit her." Und sagte: „Das weiß ich wohl, daß du sie immer gern gehabt hast, und Ernsts Frau ist sie sicher nur in der Not geworden, denn was sollte sie machen, und du mußt dich jetzt darein schicken!" Und sagte leise und blickte weg von ihm: „Manche Menschen haben einen andern schwer lieb und ganz umsonst!" Es war gerade, als wenn Nelius alle diese Zureden nicht höre. Ilsabeth fühlte sich aber deshalb nicht gekränkt, sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit und lachte von neuem, als sei nichts geschehen, und sagte: „Nelius, du närrischer Junge, nun bist du am Erzählen!" In der Tat erzählte und schwatzte sie fortwährend; und wenn er es versucht hätte, mehr als eine Bemerkung hin und wieder hätte er gar nicht anbringen können.

Nach zwei Wochen sagte Görge Friebott zu seinem Sohne: „Bei uns im Bruche wird einer gebraucht, und Schulz hat mich gefragt, ob ich niemand wisse; der Lohn ist gewiß nicht weither zu Beginn, indessen soll es schnell mehr geben, und namentlich, wenn er ein fleißiger und anstelliger Arbeiter ist." Görge Friebott hatte seit vierundzwanzig Stunden überlegt, wie er dies Gespräch am geschicktesten anbringen könnte; vor fremde Leute gehörte es nicht, und auch die Mutter wollte er durchaus vermeiden. Jetzt fand es in der Stube statt am Sonntagnachmittage; Vater und Sohn hatten am Morgen noch beide in der Ernte geschafft. Die Mutter kam aber unterbrechend herein, da wartete Görge, bis sie gegangen sei, und fing dann noch einmal an: „Mir scheint fast, du bist nur als Schuljunge auf dem Königsberge gewesen, und den Bruch, darin wir jetzt arbeiten, kennst du gar nicht. Die Krukenburg liegt gerade gegenüber, und die Luft über dem Diemel ist kräftiger als in unserem Wesertale." Er wagte keine weitere Anpreisung, weil der Junge zunächst gar nichts antwortete; er dachte: „Vielleicht hätte ich ihm damit wirk-

lich nicht kommen dürfen. Und daß Schulz mich gefragt habe, ist ja auch gar nicht wahr; ich habe Schulzen gebeten, und wenn der Junge das erfährt!?"

In einem weiten Abstande entgegnete Nelius: „Für acht Tage habe ich noch Hilfe versprochen in der Ernte, darüber hinaus habe ich nichts versprochen, und wo einer zu rechnen anfängt, kommt bei der Erntehilfe allerdings sehr wenig heraus."

Görge Friebott ließ sich an der Erwiderung genügen. Und obgleich ihm der Gedanke, daß sein Sohn wirklich ein Steinschläger werden solle, um sich augenblicks im Tale halten zu können, gewiß noch schwerer war als der eigene erste Gang in den Bruch, begann sein Herze sich dennoch leise zu freuen; er spann den Faden aber nicht weiter und schwieg auch stille vor seinem Weibe.

Am nächsten Sonntage berichtete Anne Friebott von zwei Aufforderungen zum Grummete, die ihr im Orte für den Sohn mitgegeben worden seien. Beide Eltern waren erstaunt, als Nelius erklärte, er könne nichts mehr annehmen, er habe inzwischen selber mit Schulzen gesprochen wegen dem Königsberge und andern Morgens werde er mit dem Vater ziehen.

Das war eine seltsame Frühe, die Vater und Sohn zur Arbeit führte. Görge Friebott schlug vor, bei Hilwartswerder überzusetzen, gegen seine Gewohnheit; er meinte, ohne daß er dies aussprach, damit sie beide alleine wären. Zuletzt entschieden sie sich, wiederum ohne gegenseitiges Eingeständnis, knapp vor der Fährstelle bei Lippoldsberg zu zögern und erst rufend aus der Nacht herauszutreten, wenn das Fährboot schon jenseits einknirsche. Der Fährmann Philipp zankte, doch holte

er sie über. Eine Zeitlang mäßigten die Vorausfahrer ihre Schritte, um die Nachzügler aufzunehmen. Während die anderen noch zu merken waren, gingen Vater und Sohn langsam. Hinter dem Waldenserdorfe Gewissenruh verloren sich der andern Schritte, und da waren an dem lauen Herbstmorgen nur noch die Hähne von Gewissenruh und Wahmbeck zu hören und die Hunde vom Forsthause und beim Einbiegen in das Holz und bei dem vorsichtigen Gange über die Richtpfade nur die erste Morgenbewegung des Waldes. Auf dem ganzen Wege verharrten Vater und Sohn fast wortlos, wenn einer nicht anrechnet, daß Görge hin und wieder auf irgendeine besondere Schönheit der Nacht und des Himmels und der Natur hinwies, auf den Glanz eines Sternes, auf die Lindigkeit der Luft, auf geheimnisvolle Waldlaute, als wie ein verständiger und stolzer und glücklicher Besitzer. Trotzdem also die Worte zwischen ihnen fehlten, spürten beide, wie es unausgesetzt zwischen ihnen hin und her fließe; aber den Vater, der sich seinem Schicksal seit vielen Jahren gebeugt hatte, und der auch die eigenwillige und harte und nüchterne Anne Dilling nicht zur Mutter hatte, berührte das Geflute nur freundlich. Cornelius Friebott dagegen blieb zuweilen stehen, nicht als Folge einer Überlegung, sondern in einer Art bösen Aufschreckens, wie ein Tier sich unversehens weigert, wo es den Todesweg anderer Tiere wittert. Wenn der Sohn anhielt, tat Görge Friebott ohne Frage das Gleiche, bis sein Kind sich von neuem voranbewegte.

Der Herbst dieses Jahres erfüllte viel mehr als sein grämlicher, früher Verspruch. Auf den kühlen und regenreichen August und den unsichern halben September folgte eine ungestörte lange Reihe von Sonnentagen; die Menschen um Reinhardswald und Bramwald und Solling und natürlich weit hinein in die deutschen Lande sagten, einen solchen durchleuchteten Oktober habe es selten gegeben. Es wurden die spätesten Bohnen reif und trocken; die vielen

Traubenbündel an den Hauswänden, darauf schon Verzicht geleistet war, strafften sich noch einmal und schmeckten zuckersüß. Mit vorzeitig durch die anhaltende kalte Nässe vergilbten und toten Blättern ging es so zu, daß sie durch frisches Laub wieder ersetzt wurden; ja, an manchen Stellen trat das Wunder oder der Irregang, wie man das nun nennen will, einer doppelten Baumblüte ein, und die Rosen und Stauden gar konnten sich in späten Blumen nicht genug tun. Es war voller Herbst und voller Frühling in einem, Herbst fast ohne Nebel und Schmutz und ohne das kalte Erschauern der Abende und Frühling mit der Farbenkraft eines erlebten Sommers.

In diesen schönen Wochen gedieh die Arbeit im Bruche zur Freude wie fast jede Arbeit unter freiem Himmel. Wenn Cornelius Friebott den Schutt einlud und karrte, um zweieinhalb Mark zu verdienen in vielen Stunden, wenn er seinen Vater stehen und Spitzen, Keil- und Kröneisen führen sah, so schien alle diese Mühe Beiwerk; und daß sie lebten und zusammen wären in solchen Prächten und solch frischem Atem der Natur schien das Eigentliche. In den Frühstücks- und Mittags- und Vesperpausen und an den Feierabenden in den Steinbuden entwickelte sich auch sofort ein eifriges, lebensfrohes Gespräch unter den vierzig Mann. Neben den Weserleuten waren Lohngänger von weither, denn ungeachtet der späten reichen Laune der Witterung wurde Arbeit für die Deutschen knapp in diesem Jahre und wurde auf sehr fernen Wegen gesucht. Von den Fremden waren ihrer drei außerhalb Deutschlands gewesen, in Holland der eine, in Amerika der andere, in England der dritte. Diese Gereisten setzten sich und den jüngeren Friebott in Bewegung, und wann die Erzählungen und Berichte und Anmerkungen weltfahrig segelten wie wohl zu beobachtende Fahrzeuge auf dem weiten Meere, dann verstand Görge Friebott, nun völlig beglückt, ermunternd und lobend und verständig fragend zu bewirken, daß die Segel gefüllt und

blank blieben. Und die Spannung der Hauer und Arbeiter war so groß, daß niemals so wenig Schnaps hinaufgetragen und in den Steinbuden getrunken wurde und sich mit dem Steinstaube zum Lungen verzehrenden Gifte mischte, und daß der letzte Kerl sich ein kleines Feiertägliches zutat in Haltung, Sprache und Wesen, um vor der Gemeinsamkeit zu bestehen.

Aber wo kann der wunderlichste Herbst mehr als eine gemessene Zeit dauern? Und wo erträgt der alltägliche Mensch, sich fortwährend recken zu müssen? Sondern Wetter wie Mensch hängen am gemeinen Maße, und, wenn es sich scheinbar überwinden ließ, sein Siegestag ist gewiß.

Eines Morgens waren ob dem Bruche und ob Weser und Diemel und Deutschland nicht heller klirrender Frost oder weißer einschläfernder Schnee da, sondern die endlosen kalten Schlagregen, die unaufhörlichen Westwinde, der ewige hoffnungslose, graue Himmel, dabei die Sonne der vergangenen Tage sogleich vergessen wird.

Als die Belegschaft zwischen zwölf und eins, Mittag machend, beieinander hockte in der heißen Bude und das heute stille Essen fast herunter war und ihre feuchten Arbeitskleider dunsteten, fielen unter den Älteren Worte über die Arbeit, daran sie beschäftigt waren. Einer sagte: „Wie will Schulz die Pflastersteine und Bordsteine und Gesimssteine, die für Amerika bestimmt sind, jetzt zu Tale rücken? In diesem Jahre ist es vorbei.“ Ein anderer sagte: „Aber er hat gestern Weserböcke heranbringen lassen, sie sollen bei Carlshafen festgemacht liegen.“ Ein Dritter sagte: „Was Weserböcke? Es sind noch nicht einmal genug Steine gebrochen für den ganzen Auftrag.“ Ein Vierter sagte: „Er hat den Auftrag für Amerika gewiß nicht für solch unvernünftig kurze Zeit angenommen.“ Ein Fünfter sagte: „Das ist alles eins mit der Zeit, er hat es mir selbst gewiesen, die Weserböcke will er füllen. Denn er schafft

die Steine nach Bremen hinab und dort werden sie von Gelegenheit zu Gelegenheit in Seeschiffe getan als Ballast, und nach Amerika wird da gar nicht Fracht darauf bezahlt, sondern die Schiffe geben fast noch was zu. So hat er mir das vorgestellt."

Dies war das kurze Gerede unter den Fertigarbeitern; danach, als es schon wieder schwieg, sagte einer von den Älteren mehr zu sich als zur Runde: „Daß wir hier im Reinhardswalde nun Steine mit dem Keile abstoßen und brechen und bekanten, darauf die Leute in solcher Ferne laufen und damit sie sogar bauen ..." Und zu dem Amerikaner hin tat einer mit schläfrigen Augen an der rauchenden Mutzpfeife vorbei die Frage: „Sie haben so keine dauerhaften Sandsteine in Amerika, was?" Da lachte der Gefragte verächtlich auf: „Sie haben genug Steine drüben und dauerhaftere als wir!"

Und gerade als Görge Friebott aufhorchte und eine Unterhaltung erwartete, die in den ersten Winterunmut den Sommer und die Abenteuerlichkeit ferner Welten brächte, und auch mit einer anlockenden Frage seinerseits einspringen wollte, fuhr der Amerikaner fort: „Ja, sie haben genug Steine, nur so dumme Menschen als wir hier sind, die haben sie freilich nicht." Er schwatzte bei zunehmendem Stimmenaufwande weiter und fand rechts und links bei den Steinbrucharbeitern laute und durch Gegenrufe aufgebrachte Beipflichter und Unterstützer; und es war, als wenn an einem Abhange ein Stein losgerissen wird, der den ersten Rundsprung tut, aufschlägt, scheinbar verharrt, aber schon anderes Gerölle löst und mit diesem — Rundsprung, Fall, Hemmung und zuwachsender Polterstrom — eine ganze Berglehne in Unsicherheit, in Gefahr, in Verwüstung setzt.

Ja, man könne am treffendsten sagen, mit der Dummheit des deutschen Arbeiters würden drüben und anderswo die Straßen gepflastert und Häuser gebaut; und auf dieser

Dummheit des deutschen Arbeiters trampelten die fremden Leute richtig herum. Ohne daß sie den deutschen Schlemihlen etwa Dank dafür wüßten. Worin hätten sie auch zu danken? Denn lägen drüben die Steine nicht reichlicher als hier? Um so viel reichlicher als die Staaten größer seien als Deutschland und noch ein halb Mal mehr dazu? Nur auf die Steine käme es eben gar nicht an, es käme an auf das, was Menschenhand aus dem rohen Gesteine zurichte. Hinübergesandt werde die billige deutsche Arbeit; die sei die wirkliche Handelsware, daran erst Schulz verdiene und dann die Besitzer der Weserböcke und dann die kaufenden Unternehmer und dann alle Zwischenleute bis hin zu amerikanischen und schwedischen Pflastermeistern. Aber dadurch, daß sie nun hier im Bruche und in ganz Deutschland billiger und länger schufteten, nähmen sie durch solche Narrheit fremden Menschen, die vernünftiger wären und ein besseres und gesicherteres Leben für sich und Weib und Kind verlangten, die Gelegenheit. Und es sei längst so, daß der dumme Deutsche durch sein geringes Fordern und seine verfluchte Bedürfnislosigkeit die Arbeiter der westlichen Welt zurückhalte und an das abgestreifte Elend erneut festzubinden trachte. Und eben deshalb möge keiner den Deutschen leiden.

Und er schrie fast den Engländer und Holländer an: „Mag uns einer leiden? Mag uns der Engländer leiden? Mag uns der Holländer leiden?“ Und beide antworteten: „Nein! Woher? Gewiß nicht. Die deutsche Lohnschinderei ist ihnen zu Tode verhaßt. Das können sie an uns nicht vertragen, daß wir uns so billig quälen lassen.“ Da erklärte der Amerikaner und tat recht dick und aufgeblustert: „Solange der deutsche Arbeiter noch ein Stückchen schlechte Wurst zu fressen hat, ist er zufrieden. Das darf nicht sein; schon der große Ferdinand Lassalle hat gesagt: ‚Eure schlechte Lage kommt nur von eurer verdammten Bedürfnislosigkeit. Ihr sollt euern Anteil am Leben fordern.‘“

Nach diesen Worten gaben verschiedene das Zeichen zum Aufbruche, und sie traten ihr Werk im Schlagregen wieder an. Die älteren, die Steinhauer, schafften alle ganz ungewohnt schweigsam vor sich hin mit ihren Werkzeugen. Die meisten Steinbrucharbeiter dagegen warfen die Schaufeln und Spitzhacken jedesmal aus den Händen und stürzten die Schubkarren grob und klirrend und benützten jede Gelegenheit zum Lärmen, als müsse einer dem andern nun beweisen, daß er ein nicht geringerer Lümmel zu sein vermöge.

Am Abend, als vom Holländer auf seiner Umschicht die Arbeit des Koches getan und das Essen fertig war, zeigten sich unter den Rückbleibenden, denn die Nahewohnenden gingen heim, zwei Parteien. Die Parteien bekämpften einander noch nicht, nur waren die einen zu einer Redeschlacht deutlich bereit, und fast jeder von ihnen schien als Gehilfin wie von ungefähr seine Schnapsflasche gefüllt erhalten zu haben.

Mitten aus dem Trinken heraus sagte der Amerikaner zu dem nüchternen Kreise der Steinhauer: „Ihr da, ihr müßt das recht verstehen, ihr kommt vom Lande hergegangen, und manche von euch könnten fast noch als Bauern leben. Wie es aber auf dem Dorfe zugeht, das weiß man doch auch und gut genug. Ihr stellt keinen Anspruch, als zu essen und zu schlafen und zu arbeiten, und wenn ihr dazu das Kreisblatt lest, samt dem Sonntagsmuckerboten, so scheint euch das Hurra und genug. Wir aber, aus der neuen Zeit, wir verlangen mehr. Erstens verlangen wir, daß das Leben nicht immer von der Hand in den Mund gehe, sondern daß wir einen Halt und Boden und eine feste Aussicht gewinnen; zweitens verlangen wir, daß uns nicht die letzten Kräfte des Leibes und des Geistes ausgepreßt werden, sondern daß auch uns etwas überbleibt, das Dasein zu genießen; und drittens, und das ist immer wieder ein und dasselbe, muß die ewige Angst des Arbeiters

vor den Gespenstern der Krankheit, des Todes, der Verdienstlosigkeit und der Gefahr aufhören!"

Und er sagte ohne jede Frechheit des Tones und ein wenig klagend, und es war noch keineswegs Rührseligkeit vom Getränke her: „Ihr könnt mich alle ansehen, das bleibt doch wahr, daß ich auf das fünfzigste Jahr hingehe und daß ich eben nichts anderes bin als ein Steinbrucharbeiter, und daß ich mit Aufräumen und Abstemmen im Akkord und mit Steinrücken es auf drei Mark im Tage zu bringen vermag. Hauer kann ich nicht mehr lernen, weil ihr selber sagt, daß einer als Junge anfangen muß. Ich habe aber als Junge angefangen, meine Arbeit zu verkaufen, ich habe Tag für Tag und Woche für Woche und Jahr für Jahr meine Arbeit und Kraft verkauft in ganz Deutschland herum und in den Staaten, und was habe ich gewonnen? Und bei euch werde ich gewiß nicht bleiben; denn ist das hier ein Leben bei Nässe und Schiet im Walde, von Montag bis Sonnabend? Unser ganzes Leben ist kein Leben nicht, aber euer Leben hier mögt ihr alleine führen!"

Danach wurden die Trinker bald lauter, und ihr meister Schwatz wurde rasch ganz töricht und spürbar angelernt und zugetragen.

Görge Friebott saß erschreckt wegen der großen Änderung. Ihn quälte, daß Nelius kein Wort der Mißbilligung aussprach, obgleich er unter den Gleichaltrigen ein Ansehen genoß. Er sah immerfort nach seinem Jungen. Er dachte: „Nein, mitsaufen, das wird er nicht, nein, niemals; aber wenn er nun auch auf diese Weise mitspräche, wenn er von der Fremde her auch eine solche Meinung mitgebracht hätte!?" Seine Furcht steigerte sich und seine Gedanken verliefen sich so sehr, daß er sich schließlich vorredete: „Wenn der Junge einmal tränke, das Gift stößt ein gesunder Körper heraus, und es ist ihm das Getränke eklig danach; aber der neue Schwatz sitzt in einem Men-

schen wie mit Angelhaken, er reißt Herz und Seele entzwei, bevor einer ihn los wird."

Als Görgens Augen und Ohren sich wieder der Belegschaft zuwandten, begannen die Unzufriedenen gerade das Lied vom unlieben Soldaten zu singen und zu grölen. Zwei Mann machten auf einer Mundharmonika die Begleitung.

„Ich bin Soldat, doch bin ich es nicht gerne,
als man mich nahm, hat man mich nicht gefragt;
man schleppt' mich fort, hinein in die Kaserne,
gefangen ward ich, wie ein Wild gejagt.

Ja, von der Heimat, von des Liebchens Herzen,
mußt' ich hinweg und aus der Freunde Kreis;
denk' ich daran, fühl' ich der Wehmut Schmerzen
fühl' in der Brust des Zornes Glut so heiß."

Görge horchte den Worten nach, die er nicht kannte. Am Ende der zweiten Strophe entstand eine kurze Pause. In die Pause hinein sagte er: „Das ist doch nicht wahr, das ist doch für keinen von euch wahr!"

Indessen achtete niemand des Einspruchs, die Musikanten setzten wieder ein und die Gesellschaft sang und grölte weiter:

„Ihr Brüder all, ob Deutsche ob Franzosen,
ob Ungarn, Dänen, Ruß- und Niederland,
ob grün, ob rot, ob blau, ob weiß die Hosen,
reicht euch statt Blei zum Gruß die Bruderhand."

Görge Friebott suchte wieder seinen Sohn. Daß diesem die Liedworte samt der Wiedergabe nicht gefielen, war unschwer zu erkennen. Er hielt den Kopf bei hochgezogenen Knien an die Budenwand gedrückt und hatte nun die Lider geschlossen, und der Mund von Anne Friebott in seinem Gesichte war eigentümlich verzogen; die Zähne mußten auf-

einander gestemmt sein, denn die Nüstern standen ihm weit auseinander. Görge Friebott blickte fort und blickte wieder hin, und blickte fort und blickte zurück. Er fühlte sich trotz der Ablehnung des Jungen über dessen mögliches Sinnen nicht beruhigt. Ihm fiel ein, daß seit der Abfahrt des Achtzehnjährigen nach Wilhelmshaven, nein, daß wohl von dem Tage an, da der Junge wußte, er müsse in die Lehre und könne nicht werden, was er wolle und wie sie es beide miteinander gehofft und genährt hatten, er, der Vater, und er, der Junge, zwei getrennte Seelen hätten.

In dieser Nacht, in der finsteren, warmen, männerdurchdünsteten Bude rang Görgen Friebotts Seele mit Gott; sie betete eines jener unseltenen, langen Menschengebete, die etwa mit der Beschwörung beginnen „Sonne, steh still!", aber gesetzte Worte danach oder überhaupt von Anfang nicht finden, sondern aus leidenschaftlicher, am Schicksal zerrender und gegen das Schicksal sich auflehnender Unruhe bestehen. Wie kann aber die große himmlische Gebundenheit dergleichen segnen? Sondern die Sonne muß aufgehen und untergehen und wieder aufgehen; und alles Lebendige muß sein Wesen erfüllen, Mann und Frau und Vater und Sohn und Gott und jedes Herze, und auf dem Wege der Erfüllung trennen sich die Bahnen unabänderlich. —

Beim Heimkommen am nächsten Wochenende waren Vater und Sohn nicht zusammen. Anne Friebott gab den Gruß des eintretenden Mannes flüchtig zurück und fragte sogleich: „Georg, was ist das mit unserem Sohne?" Wenn eine Frage vorsprang und fast den Gruß verdrängte, dann wußte Görge Friebott, daß die einsame Frau, die keine Verwandtschaft in der Nähe hatte und unter den Dorffrauen keine nahe Freundschaft besaß, seit Tagen unter einer Bürde ging; und nicht der verschwendete Gruß kränkte ihn, viel mehr wurde sein Gefühl warm, daß er ihr dann und wann notwendig sei und auch helfen könne. Aber an

16*

diesem Abend traf ihn Art und Frage wie ein Stoß. Er sagte: „Was soll sein? Was ist denn?"

Da schüttete Anne Friebott aus, was sie bedrängte. Im Orte, aber auch schon in Hilwartswerder und auch in Lippoldsberg werde erzählt, auf dem Königsberge hätten die Roten jetzt die Oberhand, und das käme von den Fremdlingen, und Cornelius Friebott sei nicht weniger dabei; die anderen Namen würden verschieden oder gar nicht genannt, aber immer und überall werde der Name Friebott genannt.

Auf die ganze, lange Klage antwortete Görge Friebott nichts. Nur daß er ein bleiches und verstörtes Gesicht bekam, das konnte die Frau wohl sehen. Sie sagte böse: „Ja, du schweigst nun stille. Ist das keine Schande für uns, ist das keine Schande für dich, ist das keine Schande für mich, ist das keine Schande für ihn? Und für deine toten Eltern und für meine toten Eltern?" Da stimmte Görge Friebott tonlos zu: „Gewiß ist das eine Schande!" Und weil der Mann nun hilflos saß auf der Bank und die Tasse warmen Kaffees nicht anrührte und ganz leer ins Zimmer sah, da konnte Anne Friebott nicht anders, sie setzte sich neben ihn, und ohne Willen, denn mit Willen tat Anne Friebott dergleichen nie, geriet ihre Hand langsam in die seine; und wortlos und fast stumpf und fröstelnd saßen die alternden Leute beieinander und dachten, wie wenig ihnen geglückt sei, und fühlten sich von Gott geschlagen.

Und Anne und Görge Friebott übertrieben nicht, denn, wenn einer damals sich in diesem Tale als Roter angab oder Anlaß gab zu solcher Nachrede, dann wurde dies wirklich als Makel für ihn und sein Haus empfunden; und der Abscheu kam am meisten von dem Flegelwesen der neuen Genossenschaft her und wurde viel weniger von der ungeschickten Abwehr hochfahrender Gegner veranlaßt. Die alten und die durch gegenseitige Beobachtung vorsich-

tigen Dorfmenschen fühlten, es geschehe eine heimtückische Sünde an jedem Menschenleben, wenn Ehrfurcht und Andacht so billig zerstört würden.

Anne und Görge Friebott dachten beide nicht daran, daß ihres Jungen Name viel weniger um irgendeiner Parteigängerschaft willen ausgesucht sein möchte, als weil niedere Naturen die Gelegenheit erfaßten, den drei reinlichen, stolzen und sonderlichen Menschen von der Guten Hoffnung eins zu versetzen und ihnen den Zwang ihrer Gegenwart einmal zu vergelten. –

Es war eine ungeschickte Stunde, da Görge nach geringer Ruhe und nach fernerem zänkischen Gerede Anne Friebotts seinen Sohn stellte. So lang er noch lebte, hörte er die eigene, befremdlich heftige Sprache wieder, und die Heftigkeit schien ihm letzte Hoffnungen zerstört und letzte Lichter ausgelöscht zu haben; niemals flog ihn ein Ahnen an, daß sie seinem Kinde nicht weniger zur Befreiung gedient haben könnte und also seinem zaudernden, schwerblütigen Geschlechte verholfen habe, die Wegekehre endlich und schneller zu gehen. Aber auch für Cornelius Friebott war der Tag ungut, er hatte knapp vorher erfahren, daß Melsene mit dem angetrauten, wohlhabenden und rundum nicht besser als im Knabenalter geachteten Jugendgenossen heimgekehrt sei und daß die junge Frau kaum wiederzuerkennen wäre. Alle Bitterkeiten waren wach, daß er nun Sonntag für Sonntag hinüberblicken solle auf das Haus, wo sie einem, der schon in Jugendzeiten ein Harlekin gewesen sei, angehöre, und daß ihr zugetragen werden solle, aus ihm, aus Cornelius Friebott, sei nach den Pfarrerplänen auch nichts weiter als ein Steinbrucharbeiter geworden, und daß er ihr früher oder später doch einmal begegnen müsse.

Er stand vor der Türe mit unruhigen Augen. Nebeneinander meinte er den lockenden, frischen Duft ihres gepflegten Mädchenhaares und den klammen Schnapsdunst

der Steinbude zu merken. Er überlegte, was jetzt und was später geschehen solle, und der Gedanke „Aufunddavon, aufunddavon!“ besaß ihn schon, ehe Görge zu ihm heraustrat und das Gespräch begann.

Bei anderer Gemütsverfassung hätte er sich vielleicht besser verteidigt und hätte ein solches Verwundern über die zugemutete Zusammengehörigkeit mit dem Amerikaner und andern Lärmbrüdern und Schiffbrüchigen gezeigt, daß Görge Friebott stutzig und vorsichtig geworden wäre. Aus seiner Vergrämtheit heraus antwortete er gereizt und viel entschiedener als ihm zumute war.

Daß er zu den Roten gehöre, das habe er bisher nicht gewußt. Aber es gebe Rote, die Rechtes wollten, das wisse er allerdings, und vielleicht auch recht hätten. Rüpelwesen gereiche ihm bestimmt nicht zur Freude, indessen springe da wieder die Frage auf, was die Menschen verkehrt und vielleicht auch zu Rüpeln mache. Wo einer die Tiere ansehe, so würden diese boshaft bei falscher Behandlung. Da es aber nun so sei, daß die besten Roten behaupteten, sie wüßten den Weg, darauf der Not und Dürftigkeit in jeder Gestalt ein Ende bereitet werden könne, und darauf, was Menschenantlitz trüge, gesund und harmonisch zu werden vermöge, so sei es vielleicht gut, wenn er sich ernstlich und allerdings anderswo umsehe, wie sie es verstünden; denn dazu sei er doch jung, um auf neue Wege zu achten.

Nein, Görgen Friebott wurde nichts erspart. Als am wiederum folgenden Wochenende sein Sohn Schicht machte, war der Bruchmeister zugegen. Der Bruchmeister sagte zu dem alten Friebott: „Dja, wenn Ihr Sohn nicht von selbst wegginge, dann hätte ihn Herr Schulz in der nächsten Woche abgelohnt, das hat mir Schulz noch zugerufen.“ —

Der Abschied auf der Guten Hoffnung war dieses Mal ein Abschied wie in der stumpfesten Arbeiterwohnung. Die guten Geister des Hauses rührten sich nicht, sie schienen

wie weggebannt. Cornelius Friebott und die Mutter und Cornelius Friebott und der Vater schoben die Hände ohne Druck ineinander nach Art der Armut, der Gleichgültigkeit und Niedrigkeit. Niemand geleitete den Sohn zur Bahn, als er nach Westfalen hineinfuhr, um dort Arbeit zu suchen.

Nach Cornelius Friebotts Weggang machte Ilsabeth Rödden von sich reden in Jürgenshagen. Sie erklärte jedem und überall und mit einem beinahe zornigen Eifer, der junge Friebott sei kein Roter; wenn er aber einer sei, dann stecke hinter der roten Angelegenheit etwas anderes als Schimpf auf den lieben Gott und auf Deutschland und den Kaiser und den Landrat und den Pfarrer und den Bürgermeister und Förster und Gendarm und die Soldaten und selbst Schulzen und die Reichen, denn Cornelius Friebott sei der echteste Bursch an der Oberweser.

Und Nelius hatte doch Ilsabethen nicht einmal Fahrwohl gesagt.

Das Echo dieser Anwaltschaft drang nach einer Weile bis in die Gute Hoffnung oder vielmehr einzeln zu Görgen und Annen Friebott. Sie sprachen zusammen nicht davon, aber jedem von ihnen wurde das müde Gesicht hell, wenn er das Rödden-Mädchen sah.

Cornelius Friebott drückte auf den breiten Schellenknopf neben dem Eisengepförte des Bochumer Gießwerkes. Im Türhüterhause, an dessen Außenwand und tiefer im Hofe gehorchte ein Läutewerk; zum Erschrecken geschwind und emsig rasselten die Klöppel an ihre Glockenscheiben. Die schmalste Türe öffnete sich federnd und gab keinen andern Laut, als wie wenn im Dienste das Schloß eines Gewehres aufgerissen wird. Ein paar Schritte hinein wartete der Pförtner an einer Art Schalter. Cor-

nelius Friebott grüßte: „Kann ich hier eingestellt werden als Modelltischler? Das will ich fragen"; er reichte ohne weiteres die Papiere hin. Der Pförtner sah den reinen, festen Umschlag an und den schlanken Fremden. Er antwortete ebenso knapp: „Dort ist der Warteraum! Die Papiere muß ich zum Abteilungsleiter bringen."

Der Obermeister kam schnell. Er sagte ein bißchen spöttisch: „Sie wollen in die Modelltischlerei? Sie haben noch nie auf Modelle gearbeitet. Sie haben bei einem Treppentischler gelernt, Sie haben ein Jahr als Geselle gearbeitet, Sie haben in der Marine gedient, dann waren Sie im Bruche, weil es angeblich zur Zeit keine Tischlerarbeit in Ihrer Heimat für Sie gab. Ob Sie für uns zu brauchen sind?" Nelius entgegnete: „Herr Obermeister, ich kann die Arbeit machen!" Der andere prüfte noch einmal die Ausweise, er sprach dabei: „Wenn einer eingestellt werden will, kann er jedes Ding gut machen." Daß er seinen Mann nötig brauche, klang durch den spöttischen Ton hindurch. Der folgenden Musterung hielt Nelius gelassen und höflich stand. Da sagte der Obermeister Satz für Satz scharf getrennt, aber alles rasch hintereinander: „Der Abteilungsleiter sieht gern, wenn Leute aus Ihrer Gegend und aus richtigen Dörfern eingestellt werden. — Er meint, ihr brächtet was Besonderes mit. — Ich will Sie probeweise nehmen. — Gehen Sie zu dem untersuchenden Arzte. Das ist Bedingung. — Sie treten dann übermorgen an um sechs Uhr. — Wenn Sie eine Erklärung nötig haben, auch wegen der Unterkunft, die gibt Ihnen der Pförtner!" An der Türe hielt er inne: „Rote können wir hier nicht brauchen. — Hetzreden dulden wir nicht. — Sollten Sie zu der Gesellschaft gehören, dann stellen Sie Ihre ganze Sammlung von Nachgeschwatze jeden Morgen draußen vor dem Tore vorsichtig ab. Ich rate Ihnen das gut." — Er kam, ehe das Schloß hinter ihm vollends zugeschnappt war, noch einmal herein. Er sagte und blickte an dem Arbeits-

sucher vorüber: „Die Papiere gehören Ihnen doch, und irgendeine Gefälligkeit ist nicht dabei?" Cornelius Friebott machte ein verblüfftes Gesicht, aber er bestätigte ruhig seine Rechte; da sagte der andere: „Na ja, es ging mir nur durch den Kopf. Und ein Feiner, der's einmal probieren will am eigenen Leibe, sind Sie also nicht? Denn die soll's neuerdings gelegentlich geben."

Der Pförtner nannte ungefragt die Arztwohnung. Er fügte hinzu: „Sie sind doch in Bochum fremd. Sie können auf zweierlei Weise wohnen. In Logis bei Privat wie anderswo, oder du kannst auch in der Kaserne wohnen. Die Kaserne gehört mit zum Werke. Und das haben sie beim Werke am liebsten, wenn die Leute dort Unterkunft nehmen. Es schlafen immer so acht bis zehn Mann auf einer Stube, und eine Kantine ist im Hause, und der Eßsaal, das mögen Sie schon glauben, der ist vornehm, und ein Akkordion steht darin und spielt beim Essen, und in der Kaserne ist's am billigsten, und du hast keine Mühe mit Suchen und niemals Ärger mit den Weibsmenschen. — Nur ist die Kaserne nicht immer so beliebt, denn sie ist nicht so heimisch. Und wenn Sie in Privat wollen, da haben sich auch gute Gelegenheiten bei mir aufgeschrieben, ganz wie Sie mögen, von einer Mark bis zwei Mark fünfzig, alles ist vorhanden." Er schien bei fortwährendem Wechsel zwischen Sie und Du zu einem weiteren Schwatze Lust zu haben, vielleicht, weil auch er an dem Arbeitsucher eine Ungewohnheit spürte, die er gern aufgeklärt hätte. Cornelius dankte ihm, er sah sich die Liste nicht an und sagte nicht, daß er in die Kaserne ziehen wolle. Der Türhüter folgte, er öffnete die kleine Pforte mit der Hand, statt sie aufspringen zu lassen vom Schalter aus. Als Cornelius Friebott sich umwandte, um den Eingang und die zurückliegenden Werkgebäude, nun da er mit ihnen verbunden wäre, noch einmal zu betrachten, sah er, daß der Pförtner ihm nachblickte. Er fuhr sich erstaunt über die

Schultern des guten Anzuges und griff rückwärts an den Kragen, doch an Rock und Hosen und Stiefeln schien alles so gut in Ordnung wie bei der Prüfung vorher. Es fiel ihm beim Nachdenken die seltsame Frage des Meisters ein: „Ein Feiner, der's einmal probieren will am eigenen Leibe, sind Sie also nicht?" Er sagte sie halblaut vor sich hin und lächelte dazu, und antwortete sich selbst: „Probieren am eigenen Leibe will ich's freilich!"

Er hatte noch eine leise und neue Freude an diesem Tage, der Arzt sagte: „Sehen Sie zu, daß Sie aus Bochum denselben ordentlichen Körper wieder herausbringen in Ihre Felder und Wälder zurück!" Der Arzt wurde überhaupt gesprächig nach der Untersuchung; er erkundigte sich, wo Jürgenshagen und Lippoldsberg und Hilwartswerder lägen, von woher die Orte zugänglich seien, und wie es aussehe an der Oberweser. Er sagte: „Ja, ich komme selbst vom Lande, und als ich ein Junge war, und das ist nicht so entsetzlich lange her, da wußte ich gar nicht, was ein Fabrikschornstein sei." Und er fragte: „Warum kommt ihr nun alle hergelaufen in den Ruß und Staub?" Cornelius sah ihm in die Augen: „Warum sind Sie fortgegangen von zu Hause, Herr Doktor?" Der Arzt sagte: „So, Sie wollen den Spieß umkehren! Aber ich habe mich gewiß nicht aus Liebhaberei davongemacht, sondern weil ich keines reichen Mannes Sohn bin, und weil ich arbeiten muß, um zu leben, und weil zu Hause kein Platz mehr war für mich, und aus keinem anderen Grunde." Cornelius Friebott sagte: „Ich kann Ihnen dieselbe Antwort zurückgeben, weil zu Hause kein Platz mehr war für mich und aus keinem anderen Grunde!"

Vom Arzte aus ging Nelius zum Bahnhofe, um das eingestellte Gepäck abzuholen und sich dann umzusehen nach einer Bleibe. Er sah ein paar Wohnungen an, in denen Schlafgäste und Kostgänger aufgenommen wurden, und stand alsbald doch ratlos auf der Straße, weil ihn Enge

und Treppendünste und Lärm und das gezieferhafte Auf- und Neben- und Übereinander in den Häusern erschreckte. Ein Kind zeigte ihm die „Kaserne", aber es war das Kost- und Logierhaus des Bochumer Vereins und nicht des Bochumer Gießwerks. Nach einer Weile fand er ohne Hilfe das richtige Gebäude. Er bat den Hauswart, ob er sich die Zimmer ansehen dürfe. Der Hauswart rief: „Ansehen?! Ansehen?! Gehören Sie her oder gehören Sie nicht her?" Cornelius Friebott wies den Einstellungszettel vor und die Bescheinigung des Arztes, da nahm ihn der Hauswart mit. Er zeigte ihm im ersten Stocke eine Acht-Mann-Stube und bestimmte: „Der Nächste kommt hier rein. Die Stube ist eben mit sechs Mann belegt." Von den sechs Mann war nur einer im Zimmer, der schlief auf seinem Bette, denn er hatte bei Nacht Schicht, die anderen viere waren auf Arbeit. Das Zimmer glich genau einer Kasernenstube, nur daß niemand meldete; Spinde standen zwischen den Eisenbetten, ein Tisch mit derben Holzstühlen stand in der Mitte, die Wände waren grauweiß, ein paar schwarze Gasarme ohne Glas und Schirm staken von der Decke, und die unteren Scheiben der Fenster waren mit blauer Deckfarbe undurchsichtig gestrichen. Zimmer und Bettzeug schienen reinlich und ordentlich; Betten übereinander wie in Wilhelmshaven gab es nicht. Nelius verlangte, auch den Eßraum und die Kantine sehen zu dürfen. Der Hauswart sagte mißmutig: „Den Saal will ich Ihnen meinetwegen noch zeigen ... Die Kantine ist nebenan," er knurrte beim Dahinschreiten durch die beiden Gänge. Auch die Gänge waren grau wie Kasernengänge, und daß dem Scheuerwasser Karbol beigegossen werde, war überall bemerkbar. Am meisten störten die ungleich blau getünchten Scheiben. Im Saale war der Versuch gemacht, der groben Nüchternheit ein wenig abzuhelfen durch ein großes Instrument mit blitzenden Spielereien daran und durch die drei Kaiserbüsten und durch die Bilder der Heerführer aus dem Einigungs-

kriege. Im Saale waren die Fenster blank und durchsichtig und von Vorhängen eingerahmt. Während Nelius in den stark erwärmten Raum blickte, setzte jemand von rückwärts das Akkordion in Bewegung, es begann hurtig mit Trommel- und Beckenschlägen und hellem Geklingel. —

Eine Viertelstunde später kam Cornelius Friebott wieder von der Straße herein. Bei unschlüssigem Auf und Ab hatte ihm geschienen, es sei für ihn und sein Wesen die geräumige, unpersönliche Häßlichkeit des Logierhauses immer noch besser als die beengten anderen Gelegenheiten. Nüchternheit und Häßlichkeit schienen von Schule und Kaserne angefangen nun einmal dort zuzugehören, wo junge deutsche Männer sich verpflichtet fühlen sollten, und vor Enge, Geruch und Schmutz hatte das sicherlich etwas voraus.

Er sagte zum Hauswarte: „Ich möchte aufgenommen werden." Der Wart antwortete ärgerlich: „Wenn Sie es vorhin oben in der Stube gesagt hätten, hätte ich Ihnen Bett und Spind gleich zugeteilt." Er ließ den Neuling eine gute Stunde warten, danach machte er umständlich die Eintragung, wies auf die Hausordnung hin und trachtete polternd darzutun, daß innerhalb dieser Mauern er Befehlsgewalt habe.

Von den fünf Mann der nach Feierabend heimkehrenden Belegschaft kümmerten viere sich nicht sonderlich um den Zugekommenen. Sie traten einzeln ins Zimmer. Zwei fragten: „Zu welcher Abteilung gehörst du?" Zwei erkundigten sich, woher er käme. Die viere sagten nichts weiter, sie begannen sofort, sich zu waschen, zu kämmen und herzurichten. Der fünfte holte ein Brot und einen Topf mit Schmalz aus dem Spinde, setzte sich ungewaschen an den Tisch und aß hungrig und häßlich. Er war redseliger als die anderen, er bedachte bei vollen Backen erst diese mit seiner Unterhaltung, dann, als sie auf und davon waren, erklärte er: „Sie haben jeder ein Mädchen!"

Er versuchte jetzt den Fremden auszuholen, er wandte sich, als ihm dies nur schlecht gelang, weiter schwatzend dem sechsten zu, der gähnend vom Lager aufstand; als auch der sechste hinaus war, warf er sich halb angezogen auf das Bett und schnarchte bald. Da ging Nelius hinunter in die Schenke und sah und hörte wie aus großer Ferne denen zu, die dort Karten spielten und sonst ab- und zugingen.

Am nächsten Morgen wäre er am liebsten mit den andern zur Arbeit gezogen, aber er wagte es nicht recht, einen Tag vor der gesetzten Zeit anzutreten. Er tat also noch einmal in der Frühe eines Werktages gutes Zeug an und beschloß, die Stadt gehörig zu betrachten; und da bei ihm selbst die Lust nur gering war, malte er sich aus, sein Vater befände sich an seiner Stelle. Er spielte sich durch ein paar Stunden richtig in den Vater hinein und borgte gar von ihm und in Liebe zu ihm während dieser Zeit etwas unbefangene Heiterkeit und Freude an den neuen Bildern. Den Vater nachahmend trieb er es so weit, daß er sich im Vorüber in die Stadtbücherei hineinfragte und dort Einblick in eine Schrift über die Stadt verlangte, damit er nicht starr und stumpf den Dingen vorüberlaufe, sondern auf ihren Sinn und Hintergrund aufmerksam werde.

Es war am jungen Vormittag in der Arbeitsstadt von Kohle, Stahl und Eisen kein anderer Leser im Bücherzimmer, deshalb fiel er samt seinem Wunsche dem Büchermanne auf. Der Bibliothekar sagte: „Was wollen Sie wissen? – Sie haben nichts davon, wenn ich Ihnen Darpes Geschichte Bochums gebe, denn mehr, als daß meine aufspringende Heimatstadt einst ein Dorf war und Bokhem geheißen hat und in alten Tagen an das Erzstift Köln kam und von diesem an die Grafen von Kleve und Mark und durch Erbschaft wiederum an Brandenburg, werden Sie aus den drei Bänden nicht herauslesen und sicher nicht

mehr behalten. In dem ganzen Orte ist auch nur die Peter-Paul-Kirche mit dem Perpetuaschreine aus vergoldetem Kupfer alt."

„Aber bei uns", und er ließ die Faust leicht auf den Tisch fallen, „bei uns kommt es einmal auf die alte Zeit nicht an, es sei denn auf jene, da der liebe Gott im Rheinisch-Westfälischen Steinkohlenbecken die Kohle und den Eisenstein zusammen wachsen ließ; sondern hier und rundum graben und schmieden und gießen wir und unsere Kinder deutsches eisernes Brot für die vielen, die Brot auf den Feldern nicht mehr ernten können, und das ist eine neue und ist die notwendigste Arbeit, und also ist hier alles Gegenwart und Zukunft. Wenn wir hier alt sind, dann sind wir nichts mehr wert."

„Rauchlose Essen und frierende Hochöfen sind keine Denkmäler; und abgebaute Zechen, verschlackte Halden, darüber ein rostendes Schienennetz, wahrhaftig, solches wäre das toteste Land!"

Und er lachte: „Wir aber leben! Tun Sie den Kopf hinaus, dann hören Sie es rauschen. Es rauscht wie das Meer. Aber jeden Tag rauscht es ein wenig stärker. Das sind wir, das ist unsere Arbeit! Und in der Nacht halten Sie die Augen offen hinaus, immer neu flammt es hinzu. Und ich sage wieder, das sind wir und unsere Arbeit. Denn immer mehr Menschen in Deutschland drängen zu unserem Brote; sie müssen zu unserem Brote drängen, zum Brote von Kohle und Eisen!"

Er fragte: „Wo sind Sie her? Was ist Ihre Beschäftigung?" Nelius antwortete: „Ich bin auf dem Lande daheim. Ich bin von Pfarrer- und Bauernherkunft. Aber zum Pfarrer reichten die Mittel nicht, und zum Bauer reichte das Land nicht; ich selbst bin Handwerker, ich konnte in der Heimat mit meinem Handwerke nicht unterkommen, es sind ihrer zu viel, deshalb kam ich her, ich gehöre von morgen an zur Modelltischlerei beim Gießwerke."

Der Bibliothekar fragte beifällig: „Und da wollen Sie die Stadt verstehen, zu der Sie jetzt gehören? Das ist freilich recht und gut!" Jedoch Cornelius Friebott nahm das Lob für sich nicht an. Er erwiderte: „Ich dachte an meinen Vater, und daß er überall nach dem Zusammenhange trachtet, und daß er mich lehrte, die Bücher seien vornehmlich geschrieben, um die Zusammenhänge aufzuzeigen..."

Da sah ihn der Büchermann erstaunt an und sagte etwas hilflos: „Aber es sind nicht alle Zusammenhänge geschichtlich..." Und er fuhr viel bescheidener fort als vorher: „Ich will es Ihnen erzählen, so wie ich kann. Wir hier sind natürlich nicht der Anfang, so wenig wie das Ende; die zu Kohle gewordenen Wälder im Grubengebiete haben länger bestanden, als es Menschengestalt gibt. Nur sind die Kohlenflöze im Norden von Mergeln in wachsender Mächtigkeit überlagert, so daß sie bei Hamm erst sechshundertdreißig Meter tief und bei Beckum gar anderthalb Kilometer unter Tage erreicht werden können, und da kamen die Urgroßväter und Großväter mit ihren Hilfsmitteln nicht hin. Sondern sie begannen im Süden an der Ruhr, dort ließen sich die Stollen waagerecht in den Berg graben und die Kohle leicht gewinnen, und Friedrich der Große machte ihnen den Fluß schiffbar, und sie hatten eine gute und billige Fahrt in die nahe Welt, wenn auch nicht in die große Weite wie von Anfang an der Engländer, den wir an Förderung jetzt doch überflügeln. Jenes Anfangs halber redet man von Ruhrkohle und vom Ruhrkohlenbecken. Und damit haben sie einen ersten geringen Zusammenhang."

Und er sagte: „Als die Dampfmaschine erfunden war, kam man langsam von Süden nach Norden und trieb senkrechte Schächte durch den Mergel der siebenzig bauwürdigen Flöze und lernte die Schächte durch Auspumpen vom Ersäufen und von den Wassern bewahren. Und dann gediehen die Eisenbahnen zu Hilfe und schoben sich hin, wo

sie verlangt wurden, und rollten die Kohle ab; und danach lernten die Gruben die sehr schwere Lehre, daß es eine Torheit sei und ein deutscher Schaden, wenn eine die andere bis zur fortwährenden Zubuße bekämpfe, und die Zusammenlegungen benachbarter Zechen und die Preisvereinbarungen begannen. Das ist das nüchterne Lied von der Kohle."

Und er lächelte: „Ja, es ist ein Lied, wenn selbst viele die Musik nicht hören. Aber vom ganzen Gesange ist es nur ein Teil. Eisen heißt die zweite Strophe und Stahl die dritte, die drei gehören zusammen. Als mein eigener Vater in Westfalen ein Kind war, wurden in wenigen Holzkohlenhütten ein paar arme tausend Tonnen Roheisen aus Rasenerzen herausgeschmolzen. Aber als sie zwischen den Kohlenflözen die Kohleneisensteinlager entdeckten und als sie das Koks in die Hochöfen brachten, begann das grabende, glühende und schmiedende Land wirklich. Denn Kohle will zu Eisen und Eisen will zu Kohle, das ist der Drang der Zeit, und wo beide am besten beisammen sind, werden die stärksten Waffen und die schärfsten Werkzeuge und die mächtigsten Maschinen entstehen, und bedeuten so viel wie neue Erde; nur sie verschaffen Kleider, die andere Völker spannen, und Mehl, das auf Feldern anderer Staaten wuchs. Und haben wir nicht beides nötig?"

Und er sagte: „Als die Kohleneisensteine nicht mehr ausreichten, holten wir den Eisenstein der Nachbarschaft von Lahn und Sieg und Dill. Danach, als wir beim ersten Stahl der Bessemerwerke die phosphorarmen Erze brauchten, kauften wir in Spanien, Italien und Marokko Bergrechte und Förderungen, und wieder später bei neuer Erfindung konnten Lothringen und Luxemburg den Brauneisenstein und Nordschweden seinen Magneteisenstein liefern." Und er wiederholte: „Kohle will zu Eisen und Eisen will zu Kohle, und dieser Drang hält die ganze Menschheit in Bewegung; und etwas muß ein großes Volk haben,

Bauernland für Kinder und Kindeskinder oder Kohle und Eisen, aber mir scheint, zu Kohle und Eisen neigt die Herrschaft der Erde."

Und er sagte: „Sehen Sie, da drüben der Gründer des Bochumer Vereins lehrte vor dreiundvierzig Jahren den Stahl in Formen zu gießen, und Stahl heißt unsere letzte Kunst."

Danach redete er noch einmal von den vielen Menschen, die hier Nahrung fänden, und von den Menschenmassen, die in kommenden Jahren hier Nahrung zu finden vermöchten, und daß schon außerhalb der deutschen Grenzen, in Siebenbürgen und Belgien die Werber umherreisten und aufmerksam machten auf die Arbeits- und Verdienstgelegenheit im deutschen Nordwesten.

Cornelius Friebott verließ dankend die Bücherei. Des Vaters Art in ihm begriff durchaus, daß er diesen ihm neuen Dingen gegenüber ehrfürchtig zu sein habe, und nach des Vaters Art versuchte er beim Umherwandern sich behutsam anzulieben; wie etwa eines Menschen Gemüte von Kirchengebäuden Besitz ergreift, darin er seine Dienste tut, oder vom Walde, oder auch vom Meere. Aber nach einer Weile merkte er, daß hier Liebhaben seinem Wesen sehr schwer sein werde; nichts Heimliches und Schönes und Freies bot sich dem verlangenden Auge, es war nur schmutzig und laut und den Himmel verdüsternd und die Atemluft verunreinigend die angetriebene Arbeit überall zu sehen. Ihre gewaltige Ernte: die Brückenpfeiler und Spannbogen und Dampfkessel und Schwungräder und Eisenbahnwagen und Schiffsmaschinen und Geschütze und Ackerbaugeräte und Glocken, die standen nirgends in langen Feldern zusammen wie etwa durch Bauernmühe ersiegte Frucht.

Und sein eigener Trotz wachte auf und begann des Vaters Art auszutreiben. Er sagte verbissen: „Warum soll ich mich belügen? Den Büchermann und den Vor-

überfahrer und den entfernten müßigen Betrachter mag Größe und Riesenwerk erschüttern, und wer einer von den Planern und einer von den Führern ist, der mag in hellem Rausche schreiten und sich erkennen als neuen wirklichen Fürsten! Aber — und er stand mitten in der Straße still mit zornigem Gesichte und geballten Fäusten — aber, was geht das mich an, was geht das die an, die hier mit den Händen schaffen? Wer von ihnen ist hergekommen aus Liebe, wer von ihnen ist hergekommen aus Stolz? Sie alle haben die Not hinter sich gewußt und das Brot vor sich gesucht. Sie ziehen hierher von Osten und Westen und Süden und Norden, weil hier die Arbeit am sichersten zu finden ist. Und das tat ich ebenso! Es ist nur um Geld, es ist nur um Brot, es ist um gar nichts anderes, und ist auch gar nichts anderes für uns hier zu holen!" Und ihm fielen plötzlich die Pyramiden ein, und er dachte: „Ja, alle Welt ist ihres Ruhmes voll, und sie stehen die Jahrtausende; indessen welcher von den vielen Steinträgern hat sie bewundernd besonnen?" —

Während der Mittagsstunde wurde Cornelius Friebott von einem Verlangen gepackt, zur Post zu gehen und nachzufragen, ob ein Brief für ihn dort liege. Er schalt sich wegen solchen Einfalls. Wie sollte von den paar Briefen des Jahres einer gerade um Tageslänge hinter ihm dreingekommen sein? Das Verlangen hörte aber nicht auf, auch nicht, als er sich selbst verspottete, er sei schnell heimwehkrank geworden. Weil der arbeitslose Nachmittag ohne rechten Schlupfwinkel indessen trostlos lange vor ihm lag, gab er sich nach. Die Füße gingen gleich hurtig und straff, es war ein ganz anderer Schritt als zuletzt vor Mittag. Er merkte es erstaunt, und über das eigene Ausschreiten begann er zu lächeln und helleren Sinnes zu werden. Im Amte standen sechs Leute wartend vor dem verhangenen Fenster. Nach einer Weile kam er an die Reihe. Der Beamte sagte: „Für Friebott? Für Cornelius Friebott aus

Jürgenshagen? – Ja, da ist ein Brief für Sie von einer langen Reise."

Und die Schrift war Martin Wessels Schrift. Nelius erkannte die Marke des Kaplandes wieder mit dem Bilde der Hoffnung, er versuchte aus dem Stempel den Aufgabeort herauszubuchstabieren. Auf dem eiligen Rückwege zog er stets von neuem den Brief hervor, aber erst, als er oben in der menschenleeren Stube der Kaserne auf dem Bette saß, öffnete er den Umschlag und war dann gleich der Umgebung entrückt.

Martin Wessel schrieb wie immer, wenn er sich aufraffte zu dem Schreibgeschäfte, sehr viel; er drängte als emsiger Sprecher die Zeilen auf den Bogen und hatte gleichsam, und wohl auch in Wirklichkeit, den Sonntagsrock und einen ganz frischen Hemdenkragen an, bei frisch rasiertem Gesichte und dazu Sonntagsfreiheit und Sonntagsunabhängigkeit in der Stimme. Schon nach der langsam aufgenommenen ersten Seite war es dem Leser, als wenn der Freund an einem Feiertage leibhaftig zu ihm zu Besuche gekommen sei und laut rede und bald im Zimmer auf und ab hinke, bald stehe und eifrige Worte durch ein Zusammenschlagen der Hände begleite. Die Vorstellung wurde so lebhaft, daß Cornelius Friebott oft aufblickte von den knisternden Blättern nach jener Seite, wo Martin Wessel etwa stehe und sich bewege, und woher das Händeklappen schalle, und daß er dahin, nach Art ihres früheren Verkehrs, selbst zögernd und überlegend, aber jedenfalls durchaus in Bewegung gesetzt, laut antwortete. Er entschuldigte sich: „Ich wußte nicht, wo du wärest." Er sagte: „Ich will aber zugeben, daß ich in diesen Monaten und Wochen selten an dich dachte." Martin Wessel erzählte unbekümmert vorwärts: „Ich bin nun wohl zufrieden, daß ich den Schritt getan habe. Zwar ist hier ungefähr alles anders, als wir uns das vorstellten, und statt irgendwelcher Prächtigkeit fand ich bisher unge-

heure Ödheit vorherrschend, indessen steht an jedem Tage die leuchtende Sonne über den öden Bergen und öden Ebenen und die Freiheit ist riesengroß. Was Du nun wieder nicht verkehrt verstehen sollst. Denn, was sie allzu häufig bei uns in den Zeitungen und in den Versammlungen und am Biertische von englischer Freiheit vorbringen und einer dem andern nachschwatzen, das ist einfach Schwindel. Sie müssen nur nicht Soldaten werden zu ihrer Zeit, und Juden können es bei ihnen zu Offizieren und Ministern bringen, aber das nützt uns nichts, weil wir doch keine sind. Die andere Freiheit, die sie noch haben, ist, daß einer den andern möglichst wenig am Geldverdienen hindert. Wer sie nach ihrer Meinung im Geldverdienen stört, den mögen sie gar nicht leiden. Und deshalb haben sie die Buren nicht gern und wahrscheinlich auch uns nicht. Doch nun komme ich zur wirklichen wahrhaftigen Freiheit des afrikanischen Landes, und die heißt nichts anderes als mächtige Fülle des Raumes. Du kannst immerfort weiter, Du findest immerfort eine Gelegenheit, so ist das heut'. Und es gibt keine Schranke als das, was einer von sich aus nicht abkann."

Nach anderen Zeilen merkte Martin Wessels Wahrheitsliebe anscheinend, daß er in Sonntagslaune zu viel geprahlt habe. Er erklärte: „Nun ist das mit der Schrankenlosigkeit auch nicht wirklich richtig, sondern die Engländer, und am meisten die Döllmer unter ihnen, sind eben schnell bei der Hand zu denken, man esse ihr Brot weg; also wird man sie belehren müssen, daß sie ihren wirklichen Feind erkennen."

Cornelius Friebott lächelte: „Ja, Martin, nun willst du schon da draußen jemand belehren," er sagte es ganz leise, wie um einen wiedererschienenen Freund nicht zu verletzen.

Martin Wessel ließ viele bunte Fragen über Deutschland folgen. Am Ende, zwei Seiten vor Schluß, sprang der kecke Sonntagswind bei ihm um. Er beklagte sich über die Einsamkeit, er begann zu locken und zu rufen.

So schwerfällig und gepreßt das zwischen Männern möglich ist, aber ermutigt durch die weite Entfernung tat sich das Stück Herzensneigung kund, das er, der noch kein Mädchen lieb gehabt hatte und der wegen des Hinkefußes noch von keinem Frauenauge gesucht worden war, dem Gefährten aus der Heimat, dem einzigen Freunde, dem Sohne Görgen Friebotts trug. Er sagte in der Folge: „Ich muß fortwährend denken, wie wohl uns beiden sein könnte, wenn wir an dieser Stelle unseren Weg zusammen suchten. Es könnte jeder Sinne und Hände nach seinem Vermögen für sich selber brauchen, aber mit dem Rücken stünden wir jedes nötigen Augenblicks fest aneinander. Und auch brächte einer dem andern die Heimat zu. Es wäre, als spürtest Du Deinen Vater in der Nähe, denn Du und er, ihr habt uns damals zusammen geholfen, als selbst der alte Rossel meinte, er dürfe grob und hart werden; und es wäre für mich, als wenn mein Vater noch nicht ganz gestorben sei, weil er mit Dir als Junge gesprochen hat, außerdem kennst Du die Mutter und die Kinder."

Die ungewohnte Weichheit des Genossen neben der Schilderung besonnten Raumes fanden in des Hörers oder Lesers gepflügtem Herzen einen bereiten Boden. Drei- oder viermal ließ er den Brief vorüberklingen und meinte bald, er atme Meer und Teergeruch und lausche zwischenhin dem wochenlangen Gange der Schiffsmaschinen.

Beim dritten oder vierten Lesen merkte er, daß sich am Rande des einen Blattes noch dünne Zeilen hingeworfen fänden. In diesen Zeilen teilte Martin Wessel mit: „Mein Bruder hat doch zu schaffen angefangen und scheint den Windhund abgetan zu haben; er ist auf der Zeche Hessenglück bei Bochum und schickt angeblich Geld an Mutter."

Da lachte Cornelius Friebott hell auf: „Bei Bochum? Bei Bochum?"

Und das Leben schien ihm viel freundlicher als in den Stunden vorher, da er drängend und gedrängt zum Post-

amte lief. Er beschloß, den Bruder des Freundes ausfindig zu machen und zu besuchen. Er ging diesen Abend nicht mehr fort, sondern begann einen Antwortbrief an Martin Wessel, er schlief bald danach ein und war sehr frisch am Morgen bei Schichtanfang.

Der Meister sagte: „Nun heraus mit Ihrer Kunst!“ Cornelius Friebott antwortete: „Jawohl, Meister, wenn Sie nur am Anfang bedenken wollen, daß ich ein Kunsttischler bin und kein gelernter Stellmacher!“ „So“, sagte der Meister und zog die Brauen hoch, „so, soll es gleich mit einer Ausflucht beginnen?“ Aber Cornelius Friebott erwiderte: „Nein, Meister, ich will Sie nur nicht enttäuschen.“ Da wurde aus dem Spotte des Älteren fast ein Lächeln. Er holte die Zeichnung und hing sie selbst an die Bank und erklärte nicht ungeschickt dazu, was an den Modellen der Lager- und Zahnradteile, die dem neuen Arbeiter zufielen, sonderlich zu beachten wäre. Er sagte: „Wenn Sie's nicht gut können, stehen Sie keine Woche hier. Was wrack gemacht wird, wird abgezogen. Der Lohn ist Stücklohn. Wenn Sie's können, bringen Sie's auf fünf Mark. Das ist die ganze Abmachung und ist sehr einfach zu behalten.“

Nach einer Woche taten sich der Obermeister und der Abteilungsleiter nicht wenig darauf zugute, daß sie des neuen Modelltischlers Fähigkeiten entdeckt hätten. Der Abteilungsleiter sagte: „Frisch vom Lande, das ist das Rechte! Ich finde das immer wieder bestätigt. Die Leute haben noch den ruhigen Atem der Bäume und Felder in sich; was dagegen aus dem sterbenden Handwerk der Städte kommt, das ist die halbe Zeit übellaunig und stänkert die andere Hälfte. Wie verschieden stände es um unsere deutsche Arbeiterbewegung, wenn Bauernsöhne und Bauernenkel darin die Führung hätten und nicht neben Fremden die vergällten, wichtigtuerischen Spießbürger, und wie verschieden um Deutschland!“

Cornelius Friebotts Bank war in Zugluft und im wirbelnden Staube einer Fräsemaschine aufgestellt, als sollte der Atem der Bäume und Felder jeden Tag auf Kraft und Dauer geprüft werden. Cornelius Friebott kümmerte sich kaum darum, sein junger Arbeitssturm fegte. Nichts schien ihm etwas anzuhaben, der höchste Stücklohn schien ihm das einzige von Bedeutung, und neben dem Schaffen schienen reichliches, ungespartes Essen und Schlaf in fast allen Raststunden sein Leben auszufüllen.

Er meinte noch Wochen und selbst Monate nach Martin Wessels Brief, daß er viel und am meisten an diesen denke, ja, daß sich die Gedanken gleichsam festhielten an dem Freunde und an der Entferntheit und an besonnter öder Räumigkeit.

Es geht dann und wann mit einem Menschen zu, daß wachen Tages die Sinne und das Gemüte ihm ganz ruhig erscheinen und vollauf beschäftigt und ausgefüllt von den nächsten Sachen, aber in der Nacht verschwindet die ruhige Nähe. Ja, es geht zuweilen zu, daß der Schlummernde die ungelöste Aufgabe trägt und der Wachende den Leerlauf der Seele übernahm. Es geht zu, daß das Leben einer Seele völlig gespalten ist und nichts voneinander weiß.

Der Sachse in der Stube war der erste Anmerker. Als sie einen Abend zu zweit waren und beide schlafen gingen, sagte er in seinem weichlichen, anklägerischen Tonfalle: „Kamerad, nu quassele nich so viel in der Nacht!" Da Nelius im Abtrocknen des Gesichts gleich innehielt und hinübersah, fuhr jener fort: „Am Tage bist du ein stiller Mann, aber ich sage dir, im Schlafe bist du in solcher Bewegung, daß einem andern angst und bange werden kann!" Cornelius Friebott dachte: „Ach, er hat keine Lust

zu schlafen, er trachtet nach einem Gespräche, er will sich wichtig machen." Deshalb antwortete er geringschätzig: „Da weiß ich nichts von!" Aber gleich aus der Dunkelheit fragte der Sachse wieder her: „Kamerad, was ist das für ein Name, Melsäne? Den Namen habe ich noch nie gehört. Und was ist das für eine Insel, darauf so viele tote Menschen liegen, daß es einem ganz gruslich wird? Und wie kannst du so was gesehen haben, es is doch deine Lebezeit noch kein Krieg gewesen? Und einen Wessel kenne ich auch, der wohnt freilich nicht am Meere oder irgendwo in der Fremde." Cornelius Friebott hörte Wort für Wort, er erwiderte nichts. Er hielt erst den Atem an vor Erstaunen und Ratlosigkeit; dann, weil er sich vorstellte, die atemlose Stille möchte dem Wartenden verdächtig erscheinen, tat er schwere Züge und murmelte auch wie ein Träumender. Der Sachse gähnte wiederholt und schalt leise und mählich unverständlicher vor sich hin.

Cornelius Friebott lag an diesem Abend wach bis tief in die Nacht hinein. Die anderen Schlafgenossen kamen in zwei Abteilungen; sobald sie herein waren und Licht anrissen und während sie noch Meinungen wechselten, täuschte er jedesmal Schlummer vor, in Wirklichkeit wartete er, daß sie schliefen. Er überlegte immerfort: „Haben sie mich ebenfalls gehört? Was habe ich im Traume geredet? Wie ist so etwas zugegangen?" Die Sorge, daß irgendein Lapphans ihm also hineinzusehen vermöge in eine viel verschlossene Kammer, in die er für sich selbst nicht einmal Zutritt wollte, quälte ihn mächtig; die Scham brannte wie griechisches Feuer, dafür es kein löschendes Wasser gibt. Er bedachte nicht, daß er keinerlei Schuld zu verbergen habe und nichts, das einem andern, voll ausgesprochen, zum Reize dienen konnte; er bedachte es nicht, so sehr bäumte sich sein Stolz auf.

Am nächsten Tage suchte er Gelegenheit, mit dem Sachsen wiederum in der Stube allein zusammenzutreffen. Es

schien ihm, es sei notwendig, alles und jedes zu erfahren, was jener gehört haben könnte, ohne sich zu irgend etwas zu bekennen. Das ungestörte Zusammentreffen war nicht sonderlich schwer. Schwerer war die Gezwungenheit eines freundlichen Gesichtes, das jenen veranlassen sollte, aus sich herauszukommen. Am allerschwersten fiel es ihm, daß er, weil jener nicht den Faden aufnahm, ihn an den Anfang bringen mußte. Er sagte: „Gestern —, gestern abend, als ich schon einschlief, Mann, hast du da nicht den Namen Wessel genannt? Mir ist es heute morgen so vorgekommen. Mir ist so vorgekommen, du hättest mich in Beziehung auf einen Wessel irgend etwas gefragt, aber, Mann, ich war totenmüde, und ich weiß gar nicht, habe ich dir im Traume Antwort gestanden oder etwa nicht ...?" Und er setzte gleich rasch hinzu, weil ihn ein möglicher falscher Ausgang, dazu das mögliche Überspringen auf irgendeine Heimlichkeit erschreckten: „Ich habe nämlich in der Tat einen Bekannten des Namens Wessel, dieser arbeitet im Kaplande, er hat einen Bruder in Deutschland zurückgelassen, dem ich auch schon früher begegnet bin, und es trifft zu, daß dieser nahebei in Lohn steht ..." Der Sachse erwiderte obenhin: „Daß du mich gehört hättest, das konnte ich mer denken. Ja, und was en jungen Wessel anbelangt, so besorgt er allerlei Geschäfte in der Partei." Er schwieg nun durchaus nicht stille, sondern nützte die anscheinende Bereitschaft des Stubengenossen zu einem Gespräche kräftig aus; dabei war er von der Zeitung her, die vor ihm lag, politisch gestimmt und trug mit schwacher Folge und ungelenken Worten und gelegentlichen seltsamen Mißverständnissen und mit wachsender Wichtigkeit die ganze Unrast vor, die auch Nelius dort hätte lesen können. Er fragte: „Wie gefällt dir so was? Einer, der einen Arbeitswilligen bedroht, soll mit Gefängnis bestraft werden? Ist dir richtig klar, was dahinter steckt? Ich glaube gar nicht, daß dir das klar ist." Er sagte: „Und die Rüstungen zu Wasser und zu Lande

und die dicke Rechnung für Kiautschou! Den Vorschlag, die unsinnigen Flottenausgaben durch eine steigende Steuer auf die Einkommen über sechstausend Mark aufzubringen, den haben unsere Begeisterten natürlich gleich abgelehnt. Aber Brot- und Fleischteuerung und Zucker- und Schnapsprämien auf Kosten der breiten Masse, das ist ihnen ganz recht. Und zum Danke Lohndrücker und Streikbrecher aus dem Auslande in Scharen hereinbringen nach Deutschland, und dem deutschen Arbeiter die Freizügigkeit rauben und ihn knebeln mit Kontraktbruchgesetzen, so geht es bei uns zu! Daß sie uns zur Auswanderung treiben wollen, das heißen sie nationale Politik! Oder wie lange glaubst du, daß es dauern wird, und der ganz bedürfnislose chinesische Kuli, der neu gewonnene gelbe Bruder, klopft an die Türe der deutschen Fabriken. Und ob sie ihm aufmachen werden! Und dann und dann, was geschieht dann mit uns?!" — Cornelius Friebott ließ ihn hinreden, die Worte und Sätze liefen vorbei, es kam nichts, das mit dem Nachtgespräch zu tun hatte und worauf er doch in angstvoller Gier wartete.

In den nächsten Wochen fuhr Cornelius Friebott nicht selten hoch im Bette und horchte zornig, ob ein Traum sich wieder ausgeplaudert habe; als wenn Laut und Stimme hängen und tönen blieben in der Finsternis. Recht aufgewacht, lauschte er nach den anderen hin, ob sie fest schliefen und also nichts vernommen hätten.

Es geschah in dieser Zeit, daß der Meister zuweilen in Nähen seiner Bank stehen blieb. Cornelius Friebott dachte anfangs, er blicke auf das Stück in Arbeit. Und weil er wußte, es sei an der Arbeit nichts zu mäkeln, griff er in halbem Ärger langsamer zu und tat derber. Aber er spürte bald aus dem Gefühle und erkannte auch nachprüfend mit scheinbar zufälligen Blicken, daß jener nicht sein Handwerk beobachte, sondern ihn selbst anschaue. Da legte er eines Tages mitten im Werke das Werkzeug hin und stellte die

Bank ab und stemmte die Arme ein und sah den Erstaunten an. Der Meister fragte etwas verwirrt: „Was ist denn eben los bei Ihnen?“ Nelius entgegnete lächelnd: „Ja, Meister, ich wollte Sie fragen, was hier verkehrt ist!“ Jener tat ärgerlich: „Lassen Sie die Bank schnell anlaufen und treiben Sie keine Dummheiten!“ Aber vor Feierabend stand er wieder da und maß deutlich ab, ob keiner in Hörweite sei, und als die Sirene gleich Feierabend heulte, trat er ganz nah an die Bank und frug: „Friebott, wie halten Sie es mit der Kirche? Oder ich meine, wie halten Sie es mit Ihrem Christentum?“ Cornelius Friebott machte ein langes Gesicht; weil indessen der Meister ein wohl um zwanzig Jahre älterer Mann war und durch Haltung und durch steife Sauberkeit eine eigene Achtung einflößte, und weil nach der Gewohnheit des Vaters zum Herrn Jesu bei irgendeiner Erwähnung eine stille Freundschaft gehörte, erwiderte er fast demütig: „Mit der Kirche, Meister? Mit der Kirche? Seit dem Konfirmationstage bin ich nicht oft darin gewesen.“ Da sagte der Meister: „Friebott, Kirche und Christentum sind zweierlei, der Weg muß gewiesen werden, aber die katholische und auch die protestantische Kirche sind im Zustande Babylons.“ Und sagte: „Ich weiß, daß Sie kein Herumtreiber sind und kein Trinker, ich weiß, daß Sie Ihre Arbeit tun und für Spiel und Tanz danach nichts übrig haben; Sie lachen wenig, und Scherze scheinen ebenfalls nicht zu Ihnen zu passen ... und jetzt will ich Ihnen vorschlagen, daß Sie am nächsten Sonntage in mein Haus kommen, da sind Menschen beisammen, die den Herrn Jesum erwarten.“ Cornelius Friebott wunderte sich nicht wenig, daß er dem Meister das Kommen versprach. Er schalt auf dem Heimwege. „Was habe ich damit zu tun? Was habe ich mit seinen Versammlungen zu tun? Was scheren mich Sekten und Brüderschaften?“ Aber am nächsten Tage, am Sonnabend, erklärte er sich: „In dieser Stadt geht einem am Sonntage nichts verloren. Es ist

kein Wald da, es gibt kaum Felder nahebei, zu Hause ist nichts zurechtzurücken. Es ist alles eins, was ich tue." Er gestand sich nicht zu und spürte es vielleicht gar nicht, daß der Zwiespalt seiner Seele ihn auf die Suche treibe, und daß der Jesuname und des Meisters besondere Haltung ihn angezogen hätten in diesem Falle, und daß er also einer fernen Hoffnung und Sehnsucht nachspüre. Beim Hingange am Sonntage redete er sich zu: „Buch lesen hinter Buch ohne Aussprache, was trägt mir das ein?"

Die Wohnung des Meisters war hell und sehr ordentlich, und die etlichen fremden Gestalten zeichneten sich aus durch Wohlanständigkeit der Kleidung und Gemessenheit des Benehmens bei Freundlichkeit; auch einen sanften, beherrschten Dünkel meinte Cornelius Friebott ihnen schnell anzumerken. Trotz kräftigen Beteuerungen gegen irdische Genüsse war der Kaffee gut und stark und durchduftete voraus und nachher den Gang und die beiden Versammlungszimmer. Statt des Kuchens gab es ein gelbes, frisches Brot, darein sich so viele Eier und so viel Butter verirrt hatten wie sonst nicht leicht in das, was gewöhnlich als Kuchen gilt; aber schwer ausrottbares weltliches Mißverständnis der Meisterin mochte daran schuld sein.

Die Versammelten kündeten dem Gaste nicht an, wie im großen Hause Gottes die Kammer von ihnen oder anderen genannt werde, in der sie ihre geistliche Wohnung sich eingerichtet hatten; vielleicht meinten sie, er wisse darum. Sie ließen indessen bei ihren Gesprächen und erst recht, wenn ein Herze zu brennen anfing — und solches geschah dann und wann — keinen Zweifel darüber, daß die Gnade sie an den rechten und einzigen Ort gewiesen habe. Cornelius Friebott ward durchaus nicht berannt oder nur herangewunken; sondern sie bedeuteten einander wiederholt und auf diesem Umwege dem Gaste, daß die Erleuchtung für jeden durch Gott allein und zu seiner Stunde kommen müsse, und daß der Heilige Geist einen, wann er in die

Gotteskindschaft gelangt sei, selbst zum Zeugnis bewege. Untereinander nannten sie sich Bruder oder Bruder in dem Herrn, und die Meisterin und zwei andere anwesende freundliche und bescheidene Frauen bei den seltenen an diese gerichteten Ansprachen Schwester. Die Gespräche behandelten am meisten die nahe Wiederkunft Christi und das bevorstehende Gericht; um diese Ereignisse schienen ihre Gedanken zu kreisen und von irgendwelchem Wissen um weltliches Treiben sich ganz zurückgezogen zu haben. Für sich selbst und diejenigen, die sich von den Bileamskirchen, darunter sie die bestehenden Kirchen verstanden, getrennt und unter die Leitung des Heiligen Geistes gestellt hätten und von ihm empfangen worden seien, nannten sie die Aussicht, in die Luft entrückt und gerettet zu werden, wann der Zorn und das Gericht ihren Anfang nähmen. Sie beriefen sich bei solchen Gespinsten auf eine Stelle im Briefe an die Thessalonicher, deren Inhalt sie besonders gerne im Munde führten, und wo es heißt: „Er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes herniederkommen vom Himmel und die Toten in Christo werden auferstehen zuerst. Danach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit denselbigen hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also bei dem Herrn sein allezeit." Die Anwartschaft auf ihre besondere Luftfahrt schien sie besonders zu erbauen und gespannt zu erhalten. Ihr zweiter Kehrreim lautete: „Der Bräutigam ist nahe, und wir armen Verbannten auf einer feindseligen Erde, sollten wir uns nicht erneuern, um uns auf die Abreise vorzubereiten?"

Und mit der Feindseligkeit der Erde war es ihnen ernst. Wenn Cornelius Friebott einen Zweifel gehegt hatte, vor dem plötzlichen Aufbrennen des Meisters verschwand jede Frage und jeder Argwohn und jede Täuschung. Der Mann hatte sich still und fast gedrückt verhalten als wie ein sich

sammelndes Wetter, seine ersten Worte waren noch zaghaft, aber schon bei den tastenden Sätzen entwuchs er sich und sogar an seinem Leibe wurde die Veränderung deutlich: jede Spur langweiliger Eckigkeit und Kleinbürgerlichkeit verschwand, und der Körper oder vielmehr die Seele im Körper und durch diese der Leib schütterte der himmlischen Höhe entgegen gleich eines stürmenden Hassers und jubelnden Liebhabers, gleich eines zornigen Verächters und seligen Verkünders.

Er sprach von der Wiedergeburt, die nicht sachte Umwandlung der Natur, sondern des lieben Gottes gewaltige, plötzliche Schöpfung eines neuen Menschen sei. Er sprach von dem neuen Menschen, der von aller Natur unterschieden und dem Natürlichen entwandt sei: unterschieden, denn sein Zweck sei geistlich, seine Gefühle seien himmlisch, seine Bedürfnisse seien göttlich; und dem Natürlichen, dazu Staat, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie gehörten, entwandt, weil Gott, der Herr, sich aus diesen seinen einstigen Werken und Erschaffungen seit langem zurückgezogen habe.

Er frohlockte den Ruf: „Uns selbst sterben und Gott leben!" Er frohlockte ihn so oft, daß dieser recht wie die Zunge der Flamme schien, die ihn umlohte.

Cornelius Friebott ging auf Rundherumstraßen nach Hause. Er begriff wohl, daß in der Frömmigkeit dieser Leute etwas sei, das ihm fremd geblieben war; dennoch freute er sich, der heiligen Versammlung entronnen zu sein, und das schnelle Schreiten auf dem feuchten Pflaster, ja das Einatmen der nassen Abendluft der Fabrikstadt empfand er auf einmal als Befreiung und stolze Freiheit. Unter dem heftigen Marsche versuchte er die Gedanken los zu lassen, daß sie bei wechselndem Spiele jetzt eine müßige Unterhaltung fänden. Doch sie kehrten jedesmal mit neuen Fragen zurück an die vergangenen Stunden und an seine Seele. Cornelius Friebott antwortete zuerst ausweichend,

wie ein träger oder ermüdeter oder ungeschickter Erwachsener drängenden Kinderfragen abzuwehren trachtet. Aber die Gedanken wurden nur noch mehr heischend. Da sagte er: „Mit jenen Menschen steht es so: Sie erklären und meinen gewiß, daß sie sich selbst sterben und Gott leben, in Wirklichkeit dienen sie dennoch sich selbst und jeder seinem eigenen Ich für Zeit und Ewigkeit im Überschwange der Selbstsorge; sie sind ganz in sich hinein, weil sie das aus sich heraus ängstigt, oder weil sie spüren, daß sie es nicht vermögen und nicht bewältigen können; sie machen aus Menschennot und Menschenschwäche scheinende Tugend; sie schützen Gott vor, sie machen ihre Schwäche zu Gott!"

Und er sagte laut: „Nein, Gott ist niemals im Weglaufen, das weiß ich bestimmt!"

Da zwangen ihn die Gedanken zurück auf den eigenen Glauben und forderten Rechenschaft, und er ging mit zusammengezogener Stirn und finsteren Augen und richtete den Weg noch weiter ab von der Unterkunft. Er sagte zu sich: „Ja, eine entschiedene Stellung zu Gott und Jesu hat Vater und Mutter kaum eingenommen. Sondern für uns in der Guten Hoffnung war Gott im Regimente und hielt das Recht und die Allmacht, und der Herr Jesus war da und hielt die große Liebe; dies war wie Sonne und Leben und Wald und Feld, es war, es geschah."

Aber die Gedanken verlangten: „Wo stehst du? Wo stehst du selber? Hinter Vater und Mutter kannst du dich nicht mehr verschanzen!"

Da versuchte Cornelius Friebott entlang zu schauen an dem, was er für sich als Not und Unruhe und Wunsch und Hoffnung fühlte und für die Seinen und für deutsche Menschen gemeinsam. Und er fragte: „Wie lange wird das Evangelium in Deutschland gepredigt? Was ist aus uns geworden, seit die Franken uns aufzwangen, was ihnen aufgezwungen ward und was nicht aus uns stammt? Ja, was sind wir geworden?"

„Viele streichen den Herrgott aus, viele wollen von Jesu nichts wissen und suchen dabei ihre Wichtigkeit. Uns andern ist Gott eine große und ferne Andacht, und am Herrn Jesu gehen wir bei Nachsinnen und Sprechen gleichsam mit dem Hute in der Hand vorbei und vorsichtig auf den Zehen, um ihn nicht zu stören, und möchten ihm gewiß jedesmal irgendeine geheime Freundlichkeit antun. Dann sind jene Frommen da, die wiederum um alles Bescheid zu wissen meinen."

Und er gestand: „Lieber Gott, ich kann nicht sagen, ich will meine Sorgen auf dich werfen, und du wirst es recht machen. Nein, ich kann mich nicht so sehr ausschalten, ich will mit dabei sein und will meine Arbeit haben!"

Und er sagte: „Lieber Gott, entweder haben sie dich falsch überliefert, oder es liegt an der anderen Zeit. Ich bin nicht müde; ich trachte nicht aus der Welt, ich will helfen zur besseren Freude in der Irdischkeit; das will ich, das möchte ich."

Er gewann an diesem Abend keine Klarheit, aber die fragenden Gedanken verließen ihn auch nicht; sondern sie gingen am Morgen mit zur Bank und mittags und feierabends mit zur Mahlzeit und stellten sich mit vor Buch und Zeitung und zwängten sich in die Gespräche. Nicht, als ob sie ihn von Stunde zu Stunde und durch Licht und Dunkel besessen hätten, nur, wenn die Bank an einem einfachen Stücke lief und die Hände gewohntes Werk leicht und sicher taten oder bei gleichgültiger Unterhaltung oder bei einem Aufwachen nächtens oder im Lesen von irgendeinem Satze, ja von irgendeinem Worte gerufen, kündigten sie plötzlich ihre suchende Ungestilltheit an. Und seine Antworten und die neuen Fragen glichen einander fortwährend ganz ärgerlich, es schien gar kein Vorankommen.

Einmal las er: „Das Evangelium kümmert sich nicht um Dinge, sondern um die Seele des Menschen" als den Ausspruch eines gelehrten, guten und andächtigen Mannes,

der seinen Schülern und der zwiespaltigen Gegenwart das Wesen des Christentums von neuem darzutun trachtete. Noch zwei Deutungen desselben Lehrers waren mitgeteilt und lauteten: „Es gibt nur eine Aufgabe, ein Verhältnis, eine Gesinnung für dich, ein Kind Gottes zu sein und Liebe zu üben. Dir und deiner Freiheit ist es überlassen, wie du im irdischen Leben dich zu bewähren hast und in welcher Weise du deinem Nächsten dienen willst." Da sagte er laut hin in der Stube: „Gut, gut, dann brauche ich etwas zu!"

Der Sachse fragte: „Was? Was brauchst du, Mensch?" Und Cornelius Friebott hatte es auf der Zunge, ihm das Wirrsal vorzutragen und auszukundschaften, wie jener sich zurecht fände. Aber die Sprache weigerte sich, und er errötete und merkte, daß er in seiner unruhigen Sucht und Einsamkeit die eigene Seele bei wachem Verstande fast in Scham gebracht hätte. Er entgegnete: „Was ich brauche, das willst du wissen? Oh, Geld kann ich zubrauchen, und das wird für dich auch zutreffen." Der Sachse sagte: „Ach ja, wir sind zwei arme Teufel! Aber, obschon du dich in allem besser hältst, in Essen und in Kleidern und jedem, dauert dein Lohn immer länger. Woher kommt das? Empfängst du doch einen Zuschuß?"

Cornelius Friebott hielt sich die Hände über die Ohren und tat wie ein eifrig Lesender. In Wahrheit stieß er sich mit den Sätzen hin und her.

„Wenn einer sein Genüge daran findet, daß das Evangelium sich um die Seele des Menschen und nicht um die Dinge kümmert, dann war er niemals an den Dingen in Not, dann waren die Dinge für ihn bequem, dann hat seine Seele frei sein können von den Dingen und besonders. Wir andern, wir haben eine Sache des ganzen Menschen nötig. Und das ist, was fehlt. Wir haben etwas nötig, wo Herz und Kopf und Hand zugleich anpacken mögen. Wir andern brauchen den lieben Gott, der mit uns marschiert auf der Erde. Und wenn er den Kranken und Müden

und Verwundeten und Kraftlosen und Alten eine verschiedene Welt verspricht, sollen die Gesunden und Starken und die Durchkämpfer nicht spüren, daß sie mehr gelten und daß Mut und Streben und fortschreitende Tätigkeit eins bedeuten? Anpacken ist mehr wert als Ausweichen, und Gewinn und Sieg ist dennoch und sicherlich unendlich mehr wert als Verzicht. Und warum lernen wir nicht den lieben Gott, der die Erde vollenden will?"

Am nächsten Tage trat der Meister wieder einmal zu ihm. Er fragte: „Nun, wie ist es mit Ihnen?" Und sagte: „Ich habe inzwischen ein Wort erfahren, ich weiß nicht, ob es richtig ist, aber vielleicht hilft es gerade Ihnen. Es heißt: Predige den Glauben, bis du ihn hast, und dann wirst du ihn predigen, weil du ihn hast."

Wiederum eine Woche später fragte der Meister: „Wie ist das nun? Ich möchte Sie ein zweites Mal zum Sonntage einladen!" Cornelius Friebott entgegnete: „Ich danke, Meister." Der Meister sagte: „Sie wollen nicht kommen?" Cornelius Friebott antwortete: „Meister, ich habe anderes nötig." Cornelius Friebott merkte wohl, daß die Absage mißklang, woran doch allein leise Verlegenheit die Schuld trug. Er merkte des Meisters Betroffenheit und atemlose Empörung, als dieser stockend bei erblassendem Gesichte sagte: „Was hätten Sie nötig? Anderes — als — den — Glauben — anderes?" Und während jener entgeistert stand mit hängenden Armen aber plötzlich verflochtenen Fingern, vermochte er doch nichts Besseres zu antworten, zu breiten Erklärungen war auch keine Zeit; und wie kann einer schließlich erklären, was ihm selber nicht klar und in Ordnung ist? Also verharrte er stille, nicht wie ein trotziges Kind, sondern weil ihm gar nichts anderes rasch gelingen wollte. Der Meister aber verstand dies nicht und fühlte sich am Heiligsten verletzt, ja geschändet.

Als es mit neuen warmen Sonnentagen und grünenden Bäumen und Büschen und mit Finkenruf und Amselschlag

bis mitten hinein in die klopfende, hämmernde, surrende, polternde und rauschende Stadt auf den Lenzmonat zuging, sagte der Sachse: „Kamerad, obgleich du dir aus politischen Unterhaltungen scheint's nicht viel machst, aber am ersten Mai wird im Schützenhofe einer sprechen, der ist wirklicher, richtiger Pfarrer gewesen; sie haben ihn auch nicht etwa weggeschickt, sondern an seiner Kirche hält er noch heute fest, jedoch unser Genosse ist er geworden. Der will uns erzählen, wie es mit ihm zugegangen ist. Diesen seltsamen Bruder solltest du anhören!" Cornelius Friebott erwiderte: „So? So? Und kein weggeschickter Mann?" Der Sachse sagte: „Du wirst da auch vielleicht jenen jungen Menschen namens Wessel antreffen, von dem wir damals schon geredet haben."

Nach zwei bis drei Tagen brachte er eine besondere Einlaßkarte von der Parteischreibstube mit. Cornelius Friebott nahm sie an.

Es war, wie wenn eine Orgel mit allen Registern gezogen in eine Halle braust, es war, wie wenn der Sommerwind reifende Felder wogen läßt vor seiner Kraft. Sie vergaßen den billigen Saalbau mit Spiegeln, mit Zetteln, mit Fähnchen und Rauch, sie vergaßen ihre Stadt, sie vergaßen die eigene Kleinlichkeit. Selbst dem überwachenden Polizeikommissare, der nach der Vorausmahnung sich wartend und richterlich streng verhielt, den Helm griffbereit auf dem Tische, begannen die Augen zu glänzen. Der Pfarrer, der also sein Amt verlassen und hingegeben hatte, war ein großer Mensch mit gutem Blick. Wenn nicht der unartige Singsang seiner Heimat die starke Stimme verunziert hätte, er wäre das Muster eines Redners zu nennen gewesen. Aber so wenig die Unart störte,

so wenig siegten Anlage oder Kunst, sondern es geschah alles durch Herz und Blut, die sich ausgossen und ausströmten. Nein, alle und jeden gewann er nicht durch seine Art. Es waren da welche unter den Hörern, die im Groben ihm beipflichteten, nur daß sie ihre Haltung mit dem Verstande gewonnen hatten und gleichsam bar irgendeiner Musik, die zogen die Brauen erstaunt hoch oder senkten die Mundwinkel spöttelnd. Sie dachten: „Wozu?" Sie dachten: „So kündigt sich einer an, der leichtlich zum Ketzer werden kann, aber im Augenblick ist er wohl zu brauchen." — Jedoch die Einfachen alle, die spürten das schwere deutsche Herze schlagen als ihr eigenes, und die Schwierigen erkannten mit den hurtigeren Sinnen den großen Lebensreichtum bei vollem Safte; Cornelius Friebott war beides, einfach durch die gegenwärtigen Verhältnisse, aber schwierig vielfach vom langen Wege eines alten, sinnenden Geschlechtes.

„Auf vier Straßen bin ich suchend gegangen, alle vier Straßen liefen zu euch ..."

„Die erste und vornehmste Straße gehörte meinem deutschen Christenglauben, daraus ich kam, darin ich bin, dahin ich ziehe. Als Christ fand ich zu euch ..."

„Ihr meint, das sei Wunderlichkeit, ich meine, dem, der zusieht, verwandelt sich die Wunderlichkeit in leuchtende Notwendigkeit, das meine ich!"

Danach sprach er von Jesu Verkündigung, deren Inhalt von diesem selbst einst zusammen genannt worden sei in dem einen Satze: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst. Und zeigte das Wort rein und einfach, ohne Firniß und Zuschmuck, und zeigte die Schranke, daran es menschenerfüllbar werde. „Nächstenliebe hat nicht größer zu sein als Selbstliebe. Du hast das volle Recht, das Beste, Schönste, Höchste in der Welt, geistige, sittliche und irdische Güter für dich zu erstreben und zu erwerben, du hast das natürliche Recht,

dich zu lieben. Lieben heißt, glücklich machen und glücklich sein. Und — wer wollte es leugnen! — der ist wahrhaft glücklich, der im ausgeglichenen Besitze jener drei menschlichen Güter der geistigen, sittlichen und irdischen sich befindet, der erwerbend sie zu genießen vermag. Doch: du hast dieses Recht nur, wenn du zugleich die Pflicht erfüllst, den andern nicht aufzuzwingen, aber zu gönnen, zu erstreben und zu verschaffen, was du dir suchst und dir gönnst. Sie alle sind du und du bist sie ..."

„Mit den fremden Worten unserer Tage sind es Egoismus und Altruismus in gesündester Verbindung, die Jesus lehrt, oder, um es immer noch mehr zu kürzen und noch einmal mit einem fremden Worte: Die Solidarität aller, die lehrte er vor bald zwei Jahrtausenden ..."

Und der Redner sprach eifriger: „Ich will nicht untersuchen, ob wir Lebendigen besser geworden seien; aber wir messen jede Erfüllung ungeduldiger und sind schärfer und härter vor jeder Aufgabe, das will ich behaupten. Und daher erkenne ich für mich, wer heute ein Jünger Jesu sein will und ehrlich, der muß alle Kräfte, über die er verfügt: seine Bildung, seinen bürgerlichen Einfluß, seine Stellung, die Kraft seiner Nerven und seines Glückes restlos und furchtlos einsetzen, daß jener groben Not und zerstörenden Dürftigkeit, jener Enge und jenem Elende ein endliches Ende gesetzt werde, deretwegen so viel Menschenantlitz nicht gut, nicht ausgeglichen und nicht gesund zu sein vermag. Gemeinschaftsdienst ist Gottesdienst. Es müßte einer sich einsetzen, wenn er allein stünde wie Christus in seiner Zeit. Indessen, er steht heute nicht mehr allein, er hat Tausende und aber Tausende von Gesinnungsgenossen. Nein, nicht in den kirchlichen Kreisen, dort meinen sie noch immer, es könnte Menschennot mit Wohltun begegnet werden, und meinen es gut. Nur Not ist nicht nötig, Not hat kein Recht, Not will bekriegt und erschlagen sein. Und das sagt ihr! ... Von einer anderen Seite glaubt ihr gekommen zu sein,

nicht von der Gottes, sondern vom Menschen, nicht der Sittlichkeit wegen, aber dennoch um der Liebe willen. Und wenn die Beweggründe verschiedener wären, die es doch nicht sind: Was wäre edler, sittlicher, berechtigter als daß der Mensch in Not und Gebundenheit sich der Not und Gebundenheit entledige? Und nicht etwa dadurch, daß er andere an seine Sklavenstelle zu bringen trachtet, sondern dadurch, daß er die Fesseln überhaupt entfernt und die ganze Menschheit zu erheben trachtet, damit alle ein gleich glückliches, ein gleich menschenwürdiges, Geist, Leib und Wesen befreiendes Dasein sollen leben können. Und daß ich es nun ausrufe: Das ist unser Ziel! Für dieses Ziel kämpft die Sozialdemokratie ununterbrochen seit fast vierzig Jahren. Sie hat zuletzt kein anderes, dieses eine hat keine Auseinandersetzung zu verrücken vermocht, und ich weiß keines von größerem Stolze; und ich bleibe dabei und kann nicht anders, das heilige Gemeinschaftsgefühl Christi und aller seiner ehrlichen Jünger hat in der großen Genossenschaft die Auferstehung gefunden. Weil ich nun vor dieser Tatsache nicht feige sein kann, deshalb fügte ich mich ein, um meines Christentums willen, so wie ich es glaube und fühle, mußte ich zu euch treten."

Scheinen nicht vor dem Orgelspiele die Steine selbst zu tönen? Die Sätze und Zeugnisse liefen zu den Hörern und machten ihre Herzen singen: „Ist das seine Botschaft? Ist das unsere eigene Botschaft? Hat meine Botschaft solchen Klang und Glanz? Wahrlich, groß und gewaltig und adlig und gut ist, was wir zusammen wollen, was er will, was ich denn erstrebe ..."

Cornelius Friebott saß stille und begierig und griff jeden neuen Satz mit wachsender Leidenschaft. Hieß das Gottesvollendung auf Erden? Hieß das etwa nicht so? —

„Das Gemeinschaftsgefühl, die Solidarität des echten Christen fand ich bei euch, aber auch die geschliffene Waffe des Gedankens, aber auch die opferwilligen Kämpfer-

geschwader, aber auch den fertigen Plan des Krieges, aber auch den wundersam schicksalhaften Siegeszug fand ich bei euch, da ich als Christ rang um Verwirklichung, da ich mit allen Sinnen offen suchte, wie das Wort zur Ereignung werden könnte. Ja, auch auf der Straße der suchenden Vernunft ward ich zu euch geführt. Denn, wer das gleiche Endziel will, muß der nicht den Weg mitwollen?"

„Und ein drittes hat meinen Entschluß bestimmt: meine Vaterlandsliebe. Ja, das will ich hier wohl bekennen: Wir Deutschen alle lieben das Land der Väter, darin wir geboren sind, dessen Sprache wir sprechen, dessen Luft wir atmen, dessen Teil wir sind gleich Baum und Strauch, Wald und Wiese, Vogel und Fisch. Wir lieben das Volk, dessen Blut unser Blut und unserer Frauen Blut und unserer Eltern Blut und unserer Kinder Blut ist, das denkt wie wir, das empfindet wie wir, von dem wir uns nur lösen lassen durch Zwang, und nach dem wir, wenn von ihm getrennt, immer und immer Heimweh behalten. Ich lernte und erfuhr, es gibt zweierlei Willen und zweierlei Sorge für dieses Land. Ich sah den Willen und die Sorge der heute herrschenden Klassen, und ich sah den Willen und die Sorge unserer Genossenschaft. Jener Blick ist nach außen gewandt, ihr Blick ist landein gerichtet. Jene meinen, daß Deutschland zunehme an Macht und Landbesitz und Handel, das stehe allem voran, jene meinen, den Erfordernissen ihrer Außenpolitik habe die innere Politik des Staates und der Nation durchaus zu dienen; unsere Genossenschaft sieht nicht nach außen, sondern zuerst nach innen ins Volk hinein, ihr ist die innere Politik die Hauptsache. Ihr gilt als oberste Pflicht, im Vaterlande selbst alles in Ordnung zu bringen und zu halten. Sie schaut mit großem Auge die Verwirrung, die das wirtschaftliche Leben bei uns anrichtet, schaut maßlos steigenden Reichtum, schaut Engigkeit und Gebundenheit lastend daneben, schaut die Zerreibung des Mittelstandes, schaut die schwellenden Massen der Be-

sitzlosen. Ihr anderer Wille heißt die neugeschichteten Massen sich ordnen, heißt sie aus ihrer Kärglichkeit heraus Opfer bringen, heißt sie Treue halten, heißt sie im Plane marschieren, heißt Tausende ihr Bestes, ihre bürgerliche Ehre, ihren Frieden, ihre Behaglichkeit anbieten, heißt Hunderte zu Märtyrern werden, damit jenes eine erreicht werde: das Volk in allen seinen Gliedern frei, gesund, stark, aufrecht, glücklich zu schaffen. Und solche andere Vaterlandsliebe, sie glaubt, daß, wenn das innere Ziel erreicht ist, der Schutz des Vaterlandes nach außen gewonnen ist am gleichen Tage..."

„Zuletzt will ich die vierte Straße nennen, die mich zu euch führte, das war jener Weg, auf dem mein Freiheitssinn sich auflehnte gegen Rückschritt und Gewalt. Sehr selten kann der Einzelgänger im Volksleben unserer Tage, in der Zeit der vielen Menschen etwas erreichen, er muß also helfen, daß seiner Sache geholfen werde. Nun, niemand anders als ihr, so merkte ich, setzte den Mächten des Rückschritts und der Gewalt grundsätzlichen, unbedingten, zähen und erfolgreichen Widerstand entgegen. Aber es steht auch so, daß die Sozialdemokratie jeden Mann und jeden Groschen braucht, um den Kampf aller für alle siegreich zu Ende zu fechten; und deshalb kann sie mich wie jeden für sich verlangen, der die Freiheit liebt, der die Gebundenheit des Elendes haßt, der den Fortschritt fordert..."

Er redete zwei Stunden lang, gewiß nicht wie ihre kleinen Parteibeamten, die sich ihr Rüstzeug aus dem Handbuch für sozialistische Reichstagswähler und ihre Erbitterung aus Zeitungen und Flugschriften anlasen, anders auch als die Berufsführer, die, jenen einen alten Bebel und einen alten Volmar ausgenommen, fertige Sprüche hinwarfen und hinschrien im Unteroffizierstone, und sich, als wider eigenes Erwarten zu Ansehen gekommene kleine Spießbürger, patzig und wohl fühlten an den Vorstandstischen und Pulten über der Menge. Er zeigte ihnen die

kaum geglaubte und die verpflichtende Seele in ihren Süchten; er zeigte ihnen Schönheit und Güte, die sie besäßen; und daß die trotzigste Äußerung ihrer wirtschaftlichen Notdurft helle Weltanschauung, ja eine fromme Religion zu sein vermöchte. Ihr Beifall war seltsam genug, sie merkten erst gar nicht, daß er vom Pulte träte; danach, als es plötzlich stille blieb, verhielten sie sich fast noch mehr als unter der Rede, es hustete keiner, es flüsterte keiner.

Da wurde der eine Parteibeamte unruhig und meinte, obschon er selbst zu den Nichtergriffenen gehörte, es müsse dem Fremden, dem hierher entsandten Gaste, ein Maß von Erkenntlichkeit nun doch gezeigt werden, und mit plattem und dürrem und lehrhaftem, mit beinah beleidigendem Geschwätze forderte er „jedenfalls" zum Danke auf. Da rührten sie sich; viele mit dummen Augen, denn es war ihnen doch, als wenn sie des eigenen Herzens seltsame Regung laut und in einem Saalbaue und in einem dichten Gedränge beklatschen sollten ...

An diesem Abend stand noch einer auf während der Aussprache und hielt fast eine zweite kleine Rede. Er kam mit Brille und hoher Stirn und unzweifelhafter Güte. Er sagte, er sei froh, Teilnehmer gewesen zu sein, denn nun habe er gehört, was er bei sich schon lange denke, daß die richtige Sozialdemokratie doch deutsches Herze sei, sogar vielmehr Herze als Verstand; aber er müsse sich gegen den Herrn Pfarrer — da der Zuruf kam: „Genosse," sagte er, „gut ja, also gegen den Herrn Genossen" — dennoch zur Wehr setzen. Von einer doppelten Art der Vaterlandsliebe sei gesprochen worden, und der Redner habe auf die sogenannten Alldeutschen hingewiesen; bei ihnen finde jene Vaterländerei ihren augenfälligsten und einseitigsten Ausdruck, die in Deutschland ein ewiges stehendes Heerlager gern sehe, die sich erschöpfe an der Aufgabe der Ausdehnung von Landbesitz und Handel und der Eroberung, und die für Deutschland nur einen Beruf erkenne: Großmacht und Weltmacht,

ja die erste Großmacht der Welt um jeden Preis zu werden, und der innere Politik nur gelte, wo sie die Machtmittel nach außen stärke. „Hierauf", sagte er, „hierauf muß ich antworten, nicht um die Alldeutschen zu verteidigen, sondern um Ihnen allen hier zu dienen." Und nun setzte er auseinander, wie Deutschland bei seiner schwachen und langen Landgrenze zwischen unruhigen Völkern und aus der Lehre der Geschichte ein Heerlager wohl scheinen müsse, daran sich der Fremde nur scheu wage; wie alles andere indessen Lehren und Behauptungen seien, die vom Auslande erfunden und verbreitet würden, deren Echo das Ausland aber freilich gern aus Deutschland höre, um es als erste und deutsche Stimme wiederum der Welt anzukünden. Und er sagte: „Wir haben unser Volk lieb, darum wollen wir in der Tat, daß Neuländer nach Kopfzahl und Leistungskraft verteilt werden, denn unser Volk sitzt eng bei eng; wir wollen freilich einen starken Handel, damit die Landlosen bei uns nicht schlechter sich zu ernähren brauchen als die Bauern; wir wollen, daß jedermann zu seinem Verdienste, das heißt zu seinem Werte komme, was denn Verdienst richtig heißt, und worin denn auch Gutsein und Gesundheit am leichtesten begründet werden; wir wollen, wohlverstanden, daß dies für jedermann zutreffe, den Deutschen eingeschlossen, und ganz gewiß nicht weniger für den Deutschen. Wir fürchten allerdings, daß das raumlose deutsche Land, dessen Enge alle fremden Mächte und nur nicht die Deutschen als drohende Gefahr empfinden, einer entsetzlichen Notlage entgegengeht, wenn nicht rechtzeitig etwas geschieht. Und solche Notlage abzuwenden, würden wir einen Preis zahlen."

Sie lauschten, so fern sie noch lauschten, anfangs gleichgültig; danach war der Hälfte der bisher Lauschenden seine Sprache zu ungewohnt, und seine Gedankengebäude zu schwierig, und auch sie schwatzten leise; danach gaben ein paar Gutmütige und ein paar nicht eingeschriebene Ver-

ständige Zeichen der Zustimmung. Als dies geschah, meinten die Parteimänner am Vorstandstische, es sei an der Zeit, diesen Redner lächerlich und unmöglich zu machen, damit jedweder verkehrte Eindruck verwischt werde.

Es wurde gerufen: „Ihr wollt einen Preis zahlen, das heißt bei euch stets, ihr wollt mit Arbeiterblut zahlen!"

Er sagte in die beginnende Feindseligkeit hinein: „Leute, ich bin kein Kapitalist, und das laßt euch bedeuten; das große Geld ist freizügig, das große Geld ist überall willkommen, nur die Arbeit, wenn es euch auch anders scheint, die braucht nationalen Boden. An euch sollt ihr denken, aber denken, Leute, und sollt euch nichts weismachen und nichts weismachen lassen."

Im Saale erhob sich einer und begann: „Genossen, ein Mann aus den herrschenden Klassen im Römerreiche hat den Ausspruch getan: ‚Wehe, wenn unsere Sklaven anfangen, sich zu zählen.'"

Es sprach oben: „Die Volksmasse kann nur von zweierlei leben, von der Arbeit oder vom Lande, und wo von beidem zu wenig ist, werden die Menschen weder gut noch gesund."

Unten in einer Ecke erklang ein Sang: „Wer schafft das Gold zutage, wer hämmert Erz und Stein ...?"

Er versuchte noch ein paar Augenblicke bei tropfendem Schweiße und ehrlicher Begeisterung, ob durch Masse, Ungeduld, Torheit, Ermattung und Mißleitung kein Durchdringen sei, und ob er mit seinem Glauben nicht doch noch eine Schar erreiche und sammele; aber der überwachende Polizeibeamte war schon deutlich unruhig vor dem Durcheinander und redete zur Leitung hin, und plötzlich war die Glocke in Gang, und der Vorsitzende schloß rasch den Vortragsabend.

Der Sachse packte den Begleiter am Arme: „Mensch, komm, alles ist vorbei, du mußt aufstehen," und entschuldigte gleich ihn und sich: „Ja, zum Ende hin habe ich auch ein bißchen gedöst. Soll einer nicht schlafen, wenn

er so früh zur Arbeit geht? Aber der Anfang, der war scheene? Nich wahr, der war scheene?"

Cornelius Friebott antwortete oder sprach auch nur vor sich hin: „Ich habe niemals geschlafen." Der Sachse sagte: „Was haben sie nun zuletzt gesagt? Was ist zuletzt geschehen?" Cornelius Friebott erwiderte: „Es hat ein anderer geredet, und sie haben ihn nicht recht anhören wollen." Er sprach den zweiten Satz schon leise; er merkte, daß das willige Ohr und die willigen Augen dieses Mal nichts festgehalten hätten, sondern daß alles in ihm und an ihm sich mit des ersten Sprechers, mit des einstigen Pfarrers Rede erst recht zu tun gemacht habe, als dieser abgetreten war.

Der Sachse verlangte: „Heute muß 'ch ein Glas Bier trinken; nu bin ich wieder ganz munter." Dann rief er und deutete und zerrte und brachte den Gast so nahe an einen in einem Knäuel ziehenden und lebhaft sich unterhaltenden jungen Menschen heran als möglich und erklärte: „Das ist Herr Wessel, das ist er!", und krisch hinüber. Als Antwort ward aus dem Knäuel der Name einer Wirtschaft genannt.

Cornelius Friebott horchte wieder den verklungenen Worten des Redners zu; er war dann fast erstaunt, sich an einem Biertische mit Schwatzenden und Lärmenden zu finden.

Nach einer Weile saß wirklich Fritz Wessel neben ihm; dem Aussehen nach gar kein Zweifel, daß es Fritz Wessel war, der Junge vom Wagen und der Seesoldat von Wilhelmshaven; nur die Eulenspiegelei, die hatte ihn wohl ganz verlassen. Er bedeutete etwas unter den Anwesenden, sie zeigten ihm allgemein Achtung, er spielte eine gute Rolle. Er verstand zu reden und angenehm und lustig zu reden; er fand für jeden das geschickte Wort, das ihn selbst doch nie als Gunstsuchenden, sondern als Spendenden dartat. Bei dem Freunde des Bruders und Heimatsgenossen,

der ihm doch so kameradschaftlich geholfen habe in der Dummenjungenzeit, machte er seine deutliche Ausnahme. Er stand ihm bescheiden Frage und Antwort, so bescheiden, wie einer mit einem sehr viel Älteren oder mit einem Meistermenschen verkehrt, und unwillkürlich taten es ihm die anderen nach. — Ja, auf der nahen Zeche Hessenglück sei er wohl in Arbeit gewesen als Schreiber; Martin habe ganz recht gehabt mit dieser Erwähnung; indessen, hier von der Partei aus hätten sie gemeint, daß er im Parteidienste besser zu brauchen wäre. Martin, je nun, der trachte die Menschen immer wieder zu erziehen, müsse man sie nicht ein bißchen hinnehmen? Mutter sitze längst in Gottsbüren, an die zwei Söhne bei der Partei habe sie sich schwer gewöhnt. Was Martin angehe, er lächelte, der sei ein Genosse auf eigene Art, der befehle seinen besonderen Glauben und seine besondere Lehre; das möge da draußen besser angehen als in der Heimat. Danach begann er sachte zu prahlen und den eigenen Wert fühlbar zu machen, immer hinter einer Freundlichkeit und einer Anerkennung des Hörers.

Cornelius Friebott nahm Fritz Wessel an als zu dem Pfarrerredner ganz zugehörig und ließ sich gefallen, daß er selbst am Tische in Geltung gerückt werde, kein Mißtrauen meldete sich bei ihm. In freudvoller und dankbarer Stimmung ging er nach Hause, und da zwischen Wachen und Schlafen der Gedanke vorbeistreifte, was denn Görge Friebott, der Vater, etwa sagen würde, entgegnete er: „Vater? Vater? — Es ist ihm nie recht dargestellt worden. Daran liegt alles.“ —

Die freudvolle und dankbare Stimmung dauerte den nächsten Tag über, denn es schien doch nun so geschehen, daß das Fragen bei ihm ruhen dürfe, und daß eine Antwort sich angekündigt habe. Cornelius Friebott pfiff leise, er schaffte in den zehn Stunden mehr als je.

Der Meister, der ihn ein paarmal umgangen hatte,

prüfte kopfschüttelnd die fertigen Stücke: Nein, es war nichts wrack gemacht und nichts verkehrt. Der Abteilungsleiter sagte zum Meister: „Es ist heller Wahnsinn, daß der Mann fortgeschickt werden soll. Was mich betrifft, mir geht reinliche und schöne Arbeit über alles, und eigentlich ist es das einzige, das uns hier angehen dürfte. Welcher Esel hat ihn denn verpetzt?“ Der Meister hielt die Lippen zusammengepreßt und erwiderte nichts.

Nach andern vierundzwanzig Stunden bemerkte Cornelius Friebott den Meister. Obgleich er noch in seinem neuen Traume war, spürte er, daß es jenem beim Vorüber aus den Augen schlüge. Dem Wiederherankommenden sah er entgegen, nicht frech und auch nicht neugierig oder erstaunt, sondern wie wohlbekannt sich mit wohlbekannt mißt: „Suchst du mich vielleicht? Hast du einen Wunsch? Hier bin ich!“ Da trat der Meister auf ihn zu, gleichsam gezwungen, und sagte: „Sie stehen die letzte Woche an dieser Bank. Sie werden abgelöhnt, das wissen Sie wohl!“ Es sollte richterlich klingen, und vielleicht täuschte sich der Sprecher in der Tat eine richterliche Pflicht vor, aber es klang nur giftig und unsicher. Cornelius Friebott blickte fragend und erschrocken, und das Herz hing ihm eine kurze Weile kalt und schwer in der Brust, doch er entgegnete nichts und machte auch den Stubengenossen in der Kaserne keine Mitteilung.

Am Lohntage erscholl von außerhalb der Umgitterung des Werkhofes, als Cornelius Friebott diesen zum letzten Male durchschritt, großes Geschrei. Überall blieben Leute stehen und horchten, was es gäbe. Auch Cornelius Friebott lauschte. Er erkannte des Sachsen Stimme. Der Sachse war auf den Sockel der Umgitterung geklettert und hielt sich an zwei Eisenstäben fest und schimpfte herein, was die Lunge hergeben wollte. Irgendein Gegenüber war im ganzen Hofe nicht zu erspähen, aber das Gebäude der Geschäftsführung lag vor ihm, und daß er auf diese und einen

Leiter und einen Werkmeister seinen Zorn ausgieße wegen ungerechtfertigter Entlassung, das war dem Schwalle zu entnehmen. Wenn nun nicht wenige mit dem Manne einer Meinung waren, sie lachten doch alle, ja, im Vorbei draußen oder drinnen hetzte ihn fast jeder bei ergötztem Gesichte unverstohlen oder verstohlen an; vom Gebäude der Geschäftsführung aus aber geschah nichts anderes, als daß ein paar Fenster geschlossen wurden.

Cornelius Friebott sagte: „Komm mit, Mann, du wirst doch ausgelacht!" Als jener aber nicht abließ, schritt er schnell weiter. Er dachte: „Wenn ich meinem Ärger nachgegeben und den Meister zur Rede gestellt hätte, ich hätte mich womöglich ebenso zum Narren gemacht." Im raschen Dahin rannte er fast den Abteilungsleiter um, er konnte noch gerade zur Seite biegen und grüßen. Der Abteilungsleiter rief: „Ach! Ach Sie, Sie sind's?"; und hielt ihn am Ärmel und verlangte: „Nein, nein, das sollen Sie mir jetzt sagen, warum müssen Sie, Sie vom Lande, hier den Roten spielen wollen? Und Sie wußten doch, daß das Werk in diesem einen Punkte sehr empfindlich ist." Cornelius Friebott antwortete: „Ich, ich gehöre noch gar nicht zur Partei." Da sagte der andere: „Nanu!" und „Ja, ja, ich bin meinen besten Arbeiter los." Und sagte auch zu ihm: „Wer hat Sie nur verpetzt, aber — so ganz unschuldig werden Sie doch auch nicht sein?!" Danach liefen sie ohne weiteres auseinander.

Infolge dieser Begegnung erschien Cornelius Friebott viel besseren Mutes bei Fritz Wessel, als er selbst erwartete. Er sagte ohne Schwere: „Wunderst du dich? Ich bin abgelöhnt beim Werke. Irgend jemand hat mich bei ihnen als roten Revolutionär verschrien, und das geschieht mir schon zum zweiten Male. Ich möchte aber nicht große Erklärungen abgeben und nichts bitten und nichts fordern, sondern mir ist meine Freiheit lieber." Fritz Wessel erwiderte: „Cornelius, vielleicht sollst du ein roter Revolu-

tionär werden!" und sagte: „Auf Hessenglück werden eben Zimmerhauer gesucht, dort kannst du schon am Montage anfahren, das kann ich machen. Und ich weiß dort auch gute Unterkunft für dich!"

Fritz Wessel begleitete ihn. Unterwegs sagte er: „Du sollst uns einen Gegendienst leisten. Wir sind mit der Zechenverwaltung dort nicht zufrieden. Wir hören, daß mehr als gewöhnlich Reformeifer und Fürsorge fehlen. Wir brauchen Berichte von zuverlässigen Leuten, sonst läßt sich nie erreichen, daß Gewinnsucht, Schlendrian und Fahrlässigkeit auf ein Maß zurückgeführt werden."

Fritz Wessel konnte sehr gefällig sprechen, und Cornelius Friebott hatte kein Arg.

Es geschieht mit fast allen Menschen, daß sie im Stillen und ohne Acht ihrer Umgebung untertänig werden; denn was eine Seele täglich hört, davon muß sie sich nähren.

Auf der Zeche Hessenglück waren die Einrichtungen sicher nicht schlechter als sonst im regel- und ordnungsreichen deutsch-preußischen Lande, und die Bestimmungen der Vorbeugung und des Schutzes wurden gewiß nicht umgangen etwa aus frevelntlichem Sparsinn oder nur verkehrter Wirtschaft oder aus Leichtsinn oder aus Unfähigkeit. Aber auf Hessenglück paßten irgendwie die Menschen nicht zusammen, überall waren Klüfte zwischen ihnen gerissen und gähnten tiefer als der tiefste Schacht und sehr viel schaudervoller.

Die Hauer sahen in den Zechenbeamten und Direktoren ihre Feinde. Die Aufseher, Steiger und Betriebsführer hatten saure Gedanken nach beiden Seiten. Die Direktoren meinten bei sich, daß die einen ihre Hasser wären und der andern Gesinnung so zweifellos zuverlässig auch nicht sei.

Wer trägt dem, der ihn haßt, Neigung oder nur Bereitschaft entgegen? Und auch Argwohn verbindet nicht.

Zum Beispiel meinten Aufseher, Steiger und Betriebsführer, es werde ihnen häufig und durchaus zu Unrecht Materialvergeudung vorgeworfen. Zum Beispiel behaupteten die Hauer, die Beamten setzten ihnen, um nur den Direktoren zu gefallen, das Gedinge knapp und quälten bei Schichtlohn. Zum Beispiel konnten die Direktoren nach den Besuchen der Bergpolizei, und besonders, wenn nicht der Bergrat, sondern nur der Einfahrer plötzlich gekommen war, immer wieder feststellen, daß unehrliche Beschwerden und Angebereien gemacht worden seien, die gewiß keine Bedeutung behielten, die indessen zu lästigen Rückfragen und Anmahnungen führten.

Jedoch viele schwere Dinge wirken lächerlich und verächtlich, wenn einer sie mit Worten zu nennen versucht; und die meisten Erklärungen greifen natürlich nach Zufälligkeiten und Folgen und bequemen sich bei diesen, als käme nicht jedes Menschliche aus weiter Ferne her. Zu den deutschen Menschlichkeiten gehört, daß diejenigen, die sich in ihrem Glauben und Wahne für Gegner einer Zeit, einer Einrichtung und einer Gesellung schätzen, vor schwachen und kranken Stellen nicht sich sachte verhalten, sondern daß sie ihre Gelegenheit suchen wie Läuse bei schlecht gepflegten Siechen.

Auf Hessenglück sah die Sozialdemokratie ihre Gelegenheit, oder richtiger, die Vertrauensleute der Partei in Bochum meinten sie zu erkennen; und Fritz Wessel, der die alte Arbeitsstätte aus allerlei Gründen nicht liebte, hatte den besonderen Hinweis gegeben und hielt das Feuerchen aus versteckter eigener Lust in Glimmer und Brand.

Es war Juni geworden im Lande und war ein Juni mit heißen Tagen und vielen und schweren Gewittern. Die Zeiger und die Quecksilbersäulen in den Wettergläsern fuhren rasch und unruhig hin und her in jeden vierundzwanzig

Stunden von niederem Drucke zu hohem Drucke und von hohem Druck zu niederem Druck. An der ganzen Natur und an allen Menschen, die unter der Hitze und den Gewittern lebten und die nicht ganz schwer und unbeweglich waren, zerrten die Störungen der Lüfte, aber sie wußten es nicht, sondern gaben widerhaarig einander die Schuld, als wenn nicht jeder einzelne gehorsam hineingehöre in den einen großen Atem.

Auf der Zeche Hessenglück geschah in diesem Monate ein Neues. In der dritten Juniwoche erfolgte die Bekanntmachung: Vom nächsten Zahltage an wird das Gedinge um zehn Prozent herabgesetzt, danach soll in Zukunft Schichtlohn an Stelle des Gedinges treten, um wiederholten Forderungen versuchsweise zu entsprechen. — Die meisten Hauer fragten: „Wer hat das gefordert? Wir haben das nie gefordert. Das ist Lohnverkürzung! Das ist elende Ausbeuterei!" Wo sie unter Tag und vor Ort von der Bekanntmachung redeten und sich mißvergnügt und höhnisch den Verlust vorrechneten, und das geschah überall, warf dieser und jener Aufseher und Steiger und auch der eine oder andere ältere Knappe ihnen ein: „Ihr habt es ja verlangt. Oder ist das etwa kein Wort von euch: ‚Akkordarbeit ist Mordarbeit?' Aber ihr wißt selbst niemals, was ihr wollt! Sondern ihr schwatzt nach und schreit nach, wenn nur einer Stank macht, und am Ende ist's jedem zum Schaden. Und jetzt sollen die Faulpelze eines gewinnen, und jeder Fleißige soll leiden, und das habt ihr nun davon." Welche antworteten dann immer wieder: „Es ist dennoch Ausbeuterei, und für den Bergbau paßt der Schichtlohn nicht."

Im ganzen hatte die Bekanntmachung eine eigentümliche Wirkung: trotz dem murrenden und unablässigen Gerede, trotz den finsteren Gesichtern, trotz den brummigen Antworten, trotz den dummen und drohenden Kreideschriften an den Wänden der Zechengebäude und der Stollen, ward von den Hauern im Gedinge nie so viele, nie so rasche

Arbeit getan; es lehnte sich nämlich in jedem die Kraft auf, die in Zukunft nicht mehr gelten sollte. Ohne Absprache war ein ungeheurer Wille in der Zeche, in dieser letzten Woche der alten Löhnung nach Leistung und Wert zu zeigen, was einer herauszuwirtschaften vermöge aus ganz angespannten Muskeln, aus geübtem Geschicke und aus abgehärtetem Fleiße. Später konnten dann die beiden Ziffern, die letzte des Gedingelohnes und die kommende des Schichtlohnes in den Lohnlisten gegeneinander klagen. Wahrscheinlich dachten die Männer nicht so weit, aber das verstanden sie sicher in ihrem Zorne, daß sie noch einmal nach Freikraft verdienen wollten, nach Freikraft in eng genug beschränkten Grenzen. Die, die schon unter Schichtlohn arbeiteten, zum Beispiel das Volk, das durch Berieselung den Kohlenstaub niederhalten soll und Wasser schleppt und sich gern drückt, aber auch Haspelwärter und Anschläger hatten schlimme Zeit. Die Hauer waren wie Herren und waren wie stechende Bienen etliche Tage vor dem Schwarme; und ein Ohr über dem Hauptschachte hätte gewiß die zweierlei Erregungen hören müssen, das Fortwirken der Erregung der Natur in den Menschen und die besondere und von ihnen künstlich verursachte Aufgeregtheit.

Cornelius Friebott arbeitete an der Wetterführung auf der fünften Sohle. Er schaffte dort seit der zweiten Juniwoche.

In der zweiten Juniwoche war ein frischer Einfahrer der Bergpolizei dagewesen. Der Einfahrer fand auf der vierten Sohle einen Reim an die Stollenwand geschrieben. Er sah die Kreideschrift zufällig. Der Reim lautete: „O Sattelflöz, o Sattelflöz, wie wird es dir ergehen, wenn dich eines Tages die Bergpolizei wird sehen." Der Einfahrer fing gleich zu fragen an. Verschiedene Bergleute sagten: Sie wüßten nicht, was da verkehrt wäre; wenn irgend etwas hinter dem Gekritzel sei, müsse es für früher gegolten haben. Der Einfahrer fuhr zum Sattelflöz. Er bemerkte einige

19*

geringe Verkehrtheiten: Fahrüberhaue fehlten, ein Teil der Strecke ließ sich nur kriechend zurücklegen, die Leute benutzten den Bremsberg zur Ausfahrt, was wegen der Möglichkeit, von Förderwagen überrannt zu werden, überall streng verboten ist; aber die Spur einer richtigen schlimmen und versteckt gehaltenen Unordnung war für die sehr scharfen und mißtrauisch gemachten Augen nicht zu entdecken. Der Einfahrer fragte den Haspelwärter und Wagenführer im Sattelflöze und jeden Hörer vor Ort: „Wer hat dahinten im Stollen das vom Sattelflöze an die Wand geschrieben? Ihr müßt doch wissen, wer's getan hat?! Es muß doch einer einen Grund gehabt haben?! Es ist eben kein Betriebsführer und kein Steiger und kein Aufseher in der Nähe; der, der's war, kann es also gut sagen. Von mir hört kein Mensch davon, sondern wir sind dazu da, um Schäden abzuhelfen und Unheil zu verhüten; das wißt ihr so gut wie ich, nur, auf solche allgemeinen Andeutungen hin, kann niemand etwas ausrichten. Was ich gefunden habe, wird abgestellt werden. Aber, was ist hier sonst los, oder was ist los gewesen?" Der Frager war ärgerlich und enttäuscht, weil sie einer nach dem andern mit den Achseln zuckten und schwiegen; er hätte wirklich gar nicht ungerne ein paar Seiten seines Schreibbuches mit scharfen Beobachtungen und genauen Anmerkungen zu den Zuständen gerade dieses Betriebes gefüllt. Aber es schien nun doch so, daß den Leuten entweder der Mund verbunden war, oder daß die Inschrift nur hingesetzt war, zu verärgern. Gerade als er weiterfahren wollte, stand ein Hauer auf und kam auf ihn zu. Der Hauer sagte: „Ich will Sie bitten, die Wetterführung hier einmal anzusehen. Die Wetterführung hier ist nicht in guter Ordnung. Hier stehen meistens schlechte Wetter. Wenn andere Abteilungen abgesperrt werden, und wenn sie die ganzen frischen Wetter herleiten, bleibt hier vor Ort die Luft noch immer dumpf und heiß." Der Einfahrer sah den plötzlich Sprechlustigen

an. Der Hauer stand so nahe vor ihm, daß ein Branntweindampf herüberschlug. Der Einfahrer, der selber keinen Tropfen trank, dachte: „Bei diesem da kommen der Kopfschmerz und die Schlaffheit und das Blei an den Augenlidern, darüber er klagt, wahrscheinlich auch woanders her als von schlechten Wettern am Sattelflöz." Er prüfte aber die Wetterführung und fand sie in Ordnung. Er fragte: „Hat sonst noch einer die Beobachtung gemacht, daß sich hier vornehmlich schlechte Wetter sammeln? Oder hat sonst einer eine Klage über die Wetterführung?" — Niemand anders klagte, zum Teil wandten sie sich um mit verkniffenen Augen, und ihr Gehaben bestätigte, daß bei dem einen Mäkler die schlechten Wetter vielmehr im Kopfe stünden und vom Wirtshause herrührten. Da fiel es dem Einfahrer ein zu fragen: „Habt ihr vielleicht einen ‚toten Mann' auf dieser Sohle oder irgendwo im Revier?" Er meinte damit abgebaute Örter. Jetzt antworteten die nächsten Hauer zusammen. Sie sagten: „Der tote Mann liegt auf der fünften Sohle." Sie sagten: „Der tote Mann, der steht voller Wetter, das ist gewiß, das weiß ein jeder." Der Einfahrer fragte: „So? Sind die Örter denn nicht abgesperrt?" Die Leute merkten, daß sich jetzt eine wirkliche und begründete Gelegenheit biete, und mehrere erwiderten: „Der tote Mann auf der fünften Sohle ist nicht abgesperrt." Der Einfahrer sagte: „Ist er denn bewettert?" Sie entgegneten: „Er ist nicht bewettert, die Wetterführung reicht nicht bis hin. Die letzte Strecke ist Wettertuch gespannt, und das Wettertuch ist zerschlissen." Sie litten keiner unter den Zuständen im toten Manne, sie redeten auch jetzt nicht etwa aus sorgender Voraussicht, sondern sie erinnerten sich durch des Einfahrers Fragen daran, daß nach der Bergpolizei-Verordnung der tote Mann durch Mauerwerk abgeschlossen oder bewettert sein muß, und daß sie also scheinbar ohne jeden bösen Willen und nur durch verlangte wahre Antworten der Betriebsführung

eines anbrächten. Sie wußten ganz genau, daß es in der Absicht der Betriebsführung liege, die Strecke über den toten Mann hinaus weiterzutreiben, und daß deshalb die Absperrung unterblieben war; doch diese Entschuldigung verbargen sie nicht ungern. Der Einfahrer fuhr die Fahrten eines Nebenschachtes hinab auf die fünfte Sohle. Er ließ sich von einem Steiger den toten Mann weisen. Der Steiger, den er sich aufgegriffen hatte, war ein ungeschickter Mensch mit täppischen Antworten. Er verursachte durch die Art seiner Antworten allem, was es etwa an Ordnungswidrigkeit um den toten Mann herum gab, ein viel schlimmeres Ansehen; denn es geht nun einmal zu, daß, wo einer noch so sehr die Sache kennt und will, Menschenart und Menschenwort ihr das letzte Gesicht geben. Schlechte Wetter standen im toten Manne, die frische Luft kam nicht hin, die Wetterführung endete hundert Schritte vorher, auf der letzten Strecke war das Wettertuch in der Tat zerschlissen, aber im toten Manne oder nur in der Nähe arbeitete augenblicklich niemand. Von Grubengas fand der Einfahrer bei genauer Abprüfung mit der Lampe eine geringe Spur, die Flamme der Grubenlampe wurde ein wenig matter und länger und rußte ein wenig; als indessen der Einfahrer die Flamme seiner Lampe klein schraubte und die Lampe langsam in die Höhe brachte, wuchs das kaum noch leuchtende Flämmchen eigentlich nicht, was doch hätte sein müssen bei einem nennenswerten Gehalte an Grubengas in der Luft. Davon, daß sich die Grubenlampe gar mit einer bläulichen Flamme gefüllt hätte, oder daß bei dieser Untersuchung Verpuffungen stattgefunden hätten in der Lampe, wie das später behauptet wurde, von solchen untrüglichen, warnenden Erscheinungen ereignete sich nichts. Immerhin war der Einfahrer mit dem Befunde unzufrieden. Er legte sofort mündlichen Widerspruch ein bei der Betriebsführung. Er wies hin auf den Verstoß gegen die Bergpolizei-Verordnung am toten Manne, der weder

abgemauert, noch vorläufig durch eine Holzverschalung abgedichtet, noch bewettert sei. Er gab auch an, daß in manchen Revieren und namentlich auf der fünften Sohle Massen trockenen Kohlenstaubes lagerten und verlangte eine bessere Berieselung. Der Betriebsführer entgegnete, es bestehe die Absicht, die Strecke über den alten oder toten Mann hinaus demnächst weiterzutreiben; er erklärte, er werde immerhin eine Verschalung gleich vornehmen und auch die Wetterführung bis zum alten Manne bringen lassen; er sagte, die Kohlenstaubmengen gefielen ihm selber nicht, er dränge fortwährend auf gewissenhaftere Arbeit und verkenne wahrhaftig nicht die schweren Gefahren angesammelten Staubes; die Weisungen an die Obersteiger, Steiger und Aufseher seien streng genug und würden fortwährend erneuert; nur arbeite gegenwärtig wohl jede Zeche im Lande, und leider Hessenglück im besonderen, mit schwieriger und wenig bereiter, verhetzter Belegschaft, die von Ausnahmen abgesehen, gar nicht verstehen wolle, wo und wann es um ihr eigenes Heil und Unheil gehe, sondern stets bösliche Absicht vermute.

Bevor die schriftliche Anmahnung und Bestätigung der Bergpolizei eintraf, wurde die Arbeit am toten Manne begonnen. Im Verlaufe dieser Arbeit bekam Cornelius Friebott an der Wetterführung in der fünften Sohle zu tun. Am Freitag und Samstag hatte er Mittagsschicht. Als er am Freitag ausfuhr, meinte er, daß er am Samstage bei rascher und glatter Arbeit zu Ende kommen werde.

Am Samstagmorgen, vor der Einfahrt, empfing Cornelius Friebott einen Brief Fritz Wessels. Fritz Wessel schrieb: „Einer aus Bremen, der mit unserem Martin längere Zeit zusammengewesen ist, möchte mir und Dir von Martin erzählen. Er kann nur einen Abend und eine Nacht hier zubringen, denn sein Aufenthalt in Europa ist verkürzt worden. Er trifft am Samstagabend hier ein und muß am Sonntagmorgen wieder abreisen. Ich weiß,

daß Du Mittagsschicht hast am Samstage. Das Beste wäre, Du machtest blau und kämest am Nachmittage hierher. Du kannst bei mir mit übernachten, dann sind er und Du und ich die ganze Zeit zusammen. Vielleicht, wenn Du es lieber ordentlich machen willst, kannst Du Dich krank melden lassen. Wenn aber auch dies trotz dem guten Grunde, wie ich fast fürchte, Deine Bedenklichkeit beschwert, dann bleibt nur etwas übrig; nämlich, daß Du Deine Schicht richtig verfährst und nur trachtest, beizeiten auszufahren. Der Zug um zehn Uhr abends, um zehn Uhr fünf geht er bei Euch ab, und um einhalb elf läuft er hier ein, den mußt Du erreichen, danach ist keine Gelegenheit mehr. Und bist Du nachmittags nicht bei uns gewesen, so werden wir beide Dich um einhalb elf auf dem Bahnhof abholen. Die Mittagsschicht hört um halb zehn Uhr abends auf. Du kannst den Zug nur packen, wenn Du unter den Allerersten bist, die ausfahren, und dann schnell zur Kaue läufst und Dich schnell wäschst und fertig machst. Wenn Du nun, wie das meistens unter den Zimmerhauern auf ‚Hessenunglück' der Fall war, nicht unter den Ersten sein kannst, die einfahren, und also eine späte Marke mit hoher Nummer empfängst, so kann es nur so gedreht werden, daß Du einen andern bittest, Deine Marke zur rechten Zeit zu verlangen, und daß Du Dich unter den Ersten mit durchdrängst ohne Marke. Es glückt schon, es glückt leicht, es glückt bestimmt; wir haben es stets so gemacht. Und man muß es nur Dir erst sagen, weil Du so bedenklich bist. Du nimmst aber gar niemand etwas weg auf diese Weise, und wir sitzen dann meinetwegen ein paar Nachtstunden beieinander, und Du hörst von Martin, und der von ihm Gesandte wird schließlich nichts dagegen haben, sich einige Stunden Schlafes um die Ohren zu schlagen; aber natürlich wäre Deine frühere Ankunft viel besser, und ich will ja auch noch allerlei von Dir erfragen."

Cornelius Friebott las zuerst aus dem Briefe heraus,

daß er von Martin Wessel erzählt bekommen sollte; aber, als er den Brief sinken ließ, sah er nicht so sehr den fernen Freund als den ungehemmten besonnten Raum um diesen und die große Freiheit und eine reiche Gelegenheit, und es schien ihm, als käme dieses alles leuchtend auf ihn zu. Er steckte den Brief zu sich.

Beim Gange zur Arbeit stand die Einuhrsonne eines schwülen, schweren Tages am Himmel. Die Sonne stach herab auf lauter Eingeengtheiten. Cornelius Friebotts Gesicht hatte einen finsteren Ausdruck angenommen. Er dachte an Fritz Wessels Rat mit der Marke. Er dachte: „Unter den Ersten, die ausfahren, kann ich nicht sein, also kann ich den Zug nicht erreichen.“ Er dachte und wurde aufgeregt dabei: „Also kann ich mit dem Genossen Martin Wessels nicht sprechen, und er soll mir doch etwas Besonderes ausrichten, das soll er gewiß.“

Cornelius Friebott nahm von dem alten Zechenpförtner die Marke in Empfang. Er hielt sie in der Hand wie eine Uhr; aber erst nach zehn oder zwanzig Schritten, als ein Anruf ihn traf, blickte er darauf, es war eine hohe Ziffer.

Auf der Hängebank standen die Anfahrer der Mittagsschicht gedrängt und schwitzend beieinander. Der Korb war in Bewegung: Von Zeit zu Zeit schellte die Signalglocke. Vor lauter Hitze war es stille unter den Wartenden. Wo Nachbar mit Nachbar träge Worte wechselte, geschah es bei halber Stimme.

Cornelius Friebott stand neben einem Hauer, der auf der fünften Sohle arbeitete, und den er mehr von Ansehen und um seines roten Haares und Bartes willen als von irgendeiner Gemeinsamkeit her kannte. Andere Knappen, die ihm besser vertraut waren, befanden sich weiter vorne im Knäuel; er hätte sich ohne viel Schwierigkeit zu ihnen hinmachen können. Er fragte den Roten: „Was für eine Zahl hast du?“ Der Rote verstand nicht gleich, dann prüfte er und zeigte seine Marke. Cornelius Friebott las

die Zahl, er zog die eigene Marke. Es waren genau zwei Folgeziffern. Cornelius Friebott hörte sich leise und hastig sagen: „Kamerad, ich soll nach Bochum mit dem Zuge um zehn Uhr, ich soll dort einen treffen, der morgen in der Frühe weiter reist. Du könntest mir einen Gefallen tun, du könntest bei der Ausfahrt meine Marke vor deiner verlangen und könntest sie mit heraufnehmen und könntest sie bei der Abgabe über Tag mit in den Korb werfen. Willst du das machen?" Er erklärte schneller und noch leiser: „Ich weiß es sonst nicht einzurichten. Ich muß nach Schicht mit dem ersten Korbe heraus ohne Marke, sonst gelingt es nicht, sonst komme ich sicher zu spät zum Zuge; und der Mann in Bochum ist von weither unterwegs." Der Rote fragte: „Welche Nummer?", und sagte: „Gut." Nach einer Weile blickte er den Auftraggeber schielend an, da wandte Cornelius Friebott unruhig den Kopf weg. Er meinte: „Jetzt, jetzt denkt der Rothaarige, dieser da —" Er brachte den Satz nicht zu Ende, er schämte sich und ärgerte sich; aber der Rothaarige hatte sich nur gewundert über die vielen Worte in solch gewöhnlicher Angelegenheit und hatte den fremden Arbeitsgenossen deshalb angesehen.

Den ganzen Nachmittag hindurch kämpfte Nelius mit seiner Verdrossenheit. Zuweilen beflügelte der Ärger seine Arme und Hände, zuweilen hinderte er sie wie ein schweres Gewicht. Es war, als mache der Mann sich immer wieder laufend auf und davon und werde immer wieder eingeholt. Er sprach auch häufig mit sich selbst und ließ in der Einbildung das Werkzeug reden. Er und das Werkzeug sagten auf der Flucht: „Martin Wessel hat einen gesandt, den ganzen weiten Weg von Südafrika zog er her, ich muß ihn hören, und davor gilt gar nichts." Eingeholt zürnte er: „Warum habe ich den Roten gefragt? Zu was kommt einer nur?" Und vor neuem Laufe knirschte er: „Hier, hier kommt man auf den Hund! Das kommt man hier!"

Trotz dem stets wiederholten Anstürmen ging auch die Arbeit nicht recht vorwärts. Immerfort fehlte oder mißriet etwas. Der Kumpel, der zweite Zimmerhauer, blieb von Anfang an aus. Schlechte Wetter machten sich deutlich fühlbar.

Gegen Abend merkte Nelius, daß er das vorgesetzte Stück in dieser Schicht auf keinen Fall werde vollenden können, mit allem Fleiße nicht. Aber um diese Zeit, es war da nach der Taschenuhr viertel acht und noch eine Gelegenheit von runden anderthalb Stunden, fiel die Verdrossenheit sachte von ihm ab. Er spannte, hämmerte und verpaßte mit einem anderen Gleichmaße; in dem engen schwarzen Stollen, dreihundertfünfzig Meter unter Tag, bei dem geringen Lichte begann ihm Martin Wessels heller weiter Raum wieder zu leuchten und schien ihn selbst zu umfangen.

Um halb neun Uhr klingelten Signale. Obgleich die letzte Glocke sehr fern hing, meinte sie Nelius zu seinem Erstaunen deutlich rasseln zu hören. Er dachte: „Was? Was?“ Und dachte: „In dieser Viertelstunde will ich noch viel ausrichten. Das will ich und muß ich.“ Er schaffte fieberhaft. Als sein Arm, fast widerstrebend, die Uhr von neuem suchte, war es neun Uhr; und die Zeit drängte für einen, der, bei dem weiten Wege unter Tag, den Hauptschacht um halb zehn erreichen wollte. Nelius lief gebückt vorwärts, um zu den Fahrten und auf den Fahrten zur vierten Sohle zu gelangen. Der Stollen zog einige hundert Meter schnurgerade; wo er den ersten Haken schlug, wurde er ungleich hoch; ein großer Mann konnte gelegentlich aufrecht fahren. Gerade, als Nelius sich aufrichtete an der Kniestelle, schlug irgendwo eine Wettertüre zu; durch das Schlagen der Türe flog ein plötzlicher starker Wetterzug den Stollen entlang. Nelius machte eine schützende Handbewegung, er dachte: „Jetzt löscht mir das Grubenlicht aus!“ Da war seine Öllampe schon ausgeblasen. Nelius tat im Drange nach vorwärts noch ein paar eilige Schritte. Er

prallte mit Kopf und Stirn schwer ans Gebirg, so schwer, daß ihm gleich Blut über die Brauen in die Augen rann. Er stand still, oder besser, er lehnte stöhnend gegen den Berg. Der erste Schmerz war viel zu betäubend, als daß einer hätte fluchen, ja nur aufschreien und gar hätte etwas denken können. Die linke Hand begann dann aus sich heraus, was in die Augen lief an Schweiß oder Blut, von Stirn und Brauen zu wischen; aus sich heraus betastete die Rechte die Taschen und bald auch den Boden nach Zündhölzern. Sie griff die entfallene Grubenlampe, die Zündhölzer fand sie nicht, auch die zu Hilfe kommende Linke fand nichts.

Der Schein einer Frische kehrte plötzlich wieder. Cornelius Friebott stand aufrecht, Cornelius Friebott fingerte mit Bewußtheit und auch eigentlich ohne Hast die Taschen und den Boden ab. „Wohl, also muß ich die Schachtel herausgezogen haben vor Ort. Wann? Ich kann mich nicht erinnern." Er reckte die Arme aus nach beiden Seiten, er fühlte den Berg rechts und den Berg links, er kroch langsam und vorsichtig zurück. An der Arbeitsstelle suchte er gründlich. Aus der häufigen, geduldigen Berührung wurde fast ein Schauen, nur das gesuchte Stück blieb verschwunden. Er hockte nieder, um zu überlegen, und weil sich eine erste leise Müdigkeit einstellte. Er dachte: „Woher verlöre ich eben Zeit? Ich verliere gar keine Zeit. Vielleicht fährt der Zug eben ab. Den Zug kann ich nicht mehr einholen, bei allem Glücke nicht. Vielleicht ist der Zug jetzt schon in Bochum eingelaufen. Fritz Wessel und der Fremde stehen nebeneinander und warten, sie stehen und spähen aus und können mich nirgends erblicken. Sie gehen in die Halle, sie treten in den Wartesaal, sie fragen den Abrufer, sie gehen vor den Bahnhof. Fritz Wessel sagt: ‚Er ist einfach nicht mitgekommen. Er hat den Zug eben doch versäumt, oder, oder, das kann schließlich auch einmal sein, er hat meinen Brief gar nicht empfangen. Leid wird es ihm gewiß

tun. Er ist mit meinem Bruder Martin sehr befreundet, und außerdem möchte er ja wohl selbst einmal zu Martin hinaus. Ob er es wirklich will, weiß ich nicht. Mein Bruder Martin hat ihn in Briefen zuweilen ermuntert, deshalb redet er hin und wieder von dergleichen. Indessen haben seine Eltern ein eigenes Anwesen an der Weser, und die Eltern sind beide nicht mehr ganz jung, und er hängt an seinem Vater, und er hängt auch an der Heimat.' — — Ja, so ungefähr, so wird Fritz Wessel sprechen und wird zufügen: ‚Jetzt trinken wir noch ein Glas Bier'."

Cornelius Friebott denkt: „Die Zündhölzer müssen dennoch zu Boden gefallen sein, wo ich wider das Gebirg prallte. Wenn ich die Zündhölzer jetzt fände, ergebe sich noch eine Möglichkeit: ich könnte über die Fahrten im Hauptschachte hinauf. Ich könnte, nachdem ich mich gewaschen habe, die drei Stunden zu Fuß nach Bochum hineinlaufen, ich träfe auf diese Weise Martin Wessels Genossen noch vor der Abreise an."

Cornelius Friebott wischt wieder Schweiß von der Stirne und aus den Brauen, Schweiß oder das letzte nachsickernde Blut. Es ist sehr heiß, dumpfheiß; er ist sehr müde. Er kriecht, die Schienen fühlend, vorwärts, fast wie ein schwerfälliges vierfüßiges Tier bewegt er sich. An der Anprallstelle, wenn das nun die Anprallstelle ist, sind die Wetter besser. Der Atem wird etwas freier. Cornelius Friebott sucht zum andern Male, ruhig, hastlos, ohne Erfolg.

„Die wenigeren Knappen der Nachtschicht, die die Wiederherstellungsarbeiten machen, müssen längst eingefahren sein. Nur, sind auf der fünften Sohle irgendwelche Herstellungsarbeiten zu verrichten, und in welcher Form? Unter Tag ist alles weit voneinander, unter Tag ohne Licht ist alles entsetzlich weit voneinander. Aber —, aber, wo eine Marke fehlt über Tag, da wird ja gefragt und gesucht nach der fehlenden Marke, nach dem fehlenden Manne. Alles wird abgesucht, zuerst der Arbeitsort und dann die

Zufahrten und dann weiter, bis er gefunden ist. Deshalb und hierzu gibt es doch die Marken, es könnte immer einem etwas zustoßen, es könnte immer einer Hilfe nötig haben." Cornelius Friebott lächelt: „Also die ganze Nacht und den Sonntag und die Nacht von Sonntag zu Montag ohne Essen und Trinken, die muß ich hier nicht verweilen, falls ich mich etwa nicht selbst herausfinde."

Und Cornelius Friebott versucht sich herauszufinden an den Schienen entlang, an den Schienen entlang. „Den Nebenschacht, in dem die Fahrten zur vierten Sohle herausführen, den muß einer mit etwas Vernunft doch wohl aus sich gewinnen können. Und auf der vierten Sohle hat man's viel leichter, außerdem arbeiten auf der vierten Sohle bestimmt Leute der Nachtschicht an den Fahrtüberhauen. Wenn einer, der hier alles gut kennt, den Nebenschacht auch in brütender Finsternis nicht zu gewinnen vermöchte, das wäre doch gelacht, das wäre gelacht."

Es scheint noch heißer zu werden, noch drückender, und in schlechtes Wetter ist Cornelius Friebott plötzlich wieder geraten. „Ist die Bewetterung so verkehrt hier? Auf Hessenglück — Fritz Wessel schreibt auf ‚Hessenunglück', das schrieb er doch — auf ‚Hessenunglück' ist alles verkehrt. Herr und Gescherr." Dem Kriechenden fällt ein bei ungewohntem Erschauern: „Mit der Marke stimmt's für mich nicht. Die Marke hat der Rotkopf hinaufgenommen und abgegeben. Die Marke hängt längst wieder über der Nummer am Haken. Alle Marken hängen richtig nebeneinander an den Haken. Keiner weiß, daß ich nicht ausgefahren bin. Keiner kommt suchen und keiner kommt zu Hilfe. Das hat man davon."

Cornelius Friebott hält ein im Kriechen. Es atmet sich sehr mühsam. Der Kopf schmerzt vom Anpralle her, oder weil der Luft der Sauerstoff fehlt, oder von beidem. Es kann sein, daß durch die drückende Hitze der Zug im Wetterschachte sich umkehrte und daß hierdurch unter Tag

und überall auf der fünften Sohle die Wetter matter wurden.

Cornelius Friebott grübelt: „Was, was soll aber werden? Was geschieht, wenn die matten Wetter nicht mehr abgesaugt werden?" Und beim Wehren, beim teilweise gedankenlosen Widerstande blitzt die Einsicht auf: „Du, du bist in der verkehrten Richtung gekrochen, du hast dich beim Suchen wirr gemacht, du bist wieder vor dem toten Manne angelangt." Er strafft sich, er faßt zu: Gewiß, das ist die Führung, an der er arbeitete. Er stößt an klirrendes und fallendes Gezähe und Werkzeug. Natürlich, das ist das eigene Gezähe und eigene Werkzeug.

Die Einsicht hat eine zwiefache Wirkung auf den Gefangenen. Das Erschauern wiederholt sich und wächst zur beklemmenden Angst: „Etwas ist völlig verkehrt am toten Manne, am toten Manne lauert etwas, also weg und fort vom toten Manne, weg und fort, so rasch und so schnell wie nur möglich." Aber auch eine Hoffnung, ein ermutigendes Gefühl wie eine Hoffnung, stellt sich ein: „Am toten Manne standen immer schlechte Wetter, am toten Manne war immer bös atmen, am toten Manne bekam einer immer Kopfschmerzen und schwere Gliedmaßen, aber weiter fort, weiter weg in der Grube können die Wetter noch frisch sein, und es mag einer in Gottes Namen darin aushalten selbst bis Montagmorgen, wenn es nicht anders gelingt."

Das schwerfällige Tier bewegt sich erstaunlich rasch, es achtet nicht mehr auf harten Anprall und harten Stoß, es ist auf der Flucht.

Und die Wetter werden besser, ein wenig besser, daß man doch etwas rasten kann. „Am Sonntag fahren die Pferdefütterer ein. Wenn man sich hinbrächte auf die vierte Sohle, wenn man die Kraft hierzu behielte, sich in ihre Nähe zu bringen, dann käme man noch am Sonntage heraus und gewönne den Atem, Gottes Atem über Tag, und

könnte dann schlafen daheim bei offenen Fenstern, könnte sich waschen und schlafen, könnte alles richtig wegschlafen und das Leben neu anfangen."

Der Gedanke bringt für einen Augenblick scheinbare Ruhe. Cornelius Friebott sitzt im Halbschlummer an den Berg gelehnt. Er träumt wirr und ängstlich. Er spricht im Traume auf den müden und versagenden Körper ein: „Schläfst du? Ich will hier nicht schlafen. Du darfst hier nicht schlafen. Du mußt weiter. Was macht dich so ganz erbärmlich? Du mußt auf, auf, auf!" Es ist ein zäher Kampf, ein wachsender Ärger, ein steigender Zorn, eine zunehmende, bittere Verachtung. Aber Seele und Wille siegen, daß nach einer halben Stunde, vielleicht nach einer Stunde, vielleicht nach zwei Stunden, vielleicht nach viel mehr — jedes Zeitmaß ist schon verloren gegangen — Seele und Körper wieder zusammen und ein sich verteidigender lebendiger Mensch sind.

Während der erwachte Mann schnaufend — denn das Herz muß ungeheuer schaffen, die Lungen verlangen durchaus Luft — mit sich zu Rate zu gehen trachtet, merkt er, daß sich rundum manches verändert hat. Die Wetter sind hier jetzt ebenso schlecht geworden wie am toten Manne, außerdem tönt es aus dem Stollen von dem toten Manne her, als ob dort böse Geister ihr Wesen trieben. Es zischt und singt, Gesteinstücke fallen, es knistert in den Wänden, selbst die Schienen tönen seltsam oder bringen seltsame Töne und zittern wohl auch.

Cornelius Friebott erreicht und findet mit Aufbietung aller Kraft, mit Ausschaltung jeder anderen Beachtung den Nebenschacht zur vierten Sohle. Kopf, Arme, Beine empfangen Beulen und Stöße. Was gelten Beulen, Stöße und Wunden, wo ein junger Mensch voll Unerfülltheiten sich nicht ergeben mag?

Cornelius Friebott fährt die unterste Leiter hinauf bis zur ersten Bühne und zwingt sich die zweite Leiter hinauf

bis zur zweiten Bühne. Die Kleider sind viel zu eng geworden und drücken und schnüren den Körper und Hals ein. Der ganze Kopf schmerzt irrsinnig, das Blut hämmert in den Schläfen, die Ohren sausen, das Schwindelgefühl ist unerträglich. Die Sprossen der Fahrten, die doch die Hände umspannen sollen, wuchsen zu dicken Baumstämmen und wachsen noch. Wie soll da einer weiter, wie kann da einer weiter? Wie kann man sich an solch unförmiger Dicke nur festhalten wollen, es ist unmöglich, es ist ganz unmöglich.

Der Flüchtende steht an die dritte Leiter gelehnt. Vier Fahrten bringen zur vierten Sohle. Er liegt mit dem Bauche schlaff auf der dritten Leiter, während die Füße bei eingeknickten Knien noch auf der zweiten Bühne stehen und sich nicht vorwärts wagen und von den erlahmten Muskeln nicht aufwärts gezogen werden. Cornelius Friebott röchelt und stöhnt und wimmert und weint. Zuletzt ist es Weinen, ein leises, feines, stoßweißes Weinen ganz tief aus dem Wesen heraus, ein Weinen der Seele in Totenstille hinein. Ja, der Körper ist leer geschöpft, ist ab- und ausgetan und versinkt stumpf in sein Ende, aber der Seele, was wurde der ungeduldigen Seele erfüllt? —

Vor knappen Wochen hatte die Zechenverwaltung einen älteren, den Bergdienst gewohnten Arzt vor der Belegschaft sprechen lassen über die Gefahren des Bergbaus. Der Vortrag gehörte zu einer Reihe sprunghafter Versuche, in der neuen gereizten und unverstandenen Zeit Gemeinsamkeiten der Gedanken, der Willen und des Zieles wiederzufinden. Von Anfang an waren lange nicht alle zu den Veranstaltungen gekommen. Sie verredeten und verleideten sie sich gegenseitig. Bei dem Vortrage hatten nur noch ganz wenige den Mut aufgebracht, sich voreinander und vor den Aufpassern zu zeigen. Cornelius Friebott war hingegangen, nicht aus einem mangelnden Gefühle der Zugehörigkeit, sondern weil die Dummheit dieses Zwanges

und die unverhohlenen Drohungen ihn reizten. Es geschah dann, was die Spötter und Höhner vorausgesagt hatten, auch dieser ärztliche Redner konnte nicht aus seiner Haut heraus. Er gab bald zu erkennen, daß er sich als Erzieher und Zurückrufer Verirrter fühle. Er verwandte fortwährend das Wort Pflicht. Er ließ wie einen Kehrreim und oft fast beziehungslos die bequem gewohnte Anschauung laut werden, daß Abhängigkeit gottgewollt sei, und daß also an diesem himmlischen Felsen von Menschen nichts geändert werden könne. Aber als er von der Wirkung der bösen Wetter auf den einzelnen redete, und wie Not und Schicksal unter Tag den auf sich gestellten Mann anfielen, und dazu in einem leiseren, tiefernsten Tone hinsprach: „Ich alter Mann glaube auch bei diesen schweren Unglücksfällen, wo sich das Innere der Menschen so oft unverhüllt zeigt, gelernt zu haben, daß treuer Eifer in Erfüllung der Pflicht, unterstützt von einem mutigen und unerschrockenen Gemüte, ungleich länger den nachteiligen Wirkungen der Gase Widerstand leisteten als ein schlaffer und unrechtlicher Sinn und Mangel an Mut;" da hatte Cornelius Friebott nicht spöttisch gelächelt wie manche und hatte auch nicht gleichgültig die stillen Sätze an sich vorüberziehen lassen wie die meisten, sondern war gleichsam aus großer Ferne merkwürdig ergriffen worden. Und vielleicht horchten in jenem Augenblick die Geister eines alten Geschlechtes in ihm auf, das zu seinen Zeiten geführt und Verantwortlichkeit gefühlt hatte, Geister, die wortlos und unnachdenklich durch die Zeiten und Geschlechterfolgen gespürt hatten, daß sie und ihr jeweiliger Träger zuerst und unbedingt aus sich standhalten müßten, damit das Geschlecht im Führungsrechte bleiben dürfe.

„Ein schlaffer und unrechtlicher Sinn und Mangel an Mut?" Der Halbtote hört weit her das sachte Weinen und hört weit her die Sätze jenes Abends, und die Worte werden lauter und lauter. Wenn in den Stollen und

Schachten die Erzengel Gottes sie einander zusprächen, sie dröhnten nicht leidenschaftsloser und nicht klarer. Cornelius Friebott grübelt: „Wen geht das an? Geht das mich an?" Grübelt und hört, hört und grübelt.

Es ist, als wenn ein Hauch auf ein erstickte Feuer stößt unablässig, es ist, als wenn der Hauch den letzten verborgenen Funken aufdeckt. Zuweilen scheint der weckende Hauch selbst ein Erstickter, aber vor seiner Geduld beginnt es mählich zu glimmen und zu leuchten. Leuchten und Verleuchten wechseln ab, danach bei Gunst springt plötzlich, unruhig suchend und flackernd, eine künstliche Flamme an.

Aus dem erloschenen Menschenleibe fühlt es und denkt es und flüstert es schließlich: „Nein, nicht unrechtlicher Sinn; nein, nicht Mangel an Mut; nein, nein, nicht; trotz allem nicht!"

Und der schlaffe Körper — bei Lichte sähen ihm die gebrochenen Augen rot unterlaufen, die Lider geschwollen, die Augäpfel weit, die Nasenlöcher voll schwärzlichen Staubes, die farblosen Lippen hängend, das Gesicht blutverkrustet, die Adern der Schläfen und des Halses dick aufgelaufen, die Nägel der kalten Finger blau aus — kommt zum letzten Male in Bewegung.

Die voran tastenden Hände wagen die Fahrtsprossen, die dicken Baumstämmen gleichen und keinen Halt bieten wollen, zu fassen. Die Arme, der Rumpf, die Beine schieben sich auf dem scheinbaren Riesengehölze nach, jetzt pauselos, einen entsetzlich langen, einen scheinbar entsetzlich langen und entsetzlich steilen Weg. Der Kopf weiß und heischt nur eines: „Nicht innehalten, jetzt nicht innehalten!"

Auf der vierten Sohle verlangt der Kopf: „Noch weiter! — Noch ein Stück weiter! — Noch ein gutes Stück weiter, denn ich, ich muß voran um Gottes willen, ich muß die andern alle warnen!" — Und die Schienen leiten, die Schienen und Gottes Fügung, oder wie das nun einer nennen mag...

Am Montagmorgen wurde von zufälligen frühen Pferdefütterern der Körper des Zimmerhauers Cornelius Friebott auf der Hauptsohle und ganz nahe dem Hauptschachte mit allen Zeichen des Todes oder Scheintodes gefunden. Die Verrichtungen des Hirnes, des Rückenmarks, des Herzens und der Lungen waren vollständig in Stillstand versetzt. Die drei Männer schleppten den Kumpel zum Förderkorbe und fuhren mit ihm aus. Sie behaupteten später, bei der unerwarteten Entdeckung des scheintoten Hauers einen weißlichen Nebel bemerkt zu haben, der nicht nur vor ihnen gelegen, sondern sich auch rückwärts nach dem Schachte zu hingezogen hätte; in ihrer großen Erregung und in ihrer Anteilnahme an dem erschreckenden und vorerst unerklärlichen Funde hätten sie die Meldung zunächst, und nichts wirklich Böses vermutend, unterlassen.

Als die drei wieder einfahren wollten und Cornelius Friebott in der Hütte des Obersteigers lag und die ersten Wiederbelebungsversuche an ihm eilig angestellt wurden, war auf der fünften und auf Teilen der vierten Sohle der Zeche Hessenglück durch sich entzündende schlagende Wetter das schwere Unglück geschehen, dabei hundertzweiundzwanzig Menschenleben schaudervoll umkamen, verbrannt, zerrissen und erstickt, und dreißig Männer verwundet und versengt wurden.

Es hatte ein paarmal fürchterlich geknallt, die Schienen hatten knackend die Erschütterung weitergegeben, einige Hauer waren zu Boden geschleudert worden, ein heftiger Luftstrom hatte eingesetzt. Hiernach war alles totenstille. Anderes wußten die verstörten und von den Nachschwaden am Atmen gehinderten Überlebenden unter Tag auf die ersten hastigen Fragen hin nicht zu verkünden.

Wie ist es seltsam bei den Geschwadern der Menschen, daß sie erbärmliches Unglück und blöde Not und grausames Schicksal mit Zorn und Wut und Haß einander zu vergelten trachten. Wann Blut schmerzensvoll verströmte, wann Eltern, Frauen und Kinder um ihre vergeudeten Toten weinen, wann Tag und Zeit erschüttert sind, ergreift der Hader die entsetzliche Gelegenheit. Aber nichts ist unerklärlich, wo Baum und Raum und Gottes eigene Gehege verloren gingen; sondern in Enge und Gedrängtheit wird jedes Geschöpf und jeder Leib und jede Seele krank und weiß es nicht.

Als Cornelius Friebott in Pflege war, begann unter Bürsten und Reiben und den künstlichen Atembewegungen zuerst das Herze ein neues Erwachen zu verraten. Danach geschah ein Schnappen nach Luft, ein Röcheln, ein Würgen und Erbrechen, danach trat vor den Mund eine Masse Schaumes; und endlich gewannen die Lungen einige freie, tiefe Züge. Während solches vor sich ging, bebte der erweckte und mit den aufgenommenen Giften gewaltig kämpfende Leib in heftigen Zuckungen. Es haftete aber dieser einzelnen mühevollen Not keine abstoßende Häßlichkeit an, sondern die angestrengten Helfer wurden ergriffen und bei ihrer Arbeit fast andächtig vor dem unerhörten Gotteswillen des Lebens; und die Ergriffenheit, ja die eigene Erschütterung dienten ihnen zu Mut und Ausdauer und einer stillen Heiligung bei den nun fortwährend zugetragenen anderen Opfern.

Nach drei Stunden ebbten die Krämpfe ganz ab, die Lider öffneten sich, und obgleich der Blick noch leer blieb, zeigten sich die Augensterne zusammengezogen und empfindlich, auch begann der Mund zu lallen, als ob eine winzige Kinderseele ihre erste Sprache suche.

Nach vier Stunden stellte sich jener Zustand stillen, heiteren Glückes ein, darin das Bewußtsein wohl hell erscheint,

doch zusammen mit den glänzenden und beweglichen Augen an einer plötzlichen schönen Traumwelt sich reich erquickt und durstig ahnungslos betrügt. In dieser Zeit wanderte Cornelius Friebott ein stolzer, froher Knabe an der Hand das leuchtende Mädchen Melsene durch Weserwald und über Weserberge. Die Sonne goldete aus blauem Himmel. Die Grünlinge riefen unaufhörlich den Sommertag aus. Im Forste dauerte nach schattigen Buchenschlägen und hohen Tannen der Sababurger Urwald mit den Eichenriesen und dem ungestörten Unterholze am längsten. Aber die Wege in dem wilden Wuchse waren leicht und weich, und beim Hinauf und Hinab merkten die Knie weder Steigung noch Fall, und die strahlende Sonne war ohne Hitze; von den Ausguckstellen über den Fluß und über die Waldgebirge konnte der frohe Blick adlerscharf weite Landschaften gewinnen. Und wie zwischen Mensch und Natur jedes Hemmnis paradiesisch entfernt schien, stand auch keinerlei Schwierigkeit zwischen dem seligen Paare. Sie waren gleich ersten Geschaffenen, davon nicht Mann und Weib, jeder in sich, Streit, Sorge, Arbeit, Leidenschaft, Segen, Torheit und Gewöhnung abgekämpfter Elternreihen tragen und unbewußt einander zubringen. Cornelius Friebott sprach ohne die langsame Schwere und ohne verhaltene Scheu, und das leuchtende, lachende Mädchen Melsene spürte nichts von anderen Sehnsüchten; sie waren ganz eins in einem einzigen Glücke und in einer einzigen Hoffnung.

Nach runden fünf Stunden erwachte Cornelius Friebott völlig und gewann ordentliche Sprache wieder und Hören auf kurzem Wege und Augen, die recht und genau die Umwelt aufnahmen. Bei diesem Erwachen waren dumpfe Schmerzen im Hinterhaupte, Schwere des Kopfes, Taubheit in den Fingern und Zehen, Brausen in den Ohren und hastiges Klopfen des aufgeregten Herzens besonders fühlbar. Aber die Pein des Körpers quälte den unruhig

beobachtenden Kranken viel weniger als das, was er erschaute. Er sah Ärzte in weißen Kitteln und Rettungsmänner in Bewegung, er sah den Boden des Zimmers rechts und links und zu Füßen und durch die Türen den Flur der Nebenräume mit liegenden Menschen bedeckt.

Er brütete: „Was ist das? Wie kann dies zugehen? Ich war doch ganz allein." Und die Angst wuchs und das Erschrecken. Aber zur Äußerung von Angst und Schrecken fehlte ihm noch die Kraft; sie reichte nur soweit, daß er den Kittel eines zur Rechten knienden und ihm abgewandt schaffenden Helfers zu fassen vermochte, und daß er daran zerrte. Der Arzt spürte das Zerren und drehte sich ihm zu. Er sagte: „Na?" Und sagte ruhig: „Sie müssen das nicht tun, Ihr Nebenmann hat uns jetzt arg nötig!" Aber als er den entsetzten Ausdruck des Kranken gewahrte, begütigte er mit freundlicher Stimme: „Sie haben sich brav gehalten. Es wird alles schnell ganz gut werden bei Ihnen. Machen Sie die beiden Augen zu und kümmern Sie sich um gar nichts. Wir sind ja da. Wir geben schon richtig acht. Und wenn Ihr Herz schön in Ordnung bleibt, dann dürfen Sie heute abend in Ihrem eigenen Zimmer und eigenen Bette schlafen. Sie müssen sich jetzt sagen, ich, ich war stärker als das Gift, und müssen sich ein bißchen fühlen wie einer, der nach hartem Ringen gegen eine Übermacht den Sieg davongetragen hat; ja, das dürfen Sie wohl!" Cornelius Friebott ließ nicht los, Cornelius Friebott flehte: „Warum ist das alles? Warum? Ist unter Tag doch etwas geschehen? Warum sind sie nur eingefahren?" Da legte ihm der Arzt ein nasses, kühles Tuch auf Stirn und Augen, und strich über das Tuch und antwortete leise: „Mann, nach dem Warum fragen wir meistens umsonst. Unglück ist geschehen, wir trachten euch alle durchzubringen." Er hörte ein müdes Weinen unter dem Tuche und hörte den wieder erschlaffenden Kranken flüstern, daß er habe warnen wollen, daß er doch wirklich, ach wirklich

habe warnen wollen, und daß er sich sehr, sehr Mühe gegeben habe.

Die Erschlaffung dauerte den ganzen Nachmittag über. Gegen Abend bestimmten die Ärzte, was mit den einzelnen Betroffenen zu geschehen habe. Diejenigen, die außer Gefahr waren und die Heimkehr wünschten, wurden auf Bahren in ihre Häuser getragen. Des Zimmerhauers Friebott Herz zeigte sich in Ordnung, aber die Pfleger berichteten, der Kranke phantasiere und schiene von der Vorstellung ganz besessen, daß es an ihm gewesen sei, das Unglück zu verhindern. Gerade als der Arzt prüfend und erwägend nach ihm hinblickte, richtete Cornelius Friebott sich auf und bat, man möge ihn nicht in das Lazarett, sondern nach Hause schaffen, und erklärte auch mit Bestimmtheit, er fühle sich viel besser und werde auf dem gewohnten Lager ruhiger schlafen und in der Folge schneller zu Kräften kommen. Der Arzt sagte zögernd: „Meinetwegen ... Jedoch Sie sollen vernünftig sein. Sie tun sich selbst und niemand gut mit irgendwelchen Gespinsten. Wenn einer ein Kerl ist wie Sie und so durchgehalten hat, dann steckt ein Recht in ihm, und er ist zu was da und muß nach Flausen den Finger hinschnippen können."

Also wurde Cornelius Friebott aufgenommen und auf das offene Gestell gepackt.

Draußen hatte man die Toten eng nebeneinander gelegt. Die deckenden Tücher waren zurückgeschlagen, die Leichen sollten noch einmal untersucht werden. Die Träger gingen, um Weg zu sparen, ein wenig ungeschickt an der langen Reihe vorüber. Cornelius Friebott hatte sich aufgestützt und sah hin und sah, wie er meinte, ruhig einen nach dem anderen derer, die da unerwartet getroffen und vernichtet waren. Die freie Haut war überall blaugrau und wies dunkle Flecken, die Gesichter waren stark geschwollen, die Lippen waren blau, die Münder standen offen, und die Zähne klafften auseinander, Bart und Haare waren viel-

fach versengt, aber im ganzen waren die Züge milde und ungequält; und es schien wohl, daß sie das Leid nicht bei sich, sondern daß sie es den Lebendigen zurückgelassen hätten.

Von der Zechenpforte aus liefen ein paar Kinder hinter der Trage her, danach kam die schwierige Treppe, danach fand sich Cornelius Friebott im Bette in seiner Kammer, und die Vermieterin versprach mit vielen Worten, nachsehen zu wollen.

Es geschieht mancherlei Geringes in einem Leben und gerät zu solcher Bedeutung, daß unnachdenklicher Sinn es Ursache nennt. Wenn Nelius Friebott an diesem Abend nicht zu sich getragen, sondern in genaue Obhut genommen worden wäre, dann hätten an der nüchternen Ordnung und Regel des Lazarettes die schweren und zornigen Mächte des Gemütes einen Widerstand gefunden, aber den Einsamen und Unbehüteten rissen sie nachts aus dem Bette und ans Fenster. Dort lehnte er fiebernd und brütend. Die Schwüle erfrischte ihn nicht, die unmittelbare Nachtluft brachte in seiner Einbildung das Weinen mit aus den vielen kleinen, engen Häusern und Wohnungen, wo in dieser Finsternis zum ersten Male ein Ehemann, ein Vater oder ein Sohn fehlte. Das Weinen brach aus allen Dächern, auch wo gar nicht geweint, sondern stumpf und gleichgültig geschlafen wurde. Und die Toten selbst von denen Nelius meinte, er habe sie ruhig angesehen, standen auf mit verzerrten Zügen und mit häßlichen Malen und verlangten ihr eines unersetzliches Gut und ihre eine köstliche Habe, das Leben, wieder und klagten an und schrien Rache, da es ihnen doch nicht und von niemand wiedergegeben werden konnte, Rache, Rache, immerfort Rache. Und Nelius versuchte sich zu verteidigen, sie aber sagten: „Hättest du dich noch ein Stück weiter geschafft," und verlangten: „Du Einer hättest noch ohne Kraft weiterkriechen, aus sich selbst hätte dein Leib weiterlaufen müssen bis an den

Hauptschacht, um uns viele zu retten! Nun hast du gewonnen, was unser war; wir aber haben verloren, wir, die nach dir kamen. Du warst aufgerufen, und du hast versagt, und an dir hat's gelegen." Zuletzt geriet es dahin, daß sie sachter wurden und von ihm abließen; das war, als er versprach, Schlag für Schlag seiner heißen, bebenden Hand in eine kalte Hand mit gekrümmten Fingern, er werde ihre Bitternis und ihren Zorn und ihre Rache vertreten und werde sprechen für ihre in Qualen erstarrten Münder, daraus kein zweiter Lebendiger einen Laut zu vernehmen vermöchte, er als ihrer einer, als der eine, der nicht erfüllt habe. –

Am Abend, als Cornelius Friebott heimgeschafft wurde, stand in allen Zeitungen Deutschlands in dicken schwarzen Buchstaben die knappe Drahtmeldung von dem Schlagwetter auf der Zeche Hessenglück. Am folgenden Morgen erschienen an der Spitze der Blätter die ersten, vorläufigen Berichte. Sie enthielten samt und sonders das Versprechen, die genaue Schilderung des entsetzlichen Ereignisses werde folgen; namentlich sollten alle Einzelheiten der durchaus nötigen Untersuchung der Allgemeinheit, die ein Recht darauf habe und sehr beunruhigt sei, nicht vorenthalten bleiben. In verschiedenen der vorläufigen Berichte fand sich der Hinweis, es sei ein Bergmann der Samstagabendschicht, der am wahrscheinlichen eigentlichen Herde des Unheils tätig gewesen sei, aus noch unaufgeklärten Gründen, und obgleich die eingereichte Marke dessen Ausfahrt angezeigt habe, nicht mit ausgefahren; nichts Böses ahnende Pferdefütterer hätten ihn vor Beginn der Montagmorgenschicht und anscheinend kurz vor Eintritt des Unglücks bewußtlos und mit einer Kopfverletzung, dem Hauptschachte nahe und auf der Hauptsohle entdeckt und sofort geborgen. Die Pferdefütterer vermöchten nichts anderes auszusagen, als daß sich ein leichter weißlicher Nebel ausgebreitet habe,

der ihnen leider unwichtig vorgekommen sei; aber gewiß könne der Gerettete, sobald er sich wieder in vernehmungsfähigem Zustande befinde, aufschlußreiche Aussagen machen.

Im übrigen war für jeden einsichtigen und aufmerksamen Leser schon aus den ersten Berichten zu erkennen, daß das traurige Geschehen in der aufgerüttelten und argwöhnischen Zeit ein Nachspiel haben werde. Zeitungen höherer Warte, wie sie am meisten von den Kreisen gelesen werden, denen sich das derbste Leben und roheste Kämpfen ferne abspielt, warnten ausdrücklich vor übereilten Behauptungen und gefühlsmäßigen Anklagen und Ausdeutungen der traurigen Begebenheit. Die angeblichen und auch wirklichen Schreiber für das in seinen Alltag beschränkte kleine Volk dagegen gaben unzweideutig zu erkennen, daß sie in diesem wie in anderen Fällen eben am heißen Gefühle die eigene oder der Menschheit Suppe ein Stück garer zu kochen gedächten. Sie erklärten von vornherein: „Wären Besitzer und Staat ihrer Aufgabe nicht nur ‚vollkommen bewußt‘ nach eigenen Angaben, sondern handelten sie auch entsprechend, so hörten wir nicht immer wieder von diesen schaudervollen Opfergängen der Arbeit,“ oder sie urteilten: „Bei ernstlichem Willen der Grubenverwaltung könnten derartige schwere Unfälle auf eine verschwindend kleine Zahl eingeschränkt werden, aber des Kapitalprofites wegen werden sie nicht eingeschränkt.“

Cornelius Friebott wurde am frühen Vormittage vom Arzte besucht, er lag stille und klagte nicht. Der Arzt sagte: „Recht zufrieden bin ich mit Ihnen nicht, und Sie bleiben heute und morgen noch jedenfalls im Bette; aber ich glaube, Sie sind immerhin vernehmungsfähig und können auf Fragen ordentlich antworten, wenn es mit Maßen zugeht. Was halten Sie davon?“ Cornelius Friebott erwiderte, er fühle sich kräftig genug aufzustehen und könne mitteilen, was von ihm verlangt werde. Der Arzt sagte:

„Nein, liegen bleiben Sie, die Leute kommen zu Ihnen her, und ich komme mit."

Bevor die Beamteten erschienen, trachteten zahlreiche Besucher bei dem Genesenden Einlaß zu gewinnen, am meisten Zeitungsmänner; sie wurden nach Anordnung des Arztes alle zurückgewiesen. Aber Fritz Wessel gelangte herein, er gab sich für einen Nächsten des Geretteten aus und schmeichelte und bat, und Cornelius Friebott bestätigte, daß es ihm recht wäre. Fritz Wessel brachte etliche bedauernde Worte mit, danach, als er merkte, daß Cornelius Friebott starr und finster blieb und weder bemitleidet noch beglückwünscht werden wollte, erklärte er unumwunden und mit gedämpfter Stimme: „Du sollst also vernommen werden. Auf deine Aussage wird weit und breit gewartet, du hast die Gelegenheit. Du kannst jetzt alles sagen. Du bist es schuldig. Es wird täglich Wahrheit von uns in die Welt hinausgeschrien, doch fehlt meistens die bereite Hörerschaft. Das mußt du wohl bedenken, und du darfst deine Pflicht ja nicht unterschätzen. Du mußt dieses Mal wie eine Posaune sein für uns." Und nun begann er etwa in der Art eines geschickten und recht selbstgefälligen Geschäftsreisenden, bald lächelnd, bald hohl ernstelnd, vorzutragen, was Cornelius Friebott nach seiner Meinung aufdecken und anklagen müsse, und nannte Namen und nannte Einrichtungen und fuchtelte viel mit den Händen, und wirkte, je mehr aus der Redegewandtheit vor dem unheimlich stillen Bruderfreunde doch eine Mühe wurde, immer unechter. Er ging, als ein Krankenpfleger die bevorstehende Ankunft der Beamtenschaft verkündigte.

Cornelius Friebott, der während des Geredes die Augen geschlossen und noch bei geschlossenen Augen den Abschiedsgruß erwidert hatte, richtete sich auf und sah mit finsterem Blick auf die geschlossene Türe. Er hatte alles gehört; das, was er sich in müden, bitteren Gedanken zurecht gelegt hatte, war nicht so weit ab gewesen von Fritz Wessels An-

gaben; nur, da sie bei jenem Laut und Ton geworden waren, klang es durchaus falsch und verkehrt. Der Pfleger sagte: „Wie ist der hereingekommen? Sie sollten mit dem ganzen verdammten Gefrage noch verschont werden. Sie sehen einfach schlimm aus. Sie müssen sich gleich wieder zurücklegen, oder soll ich ihm noch was hinterher rufen und ausrichten? Das Nachgeschwätz ändert doch an dem Unheile gar nichts mehr, es gehört nur eben mal zu, lebendig macht's gewiß keinen. Für Sie kommt es darauf an, daß Sie Ruhe haben und die Geschichte los werden. Wo einer einen Tag und eine lange Nacht voll Gift eingeatmet hat, das muß ihm ja nicht nur zu Leibe, sondern auch zu Kopfe gehen. Das meine ich!"

Unter der Vernehmung verstrich einige Zeit. Der leitende Vertreter der Regierung war ein kluger und herzlicher Mann, er kam nicht mit einem fertigen Urteile, dazu er bestimmte Antworten und notwendige Unterlagen verlangte; er brachte nicht einmal einen gleichsam fertigen Rahmen mit, in den das gesuchte Bild sich einpassen müsse, sondern mit bescheidenen, freundlichen Sätzen trachtete er, Herz und Erinnerung des Kranken aufzuschließen. Er gab immer neue Gelegenheiten, daß Cornelius Friebott sich ausruhe, sich sammele und ganz ausspreche. Zuletzt hieß er die Mitgekommenen hinausgehen und fragte wieder, und es war in den geduldigen Wartepausen so stille im Zimmer, daß die Fliegen mit ihrem Wärmesummen das einzige Leben binnen erschienen, und daß Wort für Wort schwatzender Nachbarinnen und im Hofe spielender Kinder zu verstehen war. Aber Cornelius Friebott hielt sich fest. Es antwortete aus ihm, als berichte er von einem Fremden und von einer gleichgültigen fremden Angelegenheit und als habe seine Seele nichts erlebt. Ein anders gearteter Untersuchungsführer hätte seine Freude haben mögen an den knappen, sich niemals irgendwo und irgendwann verwirrenden, kühlen Schilderungen. Der alternde, andächtige Mann

an seinem Bette war nicht zufrieden. Beim Abschiede sagte er: „Sie sind von anderem Holze und kommen, wenn Sie es selbst nicht wissen sollten, einen anderen Weg als Ihre Berufsgenossen. Was Sie uns mitgeteilt haben, ist sicher wahr und richtig, und ich danke Ihnen, nur, nur, — und wenn Sie auch noch nicht bei Kräften sind, und wenn ich einen quälen mußte, dem ich das gern erspart hätte —, es fließt schweres, heißes Blut in Ihnen, und das Blut hat geschwiegen. Wie aber sollen denn wir nicht nur die Dinge, sondern woran doch mehr liegt, hinter die Dinge sehen?" Er tat einen tiefen Atemzug, dann sagte er rasch und zum ersten Male ein wenig von oben herunter: „Werden Sie bald gesund, und möge die Gnade, die Sie rettete, Ihnen weiter helfen!"

Den ganzen Nachmittag lag Cornelius Friebott allein in stummem Hindämmern. Dann und wann stieg es die Treppe hinauf und redete und flüsterte draußen und pochte und klinkte, doch aus der Stube wurde nichts erwidert; und der Zimmerschlüssel am Haken neben der Türe blieb ungestört, und die Wirtin, die den zweiten Zimmerschlüssel bewahrte, ließ sich auch nicht finden und schloß nicht auf. Sie kam gegen Abend herein mit der Mahlzeit. Sie erzählte: „Ach, wie viele Menschen sind dagewesen und sogar ein Amerikaner, und trotzdem die Kinder denen vorgemacht haben, Sie seien weggebracht worden, wollten immer welche nicht hören, und manche sind im ganzen Hause herumgelaufen, sogar nebenan." Dann legte sie eine Zeitung auf den Tisch und schwatzte: „Die mögen Sie vielleicht morgen lesen. In Bochum fordern die Gewerkschaften und der Bergarbeiterverband ihre sämtlichen Mitglieder auf, den toten Arbeitsbrüdern von der Zeche Hessenglück die letzte Ehre zu erweisen. Es soll vollständige Arbeitsruhe herrschen in der Zeit, damit jeder teilnehmen kann. Sie kommen auf dem Kirchhofe in ein großes Massengrab vor die alte Linde, und die Leute sagen, es wird der

größte Leichenzug werden, der je gewesen ist, mit Musik und Fahnen und allen den Vereinen, und die Eisenbahn will Sonderzüge fahren lassen, um die Fremden herzuschaffen und wieder fortzubringen. Aber Sie, wenn es mit Ihnen auch bis dahin besser steht, Sie wird der Arzt gewiß nicht beilassen; ja, und wie geht es denn nun?" Cornelius Friebott antwortete: „Es ist alles in Ordnung." Mehr sprach er nicht und äußerte auch nächsten Morgens dem besuchenden jungen Hilfsarzte gegenüber nicht mehr, als dieser ihn argwöhnisch ansah und in einem künstlichen Befehlstone bestimmte: „Sie liegen zwei weitere Tage still, und lassen Sie sich ja nicht einfallen, bei dem Begräbnisse mitzutun!" –

Von Mittwoch auf Donnerstag entluden sich mächtige Gewitter und brachen Hitze und Schwüle. Der lange schwarze Zug mit Trommlern und Bläsern, mit Pfarrer, Priester und Kirchenjungen, mit den vielen Sargwagen, mit weinenden Frauen und Kindern, mit umhüllten Fahnen, mit Knappen in ihrer Tracht, mit Massen von Blumen und Grün und mit ganzen Regimentern teils steifer, teils schwatzender Männer ging durch einen grauen, fast kühlen Nachmittag. Am großen Grabe geschah alles ordentlich: Die beiden Gesangvereine sangen, Pfarrer und Priester taten das Ihrige, und einer nach dem andern der Berufenen hielt seine vorbereitete Rede.

Danach, als der Chorleiter sich umsah, ob das Ende gekommen sei und ob die vereinigten Sänger unter Begleitung der Musik nunmehr ihr Schlußlied anstimmen könnten, trat raschen Schrittes ein großer, blasser junger Mensch vor den Rednerstand; der Barhäuptige hielt keinen Hut in der Hand und trug auch keinen schwarzen Anzug, sondern einen kurzen blauen Rock.

Der Chorleiter winkte den Sängern und Musikern kopfschüttelnd ab. Die Direktoren, der Regierungsvertreter, die

Betriebsführer und Beamten blickten erstaunt, aber niemand rührte sich und niemand hinderte. Da begann Cornelius Friebott zu reden, erst mit mühsamer, vorwärts getriebener Stimme in das Grab hinein, als gebe es hier nur die Toten, dann himmelauf mit wallender Leidenschaft, als gelte es Gehör zu finden für Klage und Anklage, wieder nicht vor der Trauerversammlung zufälliger Menschen, aber vor einer ewig lebendigen nur ganz fern verschanzten Gottheit. Er sagte: „Ihr liegt da nun, und wenn die Erde über euch gefüllt ist, soll alles vorüber sein. Ihr liegt da tot und vertan, weil ich euch nicht mehr warnen konnte, weil meine Kraft nur für mich reichte. Dies alles heute und hier hat nichts für euch bedeutet, keiner kann darum wieder leben, und keiner kann daran sich freuen oder sich noch einmal wehren. Ich aber, ich will für euch eure Worte suchen, denn dieses habe ich euch versprochen, Mann für Mann, und habe es nicht vergessen." Jetzt fuhr die rechte Hand in die Höhe, und das mitaufgerichtete Gesicht empfing den weißlichgrauen Tagesschein, und die Stimme schrie: „Sie haben nicht sterben müssen; von dem Schicksale, das sich ein freier Mensch in freier Welt mit Willen bereitet, ist bei ihnen keine Rede. Nein, kein Wort davon ist wahr. Sie sind fast alle zur Zeche gekommen gleich gefangenen Tieren in einem sich verengenden Gatter; wo die Zäune Raum zu lassen schienen und Ausweg zur Nahrung, da trieben sie hin. Danach war ihre Sicherheit und ihr gefangenes Leben in fremde Hand getan. Und nun sagen sie und klagen sie vor Gott, der fremden Hand war ihr Leben, ihr anvertrautes, ihr gefangenes Leben nicht die Hauptsache, sondern ein lästiges Nebenbei. Die fremde Hand hat Gewinn gesucht und hat Menschen verbraucht. Wo in alten verachteten Zeiten Sklaven starben, ging dem Eigentümer ein teurer Wert verloren; durch diesen Tod haben ihre Nützer nichts eingebüßt; um keines dieser vernichteten Leben ist die fremde Hand ärmer geworden. Son-

dern neue Tiere sind schon in Bewegung und folgen dem Zaune und drängen sich und werden gedrängt in die freien Plätze, und so geht es zu als wie unabänderlich!"

Als der zum Himmel rufende lebende Zorn nach frischem Atem rang, wurde aus der Unruhe um das Grab herum eine ernste entrüstete Bewegung. Es wandten sich Männer hastig flüsternd zueinander, es faßte einer den Chorleiter deutend und fordernd am Arme, es machten welche ein paar schnelle böse Schritte auf den aufwärts starrenden und eben schwer atmenden wilden Sprecher zu. Aber, da ein letztes Zögern war und Einheit, Entschluß und Führung fehlten, kam Cornelius Friebott noch einmal zu Worte. Er sagte, nunmehr verstört geradeaus blickend, wie ernüchtert von einem Gotte, der nicht hört: „Kohlenstaub lag handhoch in den Revieren, der tote Mann stand voll schlechter Wetter, die Wetterführung war nirgends gut, es war eine ganz vernachlässigte Wirtschaft; und es war keine Liebe da, und so, so ist es gekommen!"

Vielleicht, weil das letzte Gestammel wie Weinen klang und der andere Ton ergriff, standen die Hörer plötzlich geneigt; und als die Vereine und die Musik mit eins das gütige Lied „Befiehl du deine Wege" anstimmten, war der unberufene Sprecher nicht mehr zu erblicken, sondern nur die Linde rauschte vor aufgewachten Windstößen über dem Rednerstande und dem sich füllenden Grabe. —

Bei dem verkehrten und verlorenen Heimwege hatte Cornelius Friebott eine Begegnung. Ein älterer, schwarz angezogener Herr mit einem schwarzen Seidenhute stand unerwartet vor ihm still und sah scharf her, und auch Cornelius Friebott stand. Der Ältere grüßte, er ließ die Hand mit dem Hute neben sich sinken. Er sagte: „Ja, Sie sind es, und Sie sind es gewesen ..." Und er sagte leiser: „Habe ich Sie vorgestern nicht zu reden gebeten ...? Meinen Sie nicht, es wäre besser gewesen, wenn Sie helfen wollten, was ich wohl glaube, aber auch für Sie, meinen

Sie das nicht ...?" Cornelius Friebott schwieg, sie verharrten ein paar Atemzüge voreinander. Danach nahmen sie langsam den Weg auseinander auf; aber der Ältere stand fast gleich wieder, immer noch mit entblößtem Haupte, und ein Beobachter hätte den Drang, dem Jüngeren nachzueilen, wohl an ihm erkannt.

Die Rede des geretteten Bergmannes am Massengrabe" oder „Das Zeugnis der Toten" oder „Die Verhetzung bis auf den Friedhof", oder wie sonst die verschiedenen Anschauungen sich das Schlagwort suchten, diente der neben allem Übrigen von kürzlicher Reichstagswahl argwöhnischen und verstimmten und zerrissenen Öffentlichkeit zu gesteigerter Erregung. Und obgleich noch das alte festgefügte Preußen zu bestehen schien, darinnen jeder, wennschon nicht den freien Weg seiner Begabung und Neigung, jedoch einen Weg zu eben hinreichendem Brote gehen konnte und also der aufflammende Hader nach einem ungewöhnlichen Unheile kaum mehr Aufmerksamkeit erforderte als ein Schornsteinbrand, ward von jeder Seite wiederholte Untersuchung und restlose Aufklärung gefordert. Unter Aufklärung und Untersuchung verstehen die Menschen aller Welt, daß für die allgemeine Unzulänglichkeit, Schwäche und Torheit eine Schicht, eine Klasse oder ein Einzelner die Schuld aufgebürdet bekommt und Opfern ein Opfer folge. Die Verwalter des Staates taten ihre Pflicht in den angezeigten Bahnen. Auf der Zeche Hessenglück wurde ein zweites Mal scharf geprüft von Behörden und Oberbehörden, von Sachverständigen und Gutachtern, und der Landtag wählte einen Untersuchungsausschuß. Gegen den Zimmerhauer Friebott erhob der Staatsanwalt Klage nach vier Paragraphen des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich, in denen die Rede ist

von öffentlicher Aufreizung verschiedener Klassen der Bevölkerung gegeneinander in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise, von beschimpfendem Unfuge am Grabe, von übeler Nachrede und endlich kurz und bündig vom groben Unfuge. Als Nebenkläger wurde die Verwaltung der Zeche Hessenglück zugelassen.

Als sich Cornelius Friebott am dritten Tage nach seiner Rede gegen Einspruch des Arztes gesund meldete und wieder anfahren wollte, wurde ihm seine Entlassung mitgeteilt und die rückständige Löhnung ausbezahlt. Am selben Abend erklärte ihm die Zimmerwirtin zunächst ein wenig verlegen, bald mit ärgerlicher Schärfe, er müsse am Wochenende die Kammer räumen, sie brauche diese vom anderen Montage an für sich selber.

Da Cornelius Friebott noch zwei Tage unentschieden verharrte — in welcher Zeit er brütend mit den drei Gedanken spielte, dem einen, ob er nicht heimfahren, heimfahren, den Vater, die Gute Hoffnung, den Weserwald wiedersehen und sich dort richtig ausschlafen könne, mit dem anderen alten, ob er jetzt, jetzt gleich, dem Wesselfreunde nachfahren solle, und wie dies zu bewerkstelligen wäre, mit dem dritten, ob er erst heimfahren und Abschied nehmen und danach weg und davon solle in ein neues Leben — wurde er gleich von der Polizei in Haft genommen, weil ein Ermittlungsverfahren gegen ihn eingeleitet sei, weil er sich ohne feste Arbeit in schon gekündigter Wohnung nur noch aufhalte und also Fluchtverdacht vorliege.

Der Verhaftete wurde nach Bochum gebracht, und am Tage nach seiner Einlieferung in das Bochumer Gefängnis wurde ihm dem Gesetze entsprechend der Haftbefehl des Richters vorgelesen. Er erfuhr, welche strafbare Handlung ihm zur Last gelegt wurde, daß ihm das Rechtsmittel der Beschwerde zustehe, und daß er gegen Sicherheitsleistung möglicherweise aus der Haft wieder entlassen wer-

21*

den könne. Aber Cornelius Friebott unternahm nichts. Er ließ Vernehmungen und Besucher, den drängenden Fritz Wessel und verschiedene Fremde und Halbfremde, nach deren Weggange er nichts mehr wußte, was sie von ihm gewollt hatten, finster träumend über sich ergehen. Er bestellte sich auch keinen Verteidiger. Einmal, nach schlafloser Nacht mit stundenlangem Hinundherwandern, setzte er sich zu einem Briefe an den Vater nieder. Über dem Briefe erschlaffte er und schlief ein. Als er wieder erwachte, sah er wirre Zeilen vor sich, er las sie erschreckend und zerriß das Papier in kleine Fetzen. Ja, wie konnte einer den Vater, der ihm steif, ferne und alt im schwarzen Rocke und Schmucke des bandlosen Eisernen Kreuzes waldein zu schreiten schien, wie konnte einer des Vaters Gedanken mit diesem Orte irgendwie in Verbindung bringen wollen, von der Mutter Gedanken ganz zu schweigen. Noch Stunden, nein, Tage später schlossen sich ihm die Augen und fuhr die linke Hand heftig abwehrend durch die Luft. Das einzige Schreiben, das er aussandte, war an Martin Wessel gerichtet, und die einzige Frage, die er bewußt an dessen Bruder richtete und darauf er sich die Antwort behielt, galt der Anschrift Martin Wessels. Die Anschrift lautete: Martin Wessel care of Mr. Petrus Potgieter, Indwe, Kapkolonie, via Southampton, England; und das Schriftstück lautete: „Wenn ich je aus der Lage herausfinde, darin ich bin, komme ich jetzt zu Dir. Kannst Du es einrichten, so sieh zu, daß ich gleich Arbeit erhalte, denn ich werde dann doch nichts besitzen." Das Schreiben war ohne Überschrift und gab nicht Herkunft an noch Tag und über den Namenszeichen C. F. stand kein Gruß. Die Sätze, die eine Postkarte nicht gefüllt hätten, waren auf ein Doppelblatt geschrieben.

Die Entrücktheit des Angeschuldigten dauerte bis zum Hauptverfahren vor der Strafkammer des Landgerichtes in Bochum und dauerte auch, von etlichen erstaunten bitte-

ren und spöttischen wachen Augenblicken abgesehen, durch die Verhandlung hindurch und dauerte über das Urteil wochenlang, ja monatelang hinweg.

Knapp, ganz knapp vor der Hauptverhandlung erschien ein kleiner jüdischer, hämischer Mann mit einem schwarz-umrandeten Kneifer, mit schwarzem Zwickelbarte und einer großen schwarzen Aktentasche bei dem Untersuchungsgefan-genen. Fritz Wessel kam mit ihm herein, Fritz Wessel sagte, der Fremde heiße Rechtsanwalt Dr. Levi, und ging dann wieder. Der Fremde fragte vielerlei im unangenehmen Tone einer hohen, überschrienen Stimme. Der Fremde rief ein paarmal: „Lieber Mann, hören Sie, wie soll ich für Sie und die Sache etwas ausrichten, wenn Sie so ungeschickt sind?" und er wirtschaftete mit den Händen und trampelte mit den Füßen und befahl und bestimmte von oben her. Als er hinaus war, begriff Cornelius Friebott, jener sei zu seiner Verteidigung gekommen; er dachte: „Ich habe doch niemand verlangt und niemand gewollt," aber wie vorher veranlaßte er nichts und verhinderte er nichts.

Vom Verhandlungstage blieben ihm, auch wenn er sich später böse und widerwillig und selten darauf zu besinnen trachtete, nur die wachen Augenblicke in Erinnerung, die erstaunten, die bitteren, die spöttischen, die entsetzlich lächer-lichen; alles andere berührte ihn, kaum bemerkt, von außen und hinterließ keine Spur der Geschehenheit.

Ein wacher Augenblick war, als der Gerichtsdiener die Sache Friebott aufrief und er in den Saal geführt wurde und die zahlreichen Zeugen und vielen Zuhörer sah, und als vor ihnen allen ein Schutzmann die Anklagebank öffnete und ihn hineinwies.

Wache Augenblicke waren, als der Vorsitzende die Zu-fälligkeiten seines früheren äußeren Lebens verwunderlich schilderte und eine Bestätigung von ihm verlangte, gleich-sam, als ständen diese mit zu Gerichte und hätten ihn Schritt für Schritt hierher gebracht. „Der Angeklagte hat

in seiner engeren Heimat die Kunsttischlerei erlernt. Er war nach Aussage seines Meisters ein ausgezeichneter, ruhiger, fleißiger Geselle. Der Angeklagte hat dann als Freiwilliger bei vorzüglicher Führung in der kaiserlichen Marine gedient, er war zuletzt als Signalgast auf einem Auslandkreuzer stationiert; im Verfolge seiner Dienstzeit hat er eine schwere Malariaerkrankung durchgemacht. Er hat die Marine als Obermatrose verlassen. Nach seiner Heimkehr scheint ein mehr unstetes Leben bei ihm Platz gegriffen zu haben. Er fand zu Hause keine Arbeitsgelegenheit in seinem eigentlichen Berufe. Er ist mit seinem Vater Steine brechen gegangen; unter den Steinbrechern soll er sich zum ersten Male zu den unruhigen Elementen gehalten haben. Der Entlassung ist er durch Weggang zuvorgekommen. Er hat sich dann nach Bochum gewandt, hat hier einige Zeit als, wie bestätigt wird, geschickter und fleißiger Modelltischler beim Bochumer Gießwerk gearbeitet. Das neue Arbeitsverhältnis fand seine Beendigung wegen Teilnahme des Angeklagten an der sozialistischen Bewegung. Von Bochum aus ist der Angeklagte als Zimmerhauer auf die Zeche Hessenglück gekommen. Von einer allgemeinen, geschürten Unzufriedenheit auf der Zeche wird geredet, und sie ist unzweifelhaft vorhanden gewesen. Die Leistung des Angeklagten wird von den Beamten der Zeche als gut geschildert. Daß er im besonderen die Unzufriedenen geführt oder in Wort oder Tat deutlich zu ihnen gehalten habe, ist nicht wahrgenommen worden. Der Angeklagte ist dann durch einen von ihm herbeigeführten Bruch der Vorschriften an dem der bekannten schweren Katastrophe vorausgehenden letzten Arbeitstage, einem Sonnabend, nicht mit ausgefahren, sondern ist unter Tag verblieben und hat, also im gewissen Sinne durch Selbstverschulden, eine schwere Vergiftung durch böse Wetter erlitten. Er soll noch im Kampfe um das eigene Leben den Wunsch und das Bestreben gehabt haben, vor dem drohenden Unheile zu war-

nen. Er hat dann, entgegen der Mahnung des Arztes, an dem Begräbnisse der Opfer der inzwischen eingetretenen Katastrophe teilgenommen und hat, obgleich er bei der ordnungsmäßigen, der Katastrophe folgenden Vernehmung keinerlei Anschuldigungen vorzubringen wußte, nun plötzlich in der Öffentlichkeit und vor einem offenen Grabe seine folgenschweren, aufreizenden und anklägerischen Äußerungen getan. — Angeklagter, ist das alles richtig? Und können Sie uns sagen, wann Sie unter fremden politischen Einfluß geraten sind und auf welche Weise? Ist das etwa schon im Verlaufe Ihrer Dienstzeit geschehen?" — Cornelius Friebott antwortete erstaunt: „Ich weiß nichts von fremdem Einflusse ...", und mußte doch gleich an Martin Wessel denken, und er behielt die eigene Antwort scharf im Gedächtnis zu den andern als eine halbe Lüge.

Ein wacher Augenblick war, als, vom Verteidiger aufgerufen, Fritz Wessel zeugte in ausflüchtiger, ärgerlicher Weise und durchaus unwahr. Fritz Wessel sagte nichts von dem Besuche bei ihm, gottlob nichts. Fritz Wessel schwatzte, Fritz Wessel versuchte der Zechenverwaltung auf Umwegen ein Kleinliches anzuhängen. Sollte ihm das dienen? Ihm und den Toten?

Wache Augenblicke waren, wenn der Verteidiger fuchtelnd und schreiend sich herumbiß mit den Richtern, mit den Zeugen, mit den Nebenklägern und mit dem Staatsanwalte. Cornelius Friebott horchte empört hin. „Ist das für mich? Ist das meine Weise und Bruderschaft, und will ich dieses?" Und hatte den bitteren Eindruck: „Es geht um eine ganz andere Sache. Diese Menschen, und der Jude an der Spitze und Fritz Wessel dazu, wollen sich streiten, und ich, ich bin das Mittel. Und ich — ja, ich und mein Name, ich und Vaters guter alter Name."

Der Arzt sagte: „Infolge der seelischen Aufregung und körperlichen Schädigung stand der Mann unzweifelhaft noch unter dem Banne der Ereignisse, so daß man seine

Handlungen und Äußerungen jedenfalls nachsichtig zu beurteilen hat. In gewissem Maße war die freie Willensbestimmung bei ihm gehemmt."

Der Staatsanwalt, der Mann mit dem goldenen Kneifer, der aussah wie ein nicht ganz geglückter Offizier mit dem schlafferen Fleische eines Zahlmeisters, sagte: „Mir liegt weniger daran, daß der Angeklagte zu einer hohen Gefängnisstrafe verurteilt wird. Die freie Willensbestimmung mag bei ihm gehemmt gewesen sein, und ich sehe ein Werkzeug in ihm, wenn er dieses auch selbst bestreitet und völlig aus spontanem eigenem Antriebe gehandelt haben will. Aber die Einsicht in die Strafbarkeit seiner Handlung hat ihm, der immerhin zu den Besonderen seines Standes zu rechnen ist, nicht gefehlt. Die Folgen seines Verhaltens sind schwerwiegend. Die umstürzlerische Presse hat gerade ihn in der unverantwortlichen und scheußlichen Hetze, die der traurigen Katastrophe folgte, zu ihrem Kronzeugen gemacht. Durch die Verurteilung und Bestrafung des Angeklagten soll hier die Unreinlichkeit im politischen Kampfe getroffen und weithin kenntlich gemacht werden. Auch der Nebenklägerin ist das Gericht eine Verurteilung schuldig."

Der Vertreter der Zeche sagte: „Die Nebenklägerin sucht nach soviel Trauer nicht noch Rache und Opfer, ihr genügt die Klarstellung."

Als Cornelius Friebott das Urteil von drei Monaten Gefängnis schon weghatte und in einem grauen Raume mit anderen Gefangenen nun starr und ganz leer die Abführung erwartete, trat der letzte wache Augenblick dieses Tages ein. Der Aufseher wies durch das große, vergitterte, aber offene Fenster hinaus und fragte einen hinzukommenden Polizisten: „Was bedeutet das?" Da der Arm sich an seinem Gesichte vorüberreckte, folgte Cornelius Friebott willenlos der Hand. Er sah über den Dächern halbstocks gehißte Fahnen, zugleich antwortete der Gefragte: „Der alte Bismarck ist doch gestorben." Cornelius Friebott

erschrak und begann sofort an den Vater zu denken und dachte bei der Fahrt im Gefängniswagen und auch noch abends in der Zelle nicht an das Urteil und nicht an die eigene Lage, und was der Vater zu diesem allem sagen werde, sondern: „Bismarck ist gestorben, unser Bismarck ist tot; wie wird das an unserem Vater rütteln. Und was wird er heute abend daheim sagen?" –

Sie gaben ihm Tischlerarbeit im Gefängnis. Die Mitgefangenen sagten zu ihm: „Du, du willst doch ein Sozialer sein, du bist aber hochnäsig wie ein Junker!" Er antwortete: „Was ich sein will und was ich bin, geht hier niemand an." Sie versuchten dann und wann ihm von hintenher eins anzuhängen und anzutun, da sie keinen Erfolg hatten, gaben sie das Spiel langsam auf; und schließlich wurde er weder mit Vertraulichkeiten noch mit Sticheleien belästigt, sondern hingenommen wie die verschlossenen Türen und die Mauern oder irgendeine andere starre Sache. Fritz Wessel bot seinen Besuch gleich anfangs einmal an; diesem Besuche zu begegnen weigerte er sich, und der Wärter zuckte die Achseln. Danach vergingen die Tage und Wochen ohne Briefe und ohne Besuch; ob sie liefen oder krochen, spürte er nicht. Aber plötzlich war es herbstlich draußen und empfindlich kühl drinnen, und eines Sonntags ließ ihn der Direktor rufen. Er sagte: „Sie werden in den nächsten Tagen entlassen. Was haben Sie vor? Haben Sie es sich schon überlegt?" Er entgegnete: „Nein", und antwortete auch auf die nächsten, gutgemeinten Fragen so einsilbig und gleichgültig, daß der Beamte alsbald schwieg und ihn wieder abtreten hieß. Erst am Entlassungsmorgen und schon vor dem hohen Tore, als die gespreizten Nüstern die Straßenluft einsogen, überfiel es ihn: „Was nun? He, was nun? Hier stehen bleiben kann ich nicht. Ich will zu Martin Wessel. Martin Wessel ist weit weg. Die Fahrt hinaus kostet viel Geld."

Er verharrte danach, immerfort tief atmend und bei festgeschlossenem Munde und herabgezogenen Mundwinkeln sich nun selbst höhnend, als wenn dies einen Entschluß erzwingen könne. Inzwischen jedoch wurden die Augen, die so lange kein bewegtes Leben geschaut hatten, neugierig und dürsteten und tasteten straßab und ließen den Kopf sich drehen und schweiften straßauf. Als sie ein zweites Mal bewußter und mutiger das Blickfeld durchfuhren, gewahrte Cornelius Friebott auf dem anderen Bürgersteige eine wartende Gestalt. Er bemerkte auch, daß sich diese rasch in sich verschob und sich bückte einem tiefen Ladenfenster zu.

Danach geschah es so, daß Cornelius Friebott auf der einen Seite der Straße roten Kopfes und unsicher und ungleichmäßig schnell dahinzulaufen begann, und daß, sobald er nur recht in Bewegung war, der drüben nichts Verschiedenes tat. Sie blickten beide nicht zueinander hin, Cornelius Friebott nicht rückwärts und der andere nicht eigentlich hinüber. Trotzdem waren die beiden verlangenden, stillen Augenpaare mit einem einzigen beschäftigt, daß sie ohne rechten Zublick ihren Mann nicht verlören, vielmehr, wann es solches gäbe, ihn festhielten in verschämter Sehnsucht.

Die zwei Männer eilten eine halbe Stunde vorwärts auf ihrer Flucht. Die Stadthäuser hörten auf, die kleinen Landhäuser und Gärten und die einstigen Ausflugswirtschaften endigten, das Haus des Abdeckers und zwei Gärtnereien und der Feuerwerkschuppen blieben liegen. Plötzlich hielt Cornelius Friebott inne und wandte sich nach links und nahm den Hut in die Hand und kam mit gesenktem Haupte über die schwarze, nasse Landstraße. Da konnte der alte Mann jenseits nicht vorüber und weiter. Auch er blieb stehen, auch er tat ein paar Schritte zum Straßendamme hin, auch er nahm den Hut ab.

Cornelius Friebott sagte und war bleich und sah am

andern vorbei: „Da bist du nun, Vater! Da bist du, mein Vater!“ Görge Friebott streckte eine leise zitternde und suchende Hand aus, die Hand fand des Sohnes Rechte und die alten Finger streichelten gleich ganz leise aus sich heraus, unbefohlen und unverboten. Sie standen auf diese Weise eine gute Weile voreinander und sprachen nichts, als daß sie ab und zu einander nannten und ab und zu einander ansahen und dazu lächelten. Aber so Ansehen als Lächeln dauerten immer nur ganz kurz. Ein breiter Bierwagen zwang sie endlich zusammen zur Seite. Cornelius Friebott sagte: „Wenn man hier weiter geht, kommt man nach Steele.“ Cornelius Friebott fragte leiser: „Vater, wo hast du in der letzten Nacht geschlafen?“

Da erzählte Görge Friebott, er sei in ganz früher Morgenstunde in Bochum angekommen und habe sich auf dem Bahnhofe gewaschen und habe dort gegessen und sei in der Stadt noch nicht mehr gewesen als den Weg vorhin. Cornelius Friebott verstand wohl: „Der Vater ist deinetwegen gekommen und hat beizeiten vor dem Tore Posten gefaßt, um dich nicht zu verfehlen, und hat also viele Stunden gewartet. Denn hinein in den Hof und das Gebäude, das wollte er freilich nicht.“ Und er sagte gequält: „Du mußt sehr müde sein, mein Vater. Ich habe aber doch in dieser Stadt keine eigene Stelle mehr.“

Sie berieten nicht, ob sie hier draußen irgendwo niedersitzen könnten, diese andere und häßliche freie Welt war ihrer Gemeinsamkeit befremdlich. Görge Friebott bestimmte: „Es ist doch besser, wenn wir in einem geschlossenen Raume ein wenig sprechen.“ In einer der alten Ausflugswirtschaften fanden sie ein kleines Sonderzimmer; und es wurden ihnen zwei Schoppen dünnen Bieres, und, weil Görge es so befahl und nicht abließ, für den Jungen ein Fleischgericht und noch zwei Zigarren hereingebracht. Zuerst sah Görge die Bilder an den Wänden an und den Kram von Schmucktellern, Krügen, Gläsern, Trinkgeschirren und aus-

gestopften Vögeln auf den Börten und schien hierbei seltsam aufgeräumt und beweglich und sogar spaßhaft.

Dann, als das Hereingelaufe aufgehört hatte und Cornelius Friebott schweigsam aß, begann Görge zu reden. Er sagte: „Obgleich Schulz gewiß nicht die höchsten Löhne bezahlt, ist aus meiner Arbeit am Bruche soviel zusammengekommen, daß wir nun gut und gerne ein paar Zugochsen wieder kaufen könnten, ja, womöglich noch ein zweites Paar hinzu. Indessen ...", und er lächelte, „wie es mit manchem zugeht im Leben, darum man sich lange müht, unter der Mühe wird das Ziel ganz unwichtig. Und das mußt du selber sagen, was soll ich in meinen Jahren — obschon es viel ältere Männer gibt — Holzfahren ohne Hilfe anfangen? Und wieder, für unsere paar Morgen Landes finden Mutter und ich immerdar unsern Ackersmann, wenn ich ihm meinerseits und natürlich auch Mutter nur helfen, wenn er die Hilfe bei sich nötig hat. Wir sind auch sonst in einer nicht schlechten Lage. Bei ruhigem und stillem Fleiße ist alles da, das wir noch je gebrauchen. Und wenn wir nicht zu Reichtum gelangt sind, das Nichtdarbenmüssen ist auch ein Lied, und wer über die Fünfundvierzig ist, hört gar seinen Wohlklang. Im übrigen" — er sprach es demütig und leiser — „bin ich nicht mehr als ein Glied in einer langen Kette, und du mußt urteilen, denn du bist das nächste Glied, ob ich meinen Dienst geleistet habe. Was Schicksal war, sollst du mir heute und später gutschreiben. Jedoch das hoffe ich, daß du denken und weitergeben kannst, der mein Vater war, hat selbst nichts verdorben."

Er wartete keine Antwort ab, sondern hastete zu einem helleren Tone zurück. Er sagte: „Wir haben also beschlossen, wir alle beide, du sollst das Geld, das sonst ungebraucht bliebe, benutzen, um deine afrikanische Ausfahrt zu machen, davon du früher geredet und auch geschrieben hast. Wir haben gemeint," — er fuhr fort wie einer, der

einen mächtig schwerbeladenen Wagen hinter zwei Pferden jedenfalls eine Steile hinaufführen muß, und der, um Furcht und Einhalt zu verhüten, daraus ein neuer Zug nicht wieder gelingt, rascher und lauter treibt, — „wir haben gemeint, Zeit solle gar nicht verloren werden; und es ist alles fix und fertig gemacht, und hier ist alles zusammen."

Er schob einen Umschlag über den Tisch hin dem Sohne zu und erzählte nun scheinbar befreit, daß die Reise mit einem englischen Dampfer von Hamburg aus gemacht werden müsse, weil deutsche Dampfer dieses Weges noch nicht zögen, und des Dampfers Namen laute „Gascon". Und die Gascon solle ein großes und tüchtiges Schiff sein, und über den englischen Hafen Southampton und über Madeira und Teneriffa und Las Palmas, ja über die Napoleonsinsel St. Helena gehe die Fahrt zur Kapstadt und weiter, und in drei, in längstens drei Tagen, mache die Gascon in Hamburg los.

Cornelius Friebott horchte zu wie aus großer Ferne. Er spürte Mühe zu folgen und zu begreifen. Als Görge Friebott keine Worte mehr fand, fragte er: „Und die Mutter? — Und das Haus? Und Jürgenshagen?" Da erkannte Görge Friebott, daß sein allzu schwer beladener Wagen trotz der Anstrengung und allem Antriebe und allem Vorbedachte noch nicht die Scheide erreicht habe. Aber was war da noch zu tun? Mag einer seinem Kinde sagen, daß du im Gefängnis warst, ist von Mund zu Mund gelaufen, und deine Mutter ist ganz steinern darüber geworden? Mag einer ferner zu seinem Kinde sagen, Melsene, das blühende Mädchen deiner Jugendzeit und die eines anderen Mannes zerzauste Frau wurde, steht jetzt Woche für Woche einmal an unseren stillen Wegen, und so alt sind wir nicht, daß wir nicht verstünden, daß sie hungrig und irre auf dich allein wartet, und wir wollen zu einer Schande und Not nicht, wie es wohl eintreffen mag, noch

Schlimmeres sich fügen lassen? Mag einer zu seinem einzigen Kinde solches sagen? Kann einer, der aus alter und genauer, bedenklicher Zeit kommt, solches sagen?

Görge Friebott wußte in der Tat nicht vorwärts. Görge Friebott vermochte keine Erklärung hervorzubringen, Görge Friebott saß vorgebeugt wie sein Junge.

Danach ereignete es sich auf irgendeine Weise, daß sie aneinander rückten, und daß ihre Arme, sein rechter Arm und des Jungen linker Arm, sich berührten und in der Berührung verharrten.

Als von der Wirtschaft hereingesehen wurde, begann Cornelius Friebott den Umschlag zu öffnen und die Papiere auszubreiten, damit es scheine, sie ratschlagten hierüber miteinander. Der Fahrschein der englischen Schiffahrtsgesellschaft, gültig für die Reise von Hamburg nach East London, lag zuoberst. Cornelius Friebott fuhr mit dem Finger unter den fremden Worten und Namen her und hielt, da die Wirtsperson die Tür wieder geschlossen hatte, unbewußt inne unter der Bezeichnung der Klasse. Da wurde Görge Friebott unruhig. Er rückte auf seinem Stuhle, er räusperte sich, und plötzlich sagte er: „Ja, Junge, die dritte Klasse wäre ein wenig billiger gewesen, indessen dachte ich — und das sollst du nun verstehen, und ich habe es auch auf mich allein genommen und habe es der Mutter nicht erst gesagt —, ich dachte nämlich, wenn er nun den neuen Weg gehen soll, den ganz neuen Weg für sich und doch auch für unseren Namen, so soll er einmal mit anderen Menschen anfangen, mit Menschen, die es schon etwas leichter gehabt haben. Vielleicht wird es ihm dann selbst leichter und gerät es ihm auch schneller neu und anders. Ich dachte nicht, daß es dann bessere Menschen sind. Ich dachte, wenn ihm die Eltern einmal haben das Leben niederbiegen müssen, darf doch der Vater es wagen ... ich dachte ... ich dachte ..."

Da schwieg Görge Friebott plötzlich und rückte sich zu-

sammen und zog bei der Bewegung auch den rechten Arm an sich. Cornelius Friebott sammelte die Papiere auf, er legte sie genau aufeinander und tat sie in den Umschlag.

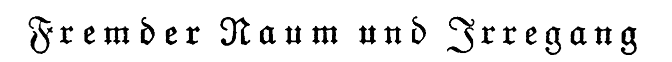
Die beiden frauenlosen Männer saßen noch eine stumme Weile in der Stube. Und wenn Gottes Engel in dieser Zeit sie umstanden oder nur die Ahnengeister, es kam ihnen keiner zur Hilfe.

Der Nachmittag verging nicht minder gleichgültig, nur daß sie noch beieinander waren. Am Abend, als sie an den Bahnhof gelangten, meinte Cornelius Friebott die Spannung und das Verschweigen nicht ertragen zu können und durchbrechen zu müssen. Er trat vor den Vater. Er sagte: „Ich habe aber keine Schande an mir, Vater!“ Es sollte der Anfang einer heißen Bitte werden, es flüsterte sich indessen böse und gereizt heraus, und es gingen auch gerade Leute rechts und links. Görge Friebott sah nicht und gab kein Zeichen des Hörens, sondern wandte sich rasch einem Bahnbeamten zu und erkundigte sich umständlich nach dem Zuge. Danach waren sie noch eine halbe Stunde zusammen bis zu Görgens Abfahrt und betrachteten die bunten Anzeigen und lasen gleichgültige Fahrpläne.

Als der Sohn vor den Mitreisenden des Vaters kleine Tasche in das Gepäcknetz gelegt hatte, dankte er, wie es jeder Sohn tut, dem etwas vom besuchenden Vater erwiesen wurde. Der Vater reichte ihm die Hand und sagte nach der Gewöhnung seiner Landschaft: „Mache es also gut und schreibe auch!“

Cornelius Friebott sah den Schaffner die Türen schließen und sah nach Abruf und Pfiff den Zug anrollen.

Cornelius Friebott ging nebenher. Die Maschine stieß sehr viel Dampf von sich. Görge Friebott winkte nicht. Das offene Fenster seines Abteils blieb leer, so lange Cornelius Friebott dem Zuge mit dem Blicke zu folgen vermochte.



Fremder Raum und Irregang

Die sozialistische Heilslehre hat dreierlei Anhänger: Da sind die einen, die Derben und Unbeschwerten, die auf einem kurzen Wege und unter einem schönen Vorwande sich des gefesselten Nachbarn Fettöpfe in die eigene Stube tragen möchten; da sind die anderen, die für Ehrgeiz und Herrschsucht eine bequeme Gelegenheit erkannten; und da sind die Dritten, die nicht selber nehmen und nicht selber werden, sondern aus den Erfahrungen des Herzens heraus dem neuen Menschen und seinem grenzenfreien Reiche dienen wollen mit Inbrunst und Leidenschaft, mit Tat und Grundsatz, sie halten fest daran: wo sie nur glaubten und Treue wahrten, das Übrige ergebe sich natürlich.

Cornelius Friebott strengte sich in seiner Verworrenheit an zu einem neuen Gedanken. Er meinte, es müsse gelingen, in die andere Welt losgelöst und frei hineinzutreten und so wie mit den Händen auch mit den Augen und dem Gemüte von vorne anzufangen. Er saß stundenlang und tagelang an Deck und schloß die Lider und öffnete sie über der Unbeschränktheit des Meeres und kämpfte bis zur Erschlaffung mit den Bildern, die verschwinden sollten. Wenn die Befreiung bei ungeheurer Anspannung einmal zu gelingen schien, wachte alsbald eine höhnische und zornvolle Stimme in ihm auf und fragte: „Was bist du nun mit deiner Ausgeleertheit? — Du bist also ein Mensch ohne Gerüst und ohne Glauben und ohne Seele."

Wenn er dann auf ärgerlicher Flucht aufsprang und zu den wenigen kleinbürgerlichen deutschen Mitreisenden trat

22*

oder die zwei jungen preußischen Offiziere besuchte, die Dienst und Heimat wegen Torheit und Spielschulden verlassen hatten und in der dritten Klasse einer Anstellung in der Staatsartillerie der Burenrepublik Transvaal entgegenhofften, oder wenn er nur den Gesprächen der englischen Männer und Frauen seiner Klasse zu folgen versuchte, erkannte er immer wieder, daß aus einer bestimmten letzten Anschauung heraus, sei sie eng, sei sie weit, ein jeder sich äußere und gebe, höre und blicke, empfange, ablehne und trachte.

Nach einer Woche, als Madeira und die Kanarischen Inseln schon hinter dem Schiffe verschwunden waren und die Wärme ihr tägliches Recht gewonnen hatte, erklärte er sich: „Von zwei Gründen kann und will ich nicht los, daß ich als Deutscher geboren bin, und darüber hinaus, daß ich helfen muß, die Erde zu vollenden durch die neue freundlichere Ordnung, wie sie jener Pfarrer erkannte." Und die ungestörte Sonne half ihm zur Zuversicht, in der breiteren und freieren Welt werde seine Entschlossenheit das Gemeinschaftsgefühl aller Menschen finden, und er werde ihm ein Helfer sein dürfen.

So zog Cornelius Friebott aus, nicht froh, nicht leer, nicht befreit, nicht gewinnsüchtig, aber versonnen und festen guten Willens. —

Vor Kapstadt, wenn die Reisenden nach der langen, faulen Fahrt wieder rastlos zu werden beginnen und packen und ausschauen und der Arbeit entgegenfassen, sagten sie ihm, ein Brief nach Jndwe werde, mit der Bahn befördert, ihm voraus ankommen und also dem Freunde die Ankunft anmelden. Da schrieb Cornelius Friebott an Martin Wessel und berichtete, er befände sich auf der Gascon und wollte in East London das Schiff verlassen und von dort gleich landein fahren, und er bat um Vorsorge und Empfang am Bahnhofe des unbekannten Ortes. Und mit dem Briefe, als er ihn in der schönen Stadt unter dem Tafelberge zur

Post trug, liefen alle seine Gedanken voraus zu dem Freunde und zu neuer Tätigkeit; und er ward so sehr abgezogen, daß er auf das fremde Leben des Landes fast gleichgültig hinsah, als ginge es ihn und seine Augen nichts an.

Danach verstrichen sechs Tage mit neuer Seefahrt und Unruhe und Landen und mit einer langen Eisenbahnreise, und an einem Abend erreichte er sein Ziel. Es stiegen etliche fremde Männer mit ihm aus, es lungerten ein paar schwarze und braune Burschen herum, das Land schien weit und leer und bei erloschener Sonne wenig freundlich, und Martin Wessel wartete nirgend.

Cornelius Friebott stand enttäuscht da zwischen Koffer, Schiffersack und Werkzeugtasche. Aus lauter Verlegenheit, um vor sich und der Fremde an dem neuen Orte nicht gleich so hilflos zu erscheinen, wie er sich doch fühlte, trug er die Sachen in den einsamen Wartesaal. Er fand zwei Bibeln auf dem Tische liegen, aber sie waren holländisch und englisch, und also schienen auch sie unheimisch. Er trat ans Fenster und bemerkte das Schild eines Gasthauses über dem sehr breiten, ungepflegten Wege. Dann saß er am Tische und rechnete. Er fand, was er schon wußte, daß er noch zwei englische Pfunde und zehn Schillinge besäße und daß das andere Geld auf Schilling und Pfennig richtig ausgegeben sei. Er ängstigte sich und quälte sich, fünfzig Mark wären daheim allerlei, aber mit solcher Summe reiche einer in der Verlassenheit dieses Landes nach dem Vorgeschmacke der Bahnfahrt nur eine ganz kurze Strecke.

Während er in den Raum starrte, trat ein Eisenbahner herein. Cornelius Friebott wandte sich freudig erschrocken, das bißchen hoffende Freude erlosch gleich.

Der Ankömmling sagte: „Well, intending to camp here?“ Und setzte sich und wiederholte die Frage mit anderen Worten. Und es begann ein Versuch, Sprache und Verstehen einander anzugleichen. Und da Cornelius Frie-

bott einen Antworter und Hörer brauchte und der Fremde redelustig war, gelang der Versuch. Der Fremde sagte: „Ich dachte mir, Sie wollten Arbeit finden in den Kohlenbergwerken, aber Deutsche werden nicht eingestellt.“ Der Fremde fragte: „Warum kommt ihr Deutschen eigentlich hierher? Warum bleibt ihr nicht bei euch zusammen und wollt uns das Brot wegnehmen?“ Begütigend fügte er hinzu: „Es ist immerhin Raum genug in diesem gelobten Lande, und ein ordentlicher Mann mag willkommen sein.“ Danach verließ er das außenpolitische Fahrwasser und bekannte: „Ich bin selbst ein Stück von einem Sozialisten, wissen Sie, und Ihren Landsmann und Freund Martin mit seinen sozialistischen Gedanken, den habe ich wohl gekannt. Er hat gut englisch gesprochen. Das muß ich erklären. Und er war ein feiner Bursch. Er hat bei Potgieter längere Zeit gearbeitet. Aber er ist schon vor Wochen fort. Sie erzählen, er hat sich weggemacht in den Freistaat. Ich nehme an, dieser liebe Ort war ihm zu langweilig. Bei Potgieter ist immer eine wunderliche Gesellschaft zusammen. Das kommt daher, daß der alte Potgieter selbst von Sozialismus und neuer Ordnung redet, he draws the rum eggs, wie wir sagen; man kann auch zugeben, daß er ordentliche Löhne zahlt, verdammt bessere Löhne als die Kapeisenbahnen. Und warum sollten Sie, wenn Sie gelernter Tischler sind, in seiner Werkstatt nicht Arbeit finden?“

Und er wurde noch freundlicher und sorglicher. „Aber Sie müssen ein Unterkommen finden für die Nacht. Sicherlich wollen Sie hier nicht schlafen. Sie müssen sich doch auch waschen und rasieren können morgen früh, bevor Sie in das Dorf gehen, nachfragen. Ich bin Junggeselle, sonst würde ich Sie aufnehmen, obgleich Sie kein Britischer sind. Ich würde Sie aufnehmen als ein Christ; Sie sind doch ein Christ, wennschon man das nie recht weiß bei den Deutschen? Ich würde Sie aufnehmen, weil ich meine,

daß ein Werkmann dem Werkmann helfen soll, unbeschadet der Nationalität. Indessen ist da ein Hotel gegenüber, und der Wirt ist englisch und ist ein weißer Mann, wie wir sagen. Ich will für Sie mit ihm sprechen, und morgen, wenn Sie Arbeit haben, gibt er Ihnen Kredit."

Danach packte er ohne weiteres die Werkzeugtasche und bestimmte: „Now then, come along!" Und Cornelius Friebott nahm gehorsam Koffer und Schiffersack auf, und so schritten sie hinüber...

Den Trunk, zu dem der Eisenbahner ihn an der Bar einlud, lehnte Cornelius Friebott ab. Zusammen taten der Helfer und der Wirt doch ein wenig hochmütig, als er radebrechend dankte und in das angewiesene Zimmer hastete.

Nächstes Morgens hatte der Wirt noch einmal Gelegenheit, über den Gast die Achseln zu zucken. Der Gast fragte nach seiner Schuld für das Nachtlager. Der Wirt sagte: „Und Frühstück? Essen Sie kein Frühstück?" Cornelius Friebott sagte: „Nein." Er wollte nicht noch mehr Geld verbrauchen, bevor er eines Verdienstes sicher wäre. Der Wirt sah ihm spöttisch nach. Er sagte über die Achseln weg zum Schankkellner: „Wie soll ein ehrlicher britischer Arbeitsmann gegen diese Burschen aufkommen?" Der Schankkellner antwortete: „Jawohl, Sir, aber dieser Bursch war immerhin gut rasiert."

Der alte Potgieter war ein langer, loser Bur und kaum über die Fünfzig. Eine Europafahrt, von der er gern sprach, und eine aus wahllosen Büchern zusammengelesene krause Wissenschaft gaben ihm den Unterschied von den anderen. Aus seiner Beobachtung in Europa und aus seiner Auslegung der Bücher über Zeitverhältnisse hatte er sich für den alltäglichen und sonntäglichen Redegebrauch eine kleine Weltbeglückung zurechtgemacht. Vielleicht glaubte er sie, jedenfalls verstand er sie mit dem eigenen ungeschmälerten Verdienste und bürgerlichen Ansehen in guten Einklang zu bringen. Unter der ganzen weißen Arbeiterschaft des

Landes hatte er einen Namen, der bis Kapstadt ins Parlament reichte. Das Bürgertum wählte ihn in jede Vertretung, aus der Billigkeit leuchten sollte; selbst über dem noch halb verborgenen, glühend heißen Feuer des Hasses zwischen Bur und Briten vermochte der alte Potgieter zu stehen, ohne vorläufig irgendeinen Schaden zu nehmen. Und er war doch nicht mehr als ein Blasrohr.

Cornelius Friebott wurde von ihm empfangen, als habe die ganze Werkstätte von Potgieter nur auf ihn gewartet.

Deutsche, ja Deutsche, die möge er besonders leiden. Sie gäben sich Mühe, sie seien fleißig; und die Lehre, durch die sie hindurchgegangen seien, das sei eben noch eine Rund-um-Lehre und mehr als die oberflächliche Gewöhnung an etliche geschickte Griffe. Dazu: In Deutschland verstünden sie, daß der Arbeiter ein Recht habe, und kämpften für das Recht. Ja, und Martin Wessel, den habe er hochgeachtet, der beste Mann bei Riß und Hobelbank, der ihm je in den Weg gekommen sei, und ein Mann, der denken und sprechen konnte; ein Vergnügen ihm zuzuhören, wenn der in Feierstunden einmal bei einem saß über einer ruhigen Pfeife Tabaks, ein Mann wie geschaffen für Südafrika und gewiß mit einer Zukunft in diesem Lande. Schade, daß er davongegangen sei, aber zu begreifen, immerhin wohl zu begreifen. Mußte ein Mann mit seinen Fähigkeiten nicht noch andere Erfahrungen sammeln? Gewiß mußte er das. Er habe die Scheidung bedauert aus natürlichem menschlichem Eigennutzen, aber übelgenommen, nein, übelgenommen habe er nichts. Und von einem jungen, tüchtigen Freunde, der da kommen solle und kommen werde den weiten Weg von Deutschland her, habe Martin Wessel oft genug gesprochen; und er, Petrus Potgieter, habe auf den jungen Mann gewartet, beinahe wie auf einen ausgelernten Sohn und wie auf eine Fügung; denn darin sei er, Petrus Potgieter, allerdings altmodisch und auch anders als Martinus Wessel, er glaube noch an himm-

lische Fügung und werde bis zum Grabe daran glauben. Und in der Tat habe er gerade in diesem Augenblick einen gewandten Handwerker nötig auf der Werkstelle. Und er wolle gleich recht schöne Bezahlung anbieten, zwölf Schillinge für den Arbeitstag wolle er anbieten in der ersten Woche und fünfzehn Schillinge für den Arbeitstag von der zweiten Woche ab.

Er hielt noch redend die große Hand hin, und Cornelius Friebott schlug ein.

Sie gingen zusammen zur Werkstätte. Vier weiße Männer standen bei der Arbeit und hatten einen Trupp Farbiger als Anfasser und Helfer um sich. Petrus Potgieter trat von einem der Weißen zum andern. Als er herum war, kamen sie heran: der eine, der kleine, dunkle Finne Rautanen, am raschesten und freundlichsten; der rothaarige Schotte Dingwall gemessener, aber lächelnd und mit ein paar unverständlichen, knatternden Worten; zuletzt und mit hängenden Mundwinkeln der englische Vormann Brown und wie Abbild und Echo dessen Bruder Charlie. Petrus Potgieter sagte: „Das ist also unser neuer deutscher Freund, der Herrn Martin Wessels Platz einnehmen will. Das sind meine vier Mitarbeiter!“ Und sagte: „Ich hoffe, die Solidarität der Arbeit wird Sie verbinden, wie dies die alte Gewohnheit dieser Werkstelle ist.“ Dabei faßte Petrus Potgieter mit betonter Feierlichkeit zur Rechten die Hand Charlies und zur Linken die Hand Friebotts, in dessen Linke griff der Finne, der Schotte hängte sich zwischen den Finnen und Tom Brown ein, und Tom Brown packte, ohne das verzogene Gesicht zu ändern, des jüngeren Bruders Hand; so standen sie im geschlossenen Ringe und hoben, während die Farbigen achtungsvoll offenmäulig zusahen, die Arme und ließen die haltenden Hände wieder auseinanderfallen.

Cornelius Friebott kehrte dankbar und nicht unverwirrt vom fremden Wesen zum Gasthause zurück, um den Ar-

beitsanzug anzutun und das gewohnte Werkzeug zu holen. Selbst aus der Verwirrung lachte wahrhaftig die Freude; denn schienen in diesem anderen Lande nicht alle Männer zur Hilfe bereit und zur Kameradschaft verbunden? Äußerten sie es nicht in Wort und Art? –

Der erste halbe Arbeitstag verlief dann ohne weitere Wunderlichkeit.

Auf dem frühen Heimwege begleiteten ihn der Finne und der Schotte. Sie sagten, sie hätten Durst nach einem Trunke. Cornelius Friebott verstand, daß es an ihm sei die Runde auszugeben. Er war erstaunt, daß sofort nach ihm der Schotte und nach dem Schotten der Finne jeder eine Runde bestellen und daß auch der Schankkellner einbezogen wurde. Er selber hatte wenig Lust, gleichsam dem Wirte zu Gefallen weiterzutrinken, zumal schon der eine ungewohnte Whisky ihm bei fast nüchternem Magen zu Kopfe stieg. Aber der Finne mahnte leise auf deutsch: „Sie müssen jetzt mittun, es geht nicht anders, es ist hierlands so Sitte."

Das ungewohnte Gift im Körper störte den Abend. Es machte ihn nicht müde, sondern ließ ihn im Gegenteil nicht einschlafen. Das Blut hämmerte in den Schläfen, und unruhige und unfreundliche Gedanken erschienen. Ihm fiel ein, Martin Wessel habe geschrieben, der gewöhnliche Tageslohn sei ein Pfund, das heißt zwanzig Schilling, und er habe es auf achtunddreißig Pfund im Monat gebracht. Cornelius Friebott fragte sich: „Warum hat Herr Potgieter mir zwölf und fünfzehn Schillinge angeboten? Das ist viel weniger." Er schalt sich unerkenntlich im gleichen Atem und trachtete sich vorzustellen, was ohne die schnelle Gelegenheit geworden wäre. Gerade dieses Nachsinnen erhöhte den Mißmut. Am Ende verspottete er sich, er habe Heimweh, ganz einfaches, törichtes Heimweh; und die Nacht verging in wirren Träumen.

Aber ein südafrikanischer Morgen mit der reinen Luft

der großen unbewohnten Räume und ungestörten Berge und freien Ebenen ist ein kräftiger Heiler.

Cornelius Friebott schritt aus beizeiten und sah sich den reizlosen Ort mit dem vielen silbergrauen oder weiß und rot gemalten Wellblech von Dach und Wand und Fach und Zaun an, wie es zu dem hastigen südafrikanischen Anfange gehört, und sah das gewaltige und fast klingende Farbenspiel des erwachten Himmels und sah die sieghafte Sonne und fröstelte und wärmte sich und fühlte sich jung und stark und lachte und aß heimgekehrt, ein wenig leichtsinnig nach seiner Meinung, eine mächtige Morgenmahlzeit und ging pfeifend zur Arbeit.

Beim Vorbei an Petrus Potgieters Wohnhaus stand unter dem Schattendache, das den ganzen einstöckigen Bau umlief, eine junge Gestalt. Sie hielt die weiße Haube der Burenfrauen in den Händen, ihr helles Blondhaar schien die Sonnenstrahlen aufzufangen und mit ihnen zu spielen. Cornelius Friebott blickte auf die frohe Helligkeit und blickte lächelnd in die dunklen Augen, und ihre Augen blickten heiter zurück. Cornelius Friebott dachte: „Wer ist das? Herr Potgieter hatte keine Tochter, und seiner dicken Frau bin ich gestern begegnet. — Und diese da war eine Frau, weil Mädchen einen Mann anders ansehen, wenn ihre Augen antworten.“

Vor der Werkstätte warteten die vier Arbeitsgenossen auf den Stundenschlag. In der Werkstätte fegten die Farbigen die letzten Besenstriche. Rautanen kam gleich auf ihn zu. Der Finne sagte: „Ich soll Sie deutsch etwas fragen, damit Sie es recht hören und gut erwidern können. Wir vier bei Potgieter halten die sozialistische Meinung; der Vormann will, daß Sie Ihre Meinung kundtun, damit kein Mißverständnis entsteht und damit wir wissen, daß Sie sich einfügen wollen.“ Cornelius Friebott bemerkte, daß die drei Briten ihn genau musterten, und bemerkte, daß Tom Browns Mundwinkel neben der ein-

geklemmten Nutzpfeife herabhingen wie tagsvorher. Der Morgengang und die Sonne und die blonde Gestalt waren noch in seinen Sinnen und dämpften zusammen mit dem guten Willen zu frischem Leben sein Befremden. Er stand also Rede mit unbefangenen Worten, so weit dies in der knappen Spanne möglich war; und meinte, sie könnten an seiner Entgegnung erkennen, daß er mit ihnen eines Suchens und einer Bereitschaft wäre, wenn es sich darum handle. Der Finne übersetzte Satz nach Satz schwerfällig ins Englische; danach begann der zweite Arbeitstag.

Als Nelius mit eigenem Werkzeuge zubereitete nachmittags und sich freute an dem leichten, sicheren Striche seines deutschen Hobels und an der unverkleideten Schönheit des fremden Holzes, flog durch die Werkstatt ein glucksendes Tönen und ward schnell wiederholt. Nelius dachte: „Es klingt beinah wie von irgendeiner fremden Taube, ich habe solches noch nicht gehört," und er hobelte weiter. Doch der Ton kam von neuem und gab sich wie ein geheimer, vergnügter Anruf. Beim Wechseln der Bretter durch den farbigen Gehilfen streckte sich der Hörer und drehte sich langsam. Petrus Potgieter stand in der Türe und verhandelte mit Charlie Brown und dem Schotten; weiter im Raume neben dem bosselnden Vormanne und scheinbar ihm zuhorchend, stand das blonde Mädchen oder die blonde junge Frau und lachte eben wieder ihre kleine, lockende, dreitönige Strophe. Doch während Tom Brown von seinem eifrigen Geschnitzel zu ihr hinauf schielte, waren ihre Augen nicht dem Unterhalter, sondern neugierig dem Fremden zugerichtet und maßen ihn, und da sich ihre Blicke nun zum zweiten Male begegneten, lachten ihm auch die Augen einen zweiten Gruß.

Der Farbige berührte seinen Arm, da stemmte sich Nelius von neuem hinter den Hobel und von neuem rollte sich das feine weiße Holzgespäne zu beweglichen Locken.

Nach ein paar Minuten kam Petrus Potgieter zu ihm,

und die blonde Gestalt kam mit. Petrus Potgieter sagte: „Nun, wie macht sich's, Deutschmann?" Und sagte: „Meine Nichte hat noch keinen deutschen Hobel gesehen. — Das ist meine Nichte!" Er nannte vorstellend die beiden Namen und gebrauchte vor ihrem Namen das Wort Mefrou und griff selbst den Hobel und versuchte ein paar Gänge. Cornelius Friebott faßte kurz ihre dargebotene Hand, aber er sah auf das Werkzeug und verharrte schweigend. Als sie hinaus waren und die Werkstätte ernüchtert und kühler erschien, als wie wenn ein spielender Sonnenstrahl verschwindet, erklärte er sich bei leiser Beschämung, die fremde Sprache habe ihn unsicher gemacht und gehindert.

Um Feierabend begann er mit dem Finnen eine Unterhaltung und verlangte Auskunft über allerlei; zuletzt fragte er vorsichtig nach dem Besuche und sagte wahrheitsgemäß, er habe den Namen nicht verstanden. Der Finne antwortete: „Sie ist ein Bruderkind des Meisters und heißt Carlotta Prinsloo und hat eine deutsche Mutter gehabt. Sie steht bis auf den Meister allein in der Welt und ist schon Witfrau. Sie hat noch fast bei Kinderjahren, wie es unter den Afrikandern vorkommt, einen ältlichen Mann geheiratet, der hat ihr ein dickes Vermögen und eine große Farm hinterlassen bei Lindley im Freistaate, und dort ist sie zu Hause." Danach machte der dunkle Kleine ein pfiffiges Gesicht und murmelte: „Junge, Tom Brown ist mächtig hinter ihr drein, obgleich er sonst nicht viel Liebe an die Buren verschwendet. Noch viele andere sind hinter ihr drein. Wenn sie beim Meister wohnt, kommt die entfernteste Nachbarschaft geritten und gefahren, und Petrus Potgieter verbraucht dann zwei Sack Kaffee in der Woche für die Freier, das hat er uns selbst gesagt, und die holländische reformierte Kirche ist dann Sonntags dreimal so voll, und das ist nicht um den lieben Gott und den alten Predikanten, sondern ihretwegen. Bei ihr daheim soll es nicht anders zugehen; und wenn sie dem freienden Manns-

volke dort entwischen will, fährt sie nach Indwe, und wenn die Verliebten in unseren Stormbergen zu ernsthaft und zu dringlich werden, macht sie sich nach Hause. So treibt sie es die zwei Jahre Witwenschaft hindurch; denn es ist niemals ganz deutlich, ob die Freier das Geld oder die Farm oder das hellblonde Haar am meisten erstreben. Im übrigen sind die Männer ihr gar nicht unlieb, und wer nicht zu den Freiern gehört, der ist ihr auch nicht recht, und wenn irgend etwas an ihm ist, dann geht sie ihn sich holen." Und er lachte plötzlich laut und klatschte in die Hände und rief: „Junge, sehen Sie sich vor! Ich bin nicht in Gefahr, ich nicht, ich bin ihr zu unansehnlich! Aber Sie?!" Da wurde Cornelius Friebott rot bis über die Ohren und sogar etwas verdrossen.

Am dritten Arbeitstage ereignete sich folgendes: sie wollten sägen. Petrus Potgieter hatte eine eigene starke Ölmaschine aufstellen lassen in einem abgelegenen Schuppen. Die Kraft sollte gleich ganz ausgenützt werden, auch für die Drehbank. Die Riemen wurden angehängt und liefen, und alle Mann waren hinübergewandert. Die Farbigen schafften singend, und auch die Weißen freuten sich der neuen Gelegenheit und des Wechsels und taten wichtig ihre Arbeit. Da erlahmte plötzlich der Gang, die Weißen blickten auf, und schon schwieg das Schnurren, und Welle und Riemen standen still. Tom Brown sah kopfschüttelnd zuerst nach. Er sagte: „Verdammt, etwas ist verkehrt gegangen an der gesegneten Maschine." Er befahl, daß einer der Schwarzen zum Maschinenschlosser laufen solle. Als der Farbige davon war, traten die fünf Europäer an die Maschine. Tom Brown, Charlie Brown und der Schotte Dingwall stopften die kurzen Pfeifen und starrten auf den gedrungenen, verstummten Stahlkörper und tauschten müßige Meinungen über den Schaden und sprachen mißtrauisch davon, daß das Stück nicht in England gebaut sei, und schwatzten dieses und jenes. Friebott und der Finne

oder der Skandinavier, wie ihn die andern drei benannten, prüften gespannt alle Teile ab. Sie entdeckten zunächst nichts. Doch gerade, als der Farbige zurückkehrte und meldete, der Maschinenarbeiter der Schlosserei bessere auswärts eine Windpumpe und könne vor Stunden kaum zur Stelle sein, fand Cornelius Friebott die Ursache. Tom Brown sagte achselzuckend: „Well, es ist dumm. Es ist Zeitverlust für den Meister. Er wird es ungern hören, aber ich kann's nicht helfen.“ Cornelius Friebott wies dem Finnen den Fehler und begann sofort auseinanderzuschrauben und abzubauen. Tom Brown fragte erstaunt: „Was haben Sie vor?“ Cornelius Friebott antwortete: „Vormann, Sie brauchen die Leute nicht wegzuschicken; wenn zwei mithelfen, ist die Sache rasch im Lote.“ Tom Brown sagte: „Der Maschinenbauer ist über Land, wir sind Tischler und nicht Maschinenbauer. Der soll es machen, dem es zusteht.“ Cornelius Friebott dachte, er traut es mir nicht zu, und verlangte: „Kommen Sie nur her, und ich werde es Ihnen genau zeigen. Sie können es selbst richten; jeder kann es richten, der zwei gesunde Augen im Kopfe hat und mit Werkzeugen umzugehen versteht. Es ist wirklich nichts zu verderben!“ Tom Brown nahm die Pfeife aus dem Munde, statt unmittelbar zu antworten, wandte er sich an den Finnen: „Tell him,“ sagte er, „tell him in his mother's lingo that it is a sin to take a man's job away, and this he must understand for once and for all and must leave off.“ Und Rautanen übersetzte: „Ich soll Ihnen in Ihrer Muttersprache erklären, es sei Sünde, einem anderen Manne die Arbeitsgelegenheit wegzunehmen, die diesem gebührt. Ein für alle Male sollen Sie sich das gesagt sein lassen und sollen aufhören.“ Tom Brown sandte einen Teil der Farbigen nach Hause, mit den drei Weißen und dem Reste der Schwarzen ging er zur Werkstätte zurück. Cornelius Friebott zog die gelösten Schrauben wieder an, er legte den Stellschlüssel zögernd aus der Hand und folgte.

Er wußte nicht recht, ob er sich schämen oder sich ärgern oder lachen sollte.

In der Werkstatt herrschte die Erwartung, daß der Maschinist dennoch bald käme und eine zweite Übersiedelung erfolgen werde. Diese Erwartung schuf einen halben Feiertag. Jeder machte sich, da ein anderer Plan nicht bestand, mit nächstliegenden Kleinigkeiten irgend etwas zu tun. Das Geläpper dauerte den folgenden Vormittag hindurch. Vierundzwanzig Stunden nach der Stockung kam der farbige Gehilfe des Maschinisten herein. Er forderte in dessen Namen einen weißen Mann zur Unterstützung. Der Vormann sagte: „Fremder, Sie scheinen doch etwas davon zu verstehen ..." Also lief Cornelius Friebott hin und gab Aufklärung und zerlegte und schob zurück unter Zustimmung des ziemlich lässigen Maschinisten, und der Farbige tat die Handreichungen. Als Tom Brown erschien, bellte die Maschine schon wieder eifrig, und die unterbrochene Arbeit konnte von neuem beginnen.

Am Sonnabend fragte Rautanen: „Wir vier von Potgieter machen Sonntagmorgens einen Spaziergang, das ist unsere Gewohnheit, wollen Sie mit? Den andern ist es recht." Bald kam noch ein zweiter Einlader, das war Petrus Potgieter. Er sagte: „Deutschmann, wie ist es mit morgen nachmittag? Zu uns kommt immer Besuch. Wenn Sie Tee oder Kaffee nicht leiden können, soll es für Sie eine Flasche deutschen Bieres sein. Meine Frau und meine Nichte möchten Sie kennen lernen."

Auf dem Spazierwege ging es erst sehr starr und schweigsam her. Die drei Briten stapften in Abständen nebeneinander und dampften aus ihren kurzen Mutzpfeifen den lieben Gott und seinen Sonnenmorgen an. Ließen sie sich vernehmen, so waren es kurze

Sätze und einsilbige Zustimmungen. Der Finne marschierte unfrisch und mürrisch nach einem Abend mit reichlichem Getränke. Cornelius Friebott wich bald von seiner Seite und von ihren Fersen, um den süßlichen Geruch des englischen Tabaks loszuwerden, er wanderte rechts für sich. Er dachte in einem Gedanken: „Wie reizlos ist dieses große leere Land, wie wunderschön ist die ungeheure Räumigkeit voll Sonne; wie ist der Himmel blau und rein, wie klar sind alle Fernen; der Blick kann ohne Mühe meilenweit hinspringen, und trifft doch nichts und bringt doch nichts heim, davon zu erzählen, als eben die leere, leuchtende Weite..." Und er dachte: „Es ist wie Erde und Stein gewordenes Meer. Aber die Luft ist kräftiger. Und wo ist das Rauschen? Es ist ja ganz stille hier, einer könnte höchstens die Sonne hören. Und im unbewegten Schiffe vermöchte einer träge zu liegen. Aber hier, wer wollte hier rastend liegen? Sondern ein Pferd müßte jeder haben, daß er fortwährend der Weite eins abgewönne, daß er mit ihr um die Wette liefe. Nein, an der Stelle zu verharren vermöchte hier niemand." Und dann dachte er an den Nachmittag und merkte, daß er auf das blonde Haar warte. Und dachte: „Wie mag die ganz junge Frau es aushalten, wenn sie in ihrem Farmhause ist, allein, ohne Eltern und Geschwister, und in die große, helle Weite sieht? Wie mag sie es aushalten?" —

Bei der ersten Rast wandten sich die Spaziergänger zueinander. Charlie Brown und Dingwall stellten Fragen nach Deutschland. Sie schwatzten von Sauerkraut und Wurst und Brillen und langen Pfeifen, und ob es wahr sei, daß jeder Deutsche vor jedem Schutzmanne den Hut ziehen müsse, und ob die deutschen Dachshunde, sie nannten sie sausage dogs, wirklich gezüchtet würden für den Wurstmacher, und ob die deutschen Frauen vom Bürgersteig herunter müßten, wo ein Offizier käme, und dergleichen fürchterliches Zeug. Cornelius Friebott meinte an-

fangs, daß sie Neckerei trieben, und begann an haarsträubenden Beispielen zu erzählen, was seine Sprachkenntnis nur hergeben wollte. Aber nach einer Weile erkannte er verwundert, daß jene gar nicht auf Torheit und Spöttelei aus seien, sondern, daß die Albernheiten durch Wort und Schrift zu ihnen gebracht wären, und daß sie sich nach ihrer Art unterrichten wollten; und merkte auch, daß es freilich sehr schwer fallen werde, sie von den zugebrachten Einbildungen zu lösen, da sie doch viel eher neue Bestätigung als Aufklärung suchten. Immerhin nahm er eifrig den Kampf auf. Sie wichen langsam aus in der Weise, daß sie für eine abgetane Frage eine alberne neue stellten.

Auf einmal war Tom Brown mit im Gespräche; er sagte, was Leute, die nicht englisch seien, äßen und tränken und trügen und welche Sitten sie hätten, bliebe ihr eigenes Geschäft, indessen ginge anderes in Deutschland die Welt wohl an. Und er fragte: „Seid ihr in Deutschland nicht das unfreiste Volk der Erde, die Russen ausgenommen? Seid ihr nicht von Steuern erdrückt und von eurem Militarismus? Müssen eure Besitzlosen nicht auswandern, um ihr Brot zu finden? Ihr habt euch Kolonien genommen, die andern gehörten; könnt ihr sie verwalten? Ihr könnt sie nicht verwalten. Ihr geht in unsere englischen Kolonien. Ihr tut Schwitzarbeit bei uns und gegen uns, weil ihr sie so gewohnt seid. Ihr wißt nicht, was Leben heißt. Ihr seid wahrhaftig noch schäbiger und sparsamer als die Schotten. – Du mußt das nicht übelnehmen, Dingwall! – Ihr nehmt gutes britisches Geld ein von guten britischen Bürgern. Aber werdet ihr selbst darum britisch? Ihr denkt nicht daran. Ihr sprecht nicht einmal richtig englisch. Ihr singt eure deutschen Lieder. Ihr schafft das erschwitzte englische Geld heim in euer Vaterland. Und wozu muß es dort dienen? Dort muß es eurem Kaiser dienen. Seiner gepanzerten Faust muß es dienen, mit der er die Welt erobern und bedrücken möchte. Hat er nicht dem Buren

Paul Krüger das Telegramm gesandt? Stellt er sich nicht überall England in den Weg? Der Transvaal wäre heute englisch ohne ihn. So seid ihr nun, und so ist er nun! Und ist das recht mit euren billigen Waren und schlechten Schiffen? Ist das recht? Ihr verkauft den deutschen Zucker und die deutsche Kohle bei uns zu geringerem Preise als bei euch zu Hause. Ihr laßt Schiffe fahren in unsere Häfen; und wo sie nichts verdienen, zahlt ihnen das Vaterland Unterstützungsgelder. Überall zahlt das Vaterland Unterstützungsgelder, wo es den britischen Handel stören kann. Und eure Sozialisten, haben sie Macht? Ihr habt die meisten Sozialisten, und das ist natürlich unter euren Verhältnissen, aber was tun sie anders als murren? Sie dürfen nichts anderes tun, sie können nichts anderes tun. Weil sie keine Freiheit haben, dürfen und können sie nichts anderes tun. Es ist aber ein Vorteil; aus ihren Reden erkennen wir andern, wie es wirklich bei euch steht und zugeht, und der Brite wacht und hält seinen Posten." Und er sagte: „In Berlin sind 4718 Wohnungen ohne heizbaren Raum bewohnt von 13792 Menschen. Was ist das für ein Leben!" Und er sagte: „Wissen Sie, was Liebknecht, der deutsche Sozialist Liebknecht, über die deutschen Kolonien gesagt hat in Ihrem Reichstage?" Und er wiederholte eine von Liebknechts Aussagen und reihte übriges unkluges deutsches Partei- und Reichstagsgeschwätze daran, wie es die aufmerkenden fremden Zeitungen als Zeugnis über die Erde verbreiten. Er zeigte sich zwischen Dummem und Wahrem und Verlogenem und Erlogenem ungemein erfahren in statistischen Zahlen und Notizen über Deutschland; und Cornelius Friebott wurde vor diesem hochmütigen Gegner in fremder Sprache und vor der Fülle seiner Angaben fast kleinlaut, und das Lachen aus dem Wortgefechte mit den beiden andern verschwand ihm gänzlich. Er versuchte nur zweimal Gegenfragen. Er sagte: „Mit fünfundzwanzig Jahren hat jeder deutsche Mann

Stimmrecht zum Reichstage. Ich meine, in England stände es anders. Sie waren erwachsen, als Sie dort fortgingen, waren Sie stimmberechtigt? Oder Ihr Bruder? Oder Dingwall?" Tom Brown antwortete: „Was hat das mit Deutschland zu tun? — Nein, ich hatte keine Stimme." Und Charlie Brown und Dingwall bestätigten: „Noch ich ... noch ich." Als Tom Brown von den Wohnungsnöten der Berliner Besitzlosen geredet hatte, fragte Cornelius Friebott: „Und wie mag es damit in London stehen?" Da antwortete Tom Brown zum andern Male: „Was hat das mit Deutschland zu tun? Es ist eine ganz andere Angelegenheit!" —

Als Cornelius Friebott sich am Nachmittage dem Hause Petrus Potgieters näherte, standen an der Halfterbarre neben der Türe fünf Reitpferde angebunden. Im Hause traf er eine Reihe von Besuchern; die mehreren waren junge Männer des Ortes und der Nachbarschaft mit Burennamen; alle schienen mit dem Hausherrn oder der Hausfrau entfernt verwandt. Der Hausherr nannte sie bei Vornamen, sie nannten ihn Dom Piet und die Hausfrau Tante Jacoba. Dann und wann machten sie einen unverständlichen Scherz untereinander und lachten unbändig laut darüber. Sie lachten auch, wenn Petrus Potgieter oder Carlotta Prinsloo lachten, und stimmten zu, wenn Petrus Potgieter Beifall herausforderte. Im übrigen hielten sie die Blicke meistens auf Carlotta Prinsloo gerichtet, und jedem einzelnen schienen die andern Anwesenden ein wenig im Wege. Tom Brown saß neben Carlotta Prinsloo. Er war sehr redelustig und beflissen und versuchte ein freundliches Gesicht und gute Manier zu zeigen. Petrus Potgieter und die runde Jacoba Potgieter hielten sich mit dem Bürgermeister des Ortes, einem englischen Storehalter, und dessen Frau und mit einem fremden englischen Ehepaare zusammen. Wegen der Ehepaare oder wegen Tom Brown, oder weil es in Potgieters Haus

sonst üblich war, wurde die Unterhaltung in englischer Sprache geführt. Petrus Potgieter zog den neuen Gast gleich zu sich. Er hielt den älteren Besuchern eben mit lauter Stimme einen Vortrag über das rechte Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wie er es verstünde, und über seine Anschauung einer gerechten Arbeitsentlohnung; er suchte deutlich Zuhörer für schöne Gedankengänge, und der Deutsche war ihm besonders willkommen. Er sprach nach der Vorstellung gleich weiter und sprach Friebotts wegen langsamer und mit noch stärkerer Betonung, und wiederholte auch einzelne Sätze für ihn und ersetzte bei diesen Wiederholungen gewisse englische Worte durch angebliche deutsche, die aber Cornelius Friebott nicht zu enträtseln vermochte, wenn er nicht den ursprünglichen englischen Satz verstanden hatte. Petrus Potgieter sagte: „Der Arbeitgeber ist der Gesellschafter des Arbeitnehmers. Es darf ihm nicht beikommen, ich lasse so und so viele Leute für mich arbeiten. Löhne und Gehälter sind weiter gar nichts als im voraus bezahlte Gewinnanteile. Wo geschickte Geschäftsführung und ehrliche Arbeit Gesellschafter sind, ist es der Arbeitnehmer, der hohe Löhne möglich macht. Wohltätigkeit hat in der Lohnfrage keinen Raum. Der Ehrgeiz eines jeden Arbeitgebers müßte sein, höhere Löhne zu zahlen als sämtliche Wettbewerber. Der Arbeiter darf fragen: Was vermag das Unternehmen zu zahlen? — Er soll sagen: Das Unternehmen müßte so und so geleitet werden, damit es so und so viel abwirft, und damit so und so viel höhere Löhne ausbezahlt werden können." Auf diese Weise verbreitete er sich lange Zeit. Seine Züge behielten dabei fortwährend ein gewinnendes Lächeln, und die Sprache empfing eine besondere Salbung, und nur die Zunge stieß dann und wann leise an. Der Bürgermeister schien den Sprecher sehr ernst zu nehmen, wennschon er selbst als Lohnschneider weit und breit bekannt war. Er bekräftigte immer wieder die Äußerungen. Der andere Eng-

länder tat sehr nüchtern. Er ließ in weiten Grenzen der Höflichkeit erkennen, daß er von dem inneren Werte der Ausführungen nicht allzuviel halte. Er sagte: „Ihr zahlt eure Leute so schlecht ihr könnt; und die Leute nehmen euch ab, was sich aus euch herausquetschen läßt. Und alles andere ist Schnickschnack. Oder hätte sich jener Deutsche und verdammte Sozialdemokrat Martin Wessel sonst von Ihnen fortgemacht, Potgieter?" Der Hausherr überhörte geflissentlich die wiederholte Frage, nur Cornelius Friebott horchte auf bei der Nennung des Namens.

Während des Gespräches hatte Carlotta Prinsloo ihren Stuhl gewechselt. Sie saß jetzt so, daß Cornelius Friebott ihr ins Gesicht sehen konnte, sie lockte auch dann und wann mit ihrem Dreitone; aber gerade weil er aufschauend nun stets ihre Augen traf, wagte er nicht hinzusehen. Da rief sie unerwartet keck herüber: „Oom Piet, ich meine, zahle du reichlich, und jeder wird zufrieden sein, und keiner wird dich nach deinen Grundsätzen fragen!" Und sie lachte, und die verschiedenen Freier und der nüchterne, zweifelsüchtige Engländer und selbst Tom Brown lachten mit; und Petrus Potgieter erklärte höflich und milde: „Ja, es ist wohl eine allzu geschäftliche Angelegenheit für die Damen, und ich verspreche aufzuhören." Danach klatschten die Freier ihm Beifall und lachten mit ihm.

Indessen gerieten weder die Freier noch Cornelius Friebott recht mit Carlotta Prinsloo zusammen; denn obwohl sie sich nun im Zimmer hin und her bewegte und auch neben dem Deutschen ihren Platz einnahm, ließ Tom Brown nicht von ihr.

Als sie sich neben ihn setzte, beantwortete Cornelius Friebott gerade eine umständliche Frage Potgieters nach seiner besonderen Heimat; und durch ihre aufmerksame Nähe wurde die fremde Sprache in seinem Munde vielleicht noch stammelnder. Aber Ton und Inhalt der Beschreibung wurden reicher, ohne daß er selbst danach trachtete; es gab

sich so; unbewußt spürte der Mann eine erste lebendige Wärme und Liebkosung seit viel Rauheit.

Beim Abschiede der Reiter kam Carlotta Prinsloo auf der Stufe des Hauses einen kurzen unbeobachteten Augenblick neben ihn zu stehen. Sie flüsterte mehr an ihm vorbei als zu ihm hin: „Ein Frauenmann sind Sie nicht!" Dann reichte sie auch ihm förmlich die Hand und bot: „Auf Wiedersehen!"

Nach der Sonntagsabendmahlzeit fühlte sich Cornelius Friebott zu unruhig zum Lesen und zu unruhig zum Schachspiele und zu unruhig zu frühem Schlafe. Er lief noch einmal aus und nahm den Weg an Petrus Potgieters Haus vorüber; aber die Vorhänge waren zugezogen, und weder Manneswort noch Frauenlachen drang heraus zu dem langsamen Schrittes Vorüberziehenden. Dagegen hatte er ein kleines Erlebnis auf dem Marktplatze. Er hörte Harmoniumspielen und tonloses Singen und sah, daß um zwei Laternen ein dunkler Kreis Menschen stünde. Er ging neugierig auf die kleine Ansammlung zu, da hörten das Spiel und das feierliche Plärren auf, und einer begann zu sprechen mit hochgeschraubter Sprache. Cornelius Friebott bemerkte das kleine, tragbare Harmonium, darauf die zwei Laternen gesetzt waren, und seine erstaunten Augen bestätigten, daß der Straßenprediger neben dem Musikanten niemand anders als Tom Brown sei. Er horchte eine Weile den aneinandergereihten frommen Redensarten zu, er prüfte ängstlich und wiederholt die Züge der paar Hörer und Hörerinnen und stellte erleichtert fest, daß er von diesen anscheinend verzückten und bei über der Brust gefalteten Händen himmelauf oder vor sich hinstarrenden Leuten niemand, nicht einen einzigen kenne.

Auf dem beinahe vergnügten Heimwege wunderte er sich sehr. Er dachte, welch ein seltsamer Mensch ist Tom Brown. Er nennt sich einen Sozialisten, er ist ein englischer Heißsporn, er hält Straßenpredigten, darinnen er

auffordert zu Friede und Wohlgefallen. Und er ist auch nicht ungeschickt in seiner Arbeit und versteht sich durchzusetzen und vornehin zu stellen.

Vor dem Einschlafen hingen seine Gedanken am meisten am Spaziergange und an den Behauptungen Tom Browns fest. Er sagte zu sich: „Ich habe nicht genug gelernt, um ihn zurechtzusetzen, ach, ich habe nicht genug gelernt, und wie soll ich es nachholen? Ich will alles Wahre gelten lassen, ob es mir gefällig oder ungefällig ist, aber gegen das Unwahre will ich mich zur Wehr setzen können." Und er betete, fast wie ein Kind betet, aber mit der zornigen Leidenschaft des Erwachsenen: „Lieber Gott, du hast es mir als Jungen versagt, nun verhilf mir noch jetzt zur besseren Lehre; ja, dazu mußt du mir verhelfen!" Carlotta Prinsloo erschien erst in den verschwimmenden Vorstellungen des Einschlummernden, ein Wort oder eine Handlung von ihr kam nicht zu seinem Bewußtsein, nur ihr Bild war gegenwärtig und machte den Schlummer heiter.

In der zweiten Arbeitswoche hockte Cornelius Friebott Abend für Abend zu Hause. Er hockte hinter englischen Büchern und Zeitungen und schrieb sich einen Wortschatz heraus und ließ sich die Worte vorsprechen und lernte die Worte. Er machte sehr rasche Fortschritte. Der Wirt sagte: „Mir scheint, er will die ganze englische Sprache auf einen Happen in sich hineinfressen." Der Schankkellner antwortete: „Das ist so, Sir, das ist so! Aber ihre Betonung verrät diese Gesellen am Ende dennoch!" — „Glücklicherweise, glücklicherweise!" sagte der Wirt.

Am folgenden Sonntag fand der Spaziergang nicht statt. Cornelius Friebott besuchte den Gottesdienst in der holländischen Kirche; er täuschte sich vor, er wolle erkunden, wie es bei den Buren zugehe, und wolle die Predigt ihres Predikanten zu verstehen trachten. Von seinem Platze war Carlotta Prinsloo ohne Auffälligkeit nicht zu sehen; aber nach dem Gottesdienste vor der Kirche sprach ihn Petrus

Potgieter von rückwärts an und hatte die beiden Frauen bei sich, und in einer beweglichen Schar gab es ein kurzes, fast feierliches Grüßen.

Für den Nachmittag hatte Cornelius Friebott einen Brief an den Vater geplant. Als er vor dem Bogen saß und nicht gleich den Anfang fand, klopfte sich der Finne herein. Er sagte: „Oh, Sie wollen einen Brief schreiben. Ich muß Sie dennoch stören ..." Er redete eine Zeitlang von allerlei unwichtigen Dingen. Weil Nelius in Gedanken an den Brief nur langsam erwiderte, wurde der Schwatz immer sprunghafter und unbeholfener. Endlich hieß es unvermittelt: „Sie dürfen den andern nicht wiedergeben, daß ich bei Ihnen war, Sie müssen das auch vor dem Meister nie andeuten; heute morgen hat nämlich eine Werkstellenversammlung stattgefunden, und — Sie sollen fortgehen, das heißt, Piet Potgieter soll Ihnen kündigen."

Er sah den Hörer erschrecken und erblassen. Er sagte: „Ja, ich bin nicht schuld und Piet Potgieter auch nicht. Und Sie finden doch überall Arbeit und gewiß noch besser bezahlte." Da fragte Cornelius Friebott: „Warum soll ich fortgehen? Was ist denn geschehen?" Rautanen sagte: „Es ist wegen Ihres Hobels und wegen Ihrer Säge. Die drei andern wollen nicht mit Ihnen zusammen arbeiten, weil Sie Ihren deutschen Hobel und Ihre deutsche Säge gebrauchen!" Cornelius Friebott lachte auf, er sagte: „Weil ich den veralteten Hobel mit dem Ringe nicht verwende? Und weil ich ihren Fuchsschwanz nicht mag, der einem vorkommt, wie aus einem Spielzeugkasten herausgenommen? — So dumm ist niemand. Mein Hobel und meine Säge schaffen geschwinder; das wißt ihr alle vier, und das weiß Herr Potgieter auch." Der Finne sagte: „Sie mögen fremdes Werkzeug nicht leiden, sie mögen nichts leiden, das sie nicht gewohnt sind, sie mögen nichts leiden, das anderen einen Vorteil gibt." Cornelius Friebott entgegnete: „Habe ich einen Vorteil davon? Wenn ein Vorteil besteht, dann

hat ihn die Werkstätte, dann hat ihn der Meister." Der Finne zuckte mit den Achseln: „Sie mögen nicht, sie sind so!" Danach schwiegen beide.

Cornelius Friebott blickte den Bogen an, darauf Ort und Tagesangabe und die Anrede: „Lieber Vater!" standen. Er verzog den Mund. „Was? An Vater wollte ich schreiben? Ich könnte ihm also jetzt schreiben: Ich bin rund an die vierzehn Tage hier, es hat mir auch soweit ganz gut gefallen. Aber ich muß nächstens wieder fort. — Worauf der Vater rufen könnte: Das höre einer. Er ist vom Königsberge weggegangen, und wenn er nicht weggelaufen wäre, hätte ihn Schulz weggeschickt; sie haben ihn beim Bochumer Gießwerk nicht behalten; und wie ist es mit ihm auf der Zeche gegangen? Du lieber Gott, was ist mit dem Jungen nur los? Du lieber Gott! Und wenn Vater das nicht sagte, dann sagte doch Mutter dergleichen." — Und er dachte: „Nein, an den Vater kann ich nun nicht schreiben. Heute nicht und morgen nicht, obgleich er wartet, obgleich er die vielen Jahre am Königsberge, die Sommer und Winter und die Entferntheit von seinem Hause und seine Bequemlichkeit und Freude für mich hergegeben hat. Nein, zurückhalten oder vorlügen mag ich ihm nichts. Diese Angelegenheit muß erst geklärt sein. Aber ist etwas mit mir verkehrt? — Was ist mit mir verkehrt?"

Und er wandte sich plötzlich zornig an den Finnen: „Ist es wahr oder ist es törichtes Zeug und Gerede? Haben Sie etwa getrunken? Haben Sie sich mit Tom Brown gestritten? — Was Sie erzählt haben, kann doch so nicht stimmen! Mann, das kann es gar nicht, hören Sie! Denn wo bliebe eure Gemeinschaft der Werkstelle? Wo bleibt sonst die Solidarität, von der ihr alle redet und Aufhebens macht von Petrus Potgieter angefangen?" — Der Finne erwiderte hitzig: „Sie brauchen mir keine Vorwürfe zu machen. Ich bin kein Engländer und bin auch nicht deutsch und nicht afrikanisch. — Jene nennen dieses Soli-

darität.“ Und er sagte bei rückkehrender, nüchterner Gutmütigkeit: „Solidarität ist ein Wort.“ Cornelius Friebott sagte: „Nein!“ — Der Finne sagte: „Dann könnt ihr Deutschen in Deutschland daran glauben!“ und seufzte: „Hier gibt es die schönen Worte, wie es bei euch die groben Worte gibt, man muß sich an beides erst gewöhnen.“ Da fragte Cornelius Friebott: „Was hat Herr Potgieter dazu gemeint?“ — Der Finne erwiderte: „Er weiß es doch noch nicht. Er wird Sie ungern weglassen.“ Cornelius Friebott sagte mutiger: „Er hat die Entscheidung.“ Aber Rautanen wiegte den Kopf: „Petrus Potgieter hält Sie nicht und hielte mich nicht gegen einen Entschluß seiner Werkstelle.“ Cornelius Friebott sagte: „Die Werkstelle sind in diesem Falle drei Mann ...“ Der Finne sagte: „Ja, ich bin nicht dabei. Jedoch es ist die Mehrheit, und es sind Engländer, und dieses ist ein britisches Land, und sie könnten eine englische Sache daraus machen. So wird Petrus Potgieter denken. Und was ist es anders?“ Da rief Cornelius Friebott: „Was? Eine englische Sache? — England ist so groß, und solcher Unfug soll eine englische Sache sein?!“

Als Rautanen wiederum auf andere Gelegenheiten hinwies, dankte er ihm und bat ihn, den Gegenstand zu wechseln. Der Finne sagte: „Wie Sie wollen. Ich habe Tom Brown auch satt. Nur, ich bin viel älter als Sie und bin kein gelernter Tischler und ich bin das Herumziehen ohne die Sicherheit eines ordentlichen Trunkes ganz müde geworden. Bei Ihnen liegt die Sache verschieden!“ —

Am Montag ereignete sich nichts; jeder schaffte schweigend vor sich hin. Am Dienstagmorgen kam Nelius vor den Farbigen in die Werkstatt, er sah prüfend an den Werkzeugen entlang und griff einen englischen Hobel und begann damit zu arbeiten, es ging ohne Mühe; jedoch nach fünf Minuten hielt er inne, er sagte laut: „Nein,“ er legte das Werkzeug an seine Stelle und kehrte erst wieder, als die Stunde schlug.

Am Dienstagabend, da er in seinem Zimmer über einer englischen Zeitung saß, erschien Potgieters brauner Stalljunge am offenen Fenster. Der Junge bestellte: „Der Herr läßt bitten, Sie möchten zu ihm kommen, wenn Sie könnten.“ „Wann?“ fragte Cornelius. „Jetzt,“ sagte der Braune, „der Herr wartet.“

Petrus Potgieter schien allein zu Hause. Er entschuldigte sich, daß er nicht selber gekommen wäre, nur, ihm liege an einer ganz ungestörten Aussprache. Er bot Stuhl und Zigarren an und schenkte Bier ein. Er sagte: „Ich will mich also erklären. Meine Nichte, Frau Prinsloo, möchte dieser Tage auf ihre Farm zurückreisen. Sie wissen ungefähr, wo sich die Farm befindet. In nächster Nähe gibt es keine Handwerker; nun soll vielerlei an dem Hause gemacht werden, wobei es sich in der Hauptsache um Tischler- und Zimmerarbeit handelt. Herumziehende Gelegenheitsarbeiter sind zu haben, indessen liegt uns daran, daß ein gelernter und allgemein geschickter und vor allem ein vertrauenswürdiger Mann guter Herkunft die Leitung, Aufsicht und Vorarbeit übernimmt. Es würde sich um eine Beschäftigung von mehreren Monaten handeln, die Bezahlung soll reichlich zufriedenstellen. Wir haben, meine Nichte, meine Frau und ich, an Sie gedacht; und wenn Sie Ihre Zusage geben, woran ich gar nicht zweifle, möchte ich nur um eines ersuchen, daß Sie in der Werkstatt nichts verlauten lassen. Unsere Mitarbeiter könnten verübeln, daß die Aufforderung nicht an sie ergangen ist. Es wäre in der Weise einzurichten, daß Sie in der Werkstatt aufkündigten, Ihr Ziel und Ihre Absicht indessen nicht nennten, wovon ich dann nicht weniger schwiege. Ihre Reisekosten würden selbstverständlich bezahlt.“

Er wartete, aber Cornelius Friebott sah starr vor sich und antwortete nicht. Da sagte Petrus Potgieter mit der ihm eigenen Salbung und stärkerem Zungenanstoße: „Mein lieber Freund, ich will Ihnen auch erklären, daß ich Sie

ungern weggebe. Wie sollte ich das nicht bekennen! Sie sind mir eine sehr wertvolle Kraft im Geschäfte. Indessen ist es eine schöne Gelegenheit für Sie, und ein Mann in meinen Jahren und in meiner Lage muß den eigenen Nutzen zurückstellen können. Lieber Freund, wenn Sie später wollen, warum sollte Ihre Rückkehr ganz ausgeschlossen sein? Schreiben Sie mir dann vorher ein Briefchen." Mit dem Bedauern war es ihm echt.

Er war deutlich verletzt, als Cornelius Friebott auflachte. Er sagte: „Warum lachen Sie? Ist das eine Art auf ein gutes Angebot zu entgegnen? – Lieber Freund, Sie werden eine bessere Bezahlung erhalten als hier, keine schlechtere. Sie kommen in eine unabhängige Stellung. Frau Prinsloo wird Ihnen freie Hand lassen; man bringt Ihnen Vertrauen entgegen, ja, Ihnen und Ihren Fähigkeiten; und dies unter uns, weil Sie ein Deutscher sind."

Cornelius Friebott lachte nicht mehr, er fragte: „Herr Potgieter, weshalb ist Martin Wessel nicht bei Ihnen geblieben, haben Sie ihn auch entlassen müssen?" Daß ihm das Wort „müssen" entschlüpfte, ärgerte ihn. Jedoch der Kapholländer hielt sich an die unerwartete Frage und überhörte das andere, und die Frage schien ihm fast lieb. Nun selbst lächelnd, antwortete er: „Martin Wessel? Herr Martin Wessel? Daher, lieber Freund, daher? Sie denken an Herrn Stones Einwurf vom vorigen Sonntage? Ach, ich will Ihnen gern gestehen, daß Herr Wessel und ich uns zuletzt über die Lohnfrage nicht mehr einigen konnten. Ihr Freund ist etwas ungeduldig, Ihr Freund ist etwas unruhig. Ich will auch zugeben, daß ein kleines Unternehmen wie das unsrige in einem kolonialen Dorfe einen Mann wie Herrn Wessel nicht nach Gebühr zu entlohnen vermag."

Cornelius Friebott dachte: „Zu Frau Prinsloo? Zu Frau Prinsloo?" Und er meinte, sie lachen zu hören, und spürte eine ferne lockende Versuchung. Doch Halsstarrig-

keit und Zorn über des anderen Umwege behielten die Oberhand. Er sagte kühl: „Ich danke Ihnen beiden für das Angebot. Ich bin mit meinem Lohne zufrieden, und möchte bleiben!", und dachte gleich wieder: „Nun lüge ich auch, ich bin mit dem Lohne nicht ganz zufrieden, die anderen und selbst Rautanen erhielten von Anfang an mehr. Was für eine elende Spiegelfechterei ist dies?"

Petrus Potgieter spielte mit seiner Zigarre. Nach einer Weile sagte er: „Lieber Freund, ich verstehe Sie nicht. Sie können bis morgen alles überlegen." Er schob die große, lose Hand hin. Cornelius Friebott bemerkte die Hand nicht. Er hörte sich sagen: „Herr Potgieter, wenn ich gehen soll, dann will ich meiner Wege gehen. Warum ich gehen soll, scheinen Sie mir nicht sagen zu wollen." Petrus Potgieter stand auf, er erklärte von oben herab: „Sie müssen sich etwas an die Fremde gewöhnen. In meiner Werkstatt muß Frieden herrschen. Ich habe Ihnen einen Vorschlag gemacht. Wenn Sie andere Entschlüsse gefaßt haben, kann ich Sie doch nicht daran hindern." Da erwiderte Cornelius Friebott mit fast grober Stimme, aber nur mit halbem Herzen: „Gut, Herr Potgieter, wann die Woche herum ist!" Und er behielt seinen Trotz und Zorn bis zum Samstage und wies zwei andere versteckte Zureden im Verlaufe der Woche ab.

Als er nach der Auszahlung nach Hause ging, um das geringe Eigentum zusammenzupacken, lag auf dem Tische ein geschlossener Umschlag. Der Umschlag enthielt einen Zettel, darauf stand in Frauenhand und in teilweise deutscher Sprache: „Carlotta Prinsloo, Farm Onverwacht am Valschrivier zwischen Kronstad und Lindley, Oranje Freistaat." Die deutschen Worte waren deutsch geschrieben. Einen Brief oder irgendeine Mitteilung enthielt der Umschlag nicht.

Der Finne half die Sachen zur Bahn hinübertragen. Auf seinen Rat nahm Cornelius Friebott einen Fahrschein

nach Aliwal. Der Finne sagte: „Aliwal hat mir immer gefallen. Wenn Post für Sie ankommt, schicke ich die Post dorthin nach. Ihr Freund Martin Wessel ist sicher den gleichen Weg gegangen. Gibt es keine Arbeit in der Stadt, dann marschieren Sie über die Brücke und sind im Freistaate. Im Freistaate ist auf jeder dritten Farm Gelegenheitsarbeit, im Freistaate sieht man auch den deutschen Tramp immer noch besser an als jeden andern." Cornelius Friebott fragte argwöhnisch: „Was heißt das Tramp?" Der Finne antwortete: „Ja eigentlich, und nach eurer deutschen Meinung gewiß, sind Tramps Landstreicher . . ."

Der deutsche Kaiser Wilhelm II. hielt eine Rede. Er sprach sich und die Volksgenossen an, etwas von der Himmelsleiter herab nach seiner Art, er sagte zu ihnen: „Wir sind das Salz der Erde." Und hatte natürlich recht. Welches Volk, es seien denn die Juden, käme sonst in Frage? Bei allen anderen sind die Herzen zu träge, und vielleicht schon bei diesen; und Salz streitet gegen jede Art Trägkeit. Der deutsche Kaiser vergaß aber den Fortgang des Jesuwortes beizufügen. Der Fortgang lautet: „Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man's salzen. Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten."

Die englischen Telegraphen- und Kabelgesellschaften hetzten die Kaiserrede um die Welt, vornehmlich den einen Satz. Wo irgendein alter Morsehammer klopfen konnte im entferntesten Winkel Winnepegs und am Himalaja und im australischen Busch und auf Neuseeland und in afrikanischer Glut und südafrikanischer Trockenheit, klopfte er den Satz hin, und acht Tage lang wählten ihn sich sämtliche englischen und englisch gewordenen Federfuchser zum Texte.

„Die Sauerkrautfresser, die Brillenträger, die Schnurrbartkater, die Hängepfeifenraucher, die Menschen, die ‚wat' statt ‚what' sagen und das th nicht richtig sprechen können, und die den Frack bei Tage anziehen, das Salz der Erde? Man denke doch! Welche Überheblichkeit, welch ärgerliche, ungeheuerliche Überheblichkeit! Aber zeigt nicht diese Überheblichkeit ungewollt, doch um so heller, die Richtung der kaiserlichen Pläne an?

Deutschland erstrebt die Weltherrschaft! –

Mit jedem Stücke deutscher Ware, das ihr kauft, mit jedem deutschen Unternehmen, das ihr stützt, mit jedem deutschen Manne, dem ihr Arbeit bietet, dient ihr der deutschen Weltunterjochung. Hört ihr's, ihr britischen Bürger, auf den sieben Meeren? Hört ihr es, britische Bürger, in den fünf Weltteilen?"

Auch Hermann Pufke hielt eine Rede. Hermann Pufke hatte beizeiten begriffen, daß Brotverdienst mit dem Munde möglich sei und immerhin weniger anstrenge als Brotverdienst mit der Hand, ja, daß die Hörer dem Ein- und Vorredner noch ein Stück Bewunderung zum Verdienste hinzutäten. Genosse Hermann Pufke sprach vor einer sächsischen sozialistischen Landtagswählerschaft über den preußischen Militarismus. Er sagte: „Was Preußen heißt, Genossen, das weiß ich am besten, denn ich bin selber ein Preuße. Was Militarismus heißt, das wissen diejenigen von euch, die in den Kasernen geknechtet wurden, und diejenigen von euch, Genossen und Genossinnen, die in den Zeitungen von den Soldatenmißhandlungen lesen. Was preußischer Militarismus bedeutet, das will ich euch sagen." Er sagte es schreiend und schwitzend zwei Stunden lang, denn eine gewisse Ehrlichkeit im Handeln ist in Deutschland auch bei der Maularbeit nötig; zwei Stunden einerseits Unterjochung des preußischen Arbeiters, zwei Stunden andrerseits Ertötung der Demokratie im Reiche; zwei Stunden Unterjochung der Welt, und an Stelle der ver-

schiedenen freien Völkerwillen zwei Stunden lang Herrschaft der Junker und Generäle. Wer mag solche Schwärze der Pläne aushalten? Genosse Siegfried Katz, Rechtsanwalt Dr. Siegfried Katz, leitete die Versammlung, zu den Besitzlosen gehörte er im übrigen nicht; er bestätigte die sehr wertvollen Ausführungen des Genossen Hermann Pufke.

Durch Zufall nahm ein reisender englischer Deutschland-Forscher an der Versammlung von Pufke und Katz in Sachsen teil. Er schrieb einen Aufsatz: „Germans amongst themselves. — The true meaning of Prussian Militarism. — A brutal Confession." — Das heißt: „Deutsche untereinander. — Die wahre Bedeutung des preußischen Militarismus. — Eine brutale Beichte." Aus dem Aufsatze vermochte jeder Brite zu ersehen, was Deutsche im engen Kreise, was geheimnisvoll belauschte Deutsche über ihren Militarismus selber dächten.

Der Aufsatz ward durch die Vermittlung von Reuters Nachrichtenwesen ebenfalls in die englisch sprechende Welt hinausgejagt und über die sieben Meere und in den fünf Weltteilen verbreitet. In Südafrika trafen das Salz der Erde und die Verlautbarungen der Herren Pufke und Katz in einer Woche und mancherorts auf einen Tag zusammen. In dieser Woche hatten es die verdienstlustigen Deutschen des Kaplandes und Natals und Rhodesiens nicht leicht. Bei Rolfes Nebel & Co. und bei Liebermann Bellstedt & Co. in Port Elizabeth und bei Malcomeß & Co. in East London und King Williams Town, um die großen Namen von damals zu nennen, wurden Aufträge rückgängig gemacht wie nie vorher. Am meisten benutzten säumige oder faule Schuldner die Gelegenheit einer schönen, britischen Geste, wozu die deutschen Kaufleute sich im stillen eins lachten; aber dazu, daß auch gute Zahler mit einem derben Hinweise absagten, dazu lachten sie gar nicht. Sondern sie sagten untereinander, Wilhelm II. und sein „Es-ist-erreicht-Schnurrbart" machten einem bei aller schuldigen

Achtung und die Pufke und die Siegfried Katze bis ins „Berliner Tageblatt" hinein bei aller gehörigen Andersschätzung das Vorpostenleben gelegentlich recht sauer. Der dicke, deutsche Wollkäufer August Scherz erklärte unmutig: „Ich halte mich für einen guten Deutschen, aber als Salz der Erde habe ich mich nie empfunden!", und er hatte natürlich recht; aber wie gesagt, er kaufte nur und verkaufte nicht und war eigentlich gar nicht betroffen.

Als Cornelius Friebott ahnungslos in Aliwal ankam und nächsten Tages arbeitheischend herumlief, hatte die „Aliwal Post" an diesem Morgen den Aufsatz veröffentlicht über die wahren und letzten Ziele der preußisch-deutschen Heeresmacht, entschleiert von den zwei deutschen Politikern Pufke und Katz, und das Salz der Erde stand fettgedruckt unter den Depeschen.

Der erste Tischlermeister sagte: „Was will der Bursch? Sucht nach Arbeit? Ob wir einen Gehilfen brauchen? — Jawohl brauche ich einen Gehilfen, aber einen echten britischen brauche ich. Nichts von eurem Salz der Erde. — Was los sei? — Er fragt noch, was los sei! Erklären? Gewiß will ich's auseinandersetzen, und Sie sollen nicht einmal etwas für bezahlen, keinen Farthing soll es Sie kosten. Also: Wenn Sie ein deutscher Sozialist sind, dann sind Sie verkehrt, weil Sie den Herrgott abschaffen wollen; und wenn Sie ein deutscher Kaisermann sind, dann sind Sie verkehrt, weil Sie die Welt unterjochen und die britische Freiheit töten wollen. Und ich glaube an Gott und liebe die britische Freiheit." Cornelius Friebott dachte: „Wenn einer verrückt wird, fängt's im Kopfe an", und ging weiter und sammelte die Absagen, eine nach der andern, bei den Tischlern und Zimmerleuten und Bauunternehmern, und wo sonst Beschäftigungsmöglichkeit ihm von dem Gastwirte angedeutet wurde. Am Abend dachte er: „Bin ich denn unter lauter Tollhäusler geraten?" Von dem Zeitungsgeschrei wußte er noch nichts.

Er kam ärgerlich und müde in die Herberge. Der Wirt begegnete ihm am Eingange. Er sagte: „Ach!" und schlug sich an die Stirn und rannte zur Hintertüre und rief hinaus: „Oom Jan Steyn is jy mos weg? — Daar is jou man!" Und kehrte wieder und sagte: „Sie haben nichts gefunden, nicht wahr? Und ich hätte Sie auch fast vergessen?" Die Hintertüre ging, und ein sehr alter Bur trat herein mit einem grauen Barte bis zum Bauche und mit einem verblichenen, breiten Filze, darum ein schwarzes Stück Tuch lose gewunden war. Das rechte Auge des Alten war in Unordnung, aber das linke blickte gesund und auch leidlich drein. Cornelius Friebott und der Alte sahen sich an, da lachte der Wirt und sagte: „Mynheer Jan Steyn will ein Haus bauen für seinen Enkel; Mynheer Cornelius ist ein deutscher Zimmerer ohne Arbeit; Mynheer Jan Steyn sucht einen Helfer; und Mynheer Cornelius sucht Arbeit." Jan Steyn sagte: „Ja, ja, nur will ich das Haus gar nicht bauen, sondern ich muß es bauen."

Sie fuhren alsbald zusammen in den Abend und in die Nacht auf Jan Steyns zweirädriger Karre hinter einem Paare geduldiger Pferdchen. Die ersten zwei Stunden hindurch klapperte allein die Querstange und der Deichselkopf zwischen den Pferdehälsen hell aufeinander. Die beiden Männer sprachen nichts, und Hufschlag und Räderrollen war neben dem anderen Reiseliede kaum zu vernehmen.

Nach zwei Stunden ließ Jan Steyn die Pferde in Schritt fallen wegen der dichten Finsternis, oder auch die Pferdchen schritten von selber. Jan Steyn sagte: „Bis der Mond kommt," und begann langsam zu reden. Er fragte: „Mann, bist du gar nicht bang hier im Dunklen?" Cornelius richtete sich auf aus Halbschlaf und Hindämmern, er verstand die Frage erst, als sie einige Zeit verklungen war. Er sagte: „Bange? Bange? Sie werden den Wagen wohl nicht umwerfen. Die Tiere kennen gewiß den Weg, und Menschen lauern weit und breit keine." Der alte Bur

sagte: „Ja, ich fahre aber hier nicht gern im Dunklen,“ und setzte hinzu, „ja, es ist sehr wunderlich mit Menschen; wo sie nicht sind, möchte sie einer dann und wann zu Hilfe haben, wo sie sind, sind sie meistens im Wege.“

Cornelius Friebott merkte im Geleuchte der Pfeife und vornehmlich, wenn der Raucher ansog und ausstieß, daß dieser sich richtig zusammengekauert und klein gemacht hatte. Den Rücken krumm, die beiden verschränkten Arme, darum lose die Zügel geschlungen waren, auf die Oberschenkel gepreßt, nur den Kopf mit der brennenden Pfeife vorgestreckt, so saß der Alte und starrte in die Nacht. Er bewegte sich auch nicht beim Sprechen und rückte die Pfeife nicht, sondern murmelte zwischen den Zähnen durch, an der Pfeife vorbei. Er sagte: „Mann, glaubst du, daß der Teufel einen packen mag und ihm das Genick bricht plötzlich und von ungefähr?“ Cornelius Friebott sagte: „Ich habe darin keine Erfahrung. Doch sollte ich meinen, daß, wo eines der Tiere stolpern würde, Sie an den Zügeln herausgerissen werden und sich das Genick wohl abstürzen könnten!“ – „Die Pferde stolpern nicht,“ sagte der Bur, „aber hier der Fleck,“ und dieses eine Mal nahm er die Pfeife aus dem Munde, und die Glut beschrieb einen flachen Kreis in der Luft, „hier der Fleck ist ein schlechter Fleck.“ –

Danach hatte Cornelius Friebott ein seltsames Erlebnis: Er sah bei anbrechendem Tage, daß er sich auf einer großen Ebene befinde mit mächtigen, abgrenzenden, am Fuße dunklen, aber um die Spitzen schon leuchtenden Gebirgswällen gegen Osten; die Ebene oder richtiger die Nähe der Ebene schlief noch, denn daß sich in der Entferntheit äsende Rudel Antilopenwildes bewegten, war wohl zu erkennen. In der Nähe stand ein unbespannter Ochsenwagen. Der geflochtene Zugriemen, daran in gleichen Abständen zwölf Joche hingen, lag geradegerichtet vor dem Deichselbaume und bereit zur Weiterfahrt. Der Wagen selbst war

bis zur Vorkiste von einem segelleinenen Verdecke geschützt, und auch der Raum unter dem Wagen war von Zeugfetzen verhangen. Über dem scheinbar toten Kochfeuer stand der schwarze, dreifüßige Kessel. In anderer Nähe war in einem Dornenkranze Vieh eingekraalt, Ochsen und Rinder und Pferde und Fohlen mit ihnen. Die Tiere ruhten zum Teile noch wiederkäuend, zum Teile starrten sie stehend den neuen Tag an und warteten auf Fressen und Freiheit oder Arbeit, oder was sonst ihnen zufiele. Sie verhielten sich, von einem gelegentlichen Muhen abgesehen, sehr stille. Alsbald bewegten sich die Tücher zwischen den schweren Rädern des Wagens. Zwei braune, dürre Farbige in europäischem Lumpenwerke krochen hervor. Sie machten sich an die Aschenstelle und kratzten und bliesen und nutzten das Ende eines Astes und trockenen Dung. Da spann sich ein feiner Rauchfaden in die Luft, und in dreifacher oder vierfacher Höhe des Wagens floß er in ein kleines graues Rauchwölkchen. Sobald die Glut auflebte, zog der eine Farbige mit dem Wagenfasse davon, um aus irgendeinem Rinnsale Wasser zu holen. Der Jüngere, fast ein Kind, rief einen dritten Braunen unter dem Wagen hervor, und sie schienen zum Kraale hinüberzuwollen. Auf halbem Wege gähnte und rekelte sich der Ältere; während er sich hin und her wand, den Schlaf und die Steifheit der Nacht ganz abzuschütteln, wurde er aufmerksam. Er trabte an den Wagen zurück, er klopfte an das Verdeck, er rief, aber der Bur stand schon ausschauend auf der Vorkiste. Der Farbige trat an die Vorräder; der Bur befahl, der Hottentott trat in die Speichen und stand gleich neben dem Buren auf der Vorkiste vornwagens. Er deutete fünfmal. Der Bur nickte jedesmal dazu. Wenn man ihren deutenden Händen folgte und die Augen sehr anstrengte, war jedesmal an der Kimme ein winziges Rauchwölkchen zu sehen, daraus ein Rauchfaden zur Erde zu hängen schien. Die Rauchwölkchen standen in fast gleichen Abständen gegen

Norden, gegen Westen und gegen Süden, so daß, wo einer die Bergbasteien mitrechnete, der Wagen in weitem Kreise umstellt schien. Der dritte Rauch zwischen Westen und Süden beschäftigte Herrn und Diener am längsten; jedoch schienen sie zu völliger Klarheit zunächst nicht durchzudringen.

Der Bur blieb auch unentschlossen. Das gesattelte Pferd, das ihm vom Kraale her gebracht wurde, bestieg er nicht. Er streifte ihm den Zaum rasch vorne über den Kopf, daß der Riemen zur Erde hing; und es stand wartend. Der Bur rief, aus dem Wagen kam eine junge weiße Frau mit Säugling und vier kleinen Kindern, und sie setzten sich an das Feuer zum Frühmahle, aber mitteninne erhob sich der Mann wiederholt und beobachtete. Nach der letzten Ausschau kroch er in den Wagen und kam mit einem schweren Gewehre hervor; und nun warf er den Zügel zurück über den Pferdekopf, der linke Fuß trat in den Bügel und das Pferd verfiel vom Flecke weg in hurtigen Paßgang, während er den rechten Schenkel nachzog und sich im Sattel zurechtsetzte, als wenn einer im gemächlichen Stuhle es sich bequem macht. Nur sein Kopf ragte steil und die Waffe stand aufrecht auf dem rechten Schenkel. Die Frau mit dem Säugling, die vier kleinen Kinder und auch die drei Farbigen sahen dem davongleitenden Pferde lange nach. Sie sahen ihm noch nach, da es schon nicht mehr zu erschauen war.

Cornelius Friebott merkte, daß er selber brüstlings bleibe mit dem Buren wie ein Reiter mit dem andern; aber das war wundersam und seltsam, daß er trotz dieser Mitbewegung zwischen den Beinen fühlte und auch den eigenen Körper als Schulter, Zügelhand, Beine und Füße nicht erblickte. Nur den andern, den hatte er fortwährend vor Augen. Der andere war bei langem, blondem, von der Sonne ausgeblichenem Barte noch recht jung. Der andere hatte irgendeine Ähnlichkeit mit Jan Steyn. Der andere

trug eine merkwürdige Kopfbedeckung, er hatte hier draußen auf dem fernen südafrikanischen Veldt eine Art grauen Zylinders auf dem Kopfe. Indessen deutete noch dieses und jenes an ihm auf vergangene Zeit; und Cornelius Friebott urteilte bald, der Mann müsse seiner Jugend zutrotz ein Mensch von langeher sein.

Weil der Reiter immerfort so steil und scharf und gewiß nicht freundlich geradeaus starrte, wurde Cornelius Friebott endlich zum Blicke in die gleiche Richtung gezwungen. Er erkannte, die kleine Rauchwolke voraus war verschwunden, dagegen hielten sie auf ein breites, langsames und in Staub gehülltes Heran fortwährend zu. Eine halbe Stunde des Rittes verging vielleicht, ehe das Heran auseinanderwuchs und deutlich wurde. Und es zeigte sich ein zweiter schwerer Planwagen mit einem langen Zuge von Tieren davor und getriebenes Vieh rechts und getriebenes Vieh links und getriebenes Vieh rückwärts; und mit dem deutlichen Bilde der Ankunft waren auch schon ihre Stimmen zu hören: das Brummen der Tiere, die Aufmunterung der farbigen Hirten, die Zurufe des braunen Fahrers an die Spanne, das Knallen und Klatschen der großen Peitsche, das Poltern des Wagens und das Trappeln.

Des Buren Augen waren jetzt ganz hart und finster. In Sprechweite wechselte das Gewehr vom Schenkel in die Zügelhand, er verhielt das Pferd und warf die rechte Hand mahnend und aufhaltend in die Höhe. Die Farbigen verstanden das Zeichen, denn der Fahrer schrie sofort seinen Spannen und die Hirten schrien sofort den Herden die Halterufe zu. Aber da das gehemmte Heran zum Stillstande zu kommen schien, lief hinter dem Wagen ein anderer Bur auch mit der Büchse scheltend und die Dienerschaft bedrohend hervor. Er herrschte den Reiter an in den Kehllauten ihrer Sprache und bekam in eben solchen Lauten unverständliche Antwort. Dann ging alles sehr schnell, der

Mann zu Fuß huckte nieder, backte an und schoß. Er schoß eine singende Kugel in die Luft. Der Reiter schoß um so viel später, daß ein Treffschuß des andern ihn hätte hindern können. Er schoß nicht in die Luft. Sein Blei pfiff kaum. Sondern sprang dem andern in die Stirn und riß ihn um.

Auch das geringe Folgende ereignete sich rasch. Die Farbigen krischen alle auf. Der Reiter ritt im eiligen Paßgange an den Gefallenen heran, er umkreiste ihn reitend; er erkannte, daß aus dem Körper des Getroffenen das Leben schon entflohen sei, und er lenkte ohne weitere Umsicht in gleichem raschen Paßgange seinen Weg zurück.

Da er ritt, da Cornelius Friebotts Blicke den finsteren Schützen begleiteten, war es, als wenn der Doppelknall der Schüsse immerfort über der Ebene stünde und als wenn der süßliche Geruch des Pulverdampfes sich fortwährend erhielte, und es wies ja auch die kaum abgeschossene Büchse zwischen ihnen zum Himmel.

Vor dem eigenen Wagen standen die Ochsen eingespannt. Der Zurückgekehrte befahl sofort den Aufbruch, und sein Wagen und seine Herden setzten sich bei Ruf und Peitschenknall in Bewegung. Die Frau auf dem Wagen und die Farbigen schielten häufig nach dem Reiter hin. Sie hatten die zwei Schüsse ohne Zweifel vernommen, aber der Reiter schwieg.

Der Wagen und die Herde blieben mit einer kurzen Unterbrechung bis Spätnachmittag in Bewegung. Am Spätnachmittage gebot der Reiter Halt und Ende.

Danach kam die Arbeit des Tränkens und ein kurzer Schlaf. Mit dem Monde verließen der Bur und der älteste Braune zu Pferde, voran der Bur, dahinter auf einem alten Sattel der Braune, die neue Liegestelle. Sie ritten schweigsam auf der Spur des Tages, sie ritten, sobald sie den alten Ausspannplatz erreicht hatten, auf der Spur des Morgenrittes. Sie fanden den anderen Wagen noch

an derselben Stelle. Die Farbigen hatten geschlachtet und hatten sich die Bäuche zum Bersten vollgefressen. Sie schliefen grob und schwer und lagen fast in den Flammen des noch spielenden Feuers, sie hatten vielleicht auch getrunken. Sie erschraken sehr, als der Braune an ihnen rüttelte und zerrte und als sie den Weißen hörten und sahen.

Sie wiesen die Leiche, sie hatten sie unter den Wagen getan und eine Felldecke darüber gebreitet, damit draußen nicht Raubzeug sich an ihr vergreife, und damit auf dem Wagen nicht das schlafende weiße Kind sich am toten Vater erschrecke.

Der Braune und die Farbigen mit den vollen Wänsten hoben auf des Buren Geheiß ein Loch aus. Die Erde gestattete leichtes Graben, und der Bur ließ es tiefer machen als gewöhnlich. Sie holten die Leiche in der Felldecke. Die Felldecke wurde oben und unten zugebunden, und das Bündel wurde in das Loch gelegt. Nachdem dies geschehen war, stieg der Bur vom Pferde und nahm den hohen Hut ab und betete laut. Dann sagte er: „Los!" — Da schaufelten die Farbigen die Erde zurück, und zuletzt und über die Erhöhung wurden Rollsteine gehäuft, und der Bur betete zum zweiten und letzten Male.

Danach befahl der Bur, und die Herde wurde gesammelt, und die Zugochsen wurden herbeigeholt und stellten sich an die Joche. Und die Herden wurden angetrieben, und der Wagen polterte vorwärts, und der Braune ritt dem Zuge voran, und der Bur ritt wachsam dem Zuge nach.

Cornelius Friebott geriet jetzt in Verwirrung. Er sah im hellen Mondlichte den Mann neben sich genau an und er dachte: „Sie sind einer und derselbe, nur ist er viel älter geworden und trägt einen anderen Hut!" Er sah sich auch suchend um nach der Herde und dem polternden Wagen. Sie waren nirgends zu erspähen. Jan Steyn

fragte: „Was ficht dich eben an?" Cornelius Friebott fragte: „Wo ist das Vieh? — Wo ist der polternde Wagen?" Jan Steyn sagte: „Wir sind weder Tieren noch einem Wagen begegnet. Was meinst du?" — Cornelius Friebott sagte: „Das Vieh und den Wagen, dem ein Brauner vorausritt; das Vieh und den Wagen, dem ein Bur nachritt, der aussah wie Sie, aber viel jünger und mit einem anderen Hute!" Jan Steyn sah den Fahrgast nicht an, er sagte hinaus über die Pferde: „Mann, du hast geschlafen; Mann, du hast geträumt!" Aber Cornelius Friebott stand noch im Banne der schweren Ereignung; auch traf es zu, daß die im Mondscheine schimmernde Ebene dieselbe war, und daß auch die Kiebitze noch weit und breit aus der Mondluft herausriefen. Er sagte: „Und haben Sie nicht vorhin die Schüsse gehört? Sind nicht zwei Schüsse gefallen?" — Er antwortete sich aber gleich selber: „Nein doch, die Schüsse wurden bei hellem Tage gewechselt, und wir beide, Sie und ich, wir sind doch erst bei Abend zusammen aus Aliwal hinaus..." Der Bur schüttelte den Kopf. Er sagte nach einer Pause nochmals: „Was träumst du für ganz verkehrtes Zeug!" Er sprach dann nicht mehr wieder, bis sie aufbellenden Hunden entgegen einem Farmhause vorfuhren, das weiß und kahl im Monde lag. Cornelius Friebott hatte wenig Bemerkung für die Ankunft, er fühlte sich sehr müde und schlummerte in der angewiesenen Kammer gleich ein.

Andern Morgens beim Frühstücke lernte Cornelius Friebott die Bewohner des Hauses kennen. Das Haus war ein rechtes Männerhaus. Um einen Tisch saßen Jan Steyn und drei Söhne und drei Enkelsöhne, die samt der einen blutleeren Frau, von der Cornelius Friebott nicht recht begriff, zu welchem Sohne oder Enkel sie als Weib gehöre, den Namen Steyn trugen. Es war dann neben kleinen Kindern der Frau noch ein vierter erwachsener

Enkelsohn da mit dem anderen Namen Louis Duplessis. Er schien lebhafter und unruhiger als die übrigen langen und eckigen Männer mit ihren wässerigen Augen und hielt sich besonders. Cornelius Friebott wunderte sich, daß in dieser Wohnstätte so viele erwachsene und ältere Männer ohne Frauen sein sollten. Beim späteren Herum um das Haus merkte er, daß sie ihre Weiber wohl draußen unter dem farbigen Volke gesucht hätten, denn zwischen den Eingeborenenhütten trieben sich nicht wenige halbfarbige Kinder herum. In das Haus kam aber während der fünf Tage seines Aufenthaltes kein farbiges Weib und kein halbfarbiges Kind.

Nach dem schweigsamen Frühmahle hätte Cornelius Friebott gern mit der Arbeit begonnen. Jan Steyn sagte: „Mann, ich werde dich rufen." Cornelius Friebott sagte: „Aber ich könnte inzwischen die Balken schneiden und richten." Jan Steyn sagte: „Mann, wir sind noch nicht so weit."

Weil sie ihn also noch nicht haben wollten und selber beschäftigungslos herumzulungern schienen, machte sich Cornelius Friebott auf, er betrachtete den abseits gelegenen Obstgarten und die eingezäunte Stelle, wo sie ihre Gräber hatten, und die Farbigenhütten und ging dann weiter hinaus in das Veldt.

Als er an einer Stelle ausschauend stand, wurde er von Jan Steyn eingeholt. Jan Steyn war redelustiger als tags vorher und auch redelustiger als am Morgen. Er sagte: „Ja, Mann, hier wohne ich nun seit neunundfünfzig Jahren und ich war der Erste hier." Er sagte: „Mann, das mußt du wissen, als ich ein Junge war, haben meine Eltern ihr großes Haus und ihre große Farm da unten in der Nähe des großen Meeres verlassen, um der englischen Bedrückung zu entgehen." Er sagte: „Mann, wir sind erschrecklich lange gezogen durch die afrikanische Welt mit unseren Wagen und mit unserem Viehe. Wir sind hin

und her gewandert wie die Juden unter Mosi und Aron. Die Wanderer starben und heirateten, und die Frauen gebaren auf der Wanderschaft." Er sagte: „Mann, wir konnten doch nicht zusammen und nebeneinander fahren, was Verwandtschaft und Bekanntschaft war; denn will das Vieh eines jeden nicht fressen und saufen? Und Gottes Geschöpf braucht Raum!" Er sagte: „Mann, es ist mit uns so geschehen, daß wir, die an der Spitze fuhren, uns wieder rückwärts wandten. Da fanden wir das ganze freie Land vergangener Jahre in Besitz genommen, und an allen Wasserstellen saßen Menschen, und über allen Weidenflächen wurden Rechte behauptet." Er sagte: „Die neuen Ansiedler sprachen zu mir jedesmal: Neffe, du mußt weiter; wir haben deinen Vater wohl gekannt, aber du mußt weiter! Du magst hier dreimal tränken, du magst dein Vieh sich rund und satt fressen lassen, aber dies Veldt ist jetzt mein Veldt; und du mußt weiter, damit mein eigenes Vieh nicht hungert und dürstet." Er sagte: „Also wurden wir, die an der Spitze gewesen waren und alles Land hätten zu eigen nehmen können, in Bewegung gehalten nach rückwärts." Er sagte: „Ich, und die meine Frau war, dachten, wir sollten in dieser großen freien Welt niemals wieder freies Land finden für uns und unsere Kinder und unsere Herde." Er sagte: „Als wir zurückgelangten bis in die Nähe des Großen Flusses, warteten dort drei Wagen, denn der Große Fluß lief von dem Regen geschwollen und war undurchfahrbar. Unser Wagen war der vierte Wagen, und es kam ein fünfter Wagen dazu; und es waren lauter Menschen, deren Väter umgekehrt waren an der Spitze aus Gründen einer Krankheit oder eines Streites oder einer Not, oder weil sie meinten, das ersten durchzogene Land sei besser gewesen, und die danach alle Plätze mit anderen Menschen gefüllt fanden." Er sagte: „Wir von den fünf Wagen hielten eine Versammlung ab und machten einen Plan untereinander. Wir beschlossen: ‚Das freie Land, das

wir alle suchen und davon sie uns hierlands und schon weither erzählt haben, ist auf der anderen Seite des Großen Flusses gelegen nach Morgen und Mitternacht, dort wohnen eine Strecke weit keine Menschen, und farbige Völker sind dort auch nicht seßhaft.' Wir beschlossen: ‚Wir wollen jetzt gleich auseinanderfahren, damit die Herden einander nicht hungrig fressen und die seßhaften Leute dieser Gegend nicht wider uns aufstehen, und wir wollen beim ersten Schwinden des Wassers den Großen Fluß durchfahren und wollen uns dem Niemandslande zuwenden. Und das Niemandsland soll den fünf Wagen gehören. Wo aber einer den Rauch von der andern Kochfeuer bestimmten Morgens sieht, soll er in deren Richtung nicht mehr weiter ziehen und soll an diesem Tage sich Hausstelle und Tränke suchen, daß er dieses Ortes bleibe.'"

Cornelius Friebott fragte: „Auf diese Weise hast du diesen Fleck erwandert?" Der Bur sagte: „Ja, ich kann dir heute noch zeigen, wo in der Ferne die andern Kochfeuer brannten, ich sah sie alle zusammen an einem Morgen." Cornelius Friebott dachte: „Ich habe sie auch gesehen, das habe ich." Und es lüstete ihn sehr, zu fragen: „Jan Steyn, was ist aus dem Manne des fünften Feuers geworden? Was ist aus dem Manne geworden, der unachtsam eures Vertrages und seines Eides, weil er mehr Land wollte oder besseres Land suchte, die eigene Feuerstelle verließ und auf deine Feuerstelle zufuhr?" Aber er erschrak vor sich selbst und dachte: „Wie kann ich es wagen? Was gehen mich seine Angelegenheiten an? Wer darf auf Traum und Schaum hin einen Menschen stören?"

Sie gingen zusammen weiter hinaus ins Veldt; und Cornelius Friebott merkte, daß der Alte ihm die neue Hausstelle zeigen wollte. Aus der Ebene wuchs ein Hügel, recht wie ein umgekehrter Tassenkopf; sie umschritten den Hügel. Jan Steyn sagte: „Hier soll das Haus her!" Cornelius Friebott sagte: „Da kann er Ihr Haus und Ihren Herd-

rauch nicht sehen, und da könnten Sie sein Haus und seinen Herdrauch nicht sehen.“ Jan Steyn sagte: „Mann, ich will den Rauch dieses Hauses niemals sehen! Auf dieser Farm ist nicht Raum genug für zwei Häuser und für zwei Hausgenossenschaften.“ Cornelius Friebott sagte: „Nicht Raum genug? Nicht Platz genug in solcher Weite?“ Und er sah rechts und sah links und sah vorwärts und rückwärts hinein in die sonnige Endlosigkeit. Jan Steyn sagte: „Mann, du bist ein Fremdling; das Vieh muß doch Nahrung finden, die Schafe und die Rinder. Woher käme sonst unsere Nahrung?“ „So,“ sagte Nelius, „so!“ Und dachte an die Enge und den qualvollen Fleiß der Heimat und erklärte: „Man kann auch arbeiten für die Nahrung der Tiere!“ Aber der Bur fragte unbekümmert: „Mann, ist das wahrhaftig wahr, daß der deutsche Kaiser so viele Soldaten hat? — Wann wird der deutsche Kaiser seine Soldaten schicken, daß sie den englischen Rotröcken das Land wieder abnehmen, das uns gehörte, damit wir von neuem Raum haben, um richtig zu leben?“ Und er fügte rasch und flüsternd hinzu: „Mann, bist du vielleicht selbst einer von den deutschen Soldaten?“ Cornelius Friebott antwortete: „Nein, ich bin kein Soldat!“ Und sagte: „Was für Flöhe habt ihr euch alle in das Ohr setzen lassen!“ Und sagte: „Wenn Sie nicht so alt wären ...“, und dachte im stillen weiter, „dann solltest du meine Meinung wohl hören; dein Mannsvolk lungert ja herum! Was tun deine Söhne und Enkel? — Mag sein, daß es die Engländer hier draußen nicht besser treiben. Jedoch, was ist das für ein Recht: die Enge und Mühe und Anspannung in der deutschen Heimat und solche Bequemlichkeit und Faulheit anderwärts? Was ist das für ein Recht?“ —

Am nächsten Morgen erklärte Jan Steyn wieder: „Mann, wir sind noch nicht so weit!“ Danach machten sich die Männer samt und sonders fort. Cornelius Friebott fragte die Frau: „Was tun die Mannsleute?“ Die

Frau sagte: „Sie zählen das Vieh!" Auf die gleiche Frage am folgenden Tage antwortete die Frau: „Sie streiten sich um das Vieh!" Da fragte Cornelius Friebott weiter: „Was geht hier vor?" Sie sagte: „Wissen Sie das nicht? Louis Duplessis will heiraten. Und er hat Eigentum an Vieh durch Erbschaft. Sein Vater hat das Eigentum nicht geltend gemacht, sondern hat in diesem Hause mitgelebt als Jan Steyns Tochtermann. Das Vieh ist jahrein, jahraus zusammengelaufen und zusammengewachsen. Louis Duplessis will das seinige mit seinem Brandmale versehen." Und sie jammerte: „Ach, ach, ach, woher sollen wir nun alle leben auf diesem engen Platze? Ist es nicht schon ärmlich genug?" Cornelius Friebott dachte: „Ärmlich und unordentlich genug sieht es freilich bei euch aus." Und er schlug vor: „Die Männer, einige von den Männern, könnten doch arbeiten!" Sie sagte: „Werken? Werken? Wie meinen Sie das? Ich habe nur Fremdlinge und Landstreicher und Farbige jemals werken gesehen." Sie sagte: „Oder meinen Sie Arbeit, wie Predikant und Doktor und Advokat und Landdrost? Doch das muß man in jungen Jahren lernen. Vielleicht kann es eins der Kinder lernen." Sie sagte nochmals: „Werken? Werken? – Mein Schwager fährt doch Wolle von Neuengland bis nach Ostlondon, wenn die Schur im Gange ist. In dieser Zeit ist er Frachtfahrer. Ist das keine Arbeit, bei Hinundher sechs Wochen unterwegs?" Cornelius Friebott lachte und sagte: „Gewiß doch; zwar die Ochsen und die Farbigen haben die Last, indessen soll es gelten." An diesem Tage machte Cornelius Friebott Flickarbeit, wo er etwas sah, und es gab genug. Er war des Wartens müde. Am dritten Morgen jammerte die Frau: „Sie haben gestern sehr arg gestritten, und Louis Duplessis ist nicht heimgekehrt. Wenn sich nur nichts ereignet!" –

Und an diesem dritten Tage traf das Ereignis ein. Gegen mittag kamen von den Hütten Farbige gelaufen.

Sie riefen die Frau und den arbeitenden Fremden an. Sie riefen: „Es ist etwas verkehrt. — Mit dem alten Baas ist etwas geschehen." — Cornelius verstand sie nicht, er fragte durch die Frau: „Kann ich helfen?" — Sie antworteten: „Der alte Baas ist nicht allein. Der alte Baas ist bei den andern." Als die Frau in sie drang, erwiderten sie: „Wir glauben, Noi, der alte Baas ist erschossen." Cornelius Friebott dachte: „Soll ich hinlaufen? Was kann ich indessen unter diesen Männern ändern?" Und er flickte weiter an dem kahlen, verwahrlosten Hause und sah die blutleere Frau dann und wann ausspähen unter der weißen Sonnenhaube.

Danach kam einer von den Söhnen geritten auf dem Sattelpferde, um die klappernde Karre zu holen. Während er die Pferde anschirrte, sprach die Frau mit ihm. Der Sohn fuhr hastig ab mit dem Wagen. Die Frau starrte ihm nach, dann ging sie zu dem Gaste. Sie war sehr bleich, aber sie weinte nicht. Sie sagte: „Es ist wahr, der alte Herr Jan Steyn ist getroffen. Der alte Herr Jan Steyn wird wahrscheinlich sterben. Er ist vielleicht schon tot. Louis Duplessis hat seinen eigenen Großvater erschossen, es war im Streite um das Vieh und die Teilung, und es ist eine entsetzliche Angelegenheit. Was glauben Sie, wie mit Louis Duplessis verfahren werden wird?" Cornelius Friebott sagte: „Was weiß ich davon." Und dachte: „Das Haus hinter dem Hügel wird hier nicht mehr gebaut."

Ein paar Stunden später trafen die Söhne und Enkel ein mit dem Toten. Einer lenkte langsam den Wagen, darauf dieser ruhte. Die andern gingen dahinter her, sie hatten Louis Duplessis gebunden zwischen sich. Sie sahen bis auf den Gefangenen starr und gleichgültig und nüchtern drein. Der Gefangene hatte böse und ängstliche Augen zugleich. In den Augen stand nichts von Reue, aber sehr viel von Haß. Die Bereitschaft, das Unheil oder ein ähnliches Unheil dazu noch einmal zu verüben, verleugneten

die Augen nicht, aber sie verkündigten auch, wie sehr sie sich fürchteten, von Freiheit und Sonne und Gottes großem Raume geschieden zu werden. Die Söhne und Enkel berat-schlagten. Sie entschlossen sich, den Gefangenen nach Dord-recht einzuliefern, und ihrer drei sollten ihn geleiten. Sie aßen, und ihre gleichmütige Starrheit dauerte fort.

Am Abend sagte der Älteste zu dem Gaste: „Die Dinge sind hier jetzt verändert. Es ist ein schlimmes Ereignis. Wir wollen den Vater morgen bestatten; danach kannst du, sobald der Wagen wiederkehrt, nach Aliwal gefahren werden, oder du kannst auch noch hier bleiben und in Stand setzen. Wir werden dich dann in Schafen bezahlen." Cornelius Friebott antwortete: „Bis euer Vater unter der Erde ist, will ich bleiben."

Nach dem Begräbnisse fragte er den Ältesten: „Hat dein Vater dir jemals erzählt, welches die Namen der vier Wanderer waren, die mit ihm in das Niemandsland kamen?" Der Älteste erwiderte: „Er hat die Namen zu-weilen genannt." Cornelius Friebott fragte weiter: „Wem gehörte der fünfte Wagen zueigen?" Der Älteste ant-wortete so verwundert, als er bei seiner Starrheit zu sein vermochte: „Dem Theunis Duplessis eignete der fünfte Wagen. Warum fragst du?" Cornelius Friebott sagte: „Theunis Duplessis? Theunis Duplessis?" Der Älteste ant-wortete: „Ja, er ist der Großvater von jenem gewesen", und er fuhr mit dem Daumen deutend durch die Luft. Cornelius Friebott sagte: „Dein toter Vater hat mir von dem Wagen erzählt, ich dachte daran."

Cornelius Friebott hatte die Gedanken wie graue Vögel um sich den ganzen Tag hindurch. Er meinte, sie gingen von dem kahlen Hause aus. Gegen Abend sagte er zu dem Ältesten: „Ich habe Verlangen nach einem Fußmarsche. Willst du mir meine paar Sachen nachschicken mit dem Wagen, so daß er mich einholt?" Der Älteste erwiderte: „Fremdling, wenn du zu Fuß läufst, wer wird dich auf-

nehmen in der Nacht? Wie kann ein weißer Mann in diesem Lande zu Fuße laufen?" Cornelius Friebott sagte: „Es braucht mich keiner aufzunehmen."

Als er drei bis vier Stunden vom Hause war, zündete er ein geringes Feuer an und brannte, sparsam nachrückend, einen gefundenen Ast. Er saß vor der heißen Lebendigkeit und blickte hinein. Er wollte weder abkochen noch sich wärmen, aber er wollte andere Gesellschaft gewinnen. Von dem kahlen Hause an liefen Jan Steyn und Louis Duplessis und bald Trupps und Scharen fremder Schemen neben ihm her durch das leere Land. Es ging eine solche Mächtigkeit von ihnen aus, daß er sich ihrem Schritte anbequemen mußte. Als er einmal ausschaute, welches Ziel dieser wechselnde und immer mehr dröhnende Marsch nähme, meinte er am letzten Lichtrande gegen Abend ein Geschachtel von Fabrikgebäuden und Essen, von Zechenhäusern und Hochöfen zu erkennen.

Er fragte beklommen nach beiden Seiten: „Was ist mit euch?" Der Mann links und der Mann rechts antworteten wie aus einem Munde: „Was mit dir ist!" Er fragte: „Was ist denn mit mir?" Der Ermordete und der Mörder antworteten: „Das Land reicht nicht!" Und wie aus einem Munde nahmen es die marschierenden Scharen und Geschwader auf: „Das Land reicht nicht!" Cornelius Friebott fragte: „Und wo wollt ihr hin?" Da zeigten sie alle mit dem rechten Arme auf das inzwischen erleuchtete Geschachtel von Gebäuden am Himmelsrande, daß es rauschte in der Luft von der einen Bewegung. Cornelius Friebott sagte: „Dorthin? Dorthin? Wo es von Menschenschweiß und Schmutz und Häßlichkeit stinkt; wo vor lauter Lärm kein Vogel singen und vor lauter Kohlenstaub keine Blüte blühen kann; wo einer knapp am anderen schafft; wo nicht die Ordentlichsten, sondern die Gemeinsten den Ton angeben und das Lachen bestimmen und das letzte Wort behalten, dorthin? Aus diesem weiten Lande, aus

dieser reinen Luft, aus dieser großen Stille heraus?" — Der Ermordete sagte: „Du hast uns selbst gescholten, wir sollten arbeiten . . .!" Der Mörder sagte: „Bist du nicht auch am Waldrande und ohne Nachbarschaft geboren?" — Cornelius Friebott antwortete: „Nun kommt ihr mir dumm! Bei euch und in dieser Welt kann sich jeder Land erarbeiten, wenn er nur will, bei uns in unserer deutschen Welt ist es völlig unmöglich." — Am lebendigen Feuer verließen ihn so Jan Steyn als Louis Duplessis; aber der dröhnende Marsch rundum und in der Richtung des Lichtschimmers am Himmelsrande wollte nicht aufhören. Die ziehenden Männer und Frauen waren jetzt nach Gestalt und Kleidung und Sprache alle Deutsche. Wenn Cornelius Friebott die Augen sehr anstrengte, meinte er erkennen zu können, wie die einzelnen, bevor sie einschwangen in den gewaltigen Zug, aus Dorfhäusern und Einzelhöfen und Weilern in Deutschland aufbrächen. Cornelius Friebott sagte wiederholt vor sich hin: „Und die Welt ist doch so weit, und die Welt ist doch so groß!" —

Als der Ast verbrannt war, schlief er ein; aber es blieb eine schlechte Nacht.

Cornelius Friebott lief ein zweites Mal, Arbeit heischend, in Aliwal umher; jedoch in den kurzen Zwischentagen, die ihm wie eine lange Zeit erschienen, hatte sich das Salz der Erde erst recht eingefressen und waren die Aufklärungen erst recht eingeredet. Der holländische Wirt sagte: „Ja, Mann, ich verstehe das wohl, es ist ein Unglück als Deutscher geboren zu sein!" Da sah ihn Cornelius Friebott entgeistert an und fragte zurück: „Ein Unglück, als Deutscher geboren zu sein?" Und faßte sich und wiederholte hell lachend: „Ein Unglück, als Deutscher geboren zu sein? Ein Unglück?"

Der alternde Wirt wurde vor dem jungen, kräftigen und stolzen Menschen unsicher und verlegen: „Ja, ihr habt es doch schwer als Deutsche daheim, und ihr habt es schwer hier, weil ihr Deutsche seid..." Cornelius Friebott antwortete, immer noch lachend: „Wo etwas schwer ist, das hat Gewicht!"

Cornelius Friebott dachte: „Wenn es in Aliwal nicht gelingt, muß ich über die Brücke, aber wie kann ich mit Schiffersack und Werkzeugtasche und Handkoffer wandern? Und in fremder Unsicherheit mag ich die guten Sachen auch nicht zurücklassen. Ich müßte bereit sein zurückzukommen." Der geringe Besitz machte ihn schwerfällig, wie kleiner Besitz den Schritt immer verlangsamt; als indessen ein anderer Tag im Gasthause wieder am ängstlichen Gelde fraß, entschloß er sich, die Habe dennoch auf Rücken und Arme zu laden und unter der unbequemen Last den achtstündigen Marsch nach Rouxville zu wagen oder auch weiter in den Freistaat hinein, bis das Glück ihm günstiger wäre. Der Wirt gab willig rohe Riemen her, damit wenigstens das Geschleppe richtig verteilt am Körper befestigt werden könnte. Er sagte: „Sehen Sie bitte zu, daß Sie einer eine Strecke aufsitzen läßt, denn sonst ist es ganz unmöglich; in diesem Lande ist es ganz unmöglich!" Er stand selber vor Tag auf zum Abmarsche und half die Riemen schlingen und weigerte sich, für die letzte Abendmahlzeit und das letzte Nachtlager Bezahlung anzunehmen.

Als Cornelius fix und fertig und ein wenig gebeugt vor der Türe stand und die Hand dankend hinreichte, sagte der Wirt: „Ich will bis zum Flusse mitgehen, und das kleine Stück lassen Sie mich die Tasche mit den Werkzeugen tragen." Er setzte dann ein paarmal zum Sprechen an, aber erst knapp vor der Brücke überwand er sich. Er sagte, während sie die letzten hundert Schritte langsamer machten: „Es ist aber doch ein Unglück Deutscher zu sein. Haben es

nicht alle anderen leichter? Hat nicht jeder Engländer fortwährend was davon, daß er Engländer ist? — Ich will Ihnen jetzt die Wahrheit gestehen, ich bin kein Holländer und kein Afrikaner und kein Nichtsnicht. Ich bin von Geburt Kurhesse wie Sie. Ich bin als Deutscher bei jungen Jahren in dies Land gekommen, und durch meine Frau und deren Anhang und im Geschäfte hat es sich dann so gegeben. — Und nun reden Sie mir doch nichts vor! Wir kleinen Leute, das glauben Sie mir, wir haben nichts von der Deutschheit. Für uns ist Deutschland lauter Unfreundlichkeit vom Militäre an, ach was, von der Schule an. Und wann's einem etwas besser gehen soll, dann muß er raus; und wenn er rausgeht, schon hängt's ihm draußen wieder an als wie ein Narren- oder Mörderzeichen. Was haben wir kleinen Leute sonst davon?... Oder wissen Sie's anders? — Darum, wenn einer mit großem Maule und Hurra kommt, sage ich überhaupt nichts, sondern denke: na ja, wer mit dem goldenen Löffel im Munde geboren wurde, der mag sich auch als Chinese wohlfühlen; oder vielleicht ist es auch einer, der Zeit gehabt hat für die vielen deutschen Bücher und die deutsche Musik und dergleichen, und dann mag es ihm noch anstehen. Aber, wenn einer wie Sie, der nun daheim weggegangen ist und durch Daheim das Hindernis hier wiederfindet, wenn ein solcher tut, als sei noch Glück dabei, dann muß ich mich wehren, dann muß ich mich einmal verteidigen." — Er wiederholte den letzten Satz, um den Jungen in Bewegung zu setzen, und merkte keinen Erfolg. An der Brücke übergab er die Tasche und sagte ärgerlich: „Na, Landsmann, dann bleiben Sie deutsch!" — Cornelius Friebott antwortete: „Gewiß doch, und Sie können ja selber gar nicht davon!", und er dankte für die Hilfe. Der andere blieb stumm stehen; da Cornelius Friebott schon auf der Brücke hinstapfte, rief er plötzlich in den grauenden Morgen hinein und ihm nach: „Wieso? Wieso? Wie meinen Sie

das?" – Aber der Wind stand von Norden und hielt die suchende Stimme auf. –

Vom rechten Arm oder der rechten Hand zum linken Arme, von der linken Schulter zur rechten Schulter, vom Rücken zur Brust, von der Brust zum Rücken: eine Last, die zu schwer ist, wird dennoch nicht leichter durch Wechsel. Die Sonne glänzte auf das Veldt und hatte alle Frische der Nacht und des Morgens aufgesogen; der Nordwind lief noch ganz leise als heißer, den Atem hindernder Hauch. Cornelius Friebott zog abgewandt an den sehr seltenen Farmhäusern vorbei, aber nach dem vierten Hause beschloß er: „Gut, wenn ich ihre Gelegenheitsarbeit jetzt noch nicht will, dabei sie sich einbilden, eine Wohltat zu tun, indem sie den fremden Landstreicher ausnützen, wenn ich jetzt auch noch nicht selber hängen bleiben will, ist das nächste Haus ordentlich und keine Spelunke, so bitte ich, daß sie mir den Schiffersack dort aufbewahren. Der Schiffersack hat ein Schloß, auf dem Schiffersack steht mein Name. Und länger kann ich es nicht mehr leisten ..." Der Beschluß begleitete ihn eine Stunde und anderthalb Stunden, nur, das fünfte Farmhaus blieb aus. Vielleicht lag es irgendwo ab von der Straße hinter einer niederen Kuppe oder in einer Bodenfalte. Cornelius Friebott überlegte: „Wenn ich den Schiffersack zurücklasse, muß das heraus, was ich brauche, und das hinein, was ich weniger brauche. Ich muß vorher umpacken." Weil er nicht sicher war, ob der übermüde Körper nicht eine Ausflucht suche für eine endliche Rast, davon es dann sobald kein Aufstehen geben würde, sah er sich nach einem Ziele um, dessen Erreichung er als Bedingnis setzen könnte.

Vor ihm war jetzt alles sonnige Fläche ohne irgendein Merkmal am Wege, ohne Baum, ohne Kuppe, ohne Stein und ohne Anpflanzung, aber auf dem Wege, so an die zwei-, vielleicht dreitausend Meter hin, verharrte etwas bei-

einander. Cornelius Friebott bestimmte: „Bis dorthin, dort packe ich um.“ Die Anstrengung war sehr groß, gegen die Anstrengung half der Ärger über das geringe Kraftvermögen gar nicht. Halb heran oder zweidrittel heran hörte Cornelius Friebott Töne von Blasinstrumenten; bei neugierigem Spähen hätte er das Funkeln von Tuba, Waldhorn und Trompete sehen müssen. Er spähte nicht, er wunderte sich nicht, er war nicht neugierig, er war für alles Fremde gleichgültig geworden. Dem arbeitenden, tragenden Körper lag an nichts, als das vorgesteckte Ziel in Gottes Namen zu erreichen und dann zu rasten, Muskel nach Muskel sich strecken und erschlaffen zu lassen; und die Seele, die den Körper trieb, die hatte, sobald sie dann ablassen dürfe, auch keine andere Sucht als in sich zu versinken.

Zwanzig Schritt vom gesteckten Ziele, zwanzig Schritt zu dessen Seite, damit dem Körper nur ja kein Betrug gestattet werde, hockte Cornelius mitten in einer Wagenspur nieder und legte auch gleich noch mühsam ordentlich Schiffersack und Koffer vor sich, damit, wenn der Befehl der Seele käme, die Arme ihre Aufgabe gehorsam vollbrächten. Aber der Befehl kam nicht mehr, sondern die Linke am Schlosse des Sackes, und die Rechte mit dem kleinen Schlüssel vor dem Schlosse, so blieben die Hände liegen, und die klein gewordenen, die verschraubten Augen blickten vor sich hin ohne zu sehen. Unterdessen versuchten sich die blechernen Töne kräftiger und strengten sich an, Einklang zu gewinnen, und eine Flöte piepte und quiekte dazwischen.

Vier halbfarbige Männer saßen mit den Instrumenten auf einem offenen, vierräderigen Wagen, darinnen die Sitzbänke längs liefen. Die vier Männer versuchten schwitzend ihr Konzert von Tänzen, von Tageliedern und von Märschen. Auf dem Kutschbocke, den Bewegungen und der Stimme nach nicht wenig aufgeregt, stand eine fünfte

Gestalt und leitete das Blasewerk oder trachtete es mit „Och" und „Gott" und „Lord" und „Wat? Wat?" und anderen Ausrufen zusammenzuleiten. Es stand dann noch eine zweite zweiräderige Karre da, die Deichsel ruhte auf der Erde. Unter dieser Karre schlief bäuchlings ein als Texas Jack zurechtgemachter, langmähniger Kerl, das Gesicht in einen übermäßig breiten Filzhut vergraben. Die vier Pferde der beiden Wagen kauten abseits an ausgestreuten Bündeln von Preßheu oder Preßklee. Zwei farbige Burschen lagen neben ihnen.

Der Mann auf dem Kutschbocke wandte sich plötzlich um und dem Wanderer zu. Er rief englisch hinüber, in einem Englisch seltsamer und auffälliger Betonung: „Ich sage, junger Mann, erachten Sie es für recht, daß Sie dort sitzen und meinen Rücken mustern? Sie meinen vielleicht, ich gebe hier Vorstellung als Affe auf dem Bocke, aber ich muß Ihnen erklären, daß dies keineswegs der Fall ist, und daß Sie mich bei ernster, schmerzlicher Arbeit stören."

Der Aufruf drang wohl zu dem Ruhenden, verstanden wurde er nicht. Als eine zweite lautere, wenn auch vorsichtiger gefaßte Mahnung ungehört blieb, kletterte der Aufgeregte vom Bocke und kam plattfüßig heran. Er sagte: „Entschuldigen Sie, aber ich leite die vier Bläser dort nicht zu meinem Vergnügen!" Cornelius Friebott blickte zu dem Ungeduldigen fast dummlich auf. Er dachte ohne böse Meinung: „Was will er? Was willst du Judenjunge?" — Plötzlich begriff er, daß jener sich für beobachtet halte und gestört fühle, und gestand ihm auch gleich bei sich ein Recht zu. Jedoch er fühlte sich zu müde und träge, nun aufzupacken und weiterzuwandern, und sei es nur um etliche hundert Schritte. Er antwortete aus der Schlaffheit heraus deutsch: „Ach so! — Nein, ich habe Ihnen wirklich nicht zugehört und zugesehen, ich habe mich nur eben hier hingesetzt, um auszuruhen, und ich will mich auch gern

umdrehen, wenn es Ihnen lieber ist," und er drehte sich langsam fort und nützte den Koffer als Armstütze. –

Um Mittag kam Cornelius Friebott ganz zu sich. Er merkte, daß er aus einem zugereichten Blechbecher Kaffee trinke. Der Jude stand vor ihm. Er sagte: „Ich dachte, es würde Ihnen gut tun. Ich möchte etwas mit Ihnen besprechen. Ich meinte vorhin, Sie wären ein Brite, und ich las jetzt an Ihrem Sacke, daß Sie aus Jürgenshagen an der Weser sind." Da hörte Cornelius Friebott, daß jener auch deutsch spräche und fragte lächelnd: „Wo sind Ihre Musikanten?" Und suchte selbst mit den Augen und sah, daß die vier Mann nun ebenfalls unter ihrem Wagen schliefen, und sah zum ersten Male, daß an beiden Wagen bunte Schilder hingen mit holländischen und englischen Aufschriften und dachte belustigt: „Was ist das für ein Theater?" Und er sagte: „Oh, Sie sind selber Deutscher?" Der andere antwortete: „Was heißt Deutscher in diesem Lande? – Wenn Sie mir Ihr Geschäft sagen, werde ich Ihnen mein Geschäft sagen. Ich bin Professor Max Karfunkelstein." Er spießte bei der Nennung des Namens das St und sprach das U beinah wie Ö und das Ei wie ein Doppel-E, auch der Titel Professor hatte einen schlenkrigen englischen Klang. Aber dem erstaunten Hörer waren erst zwei Professoren begegnet in der Kinderzeit, die gehörten zur Göttinger Universität und hatten auf einem Ausfluge die Gute Hoffnung und den Hausspruch und die Hochäcker und des Vaters Bücher angesehen und hatten eine lange Ehrfurcht hinterlassen; deshalb erwiderte er auch jetzt sehr viel ehrfürchtiger und beflissener: „Ich bin Tischler, ich verstehe mich auch auf Zimmerei, ich bin erst einige Wochen in Südafrika. Ich habe keine Arbeit gefunden in Aliwal. Im Freistaate soll für deutsche Handwerker leichter Arbeit zu finden sein." Und er fügte hinzu zur besseren Erklärung seines Zustandes: „Meine Packen sind mir wohl zu schwer geworden..." „Und ich wette, Sie haben nicht

genug gegessen in den zwei Tagen und haben doch noch Geld in der Tasche ...," sagte der Jude, „denn so seid Ihr deutschen Sparer."

Danach machte der Jude wenig Federlesens. Er sagte: „Mann, Sie sind unter einem glücklichen Sterne geboren. Ich bin Ihre Gelegenheit. Verbinden Sie sich mit Professor Max Karfunkelsteins großem Unternehmen und Sie werden samt Ihrem Umzugsgute sogleich auf den Wagen geladen." Cornelius Friebott fragte: „Was muß ich dafür tun? Ich kenne ja Ihr Unternehmen nicht." Max Karfunkelstein sagte: „Haben Sie jemals von Sepoy gehört? — Das ist Sepoy!" Und er deutete auf den Schlafenden unter der zweiräderigen Karre. „Ich habe sein Geschäft gekauft und mit ihm selbst und seinen Musikanten dazu, — as a going concern —, the whole caboodle, Wagen und Pferde, lock, stock and barrel. Der alte Bursch war daran, es zu verkaufen, den Ausrüstungswagen und vier Pferde hatte er schon durch die Kehle gesogen. Und er trinkt noch! Hören Sie? —" Das Hörensie galt dem schweren Schnarchen des Mannes unter der Karre. „Und macht die anderen mittrinken. Sie waren heute morgen allesamt voll. Und ich muß dann ihr Spiel anhören, ich. Es ist das einzige, was ich nicht kann, wirklich nicht!" Er preßte die Hände auf die Ohren bei sehr wehleidigem Gesichte. Cornelius Friebott fragte: „Warum behalten Sie ihn denn?" Max Karfunkelstein antwortete: „Kind Sie, er zieht doch die Zähne, und das kann ich natürlich auch nicht. Wenn er nüchtern ist, zieht er die Zähne, daß die Leute ein großartiges Vergnügen daran empfinden. Ich erkläre Ihnen, er ist eine ungeheure Begabung in dieser Richtung, er ist einfach ein großer Mann, wenn er nüchtern ist." — „So", sagte Cornelius Friebott, „so, und was hätte ich nun zu tun?" — Max Karfunkelstein sagte: „Können Sie eine Bühne aufschlagen?" — „Wenn ich die Bretter dazu habe", erwiderte Cornelius Friebott. Max Karfunkel-

stein fragte weiter: „Trinken Sie selbst?" – „Nein", sagte Cornelius Friebott. „Well", sagte Max Karfunkelstein, „Sie sollen aufschlagen und abschlagen, Sie sollen hindern, daß Schnaps herangebracht wird vor und während der Arbeit. Sie sollen sich um die Ordnung kümmern. Wie steht's?" – Cornelius Friebott dachte: „Ich weiß noch immer nicht, was er betreibt." Und dachte mit den Gedanken der dörflichen Heimat: „Soll ich zusammenlaufen mit einem Judenjungen?" Aber er dachte auch: „Weg von der Straße auf den Wagen und die Packen dazu! Und wieder Arbeit! Und wieder Verdienst! Und weiter hinein in die weite und neue Welt! Und in den Weihnachtsfeiertagen und zwischen den Jahren finde ich sonst doch nichts."

Sie fuhren gegen Abend in Rouxville ein, der Musikantenwagen voraus, die vier Goanesen oder St. Helena-Bläser, oder welche Herkunft sonst ihre Haut dunkel machte, in schmetternder Tätigkeit. Die eingeborene Dienerschaft des Ortes wurde von fernher aus den Küchen und Ställen und Höfen gezogen. Die weißen Kinder und Frauen standen auf den Hausstufen, die weißen Männer blieben auch nicht zurück, wo der schläfrige Gleichton ihrer Alltage von einem fremden Geräusche durchbrochen wurde. Der Hottentott hatte den Pferden des Musikantenwagens glitzernden Geschirrschmuck angehangen, und die beiden alten Tiere schritten beinah stolz und eitel dahin. Was in Erwartung stehe, konnten diejenigen, die Sepoys Einzüge noch nicht von früher kannten, auf den beiden bunten Tafeln rechts und links des Musikantenwagens in englischer und holländischer Sprache lesen. Die Missionskaffern vollzogen die Vorlesung laut, und die weißen Schulmädchen auf den Hausstufen lasen für die Mütter und Geschwister. – „Professor Max Karfunkelstein macht euch gesund. – „Kauft Professor Max Karfunkelsteins englische und holländische wundersame Arzeneien." – „Sepoy zieht Zähne ohne Schmerz." – „Sepoy zieht jedem Arzneienkäufer jeden Zahn um-

sonst." „Großes Konzert während Professor Max Karfunkelstein Arzneien verkäuft und Sepoy Zähne zieht." — Hinter dem Musikantenwagen in kleinem Abstande folgte der Herrenwagen. Seinen glänzend geputzten Pferden waren teils gelbweiße, teils rotweißblaue, teils grüne Schleifen angeheftet. Neben dem in einen roten Rock gesteckten Hottentotten saß Sepoy mit dem großen Filze, mit dem langen Frauenhaare, mit dem hageren Gesichte, mit dem losen Seidentuche um den Hals, mit dem Samtrocke, mit der nach unten sich weitenden Fransenhose. Dann in der Karre war rechts Max Karfunkelstein zu sehen unter einem etwas abgebrauchten, hohen, schwarzen Zylinder und in schwarzem, zugeknöpftem Rocke, durchaus würdig und stolz blickend, und nur, wo ein besonderer Gruß der belebten Farbigen sich zu ihm hob, leise mit dem Zeige- und Mittelfinger Dank winkend. Cornelius Friebott hatte auf Max Karfunkelsteins Wunsch den besten Anzug angetan, er kam sich neben Max Karfunkelstein und als öffentlicher Teilhaber dieses Aufzuges seltsam genug vor; aber dann und wann überfiel ihn ein nur schwer zu unterdrückendes Lachen über die neue und unerwartete Lage, und dann wurden seine Augen keck und blank, wie sie es vielleicht niemals vorher waren.

Die Schaulustigen zeigten sich Sepoy. Die Schaulustigen sagten: „Der mit dem Seidenhute muß der Professor sein ..." Die jungen Frauen und mannbaren Mädchen fragten einander: „Wer ist aber der Dritte? — Der wäre einer, wenn er das spöttische Lächeln nicht hätte! — Wen verlacht er nur? — Er sieht aus, als wenn er die ganze Welt und jede Frau, die er ansieht, und sich selbst dazu auslachte ... — Er ist unverschämt. — Wer ist er? — Er gefällt uns nicht."

Am nächsten Morgen zimmerte Cornelius Friebott die kleine Bühne zurecht, darauf die Musiker und Sepoy nebeneinander wirken sollten. Das Zelt des Professors ward

einige wenige Schritte entfernt aufgestellt, und dessen besonderes Gepäck ward abgeschnallt und hineingetragen. Das Zelt erhielt als Schmuck die Freistaatfahne, die ganze Zeltleinwand wurde von Max Karfunkelstein mit marktschreierischem Bildwerk behangen.

Sie hatten ihren Stand beim Kirchplatze; und während Cornelius Friebott schaffte, begann sich der Ort mit Menschen, der Kirchplatz mit Gefährten entfernt wohnender Bauern langsam zu füllen; und die Häuser um den Kirchplatz, die abends vorher noch tot und leer standen, verkündigten durch sich öffnende Türen und hochgeschobene Fenster Ankunft oder Vorbereitung der Ankunft. Es geschah aber deshalb, weil es der Tag Adam und Eva vor Weihnachten war und die Buren sich sammelten am Kirchenorte zu den Gottesdiensten und zum Abendmahle oder Nachtmahle, wie sie es nennen, und, wo denn die Fahrt zu einem Mittelpunkte schon unternommen ist mit Kind und Kegel, zum Einkaufe am Vor- und Nachtage des Festes, zum Besuche bei Arzt und Anwalt, wenn solche Besuche nötig wurden, zu einem Männertrunke, zum Nachrichtenaustausche und zu dem, was sonst das Vergnügen an kurzer, gedrängter Gemeinsamkeit bei einem aufgelöst lebenden Volke ausmacht.

Über Arbeit und Anforderungen hatte Cornelius Friebott sich am Vormittage wenig um Sepoy und die Musikanten gekümmert. Am Nachmittage fiel ihm bei einem fernen gewaltigen Lärmen von Instrumenten ein, daß ihre Überwachung einen Teil seiner Aufgabe bilde. Er traf alle fünf Mann im Gasthause in ihren Zimmern, den Amerikaner schon steif und starr betrunken, die Musikanten noch bestrebt, durch einen erschütternden Gebrauch von Trompeten und Flöten, den Teufel zu vertreiben, der ihr Hirn bereits umkrallte. Cornelius Friebott erschrak, denn am Abend sollte in dem gefüllten Dorfe das Spiel beginnen und am zweiten Weihnachtsfeiertage fortgesetzt werden. Er suchte

nicht ohne Beschämung den Juden, er fand ihn endlich in einem Burenhause. Er war überrascht, als Max Karfunkelstein erklärte, er habe für diesen Tag genug Geschäfte zu erledigen gefunden, er lege keinen sonderlichen Wert mehr auf den Abend. Cornelius Friebott empfand dankbar, daß er keinen Vorwurf hinzunehmen habe, und daß das, was er von klein auf den heiligen Abend zu nennen gewohnt war, ihm selbst gehören sollte.

Da es an Bühne und Zelt nun nichts mehr zu tun gab, verschnürte er den Zelteingang und ging zurück zum Gasthause.

Irgendein Deutscher hatte das Haus gebaut und hatte vor den Tresen, daran nach englischer Sitte die Trinker stehen und auf etlichen hohen Kontorböcken hocken, falls sie einen Ausbruch vorhaben, eine weite bequeme Gaststube hingebaut mit Tischen und ruhigen Stühlen. Weil das Gasthaus in einem Dorfe des alten Oranje-Freistaates lag, wo die drei weißen Völker, oder wenn man den Juden ihr ganzes Recht geben will, wie es doch sein muß, wo also die vier weißen Völker, die Buren, die Deutschen, die Briten und Juden in erklärter, gegenseitiger Gelittenheit ihre Geschäfte besorgten, sahen Öldruckbilder der Präsidenten Krüger und Steyn, des Generals Joubert, des deutschen Kaisers Wilhelm II., der deutschen Kaiserin, des Fürsten Bismarck und der Königin Viktoria einträchtig von den Wänden auf die wechselnden Gäste.

Als Cornelius Friebott in die Stube trat, waren verschiedene redselige junge Männer zugegen. Cornelius Friebott dachte: „Wer hört, lernt", und nahm für sich Platz.

Die mehreren Gäste waren feiernde Geschäftsreisende, die auf ihrer Fahrt hier Rast machten für die Feiertage. Da ihrer vier von einem älteren Manne im Spaße mit den Namen und Bezeichnungen der Hauptwaren ihrer Firmen angeredet wurden, war jedem Kundigen schnell festzustellen, wen sie verträten. Zuerst stritten Malcomeß & Co.

und Howard Farrar in launiger Weise, wer die bessere Windpumpe zum Kaufe anböte. Danach gerieten Rolfes Nebel & Co.'s runder Schotte und Liebermann Bellstedts eckiger Deutscher in eine sachte Auseinandersetzung über ihrer Auftraggeber Biere, die ohne Wissen der Verfechter in einem Kessel eines fernen deutschen Bräuhauses gesotten wurden, und nur die verschiedenen Zettel mit Sonne und Stern aufgeklebt trugen, damit in der Ferne Kräfte gemessen werden könnten.

Danach begann das Häuflein von einem Kriege zwischen Transvaal und England zu reden, der früher oder später und vielleicht sehr bald eintreffen müsse, als sei es eine andere gleichmütige Angelegenheit; und sie rieten zusammen mit dem Wirte, einem Freistaatbürger, daran herum, ob der Freistaat auf Seite der widerspenstigeren Buren der Schwesterrepublik teilnehmen müsse oder neutral bleiben könne. Und wiederum fing es bei zweien der britischen Reisigen des Handels an zu klingen oder den Küstenzeitungen nachzuklingen von einem viel größeren Kampfe, der auch schon in Sicht stünde, nämlich von einem Kriege zwischen Deutschland und England. Die Deutschen lächelten ungläubig, und die beiden weissagenden Briten waren sich auch nicht ganz einig. Der eine behauptete: „Ihr wollt uns doch angreifen, der Kaiser und die Junker wollen uns doch angreifen!" Der andere Brite, den sie Exzelsior-Windmill nannten, der Mann von Howard Farrar, dagegen sagte: „Nein, ihr Deutschen, sondern es ist Englands Pflicht, je eher England mit euch ein Ende macht, um so besser für beide; danach mögen wir uns neu einrichten und meinetwegen in Freundschaft!"

Gerade als das Hinundher ein wenig spitz und scharf zu werden drohte und bei Satz und Gegensatz trotz Vornamen schon etwas zu klappern begann, wie wenn unter schwarzen Jungen Stock auf Stock trifft, lenkte der ältere Mann das Gespräch vorsichtig um. Er sagte: „Nebenbei,

habt ihr den Juden einfahren gesehen?" Sie sagten: „Karfunkelstein, der den Yankee Sepoy ausgekauft und gleich mitgekauft hat?" Er antwortete: „Ja, er hieß früher anders." Sie sagten: „Was bedeutet in diesem Lande ein Name?" Er sagte: „Ein Name bedeutet gar nichts; indessen, da ihr wieder einmal von Kriegen reden müßt, der alte Bursch hat vor achtzehn Jahren im damaligen Transvaalkriege einem alten, ehrlichen englischen Generale ein einziges Gespann von achtzehn Ochsen innerhalb von acht Stunden sechsmal für die britische Besatzungstruppe verkauft." Sie sagten: „Ja, das ist eine uralte Geschichte, aber war das wirklich Max Karfunkelstein? Und woher wollen Sie es wissen?" Der Ältere sagte lachend: „Weil ich selbst mit dabei war." Der Alte brachte noch mehr vor; und sie stimmten einander zu, Südafrika sei ein seltsames Land, wo einer, so er nur Keckheit genug aufbringe, immer wieder seine Dummen fände.

Und dann mit eins und wie auf Stichwort und Zeichen fielen sie alle außer dem Wirte über das Land Südafrika her und beschimpften es mit harten Worten wegen seiner unfertigen Jugend, daran sie doch teilhatten, und verleumdeten die zehrende Liebe zu seiner Sonne und Weite und Hoffnung, die sie alle im Herzen trugen. Und dann, und wieder wie auf Befehl, begannen sie fast zugleich ihre Heimaten zu schildern; als wenn Schnee und Eis außen, reiner Schnee und glitzerndes Eis, und Traulichkeit und Heimlichkeit binnen zur Stunde dort liebe Sicherheiten wären, und nicht Nässe und Moder und Nebel und Beengtheit und Gleichgültigkeit in demselben Rechte stünden. Es begann sich auch jeder zu versetzen, dieser neben seine Eltern, dieser zu frohen Geschwistern, dieser zu einem wartenden liebenden und geliebten Mädchen.

Und den Weihnachtstag zum Ziele, insofern sie britischer Herkunft waren, und den Weihnachtsabend vor Augen die Deutschen, so zogen ihre Seelen als Zugvögel heimwärts;

nicht den kürzeren Weg über das afrikanische Festland, über Rhodesien, über den Kongo, über die Sahara, über das Mittelmeer hin, den sie doch nicht kannten, sondern von Rouxville über das Veldt zur Bahn, und der Bahn entlang zu einem der Häfen, nach East London, nach Port Elizabeth, nach Kapstadt, und dann unter dem Himmel her über die Meere, dem Heerweg der Dampfer folgend; bis der große Bär heraufblitzt, bis das südliche Kreuz verschwindet, bis die Feuer von Finisterre leuchten, bis zum englischen Kanale, und schließlich jeder seinen besonderen Weg und sein besonderes Wasser.

Cornelius Friebott hatte sich vorgelehnt, als sie von dem Juden sprachen. Er dachte: „So, so! Und jetzt, jetzt bin ich da mit bei!"

Da sie von ihren Heimaten redeten, wandte er sich angestrengt horchend von einem zum andern, daß er mit dem jeweiligen Sprecher selbst dessen eifrigster Lauscher war. Und er wurde unruhig und sehnsüchtig mit ihnen; aber er täuschte sich das Zuhause nicht als Erfüllung vor. —

Ihr müßiger Schwatz wandte sich wieder den täglichen Dingen zu. Er schloß die Augen und saß zurück und sagte zu sich: „Nun will ich an der Reihe sein. Vielleicht liegt jetzt Schnee im Bramwalde und Wesertale. Ist frischer Schnee gefallen, dann haben Vater und Mutter ihre Mühe davon. Wahrscheinlich ist es nur kühl und feucht um die Gute Hoffnung und um Jürgenshagen, und in Wilhelmshaven und Bochum wird es auch wenig anders zutreffen. Um diese Uhr, sie sind uns eine halbe Stunde nach, um diese Uhr haben sie abgefüttert; und Vater kann auch nicht länger Holz sägen und spalten für die Feiertage, denn es ist schon dunkel bei ihnen. Um diese Uhr sitzen sie also beim Abendbrote in der Stube. Und es kann wohl sein, daß Vater eine ganz kleine Tanne mitgebracht und aufgestellt hat in der Stube. Sie essen stille, es ist kein ärmliches Essen, das Essen hält Mutter in Obacht. Vater sagt: ‚Ja,

der Junge, — das läßt sich gar nicht wissen, wo er ist. Aber Neujahr —, Neujahr werden wir doch wohl einen Brief von ihm erhalten.' Die Mutter sagt gar nichts von mir, wahrscheinlich sagt die Mutter gar nichts. Der Vater beginnt dann noch einmal: ‚Ja, daß der liebe Gott ihn nunmehr bewahren möge!' Vater sagt es in Kümmernis, bei Mutter steht es um den Mund wie ein hartes, böses Lachen. Das ist Mutters Art, als wenn sie ihren lieben Gott auslachte, und ist doch seine gute Polizeidienerin. An der Kümmernis Vaters trage ich nicht Schuld, so wie er das wohl meint, und wie Mutter sich das zurechtgesonnen hat. Ich bin nicht schuld und spreche mich nicht schuldig. Wenn ich indessen zu Hause wäre, könnte ich neben Vater sitzen, und ich könnte, wenn eben diese Schuldmeinung nicht wäre, vielleicht, vielleicht — was Mutter doch nie tut — über seine Hand streichen, damit er eine Liebe hat, damit er die Liebe auch wirklich spürt, mein Vater. Ja, das könnte ich für Vater tun und erzählen. Ich könnte erzählen von entfernter Buntheit, wie ihm solches Freude macht, mehr von entfernter Buntheit und allgemeinem Geschehen als von mir selber. Das möchte eine gute Stunde sein, so lange bis dann Vater einnickte in der Wärme, so lange. Und dann ..., dann würde ich suchen ..., dann würde ich hinausgehen auf die Dreschdiele, dann würde ich die Halbetür offen machen und hinaussehen ... Dann würde ich suchen, was für mich selber da ist ..., dann würde ich das suchen und nichts finden ..., so wäre es mit mir zu Hause ..."

Cornelius Friebott sah noch anderes, er sah jenseits der Weser im Fabrikantenhause hell erleuchtete Fenster, er ließ aber dies Gesicht auch vor sich selbst nicht zu Worte werden ..., er sagte auch nicht zu sich, wie es doch zutraf: „Mein Herz und mein Körper sind gleichermaßen durstig; ich will eins liebhaben dürfen, das mich auch lieb hat; ich will einem zum Glücke dienen, das mir zum Glücke sein

will; so wie ich Vater über die Hand fahre, so soll mir eins über die Hand fahren; aber ich bin ganz allein ..." Nein, er sagte es nicht zu sich, sondern ärgerte sich und schämte sich, als die schweren Gefühle so drängend wurden.

Beim Abendbrote saß niemand an seinem Tische. Der Yankee schlief noch mit dem Rausche, und Max Karfunkelstein fand nicht los von den besonderen Geschäften unter den angesammelten Buren. Nach dem Abendbrote ging Cornelius Friebott fort in das nächtende Veldt. Er gehorchte zwei Gedanken. Er meinte bei einem leisen Lächeln zu sich, wenn der Vater im Schlafensgange über die Dreschdiele komme und die Halbetür öffne und einen wortlosen Segen aussende für seinen fast verlorenen Sohn, für sein einziges Kind in die heilige Nacht, so werde der suchende Segen ihn unter freiem Himmel im ungestörten Veldt leichter und rascher finden als in irgendeinem Gastzimmer eines Wirtshauses. Der zweite Gedanke däuchte ihn seltsam wirr und beinah auch beschämlich. Er meinte, oder es war gar kein Meinen, sondern er hoffte spürend, es möchte einer die Geburt des gesegneten Kindes in einer sternenklaren Sommernacht, wie sie jener Nacht in Bethlehem viel besser als irgendeine Winternacht gliche, mit der Beglückung der Hirten erleben können, die zum ersten Menschenmale das Jubellied der Engel hörten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Er wanderte vielleicht eine Stunde in nordöstlicher Richtung. Weil kein Mond am Himmel stand, war das Veldt ganz stille von den Tierstimmen der Nacht, nur Zikaden fiedelten an Stellen; und als er aus der Nähe des Dorfes war, stand das gelegentliche ferne Bellen der Dorfhunde auffällig in die Ruhe. Die Dunkelheit war durch die Gestirne so sehr erhellt, daß er den Weg mühelos und sicher wandern konnte, aber beim gleichmäßigen, kräftigen Schritte wollte zunächst nichts geschehen, sondern die Nacht blieb

26*

nüchtern oder doch gewöhnlichen reinen Nächten der Steppe gleichartig. Nach einer Weile glaubte er indessen zu fühlen, es sehe ihm aus großer Weite eine entgegen, und in großer Weite suche eine wie er das Weihnachtswunder. Da riet er hin und her und merkte, daß alle Gedanken zu Carlotten Prinsloos Haus zu eilen anfingen. Er stellte sich das Haus vor, wie es nun für sich liege im sehr fernen Veldt und in derselben wartenden Nacht; und er stellte sich vor, die aufbellenden Hunde seien die Hunde von Onverwacht.

Auf dem Heimwege warf es sich ihm in den Weg, die blonde junge Frau habe der Einsamkeit müde ihren Freier gewählt. Da hörte er laut antworten mit seiner Stimme, aber klingender als diese: „Nein, sondern sie wartet noch!" Er hörte es durstig und wiederholte es sich, als enthalte schon die Behauptung ein leises Geliebtwerden.

Danach hatte seine Seele dennoch ihre Feier in der Kammer. Er saß bei offenem Fenster neben dem brennenden Leuchter, er hatte den Zettel aus dem Umschlage gezogen, auf dem in steilen Zügen nichts weiter als die Anschrift stand: „Carlotta Prinsloo, Farm Onverwacht am Valschrivier zwischen Kronstad und Lindley, Oranje Freistaat", die deutschen Worte in deutscher Sprache und Schrift geschrieben. Er saß mit aufgestützten Armen über den Zettel gebeugt, und seine Einsamkeit las sich ein Lied daraus; und durch das Fenster wehte jener lächelnde, feine Duft herein, der plötzlich und unversehens, ohne daß Blüte und Blume irgend nahe sind, über afrikanische Barrenheit zu gleiten vermag; und davon immerhin gelten könnte, er sei von einem Knospenstrauße an der unsichtbar vorüberwandelnden heiligen Jungfrau Gewand oder auch, er sei ihres Atems von sehnsüchtigen Lüften behütete Spur.

Max Karfunkelstein zeigte sich in heller Wohllaune am Weihnachtsmittage. Er ließ Wein bringen, er füllte seiner

Helfer Gläser und erzählte Späße gegen die Buren. Er lobte England sehr mit lauter Stimme, daß jeder im Eßraume es hören konnte. Wo er von englischen Dingen redete, sagte er wir und unser. Cornelius Friebott trank wenig von dem Weine und verhielt sich schweigsam. Da sagte Max Karfunkelstein in englischer Sprache: „O Sie, Deutscher, trinken Sie doch, trinken Sie doch! Es ist bei euch Deutschen einfach notwendig, damit ihr eure Langeweile und Schwerfälligkeit loswerdet!" Darauf begann er den Späßen gegen die Buren platte Anzüglichkeiten gegen die Deutschen hinzuzufügen, wie sie im allgemeinen den englischen Ohren gefallen. Cornelius Friebott verstand viele der Ausfälle und Vorstöße überhaupt nicht. Er fragte nur einmal verwundert, als ihm Max Karfunkelstein vor den Augen herumfuchtelte: „Wenn Sie es mir sagen, warum sprechen Sie englisch? Warum sagen Sie aber solches überhaupt, da Sie doch selbst aus Gersfeld bei Fulda stammen!" Als sei er durch diese Abwehr aufgerufen, wandte sich ein hagerer Engländer vom Nebentische ihnen zu und sagte mit dem trocknen und hochmütigen Spotte, den die Nachdenklichen des Inselvolkes vor Fremden aufbringen: „I say, you, I am not holding a brief for either Oom Paul Krüger or any Imperial William, but seeing the mess you managed to make of your own onceawhile state, it strikes me you chaps of the chosen people should be a little more careful in holding other nations up for political ridicule!" Hinter diesem Ausspruche fragte er in etwas mühsamen deutschen Worten herüber, ob Cornelius Friebott ihn verstanden habe. Cornelius Friebott antwortete: „Nein." Da sagte er radebrechend: „Ich bin nicht da, um Deutsche oder Buren zu verteidigen, jedoch wenn ein Jude in politischen Dingen witzt oder schulmeistert, dann vergißt er eben, daß seine Väter mit allem ihrem Scharfsinne das eigene Staatswesen sich ganz und gar verspielt haben. Dieses habe ich ihm bedeutet." Sie sahen auf von jedem Tische, aber der

Sprecher aß nun weiter mit einem leeren und gleichgültigen Gesichte, als habe er sich nie und nimmer in die Unterhaltung gemengt. Max Karfunkelstein sagte in englischer Sprache, er wisse genau, daß weder seine britischen noch seine deutschen noch seine afrikanischen Freunde ihn mißverständen, und für andere äußere er sich nicht. Nach der Mahlzeit zog er die Helfer in das Rauchzimmer und bot Zigarren an und bestellte süße Schnäpse und wurde weinselig. In der Weinseligkeit sagte er: „Friebott, my son, du, du gehst den verkehrten Weg, wenn du in diesem Lande willst zu Gelde kommen!“ Cornelius Friebott rückte ihm nahe und fragte: „Was muß ich denn tun?“ Er antwortete: „Ach, du Schlemihl, du darfst nicht mit der Hand arbeiten, es ist ungesund in diesem Lande und bringt nichts ein, du mußt einen finden, der es für dich tut; denn, wo die Hand arbeitet, wie soll der Kopf rasch denken!“

Am zweiten Weihnachtstage um acht Uhr, wann die kurze Dämmerung einsetzt, begannen die Musikanten zu spielen. Nach dem ersten Stücke ließ Cornelius Fribott in den sechs Gefäßen die sechs Naphtafeuer aufbrennen. Von den hohen, langsam flackernden Flammen wurde die kleine Bühne mit Stuhl und Tisch und dem hinaufführenden Treppchen taghell erleuchtet, und der wartende Amerikaner mit dem langen Haare und der Wildwestkleidung auf der Bühne schien riesenhaft und sehr abenteuerlich. Aber auch um den Eingang des Zeltes hingen rote Lampen, und wer hinein sah, schaute in rotes, geheimnisvolles Licht. Nach dem zweiten Stücke stand eine dunkle Mauer mit hellen Köpfen um Bühne, Musikantenwagen und Zelt. Die Gaffer und Hörer waren noch nicht aufgelockert genug von der Musik, die drei oder vier sichtbaren Reihen verhielten sich bewegungslos; hinter ihnen in der Verborgenheit himmlischer Finsternis und menschlicher Rücken, wurde ein wenig gepfiffen und genarrt. Sobald sich indessen ärgerliche Gesichter zurückwandten, wurde es auch rückwärts gleich still.

Max Karfunkelstein trat aus seinem Zelte und seinem roten Scheine heraus und bestieg die helle Bühne zu einer kleinen Rede. Er gab sich ziemlich nüchtern und bescheiden. Er sagte: Er sei nicht von weit her nach Rouxville gekommen, um sich gleichsam als Rebell gegen die Vorsehung zu beweisen: sondern wo einem bestimmt sei, unter Plagen zu leben und Leiden zu erfahren, der müsse sein Kreuz auf sich nehmen. Jedoch habe die Vorsehung, und darauf wolle er hinweisen, einige Pflanzen in Holland und England und in Asien und Amerika mit geheimen Kräften ausgestattet, und sie habe erwählte Menschen diese Geheimnisse entdecken lassen. Von solchen Erwählten in Holland, in England, in Asien und Amerika habe er etliche Entdeckungen erworben. Indem er diese Entdeckungen weiterreiche gegen ein geringes Entgeld, das kaum die Kosten seiner Reisen wettzumachen vermöge, schmeichele er sich, in erlaubter Weise den Bürgern des Oranjefreistaates und den übrigen anwesenden Damen und Herren zu dienen. Außer jenen neuen Entdekkungen seien auch noch die alten, bekannten Buren-Arzeneien in vorzüglicher Beschaffenheit als Beigaben bei ihm erhältlich. Des ferneren werde an diesem Eröffnungstage und als sein Festtagsgeschenk der berühmte Herr Sepoy aus Texas nicht nur den Arzeneikäufern, sondern jedem Ansuchenden kranke Zähne ohne Schmerz umsonst entfernen. Zur Erbauung der Anwesenden würden die Musikanten jetzt ein drittes, besonderes Stück spielen; in diesem Stücke sei durch Töne ausgedrückt, wie eine glücklich lebende Familie von Farmern, wie Vater, Mutter, erwachsene Söhne und Töchter, aber auch die jüngeren Kinderchen von Gebresten und Siechtum überfallen würden, wie der gute Vater sterbe, und wie sein Leib im Grabe dem Würmerfraße diene, wie aber sein liebstes und jüngstes Kind auf wunderliche Weise zu einem guten Manne gerate, der sich im Besitze der neu entdeckten Genesmittel befände, wie es diesem, vertrauend, die Sparschillinge übergebe und nun

Heilung gewinne, leider nicht mehr für den lieben, toten Vater, aber doch für die Mutter und die erwachsenen und unerwachsenen Geschwister. — Einige Hörer meinten, das Ende der beklemmenden, bescheidentlichen und rührenden Zusprache erfordere ein kleines Gelächter, aber die Masse blieb ernst wie das Gesicht des Redners; und die anreißerischen Rufe der feiernden Geschäftsreisenden aus der Dunkelheit heraus fanden gar kein Echo. Max Karfunkelstein sagte: „Ich bitte noch auf die verschiedenen Instrumente zu achten, wie sie jeden einzelnen Vorgang ausdrücken; der Flöte liegen verschiedene Aufgaben ob, sie macht die Leiden der kleinen Kinderchen, sie macht das Reißen bei Tantje Sanna, der guten Mutter, und beim armen, vor der rechten Arzenei verstorbenen Vater macht sie die Würmer." Danach rief Max Karfunkelstein: „Mein Zelt ist von jetzt an dem Verkaufe der neu entdeckten Arzeneien geöffnet!" Und er befahl bei einem leidenden, fast erlöserhaften Ausdrucke der Züge: „Musik!" — Das dritte also angekündigte Stück lockerte deutlich die Gemüter. Frauen und Männer begannen ihre Krankheiten und eingebildeten Krankheiten zu hören; und wo Krankheiten ganz fehlten, wurden sie daran erinnert, daß es immerhin besser sei, sich für alle Fälle gegen den Tod und unerfreuliches Hernach durch eine mutige Aufwendung zu rüsten. Der erste Mann, der auf die Bühne hinaufstieg, die Hand an der Backe, mochte geworben sein; Sepoy umfaßte ihn väterlich, die Musik setzte aus mit einem Ruck und fiel sofort wieder ein mit einem Tusche bei ungeheurer Anstrengung des Tubabläsers; Sepoy zeigte in zwei Fingern den Zahn, der Befreite lachte, das Konzert nahm seinen Fortgang. Aber diesem Geworbenen oder Freiwilligen folgte, erst noch schamhaft und verlegen, ein Freiwilliger nach dem andern; und es gab stets von neuem einen Tusch, und stets von neuem starrten und lachten und klatschten die Schaulustigen, und stets von neuem lachte der Befreite und verbeugte sich Sepoy und zog seinen breiten,

wehenden Hut. Aus dem Zelte mit dem roten Lichte trugen sie unterdessen vorsichtig große Flaschen heraus mit grünen und blauen und gelben und braunen Säften und bunte Schachteln mit schwarzen und weißen Pillen, so groß wie Musketenkugeln; aber auch die gewohnten kleinen Fläschchen mit den Tropfen, mit Borsdroppels, mit Maagdroppels, mit Dogdroppels, mit Hartdroppels, mit Meisjedroppels und wie sie sonst alle heißen; und Max Karfunkelstein warf ein goldenes Pfund nach dem anderen in die Geldkasse von Eisenblech. —

Als in aller Morgenfrühe Cornelius Friebott die Kosten seines Aufenthaltes von drei Tagen zu zahlen verlangte, wunderte sich der Wirt. Er fragte: „Ist das Ihre Sache?" Cornelius Friebott antwortete: „Ich habe heute morgen Gelegenheit mit einem Wagen nach Bethulien. Ich möchte in keiner Schuldigkeit bleiben." Der Wirt zögerte, den angebotenen Schein zu wechseln. Er sagte: „Was ist denn mit Ihnen? Herr Karfunkelstein hat schöne Geschäfte gemacht gestern abend, und er braucht bei seinen Umzügen einen, auf den er sich wirklich verlassen kann. Er wird Sie sicherlich gut stellen. Die Arbeit ist leicht und bequem und hübsch; und wenn Sie als Tischlergeselle gehen oder dergleichen, werden Sie weniger verdienen, das weiß ich genau. Warum also?" Aber Cornelius Friebott gab keine Erklärung ab. Er antwortete: „Ich war in seinem Zimmer. Ich habe ihm gesagt, daß ich meinen Teil bezahlen werde. Ich möchte aber eine Quittung mitnehmen der Ordnung halber." Da erwiderte der andere achselzuckend: „Wie Sie es für richtig halten!", und schrieb die Rechnung aus bei einem niedrigen Preise und bestätigte den Empfang des Betrages.

Carlotta Prinsloo stand waschend neben zwei Sesuto-Mädchen. Anders als die anderen Frauen auf den Farmen rundum griff sie zu. Es kam von der deutschen Mutter her, die niemals lernen wollte, daß, wo jemand genug habe, das Sichsparen nicht die schlechteste Sparsamkeit sei; es kam auch aus der Unruhe eines jungen, aufgehaltenen Lebens. Carlotta Prinsloo drängte, es war zwischen den Jahren und wurde Abend, vor Weihnachten war die eigene Seife ausgegangen, die in Kronstad bestellte Kiste Seife hatte der Frachtfahrer dort aufzuladen vergessen; Carlotta Prinsloo mahnte, denn sie wollte wenigstens am Neujahrstage frische Vorhänge an den Fenstern des Hauses wissen. Aber die Schwarzen hatten ihr eigenes Arbeitsmaß, zu dem sich eine Weise singen ließ, stundenlang dieselbe Weise, wenn stundenlang gearbeitet werden mußte. Zu der blonden, weißen, immer schnellen, lachenden Frau paßte das Lied nicht, sie lief ihm stets voraus.

Mitten hinein in Lied und Drängen und Lachen und plätscherndes Wasser steckte Christina Windvogel ihren Kopf. Christina Windvogel war gelb und runzelig und war ein Mischling. Wenn sie selbst von ihrer Herkunft erzählte, füllten die Weißen den Stammbaum aus, und der Hottentott war nur einmal und fast unversehens hineingeraten; sie hatte dennoch kein schwarzes Haar wie die Mischlingsweiber, sondern der einsame Hottentott hatte ihr seinen Eierschädel vererbt, darauf die kleinen, spröden und grauen Haarflocken in Abständen wuchsen wie die trockenen Büschel der Gräser und Stauden auf der Steppe vor Regen. Christina Windvogel rief: „Noi! Noi!"; und als Carlotta Prinsloo aufblickte, winkte sie heftig und flüsterte: „Carlotta, Carlotta!" Sie waren fast Tag für Tag zusammen, von Carlottens Geburt an, und Christina geriet mit der Vornamenanrede und Herrinnenanrede immer durcheinander. Weil das Nicken des Steppenkopfes und das Augen-

zwinkern und das Locken und Weisen der Arme gar nicht aufhören wollte, legte Carlotta Prinsloo das durchgewaschene Zeug aus der Hand und mahnte nach rechts und mahnte nach links und trat hinaus. Christina Windvogel sagte, „Du Noi, jetzt ist er da! Baas Liebenberg hat ihn mitgebracht von Kronstad.“ Carlotta furchte die Stirne und kniff die Augen und lachte dennoch dazu, sie sagte: „O Stina, was für eine Narrheit treibt dich wieder! Ich habe gar keine Zeit! Ich will gar niemand sehen! Und wer heute kommt, der muß umkehren! Das kannst du ausrichten.“ Aber Christina Windvogel wehrte sich: „Lotta, Lotta, er kommt doch nicht zu Besuche. Er soll doch helfen, das Haus in Ordnung bringen. Wir haben doch auf ihn gewartet. Baas Liebenbergs Wagen hat angehalten da unten, er ist aus dem Wagen gesprungen; Baas Liebenberg hat ihm Pack und Sack zugereicht, Baas Liebenberg hat mit der Peitsche die kleine Pad gewiesen, die zum Wohnhause führt; auf der kleinen Pad kommt er jetzt gegangen, einen Sack auf dem Rücken, einen Sack auf der Brust und einen Sack in der Hand. Lotta, Lotta, Salomon kann laufen, Salomon kann die Säcke tragen für ihn.“

Das Wohnhaus von Onverwacht liegt über einer Steile, am Rande eines Kranzes, wie die Buren sagen. Das Wohnhaus von Onverwacht sieht nach Süden. Unter dem Steilhange fließt der Valschrivier, er fließt nicht immer, doch er fließt meistens; jenseits des Baches, denn ein Fluß ist es nur in seltenen Regenzeiten, jenseits des Baches hebt sich das Veldt wieder; und dann, bevor die Ebene mit ihren paar unbedeutenden Kuppen endlos südwärts rollt, wird sie von einer breiten Pad durchschnitten, das heißt von den Wagenspuren vieler Jahre, die von Kronstad nach Lindley und von Lindley nach Kronstad führen. Die kleine Pad zum Wohnhause von Onverwacht dient den Reitern und dient farbigen Läufern. Weiße kommen nicht zu Fuße und gehen nicht zu Fuße. Die kleine Pad schraubt sich den Steilhang hinunter

und durchquert den Bach, sie ist von dem etwas zurückliegenden Hause erst wieder zu beobachten, wenn sie mit der Steppe aus der Senke heraussteigt. —

Carlotta Prinsloo sieht hinaus in ihr Land, in dem noch grell das Sonnenlicht steht; das Licht macht alles unscheinbar außer die Weite. Auf der großen Pad bewegt sich für den, der scharfe Augen hat, in der Richtung von Lindley oder auch in der Richtung von Liebenbergs Farm Sedan, es ist ein und dieselbe Richtung, ein Gefährt. Die kleine Pad, soweit man sie zu überschauen vermag, ist leer.

Carlotta Prinsloo fährt mit der Hand über die Stirn. Carlotta Prinsloo sagt: „Stina, auf dem Pfade kommt kein Mensch gegangen!" Christina Windvogel antwortet: „Lotta, aber Lotta, mein Kleines, du kannst ihn einfach nicht mehr sehen, er ist schon zum Rivier hinunter." Und sie sagt: „Wer sonst kann mit Sack und Pack gefahren kommen in fremdem Wagen? Wer sonst mag Sack und Pack tragen mit eigenen Armen und auf dem Rücken und auf der Brust? Wer sonst muß sich den Pfad weisen lassen? He, Du Noi? Wer sonst? Und welcher fremde Mann? — Es ist der Deutschmann von Jndwe. Es ist der deutsche Baas Cornelius, von dem du gesprochen hast, Lotta. — Es ist der Baas, von dem du gesagt hast, du wolltest lieber warten, ob er nicht dennoch käme, alles zuzurichten!" Carlotta Prinsloo sagt: „Stina, ist Salomon fort? Stina, mache schnell und lasse Salomon dem fremden Herrn entgegenlaufen, und Salomon soll das Gepäck tragen!"

Carlotta Prinsloo geht nicht unter das Dach zurück, unter dem sie waschen, Carlotta Prinsloo tritt hastig in ihr Schlafzimmer. Sie hört die Alte rufen: „Salomon, Salomon!" Aber Christina ruft nicht nur und gibt nicht nur den Befehl weiter an den langen Basuto, Christina belehrt in aller Eile und zeigt die schicklichen Bewegungen: „Du sollst ihm die Säcke nicht aus der Hand reißen, du mußt einen Diener machen! So! Du mußt sagen: Bitte, Baas

Cornelius, ich bin geschickt, den Weg zu zeigen und das Gepäck für Baas zu tragen." Danach geht auch Christina nicht in die Küche zurück, sondern in ihre Kammer, die sie wie eine Weiße in dem Wohnhause selbst hat. Christina geht in die Kammer, um den verräterischen Steppenkopf fest einzubinden in ein Tuch, gelb wie Mimosenblüten. —

Cornelius Friebott sieht ein stattliches Haus, einstöckig gleich allen Farmhäusern des Landes mit einem weißen Wellblechdache, aber von Stein gebaut das ganze lange Gebäude. Auch das Farbigeleutehaus abseits, auch der Stall abseits scheinen von Stein gebaut, und alles ist weiß verputzt. Am Wohnhause springen der Ostflügel und Westflügel vor und halten die breite Stufe mit dem Sonnendache gleichsam von beiden Seiten umfaßt. Zu der breiten Stufe führt mitten eine kurze, ungesparte Treppe hinauf, und auf der breiten Stufe mit dem roten Geländer steht allerlei bequemes Gestühl voll bunter Kissen, und stehen rechts und links gepflegte reiche Blumenbänke, einfache, niedere Tische reich an Blumen. Und wenn einer sich rasch umwendet auf der Stufe, oder wenn er ruhen würde im Bombay-Stuhle, dann folgt der Blick geradeaus von scheinbar hoch her der endlos rollenden Ebene, und kann, wenn er etwas nach links, das ist südostwärts, gewandt wird, sich auffangen in weiter Ferne an den blauen Bergbasteien, an den Malutibergen von Basutoland.

Das Zimmer, in das Cornelius Friebott gebracht wird, ist auch anders als die meisten Gaststuben Südafrikas. Weißes, straffes Leinen auf dem Bette statt den schlaffen Baumwolltuchen; Schrank und Tisch und Stühle und Lade handgearbeitet aus schwerem Holze statt der amerikanischen Bretterware.

Das Haus rund und um ist kein ehrwürdiges altes Haus, wo gebe es die irgendwo in dem neuen Lande? Aber das Haus rund und um hat Gediegenheit.

Cornelius Friebott erschrickt plötzlich. Ihm ist eingefallen:

„Die Farbigen hier könnten dich für einen anderen genommen haben; ein anderer wird hier erwartet; du, du bist doch als Gelegenheitsarbeiter hergekommen." Beim raschen Öffnen der Zimmertüre steht Christina Windvogel mit dem Runzelgesichte und dem leuchtenden Kopftuche draußen. Sie grüßt eifrig, sie lächelt dienstfertig. — „Weiß Frau Prinsloo, wer ich bin?" Christina Windvogel lächelt nicht mehr, sondern lacht zwitschernd. „Ich weiß selbst, daß Baas Baas Cornelius ist aus Indwe und von Deutschland her." Und sie sagt: „Wenn Baas bereit ist, möchte Baas mitkommen zum Abendessen!" —

Sie aßen zusammen. Ihrem Gruße sah Christina Windvogel neugierig und vergnügt von der Türe aus zu, und Christina Windvogel trug auf und Christina Windvogel räumte ab. Das mimosengelbe Kopftuch mit den gelben Zipfeln bewegte sich immer wieder um den Tisch; und Christina Windvogel blickte meistens den Gast an, verschmitzt und verliebt, als wie alte zugehörige Dienerinnen sich sonst an Heimgekehrten satt sehen, denen sie mütterlich hilfreich waren von klein auf. Wenn Stina Windvogel aber hinter dem Gaste wartete und der jungen Herrin Augen begegnete, dann nickte sie und ihr Gesicht strahlte noch mehr. Carlotta Prinsloo und Cornelius Friebott sprachen nicht sehr viel. Es war eine merkwürdige Art der Unterhaltung. Beide suchten Fragen. Ganz rasch wurde dann von dem Gefragten ein Trupp Worte und Sätze vorgeführt, nur blieb der Trupp immer irgendwie in einem Schweigen stecken.

Nach dem Abendessen standen sie nebeneinander auf der Stufe. Von Süden, von der Nachtseite der südlichen Erde, kam die Dunkelheit herauf. Carlotta Prinsloo deutete, sie zeigte, gegen die Nacht an, kaum sichtbare Heimstätten und nannte Namen: Kleinfontein und Ellensrust, Goedgedacht und Groot Geluk, Palmietfontein und Wolve Kraal, viele eifrige Namen von Farmen, und nannte und beschrieb die

Besitzer und nannte die Kuppen und Hügel. Als die Dämmerung bis zu ihnen heran war, hörte sie auf zu erklären; und in dem unsicheren, sich schnell verengenden Lichte wuchsen die Blicke des Mannes und der Frau zum ersten Male ohne Scheu zusammen.

Am frühen Morgen strich Cornelius Friebott herum und besuchte den Stall und das Leutehaus und den Obstgarten und besah das Geräte der Wirtschaft und die Stellmacherwerkstatt und das Vorratshaus und die Windpumpe und den Stauteich und die Viehkraale und den Schuppen, darin die Schafe geschoren wurden, und er sprach mit dem alten, demütigen Vorarbeiter. Und in der frischen, starken, jungen Morgenluft packte seine Einbildungskraft Arbeitsnotwendigkeiten heraus aus allem, was er schaute. Und wo wäre mehr Raum und Gelegenheit für die Schaffenslust, wo wäre einem gesunden und unträgen Menschen noch einmal solche Schöpfermöglichkeit geboten als auf einer Farm mit Wasser und erträglichem Boden unter dem steten blauen Himmel und der goldenen Sonne der fieberfreien Neulande?

Als Cornelius Friebott zum Hause zurückkehrte, trug er Pläne mit wie für ein glückliches Eigentum; und als Carlotta ihn empfing, sagte er: „Oh, Frau Prinsloo, was ist das schön bei Ihnen, und was kann hier alles getan werden!" Da lachte sie ihr dreitöniges Lachen und reichte ihm die Hand und rief: „Nicht wahr? Und das meine ich auch. Hier müßten ein Mann und eine Frau schaffen, die beide im Geschirre richtig zusammen gehen und noch gute Stallgenossen sein und sonst gar nichts wollen. Ein Mensch allein kann es nicht, auch nicht bei ordentlichen Dienstleuten. Und das Obenaufschwimmen und sich recht und schlecht von dem Vorhandenen und Ererbten und Gottes Langmut durchfüttern lassen, was gilt das?" — Und sie war so morgenlustig bei der Sache und beim hellen Tage, daß sie nicht errötete; obgleich sie merkte, daß sie sich ausplauderte.

Sie bat am ersten Tage um lauter geringe Haushilfen, um Leimen und Nageln, um jene kleinen Genauigkeiten, dazu Farbige kein rechtes Geschick haben. Sie sagte: „Das andere hat so lange gewartet und kann nicht fertig werden in drei Tagen, aber das Wohnhaus kann ganz äußerlich imstande sein bis zum Neujahrsmorgen, und das soll es auch." Er sagte: „Frau Prinsloo, ich höre, das Stück Weizen soll geschnitten werden nach Neujahr; doch das Vorratshaus, oder wie Sie Ihren Kornboden sonst nennen, ist nicht in Ordnung, es wiebelt sichtlich im Holze, und es ist besser, daß die Kornwürmer den Neujahrsmorgen auch nicht erleben." Sie erwiderte: „Wiebel? Wiebel? — Ach Gott, danach zu sehen habe ich wahrhaftig vergessen."

Sie schafften jedes mit großem Eifer bis in den Abend und fingen schon an diesem Tage an sich Neckworte zuzurufen, daß Cornelius Friebott sich über sich selbst wunderte. Am Abend sagte er: „Neujahr und Neujahr und Neujahr! Soll denn soviel Besuch ins Haus kommen?" Und er dachte an die Freier von Indwe und an das Gerede von den Freiern hier und dachte nicht gern daran. Sie antwortete: „Besuch? Besuch?" Sie schien zu sinnen und lachte plötzlich in sich hinein und sagte auf einmal: „Vielleicht, vielleicht kommt gar kein Besuch!"

Es kam gar kein Besuch. An zwei Stellen der Pad von Kronstad nach Lindley und an dem Farmwege rückwärts, wo dieser in Onverwacht einbiegt und wo die Ortskundigen gefahren kommen, die zum Wohnhaus wollen, lagen Sesutos. Sie hatten in dem Wildfellsacke ganze Hände voll Tabaks; und von Essen und Trinken waren ihre Bäuche straff, daß das Liegen und Abwarten am Wege und Blinzeln in die Sonne ihnen keine Beschwerde verursachte. Sobald ein Reiter oder eine Karre nahte und die Richtung auf Onverwacht nehmen wollte, erhoben sie sich und grüßten gehörig und sagten: „Baas, wenn Baas zu Frau Lotta hinwill, Frau Lotta ist nicht im Hause, Frau Lotta ist fort-

gefahren." Fragte der Reiter oder Fahrer: „Ist das wahr?" Dann sagten sie: „Sieht Baas das weiße Tuch an der Stange neben dem Hause? Die Frau hat bestimmt, an der Stange soll ein weißes Tuch hängen als Zeichen, damit niemand sich unnütze Mühe macht, wenn die Frau nicht anzutreffen ist." Kündeten sie dieses, so spähte der Reiter oder Fahrer scharf hin und murmelte: „Wahrlich, wahrlich, da ist das weiße Tuch!" und fragte wohl noch: „Und wo ist Frau Prinsloo?" Der Bote antwortete einfältig: „Ach, mein Baas, das weiß ich gar nicht."

Aber Carlotta Prinsloo hatte den Farbigen keine faustdicke Lüge aufgetragen, sondern sie sorgte für Wahrheit oder doch für einen kleinen Schein der Wahrheit. Sie sagte: „Ich will nicht ertappt werden, wenn sich einer nicht aufhalten läßt. Nein, das will ich nicht. Sie werden sich an das Reiten leicht gewöhnen, und die Pferde sind ruhig. Es ist eine Rinne im Veldt von Onverwacht, in der Rinne läuft nur Wasser zum Riviere während der Regenzeit, es läuft aber gewiß allezeit Wasser unter der Erde, denn es gibt dort immer volle Wasserlöcher, und in der Rinne wächst stets grünes Buschwerk. Eine Stunde von hier in der Rinne ist man wie von der Erde verschluckt. Dort wollen wir unser Feuer anzünden und das Fleisch braten auf der Asche und den Kaffee kochen. Dazu habe ich schon längst einmal Lust."

Als Nelius aufwachte am Neujahrsmorgen, brachte Salomon eine englisch-lederne Reithose und Ledergamaschen herein. Das Zeug paßte leidlich, und sie ritten ab. Sie führten ein Packpferd bei sich mit Kessel und reichlichem Mundvorrat und Decken, und Lotta Prinsloo frohlockte wie ein Kind.

Der Ritt ging auf einem tüchtigen Umwege gut vonstatten. Sie fanden eine schöne Stelle und genug trockenes Holz. Sie legten den Pferden Kniekenebel an und fachten zusammen das Feuer und taten zusammen Lammfleisch auf die Glut und kochten den Kaffee stark und waren wie zwei

junge, gute Kameraden. Carlotta Prinsloo sagte: „Hernach muß jeder erzählen!"

Und dann kam die Zeit; sie lagen jeder auf seiner Decke und sahen in den blauen Himmel hinauf. Carlotta Prinsloo verlangte: „Sie müssen jetzt anfangen." Cornelius Friebott antwortete: „Warum denn? Am Sonntagnachmittag bei Petrus Potgieter habe ich das meiste erzählt, und Sie saßen daneben. Und es ist auch keine Geschichte." Carlotta Prinsloo sagte: „Es war damals alles zu wenig, und Sie mußten damals Englisch sprechen. Das Englischsprechen machte Ihnen Mühe, jetzt ist es Deutsch. Wir sind nun Tag für Tag beisammen; und ich will jetzt auch das Frühere wissen und von deinem Vater und deiner Mutter und von eurem Hause." Cornelius Friebott lachte und sagte: „Ich weiß von Ihnen eigentlich überhaupt nichts; nein, nicht mehr als daß Sie Piet Potgieters Nichte sind und hellblondes Haar haben und ein glucksendes Lachen; und daß viele Mannsleute nach Ihnen gucken, von John Brown angefangen; und daß Onverwacht Ihnen gehört; ja, und daß Sie richtig arbeiten können und eine deutsche Mutter hatten." Sie sagte: „Ist das etwa nichts oder nur wenig? — In solchen Dingen muß aber der Mann durchaus den Beginn machen!"

Da gehorchte Cornelius Friebott, und er malte in die trockene, warme Weite der Freistaatebene ein Bild des engen Wesertales: Es floß der uralte Sachsenfluß, es standen Bramwald und Reinhardswald, die beiden dunklen Wälder, sich gegenüber; aus der Apfelblüte des Frühlings, aus den Feldern des Sommers, aus den Nebeldämpfen des Herbstes und Winters heraus wuchsen weiß mit schwarz die Fachwerkhäuser von Jürgenshagen und Lippoldsberg und Hilwartswerder unter den schweren Dächern von Sandsteinplatten und mit den großen Dreschdielentüren; und höher unter dem Walde lag die Gute Hoffnung, die Mauern schief und bucklig, aber der ganze Bau zäh und widerstands-

fähig und von der fernen Liebe beleuchtet. Und Görge Friebott ging seine sinnenreichen Wege in dem Tale, und Anne Friebott spann und scharwerkte und lebte das harte Leben der Hausfrau-Erhalterin, darin, während die Zeit hingeht und der Tod herkommt und die Kräfte langsam erlahmen, jeden neuen Morgen derselbe Stein denselben steilen Berg hinaufgewälzt werden muß. Und Görgens und Annens Sohn wuchs bei den Eltern heran; und Ilsabeth Rödden erschien, lustig und gesund und entfernt, ähnlich der Hörerin. Nur Melsene, Melsene erschien nicht.

Aber Cornelius Friebott verharrte nicht allzulange bei der ersten Jugendzeit; auch über die Fahrt als Matrose streifte er rasch hin. Leidenschaft erwachte in ihm, und mit Leidenschaft wandte er sich seinem Arbeitsleben zu. Er erzählte spöttisch vom Königsberge, er erzählte unwirsch von Bochum; und als das finstere Unglück kam von Hessenglück, da war es, als wenn eine Maschine unter ungeheurem Drucke schafft und schüttert und die Sicherungen und sausenden Windklappen den Überdruck kaum mehr zu entlassen vermögen. Er sprach aber nicht so sehr von sich selbst und den eigenen Anstößen und der eigenen Not, sondern diese schienen Nebensache vor der allgemeinen Verkehrtheit, vor dem Leide vieler, vor der Empörung gegen vermeidbare Menschenqual. Zuletzt sagte er: „Sie können mir vorhalten, ich sei weggelaufen. Wenn ich aber auch davongegangen bin, auf der Suche nach Bequemlichkeit bin ich nicht; was ich muß, das will ich durchaus erfüllen."

Danach sprang er auf und bewegte sich unruhig hin und her und kletterte an steiler Stelle aus der Rinne und stand oben im Veldt, die Augen beschattend. Carlotta Prinsloo beobachtete ihn verstohlen, nach einer Weile machte sie sich an die Packtasche und brachte Kuchen und afrikanisches Naschwerk heraus. Sie ordnete um das Feuer, sie legte ein weißes Tuch zwischen die Decken und setzte die Becher darauf und den Kuchen und das Naschwerk, dann rief sie. Als

27*

er herunter kam, lächelte sie ihm entgegen. Sie sagte: „Nun setze dich wieder, du, denn alles ist zum Vespern fertig." Er sagte: „Du? Dich? Das sollte lieber niemand hören. Es ist doch der Unterschied im Deutschen ..." Sie antwortete: „Warum denn? Meine Mutter hat du zu mir gesagt, und Sie können es doch auch zu mir sagen, dann sind wir quitt ..." Da errötete Cornelius Friebott, und er antwortete: „Ja, wenn ich es sagen darf, wenn ich das sagen darf!"

Sie küßten sich auch in der Rinne, zwei- oder dreimal; das war, als sie dem Packpferde zusammen den Packsattel auflegten und plötzlich so nahe beieinander standen; und auch danach wieder, als Cornelius Friebott ihr in den Sattel half. Sie küßten sich noch vielmehr abends und nachts im stillen Wohnhause von Onverwacht.

Als sie dort beieinander waren, sagte Lotta Prinsloo: „Von der Guten Hoffnung, das habe ich gern gehört, von deinem lieben Vater und deiner fleißigen Mutter, und wie du ein Junge warst im Walde und am Flusse und auch von dem Mädchen Ilsabeth, und dann noch, wie du auf dem Kriegsschiffe Seeadler gefahren bist, von dem schon sonst erzählt worden ist. Aber das andere, das ist doch nichts Schönes, davon verstehe ich doch auch nichts. Und es ist vorbei und gewesen. Denn jetzt bist du hier auf Onverwacht!"

Als Stina Windvogel morgens das weiße Tuch an der Fahnenstange zeigte, sagte Lotta Prinsloo: „Ach was, laß flattern, bis es in Stücken verweht, jetzt soll Ordnung und reiner Tisch gemacht werden auf Onverwacht; vorläufig haben wir für keinen Herumsitzer Zeit. In den Wohnhäusern von Ellensrust und von Groot Geluk und von Wolve Kraal warten Mädchen aufs Freien; da sollen die Männer hinreiten, oder wohin es ihnen sonst gefällt. Ich bin ohnedies zu alt für die Milch- und Zigarettenjungen, und die Witwerböcke mag ich wiederum nicht leiden. Der mein Mann sein will, der soll arbeiten können und wollen,

und ich vermag auch ohne einen zu sterben." — Also blieb das Tuch am Maste und flatterte oder schlief; zu sehen war es monatelang. Anfangs hieß es in der Nachbarschaft, Frau Prinsloo ist wieder nach Indwe gefahren zu ihrem Ohme; und aus Indwe wird Onverwacht nun den neuen Besitzer und Herren und wird Frau Prinsloo den zweiten Mann endlich bekommen, vielleicht ist es ein Engländer aus England, wie schon oft erzählt wurde; ein richtiger Bur — und damit meinten sie beides, einen Bauern und geborenen Bürger des Landes — ist ihr eben nicht gut genug mit ihrem strohblonden Haare, mit ihrem vielen Gelde und mit ihren Techtelmechteln.

Das Gerücht wurde von Carlotta Prinsloo selbst zerstört, als sie eines Sonntages in der Kirche in Lindley sich sehen ließ. Niemand fragte sie wegen der weißen Fahne; aber ein neues Geschwätz verbreitete sich: „Sie hat den Mann schon im Hause, sie hat ihn in Indwe geheiratet." Zugleich wurde gefragt: „Warum besucht sie aber nicht mit ihm auf den Nachbarplätzen? Warum? Warum fährt er nicht mit ihr zur Kirche? Warum?" — Und die Antwort wurde auch schnell genug gefunden, die Antwort lautete: „Ihr Mann, der Mann, den sich die blonde Lotta mit dem vielen Gelde ausgesucht hat, der hat Mischlingsblut, der ist nicht ganz weiß. Sie wagt ihn nicht zu zeigen." Selbst Erasmus Liebenberg von der Farm Sedan dachte nicht daran, daß der deutsche Gelegenheitsarbeiter mit dem ungewöhnlichen Gepäck, den er am achtundzwanzigsten Dezember hatte mitfahren lassen, etwa im Spiele sein könnte.

Die auf Onverwacht hörten nichts von dem Gerede der weißen Nachbarschaft. Sie arbeiteten ungeheuer; alle Gebäude wurden gebessert; von Malcomeß in East London kamen neue landwirtschaftliche Gerätschaften herauf. Daneben her gingen die laufenden Geschäfte. Im Januar droschen sie das wenige. Im Februar wurden dreimal so viel Kartoffeln als vorher in den Boden gesteckt, was frei-

lich nicht mehr bedeutete als ein kleines Maß von Äckern. Im März wagten sie sich trotz früheren Mißerfolgen daran, Futterhafer und Futtergerste in abgezäunten Kampen auszustellen; und im April wurde Luzerne gesät und der Staudamm gereinigt und für eine neue Bewässerung alles vorbereitet. Ihr Werk flutete und war ein spannendes, erwartungsvolles, aber auch anstrengendes Lied.

Weil so viel aufsprang, eins aus dem andern, und sie beide oft Lerner und Versucher sein mußten, wurde es März, ehe Carlotta Prinsloo die Geschenke fertig beieinander hatte, die als ihr Gruß von Onverwacht der Guten Hoffnung zugehen sollten. Eine Sendung schweren süßen Kapweines, heimlich von ihr in Groot Constantia bestellt, war schon auf dem Wege. Der Sack, den sie jetzt zunähen und nach Kronstad schicken wollte, enthielt Strickjacken eigener Handarbeit für Görge und Anne Friebott und enthielt eine Felldecke und ein Lichtbild von Onverwacht und als afrikanische Eigentümlichkeiten umzuckerte Zitronen- und Apfelsinenschalen des Gartens und eine Büchse mit getrocknetem Fleische oder Bültong auf der Farm geschossener Antilopen.

Carlotta Prinsloo schrieb einen kleinen Brief dazu in deutscher Sprache bei viel Mühe. Der Brief begann: „Ihr lieber Sohn ist um Weihnachten auf meines Onkels Rat und meine Bitte nach Onverwacht gekommen. Mit einer Farm geht es wie mit einem Bauernhofe bei Ihnen zu, und sie ist wohl gar nichts anderes; ein Mann muß da sein, der nach dem Rechten sieht. Er hat alles in Händen, und wir schaffen zusammen und haben ordentliches farbiges Volk zum Helfen. Ihr lieber Sohn hat oft von der Guten Hoffnung erzählt: Ich wünschte, sie läge näher heran in der Welt, so daß Sie beide zu uns herüber könnten; Sie sollten einen sonnigen Winter erleben und ganz ohne Mühe sein beide, Vater und Mutter. Wo nun solch ein weiter Weg zwischen uns liegt, muß ich versuchen, von der Wärme und

Sonne ein kleines bißchen zusammenzutun, und dazu soll auch der dunkelrote Kapwein helfen. Wenn Sie aber das Bild ansehen und vielleicht sogar aufhängen in der Stube, dann denken Sie bitte: Dies ist jetzt unseres lieben Sohnes Haus."

Carlotta Prinsloo drängte, daß Nelius die Gelegenheit nütze und einen langen Brief verfasse und beilege. Sie sagte: „Du kannst doch ein paar Abende dazu verwenden. Du kannst doch dafür einen Tag feiern. Es wird jetzt wirklich Zeit!" Und Nelius stimmte ihr zu. Es war aber gut, daß sie in seinen Brief nicht hineinsehen konnte; und sie hätte hineingesehen, wenn kein geschlossener Umschlag darum gewesen wäre. Sein Brief war eigentlich wie von Anne Friebott geschrieben, er war nüchtern bis zur Starrheit; und von der blonden, lachenden, heiteren, liebenden jungen Frau stand — was Carlotta Prinsloo doch wohl erwarten konnte — überhaupt kaum ein Wort darin, geschweige denn ein trauliches und heimliches Wort. „... Wie Ihr von Frau Prinsloo gehört haben werdet, bin ich also hier. Es ist eine Farm von achttausend Morgen. Zunächst sollten Zimmermanns- und Tischlerarbeiten an Gebäuden getan werden; ein Anfassen im ganzen Betriebe wurde daraus. Mir fehlt es an nichts, jedoch das, was ich wollte und suchte und was ich mit Afrika meinte, ist es nicht; und von Martin Wessel habe ich immer noch nichts gehört." Danach behandelte der Brief nicht weniger hölzern heimische Dinge. Als Cornelius Friebott die Sätze am zweiten Tage wieder durchlas, erstaunte er und war er selbst unzufrieden, und er zerriß den Bogen und begann am dritten Tage wieder. Er war müde an diesem dritten Tage, und seine Hand schrieb störrisch und fast wörtlich das gleiche.

Am selben Abend nach dem Briefe küßten sie sich, er fragte sich im stillen: „Was ist nun wahr?" Und er antwortete sich grübelnd: „Selbst, wenn der Brief verkehrt wäre, könnte ich an Mutter, könnte ich an Vater eine andere

Wahrheit schreiben? Ach, du lieber Gott!" Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß der Brief auch hätte lauten können: „Liebe Eltern, vielleicht ist das Glück bei Eurem Sohne, vielleicht ist das Glück jetzt wieder bei unserem Geschlechte. Ich glaube, die Frau, zu der ich kam als Helfer, hat mich lieb, ich habe sie lieb. Vom ersten Begegnen an waren wir einander zugewandt. Die Scheu ist, daß sie, die um ein Jahr Jüngere, die Heitere, Gesunde, Fleißige, die eine deutsche Mutter hatte und Deutsch spricht, durch Elternerbe ein schönes Vermögen und aus der ersten Ehe die große reiche Farm dazu hat. Ich könnte doch nur Arbeitslust und Arbeitskraft und etwa noch Gesundheit und die Kenntnisse meines Handwerks und vielleicht etwas von Vaters Art zubringen in eine Ehe. Ich möchte dieses Eingebrachte erst noch wirksamer werden lassen, aber ich frage sie wohl doch bald; und ihre Antwort meine ich also zu kennen." — Nein, eine solche Wendung des Briefes kam ihm nicht in den Sinn.

Carlotta Prinsloo sandte den Sack mit den beiden Briefen nach Kronstad und ließ die Fracht bis an die Gute Hoffnung und auch die deutschen Zollgebühren vorausbezahlen.

Im Mai gingen die neuen Pflüge trotz dem zögernden Regen und rissen große Strecken neuen Bodens auf zur Einsaat. Im Mai auch war Cornelius Friebott allmorgens bei den Schafherden, und in seiner Gegenwart und vor seinen Augen wurde ein Tier nach dem andern von den Hirten gegriffen und Tag für Tag auf Brand und Räude untersucht; wo sich Spuren zeigten, wurden die Befallenen ausgeschieden und in eine besondere Einzäunung geschafft, darin die Gegenmittel angewandt wurden und darin sich auch die Schwemme befand.

Als in dem frischen leuchtenden Monat, der ganz und gar wie ein köstlicher Wintertag Deutschlands ist, nur ohne Kälte, und in dem Menschenkraft und Menschenmut sich verdoppelt fühlen, und jeder sich seines Lebens freut, als in diesem Monate des afrikanischen weißen Mannes die Arbeit am schnellsten lief, brachte der farbige Postgänger eine von den kleinen Freistaatpostkarten, darauf die Marke mitten geklebt war unter dem starken schwarzen Druckstempel von Wappen und Fahnen. Cornelius Friebott fragte am Abend: „Wer hat geschrieben?" Carlotta Prinsloo antwortete: „Ach, Ohm Borckenhagen aus Bloemfontein macht eine Rundreise zu Wagen, er will sich eine Nacht und einen Tag hier aufhalten." Cornelius Friebott fragte: „Wer ist Ohm Borckenhagen und wie bist du mit ihm verwandt?" Carlotta Prinsloo antwortete: „Er ist aus Mutters Vetternschaft, er schreibt die große Zeitung in Bloemfontein, die Expreß heißt. Und ich erinnere mich auch daran, er nennt den reichen Bergwerkskönig Cecil Rhodes den schlimmsten Burenfeind, und es soll gleichsam seine Narrheit sein, daß er immer auf diesen Mann seinen Blick gerichtet hält und ihn fortwährend in seiner Zeitung angreift. Und die etwas davon verstehen und die es angeht, sagen, er schriebe gut, und der mächtige Geldmann fürchte die Aufsätze wie ein Dieb die Wachthunde; und er soll immer von neuem versucht haben, mit hohen Anerbietungen Ohm Borckenhagen zu gewinnen, und stets vergebens. Und dann weiß ich, daß Borckenhagen als junger, schwächlicher Bursch aus Deutschland gekommen ist wie viele, und daß er auch erst hier draußen gelernt hat, die holländische Sprache zu meistern. Und schließlich kenne ich noch eine Geschichte von ihm, wenn er die Kampfansagen gegen den englischen Geldmann schreibt und in seiner Liebe für Bauernfreiheit die zornigen Warnungen an die Bauern verfaßt, dann soll im Nebenzimmer ein Freund oder ein musikalischer Beauftragter an einem guten Flügel sitzen und die Tasten mit

schwerer Musik rühren." Nach dieser Erklärung lachte Carlotta Prinsloo und rief: „Alles das geht aber uns nichts an; wenn sich die Menschen streiten müssen, mögen sie sich streiten, Onverwacht liegt weit ab!" Cornelius Friebott sagte: „Meinst du, es ginge dich nichts an?" Und er sagte: „Ich will mir seine Zeitung bestellen. — Es ist keine Zeitung im Hause. Wir hören nichts, das vorgeht. — Es ist ein Leben, als seien nur wir in der Welt!" Carlotta Prinsloo fragte: „Haben wir es schlecht dabei?" Cornelius Friebott antwortete: „Nein, nein!" —

Einige Tage später war Borckenhagen da. Er traf abends ein. In der Morgenfrühe, als Cornelius Friebott zu den Schafherden reiten wollte, kam er aus dem Hause gelaufen; er flüsterte mit einem Blicke auf die Fenster: „Hören Sie, ich muß mit Ihnen, ich brauche Mannesrede!"

Sie ritten auch gleich zusammen fort. Unterwegs sagte Borckenhagen: „Nein, wo die Dinge für Land und Staat so schicksalsträchtig sind, kann ich Weibergewäsch nicht vertragen; aber auch, wieviel Acker ihr unter diesem und jenem habt, und euer Nutzen an der Wolle ist mir eben ganz gleichgültig; und das brauchen Sie mir nicht übelzunehmen. Ich möchte, ich könnte machen, daß ihr jetzt alle unruhig in die Luft wittertet!"

Er hielt eine Strecke weit an sich; frug er, so waren es nun dennoch vernünftige Fragen nach der Wirtschaft. Dann plötzlich sagte er wieder: „Wissen Sie auch, wissen Sie auch, daß es wohl in Kürze dahin kommen kann, daß Sie diesen Ihren Besitz verteidigen müssen mit der Waffe in der Hand?!" Cornelius Friebott dachte: „Diesen — meinen — Besitz? Was gehört hier mir?" Er antwortete: „Herr Borckenhagen, ich bin nur zur Hilfe hier ..." Aber Borckenhagen schien die Antwort kaum zu beachten, er wiederholte: „Mit der Waffe in der Hand!" — Da gestand Cornelius Friebott: „Herr Borckenhagen, ich weiß gar nichts Neues. Ich bin im siebenten Monat in Südafrika; ich bin knapp

viereinhalb Monate auf Onverwacht; wir haben keinen Besuch gehabt die ganze Zeit hindurch; ich bin nicht einmal hinausgewesen; die Zeitung habe ich erst jetzt bestellt." Borckenhagen entgegnete: „Ja, einzelne sein; ihr meint, das ginge so. Ihr meint das auf der Hälfte aller Farmen in den Burenrepubliken. Ach, was sage ich, ihr Bauern in der ganzen Welt meint, so lange es euch nämlich gut geht, ihr könntet als einzelne leben, wo ihr es nur mit dem lieben Gott nicht verdorben hättet. Doch der Einzelgang ist vorbei, heut ist er vorbei. Das glauben Sie mir. Und die allgemeine Rechnung wird vorgewiesen in der entferntesten Einsamkeit." — Cornelius Friebott sagte mit rotem Kopfe: „Jetzt predigen Sie einem Verkehrten, Herr Borckenhagen, ich habe kein Geschick dazu, im Fette und in der Heiligung zu sitzen und mich als Auserwählter zu fühlen. Nein, ich glaube, Geschick hierzu habe ich ganz und gar nicht. Ich weiß, daß wir und jedenfalls wir Deutschen einen neuen Marsch gehen müssen. Denn das darf nicht sein und nicht bleiben, daß einer durch Geld und durch Gut schon geherrschaftet ist; wenn wir aber nicht zusammen fühlen und das Gemeinsame wollen, wie wäre dann der Kampf, geschweige denn ein Sieg möglich?" Borckenhagen sagte: „So, so, von daher kommen Sie! Aber jetzt sind Sie in Südafrika, und auf eine Seite müssen Sie sich stellen. Ich sage Ihnen gleich, auf der Gegenseite wird man besser bezahlt. Jawohl, das wird man. Oder, ich drücke mich immer erst unvorsichtig aus, auf der Gegenseite bezahlt sich's besser. Darum sind auch wenigstens einige von unseren Burenrealpolitikern und auch deutsche Realpolitiker auf der Gegenseite. Sie irren sich aber, wenn Sie meinen sollten, es hieße hier nur: Engländer oder Bur. Sondern die Schlimmsten sind die Dritten: Die neuen großen Geldleute, die englischen und die jüdischen. Sie ducken sich hinter die englische Flagge, weil annoch die Menschheit in ihrer Öffentlichkeit zu viel Scham hat, dem Gelde eine eigene Fahne und Tugend zu gewähren. Und auch, weil

für Geld zwar fast alle Menschen leben wollen, indessen keiner sich dafür totschlagen lassen mag. Und nun steckt das, wonach die neuen Geldleute trachten und worauf es ihnen allein ankommt, im Boden dieses Landes. Der Boden und das Land an sich sind ihnen völlig gleichgültig; und ohne den Goldfluch und Diamantenfluch ließen sie uns in Ruhe. Aber der reiche Boden soll erst ausgeleert werden. Bei diesem Geschäfte halten sie den Bauern, dem es um Scholle und Vaterland zu tun ist für seine Kinder und Kindeskinder, hinderlich und im Wege. Dagegen den fernen englischen Krämer, den erkennen sie als von Nutzen. Der Krämer wiederum begreift, daß der glückhafte Spekulant zu seiner Zeit ein rascherer und vorteilhafterer Käufer ist als der sparsame Bauer. Wenn aber der englische Krämer erst den besseren Käufer erkannt zu haben vermeint, dann entdeckt er geschwinde eine moralische Verpflichtung. Sie tun nämlich nichts ohne sittliche Verpflichtung, die Herren Angelsachsen. Und also soll hier um Geld zweierlei geschehen, Bauernrecht und Bauernliebe sollen niedergeknüttelt werden, aber auch der Engländer wird betrogen." Cornelius Friebott sagte: „Ja, das Kapital ist der Unterdrücker, Betrüger und Aussauger in der ganzen Welt, das weiß ich." Da fuchtelte Borckenhagen mit der rechten Hand, daß sein eigenes Pferd scheute. „Was?" schrie er, „was? Seien Sie mir um Gottes willen still mit den deutschen Verallgemeinerungen! Dazu haben nämlich die Deutschen eine entsetzliche Gabe. Hören Sie!! Mit den Verallgemeinerungen bringt man euch gute Deutsche, denn nun bin ich Bürger, immer wieder von der besonderen und richtigen Spur ab. Durch die verfluchte Verallgemeinerung verlieren die Deutschen jede Fährte. Sehen Sie vielmehr zu, daß Sie deutsches Kapital bekommen, dann tut wenigstens Ihnen das internationale Geld nichts. Oben auf dem Berge sind die Deutschen auch noch nicht!"

Er blieb sehr aufgeregt; und bei der Wegfahrt am Abend drohte er aus dem Wagen: „Hütet euch doch, ihr beide!"

Als er das heitere Abschiedwinken nicht erwiderte, sagte Carlotta Prinsloo: „Jetzt fällt mir ein, geradeso war er schon vor sieben Jahren. Nach einem Besuch auf meiner Eltern Farm höre ich Mutter sprechen: ‚Edmund Borckenhagen kann keinen Wohlstand und keine Zufriedenheit sehen, er muß den Teufel an die Wand malen, und jede Gemächlichkeit ärgert ihn blau.‘“ Cornelius Friebott sagte nichts.

Alsbald nach Borckenhagens Besuch hatte Cornelius Friebott ein verwirrendes Erlebnis. Es war ein Sonntagvormittag, und Carlotta Prinsloo war ein zweites Mal den weiten Weg zur Kirche gefahren. Am Sonnabend war noch die Rede davon gewesen, daß sie vielleicht zusammen fahren wollten; aber schließlich mußte Salomon wie gewöhnlich die Zügel führen. Cornelius Friebott war zurückgeblieben, um im Obstgarten den Fortwuchs der zahlreichen Apfelsinen-, Mandarinen-, Zitronen-, Pfirsich- und Loquatbäumchen und die Guavasämlinge nachzuprüfen, die er zur Erneuerung gepflanzt hatte. Er erklärte, das sei Betrachtung und Sammlung und also auch Sonntagsfeier. Uneingestanden voreinander hielten der junge Mann und die junge Frau es für besser, das müßige Geschwätz nicht durch gemeinsame Fahrt und gemeinsames Erscheinen besonders anzuregen.

Als Cornelius Friebott, in der Tat gesammelt und betrachtend, in dem etwas vom Hause entfernten Garten auf und ab schritt und von Pflänzling zu Pflänzling dankbar empfand, daß Gott und Natur jedeinen freundlich in Obhut genommen und jedem das Weiterleben, das sorgsamste Menschenhand doch nicht zugeben und verbürgen kann, geschenkt hatten, knarrte die Pforte und eine Fremde wurde sichtbar. Cornelius Friebott hatte knapp vorher gemeint, Wagenklappern, Pferdetrappeln und das Gebell der Hunde zu hören; er war deshalb nicht sonderlich erstaunt. Er ging der Fremden entgegen und sagte in kapholländischer Sprache: „Falls Sie Frau Prinsloo anzutreffen gedachten, Frau

Prinsloo ist im Gottesdienste in Lindley, und bis zu ihrer Rückkehr kann es voller Nachmittag werden." Aber die Fremde antwortete: „Nein, nein, daß Frau Prinsloo fort ist, weiß ich wohl, ich möchte mit Ihnen sprechen," und sie antwortete deutsch. Da wunderte sich Nelius und wußte zunächst nichts anderes zu sagen als: „Ich heiße Cornelius Friebott und bin vorübergehend hier zur Hilfe und Aufsicht." Sie sagte: „Ich, ich bin Frau Muller, ich bin hier benachbart"; und sie verlangte: „Weiter innen im Garten steht doch die kleine Bank, wir könnten uns dort vielleicht setzen." Auf der Bank sitzend fragte sie: „Herr Friebott, haben Sie noch eine Mutter? Und vermögen Sie es zu verstehen, wenn eine Mutter auch für einen erwachsenen Sohn spricht und etwas Ungewöhnliches tut?" Nelius antwortete: „Meine Mutter und mein Vater leben." Er dachte: „Was hat sie aber mit ihnen zu schaffen?" Vielleicht spürte die Fremde die Abwehr, oder auch sie trachtete unbewußt die eigene Verlegenheit durch einen Angriff zu verbergen. Sie sagte mit anklägerischer Stimme: „Herr Friebott, welche Absicht haben Sie hier? Frau Prinsloo ist eine junge Frau, Frau Prinsloos Frauenschaft hat kein Jahr gedauert, sie ist fast ein junges Mädchen. Haben Sie sich nicht überlegt, daß Sie Frau Prinsloos Ruf schaden? Seitdem Sie hier sind, ist kein Besuch mehr willkommen, ja, seitdem Sie hier sind." Beinahe antwortete Cornelius Friebott mit Anne Dillings Stimme: „Was ist das? Nun aber hört's auf!"; indessen gegen Anne Friebott stand des Vaters grüblerische Unsicherheit auf und eigenes geheimes Unbehagen. Er sagte: „Ich weiß nicht, wie Sie zu Ihren Vorstellungen kommen, Frau Muller? Ich glaube auch nicht recht, daß Besucher hier weniger gern empfangen werden als früher. Nur, während der Wiederherstellung des Hauses und der Neueinrichtung auf der Farm wären Herumsitzer eine Zeitlang freilich im Wege gewesen. Daß Wiederherstellungs- und Neuerungsarbeiten hier nötig waren, das ist

einer Nachbarin sicherlich bekannt; und daß selbst eine so fleißige Frau wie Frau Prinsloo hierzu Manneshilfe braucht, das wissen Sie auch; und auf den Wunsch von Frau Prinsloos Vaterbruder bin ich gekommen." Da sagte die Fremde jetzt klagend statt anklägerisch: „Herr Friebott, Sie dürfen mir ja nicht böse sein und dürfen mir, bitte, nicht gleich nachrechnen, daß ich mich in fremde Dinge ohne eigenes Recht mische." Und sie sagte, mit einem Tuche die feuchten Augen wischend und fast jammernd: „Mein Sohn ist früher oft hierhergekommen, da waren Sie noch lange nicht hier; da wußten Sie noch gar nichts von Onverwacht; und mein Sohn hat doch Frau Prinsloo lieb ..." Danach begann sie richtig zu weinen und zu schluchzen, wie alte Frauen schluchzen, wenn sie ein vermeintliches Unrecht, das ihnen oder den Ihren angetan sei, entschleiern. Zum Mitleiden lud das Schluchzen kaum ein. Cornelius Friebott sagte mit Nüchternheit: „Ich bin Ihrem Sohne nicht im Wege. Für Frau Prinsloo kann ich selbstverständlich nicht sprechen. Ich kenne Frau Prinsloos Entschlüsse nicht. Wie könnte ich sie danach fragen?!" Das Gespräch ging in anderen Wendungen bei gleichem Inhalte eine gute Weile hin und her. Aus der erregten Mutter wetterleuchtete es immer wieder, ja, grollte der aufgespeicherte Zorn und versuchte der genährte Ärger zu stechen. Aber da der Gegner anscheinend immer kühler wurde, erschrak sie über die eigenen Vorstöße und in ihrer Angst, und um die Überspannung wettzumachen, fiel sie dann in lauteren Jammer zurück. Cornelius Friebott sah sie aus verhaltener Gereiztheit heraus oft verwundert an, ihm war solche Art noch nie begegnet; der Besucherin diente dennoch, daß sie auf seine Eltern hingewiesen hatte, und daß sein eigenes Gefühl nicht im Gleichgewichte war.

Er atmete auf, als er sich, wie es schien plötzlich, neben ihr hergehen merkte auf dem Wege zu ihrem alten, klapprigen Gefährt mit den zwei alten und schlecht beschirrten

Gäulen. Er half der sich übermäßig Entschuldigenden beim Einsteigen, er schnallte den einen Zügel zurecht.

Dann, das Gefährt war schon außer Hörweite und fast außer Sicht verschwunden, und er stand immer noch gedankenlos ausruhend an der gleichen Stelle, waren mit eins Freude und Rast fort, und eine Mißstimmung umfing ihn. Er murmelte vor sich hin: „Wenn sie ihren Sohn, den die Mutter zum Ehebette führen muß, schicken will, soll sie es doch tun! Und wenn Lotta Prinsloo ihn nehmen will, was habe ich damit zu schaffen; von ihm gesprochen hat Lotta nichts.“ Er blickte verdutzt um sich, als er die eigene Stimme hörte und wandte sich von neuem dem Garten zu.

Im Garten kümmerte er sich nicht mehr um die Pflänzlinge und Sämlinge, sondern er huckte auf der Bank nieder und stemmte die Ellenbogen auf die Knie und stützte den Kopf und starrte vor sich.

„Man muß etwas wollen, oder man muß etwas nicht wollen. Man kann nicht zugleich dasselbe wollen und nicht wollen und nicht wollen und wollen.“ Cornelius Friebott versuchte herauszubekommen, was er etwa nicht wolle oder auch wolle. Es war lächerlich und ärgerlich, daß sich keine Antwort fand. Da begann er, wie zur Ausflucht, durch die Entfernung auf die blonde Frau hinzuschauen. Sie saß jetzt in einer Kirchenbank in einem der langen Burengottesdienste und hörte der eintönigen, langen Predigt eines ihrer Predikanten zu; das heißt, ihre Gedanken waren sicherlich zurück auf Onverwacht; vielleicht überlegte sie, was in nächster Woche zu tun sei, oder was die vergangene geleistet habe, vielleicht ... Ja, ob nun Carlotta an einen Bestimmten dachte, oder dachte, daß es an der Zeit für sie wäre, Kinder zu gebären und aufzuziehen, es geschah jedenfalls bei Heiterkeit, bei einer kecken Sorgenfreiheit, bei einem kindlichen Stolze auf ihre wohlhabende Begrenztheit. Ja, Carlotta Prinsloo, die wollte nirgendwo mehr als sich selbst; innerhalb ihrer zufriedenen Welt war sie bereit, jedem Teil-

haber gut und freundlich zu sein; und war gewiß auch bereit, den Mann, dem sie sich nicht nur vor Gott, sondern auch den Menschen als Ehefrau in Liebe ergebe, als König über sich und ihren Kreis zu setzen, als König, dem sie innerhalb ihres Kreises lachend zu folgen bereit wäre. Eine tüchtige Frau, eine frohe Frau, eine liebeslustige Frau, Carlotta Prinsloo, eine Frau, die zu arbeiten und zu tollen und zu streicheln vermochte, eine Frau von großer Lebenskraft, von lachender Frische, von Ansehnlichkeit, von Besitz, eine Frau, der er, Cornelius Friebott, von anderm und einzelnem zu schweigen, die neue Sicherheit dankte, die einem Mannsbilde nur aus der Hingabe eines Weibes kommt; bei der er, Cornelius Friebott, völlig lachende Tage lernte; die ihm, nicht wie eine Mutter — denn wo vermochte Anne Friebott solches — und auch anders als der Vater, über ärgerliche Stellen des Herzens spielend hinzustreichen verstand, daß sie einen eben nicht mehr ärgerten, daß sie eben einfach verschwunden schienen.

Cornelius Friebott dachte: „Wenn sie den jungen Muller oder irgendeinen nimmt, dann ist es für mich alles vorbei; und hier, hier kann ich dann keinen einzigen Tag länger bleiben."

Cornelius Friebott dachte: „Aber das Mädchen muß doch heiraten, und im Wege darf ich ihr nicht sitzen, und das Hindernis darf ich doch nicht bleiben, selbst dann nicht, wenn sie es möchte, selbst dann nicht, wenn es ihr noch einige Zeit recht wäre."

Cornelius Friebott dachte: „Dann also, dann werde ich ohne ihre Heiterkeit und aus ihrer Sorge sein, dann gehöre ich zu keinem Menschen und kein Mensch mehr zu mir hier im Lande. So ist es, so ist es doch!" Cornelius Friebott bedachte dies alles. Es war ein scheußlicher Sonntag nach dem guten, frühen Morgen. —

Stina Windvogel schrie ihre schrille Stimme heiser, bevor Cornelius Friebott antwortete, bevor sie ihn fand.

Stina Windvogel sagte: „Aber mein Baas, du mußt doch essen ..." Stina Windvogel fragte lächelnd und lauernd: „Mein lieber Baas, was hat Mefrou Muller von Baas gewollt?" — „Von mir?" entgegnete Cornelius Friebott, „von mir? Was von mir? Sie wollte Frau Prinsloo besuchen!"

Als Carlotta Prinsloo heimkehrte, gab er ihr die gleiche Auskunft. Er erzählte nicht, daß von einem Manne irgendwelche Rede gewesen sei und daß der Nachbarsohn seine Werberitte wieder aufnehmen wolle; es war ihm zu schwierig. Carlotta Prinsloo sagte beim Gutenacht: „Was ist mit dir heute geschehen? So quer habe ich dich noch nie gesehen. Ich hätte doch nicht ohne dich fahren sollen. Oder fühlst du dich krank?" Cornelius Friebott versuchte zu lachen. Er antwortete: „Vielleicht ist es das Nichtstun. Ich will es jetzt schnell aus den Gliedern und aus dem Kopfe schlafen." Sie sagte: „Oder ist es die Zeitung?" Sie versuchte ihm in die Augen zu sehen. „Wenn deine Gedanken einmal nicht so weit in die Welt liefen! Was können deine Sorgen an den Dingen ändern?" Sie fand seine Augen nicht. —

Die Sendung an die Gute Hoffnung reiste sehr schnell. Neun Wochen nach der Aufgabe traf in Onverwacht der Dank ein. Die Briefe kamen getrennt. Görge Friebott schrieb an den Sohn: „Frau Prinsloo muß eine gute Frau sein. Wäre ihr Brief ohne den Deinen gekommen, so hätten wir hier ein klareres Verständnis gehabt als jetzt, da Du zugleich mit ihr schriebst und eher wegnahmst als hinzutatest. Aber ich will nicht drängen; denn das weiß ich selbst, Du sollst es nur der Mutter nicht wieder erwähnen, daß es Dinge gibt, davor man einfach eine Zeitlang stille stehen muß."

In Görgens Brief lag ein Brief Martin Wessels ein, der im April aus Johannesburg im Transvaal abgesandt war, und darin Martin Nachricht verlangte und in ganz kurzen Sätzen mitteilte, er sei seit Monaten von Indwe und

Petrus Potgieter fort; und in dem auch er dürr und trocken auf einen nahenden Krieg zwischen Bur und Briten, das sei zwischen Bauer, Händler und Spekulanten, hinwies, mit dem er, der Arbeiter, aber auf keiner Seite etwas zu tun haben wolle.

Carlotta Prinsloo sagte: „Nun denke nur, dein Vater weiß nicht, ob ich eine junge oder alte Frau sei, und das fragt er mich. Und nun denke dir, wenn ich alt wäre, wie käme dir das vor? Aber hat er nicht einen sehr schönen Brief geschrieben?"

Der Brief Görgens an die junge, frohe Frau war in der Tat ein schöner Brief. Cornelius Friebott sah in Gedanken den Sack und den Wein vor der Guten Hoffnung anlangen. Er sah die Mutter beides auf die Dreschdiele schleppen, wo es den Vater erwarten sollte. Er sah Görgen trotz der Abwehr der Mutter nicht nur den Sack in die Stube tragen, sondern auch das glucksende Fäßchen in die Stube rollen. Er sah ihn mit leise zitternden Fingern den Sack öffnen und erst die Briefe suchen und lesen und in die Küche hinein vorlesen; und dann sah er, wie Anne Friebott, nun doch sehr neugierig gemacht, hinzutrat, und wie sie die Felldecke entrollte und über die Polsterbank legte und die Weichheit betastete, und wie sie die Strickjacken genau prüfte und den Würzgeruch der eingezuckerten Apfelsinen und Zitronenschalen einsog und das Dörrfleisch etwas argwöhnisch betrachtete, und zuletzt, wie die zwei Eltern zusammen das Bild des Hauses in Händen hielten, dabei Anne Friebott mit verkniffenen Mundwinkeln wortlos blieb und Görge Friebott fortwährend lobte, fragte und erklärte. Aber nach der Mutter Hinaus begann erst des Vaters große und besondere Stunde. Da huben die Dinge zu reden an. Da begann der schwere, rote Wein zu künden vom Tafelberge als von einem der großen Landmale der Welt; die Schakalfelle der Pelzdecke ließen eine Wildnis aufrollen, darinnen die Natur noch übermenschlich ist; die

Wolljacken erinnerten an die weiten, freien Ebenen des Burenlandes mit ihren Schafherden, am Rande der Steppe zogen Springbockgeschwader, und aus verborgenen fremdartigen Obstgärten dufteten köstlich die Orangenblüten; und das Bild gab für den menschlichen Ausgang Wesen und Gestalt. Aber die Gegenstände verkündigten sich nicht mit der baren Nüchternheit eines schattenlosen, vertrocknenden afrikanischen Sonnentages, sondern sie hatten das Geheimnis der kurzen afrikanischen Dämmerung oder des Mondenscheines an sich. Sie verkündigten sich in die Stille und die alte Geschichte des Hauses und der Weserwälder und des Wesertales fast als Märchen, wie ein Deutscher solche Verkündigung braucht; wie solches das ganze seltsame deutsche Volk braucht, das aus Enge und Kälte und Nacht heraus zweitausend Jahre die Wärme und strahlende Sonne sucht und immer wieder abgedrängt wird, wie es das Volk braucht, das fortwährend leidenschaftlich die Welt entgöttert um der noch tieferen Andacht und des noch größeren Wunders willen.

Als Cornelius Friebott den Brief des Vaters las, war es wie Kinderzeit und war es wie am Tage des Segens vor der Ausfahrt mit dem Seeadler: Görgen Friebotts ganzes Glück an der weiten, reichen, lebens- und farbenvollen Welt, davon ihm selber so wenig vergönnt war, erschien noch einmal mit dem Briefe; und die Lebendigkeit seines Geistes verband die Dinge, und von dem alternden und unerfüllten und gedrückten Manne her klang es recht wie ein Liebeslied an den Schöpfer um der Pracht und des unermeßlichen Reichtums seiner Werke willen.

Lotta Prinsloo lehnte über die Schulter des Lesenden. Cornelius Friebott griff die Hände der jungen Frau. Er sagte: „Lotta, du Liebe, was er sich von mir wünschte, dafür aber in mir viel zuviel Unruhe ist, du hast es ihm gegeben."

Sie waren sehr glücklich an diesem Abend. — Des

Mannes Seele floß hin und her zwischen Onverwacht und der Guten Hoffnung, und Carlotta Prinsloo meinte, sie besäße von nun an den Geliebten ganz, sie meinte, sie und Görge Friebott hätten ihm zusammen das Gesichtsfeld endlich verstellt.

Carlotta Prinsloo sang immer wieder leise zwitschernd vor sich hin: „Dat du min Leevsten bist, dat du wull weest. Kumm bi de Nacht, kumm bi de Nacht, segg wo du heest. Kumm bi de Nacht, kumm bi de Nacht, segg wo du heest.“ Als könne sie damit einen Zauber ausüben, als könne eine Frau damit einen Mann für ein ganzes Leben binden. „Kumm du um Middernacht, kumm du Klock een! Vader slöpt, Moder slöpt, ik slaap alleen. Klopp an de Kammerdör, fat an de Klink; Vader meent, Moder meent, dat deit de Wind.“

Cornelius Friebott sagte: „Um Gottes willen, das darf nie jemand bei dir hören!“ Sie sagte: „Ich habe es von dir für dich gelernt.“ Er sagte: „Ich habe es in meiner Fahrenszeit aufgefangen.“ –

Mit Albert Muller begannen die übrigen Freier einer nach dem andern wiederzukehren; und es schien, als wenn ihnen oder einem Teile von ihnen das Hofmachen in der Mehrzahl ein besonderes Vergnügen bereite. Denn an bestimmten Tagen zu bestimmten Stunden trafen sie sich auf der Stufe von Onverwacht oder kamen sie zusammen angeritten. Zuweilen sah Cornelius Friebott von irgendeiner Arbeit aus drei Pferde einträchtig nebeneinander in geschwindem Paßgange heranziehen; zuweilen standen, wenn er von einer Weite der Farm heimkam, sogar fünf Pferde an das Geländer der Stufe gebunden, und schon in der Ferne war Carlotten Prinsloos lachender Dreiklang und bald ihr schlagfertiges Reden zu hören, ob nun ausnahmsweise Albert Muller allein auf einem Stuhle vor ihr Platz genommen hatte, oder ob drei und fünf verliebte junge Männer sich vor ihr in Ansehen zu setzen versuchten. Manch-

mal waren dieser Anblick und diese Heimkehren doch nicht ganz leicht. Aber dann schalt sich Cornelius Friebott: „Was fällt dir ein? Was für ein Recht hast du? Man kann nicht zugleich wollen und nichtwollen und nichtwollen und wollen." Manchmal fuhr es ihn an: „Nun raus mit der Gesellschaft! Nun Schluß und raus! Was tut ihr hier bei mir? Was tut ihr hier, wo ich Herr bin?!" Dann verspottete er sich sehr: „Ich Herr? Ich Herr? Gefallen könnte es mir wohl. Alles in einem ohne Mühe: Eine gesunde, eine tüchtige, eine reiche Frau und eine schöne Farm. Die ganze Welt brauchte ich danach nicht mehr und niemand. Nur, nur, es ist mir nicht bestimmt." — Sobald Carlotta Prinsloo ihn daheim oder in der Nähe des Hauses wußte, hörte ihre heitere Harmlosigkeit keineswegs auf, mit den jeweiligen Freiern zu scherzen und weiterzuschwatzen, aber das Lachen und die Stimme bekamen ohne Wollen, und vielleicht ihr selbst unmerklich, einen anderen Klang. Lachen und Lied ihrer Worte flogen auf die Suche an den jungen Männern vorbei zu dem einen Manne, an den sie dachte. Lachen und Lied ihrer Worte wurden tiefer und voller und glücklicher, da sie zu dem zu dringen trachteten, dem sie gehörten. Die Freier wurden niemals durch den deutschen Helfer gestört; sie achteten sich selbst nicht gering, sie meinten wahrscheinlich keiner, Carlotta Prinsloo könne den Fremden eher wählen als einen unter ihnen; dennoch spürten sie, wenn die junge Frau in die Ferne zu klingen anfing, sie machten sich dann gewöhnlich bald fort und grüßten den Deutschen bei einer Begegnung weniger höflich. —

In dieser Zeit ging der Kampf hin und her, durch den die Weltenmacht England die kleine Burenrepublik Transvaal zur Kriegserklärung zu treiben suchte.

Die Weltenmacht England verlangte, das kleine, langsame Burenvolk solle allen Fremden, die des Geldes und

der Diamanten und des Handels und anderer Ausbeute wegen in das Burenland gekommen waren, gleich und sofort volle Bürgerrechte verleihen. Es war ein sehr seltsames und ganz trauriges Spiel. Das Spiel ging aus von englischen und jüdischen Geldleuten. Die Geldleute wollten für die Ziele des Geldsackes die Macht an sich reißen; so lange, bis ihre Taschen ohne Hinderung rund und voll gestopft wären, so lange, als der Boden des Burenstaates noch Gold und Goldwert enthalte. Sie logen also mit Bittschriften, darin dieselben Namen vier- und fünfmal eingezeichnet standen, von Toten und erfundenen Namensträgern zu schweigen, und darin die Hälfte der echten Unterschriften erkauft und erpreßt war, nach England hin, die Ausländer im Transvaal würden unterdrückt. Sie berichteten heimlich, wenn in der Burenrepublik nicht andere Leute bald zur Regierung kämen, dann breite sich von der Republik her in Südafrika eine Verschwörung gegen alles Englische aus. Sie schrieben ganz geheim, das Deutsche Reich gewönne zu großen Einfluß in der Burenrepublik und bei den Buren, und es sei höchste Zeit. Die Regierer der Weltenmacht England spielten das Spiel weiter auf ihre Weise; sie glaubten ganz gewiß nicht an die Unterdrückung der Ausländer; sie wollten auch kaum ein unabhängiges Geldsackregiment an Stelle der Buren; dagegen argwöhnten sie, die Verschwörung gegen alles Englische könne Wahrheit sein und der deutsche Einfluß werde wirklich zu groß. Also stellten sie sich gläubig und verlangten vor der Welt Freiheit und Bürgerrechte für die Fremden im Transvaal. Ja, Großbritannien verlangte für Briten fremdes Bürgerrecht in fremdem Lande; es war ein Verlangen, das fast zu dumm war, um noch edel und moralisch erscheinen zu können. Die Buren waren sehr verdutzt. Sie begriffen, daß sie an der Reihe seien und die Weltenmacht dieses Mal vor Waffengewalt nicht zurückschrecken werde, wenn sie dem Verlangen nicht genügten. Sie begriffen zu-

gleich, daß, wo sie das Verlangen erfüllten, die Fremden und das fremde aus dem eigenen Boden gewonnene Geld ihnen in ihrem eigenen mit Blut und Not und unendlicher Entbehrung gekauften und geliebten Vaterlande das Haus- und Herrenrecht streitig machen wollten. Ihre Burenschädel verstanden, daß, wenn sie nicht gehorchten, wiederum Blut fließen müsse, und daß, wenn sie gehorchten, an Stelle der Liebe zur Scholle die Liebe zu Geldsack und Handel das Schicksal der Heimat bestimmen würde.

Es war nicht nur ein trauriges, nein, es war ein erschütterndes Spiel. Cornelius Friebott saß jeden zweiten Abend mit aufgestützten Armen und brennenden Augen vor der Zeitung. Er dachte: „Es ist gerade, als wenn bei uns an der Oberweser fremde Holzhändler die Herrschaft bekommen sollen, bis daß die Wälder abgeschlagen sind. — Und dann gehen sie fort.“

Carlotta Prinsloo hörte ihn murren und sah seine Fäuste sich ballen und seine Wangen sich röten. Sie sagte das erstemal: „Ach, das böse Gesicht steht dir gar nicht!“ Er blickte sie wie aus der Ferne an und fand sich mühsam nach Onverwacht zurück und fragte kopfschüttelnd: „Das böse Gesicht? Das böse Gesicht? Was meinst du?“ Und dann sagte er fast zornig: „Wie magst du so unbekümmert sitzen? Lies doch wenigstens, was vorgeht! Es ist doch auch deine Not, ja, die ist es ganz gewiß. Es ist noch viel mehr deine als meine Sache, wenn man es recht bedenkt!“ Sie antwortete: „Ach, die Engländer und die Transvaalburen streiten, solange ich denken kann. In allen den Jahren haben wir im Oranjefreistaat uns mit den Engländern ganz ordentlich vertragen, und im Kaplande läßt sich's doch ebenfalls leben!“ Cornelius Friebott sagte: „Ja, ihr im Freistaate habt euch vertragen, weil in eurem Boden keine Schätze mehr stecken; euer Diamantenland hat England gleich zu Anfang weggenommen. Aber aus dem Streite mit dem Transvaale wird schwerer Ernst. Und wenn Eng-

land wenigstens die nackte Wahrheit sagte, wenn es wenigstens kurz und bündig sagte, wir wollen das Gold, wir wollen die Goldausbeute nicht in andere Hände fallen lassen, wir wollen nicht, daß die Macht des Goldes sich in anderen Händen vielleicht gegen uns kehrt! Wenn sie wenigstens ehrliche Räuber wären; aber ihre Lügen machen einen krank!" Carlotta Prinsloo sagte: „Was ihr Männer und Deutschen für närrische Gedanken habt. Ehrliche Räuber? Ehrliche Räuber wären ja eigentlich gar keine Räuber mehr! Und wir sind nicht im Transvaal!" Cornelius Friebott sagte: „Nein, aber es ist eine Sache. Es ist aller Menschen Sache wegen der Lüge." Da kam sie um den Tisch herum und war wie eine verliebte, schmiegsame Taube. Cornelius Friebott sagte seufzend: „Wie ist das möglich, wie ist das nur möglich, daß du so abgewandt leben magst? Wie ist das möglich, daß ihr Frauen so selten aus euch sein mögt?" —

Einmal, als drei Freier auf der Stufe saßen, traf Cornelius Friebott mit Christina Windvogel im Küchengarten zusammen. Cornelius Friebott war heimgekommen und war aus dem Hause wieder hinausgegangen, weil das Ballspiel der Worte und das Gelächter ihn mehr als gewöhnlich störten. Stina Windvogel jätete, sie sagte, ohne aufzusehen: „Ja, mein Baas, auf der Stoep sind wieder drei Männer." Sie sagte: „Unter den drei Männern ist einer, der war noch nie hier." Sie sagte: „Mein Baas, Carlotta gefällt so vielen Männern gut; und weil Onverwacht eine sehr schöne Farm ist, gefällt Carlotta den Männern besonders." Sie sagte: „Mein Baas, einmal muß Frau Lotta doch wiederum heiraten. Wenn Frau Lotta so alt ist wie ich, dann ist es zu spät!" Sie sagte: „Mein Baas, mein lieber Baas, wenn unsere Frau Lotta einen dieser Männer nimmt, einen dieser Männer hier oder in Indwe, was wirst du dann tun?" Sie sagte: „Mein Baas, mein lieber Baas, kann eine weiße Frau mit zwei Männern

in einem Hause wohnen? Eine weiße Frau kann es nicht, und eine farbige Frau kann es auch nicht." Sie sagte: „Mein Baas, mein lieber Baas, woran denkst du? Willst du von uns fortgehen?" Da sagte Cornelius Friebott: „Stina, was schwatzest du nur immerfort?!" Und er fügte zu: „Es gibt Krieg ... und dann ist keiner mehr hier!" Stina Windvogel fragte: „Und Lotta? Und Lotta?" Sie fragte es immer wieder. Weil sie gar keine Antwort bekam, sah sie auf, da war Cornelius Friebott nicht mehr im Garten. —

Im September stand an einer verborgenen Stelle der Zeitung zu lesen, die Deutschen der Städte Johannesburg und Pretoria im Transvaal hätten eine Versammlung untereinander abgehalten. In der Versammlung sei beschlossen worden, die Deutschen — verstanden waren die Transvaalbürger deutscher Herkunft — wollten, wenn der Burenstaat seine Grenzen zu verteidigen habe, in einem besonderen deutschen Verbande ihre Dienstpflicht erfüllen, anstatt einzeln in den Burenkommandos gegen den Feind zu reiten.

Dieser Nachricht folgten andere an gleicher Stelle. Es hieß: „Der Präsident und der ausführende Rat haben der Bildung einer deutschen Abteilung für den Fall der Not zugestimmt." — Es hieß: „In Heidelberg und Potchestroom haben sich die Deutschen ebenfalls zusammengetan, um, wenn sie aufgerufen werden, zusammen ihrer Verpflichtung zu genügen." — Es hieß: „Falls eine deutsche Abteilung gebildet wird, soll sie von dem Vorsteher des Gefängniswesens der Tranvaalrepublik, dem Oberstleutnant Schiel, geführt werden, der in seinen jüngeren Jahren Wachtmeister im preußischen Heere gewesen ist." — Es hieß: „Wir weisen darauf hin, daß, falls die deutsche Abteilung je zusammentreten sollte, was ohne Not nicht geschehen wird, irgendein Sold oder irgendeine Vergütung den Kameraden deutscher Herkunft ebensowenig ausbezahlt werden

kann wie den Landessöhnen bei ihren Kommandos; auch ist nach den Landesgesetzen jeder verpflichtet, Pferd und Ausrüstungsgegenstände selbst zu stellen." — Es hieß: „Vielleicht kann ein Teil der besitzlosen Deutschen mit Pferd, Zaumzeug und Sattelzeug und anderen Notwendigkeiten versorgt werden. Gewehre und Patronengürtel liefert die Transvaalregierung." — Es hieß zuletzt: „Diejenigen Deutschen, die sich der Führung des Obersten Schiel nicht anvertrauen wollen, finden Gelegenheit, einer deutschen Abteilung unter den Herren Dr. Valentiner und v. Quitzow beizutreten. Auch bei dieser Abteilung handelt es sich nicht um Söldner und nicht um eine Freischar; sondern nur die gesetzliche Bestimmung soll auch hier erfüllt und die Liebe zum Lande durch deutsche Tat bewiesen werden," und hieß: „Die Bürger holländischer, französischer, skandinavischer, nordamerikanischer und irischer Herkunft eifern dem deutschen Beispiele nach und bilden eigene Abteilungen." —

Während diese Anzeigen an unauffälliger Stelle der Zeitung in Zwischenräumen einander folgten, standen an anderer Stelle die Nachrichten von den englischen Truppenverschiebungen und von der Bildung englischer Freiwilligenregimenter bei hoher Löhnung. — Die Einkreisung der Republiken begann, unterdessen die trostlosen und unlauteren Verhandlungen sich weiter schleppten und gutgläubige Menschen ihr Bestes versuchten. Ja, in den Zeitungen war schon längst Krieg, die Drahtzieher wußten auch, daß er käme; aber sonst glaubten und hofften die meisten Südafrikaner noch an einem Kriege vorbei.

Als Cornelius Friebott die Nachrichten von der Bildung einer deutschen Abteilung auftauchen sah, schnitt er sie aus und tat sie in einen Umschlag zusammen. Carlotta Prinsloo reichte ihm die Schere hinüber, aber sie fragte ihn viele Tage nicht, was die Papiere enthielten, und er sagte nichts. In der letzten Septemberwoche, als er den letzten Ausschnitt zugefügt hatte, zog sie den Umschlag zu sich

herüber und begann zu lesen. Sie wurde blaß dabei und saß ganz stumm und hatte Tränen in den Augen. Sobald Cornelius Friebott die Zeitung zu Ende gelesen hatte, wollte er nach dem Umschlag greifen. Er fragte: „Hast du etwas weggenommen?“ Sie schob ihm den Umschlag wieder zu, aber ließ die Hand darauf zögern und starrte herüber. Er sagte: „Lotta, Mädchen, wie siehst du nur aus? Was ist denn?“ Sie fragte flüsternd: „Warum hast du das alles ausgeschnitten?“ Er sagte: „Je nun, mich geht's doch an.“ Sie sagte und flüsterte wieder, damit das Weinen in ihr nicht laut würde durch die laute Stimme: „Du hast es ausgeschnitten, weil du in die deutsche Abteilung eintreten willst...“ Er sagte: „Ja, was soll ich denn sonst machen, wenn es losgeht? Es bleibt dann nur noch die andere Möglichkeit übrig, daß ich mit dem Kronstad-Kommando reite, dann habe ich womöglich Albert Muller rechts von mir und einen deiner anderen jungen Männer links von mir; wo es aber zum Sterben gehen kann, sind mir offengestanden Landsleute in meiner Umgebung lieber; außerdem habe ich kein Pferd für den Kommandodienst.“ Sie flüsterte: „Kein Pferd? Kein Pferd? Kannst du nicht jedes Pferd auf Onverwacht nehmen?“ Sie flüsterte: „Und dann und dann, du bist kein deutscher Transvaalbürger und kein deutscher Freistaatbürger, sondern ein deutscher Untertan.“ Und sie sagte lauter und mutiger: „Das habe ich neulich selbst gelesen, daß der deutsche Generalkonsul Lindequist in Kapstadt die deutschen Untertanen warnt, bei irgendwelchen politischen Verwicklungen die eine oder andere Seite durch irgendeine Handlung zu unterstützen.“ Sie sagte eifrig: „Ja, ich glaube, diese Zeitung habe ich dir damals weggenommen, und ich kann sie auch sicher noch finden, und du kannst es nachprüfen.“ Cornelius Friebott sagte: „Suche nicht, ich weiß es ja und habe es auch gelesen.“ Sie sagte: „Siehst du! — Und dann ist es überhaupt noch nicht so weit und kommt

gar nicht so weit; und dann sind, wenn es wirklich schlimm ginge, die Transvaaler dran, aber immer noch nicht die Freistaater. Und dann, wie könnten alle weglaufen von den Farmen? Wer soll denn Schafe scheren? Wer soll denn achten, daß zur rechten Zeit gepflügt, gesät und geerntet wird? Wer soll denn das farbige Volk im Zaume halten? – Das gilt alles etwas. Das gilt alles sehr viel. Denn wollen die Männer, die an die Grenze reiten, von nichts und gar nichts leben?" Cornelius Friebott meinte, ihr Kummer sei verflogen, und er lächelte, weil sie eifrig war. Er sagte: „Lotta, Mädchen, alles das kannst du selbst. In den zwei Jahren vor meiner Ankunft war kein Mann hier. Und du hast ordentliche Leute." Sie sagte: „Nein, zwei Jahre war kein Mann hier. Aber wie war es damals und wie ist es heute? Was hast du –", und weil er auf sie deutete, sagte sie: „also, was haben wir beide, du und ich, in den dreiviertel Jahren hier aufgewirtschaftet? Ist das nichts? Ist das nichts? Gilt das nichts?" Er antwortete vor sich hin: „Es gilt schon, denn das erkenne ich draußen täglich, daß uns ein Segen dazu gegeben wurde, daß ein Segen darauf ruht; das ist wahr, das sehe ich immerfort und immer wieder." Da reichte sie beide Hände über den Tisch und sagte: „Du sollst mir versprechen, daß du dich nicht im vorhinein zu der deutschen Abteilung meldest! Oder, oder hast du es schon getan?" Er antwortete: „Nein!" Sie sagte: „Also sollst du versprechen, daß du durch eine solche Meldung das Schicksal nicht heraufbeschwörst." Cornelius Friebott sagte: „Das ist ein törichtes Versprechen, aber wenn du willst, wenn du es so schwer nimmst. – Wenn aber das Kronstad-Kommando reiten muß, dann ist auch meine Zeit gekommen!" Sie wischte die Tränen aus den Augen, sie sagte: „Gottlob, so weit ist es noch nicht. Dann –, ja, dann meinetwegen!"

Carlotta Prinsloo redete sich ein, sie hätte nicht nur

über den unruhigen Mann einen Sieg erfochten; sie verrannte sich in die Überzeugung, durch sein Versprechen sei das ganze Kriegsgespenst gebannt oder doch vom Freistaate abgewehrt oder doch wenigstens für Onverwacht und ihre Liebe unwirksam gemacht worden. Aber zu welchem Selbstbetruge ist eine Seele nicht fähig, wenn sie sich an ihrem Glücke festklammern möchte?

Auf den ersten Oktober, und das war keine Woche hiernach, fiel ein Sonntag. Es stand die alte Sonne über dem Lande, und in allen Farmhäusern lagen die Bibeln offen und saßen Menschen laut oder stille lesend darüber gebeugt. Wenn aber ein Auge aus Himmelsferne die große Fläche des Landes hätte beobachten können, die einzelnen Reiter wären ihm aufgefallen, die sich von Farmhaus zu Farmhaus bewegten. Sie kamen rasch heran, sie saßen binnen nicht nieder zu langem Redetausche, sie kehrten gleich zu ihrem Pferde zurück; und da der linke Fuß in den Bügel fuhr, war das Tier schon im voran. Zuweilen, wo ein weißer Mann ihnen aus dem Hause entgegentrat, blieben sie im Sattel und erklärten kurz und bündig, wider alle Gewohnheit kurz und bündig und aus dem Sattel heraus, was sie mitzuteilen hatten. Und dem Davoneilenden sah der Angesprochene nach; oder hinter ihm her, nicht gleich hinter ihm her, sondern ein paar Atemzüge später, traten die Aufgesuchten aus ihren Türen und blickten dem Verkündiger nach, staunend; als sei der Feldkornett oder des Feldkornetts Vertreter durch die Botschaft, durch den Ruf des Schicksals, den er überbrachte, ein anderer geworden als der Mitbürger, den sie von klein auf und langher kannten.

Das Wohnhaus von Onverwacht ritt der Feldkornett Erasmus Liebenberg erst am Spätnachmittage auf dem Rückwege an. Daß an diesem Nachmittage keine Besucher erschienen waren, war ein wenig auffällig; sonst wußten

sie nichts im Hause. Der schwere Erasmus Liebenberg sah die Hausfrau lesend auf der Stufe sitzend. Carlotta Prinsloo hatte die geöffnete Bibel neben sich und hatte ein Schmökerbuch im Schoße verborgen. Sie schrak zusammen, als Erasmus Liebenberg fragte: „Bei euch ist doch nur der deutsche Mann?" Sie trat gleich an das Geländer. Sie sagte: „Ja, Oom Erasmus, hier ist nur Herr Friebott. Was gibt es? Willst du nicht absatteln?" Erasmus Liebenberg sagte: „Guten Tag, Nichte. Nein, ich kann nicht. Ich bin seit Sonnenaufgang unterwegen. Der Bezirk ist zu groß. Ja, Roelof und Karel sind auch unterwegen. Ich dachte, du hättest vielleicht noch weiße Handwerker im Tagelohne, weil davon die Rede war." Er wandte schon das geduldige Pferd. Carlotta Prinsloo fragte schnell: „Oom Erasmus, du mußt doch sagen, was geschehen ist?!" Erasmus Liebenberg sagte: „Das Kronstader Kommando ist aufgerufen. Die Feldkornettschaft soll sich bis morgen abend auf meinem Platze Sedan sammeln, jeder Mann mit Pferd und Sattel und Zaum, mit Büchse, mit dreißig Patronen, mit Mundvorrat für acht Tage." Carlotta Prinsloo fragte: „Oom Erasmus, ist es Krieg?" Erasmus Liebenberg antwortete: „Nein, sondern falls Krieg wird, damit der Engländer bei uns nicht einreitet." Carlotta Prinsloo war von der Stufe gekommen, sie stand neben dem großen, schweren Manne auf dem kleinen Pferde, sie reichte ihm die Hand hin in seine feuchte Hand, sie sagte: „Oom Erasmus, das sollst du mir, bitte, noch erklären, wie ist das, müssen die Ausländer mitreiten?" Erasmus Liebenberg zuckte mit den Achseln. Er sagte: „Nichte, laß ihn bleiben und noch helfen." Als Erasmus Liebenberg gleich darauf abritt und auf der anderen Seite des Hauses durch das Gatter wollte, kam ihm Cornelius Friebott nachgelaufen. Er hakte das Gatter auf für den Reiter. Er fragte: „Wie war das mit den Ausländern?" Erasmus Liebenberg antwortete: „Mann, genau weiß ich

das selbst nicht. Nach dem Gesetze soll jeder weiße Mann das Land mitverteidigen; aber im Gesetze war an die Kaffern gedacht als Feinde; und es scheint, wir dürfen die Deutschen, die keine Bürger geworden sind, nicht gegen die Engländer schicken." Cornelius Friebott sagte: „Aber fortjagen werdet ihr uns auch nicht?!" Erasmus Liebenberg sagte: „Fortjagen? -- Nein, sicherlich nicht. Aber sollte es wahrhaftig Krieg geben?"

Carlotta Prinsloo suchte die Zeitung mit der Abmahnung des deutschen Generalkonsuls. Sie legte sie sich zur Hand in der Eßstube. Cornelius Friebott sagte beim Abendessen: „Es ist gut, daß wir mit dem Scheren der Wolle so früh angefangen haben. Ich will das Scheren durchbekommen. Wenn der Feldkornett nicht weiß, ob ich überhaupt verpflichtet bin, so wird ihnen auch recht sein, wenn ich das Kommando an seinem Standorte an der Natalgrenze einhole. Die Kommandos unserer Gegend reiten doch samt und sonders über Harrismith, und dort werde ich zurechtgewiesen." Carlotta Prinsloo wunderte sich, daß sie nicht widersprach und nicht die Zeitung mit der Mahnung vor seine Augen brachte. Sie hatte, ehe er eintrat, noch gedacht: „Nein, er reitet nicht, — er reitet ganz gewiß nicht!" Carlotta Prinsloo sagte vielmehr: „Wir müssen auch noch manches besprechen; zum Beispiel bin ich auch in deiner Schuld und für alle Fälle möchte ich den Betrag an dritter Stelle hinterlegen, ja, für alle Fälle und bevor der Krieg anfängt, wenn er denn kommen soll." Cornelius Friebott sagte: „In meiner Schuld? Wenn ich das Pferd von dir nehme?" Und er sagte: „Nun gut, Petrus Potgieter wäre eine dritte Stelle, und du hast ein Guthaben bei ihm."

Sie schafften ungeheuer schwer durch vier Tage. Es gab in diesem Jahre eine Wollschur wie niemals vorher auf Onverwacht. Das ganze Vorratshaus füllte sich mit den großen ungepreßten Ballen. — Keiner von den Freiern

kam Abschied nehmen, weil keiner an einen Krieg glauben wollte oder in dem Aufmarsche ein Mehr sah als einen Jagdzug oder ein abenteuerliches Spiel.

Cornelius Friebott ritt am Freitagmorgen in aller Herrgottsfrühe vom Wohnhause von Onverwacht fort. Carlotta Prinsloo sagte: „Vielleicht bist du in vierzehn Tagen wieder da!“ Cornelius Friebott antwortete: „Ob ich in vierzehn Tagen oder zwei Monaten wieder da bin, wer soll das wissen; aber ich will dir jetzt danken für deine schöne Liebe.“ Da flüsterte sie: „Für Liebe danken, ach Gott, für Liebhaben gibt es nur Liebhaben ...“ Als sie noch einmal zu ihm sprechen wollte, war er schon hundert Schritt vom Hause und begann scharf anzureiten.

Was ist das seltsam, wenn einer aus dem gefüllten Arbeitsleben mit Knecht und Tier, mit Erde und Pflanze, mit Liebe und Pflicht heraus plötzlich mit nichts und niemand zu tun hat als mit dem eigenen Wege.

Cornelius Friebott lehnte an der Ringmauer, die um die Kirche von Harrismith läuft, er hatte Regenmantel und Decken über die Mauer gehängt zum Trocknen; das Pferd mahlte knirschende Maiskörner. Cornelius Friebott rauchte sich Wolken um den Kopf, er blies viel mehr durch die Pfeife, als er einsog. Es war nach einem elenden Regentage, an dem in einem regenarmen Lande doch jeder seine verstohlene Freude hat, ein stiller, warmer, ein gleichsam glänzend gewaschener Spätnachmittag geworden, und war Sonntag und war erst der zweite Tag nach dem Abschiede von Onverwacht. Cornelius Friebott hatte sich vorgenommen, in der Stadt zu übernachten irgendwo und bei irgendwem. Soll man nicht in einem Bette schlafen, solange Gelegenheit ist, und wo Gastfreundschaft sich an-

bietet? Aber wenn einer einen Ritt durch triefende Nässe acht bis neun Stunden mit sich und dem Pferde allein gewesen ist, eilt da das Einkehren bei Fremden? — Mantel und Decken müssen doch getrocknet werden, also können sie ebensowohl hier die Feuchte loswerden ohne Störung, ohne Dank und in Freiheit.

Mehr Nachzügler hatten in der Kirchenmauer ihr vorläufiges Ziel erkannt und hatten Mäntel und Decken über Mauer und Gitter gehängt und hockten rauchend neben dem Gewehre, rauchend und schwatzend, oder sattelten von neuem zum Weiterritte. Cornelius Friebott sah, daß ein Mann in schwarzem Predigerrocke von Gruppe zu Gruppe schritt und fragte und selber Auskunft erteilte. Als der Prediger näher herankam, wurden die Gespräche verständlich. Er erkundigte sich nach der Herkunft, er fragte nach dem Grunde der Verspätung, er gab an, welchen Weg das Kommando geritten sei, zu dem sich die Nachzügler jeweils bekannten. Er sagte: „Die Bürger des Heilbronner Bezirkes liegen vor dem Beguidenhouts Paß; die von Vrede halten zusammen mit den Unsrigen Mullers Paß besetzt; die Transvaaler reihen sich an um den Majuba herum." Er deutete jedesmal nach Osten auf die rötliche Bergmauer, wo ungefähr sich die Päſſe befänden, von denen es tief hinunter gehe in die englische Kolonie Natal. Er sagte: „Nein, nein, ihr kommt noch zurecht; die Kommandos liegen noch alle diesseits der Drakensberge und diesseits der Grenze; es ist doch noch Friede, aber lange wird es nicht mehr dauern. Der Engelsmann hat es in der Hand, und der Engelsmann meint es unzweifelhaft ernst."

Zehn Schritt von Cornelius Friebott lehnte ein anderer Einzelgänger rastend an der Mauer; der Prediger gelangte zu diesem. Der andere erwiderte: „Ich bin im Bezirke Bloemfontein zuständig, Herr Pfarrer." „Aus dem Bloemfonteiner Bezirke?", fragte der Prediger, „wie geht das

zu? Die Bloemfonteiner sind doch nicht an die Ostgrenze? Die sollen ja nach Südwesten geritten sein gegen Kimberley." Da antwortete der andere, so werde es sich verhalten. Aber er sei Lehrer und sei zunächst von dem Aufgebot überhaupt befreit gewesen; er habe aber gebeten, ob er nicht dennoch von Anfang an mittun und sich der deutschen Abteilung bei den Transvaalern anschließen dürfe, und es sei ihm gewährt worden. Der Prediger sagte: „Das heißt also, daß Sie deutscher Herkunft sind, und sind Sie deutscher Soldat gewesen?" Der andere sagte: „Ich habe in meiner Zeit bei der Kaiserlichen Marine gedient." — Der Prediger schien danach in Eile. Cornelius Friebott empfing im Vorüber die kurze Frage: „Und du, Landsmann?" Cornelius Friebott entgegnete: „Ich gehöre zu den Kronstadern ..." „Am Tintwa-Paß", rief der Pfarrer und wies nach Südosten, „sind schon vor drei Tagen im Regen hier durchgekommen, Landsmann!"

Da trat der Nachbar heran und sagte lachend: „Na, Pfarrer Kestells Landsmann sind Sie gewiß nicht, sondern meiner; aus Ihren sechs Worten habe ich das gehört. Stimmt's?"

Sie suchten sich alsbald zusammen ein Unterkommen. Am Morgen schlug der Lehrer vor: „Haben Sie irgendeine Verwandtschaft bei den Kronstadern oder sonst eine Erwartung? Wenn das fehlt, dann lassen Sie uns zusammenbleiben. Eben, da alles im Aufmarsche begriffen ist, weiß niemand, wo die deutsche Abteilung angehängt worden ist. Aber zwischen den Freistaatern von Mullers Paß und den anschließenden Transvaalern ist wahrscheinlich die Verbindung aufgenommen, oder sie wird es doch in diesen Tagen, und dann ergibt sich alles von selbst." Cornelius Friebott hatte nichts einzuwenden, also ritten sie nebeneinander nordöstlich aus Harrismith heraus und hielten auf Mullers Paß zu ohne Säumnis, aber auch ohne Eile.

Der Lehrer war der viel lebendigere Erzähler von beiden. Er war mit freundlichen Gedanken fortwährend zu Hause; jedoch die Gedanken blieben nicht still, sondern brachten die Freude an seiner Hausfrau und zwei eben erwachsenen Töchtern und zwei noch nicht flüggen, gesunden Söhnen, kurz an einem ganzen, anscheinend wohlgeglückten Hauswesen, immer wieder vor den jungen Begleiter. Cornelius Friebott hörte anfangs mit frischem Eifer zu, aber dann machten sich auch seine Gedanken fort zur täglichen Gewohnheit, als wie angesteckt; und sie bestimmten und griffen zu auf Onverwacht, und er sah Lotten Prinsloo leibhaftig, und er streichelte ihr die Wange und sagte: „Mädchen, was willst du nur? Ich habe dich doch lieb, aber ich bin ein Mann, und die Mannsgeschäfte gehen über das Haus hinaus!" — Seine Gedanken wurden im Gegensatze zu denen des Älteren gar nicht laut. Bei der ersten Rast fiel diesem selbst auf, daß er eigentlich allein rede, er sagte lachend: „Halt! Halt! Nun kennen Sie bei mir Frau Christina und wissen, was Hulda und Marie und Hilgert und Wolf unternehmen, und von Ihnen weiß ich eigentlich nichts!" Er erklärte: „Freilich, Sie fangen an in Südafrika, und ich habe einen Weg und eine Lebensstrecke hinter mir..." Statt nun den Hörer etwa auszufragen, nahm er jetzt die Not des Landes vor und lieferte, obgleich Cornelius Friebott nichts einwarf, recht einen Streit mit solchen Mahnern, die etwa den Freistaat vor der Unterstützung Transvaals zurückhalten wollten, oder die wegen des allerdings lächerlichen Mißverhältnisses der Kräfte den Transvaalern zumuteten, jeden englischen Befehl und das Treiben der Geldleute hinzunehmen als eine Auflage des Schicksals, dagegen Aufbegehren und Wehren vergeblich seien. Am Ende sagte er: „Aber warten Sie nur, Deutschland kommt den Buren zu Hilfe! Das werden wir erleben. Ich vertraue auf das Junkertum in Preußen und das Offizierswesen in Deutschland, das die englischen

Zeitungen seit Jahr und Tag schlecht machen in der Welt; warum geschieht es denn, als weil bei beiden die Geldleute noch ihren Widerstand fühlen und wissen, daß sie dort nicht Trumpf und erste Geige sind; und die in Deutschland werden begreifen, daß die große Gelegenheit gekommen ist, bei der sich die ehrlichen Freiheitsschützer in der Welt erweisen müssen." Cornelius Friebott war wiederum ein emsiger Hörer; in diesem Falle antwortete er nicht, weil er sich von der Heimat und den heimischen Verhältnissen ein anderes Bild machte und doch keinen brotlosen Meinungskampf heraufbeschwören wollte. Aber als der eifrige Begleiter sich nun Gegner suchte unter anderen Deutschen des Landes, und zwar unter den wenigen, die es aus meist uneingestandenen Gründen des eigenen Geldsackes mit den Engländern hielten, schien ihm, er habe dieselbe Stimme und dieselben Sätze und Anklagen schon einmal gehört. Und plötzlich fiel er dem andern ins Wort: „Haben Sie das, haben Sie das gleiche nicht einmal einem Johannesburger Deutschen auf dem Dampfer Kanzler gesagt, während die Ersatzmannschaften für den Seeadler um Sie beide als Hörer herumgestanden?" Da hielt der Lehrer seinen runden Gaul an und klopfte sich an die Stirne und sagte: „Herrje, Herrje! Und Sie sind der junge Mann, der abends zu mir kam und die Dinge ganz genau wissen wollte! Und ich, ich brüste mich sonst mit meinem Gedächtnis."

Es ergab sich wirklich alles von selbst. Zwar die Bürger der Bezirke Harrismith und Vrede unter dem riesenhaften Kommandanten Truter, die am Fuße des Gebirges mit Wagen und Zelten lagerten, hatten vorerst keine enge Verbindung mit den Transvaalern; und auch am regenströmenden elften Oktober, als der Engländer die Anfrage der Buren kurz zurückwies und der Krieg wirklich begann und der Berg überall besetzt wurde und die Vorposten schon über die Grenze vorgeschoben wurden, gab es noch kein

bestimmtes Wissen voneinander; aber am fünfzehnten Oktober meldeten die Späher und Wachen, daß auf der Natalseite der Drakensberge von Nordosten ein Kommando Buren heranreite. An diesem Tage war wieder ein Sonntag, tags zuvor hatte die Sonne von neuem gesiegt; und angelockt von dem schönen Wetter, waren aus den Orten Vrede und Harrismith und von den Farmhöfen die ganzen Heimgebliebenen, also meistens Frauen und Mädchen, zu Besuch gekommen in das Lager; und viel mehr schienen die beiden Bezirke vereinigt zu einem gemeinschaftlichen Volksfeste als zu einem letzten Abschiednehmen vor einem schon begonnenen, ungewissen Kriege. Um den Waffenbrüdern Ehre zu erweisen und zugleich den Besuchern ein kriegerisches Schauspiel zu gewähren, ließ Kommandant Truter seine sämtlichen Leute auffsitzen und hieß sie, die Großväter, Väter und Söhne, die Greise, Männer, Jünglinge und Knaben mit den über die Brust geschlungenen Patronengürteln und der auf den rechten Schenkel aufgestemmten Büchse zu beiden Seiten des Weges sich aufreihen. Hinter den bald grau-, bald schwarz-, bald rot-, bald milchbärtigen Reitern in aller Art Anzügen und unter aller Art Hüten standen die Besucher, und die herankommenden Hundertundfünfzig wurden mit lauten Zurufen empfangen. Wenn ihnen nicht die Nachricht vorausgelaufen wäre, daß Oberst Schiel diese Erkundungstruppe führe und daß er begleitet sei von dem Adjutanten Grafen Zeppelin und dem Hauptmann Weiß und dem Leutnant von Albedyll, an einem Drittel der einziehenden Schar hätten Sitz und Haltung die Herkunft leicht zu erkennen gegeben. Bei diesem Drittel war auch eine gleichmäßige Einkleidung versucht, und es ritt an der Spitze. Der Erkundungstrupp sollte die Absicht der Freistaater erfragen und zugleich die Fußpfade aufnehmen, die zwischen den beiden Stellungen etwa Übergang über das Gebirge gestatteten.

Nach Meldung und Aufnahme in die Abteilung gingen

Cornelius Friebott und der Lehrer von Mann zu Mann, um sich ein- und umzufragen. Der Lehrer traf, von dem Führer Schiel abgesehen, weder einen ihm bekannten Namen noch ein ihm bekanntes Gesicht. Aber Cornelius Friebott entdeckte auf einen Schlag eine Bekanntschaft und eine Beziehung. Es standen zwei Männer der Abteilung beieinander; als der voranschreitende Lehrer die beiden Waffengenossen etwas lärmend und ländlich zutraulich begrüßte, taten jene kurz, so daß Cornelius Friebott, dem die ungeschickte Wärme und die ungeschickte Kälte nicht zusagten, zurückweichen wollte; aber der eine Fremde blickte ihn an, und da er den Blick zurückgab, erkannten sie sich beide.

Cornelius Friebott hatte auf der Zunge zu fragen: „Sind Sie es von der Staatsartillerie? Denn bei der Staatsartillerie wollten Sie und Ihr Kamerad von damals doch eintreten.“ Ihm fiel ein, jener möchte mit seinem Vorhaben Schiffbruch gelitten haben. Deshalb sagte er nur: „Ach, jawohl, wir waren auf der Gascon zusammen, und Sie hatten einen Kameraden mit.“ Da antwortete der andere von selbst: „Gewiß von der Gascon und vor Jahresfrist und auch im Oktober, und mein Freund steht bei der Artillerie, mir ist es nicht geglückt.“ Und da sie nun ins Reden kamen, machte er bekannt: „Herr Friebott, Herr Dr. Reinhart!“ Cornelius Friebott sah verwundert hin: „Dr. Reinhart? Herr Dr. Reinhart? — Mein Ausbildungsoffizier bei der Marine hat Reinhart geheißen, durch seine Verwendung kam ich mit ihm zugleich auf den Seeadler, und er hatte einen Bruder als Arzt im Burenlande und sprach gerne von ihm und war auch auf dem Sprunge, ihn zu besuchen von der Delagoabai aus, da kam der Jameson-Einfall dazwischen!“ Der andere lachte und sagte: „Heute ist mein Bruder in Kiel, und der Arzt aus dem Burenlande steht dieses Mal leibhaftig vor Ihnen. Aber damit Sie es nicht mißverstehen, ich bin nicht als Arzt und unser Freund ist nicht als Leutnant bei der deutschen Ab-

teilung, bei der es ohnehin fast mehr Ränge als Mann gibt, sondern wir gehören als Reiter dazu wie Sie beide!"

Danach war die ungeschickte Kühle freilich vorüber. Und als nächsten Tages die Abteilung Schiel abrückte, hundertzweiundfünfzig Mann stark statt hundertfünfzig Mann, bei köstlichem Wetter, da ritten sie in einer Reihe: Cornelius Friebott, der meinte, er sei ein richtiger Sozialdemokrat und sei ausgezogen, das Gemeinschaftsgefühl der Menschen in der Ferne zu suchen; und der einstige preußische Leutnant Bernhard irgendeines alten Adelsnamens und irgendeines glänzenden Reiterregiments, der in die Fremde mußte, weil Deutschland trotz kolonialen Anfängen gar keinen Platz und gar keine Gelegenheiten hatte, wo törichte Jungen durch Mannesmut und Mannestat ihren Ruf wiederherstellen konnten; und der nachdenkliche Arzt Reinhart, der vor Jahren die sich geschwinde verengende Heimat als Vorpostenmann verlassen hatte; und der Lehrer Ackerknecht, der auch nichts anderes war als ein aus einem unbewußt überfüllten Lande unbewußt Ausgestoßener. Sie alle vier mit allen andern waren bereit, sofern sie Beginner waren, ihren afrikanischen Anfang, sofern sie sich schon eingearbeitet hatten, Lebensstellung, Bequemlichkeit, Glück und Liebe aufs Spiel zu setzen für ihr Wirtsvolk, allein um der Gerechtigkeit willen. Denn, welcher Deutsche hätte damals England gegenüber Haß getragen? Nur die englische Phrase und die englische sittliche Verkleidung, die waren ihnen freilich samt und sonders bis zum Hassen unerträglich!

Leutnant Albedyll führte die Vorhut mit einem Zuge gedienter Kavalleristen; und aus allen Augen sah ein Glanz, als wenn das Bewußtsein einer guten Sache und frischer leuchtender Morgen schon den Sieg ausmachten. —

„Wir sind neu zu. Ihr seid von Anfang an dabei. Ihr habt Einsicht gehabt von Anfang. Ihr müßt erzählen."

„Ach, alles das ist oft durchgesprochen worden!"

„Aber wir wissen nichts von."

Und Dr. Reinhart antwortete achselzuckend: „Ja, es gibt zwei deutsche Abteilungen. Den andern war Schiel nicht recht. Die andern wollten Offiziere wählen und Offiziere werden, statt sie von Schiel ernannt zu wissen."

Und er antwortete: „Mit uns ist das Johannesburger Kommando unter Viljoen zusammen und die Holländer und noch Stadtburen, und Schiels Gefängnisbeamte gehören mit zu uns."

Und er antwortete: „Der alte Bur Kock ist unser General, die Generalschaft stammt aus dem ersten Freiheitskriege der Buren. Er ist ein anständiger und mutiger alter Bauerngroßvater."

Und er antwortete: „Plan? Plan? – Wir haben bis jetzt nur Planlosigkeit gespürt. Jeder Kommandant und jeder Feldkornett und bald jeder Bürger handelt nach seinem Kopfe, und nur die Oberleitung handelt nicht. – Und wir müssen alles anders machen, wenn ein guter Ausgang nur möglich sein soll."

Die Antworten mit den Erklärungen dauerten eine Stunde oder noch länger. Nach den Antworten ritten sie eine Weile schweigsam. Da sagte Reinhart: „Was ist mit euch? Könnt ihr die Wahrheit nicht vertragen, und soll ich jetzt als Flaumacher erscheinen?" – Und er fing an zu pfeifen, und Bernhard und Cornelius Friebott fielen gleich ein. Nur der Lehrer, ihr Vergnügtester, ihr Eifrigster, sah noch starr vor sich. Reinhart unterbrach sein Pfeifen, er sagte: „Kamerad Lehrer, sehen Sie weiße Mäuse?" – Da lächelte Ackerknecht tapfer, aber die Lippen konnten nicht anders, die plauderten es doch aus: Als er von Frau Christina und von Hulda und Marie und Hilgert und Wolf, er nannte die fünf Namen, Abschied genommen habe, da habe er es sich anders gedacht. Reinhart sagte: „Sie haben gedacht, Mann, nach dem Liede: Da war, kaum begonnen, die Schlacht schon gewonnen ...; aber

das glauben Sie mir, so geht es in unserer Zeit nie und niemals wieder zu, und wo einer ein Wunder fordert, und wir fordern ein Wunder, der muß zäher sein als der liebe Gott; und die Musik allein schafft es niemals, sondern unermüdliche Nüchternheit zwingt Gott aus seinem Himmel."

Zwei Tage später ward Kriegsrat abgehalten vor Newcastle in Natal. Es hieß, der Feind hat alle Truppen zurückgezogen auf Dundee. Da entschlossen sich die Führer der Buren, den Vorstoß zu wagen und die feindlichen Truppen in Dundee abzuschneiden, bevor Verstärkungen von der Küste und dem Meere landein kämen. Sie faßten den Plan, von Newcastle her solle General Joubert, der Hauptführer, mit der Hauptmacht auf Dundee ziehen; von Nordosten, von Vryheid müsse der General Lukas Meyer kommen; und General Kock wiederum solle mit seinem Haufen über die Biggarsberge rücken und solle südwestlich von Dundee bei Ladysmith die Eisenbahn zerstören; endlich sollten die Freistaater von ihren Pässen herunterreiten und von Süden her Dundee mit einschließen.

Es war der einzig mögliche Plan trotz seiner Verspätung; und alle, die nicht völlige Toren waren und die nicht meinten, man brauche nur faul und langsam und außer Reichweite von Schaden hinter der Vorsehung herzuziehen mit möglichst vielen Wagen für anfallende Beute, empfanden den Befehl: „Wir satteln auf in dieser Nacht, in dieser Nacht geht das Ganze vorwärts" als eine Erlösung. Denn der Mensch muß handeln, er ist es von seinem Alltage her nun einmal gewohnt. –

Ein Stück außerhalb Newcastles, zwei Reitstunden vom Orte am Ingangani-Fluß, teilen sich die Wege. Südöstlich zweigt die Straße ab nach Dundee, südlich und über die Biggarsberge klettert der lange Weg nach Ladysmith. General Kocks Haufen ritt um ein Uhr morgens ab. Am Ingangani wollte der Alte zu ihnen stoßen, und dort sollten sie ihn erwarten. Es war eine bitterkalte Nacht, obgleich

der Weinmonat an des Weidemonats Stelle steht in Südafrika. Es war kein Feind oder Späher in Meilennähe zu fürchten, und der Haufe sang. Es gab einen seltsamen Zusammen- und Hintereinanderklang. An der Spitze ritten die Buren der Abteilung. Sie fühlten sich nach dem starren Bibelglauben und der Erfahrung ihrer Väter als andere Auserwählte des Herrn, sie sangen die Psalmen der Juden gegen die Heiden. Sie sangen am meisten mit schweren, murmelnden Stimmen: „... Herr, hadere mit meinen Haderern, Herr streite wider meine Bestreiter ..."

Sie sangen von Beritt zu Beritt andere Verse des Psalms; und an den Stimmen vieler Alten war der schwere Zorn zu erkennen, daß sie aufgescheucht seien aus freier Ungestörtheit.

„... Ihre Wege müssen finster und schlüpfrig werden, und der Engel des Herrn verfolge sie ... Sie haben mir ohne Ursache ihr Netz gestellet, mich zu verderben, sie haben ohne Ursache meiner Seele Gräben zugerichtet ..."

Hinter der Burenspitze kam die Holländerabteilung her. Sie sangen keinen Psalm und kein gemeinsames Lied, sondern bei drei und vier und fünf Mann, wie sie eben ritten, pfiffen sie oder spielten sie mit irgendeinem Neckliede der Zeit. Nach den Holländern wiederum ritten, aufgeschlossen und in genauem Verbande, die fünfzig Deutschen. Unter den Deutschen waren gute und kräftige Sänger, sie stimmten an, und ihnen folgten jedesmal gehorsam die Kameraden. Auch sie trieben dann und wann eine Narrheit, aber jeder Narrheit ließen sie rasch einen schönen und freundlichen Ernst folgen; und zwischen dem dumpfen und klägerischen und selbstgerechten asiatischen Hassen des Psalms standen „Früh, wenn die Hähne kräh'n ..." und auch „Drei Lilien, drei Lilien ..." und auch „O Straßburg, o Straßburg ..." und selbst „Ich bin ein Preuße ..." als wie freundliche Blumen oder auch als wie an sich selber frohe tanzende Mädchen und Frauen.

Unter der Wegscheide ließ Oberst Schiel seine Leute absitzen. Die zugehörigen Buren und ein Teil der Deutschen und Holländer schliefen neben ihren Pferden im Morgendämmer. Wo sich eine Flasche zeigte, taten sich Wache zusammen. Von den vier Mann lagen der Lehrer und Bernhard in ihre Decken gerollt und nutzten die Rast; Cornelius Friebott und Reinhart kauerten wortlos neben den fressenden Tieren, sie hielten beide die Arme um die Knie geschlungen, weil das ein wenig wärmer macht. Sie schauten auf die Straße hin, die sie selbst und die ihre eigene Schar eben gekommen war. Auf der Straße lag noch graue Nacht, der junge Tag zögerte sich erst am Himmelsrande in die Welt. Sie sahen auf die Straße hin der heranziehenden Hauptmacht der Buren entgegen. Die ziehende Truppe oder vielmehr das ziehende Volk — denn wie mag einer von Truppe reden oder von irgend etwas, das nach gelernter Kriegskunst lautet, wenn Greise, Männer und Jungen, die nie einen anderen Befehlshaber als den eigenen Vater kannten, plötzlich aus ihren Einsamkeiten aufgerufen werden zu gemeinsamer Abwehr? — das ziehende Volk war von weither zu hören. Je nach dem schon leise, schon unruhig die Lüfte durchhuschenden Morgenwinde, der aller Sonne voranfährt, je nach dem Hall und Widerhall bei Berg und Boden war der Lärm verschieden laut. Das Pferdegetrappel dauerte fortwährend. Viermal achttausend Pferdehufe, und auch ohne Eisen, zweiunddreißigtausend Pferdehufe in Bewegung schlagen ein Lied in die Nacht. In das Lied schliffen und krischen gelegentlich, wie also der Wind es heranbrachte, die Räder der etlichen Ochsenwagen unter dem Drucke der Hemmschuhe, und knallten die langen Peitschen der Fahrer und tönten, immer nach des Windes Laune, die Zurufe der Fahrer an die Tiere. Und über dem Liede der Pferdehufe hing, dann und wann scheinbar abbrechend, und dann und wann scheinbar anschwellend, der Psalm und die Bewegung des aufgerufenen Volkes. Aus

dem Winde war zu merken, daß es meist derselbe Psalm war, den die Burenvorhut von General Kocks Haufen dem großen Aufbruch vorausgesungen hatte.

Nach Warten erschienen, einer rechts und einer links und inmitten der Straße ein wenig zurück, die drei ersten Reiter, die Büchse nicht aufgestemmt, sondern über den Sattelknopf gelegt, auf kleinen unscheinbaren Pferdchen, die Decken umgehangen gegen die Kühle. An ihren Sätteln klapperten Kessel zum Kaffeekochen, von ihrer Hausfrauen Herde vor kurzem mitgenommen. Sie waren ältere, wegekundige Männer, und auch im grauen Dämmer ließ sich erkennen, daß sie aus ärmlichem Wesen kämen. Von den drei Reitern machte der rechte Flankenreiter halt vor dem Ladysmither Wege, und an seine Stelle schob sich der von der Straßenmitte. Die zwei ritten wortlos weiter in der neuen Richtung. Der Verweilende setzte eine Pfeife in Brand.

Und dann sang es: „Herr, Herr, erwecke dich und wache auf zu meinem Rechte und zu meinem Zwiste ...“ Und in der niederländischen Bibelsprache klang es noch härter: „Ontwaak en word wakker tot mijn regt; mijn God en Heere! tot mijn twistzaak ... Doe mij regt naar uwe geregtigheit, Heere, mijn God! en laat hen zich over mij niet verblijden! —“ Und da war das ziehende Volk heran.

Der Verweilende klapperte mit seinem Kaffeekessel auf den Feldkornett zu, der als Führer ritt. Er zeigte die ablenkende Straße auf Dundee, er zeigte den bergwärts steigenden Ladysmither Weg und machte ein abwehrendes Zeichen. Danach, auf Befehl des Führers, kehrte er auf seinen Posten vor dem Ladysmither Weg zurück und rauchte weiter; und so oft eine Lücke sich zeigte im Zuge und die neuen Anschließer dann wieder kamen, klapperte sein Kessel, denn dann ritt er jedesmal vor und beschied wegen der Straße.

Die vielen Pferdehufe verursachten infolge der Regen-

feuchte des Bodens wenig Staub, dagegen ward von den qualmenden Pfeifen der achttausend Reiter und der Kaffern und Hottentotten, die zwischen ihnen Handpferde und Packtiere führten oder die Wagen begleiteten, und von dem Dunste feuchter Decken und dem Geruche der Pferde und Menschen die Frische der Nacht und des Morgens und der Berglüfte völlig weggesogen.

Wer hinsah in dem wachsenden Lichte auf das Volk im Marsche, dem mußten am auffälligsten die Bärte und dazu die Hüte sein und wiederum, daß an Rang kaum einer hervorrage, und auch immer von neuem die ganz alten und die ganz kindlichen Reiter.

Nach einer halben Stunde Vorbeimarsches brachte der Wind das Gerassel anfahrender Geschütze herzu, und die Artillerie rollte in Sicht. Reinhart sagte: „Die Buren haben die Geschütze vor knapp drei Jahren den Jameson-Freibeutern abgenommen. Die mehreren von den Kanonieren und verschiedene Offiziere sind Deutsche." Und Oberst Schiel und der Adjutant Graf Zeppelin gingen hinunter, und von den Geschützen fuhren die ersten zwei rasselnd geradeaus und zu der wartenden Schar, die sechs andern blieben im Zuge des Volkes. Hinter dem letzten Geschütze ritt ein einzelner Reiter mit der Rote-Kreuz-Binde, Reinhart rief ihm zu und winkte ihm zu, und Graf Zeppelin reichte die Hand hin, und der Reiter hielt, und die beiden lachten sorglos miteinander. Reinhart sagte: „Es ist Dr. Hohl, er begleitet die Staatsartillerie freiwillig als Arzt." Von den beiden lachenden Deutschen unten war der eine am vierten und der andere am fünften Morgen vor seinem Tode. Wenn es ihnen aber ihre Walküre oder die Traumerscheinung der Mutter oder der geliebten Frau oder was sonst männlichen Männern eine Ahnung des Abrufes bringen mag, angedeutet hätte, sie hätten es in der Frische ihrer Kraft nicht geglaubt.

Zwei Stunden lang zog die Hauptmacht des marschierenden Volkes an den Wartenden vorüber. Der General löste sich nirgends aus dem Zuge. Da einigten sich die drei Kommandanten des Haufens, Schiel für die Deutschen und Viljoen für die Johannesburger Stadtburen und Lombard für die Holländer, und sie brachen auf; und in den hellen Tag ging es vorsichtiger hinein ohne Singen und Sprechen, und bei den zwei Geschützen wurde das Gerassel abgedämpft, denn alle meinten, die Übergänge über die Biggarsberge halte der Engländer besetzt, und von nun an fänden sich in der scheinbar toten Umwelt horchende Ohren.

Aber die Vorsicht dauerte keine vierundzwanzig Stunden. Sobald sie erfuhren oder erfahren zu haben meinten, daß der Feind aus den Bergen heraus und bis nach Ladysmith zurückgewichen sei, kümmerten sich die verschiedenen Unterführer um keine Ordnung mehr, und der alte behagliche Bauerngeneral wußte sie nicht zusammenzuhalten. Nur die deutsche Abteilung ritt geschlossen und ritt auch verdrossen, nicht weil es von neuem zu regnen begann, sondern die gedienten preußischen Soldaten unter ihnen sagten: „Diese Wirtschaft kann nicht gut enden. Jeder Feldkornett, jede paar Mann laufen mit Eigensinn ihren Eigenweg. Wir wissen, daß, wer in den Krieg zieht, das Leben selbstverständlich in den großen Kasten wirft als seinen Einsatz; wie wäre sonst Kriegführen überhaupt möglich? Aber, Herrgott nochmal, Verantwortliche müssen die Karten doch spielen. Wenn also die Gesellschaft schon auf dem Marsche einem ungefälligen Befehle den Hintern zeigt, wie soll es dann im Ernste zugehen?" — Der Stänker der Abteilung antwortete: „Wie es im Ernste zugehen wird? Das fragt ihr, das fragen Sie noch? Ich will es Ihnen wohl sagen. Im Ernste zahlen die, die Zucht halten, mit dem einen, das ihnen allerdings keiner wiedererstatten kann,

mit ihrem Leben, und die andern reiten weg und machen das Geschäft. Und das kommt davon, wenn man's mit den Buren hält!" — Cornelius Friebott fragte zurück über die Schulter: „Und warum halten Sie's also mit den Buren? Warum sind Sie denn in die deutsche Abteilung eingetreten?" — Da erwiderte der andere: „Ich es mit den Buren halten? Ich? Mann, ich bin Bürger! Mann, ich mußte! Und weil ich mit dem Kommando nicht reiten wollte, deshalb reite ich mit euch! Aber es kommt alles von dem verfluchten Kaisertelegramm damals, daher kommt alles! Der ganze verdammte Krieg kommt daher! Und wer's nicht glaubt, hat von den südafrikanischen Dingen keine Ahnung!" — Der Nebenmann, der Lehrer, sagte leise: „Friebott, fangen Sie, bitte, jetzt nicht an mit ihm!" Cornelius Friebott fragte: „Wer ist er denn?" Der Lehrer sagte: „Ach, ich dachte, Sie hätten ihn längst erkannt; er ist doch der Engländerfreund vom Kanzler, aber ich mag ihn jetzt nicht hören. Ich kann nicht!" Der Lehrer und etliche andere und meistens die, die aus wallenden Hochgefühlen gekommen waren, fühlten sich so herabgestimmt, daß sie einer Auseinandersetzung lieber auswichen.

Am Nachmittage, nachdem sie über die Biggarsberge waren und im langsamen Herunter an einem Farmhause lagerten, wieder in Erwartung des Generals und auch in Erwartung einer ausgesandten Patrouille, schrieb Oberst Schiel an den alten General. Er schrieb: „Meine Leute meinen, unser Vormarsch habe Ähnlichkeit mit einem Schulausfluge, bei dem die Schuljungen dem Lehrer entlaufen sind; und wir befinden uns doch in Feindesland."

Die Farm wurde zum Nachtlager und neuem Sammelpunkte bestimmt; aber plötzlich kam Nachricht von der Patrouille, sie habe bei dem Bahnhofe Elandslaagte, auf der Strecke zwischen Ladysmith und Dundee, die zu unterbrechen der ganze Haufe unterwegs war, zwei reichbefrachtete Züge mit Proviant für die feindlichen Truppen

in Dundee bemerkt und aufgehalten und brauche rasche Hilfe. —

Wenn einer von den Biggarsbergen herab oder auch aus den Biggarsbergen heraus auf Elandslaagte zureitet, und das ist eine kleine Bahnhaltestelle und dient einem Kohlenbergwerke, dann gelangt er in die Mulde, in der in der Zeit der Namengebung ein jagender Bur eine Herde von Elandantilopen äsen sah. Der Schienenstrang durchzieht die Mulde von Süden nach Norden. Der Reiter vom Biggarsberge kommt den Weg von Westen, er sieht die graublauen Wellblechdächer, darunter die indischen Arbeiter des Bergwerks hausen, und das graue Dach des Ladens, darin sie kaufen, und die Schuppen des Werkes und sieht den roten, baumumstandenen, kleinen Bahnhof liegen und nahebei das Gast- oder Schnapshaus.

Jenseits des Schienenstranges und noch in der Mulde stehen drei Hügel, davon ist der eine dreihundert Fuß hoch. Um die Mulde herum ist alles Hügel- und Bergland.

Sie trabten scharf, und wählten, wenn Richtwege sich boten, diese die Steilen hinunter. An solchen Stellen, wo nur Schrittreiten möglich war, führten sie die Pferde, um die Tiere zu schonen. Auf dem Ritte kam ein Brief des alten Generals dem Obersten nach. Der Alte schrieb: „Der Meinung vom Schulausfluge bin ich auch. Wir müssen beraten, wie sich das ändern läßt. Inzwischen halten Sie die Eisenbahnzüge unter allen Umständen fest. Morgen früh bin ich mit der ganzen Truppe in Elandslaagte." Der Oberst ließ den Brief herumgehen, und das Einsehen des Alten und die Erwartung eines Geschehens stimmte die Schar um. Der Ritt dauerte drei knappe Stunden, da hatten sie die Mulde erreicht. Es schoß nicht aus der Mulde. Die beiden erbeuteten Züge standen an der Haltestelle.

Sie hörten: „Ein Zug mit Schlachtvieh ist in der Richtung Dundee entkommen. Den Bahnhofsvorsteher und seine

Leute hat die Patrouille ausgehoben, damit nach Ladysmith keine Nachricht abgegeben wird." Sie sagten: „Der Zug mit Schlachtvieh bringt unserer Hauptmacht frisches Fleisch, wenn es das Glück will; sie wird Dundee doch nehmen. Aber aus Ladysmith, das nur zweiundzwanzigtausend Meter entfernt liegt, wird der Engländer bald genug kommen; denn daß an der Strecke etwas nicht stimmt, das weiß er längst."

Weil es schnell dunkelte und der Regen in Strömen lief und die Dämmerung noch unsichtiger machte, nahmen sie ohne Verzug Stellung auf dem ersten der drei Hügel, gleich über der Bahn an der Fahrstraße nach Ladysmith, und hatten also den Zugang zu Weg und zu Schienen unter ihren Büchsen. Vorposten an Straße und Strecke außerhalb der Mulde setzte Leutnant von Albedyll aus. In der Stellung merkten sie noch am späten Abend, daß das Johannesburger Kommando auch angelangt sei. Das Gast- oder Schnapshaus war hell erleuchtet hinaus in die finstre Regennacht; und wenn der Regen einmal nachließ zu rauschen und gleichsam Atem holte, dann war zu merken, daß das abgespielte Klavier sich unter fortwährendem hartem Gehämmer befände und grölende Lieder dazu tönten. Daß an den aufgehaltenen Zügen Verkehr herrsche trotz dem triefenden Wetter, bewiesen die bewegten Laternen.

Am Morgen trat die Feldwache ab vom Hügel, und die Schar machte sich naß und hungrig und erstarrt zu den Zügen. Um den Bahnhof und das Gasthaus bewegte sich der Rest des Haufens, die beiden Geschütze fuhren eben vorbei; es hieß, der General sei im Gasthause angekommen. An den Zügen hatten viele Hände zugegriffen. Kisten für englische Offiziersmessen in Dundee waren abgeladen oder heruntergeworfen von den Wagen und lagen aufgeschlagen neben den Gleisen; sie zeigten Weine und Biere und Whisky und französischen Branntwein und süße Schnäpse und deutsche Sauerwässer und Zigarren und Zigaretten und Dauer-

waren in Büchsen. Die strohenen Flaschenhülsen, die abgeschlagenen Flaschenhälse mit ungestörten Korken und schillernden Kapseln, die weißen und grünen und roten Scherben und die nassen Fetzen der blauen, gelben und braunen Flaschenpapiere, die halbentleerten, silberglänzenden Weißblechdosen und Bretterstücke und Splitter waren weithin herumgestreut. Es sah bös aus, sodaß Menschen von Ordnung und ordentlicher Gewöhnung wohl die Brauen hochziehen und die Nüstern weitmachen und den Kopf zurücklehnen mochten. Aber Reinhart sagte: „Ach was! Mein Magen ist leer, ich bin verfroren, ich mache schlapp, wenn ich nichts in mich hereinbekomme, zugebracht wird uns nichts; nur vor dem Saufen nehmt euch in acht!" — Das Trinken nahm schnell überhand, und Männer bekamen den Saufton in die Stimme, und welche wurden unsicher auf den Beinen, und welche lärmten; da befahl der Oberst, daß sämtliche Kisten mit berauschendem Getränke herausgesucht und der Inhalt ausgeleert werde.

Um elf Uhr ritten alle Deutschen und dazu die Transvaaler Gefängnisbeamten, also die ganze Schar des Obersten, eine Patrouille in der Richtung Ladysmith. Die Vorhut führte Graf Zeppelin. Hinter der Schar riß die Holländerabteilung die Schienen auf und schlug die Wein- und Spritkisten in Stücke und Scherben, wie befohlen. Daß sie reiten durften, war allen eine neue Erlösung. Nur der Stänker sagte: „Laßt die andern doch endlich was machen. Wir übernehmen die Feldwache für sie, wir reiten Patrouille für sie. Wir frieren uns kaputt und holen uns die Schwindsucht in der Nässe." Aber dieses Mal bekam er allgemein Antwort: „Nee, Mensch, nicht für sie, sondern für uns, weil wir begreifen, daß aus Dummheit und Selbstüberschätzung hier eine böse Suppe zusammengekocht wird, die wir doch mit auslöffeln sollen." Der Stänker, Viktor Richter, entgegnete: „So, ihr begreift? Hättet ihr man früher begriffen!"

30*

Nach einer Stunde kam ein Meldereiter des Grafen Zeppelin zum Obersten. Sobald der Meldereiter davon war, deutete der Oberst auf ein merkwürdig nahe äsendes Rudel Hartebeestantilopen. Der Oberst ließ zehn Mann absitzen und feuern, aber die zwei stürzenden Tiere ließ er nicht holen und abfangen, und auch den einen krankgeschossenen und aus dem flüchtenden Rudel sich gleich absondernden jungen Bullen ließ er nicht verfolgen, sondern er winkte und rief die zwei schon davonjagenden Schützen zurück und befahl: „Kehrt!"

Reinhart sagte: „Nanu? Also ist der Graf auf den Feind gestoßen. Und es muß allerhand hinter uns dreinkommen. Denn durch die Schießerei sollte doch der Alte am Bahnhof gewarnt und etwas aufgemuntert werden. Wahrscheinlich soll er die Züge wegbringen lassen in die Berge, und seine ganze Gesellschaft soll mit ausreißen aus der Mulde!"

Die Schar ritt stille und rasch zurück. Von Zeppelin und seinen Leuten war nichts zu merken, wenn sie sich umwandten. Der Oberst ließ die Schar bis zum Bahnhofe traben. Ihm wurde zugerufen, der General halte beim Gebäude.

Sah es auf dem Bahnsteige am Morgen wirr aus, so war jetzt die Verlotterung durch die indischen Kulis aus dem Bergwerke vollständig geworden. Da die englische Beamtenschaft fehlte, fuhren sie keine Schicht, und müßig gehend waren sie, erst noch furchtsam und unterwürfig und fluchtbereit, herübergekommen aus Neugier und vielleicht schon, um zu sehen, ob irgend etwas irgendwo für sie abfalle, ob sich irgend etwas wegschleppen lasse. Die Buren hatten sich wenig um die hustenden, frierenden Braunen und deren dürrbeiniges, schmalfüßiges Weibsvolk mit den Nasenringen und Ohrringen und den farbigen Seidentüchern gekümmert. Jetzt in den frühen Nachmittagsstunden trugen die Frauen und ein Teil der Männer wie Ameisen den Kram aus den Zügen weg, den wühlende Hände hatten auf die

Erde fallen lassen und der schon in Schmutz und Regenschlamm getreten und auch zertreten war. Der Kram war reich und verschiedenartig genug, Kleider und Wäschestücke aus Offiziersgepäck und Soldatengepäck, Kaufmannswaren und militärische Ausrüstungsgegenstände von Trompeten und Pauken und Notenständern der Spielleute eines Regimentes bis zu den Pferdestriegeln. Der andere und größere Teil der Kulimänner sammelte in Blechgefäße oder schlabberte gleich gierig kniend und den Mund am Boden die Wein- und Spritreste aus den zerbrochenen Flaschen; und sie zankten sich in ihrer zarten, girrenden Sprache, und viele lagen stumm und starr betrunken, und wie Leichen anzusehen, und auch wirklich dem Tode nahe in ihren dünnen, verunreinigten Leinenanzügen unter den Eisenbahnwagen und zwischen den Gleisen.

Die Besprechung zwischen General und Oberst fand in Hörweite der Schar statt. Burenholländisch verstanden sie, auch wer nicht Transvaaler war, fast alle. Daß den Obersten die Wirtschaft um das Bahnhofsgebäude sehr reizte, wie sie jeden von ihnen ärgerte, war unschwer zu bemerken. Der Oberst sagte, er habe erwartet, der General werde die Züge aus der Mulde heraus in die Berge rollen lassen, wo nach Zerstörung der Strecke in der Mulde die Behauptung gegen einen überlegenen Feind wohl möglich sei. Er rief: „Aber bis jetzt ist nichts geschehen, und vor dem Feinde können wir die Züge nicht wegbringen!" Er sagte, die Salve hätte andeuten sollen, weil der Schall nun einmal so viel schneller sei als der schnellste Reiter, daß der Feind anmarschiere. Der General antwortete, er lege freilich Wert darauf, die Züge in der Hand zu behalten, und das werde auch an dieser Stelle geschehen. Auf dem höchsten Hügel von den dreien, die aus der Mulde wüchsen, wolle er Stellung nehmen und dort den Feind erwarten.

Es war eine seltsame Schau für die Schar, als der Oberst auf den bezeichneten Hügel blickte und dann zurück auf den

alten, weißbärtigen Bauerngeneral mit den geröteten Wangen und dann wiederum auf den freiliegenden Hügel und dann auf die Berge und Erhebungen am Rande der Mulde nach Süden und Südosten, durch die kein Auge dringen konnte. — Er sprach sehr vorsichtig und sachte nach dem Rundblick. Er sagte bei gesenkten Lidern, des Haufens Auftrag sei, die Bahn aufzubrechen und Fühlung zu gewinnen mit den Freistaatern, und daß nächsten Morgens hundert Mann von Kommandant Truters Freistaatern zu ihnen stoßen würden, sei gemeldet. Der Haufe sei dann achthundert Mann stark mit zwei Geschützen; der Engländer in Ladysmith habe bestimmt fünfzehntausend Mann, und wie es hier zugehe, habe er ohne Zweifel von Leuten aus dem Bergwerke und von Bahnbediensteten erfahren.

Danach, wie es leicht eintrifft, wenn ein beweglicher Mensch vor einem schwerfälligen steht und sich bändigt und mühevoll senkt, um jenen zu überzeugen, rissen plötzlich die gespannten Fäden seines Wesens und mehr als durch den sachten Anfang gewonnen sein konnte, verdarb der polternde ungebärdige Schluß: Daß eben an dieser Stelle dem schon anrückenden Feinde Gelegenheit zu einem Angriffe in starker Übermacht gegeben werde, ja, daß eine Schlacht hier und unter diesen Verhältnissen nicht nur angenommen, sondern sogar gesucht werde, entspreche weder den Plänen des Kommandant-Generals, noch sei es verständig. Des Alten Kopf wurde erst recht rot. Er sagte: „Wer ist General? — Ich bin General. Ich werde den Feind hier erwarten und hier schlagen; für mich ist es nicht das erstemal, daß ich den englischen Feind schlage." Da grüßte der Oberst, wie er denn nicht anders konnte ...

Der Feind erschien am Nachmittage nicht. Graf Zeppelin kam angeritten mit der Patrouille und erklärte in seinem Schwäbisch: „Es regnet dem Tommy z' arg, er ischt omdreht nach Ladysmith."

Der Oberst und Albedyll machten sich auf zum Hügel des

Generals. Die Schar hielt indessen am Bahnhofsgebäude und fütterte aus der Hafer- und Heuladung der Züge. Die Männer der Schar sprachen wenig und sprachen ohne Notwendigkeit leise miteinander. Wenn einer im Mißmute seinem fressenden oder verlangenden Tiere ein lautes Wort gab, wandten sich die Köpfe hin. Es war für die meisten eine von jenen Stunden, da die Witterung der nächsten Zukunft ganz ungut ist, da aber der Mensch, anders als das Tier, das flüchtig wird, trotzend aushält; und dann geschieht es ihm, daß seine Augen, die doch nicht eine Minute, geschweige denn ein paar Stunden zu überspringen vermögen, aufhören hinauszusehen in die unruhige und ungewisse Dunkelheit, daß sie vielmehr in sich hineinblicken, in die Not und Liebe, in die Hoffnung und Verzagtheit des eigenen Wesens.

Die beiden deutschen Führer auf dem Hügel vermochten aus dem erkorenen Schlachtfelde des Generals nichts Neues herauszulesen: Der Hügel lag unverrückbar für sich. Die verwünschten undurchsichtigen Höhenzüge im Osten hörten nicht auf, sich in südlicher Richtung dem Feinde entgegen zu strecken und Gelegenheit der Umgehung zu bieten. Die verfügbaren Kräfte des Haufens reichten nicht aus, diese Höhen zu besetzen, so oft einer zählte und in Gedanken aufstellte und verteilte. Im Nordwesten lag die flacheste Breite der Mulde. Hinter diesem Stück Ebene begannen die Biggarsberge oder deren hohe Ausläufer. Wenn der Feind in die Ebene hineingelangte und mit seinen reichlichen Geschützen die Vorberge etwa besetzte, dann gab es auch keinen Rückzug mehr in das Biggarsbergland.

Bei der Rückkehr zur Schar sagte der Oberst: „Das mit dem Hügel geht einfach nicht. Aber von hier nach Südwesten über das Dach des Farmhauses gesehen, liegt eine Erhebung. Da mag in Gottes Namen Stellung bezogen werden. An den zwei Zügen kleben können wir nicht; sie sind nicht rechtzeitig weggeschafft worden, jetzt bleibt nur übrig, sie zu verbrennen oder stehenzulassen. Den Bahndamm weit und

breit aufzureißen ist noch Zeit. Da unten mag einer meinetwegen die Schlacht gegen eine starke Übermacht annehmen. Geht's gut, so geht's gut, wird es windig, dann verschlucken uns die Berge." Die deutschen und burischen Unterführer der Schar stimmten zu.

Der Bote kam bald wieder. Er meldete: „Der General läßt antworten, er sei nicht hergekommen, um Berge zu bewachen, sondern um zu kämpfen. Des Obersten Schar hat die Brandwacht und soll Vorposten aussetzen in der Richtung Ladysmith. Gegen Morgen soll alles auf den Hügel zurückfallen."

Danach begannen die Wachtfeuer zu brennen in die Feuchte hinein bei vielem beizenden Rauche und begann die Nacht. Cornelius Friebott ruhte zwischen Wachen und Schlafen. Es ging ihm als wie einem Menschen, der aus guter Erwärmung und Verpflegung kommt und in dem also sich Wärme und Kraft gespeichert haben, daß äußere Unbill ihm nicht leicht heran und etwas anhaben kann, sondern von der bewahrten und tatendurstigen Jugend eher als willkommene Abwechslung und Gelegenheit der Erprobung empfunden wird. Cornelius Friebott dachte an Onverwacht und an Carlotten Prinsloo, es war helles und freundliches Denken. Und er dachte an die fünfzehn Tage Kriegskameradschaft; und es stellte sich doch kein Wunsch zurück ein, vielmehr behielt die neue Erfahrung ihre neue Freude. Der Lehrer lag neben ihm. Der ältere Mann fand es deutlich schwer, den ermüdeten Körper in eine unangestrengte Lage zu bringen; aber auch sein Gemüt schien gequält, denn er stöhnte viel. Dr. Reinhart schlief ganz ruhig und fest; so schläft einer, der gesund und ausgeglichen ist und der gern lebt und neugierig wartet auf jeden anderen Tag des reichen Lebens, und der sich selbst nicht allzu ernst und wichtig nimmt, sondern fast allezeit doppelt ist: der Mensch auf der Erde und der diesen menschlichen Menschen beobachtende oder belächelnde Beschauer. Der frühere preußische Offizier

lag auf dem Bauche und starrte und horchte nach dem benachbarten Feuer hinüber; an dem Nachbarfeuer erzählte der Adjutant Graf Zeppelin vergnügliche Soldatengeschichten.

Als das Stöhnen sehr laut wurde, faßte Cornelius Friebott des Nebenmannes Schulter. Er sagte: „Mann, was ist los? Du tust dir ja weh!" Der Lehrer fuhr auf, er sagte: „Was? Was? Ich habe noch gar nicht geschlafen." Und er flüsterte: „Du wirst sehen, es geht nicht gut aus!" Cornelius Friebott sagte: „Ach, Mann, du bist nur Anstrengung und Draußenschlafen in der Nässe nicht mehr gewöhnt, und das hat sich euch Leuten auf die Leber geschlagen. Denke doch an Zuhause, so ruhst du dich wohl aus." Der andere antwortete leise und sah verstört aus: „Du, gerade wenn ich an zu Hause denke, dann ist es am schlimmsten. Du, wenn ich noch einmal, noch ein einziges Mal bei den Gören und der Frau hineinsehen könnte." Cornelius Friebott sagte: „Na ja, der Tag kommt auch!" Der Lehrer entgegnete: „Das ist es eben, er kommt nicht wieder." Und er sagte: „Sieh mal her, daheim in Deutschland, wie war es da und wie ist es da? Mein Großvater hat mit der Not gekämpft, und meine Eltern haben mit der Not gekämpft, und meine Brüder und Schwestern sind so sorgenvoll, wie sie fleißig sind; ein Unrechter ist nicht dabei gewesen, solange wir wissen, aber gelungen, gelungen ist es nur mir. Ich bin der erste, der freier atmen durfte, ich bin der erste, der herausgefunden hat aus der Zwangsfolge. Ich kann mir dies und das dank meinem guten Glücke doch gönnen; ich bin sie damals besuchen gefahren, den langen Weg von Südafrika nach Deutschland, nur um sie zu besuchen. Das durfte ich mir erlauben. Ich dachte, und ich redete es denen daheim auch vor, ich, ich säße weit genug ab von allem, was je geschehen könnte. Und nu? Und nu? Nu, haben sie's alle besser!" Cornelius Friebott sagte erstaunt: „Mann, du hattest es gar nicht nötig mitzutun. Wenn ihr, die aus Begeisterung dazu gelaufen seid,

wenn ihr euch so kleinmütig anstellt, wie werden sich die Gleichgültigen und Kühlen verhalten?" — Der Lehrer errötete und antwortete: „Ich schäme mich doch auch. Ich schäme mich doch auch sehr. Aber wie kann einer hier begeistert bleiben? Und wie geht es denn Ihnen?" Cornelius Friebott sagte: „Mir? Mir? — Nein, begeistert bin ich gar nicht gewesen ..." Und er sprach plötzlich mit harter und verbissener Stimme: „Aber das Unrecht soll aus der Welt und die Vergewaltigung der Schwachen. Und ich war im Burenlande ..." Beim neuen Einschlafen dachte Cornelius Friebott: „Wo ist das Haus, in das ich gern hineinsehen möchte vor jedem und über jedem Wunsche? Onverwacht ist so wenig die Erfüllung für mich als die Gute Hoffnung; aber, wenn dieser Krieg vorüber ist, und wenn ich heil herauskomme, dann werde ich, wenn sie es will, Carlotten Prinsloo vielleicht doch heiraten; denn ich begreife, ihr Tisch und ihr Bett und ihre Küsse und ihr Lachen haben mir Kraft zugegeben. — Also müßte ich zeit meines Lebens auf Onverwacht bleiben, zeit meines Lebens. Und zeit meines Lebens müßte ich genug haben an dem eigenen Fett. Ob ich das vermöchte, — Carlotta?" Er lachte, weil die Lippen den gedachten Namen richtig hinsprachen. — Beim neuen Einschlafen hörte er den Stänker reden zu willigen Lauschern. Richter sagte: „Wenn ich nicht deutscher Soldat gewesen wäre, — und das ist man doch und bleibt man doch, wenn man in der kaiserlichen Marine gedient hat, und wenn einem auch die deutsche Politik durchaus nicht mehr paßt und verkehrt erscheint —, dann machte ich mich morgen zu den Tommys hinüber. Und das glaubt mir nur, ich stünde dann schneller wieder in meinem Geschäfte als ihr! Glaubt ihr's? Glaubt ihr's? Aber so ist es nun, als deutscher Soldat kann man solche Gaunerei wieder nicht machen!" —

Um drei Uhr herum wachte Cornelius Friebott auf durch Zuruf am Nachbarfeuer. Ein burischer Meldereiter der Feldwache stand vor dem Obersten, den Zügel seines Tieres

am Arme. Der Oberst las den sich aufrichtenden Offizieren die Meldung vor: „Eine starke Abteilung des Feindes ist einige hundert Schritte vor unseren äußersten Vorposten zu erkennen. Ein Horchposten ist vorgeschlichen, er hat Fußtruppen und Reiterei bemerkt und auch, daß der Feind Geschütze auffährt.“ Der Oberst sagte zum Meldereiter: „Wenn der Feind nicht weiter vorrückt, bleibt ihr still und rührt euch nicht. Keinem soll einfallen, in die Dunkelheit hineinzuballern. Bei Tagesanbruch zieht die Feldwache die Posten ein und vereinigt sich mit uns.“ Cornelius Friebott dachte: „So, der Engelsmann ist schon da ...“ und schlief wieder ein. —

Dann wurden sie geweckt, und es war ein grauweißer Nebelmorgen. Der Lehrer sagte trübe: „Ich habe kein Auge zugetan, ich bin ganz steif.“ Cornelius Friebott fragte: „Hast du die Meldung gehört, die Meldung an den Obersten, so zwei Stunden kann's wohl her sein.“ Der Lehrer schüttelte den Kopf: „Meldung? Meldung? Nein. Was wurde gemeldet?“ Cornelius Friebott lachte: „Dann haben Sie aber recht fest geschlafen.“ — Die Schar sattelte gleich. Die Feldwache erschien und war erst auf zwanzig Schritt im Gelände zu sehen, so dicht stand der Morgendunst.

Die ganze Schar ritt ab dem Bahnhofe zu. Gerade als sie an das Gebäude herankamen, rollten sich die Nebelvorhänge wie bei einem Bühnenbilde in die Höhe. Sie sahen die zwei Züge und sahen Bürger, die aus den Vorräten fütterten und für sich und ihre Kameradschaft Eßwaren holten, und sie sahen die plündernden Inder schon an der Arbeit. Sie sahen aber auch die Stellung des Feindes, so wie die Posten der Feldwache sie beschrieben hatten. Und beim Feinde sprang von einem Geschütze ein weißer Rauchball weg, und beim Bahnhofsgebäude mitten zwischen den Indern kam fast mit dem Knalle die erste pfeifende Granate an und schlug platzend in die Erde und verspritzte Steine und Staub, und die Inder schrien und heulten auf und liefen

schreiend und heulend dem Werke zu; kaum weniger hastig machten sich, fast in einem törichten Klumpen jagend, die fütternden Bürger davon, der Bergstellung des Generals zu. Der Platz vor dem Bahnhofe und um die Züge war sofort menschenleer. Die deutsche Schar blieb ruhig hinter dem Obersten und nahm den befohlenen Weg auf den Berg. Die Sonne schien, der Feind trachtete jetzt die paar leuchtenden Zelte auf dem Berge, darunter das des Generals, zu treffen. Dann bemerkte der Feind die Reitenden und setzte einige Granaten in weitem Abstande um diese herum. Die feindlichen Richtkanoniere und Geschützführer ließen schnell erkennen, daß sie Freiwillige wären und das Soldatenspiel und das Schießen mit Kanonen bisher nur an Feiertagen betrieben hätten und sonst anderen einträglicheren Geschäften nachgingen. Die Deutschen fragten: „Warum antworten wir nicht? Wo sind unsere Geschütze geblieben?" Dann plötzlich begannen vom Berge herab die zwei Jameson-Kanonen zu sprechen gegen ihr einstiges eigenes Volk. Gleich die ersten paar Schuß trafen drüben zwischen die Artillerie. Es war zu sehen, daß die Protzen heranpreschten und daß angehängt wurde. Gerade, als die Deutschen beim Berge ankamen, machte drüben auch die Infanterie kehrt. Der Graubart von Burengeneral stand mit seinem großen Fernglase und lachte in sich hinein. Er sagte: „Na also! Ist meine Stellung so verkehrt, wie Sie meinten, ist sie so verkehrt?" Der Bur Lombard, den die holländische Abteilung sich zum Kommandanten erwählt hatte, stand neben dem Alten. Er erklärte großsprecherisch: „Die Englischen laufen schon weg!" Oberst Schiel sah auch hin mit dem Feldglase. Er sagte nichts. Nach einer Weile verlangte der General: „Ich möchte, daß Sie mit Ihrer Schar den Kopf zwischen meiner Stellung und dem Bahnhofe besetzen ..."

Bis Mittag lagen die Deutschen in Bereitschaft auf dem befohlenen kleinen Hügel. Es war warm und friedlich, und viele schliefen. Um Mittag kam der alte General von seinem

Berge zu Fuß herunter, den Kugelgürtel um Brust und Rücken geschlungen, das Mausergewehr in der Hand wie jedermann. Er lachte nicht mehr und schien unsicher. Er sagte: „Schiel, wissen Sie die Stellung dort", — und er deutete zwischen Abend und Mittag —, „die Sie mir gestern für den ganzen Haufen vorschlugen? Ich möchte, daß Sie diese Stellung jetzt mit hundert Mann Ihrer Abteilung und mit den hundert Freistaatern, die uns Kommandant Truter heute morgen geschickt hat, besetzen. Ich will den Feldkornett Pinnaar vorschicken nach Südosten, er soll auf den Höhen links sich geeigneten Ortes festsetzen. Wenn es zutrifft, daß der Feind wirklich nur auf Verstärkung wartet, dann würde er vorrückend Sie beide in seinen Flanken zu spüren bekommen." Als Schiel grüßte, reichte der General die Hand hin.

Kein Feind schoß in sie hinein, als sie den Befehl ausführten. Die Schar fand eine mit deckendem Gestein besäte Erhebung. Siebenhundert Meter zurück legten sich die Freistaater mit den Feldkornetts Joubert und De Jager hinter Fels und Klippen eines Hügels. Die Sonne schien noch die ganze Wartezeit hindurch. Die Gleichmütigen und Stumpfen sagten: „Es geschieht doch nichts mehr. Es ist alles vorbei. Lehrt uns den Engländer kennen, der marschiert hier nicht mehr rein." Dann wurde es trüber, der Himmel hing sich ein, erst mit silbernem, sehr blendendem Weiß, bald dunkelte es schwer im Osten. Dann gegen halb drei oder auch drei war von der neuen Stellung der Schar aus zu sehen, wie der Feind aus dem Bodengewelle herauskam. Ein gelbbraun gestrichener Panzerzug rollte langsam auf den Schienen daher; dem Panzerzuge folgten zwei andere Züge mit offenen, von bewaffneten Männern vollgepackten Kohlenwagen. Die Züge rollten nicht schneller, als Artillerie fährt und Truppen marschieren. Und auf der Straße neben der Bahn fuhr Artillerie und marschierte Infanterie. Allem voraus und rechts und links im Gelände ritten die

Reiter, einzeln und in kleinen Geschwadern; man konnte die einzelnen vorne nach Wissen und Gewöhnung bald mit dem bloßen Auge zusammenlesen, wie sie auftauchten und verschwanden und wieder auftauchten. Dann hielten die Züge und leerten die quellende Fracht an bewaffneten Männern aus. Mit Geschützen hätte man von der Schar aus unter den Ausgeladenen und sich Ordnenden ein Blutbad anrichten können. Aber bei der Schar waren keine Geschütze, und die Büchsen reichten noch nicht hin zu sicherer Arbeit, und vom Berge des Generals wiederum gab es noch keine Einsicht beim Feinde. Es blieb also stille auf den Flanken und stille auf dem Berge, davon die Zelte und Merkmale entfernt waren. Der Engländer bewegte sich sehr vorsichtig. Es schob sich eine ganz dünne Schützenlinie vor, fast wie Punkte anzusehen, die sich bewegen. Es folgte ein deutlicherer Streifen aus mehr einander angenäherten Punkten. Es folgten geschlossene Verbände, bereit sich zu entfalten, gelbbraun über dunkel. „Schotten!" sagten sie bei der Schar, „Hochländer!" und flüsterten es sich zu, als wenn ein richtig ausgesprochenes Wort die zweitausend oder mehr Meter verräterisch hinspringen könnte zum Feinde. Den Engländern gefiel die Stille kaum. Ein Geschwader Reiter löste sich von ihnen rechts ab. Einige aus der Schar begannen zu lächeln. Sie sagten: „Dja, such' Tommy, such' man!" Und sagten: „Gleich 'ner Katze, die durchs Wasser laufen soll." Aber der Engländer suchte . . .

Wie dann die törichte Schlacht von Elandslaagte anfing, die kurze Schlacht, bei der alles drunter und drüber ging, bei der die tüchtigen Männer umkamen, hingeopfert und im Stiche gelassen, das erzählt jeder, der davon erzählen darf, anders. Vielleicht erinnert den Hergang der ganzen Schlacht jeder verschieden bei Freund und Feind; doch mag solches immer gelten von ersten Schlachten der Kriege, wenn die aufeinander Losgelassenen noch beinahe bersten von der neuen Aufregung und von unterdrücktem Schreien; und

mag es stets geschehen auf der Seite, die ohne Notwendigkeit verspielte; und mag es auch geschehen bei Siegern und Besiegten, wenn Schlacht und Unwetter und Abend sich in eins vermengen, in eine elende Häßlichkeit, wie sie, weiß Gott, behauptet werden darf von diesem besonderen Menschenkampfe.

Die Engländer sandten aufklärende Dragoner vor nach links. Die Schar schoß nicht und die Freistaater warteten auch. Aber etwelche unbekannte Einzelgänger schossen aus den Vorbergen. Das waren die ersten Schüsse. Die Engländer ließen im Galopp Geschütze auffahren. Sie meinten, sie hätten also die Buren an dieser Stelle vor sich. Die ersten vier Geschütze setzten ein paar Schrapnells in Vorberge, in denen niemand weiter lag. Die Einzelgänger liefen zu den Pferden, die Engländer sahen sie davon reiten, und aus den toten Bergen kam kein Schuß mehr. Die Engländer merkten die Irrung und zeigten sich erstaunt. Die andern Geschütze protzten nicht ab. In diesem Augenblick der Unentschlossenheit und Schwebe hinein schossen die Jameson-Kanonen der Buren vom Berge des Generals Antwort. Da rissen die Engländer die Geschütze herum und fuhren über Ackerland zu Bahndamm und Schienen, und Protzen und Kanonen sprangen über die Schienen und eisernen Schwellen und furchten in nasses, weiches Grasland. Die Schar konnte sie hüpfen sehen über die Schienen. Mit den Gläsern sah man, wie die Bedienung in die Luft gestoßen wurde; mit den Ohren meinte man, den klingenden, harten Schlag, Schiene gegen geschientes, hartes Rad, zu hören. Von dem Generalsberge hatten sie jetzt Einblick und schossen aus den zwei Rohren, was diese hergaben, in der Richtung der zehn, der vierzehn, der achtzehn Geschütze und der herangezogenen Infanterie. Die Schar hatte gar keine Gelegenheit. Gelegenheit war gekommen für die Abteilung des Feldkornetts Pinnaar in der rechten Flanke der Engländer, und die Büchsenschüsse der Pinnaarleute kamen von der Seite, gutgezielt, und holten sich fast jedesmal ihren Mann. Da wurde der

Engländer ärgerlich und warf vier Lafettenschwänze nach links und ließ auf die Hügelkette rechts von sich ein paar Schrapnells los. Es war erschreckend wenig solcher Aufforderung nötig. Die Pinnaarleute schienen es für ganz unangebracht zu halten, daß es Wendung und Gelegenheit in einer Schlacht geben dürfe, bei der man nicht nur Schaden austeilen, sondern an Leben und Körper selbst empfangen könne. Sie rückten jedenfalls solcher Verkehrtheit gleich und schleunig aus dem Wege. Für die Schar sah es aus, als wenn unerwartet an ein Tuch mit Mottenfraß gerührt wird und mit Hast die beweglichen Motten hervorkriechen und sich davonzumachen trachten. Die Pinnaarleute ritten ab vom ersten Schusse an. Als der Engländer hinter den Schüssen her noch Reiterei ihrem Verstecke zusandte, machten sich die letzten davon. Sie ritten scheinbar bis zur Hauptstellung, sie blieben aber gleich im Sattel und waren wieder zu sehen in der Richtung der Bahn und zuletzt, als sie nach Überschreitung der Bahn im Norden in den Bergen verschwanden.

Auch von der Hauptstellung, vom Hügel des Generals aus, fingen Reiter an, sich abzulösen, zwei Reiter, fünf Reiter, drei Reiter, zwei Reiter, immer nach Norden in die Berge. Wann solche Richtung einmal gezeigt ist, merkt sie sich. Der Oberst zankte. Aber viele bei der Schar waren guter Dinge und lachten. Selbst Richter sagte: „Na ja, na ja! Ist das was Neues? Das ist nischt Neues. Fat jou goed en trek Ferreira! Und jedenfalls werden sie's heute abend bequemer haben als wir und werden auch bequemer schlafen."

Um einhalb vier sandte der Feind Imperial Light Horse nach links. Die Schar schoß, die reitenden Jäger wurden zurückgetrieben. Darauf fuhr der Feind auch gegen die Schar vier Geschütze auf. Gleich die ersten Granaten trafen in die Stellung, aber niemand wurde verletzt infolge der guten Deckung.

Als die Granaten noch fielen und es eigentlich nichts zu tun gab als abzuwarten, kam ein Meldereiter des Generals über die Stellung der Freistaater zur Schar: „Ihr sollt auch zum General zurück. Wir können uns sonst nicht mehr halten. Der Feind wirft alles auf die Hauptstellung."

Die Freistaater unter den Feldkornetts Joubert und De Jager waren gleich auf den ersten Anruf losgeritten, sie hatten also vor der Schar einen Vorsprung. Die Schar mußte einen Umweg machen, weil feindliche Reiterei sie abzuschneiden drohte. Leutnant von Albedyll ritt mit den besten Reitern an der rechten Seite als Aufklärer und Gefechtspatrouille.

Es war ein Reiten Hals über Kopf, der Weg ließ sich nicht wählen, und Sumpf und Wasser mußten genommen werden. Wie die Schlacht sich entwickelte, ließ sich auch nicht verfolgen, aber aus dem Verlangen des Generals und aus ihrer eigenen Hast und aus dem Trommeln der Schüsse redete es klar genug: „Es geht in Not! Es geht in Not!" Diejenigen von ihnen, die gute Reiter waren und gute Pferde hatten, und die also der tolle Ritt selbst weniger beschwerte, riefen sich zu: „Warum greift der Engländer den Generalsberg überhaupt von vorne an? Bei seinen Geschützen und mit den Truppen, die er hat, könnte er die Stellung einschließen und brauchte kaum einen Mann zu verlieren."

Auf ihrem weiten Umwege kamen sie beim Reiten über den Bahndamm, und als sie die Fläche zwischen Bahndamm und Hügeln rückwärts der Hauptstellung durchjagten, in das Schußfeld der feindlichen Geschütze, und gleich danach, als sie schon fast im Schutze der Hügel waren, auf deren einem sie selbst bis Mittag gelegen und die unberittenen Kameraden zurückgelassen hatten und auf deren anderem der General lag, erhielten ihre Spitzen unerwartet heftiges Gewehrfeuer von halblinks.

Um diese Zeit ging der Zusammenhang der Schar ver-

loren. Beim Ritte über die Fläche, knapp vor der Deckung, riß eine krepierende Granate einige Sättel leer. Graf Zeppelin wurde von einem Granatsplitter in den Kopf getroffen und stürzte vom aufbäumenden Pferde. Das Gewehrfeuer holte dem Hauptmanne Weiß und dem Leutnant von Albedyll den Gaul unter den Beinen weg. Was vorne war mit dem Obersten, begriff, daß dem rechten Flügel des Feindes die Umgehung der undurchsichtigen Hügelkette mit Reiterei und Fußvolk gelungen war, und daß die in der Hauptstellung bei Drang und Zwang ihrer Lage die Umgehung gar nicht bemerkten. Der Oberst und die Spitze sprangen an einem Farmhause, wo Verwundete zusammengebracht waren, aus dem Sattel und liefen vorwärts auf eine felsige Bodenwelle hin, um diese vor den jenseits anrückenden Umgehungstruppen zu erreichen, und es gelang ihnen; die andern versuchten ihnen teils zu folgen, teils sprangen sie der Kuppe zu, auf der die unberittenen Kameraden den in der Front anstürmenden Feind im Feuer hielten. Die Hauptstellung vermochte niemand mehr zu erreichen. Auch diejenigen, die dem Obersten folgen wollten, gaben nach dreimaligem Versuche das Vorhaben auf, denn, weil die umgehende Reiterei bei ihren Anläufen in sie hineinpfefferte und in irgendeiner Weise jeder sofort angekratzt wurde, war die Ausführung völlig unmöglich. Was also von ihrem Rest noch lebte und noch Arm und Bein bewegen konnte, kam und kletterte und kroch ebenfalls auf die Kuppe und schnaufte und schoß, so schnell einer den Rahmen aus dem Gürtel zu reißen, einzuschieben und Abdruck nach Abdruck leer zu machen und auszuwechseln vermochte. Auf der Kuppe lagen beinahe nebeneinander, und als sie sich sahen und erkannten, wahrscheinlich noch jeder unverwundet, Cornelius Friebott und der Lehrer und der frühere preußische Offizier und Richter und etwas abseits Reinhart.

Es war jetzt die Zeit, da kein Plan und keine Leitung mehr zu bestehen schien, sondern jedeiner sich wütend für

sich wehrte als wie ein Tier beim letzten Stande; es war die Zeit, wo diejenigen, die aushielten bis zuletzt, durch ihr Opfer vielen halfen davonzukommen.

Als der Oberst der felsigen Bodenwelle zurannte, schrie er: „Einer muß zum General laufen und muß ihm die Umgehung melden. Wenn der General keine Frontveränderung vornehmen kann, werden wir versuchen, den Feind zu beschäftigen, um den Unsrigen den Rückzug zu ermöglichen."

Knapp vor fünf Uhr, als der frohe Graf Zeppelin schon aus dem Sattel geschossen war, und als der Oberst schon auf dem Riffe lag und wahrscheinlich schon selbst seine Wunde weg hatte, und als die vier noch unverwundet von der Kuppe feuerten, und als der Engländer eben Bajonett setzen lassen wollte, wurde es dunkel wie selten um solche Stunde, und der Regen goß in Bächen vom Himmel herunter. Für den Engländer mehr als für die Verteidiger, die doch nichts mehr spürten, war es anzusehen wie eine vom Osthimmel niederrinnende Wasserwand. Und das Wasser schnitt in die Gesichter. Pferde kehrten sich ab und zitterten, und weder Sporn noch Peitsche veranlaßten sie zur Bewegung. Und das Wasser lief durch die schweren englischen Wettermäntel. Und die Luft zischte und kochte vor Regen. Unter den Füßen flossen Schlammbäche. Die ganze Landschaft verschwand für den Blick. Wohl hätte einer sagen können: „Gott der Herr mag diesen Kampf nicht leiden, diesen Kampf will Gott der Herr ersäufen!" Der Menschenwille indessen war hart; wo nichts zu sehen war, schossen sie in die Unsichtigkeit hinein mit Büchse und Geschütz, und wo sich die Schlammbäche bildeten, lagen sie und liefen sie und stiegen sie und stürmten sie im Schlamme, triefend am ganzen Leibe. Die Wolkenbäche verursachten ein einziges, daß die Stürmer wirrer und schreiender stürmten, daß sie sich in jene Bluttrunkenheit hineinbrüllten, die häßlich ist, und ganz und gar häßlich, wenn viele in dieser Weise trunken sind gegen einzelne oder gegen wenige. Auf der Höhe des

Generalshügels und der Kuppe krähten dann die Hörner und quäkten die Dudelsäcke. Da endete das Feuer bis auf verlorene Schüsse hin und wieder. Da war es vorüber mit dem Unwetter und mit der Schlacht. Nur die Bluttrunkenheit dauerte noch fort und zumeist bei den Lanzenreitern, als sie ihr Schweinestechen ritten; das, was sie Schweinestechen nannten, als sie ihren Ritt machten zwischen Verwundeten und hinter Flüchtenden und als sie es danach in Briefen prahlend beschrieben, und wie es englische Zeitungen in seltsamem Geschmacke abdruckten. Aber es wurde rasch Nacht, und über das Bild dieser schlimmsten Häßlichkeit zwang Gott seine Finsternis.

Als nächsten Tages die Lebenden und Toten genau gezählt wurden, da waren siebenundsechzig tot und einhundertundacht verwundet und hundertachtundachtzig unverwundet gefangen; und das heißt, es hatten sich aus der Hauptstellung, da sie alle zusammen siebenhundertachtundfünfzig Mann gewesen waren, und da etwas über zweihundert von Viljoens Johannesburger Stadtburen, von Holländern und Freistaatern sich bei den ersten Schüssen aus dem Staube gemacht hatten, in der letzten Not hundertsiebenundachtzig Mann auf Befehl des Generals und gedeckt von den Ausharrenden durch Flucht retten können.

Auf dem dunklen Generalshügel und auf der dunklen Kuppe trieb sich eine Masse von Soldaten herum zwischen Stein und Fels und Toten. Die wie Karten ineinander gemischten Regimenter und Kompanien trachteten zurück in Ordnung, oder, was diese und jene einzelne angehen mag, so gaben sie vor, an ihren Platz zu trachten. Pfleger begannen zu erscheinen mit spärlichen Windlichtern und hoben Verwundete auf und trugen sie abwärts; Regimentsnamen wurden laut gerufen. Nach

Buchstaben der Kompanien wurde gefragt. Für verwundete Offiziere, für verwundete Kameraden wurde rasches Anfassen verlangt. Ein lauter klarer Befehl gab bekannt: „Alle Verwundeten sind hinunterzuschaffen hinter die Stellungen, wo die langen Burenwagen stehen!" Mehrere Stunden dauerte die große Unruhe, das Rufen und Schreien und Stolpern und Rutschen und Fallen und Fluchen und das Führen hin- und hergezerrter Pferde, die ohne den Helfer Mensch viel rascher und sicherer sich Pfade gefunden hätten.

Nach zwei Stunden, etwa um acht Uhr, war das ärgste Durcheinander vorbei. Kein irrender Gesunder verlangte mehr nach seinem Regimente. Seltener rief einer für den gefallenen Kameraden um Hilfe und Arzt. Was sich bewegte, hatte Bodenbeschaffenheit und rechten Abstieg kennen gelernt. Indische Sänftenträger arbeiteten schnell und ruhig und sicher. Schmerzleidende Verwundete wimmerten nicht länger, sondern waren auf den Verbandplatz geschleppt oder lagen von Ohnmacht umfangen; vergessene und erwachte Verwundete wiederum vermochten auf sich aufmerksam zu machen in der größeren Stille. Und viel mehr Lichter waren da.

Nach einer weiteren Stunde schien es mancherorts völlig still und schwarz. Das war dort, wo schon alles entfernt war oder Verletzte der Besiegten stumm warteten, ob nicht ihre eigene Nothilfe doch noch käme, und war, wo nur Tote lagen.

Von der Hauptstellung trugen die Engländer jeden lebenden Körper herunter, Freund und Feind. Sie fanden nahe den wiedergewonnenen Jameson-Kanonen einen alten, schweren Mann mit weißem Barte und in schwarzem Schoßrocke und schwarzen Hosen. Der Alte verlangte mit starker, ruhiger Stimme: „Schafft mich vom Berge, legt mich in ein Zelt, ich bin von drei Kugeln getroffen, der Regen fängt an, mich zu stören." Der alte Mann war General Kock, der

Bauerngeneral. Sie gehorchten. Hinter dem Großvater wurden zwei Söhne und ein Enkel seines Namens zum Verbandplatze getragen. Von dem Riffe holten sie gegen Morgen den Obersten Schiel mit der Hüftwunde und den toten Feldkornett Potgieter. Von der Fläche brachten sie den Grafen Zeppelin und den Feldkornett Joubert noch atmend. Aus der Hauptstellung wiederum wurde der Holländer Dr. Coster, der Generalstaatsanwalt der Transvaalrepublik, sterbend in einer Decke heruntergeschleppt. Von eigenen Leuten brachten die Engländer und ihre Inder einunddreißig verwundete Offiziere und hundertfünfundsiebzig Mann zusammen.

Die Kuppe ruhte von zehn Uhr an in Schwärze und Stille; auf der Kuppe lagen die meisten Deutschen, tot, schwerverwundet, leichter verwundet im tröpfelnden Regen. Wo ihrer zwei flüsterten oder sich aushalfen oder einer stöhnte, erdrückte der gleichmäßige Tropfenfall Ton und Geräusch auch für die Nähe.

Cornelius Friebott fror sehr. Vor lauter Frieren kamen seine Gedanken in leidliche Folge. Er erinnerte sich, daß er in der Zeit des tobenden Unwetters einen Schuß von Kugel oder Splitter in den Schenkel bekommen hatte, davon das eine Bein jedenfalls lahm, wenn nicht zerschmettert wäre. Er erinnerte sich, daß, als es nur noch dann und wann schoß, Reinhart an ihm herumgetastet und ihn notverbunden und danach zu ihm gesprochen hätte. Reinhart hatte gesagt: „Ich will jetzt versuchen, irgendwo an Dr. Elsberger und seine Leute heranzukommen; das Gefecht ist zu Ende, es gibt noch mehr hier, die nicht ganz ausgespielt haben, und vielleicht kann man euch doch noch wegbringen, bevor der Engländer euch schnappt!" Cornelius Friebott hatte gefragt: „Und Ackerknecht? Und Bernhard? Und Richter?" Reinhart hatte geantwortet: „Du hast selbst genug weg! Du brauchst dich jetzt nicht um andere zu kümmern! Wenn du dich abrackerst, ist es unmöglich, dir nachher die Flucht

zuzumuten.“ Er, Cornelius Friebott, hatte darauf gesagt: „Ich werde mich nicht abrackern. Ich will es wissen. Denn ich meine, ich hätte gesehen, wie sie getroffen wurden, erst Bernhard und Richter und dann Ackerknecht und dann ich ...“ Wahrscheinlich, weil er sich auf den Arm zu stützen und selbst herumzublicken versuchte, erwiderte Reinhart: „He, he! Unsinn! — Bernhard ist fertig. Richter hat's ähnlich wie du. Bei Ackerknecht ist's durch die Lunge gegangen. Er spürt nichts mehr und weiß nichts mehr, und es wird für ihn auch nichts mehr draus!“

Ja, Cornelius Friebott fror sehr. Er dachte: „Wann ist Reinhart eigentlich fort? Und wann kommt er wieder? Ist er nicht sehr lange fort?“ Er dachte: „Wenn Reinhart nicht wieder kommt, was geschieht dann? Vielleicht hat er Dr. Elsberger nicht gefunden. Vielleicht haben die Engländer ihn selbst geschnappt. Vielleicht ist er samt unserem Roten Kreuz gefangen.“ Er dachte: „Morgen wird es dennoch einmal werden. Und wenn Tag ist, holen uns die Engländer sicher ab, wenn ich bis dahin nicht erfroren bin.“ — Er horchte den eigenen klappernden Zähnen zu; er hörte ein Röcheln oder starkes Schnarchen, das früher nicht zu vernehmen war; er hörte einen Nachbarn in Unruhe, dessen Zähne auch zu klappern schienen vor Frost; er hörte einen reden mit Ackerknechts Stimme, und wie wenn dieser guter Dinge wäre. Er sagte zu sich: „War der Kamerad vorhin am Tode, wie kann er jetzt in Lustigkeit reden?“ —

Cornelius Friebott richtete sich auf, es gab trotz der Kälte viel mehr Stärke in ihm als vorher; er richtete sich auf, um besser spähen zu können in die undurchdringliche Nacht, ob Dr. Reinhart und Dr. Elsberger oder irgendwer nun endlich käme, um zu versuchen, zu Richter zu reden, und um herauszufinden, ob der Lehrer doch vielleicht am Leben sei, am ordentlichen Leben, und dann, um in einer anderen Lage aus dem ewigen Regen etwas herauszukommen und das Frieren etwas zu ändern. Das rechte Bein hing ihm wie

Blei am Körper. Aber — der Körper ließ sich fast ohne Schmerzen verschieben. Cornelius Friebott merkte es, als er den elenden Steinkanten ausbog. Er rückte ein paar Schritte weiter und saß aufrecht, das rechte Bein weggestreckt, das linke Bein etwas angezogen, und die beiden Handflächen auf den nassen Boden, auf nasses, hartes Gras und auf scharfes Geröll gestützt.

Entweder kurz vor dem Aufrichten, oder während es so gut gelang, endete der Regen. Das gleichmäßige Regengeräusch hörte plötzlich auf, dafür begann der Wind zu blasen über der Erde her, und gewiß noch stärker oben am Himmel, denn es wurde gleich sehr viel heller. Cornelius Friebott merkte noch nicht, daß der Wind ihn, und wen er sonst treffe, bei durchnäßten Kleidern nicht weniger quälen werde als der Regen. Das gelungene Aufrichten und die plötzliche Erhellung nach der dichten Finsternis beglückten ihn; die Erhellung schien als wie für ihn geschehen, daß er also nach den Kameraden schauen könne und überhaupt nach der Nachbarschaft, die er hätte, und daß er ausspähe nach Reinhart und dem Arzte oder den Pflegern, wen er nun anbrächte, und auch von diesen gleich ohne Rufen gesehen werde.

Er blickte erwartungsvoll in eine Richtung, vielleicht, weil aus ihr mit dem Winde, vom Winde getragen, der Laut von Fußtritten vernehmbar war. Es kamen auch in der hellen Dunkelheit aus dieser Richtung Gestalten mit einer Laterne allmählich heraus. Cornelius Friebott dachte heiter: „Sie sind es jetzt, sie sind es also ..." Er war nicht besonders erschrocken und nicht besonders enttäuscht, als die langsamen Ankömmlinge, die mit dem Lichte den Boden abzuleuchten schienen, in der Nähe Englisch sprachen, eine Art Englisch. Zu Schrecken und Enttäuschung reichte vielleicht die Kraft nicht aus, oder die Stelle, von der Schrecken und Enttäuschung ausgehen, war vielleicht noch stumpf, oder die Freude am gelungenen, aufrechten Sitzen und er-

wachten Leben oder der Hunger nach irgendeinem Wechsel war vor allem anderen zu groß. Als die zwei nahe vor ihm waren, erkannte er an den Kiltröcken, daß sie englische Soldaten eines schottischen Regimentes seien. Die beiden Schotten bemerkten gleich darauf den ihnen aus der Finsternis zugewandten Mann am Rande des Lichtkreises. Der eine sagte in seiner besonderen englischen Sprache: „Billy, da sitzt wahrhaftig jemand und starrt uns an, und was er für Augen macht!" Die Schotten hoben die Laternen und traten nicht unbestürzt hinzu. Der Angeredete fragte: „Was zum Henker, tun Sie hier?" Cornelius Friebott überlegte nicht, daß die Frage töricht sei. Er antwortete: „Ich bin verwundet, ich friere..." Während er es aussprach, spürte er zum Erschaudern die Kälte des Windes. Der eine Schotte fragte: „Sind Sie ein Bur? — Wenn Sie ein Bur sind, geschieht Ihnen beides recht. Und bei vollständiger Gerechtigkeit sollte man Sie totschlagen dazu!" Der andere Schotte hielt die Laterne so hoch er konnte, er rief: „Billy, sieh dich vor, wir sind mitten in ein Nest von ihnen geraten." Cornelius Friebott nutzte gierig den Schein. Er sah den Lehrer fast neben sich liegen auf dem Rücken und mit offenen Augen und sah dessen Lippen sich bewegen. Er sah Bernhards weißes Gesicht, wächsern gegen die Nacht, und hörte, daß das Röcheln oder Schnarchen von ihm ausging. Und er sah auch den vierten, er sah, daß Richter, sobald das Licht ihn traf, seine aufmerksame Lage zur erschlafften werden ließ und ganz schnell die Lider schloß. Der Schotte sagte: „Habt ihr noch Waffen?" Und er erklärte: „Wir lesen Waffen auf." Und sagte: „Man kann doch nie wissen, ob ihr einem nicht noch in den Rücken schießt, wenn ihr Waffen behaltet!" Der zweite Schotte sagte: „Ihr könnt euern Stern preisen, daß ihr auf dieser alten Kuppe liegt und nicht da unten," und er schwippte die Hand in der Richtung von Fläche und Riff, „da unten hätten euch die Lanzenreiter kalten Stahl in die Rippen gegeben und ihr wärt samt und

sonders in die Hölle gefahren." Cornelius Friebott konnte nichts antworten, der Wind stieß immer kälter und härter auf ihn zu; trotzdem er sich stemmte und wehrte und auch etwas schämte, klapperten seine Zähne. Aber Richter sprach jetzt aus der Finsternis heraus, in der er nach Sinken der Laterne wieder verschwunden war. Er zankte viel mehr als er sprach. Der Ärger schien bei ihm die Vorsicht ganz überwunden zu haben. Er rief: „Wer seid ihr eigentlich? Ihr seid doch keine britischen Soldaten? Ihr seid doch keine Schotten? Ihr seid doch keine Gordon-Hochländer, deren Uniform ihr tragt? Ihr seid alles drei ganz gewiß nicht!" — „Höre doch, Billy!" und „Warum nicht?" sagten die Schotten. „Weil ihr verdammten Kerle verwundete und frierende Leute beleidigt nach einem Gefechte, darin ihr durch unsere Dummheit und eure Überzahl, und das zusammen nennt man gutes Glück, Sieger geworden seid!" schrie Richter. „Höre ihn! Höre ihn!" sagten die Schotten, aber sie gingen weiter als wie betroffen und ertappt. Zwanzig Schritt fort, stand die Laterne von neuem still, dann kamen sie wieder. „Wo seid ihr frierenden Burschen geblieben?" fragte der eine Schotte in die Nacht, und er suchte. Cornelius Friebott fühlte erstaunt, daß zwei feuchte Regenmäntel oder Umhänge ihnen zugeworfen wurden, wie sie die Schotten tragen. „Das ist für dich und deinen schimpfenden Kameraden," sagte der Geber, „weil ihr so sehr friert, und weil es in der Tat hundekalt ist." Einige Schritte weiter blieb der Schotte nochmals stehen und schrie zurück. „Aber daß ich euch verdammte Buren oder verdammte Holländer oder verdammte Deutsche nicht leiden kann, das sollt ihr trotz alledem wissen und behalten!" Dann pfiff er und rief er: „Komm hierher, Billy!"; und die Gestalten verschwanden, und die Schritte verlöschten, und auch der schwingende Laternenschein geriet außer Sicht.

Cornelius Friebott dachte: „Ackerknecht ist am schlimmsten dran; und kann Bernhard sich helfen? — Wenn ich nur

etwas mit unter dem einen Mantel bleiben könnte ..." Er saß steif und starr und untätig unter den Umhängen, wie sie über ihn gefallen waren; zu sprechen gelang ihm noch nicht wieder. Da zerrte es an den Mänteln, dieses Mal fuhr Cornelius Friebott zusammen. Richter war bei ihm, Richter flüsterte: „Ich wollte nicht wieder rufen, man soll nicht zu oft das Schicksal versuchen." Und er sprach leise weiter: „Wenn du und ich uns rechts und links an den Lehrer machen, dann reicht das Zeug als Decke für uns drei. Oder kannst du dich nicht bewegen?" Cornelius Friebott strengte sich sehr an, es gelang ihm zu sprechen: „Ich kann ..." Dann dauerte es eine Weile, bis sie sich zurechtfanden und bis bei vorsichtiger Mühe Richters die Mäntel ordentlich gespreitet waren. Und es dauerte eine andere Weile, bis Cornelius Friebott wieder unerschöpft war. Er hatte einen glücklichen Traum, während sich die drei Menschenkörper aneinander wärmten; er träumte, er sei ermattet und krank neben Carlotten Prinsloo eingekrochen, und die junge, gesunde Frau pflege ihn. Eigentlich war gar kein Sagen, ob es die Hände einer jugendlichen Mutter oder die Arme einer Geliebten wären, die ihn da hielten und streichelten. Daß einem wohlgetan wurde bis in das Erwachen hinein, das blieb zu merken. Als Cornelius Friebott zu sich kam, wollte er aus der freundlichen Stimmung des Traumes heraus fragen nach des Lehrers und nach Bernhards und auch nach Richters Ergehen und wollte den andern die Mäntel ganz geben. „Denn ich bin jetzt wieder schön warm." Er redete es hin, er hörte zugleich den Lehrer sprechen, und über des Lehrers Körper weg kamen Finger und berührten ein paarmal sachte seine Schulter. Da begriff er, er solle den Lehrer reden lassen.

Des Lehrers Worte klangen in der Tat wie Worte eines frohen Menschen, nur waren sie nicht sehr klar des Weges, und bei Aufpassen hörte man sie vor ihrer Ankunft gurgeln, als wenn sie erst durch Wasser hindurch müßten. „Durch Wasser oder Blut," dachte Cornelius Friebott. Der Lehrer

pries fast seine Wunde, er sagte: „Nun werde ich die Frau und Hulda und Marie und Hilgert und Wolf doch wiedersehen, und ich hätte es nicht geglaubt.“ Er verweilte bei seinen fünf Menschen, daß wenn jene aus ihrem Schlafe mit gleicher Inbrunst nach ihm suchten, bald eine strahlende Liebesbrücke durch den Himmel stehen mußte von dem dunklen Schlachtfelde unter den Biggarsbergen bis hin zu dem noch friedlichen Lehrerhause bei Bloemfontein, auf der, an grüßenden Gottesengeln vorbei, glückhafte Menschenseelen sich entgegeneilten. Danach wurde der Lehrer immer gegenwärtiger, er lobte die beiden Kameraden, daß sie ihm hilfreich gewesen seien. Er sagte: „Richter, wir wollen uns doch nun vergleichen. Du hast es mit den Engländern und ich habe es mit den Buren gehalten. Ich habe meine Wunde weg für die Bauern, und ebenso geht es dir, und von den Engländern haben wir sie alle beide. Vielleicht haben aber wir zwei und Cornelius Friebott und die andern Kameraden zusammen unsere Wunde doch auch für Deutschland erlitten. Denn warum sind wir alle miteinander nach Südafrika gekommen? Doch nicht, weil wir uns von der Heimat trennen wollten, und auch nicht, um an Händeln teilzuhaben, sondern in unserem Vaterlande kann einer ein fleißiger und tüchtiger und auch wohlbegabter Mensch sein und gerät doch, wenn ihm die Ehrlichkeit stramm sitzt und ihm händlerischer Sinn nicht mit in die Wiege gelegt wurde, niemals aus der Not und Sorge der Eltern, Großeltern und Urgroßeltern heraus; vielmehr sind die deutschen Schicksale wie festgefahren. In unserer Heimat vermag einer, wenn er meint, die Zustände seien für ihn und für die, die er lieb hat, unerträglich geworden, und er müsse etwas wagen, seinen Stuhl zu besserem Glücke doch nicht herumzudrehen. In unserer Heimat kann er irgendwie nicht aus der Herkunft heraus. Ich weiß den Grund nicht. Nein, ich weiß ihn nicht. Ich sah aber feste, gutgesinnte Menschen daran verdrossen werden, und ich sah die von Unruhe und Verdrossenheit Ge-

lockerten zu Spitzbuben werden. Nun also sind wir den Ausweg gegangen in die fremde Welt, nun also sind wir Vorposten und Platzmacher unseres Volkes wie die Amerikafahrer auch."

Richter sagte: „Kamerad, rege dich darüber jetzt nicht auf. Daß ich den Engländer nicht lieber habe um das, was heute geschehen ist, das glaube mir. Aber ich kann dir auch nicht vorlügen, daß ich den Buren anhänglicher geworden sei."

Vor Wärme und Müdheit schlief Cornelius Friebott beim Hinhorchen wieder ein. Als er das drittemal erwachte, war grauer Tag. Um den Lehrer nicht zu stören, hielt er sich eine Zeitlang stille. Da sagte Richter gedämpft: „Bist du etwa wach?" Cornelius Friebott antwortete: „Ich wache ..." Da fuhr Richter fort: „Dann laß uns beide zusammenrücken; der Lehrer hat den Mantel nicht mehr nötig, wir liegen rechts und links von einem Toten!" Cornelius Friebott wich liegend zur Seite, er erwiderte: „Was? Was? — Er hat eben noch gesprochen. Er hat mich eben noch gewärmt. — Und was soll dann für seine Leute werden?" Richter sagte: „Daß er sprach und daß er dich wärmte, ist ein paar Stunden her!" Cornelius Friebott fragte weiter: „Und was ist mit Bernhard? Ich, ich wollte ihn doch zudecken ..." Richter sagte: „Ach Mann, es war schon vorhin nichts mehr von ihm zu hören!" Sie rückten also zusammen. Das einzige, was sie noch besprachen, war, daß Reinhart gewiß nicht mehr käme. Sonst hielten sie die Augen geschlossen und versuchten jeder auf seine Weise jetzt an nichts zu denken, was doch nie völlig gelingt, und, wenn die Wunden an ihnen rissen, wie es mit dem aufwallenden Leben des Morgens und neuen Tages geschieht, sich gegen den Schmerz zu sträuben.

Um sechs Uhr herum nach ihrer Schätzung hörten sie Männer kommen und hörten Reinhart in englischer Sprache antworten. Richter sagte: „Pst! Das habe ich mir gedacht,

er ist ihnen heute nacht in die Hände gelaufen." Sie überlegten einen Augenblick bei verhaltenem Atem, ob sie stille und ohne Zeichen ausharren und versuchen sollten, unentdeckt zu bleiben, um einem besseren Zufalle noch einmal eine Gelegenheit zu geben. Als das Reden wieder entfernter klang, flüsterte Richter: „Du sollst wählen. Ich will nicht entscheiden. Ich sage nur, ehe eine andere stärkere Bauernschar herkommt, kann einer mehrere Tage umsonst warten. Daß die Engländer hier nicht bleiben, das glaube ich allerdings. Daß sie unsere Toten, und was sie für tot halten, einfach liegen lassen, ist möglich. Und dann ist möglich, daß Dr. Elsbergers Leute sich wieder zeigen. Gefangensein ist sicherlich nicht schön. Und die verdammte englische Zweiseitigkeit kenne ich gut. Aber zwischen Toten und am eigenen Leibe bös angekratzt und ohne Futter hier auf ein schönes Wunder warten, ohne sich nur selbst helfen zu können, und vielleicht durch eine andere hundekalte Regennacht und vielleicht durch zwei Regennächte, dja, das ist so 'ne Sache! — Aber ich will jetzt neben dem Toten nicht ‚englisch gesinnt' heißen, also mache du die Rechnung!" —

Am nüchternen Frühmorgen nach einer kalten, harten, schlimmen Nacht ist der Mut zum Aushalten schwächer als am müdesten Abend. Cornelius Friebott stieß den Mantel zurück, er setzte sich wortlos aufrecht, und der andere tat es ihm nach. Sie sahen beide ausgeblutet und wirr genug aus; und als sie herumblickten und in die bleichen Totengesichter des Lehrers und eines langen Engländers mit den verwunderlichen, offenen, wie im Schrecken erfrorenen Augen schauten, gewannen sie nicht an Farbe und Frische. Cornelius Friebott sagte: „Wenn wir nur wegkommen in irgendeine Ordnung!"

Er dachte später und mehrfach an diesem Tage: „Ja, zu größerer Sicherheit hat mir Carlotta Prinsloo geholfen, es quält mich alles weniger. Aber ich bin feiger geworden durch die Bequemheit. Vor Jahresfrist hätte ich geantwortet, wir

wollen es darauf ankommen lassen, was wird. Wir wollen erst trachten, der Gefangenschaft zu entgehen." Er dachte: „So ist es, so ist es! Wie verschieden in allem gibt sich ein ausgehungerter und ein wohlgefütterter Mensch, und welcher hat recht?"

Als die Engländer und Dr. Reinhart sich wandten, bemerkten sie die aufrechtsitzenden blassen Männer. — Reinhart deutete, und die Patrouille kam mit ihm heran. Die Patrouille bestand aus Mannschaften der reitenden Jäger, die unter dem Namen Imperial Light Horse in Südafrika geworben waren in ein Freiwilligenregiment, davon jeder Pferd und Büchse wie Land und Volk verstand oder doch zu verstehen meinte. Sie sagten: „So, diese!" Und sagten: „Nun legt euch einmal auf die Decken, oder wir können euch auch darauf heben. — Nicht genug, daß ihr auf einen losgeschossen habt, man muß euch Deutsche nun schleppen. — Was ist das für eine Wirtschaft mit euch elenden Kerls. — Für den Buren könnt ihr einspringen, für uns nicht. Warum seid ihr nicht auf unserer Seite?" Einer sagte: „Ja, es sind wohl ganze Bataillone des Kaisers herübergefahren die weite Reise, um hier gegen England zu kämpfen. Ihr Sauerkrautfresser seid durch und durch antibritisch; bei jedem Deutschen, der einem begegnet, kann man darauf wetten, er ist ein Rebell." Weder die Verwundeten noch Reinhart, der einer von den Trägern war, antworteten. Nach wenigen Minuten unterwegs kamen Männer fast ohne Uniform, mit Rotekreuzbinden an den Armen ihnen entgegen und gaben sich als Dr. Elsbergers Leute zu erkennen; aber da war es zu spät.

Die Verwundeten empfingen ordentliche Hilfe auf dem Verbandplatze zwischen toten Pferden und zusammengetragenen Leichen. Der englische Arzt, der selber bis zum Kriege in Johannesburg, das heißt im Burenlande, gewohnt hatte, fing ein Gespräch an mit Dr. Reinhart. Er fragte: „Wieviel wirkliche Deutsche waren bei der Schar des Obersten

Schiel?“ Reinhart antwortete: „Wir haben für Elandslaagte fünfundvierzig herausgerechnet.“ Der Engländer sagte: „Was? Fünfundvierzig? Nur fünfundvierzig? — Wenn das wahr ist, dann habt ihr Deutschen schwer genug bezahlt. Mit diesen beiden haben wir jetzt dreiunddreißig verwundete und tote Deutsche gezählt, das hieße, daß von euch nur zwölfe lebend und heil davongekommen sind!“ Und er sagte: „Vorgestern ist es euch Deutschen auch nicht gut gegangen. Da scheint General Lukas Meyer bei Dundee verfrüht angegriffen zu haben, oder General Joubert kam zu spät zur Hilfe. Zuletzt hat die deutsche Abteilung bei De Jagers Drift den Burenrückzug decken müssen. Macht nur so weiter!“ Dr. Reinhart sagte ruhig: „Ja, es ist mir erzählt worden. Ich weiß auch, daß ihr Engländer Dundee heute räumt.“ Der Engländer sagte: „So, das ist Ihnen doch schon hinterbracht worden?“ Danach schwieg er. —

Die ordentliche erste Hilfe hinderte nicht, daß bei dem verwundeten Kriegsgefangenen Cornelius Friebott ein Fieber hochkam, und daß er sich sehr schwach fühlte. In Zimmern, in engen Räumen, in Gefängniszellen und zuletzt noch auf den harten Planken eines Schiffsbauches, wo immer sie nacheinander untergebracht wurden, meinte er, der Atem müsse ihm ausgehen. Von oben schien sich die Decke auf ihn zu senken, von den Seiten setzten sich die Wände in Bewegung und rückten näher, und das Fenster, das die geängstigten Augen suchten, verschwand ihm ganz und gar; zuweilen mußte er dann laut aufschreien.

Bei solchem Zustande merkte Cornelius Friebott weniger als die Schicksalsgenossen, daß sie ganz launisch und ungeschickt behandelt würden und nicht mit sicherer Großmut, wie die Engländer in ihren Zeitungen und Geschichtsbüchern sich gegenseitig und der wohlgesinnten Welt glauben machen. Sondern selten war etwas fertig und vorbereitet, wo man sie hinschaffte, und also mußten stets quälerische

Vorläufigkeiten und lächerliche Unfertigkeiten ertragen werden. Von ihren höheren und niederen Befehlshabern waren kaum welche von entschlossenem, adligem Zuge; hinter einem anständigen Manne folgten drei verderbte Schinder, am meisten lief ein dünkelhaftes, dummes, schulmeisterliches Pack um sie herum, das da meinte, die Gefangenen müßten noch besonders Mores gelehrt werden, weil sie es gewagt hätten, Großbritannien zu widerstehen. In seiner Art gehörte das Pack zu jenem seltsamen Menschenschlage, der sich einbildet, er müsse erst dem lieben Gotte zu rechtem Ansehen verhelfen auf Erden, und der dies mit dem Stocke tut, sobald es das eigene Fell nicht kostet.

Aber Cornelius Friebott blieb gleichgültig und stumpf und war in diesen Wochen vor lauter Krankheit auch nicht empfindlich für seltene und schöne Güte. –

In der folgenden langen und nachdenklichen Gefangenschaft wunderte ihn selber am stärksten, daß das ganz unerwartete Zusammentreffen mit Martin Wessel, danach sein Herze so lange getrachtet hatte, wie eine Fremdheit verlief.

Es war schon Anfang Dezember. Sie waren schon neben englischen Militärsträflingen auf dem Schiffsrumpfe der alten „Penelope" untergebracht, der festverankert vor Simonstown auf der Reede schwamm. Der Tag war einer der seltenen, mißvergnügten Dezembertage ohne Sonne und sogar ohne Sonnenmorgen. Für die englischen Militärsträflinge gab es keine Arbeit am Lande. Damit sie dennoch ihre Bewegung und anstrengende Beschäftigung hätten nach der Vorschrift, mußten sie den für solche Gelegenheiten bewahrten Haufen alter, schwerer Kanonenkugeln, ohne zu sprechen, rasch in Pyramiden setzen und dann wieder zurückschaffen und dasselbe Spiel wiederholen. Die Kriegsgefangenen sahen dem ganz unsinnigen, polternden und rasselnden Geschäfte zu. Nach dem Vorgange kam zu dem in

Genesung befindlichen verwundeten Kriegsgefangenen Friebott das Fieber zurück, er kroch in eine Ecke des Deckes und dämmerte vor sich hin. Von Mittag an wurden ohne Ansage etliche Besucher zu den Kriegsgefangenen an Bord gelassen. Dann ging es so zu: Ein kaum gekannter Mitgefangener trat an den Ruhenden und sagte: „Ich habe Besuch von unserem Genossen Martin Wessel, ich habe ihm Ihren Namen genannt, und er kennt Sie gut von Hause her..." Cornelius Friebott öffnete die Lider und antwortete hastig: „Yes, yes, yes...", ohne den Sprecher verstanden zu haben, und versuchte aufzustehen; dann sah er den Freund vor sich. Er sagte: „Ach, ach, bist du auch gefangen...?" Martin Wessel setzte sich neben ihn. Martin Wessel sagte: „Ja, daß du in Südafrika bist, das hat mir dein Vater auf einer Karte vor kurzem angekündigt. Warum hast du mir nicht geschrieben? Nicht vorher und nicht nachher? — Wenn ich dich gleich hätte unterweisen können, dann wärst du nicht hier. — Und was soll jetzt mit dir werden? — Zwar an einen langen Krieg glaube ich nicht. Doch ich höre, daß du verwundet worden bist, und daß du noch nicht völlig genesen bist. Lohnt sich das dafür! — Du bist doch nicht Bürger gewesen, warum bist du mit losgeritten, Mensch? Geht uns der Streit was an? Wir sind doch nicht Buren und nicht Engländer. Und wir sind auch nicht Kapitalisten und nicht Großbauern, ich nicht und du nicht. — Recht? Recht? Recht? Weder die Kapitalisten noch die Agrarier werden jemals Recht schaffen in der Welt, die einen nicht und die andern nicht, also werde ich weder den Bauern noch den Geldsäcken die Kastanien aus dem Feuer holen, auch wenn in einem besonderen Streitfalle der eine vom anderen Übles erführe. Lasse sie sich doch an die Hälse fassen, lasse sie doch. Das Recht werden erst die Arbeiter bringen, dazu du und ich gehören. Du mußt geizig sein mit deinen Knochen für unsern Kampf. Denn in unserm Kampfe wird es dann wirklich gegen alles

Unrecht gehen, und mit unserem Kampfe wird allen Schwachen und Unterdrückten wirklich geholfen ohne Frage nach Zufall und Volk und Religion, und ich weiß nicht was. Meinst du, der faule Bauer hier außen auf seinem geraubten Lande sei kein Ausbeuter? Glaubst du so was? — Wie ist das aber, daß du bei dem alten Blasrohre Peter Potgieter, das ist auch eine Nummer, nicht nach meiner Anschrift fragtest? Ich, ich habe, sobald ich von deinem Vater Nachricht bekam, an dich geschrieben. Ich war in Johannesburg, ich bin weg von dort zu Kriegsanfang mit den Flüchtlingen. Ich will dir etwas sagen — ziehe du kein Maul dazu, Genosse Schmidt — was uns angeht, was das Proletariat angeht, was die besitzlosen Klassen angeht, so ist es gut, wenn die politische Bauernherrschaft aufhört. Die Engländer sind Kaufleute, mit den Engländern schmeißen wir's einmal leichter, trotzdem sie den Sozialismus zu hassen vorgeben. Das ist meine Ansicht, das wirst du sehen. Meinetwegen kann die ganze Welt englisch werden, dann kommen wir am geschwindesten dran. Bei den Buren aber haben wir gar nichts verloren, und wir verlieren an ihnen nichts."

Martin Wessel sprach sehr schnell; weil er dabei nicht auf und ab laufen konnte, scharrte er im Sitzen mit dem Hinkefuße. Weder Cornelius Friebott noch der wartende Genosse Schmidt versuchten Einspruch zu erheben. Cornelius Friebott konnte kaum dazwischen reden, er habe doch einen Brief gesandt und habe doch bei Potgietern und weit und breit nachgefragt. Dann war plötzlich die Besuchsstunde vorbei, ein Signal wurde geblasen, und die Besucher wurden Hals über Kopf abgerufen. Im ersten Eindrucke war Cornelius Friebott völlig verwirrt... Er dachte: „Er hat mich ausgezankt, er hat mich fortwährend ausgezankt, daß ich die Wunde habe..." Am Abend, in der Nacht und am nächsten Morgen dachte er: „War das wirklich Martin Wessel?" Und er dachte: „Es kommt von

meinem Fieber"; aber der Unterhaltung mit dem Genossen Schmidt, der diese von nun an suchte, trachtete er aus dem Wege.

Martin Wessel schrieb hinter seinem Besuche drein einen Brief. In dem Briefe war neben vermehrtem sachlichen Eifer allerlei warme Menschlichkeit und Freundschaft und Freude über des Heimatgenossen Nähe und Hoffnung auf die gemeinsame Zukunft ausgedrückt. Doch vielleicht gefielen dem Zensor die sozialistischen Gedanken nicht, oder ärgerte ihn die fremde deutsche Sprache, denn der Brief kam erst nach Monaten in St. Helena zur Ablieferung, als die Gefangenen auf die Insel verbracht waren. Davon, daß Martin Wessel umsonst um neue Besuchserlaubnis gebeten hatte, und davon, daß er zwei Sendungen mit Lebensmitteln gemacht hatte, die mit andern Sendungen verdarben, weil ein schrullenhafter englischer Milizoffizier sich einbildete, es sei seine britische Pflicht, die Verwöhnung der Gefangenen zu vereiteln, und man müsse die Pakete also etwas zurückhalten, erfuhr Cornelius Friebott noch viel, viel später.

Im New Military Hospital, wie das Gefängnis für Schwerverbrecher zum Scheine benannt wurde; auf der „Putiala", auf der „Manila", darauf der Schiffsarzt die wundenkranken Gefangenen nicht behandeln wollte, weil er doch vom Militär keine Bezahlung dafür erhalte; auf der „Catalonia", dem schmutzigsten Schiffe der Cunard-Linie; im Simonstown-Gefangenenlager und wieder auf dem Schiffe „Mongolian", das sie die Hölle nannten, unter den beiden eitlen Schindern, dem Major Money von der Marineinfanterie und dem Leutnant Lynn vom Lancashire Milizregiment; in Dreck und Speck kamen allmählich die gefangenen deutschen Burenkämpfer aus dem Transvaal und dem Oranjefreistaate zusammen. Alle lernten den besonderen Zorn des Engländers kennen, daß ge-

rade sie ihrem Wirtsvolke aus menschlich rechtlicher Gesinnung die Treue gehalten hätten, die freilich die des Don Quijote war. Sie lernten auch damals — wie fünfzehn Jahre nachher die gefangenen deutschen Frauen und Kinder von Lüderitzbucht — eine unbegreifliche englische Verächtlichkeit kennen, daß nämlich die Gefangenen in Schmutz und Würdelosigkeit hineingezwungen und tief eingetaucht wurden (was anderswo auch geschah), und daß über die in Schmutz Gestoßenen und im Schmutz Gehaltenen die Wärter und auch das Weibsvolk der Wärter und Wächter sich überhoben, als über eine von Hause aus schmutzige und verwahrloste Gemeinschaft (was nirgendwo anders je geschah und geschieht als bei den Franzosen, und die sind doch seit langem kein weißes Volk mehr). Als die Gefangenen solchen Zug merkten, sagten sie: „Was? Was? Was? Und diese Leute glauben ehrlich, sie seien Gottes Offiziere der Welt. — Da kommt der Schwindel heraus!"

Auf der Putiala ward Reinhart wieder mit ihnen vereinigt. Und im Lager von Simonstown erschien eines Tages wie ein Geist Bernhard und lebte doch und war von einer schweren Wunde geheilt. Und sagte: „Ich weiß gar nichts, ich habe geschlafen, ich habe nicht gefroren; sie haben mich gefunden, sie haben mich bald gepflegt und bald gequält; sie sind im Grunde eine elende Gesellschaft!"

Als im Gefangenenlager von Simonstown der große Ausbruch unter der Erde weg versucht wurde, durch den Tunnel, den die Skandinavier gruben, und als die Engländer eine Verschwörung witterten und nach Verschworenen fahndeten, brachten sie Militärpolizei und Spitzel ins Lager, die die Gefangenen aushorchen sollten. Es war ein lächerliches Beginnen, denn die geheime Polizei war unschwer zu erkennen. Sie bestand aus polnischen und deutschen Juden, die sich aus den Burenrepubliken fortgemacht hatten, um nicht Kriegsdienste leisten zu müssen und um der verlorenen Sache und der Gefahr auszuweichen; für die

Zwischenzeit hatten die Fremden den hilflosen Engländern ihre Sprachkenntnisse als Aushorcher angeboten, und die Briten aus England, die in den Jahren dieses Krieges bei keinem Menschen in Südafrika recht wissen konnten, ob sie einen Freund oder Feind neben sich hätten, nahmen die Hilfe gern an. Von einem Spitzel wurde Cornelius Friebott gleich am ersten Tage mit Namen angesprochen. Cornelius Friebott sagte: „Sind Sie nicht, sind Sie nicht Herr Karfunkelstein?" Max Karfunkelstein sah rechts und sah links und antwortete: „Bst, bst! Zwischen uns beiden: Ich heiße jetzt Henry Denver. – Ich hoffe sehr, Sie haben nichts mit der dummen Tunnelsache zu tun. Ach, du lieber Gott, das müssen Sie sich doch sagen, daß Sie hier gar nichts machen können. Und wie haben Sie sich zu den Buren schlagen mögen, Sie, ein Mann mit Verstand? Sie, der was verdienen wollte in Südafrika? Haben denn die Engländer Ihnen was getan? – Ach, du lieber Gott, ihr seid ganz verrückt, ihr Deutschen! Ihr seid immer ganz verrückt! Sie glauben doch nicht, daß England sich einen solchen Krieg verlieren lassen könnte. Das glauben Sie doch nicht?!" –

Die Insel St. Helena hat zweierlei Ruf. Die Reisenden einer langen Seefahrt, denen das feste Land und die menschliche Begegnung tagelang gefehlt hat, erwarten von ihrer Seele aus beinahe ein Wunder, wenn am Horizonte des warmen Meeres je nach Stunde und Richtung blau, grau, rötlich oder schwarz die Umrisse der Felsenburg erscheinen.

Bei naher Herankunft und bei kurzer Landung der Vorüberfahrer enttäuscht die Insel nicht, sondern bewahrt sich als ein freilich menschliches, aber lockendes Geheimnis.

Der andere Ruf geht von denen aus, die auf dieser Insel gefangen saßen, von dem ersten Bonaparte an; er geht von den Männern aus, die, während ihre eigene Welt bebte vor Taten, vor Leidenschaft und Liebe, vor Haß und Opfer, hier tatenlos sich verströmen mußten, hungrig ihre Zukunft suchend, mit dem entsetzlich gleichen Blick über die endlose See, deren sämtliche Wege unter englischem Verbote stehen.

Als die Burenkommandos bis an die südafrikanische Küste strichen und die Befreiung der Gefangenen drohte, erinnerten sich die Engländer an ihre Inseln St. Helena, Ceylon und Bermuda, dahin keine Reiter zu dringen vermöchten.

Mit den ersten Gefangenen, die nach St. Helena geschafft wurden, reisten Postsäcke unverteilter Post. Die Gefangenen marschierten die zwei Stunden hinauf zur Hochfläche Deadwood, über die Tag und Nacht der Seewind fährt, und wurden eingeschlossen im Kamp, im Kamp von dreihundert Meter Länge und einhundertachtzig Meter Breite, auf der Insel, davon das nächste Festland vier Tage schneller Schiffsmaschinen fern ist. Nach Norden und Süden waren Felsgipfel zu sehen, nach Osten und Westen das Meer. Sie wußten damals nicht, daß, wer leben bliebe von ihnen, es zweieinviertel Jahre hier ertragen müsse, den Wind, die Insel, die andern und das tatenlose Selbst.

Die eigentlichen Buren unter den Gefangenen sangen fortwährend Psalmen, und sie begannen vor Tage, sie sangen bis in die tiefe Nacht. Vielleicht lag in dem rauhen, musiklosen Gesange neben dem Trotze eine verborgene Freude, daß die ihnen ungewohnte und ungewisse Seefahrt überwunden sei, und vielleicht auch der selbstgerechte Glaube, Gott werde seinen Schicksalsschluß durch den Zorn ihrer Stimmen erschüttern lassen. Am dritten Tage wurde in die Neuheit und in die Erwartung und in den Singsang

hinein die mitgefahrene Post ausgegeben. Eine lange Durchsicht schien der junge englische Zensor-Offizier in dieser Weltenfernheit nicht für nötig zu erachten oder auch, er wollte bei seinen Spielen nicht gestört sein, oder auch, er wollte den Angekommenen eine Freude machen oder alles zusammen.

Unter den Empfängern wurde Cornelius Friebott aufgerufen. Er dachte bei heimlichem Verlangen: „Vielleicht von Onverwacht...", denn die Freistaater und Transvaaler bekamen doch Briefe von Hause. Aber es war ein Schreiben mit deutscher Marke, und die sorgfältige, unausgeschriebene Schrift war Ilsabeth Röddens Schrift. Cornelius Friebott wartete, ob sein Name nicht noch einmal aufgerufen werde. Er dachte enttäuscht: „Nicht von Onverwacht? Warum schreibt Ilsabeth?" — Sein Name wurde nicht wieder genannt, er öffnete den Umschlag. Der Brief hatte kurzen, schweren Inhalt. Ilsabeth schrieb: „Lieber Nelius, Dein Vater ist unerwartet gestorben. Deine Mutter ist auch zur Zeit nicht die Stärkste, und ich helfe ihr." Keine Erklärung des Todes war gegeben. „Wo bist Du wohl? Hier sprechen auch alle von den Buren. Wenn Deine Verwundung wirklich nicht arg war, dann mußt Du bei nun wieder gesund sein. Dein lieber Vater dachte noch, die Engländer würden die verwundeten Deutschen heimschicken. Aber Deine Mutter sagte, dann ist das viele Reisegeld umsonst ausgegeben. Indessen frage ich: Wann kommst Du wieder, Nelius? Ich, ich möchte für mich, ich wäre auch bei den Buren, aber jetzt helfe ich Deiner Mutter, und sie soll nicht verlassen werden." Das war der Rest des Briefes.

Cornelius Friebott las den einen Hauptsatz immer wieder, zuweilen suchte er den Satz von des Vaters letzter Erwartung. Zuweilen sah er in den Umschlag. Zuweilen drehte er den geringen Bogen nach allen Seiten und hielt ihn auch gegen die Sonne, ob irgendwo eine Einzelheit

doch noch versteckt hingeschrieben stünde. Die Augen wurden ihm sehr groß und starr, sie brannten. In diesen starren, brütenden Stunden begann Carlotten Prinsloos lächelnde Wirkung auf sein Leben zu schwinden, und die schwerblütige Zeit vor ihr zwang sich durch die Verhüllung. Die hinter Arbeit und Neuländischkeit und Sonne und Lachen und Gelingen und Frauenliebe und erstarktem Selbstbewußtsein verborgen aufgedämmte Bitternis einer Jugend, ja dreier Geschlechterreihen riß an den neuen Dämmen.

Erst gegen Abend kam Cornelius Friebott in das Zelt. Reinhart sagte: „Na, Sie haben sich ja lange auf sich selbst besonnen? Was haben Sie vor?" Cornelius Friebott antwortete: „Ich will meinen Sack holen. Ich muß zum Lagerkommandanten. Die Engländer müssen mich fortlassen nach Hause. Mein Vater ist gestorben. Aber ich will ihn noch sehen. Das ist notwendig, weil es zwischen uns beiden ein Mißverständnis gibt." Reinhart bemerkte die starrenden Augen. Er sagte: „So, Ihr Vater ist tot, dann werde ich mit Ihnen zum Kommandanten gehen." Der Kommandant wohnte natürlich nicht im Lager. Reinhart führte den Verdüsterten bis zum Wachtzelte. „Wir müssen uns doch erst erkundigen. Es darf nur einer herein zur Zeit." Cornelius Friebott wartete gehorsam; und Reinhart hatte Glück, er traf einen vernünftigen Unteroffizier. Der Unteroffizier kam mit heraus, er erklärte: „Es ist jetzt Abend. Wir können den Kommandanten jetzt nicht erreichen. Wenn Sie morgen darauf bestehen, lasse ich Sie morgen hinbringen; vielleicht erscheint der Kommandant morgen mittag selber. Sie verlieren inzwischen keine Gelegenheit. Sie wissen doch, daß Sie auf einer Insel sich befinden. Angenommen, der Kommandant käme Ihrem Wunsche nach, so böte sich doch vor Wochenfrist keine Schiffsgelegenheit nach Europa." Cornelius Friebott ließ sich zur Rückkehr in das Zelt bewegen. Sie fanden sich damals zu zweit untergebracht wie sonst die Offiziere, die

meisten Mannschaften waren ihrer zwölf in ein Zelt gestopft worden.

Als Reinhart seinen Mann liegen hatte, ließ er ihn rauchen und setzte sich rauchend neben ihn mit ganz rasch zudringenden, geschickten Fragen. Und es gelang ihm Verharschung nach Verharschung von des jungen Mannes Seele zu lösen und dessen ganzes Leben rückwärts zu durchschauen, die einzelnen Auftriebe und ihre Veranlassungen, wie sie ein jedes Dasein hat, und dann im großen: Folge, Folge, Folge, die ganze Schnur von Folgen bis hin zu den besonderen Ursachen. Der Einblick erschütterte den Frager. Er gehörte nicht zu jenen Ärzten, die aus ihrer wichtigtuerischen Erlernung einer mühsamen Wissenschaft heraus meinen, sie hätten bei Erschaffung der Welt schon eigentlich neben dem Schöpfer gestanden und sonderlich Neues könne ihnen nicht begegnen, sondern zu den leidenschaftlichen Merkern, daß der Verwunderlichkeit kein Ende ist, und daß es köstlich ist, immerfort bereit im Vorhofe des Geheimnisses dienen zu dürfen. Als Cornelius eingeschlafen war, warf er sich auf das eigene Lager und verschränkte die Arme unter dem Haupte und blickte durch den Zeltspalt in die windrauschende, aber sonst schweigsam gewordene Nacht. Er dachte: „Was an seinem Großvater und Urgroßvater auf deutschen Wegen geschehen ist, das kann ich nicht ändern ... Dem Vater kann ich keine andere Frau geben, wobei denn noch die Frage wäre, ob nicht alles so hat sein müssen ... Seele nach Seele haben sie sich zugereicht aus ihrem deutschen Waldtale ... Ich kann auch nicht von dem blonden Mädchen Melsene seine Jugend fordern, ich kann nicht die ungeliebte Liebe des Vaters oder der Mutter, die sich danach bei ihm zu früh und zu brennend gemeldet hat, rückwärts unterdrücken ... Schicksal und Dummheit und eingebildete Tugend und falsches Herkommen, alles was Wesen biegt und quält und zwängt und eigentümlich wendet, kann ich ihm nicht aus-

löschen ... Aber das eine Verbrechen des Glückes könnte ich vielleicht versühnen ..." — Und er sprach flüsternd vor sich hin: „Ich bin ein guter Lerner gewesen; ich habe über meinen Beruf immerdar hinauszusehen versucht; der Kopf ist mir so gewachsen, daß er behielt und nicht verschüttete; ich könnte einem Menschen, der selber willens ist zu lernen und zu verarbeiten, vermitteln, was eine höhere Schule hergibt, und dazu und dabei den lehrbaren Teil unserer Bildung, der außerhalb und über der Schule in einem unbeschränkteren Leben gewonnen wird. Das könnte ich, weil ich meine Gelegenheit nutzte ..." Er lachte leise. „Wie man auch vor sich das eigene Lob wahrnimmt; ich könnte es, weil mir die Gelegenheiten geboten wurden und das Glück an mir in dieser Hinsicht nichts verbrochen hat ..." Und er überlegte von neuem wortlos: „Das ist die eine von den schlechtvernarbten Wunden bei ihm, das ist die eine von den nicht ausgeheilten Stellen ..., viel mehr als um der geringen bürgerlichen Bedeutung willen verzehrt sich dies Geschlecht, weil es sich nicht mehr zu den Gebildeten seiner Zeit rechnen kann, weil es den Hunger hat und die Befähigung und die ererbte Gewohnheit und die ererbte Verpflichtung fühlt, und weil es dennoch scheu und irr und verwirrt von der täglichen Notdurft den bestimmten Weg verstellt sieht ..."

Die eifrigen Gedanken weckten ihn noch einmal: „Wie hat sich alles in Deutschland verändert. Der Gesamtheit unseres alten Bürgertums hat die Sorge um die tägliche Notdurft den Weg verstellt ..., unser gesamtes altes Bürgertum hat abgedankt ..., es hat nicht mehr die Muße und nicht mehr die Mittel, zugleich deutsche Tradition unabgerissen zu wahren und die neuen Erkenntnisse vor Altbackenheit aufzunehmen ..., es hat die Führerschaft der geistigen Bewegung abgegeben ..., es hat sie sich kampflos entwinden lassen ... Neue Schichten bestimmen bei uns, bestimmen Politik und Presse, bestimmen Buch und Bühne,

ja Sitte und Wissenschaft..., die Entfaltung des neuen händlerischen Triebes, der jenen fehlen mußte, hat diesen die Mittel verschafft..., Adel, Junkertum und Heer haben bei uns die geistige Verpflichtung nicht begriffen..., was soll aus uns werden ohne geistige deutsche Führung? — Ist es nicht so, daß von deutscher Kultur allenfalls noch in Zeitungen und in Büchern zu lesen ist, und in Reden zu hören ist, jedoch in wieviel deutschen Häusern wird sie rund und um gelebt? Ja, in wieviel deutschen Häusern kann sie heute gelebt werden?" —

Als Cornelius Friebott am Morgen erwachte, stand Reinhart am Zelteingang in der Sonne. Reinhart sah sich um und kam herein. Er erwähnte den Vorabend nicht. Er sagte: „Ich habe einen Plan für uns beide gemacht, ich will Ihnen den Plan gleich vortragen, damit Sie sich dazu erklären. Ich kenne doch die Buren, der Krieg kann doch recht lange dauern, wenn erst die Bequemen und Feigen und Gleichgültigen sich alle ergeben haben und ausgestoßen worden sind. Möglich ist natürlich europäische Einmischung; aber ich traue unserer deutschen Leitung nicht genügend Entschlußkraft zu, und die Börse wird abraten. Ich glaube auch nicht, daß wir Europäer etwa entlassen werden. Und dann will ich jedes Falles nach Südafrika zurück; und Sie wollen das auch, das haben Sie mir wiederholt selber gesagt. Ich möchte gar nicht jetzt heim, um dann vielleicht ein Leben lang an der Einreise in Südafrika gehindert zu bleiben. Wir leben nämlich alle beide unser Leben nur einmal, Sie und ich wie jeder. Sie sind vielleicht noch nicht in den Jahren, wo man das zu bemerken anfängt, ich bin so weit. Und dann geht es einem auf, daß man sich durch Wallungen nicht mehr von seiner Hauptsache abbringen lassen darf; und nur an seiner Hauptsache ist man sich und seinem Volke überhaupt etwas wert. Und natürlich bedeutet die kleinste Vollendung etwas und viel mehr als eine große Verzettelung, und sei diese

noch so geräuschvoll. Meine afrikanische Bestimmung verstehe ich nicht, ich verstehe auch Ihre nicht; vielleicht ist es nur Drang nach Raum und Sonne, danach die Deutschen den langen Weg von den Teutonen an über die Hohenstaufen herlaufen. Vielleicht müssen immer wieder ein paar Deutsche Raum und Sonne erfahren, damit die Verkündigung niemals aufhört. Also, ich will nicht weg davon!" Er setzte sich auf das Deckenlager: „Ich will aber hier auch nicht einrosten und mich nutzlos machen lassen, weil es dem Engländer gerade so gefällt. Sondern wir beide können einander dienen. Wenn Sie mich als Lehrer annehmen wollen, so lernte ich, wie das, was uns Gymnasiasten die Schule und was uns Studenten die allgemeinen Vorlesungen geben, zu einem Manne käme, der drei Sprachen spricht, der ein Handwerk zu eigen hat, der ein körperlicher Arbeiter war unter Arbeitern, dem die Griffe des Landmannes gewohnt sind von klein auf, und der sich in Wind und Wetter des Daseinskampfes, wo es keine Rücksichten gibt, schon versuchte. Ich, ich möchte nach den Büchern Ihres Vaters den Inhalt anderer Bücher zu Ihnen tragen; ich, ich bin auch nicht vom Schreibtisch, ich bin vom Menschen, aber mir hat der unbeschützte Gang vielleicht doch gefehlt, wir wollen uns also auf einen Weg zusammenbringen mit unseren Erfahrungen. Ist das recht? Ist das wohl recht?" — Sie besprachen danach mit Eifer, wie sie ihr Werk beginnen wollten, und am Nachmittage saß Reinhart und sann, immer enger wählend und immer mehr auf das Wesentliche beschränkend, die kleine Bücherei zusammen, die er denn unbedingt gewinnen müsse aus der Heimat für seinen Zögling. Und noch an diesem Abend fing ihre Arbeit an. Schon nach zwei Stunden wußten beide, daß sie auf einem guten und ungeahnt fruchtbaren Felde säten. An diesem Abend war Cornelius Friebott noch wach, als Reinhart schon schlief, und an diesem Abend trat er vor das Zelt und sah er in die wind- und meerdurch-

rauschte Nacht, und sein Denken suchte den Geist des Vaters, und er berichtete ohne Worte, was ihm widerfahre, und war trotz dem Tode und dem Mißverständnisse, dessen Lösung der Tod ein für allemal verhindert hatte, und trotz der Gefangenschaft voll Erwartung als wie der Frühling.

Da in den nächsten Tagen keine Briefpost die Insel verließ, war er nicht zu einer raschen Beantwortung von Ilsabethens Brief gezwungen. Er begann die Niederschrift von einem Tag auf den anderen zu verschieben. Wenn nach der fleißigen, beherrschenden Schülerarbeit die Pflicht zur Antwort sich in Erinnerung brachte, entgegnete er sich, „ich will noch etwas warten". Und als er sich selber fragte: „Warum warten?", lautete das zögernde Bekenntnis, „warten, ob nicht noch etwas von Onverwacht eintrifft". Er dachte: „Wie töricht! Auf welchem Wege sollte daher unversehens etwas eintreffen ...?", und dachte, „wenn auch mit einem anderen Gefangenenschiffe ein Brief Carlottens käme, was hätte er mit meinem Briefe an Ilsabeth Rödden überhaupt zu tun?" — Aber obgleich Verstand und Pflicht schalten und ablehnten, das Gefühl einer Verbindung ließ sich nicht beiseite rücken oder austilgen. Das Zögern dauerte eine Woche, in der Woche kam kein Brief von Onverwacht. Am Ende der Woche nahm sich Cornelius Friebott vor: „Morgen schreibe ich. Ilsabeth soll die Dankbarkeit auch richtig spüren. Ilsabeth hat es von Kind an mit mir gehalten. Ilsabeth hat mich niemals im Stiche gelassen. Ilsabeth war wie ein guter Freund, und an ihr hat selbst Mutter nichts auszusetzen. Ob sie bei Mutter im Hause wohnt?" —

Und die Dankbarkeit war aus dem Briefe zu spüren; ja, um dem Mädchen gefällig zu sein, und auch aus einer Art Heimweh nach dem toten Vater und nach der schweigenden Farm im Freistaate, und also aus der Vereinsamung des Feierabends heraus, die durch Männerfreund-

schaft und Verstandesübung und geistigen Gewinn doch niemals ganz beglichen werden kann, reihten sich weiche und streichelnde Sätze auf das Papier, wie das wartende vierundzwanzigjährige Mädchen sie noch nie von dem Jugendgespielen gehört hatte. Gleich nach dem Briefe in die Heimat und recht im selben Atem schrieb Cornelius Friebott, einem Antriebe gehorchend, eine Postkarte an die Freistaatfarm. Auf der Karte stand nur: „Meine Verwundung ist geheilt. Ich bin auf St. Helena. Ich habe noch kein Lebenszeichen erhalten.“ Die Karte gelangte nie nach Onverwacht. Aber von der Nichtankunft der suchenden Botschaft erfuhr Cornelius Friebott niemals etwas.

Immer neue Gefangene wurden herangeschafft von Südafrika. Es waren keineswegs nur Gleichgültige oder Feige oder Bequeme, die sich ergeben hatten, sondern zu einem großen Teile bittere, finstere Menschen, in denen es wühlte und brannte, daß eine gute Sache es so schwer haben dürfe vor der christlichen Welt, und daß die anderen Völker nicht ihre Regierer zum Einspruche und Eingriffe zwängen. Bald gab es zwei Lager, und die Lager glichen Handwerkerdörfern, darin die Bewohnerschaft schnitzte und drehte, aber auch Pfannkuchenbäcker und heimliche Schnapsverkäufer, in unbedenklicher Gemeinschaft mit den englischen Wachttruppen, ihre Verdienste suchten.

Zwischen ihre geistigen Arbeitsstunden schoben die beiden Gelehrten, so wurden Cornelius Friebott und Reinhart genannt, Tischlerzeit ein, in der Cornelius Friebott der Unterweiser war, und die sich wohl bezahlte.

Wegen der zunehmenden Überfüllung des Lagers ward erst Bernhard zu ihnen ins Zelt gelegt und später Richter, oder vielmehr sie nahmen die Kameraden von Elandslaagte auf. Die Hinzukömmlinge achteten darauf, nicht zu stören. Der frühere preußische Offizier war ohnedies kein sehr lebendiger Sprecher, er fand untertags Arbeit, erst am neuen Pumpwerke und dann an der Hafenmauer, und

wenn die freiwilligen Außenarbeiter zurückgewandert kamen, waren sie müde vom langen Karren und Schaufeln und weiten Wege. Richter hatte von seinem südafrikanischen Geschäfte her Bedürfnis nach Mitteilung. Aber er war klug genug, das Bedürfnis nach Wischwasch in den vielen Zelten zu befriedigen, wo dergleichen gepflegt wurde; im Viererzelte stillte er anderen Hunger, und in das Viererzelt brachte er von den täglichen Besuchsreisen die menschlich bedeutsamen Nachrichten des täglichen Geschehens mit, und die waren willkommen.

Der sonderliche Ton ihrer Gemeinsamkeit sprach sich langsam im Lager herum; einige nannten sie die hochmütige Gesellschaft; ein Trupp deutscher Philister, der da meinte, durch Trinken und Grölen und Karten beweise sich erst der freie Mann, nannte sie die Philisterei. Aber von Anrempelungen, die unter der Masse der eingeschlossenen, um ein Stück Leben betrogenen, zukunftsunsicheren und gereizten Menschen oft genug vorkamen, blieben sie ganz verschont; vor der Viererschaft des kräftigen Arztes und des gelehrten, angeblich sozialistischen Tischlers und des schaufelnden und mauernden preußischen Offiziers und des doppeltgearteten, mundfertigen südafrikanischen Wirtes besann sich jede Erregbarkeit und wartete nicht erst Warnung oder Drohung ab.

Im Laufe der Zeit kam es dahin, daß wenigstens alle Deutschen und Europäer, also Holländer, Dänen, Schweden, Norweger, Russen, Spanier, Franzosen und Ungarn, und unter den Buren die Gebildeten, zum Viererzelte kamen, sobald es eine wichtigere Angelegenheit gab, um die Meinung der Viererschaft zu hören. In keinem Falle wurde ein lebendiger Verkehr daraus, aber das Viererzelt gewann an Ansehen.

Der Ruf drang frühzeitig zu den englischen Offizieren der Insel, und wer von diesen das Lager besuchte, benutzte die Gelegenheit, wenn er von der selteneren englischen ger-

manischen Natur war, sich zu unterrichten, und wenn er zu dem dummstolzen landläufigen Mischbritentume gehörte, durch jene vier gleichsam deren ganzem unbegreiflichem und also unangenehmem Fremdvolke Belehrung zu erteilen.

Bei den englischen Unterhaltungen hatten die vier oft einen harten Stand. Er wurde schwer gemacht durch das unverantwortliche Geschreibe und das unverantwortliche Geschwätze der Heimat. War der englische Hörer und Sprecher ein wenig bewandert, und das waren in solchen Dingen die meisten, so hielt er ihnen entgegen, was dieser oder jener deutsche Parteimann gesagt habe, und wies er ihnen die deutschen Zeitungen, wie sie von der Kölnischen Zeitung bis zum Vorwärts den kriegführenden Engländern und Buren gegenüber Stellung nähmen und von ihnen schrieben. Und die Parteimänner und deutschen Witzbolde hatten geredet, als liege Deutschland, das eingekeilte Deutschland, allein auf einem Sterne, und als seien nur eigene Kegelbrüder die Hörer und an den Fenstern noch ein paar Mitglieder eines gegnerischen Vereins, die ihr Teil gesteckt bekommen sollten. Mit den Zeitungen ging es nicht viel anders zu. Aus dem kriegführenden Burenvolke, und das heißt wörtlich aus dem Bauernvolke, mit allen guten und schlechten Eigenschaften bäuerlicher Leute, machten sie eine übermenschliche Heldengemeinschaft und zuletzt ein Ärgernis. Vom Engländer wiederum, an den der Deutsche doch stets neu heran muß, weil dem Deutschen der Raum fehlt, und der Engländer den Raum hat, zeigten sie eine kaum geringere Unkenntnis. Die einen nannten ihn mit schmähenden Worten den Räuber, der er ist, und vergaßen von ihm, daß die Räuberei allein niemand in der Größe erhält, und vergaßen für sich, daß wer schimpft, zum Schlagen bereit sein muß; die anderen kanzelten ihre deutschen Landsleute laut ab wegen solcher unpolitischen Äußerungen und machten also den Engländer erst recht aufmerksam und setzten ihn erst in Harnisch.

Wenn die englischen Offiziere der seltenen Natur und also wirklichen Adels fragten: „Wie ist solches Wort und solche Schrift und solcher schwache Witz, wie ist solches Unverständnis, wie ist solcher Haß gegen uns aus dem klugen Deutschland überhaupt möglich?“ Dann konnte Reinhart nur die eine alte Antwort geben: „Deutschen Haß gegen euch oder irgendein Fremdvolk gibt es nicht, jedoch die englische Schönrederei ist dem deutschen Wesen ganz unleidlich. Wenn England erklärte, wir fürchten die Herrschaft am Kap der Guten Hoffnung zu verlieren, wenn wir die Burenrepubliken weiterhin in Unabhängigkeit bestehen lassen, oder wenn England erklärte, wir möchten deutschen Absichten (die ganz gewiß nicht bestehen) zuvorkommen, Englands Politik fände bei der Mehrzahl der Deutschen nicht Billigung aber Verständnis; denn bei unserem Volke herrscht ein fast ungesunder Drang, den Fremden zu verstehen, zu entschuldigen und zu verklären. Aber daß ihr Engländer für die Freiheit und für Stimmrecht und für die Farbigen zu kämpfen vorgebt, und doch das andere wollt und bereitet, das erträgt kein deutschblütiger Mensch.“ Nach solcher Entgegnung schritt der englische Ausfrager fast immer wortlos weiter. Aber er kam wieder und sagte, während eine leichte Röte die feinen Schläfen und das zuweilen hochmütige und immer stolze und offene Gesicht umspielte: „Noch einmal, Doktor, zu unserer Unterhaltung: Ich für mein Teil, ich glaube, daß wir für die großen Ziele der Menschheit kämpfen!“ Oder sie sagten in anderem Vorbei: „Doktor, alles Irdische hat zweierlei Gesicht, wir wollen das gute Gesicht sehen und zeigen; sich zu dem anderen bekennen wäre roh und schlecht, yes, it would be quite cynical!“ Und sie sagten bei sehr starkem Erröten: „Ihr Deutschen versteht Gott nicht, daran liegt vielleicht alles; denn, wenn einer nur richtig denkt, so trifft es zu, daß des Herrn Wille und Englands Größe sich nicht trennen lassen!“ War dies letzte Geständnis gemacht, ent-

wichen sie in rascher Verlegenheit, wie scheue Mädchen, die in einem Sturme der Gefühle eine Liebe bekannt haben.

Und es war gut, daß sie entwichen, denn die vier oder Reinhart für die vier hätten keine Antwort gewußt. Und es war auch nicht zum Lächeln oder zum Lachen, sondern es war die Stelle, wo sich die beiden weißen Völker endgültig schieden und scheiden. Wenn die vier sich über die Gespräche aussannen, — und was ist wichtiger für den Gang der Welt und das Glück aller kleinen Menschenhütten der Erde als das deutsch-englische Verständnis? —, dann sagte Reinhart zuweilen: „Nein, ganz gewiß herrscht keine sittliche Verwirrung bei ihnen, so wenig wie bei uns, obschon wir beide es voneinander meinen; der Mensch ist von zwei Welten, jene haben vor ihr Denken und Handeln den Kompromiß gesetzt und lassen ihn schweigend gelten, wir norddeutschen Protestanten, und wen wir mitgerissen haben, wir verwerfen immer von neuem alle Kompromisse; wir meinen, wir müssen durchdenken!" Und er fügte wohl hinzu: „Dafür ist manchen süddeutschen Brüdern, worunter ich den Österreicher mitverstehen möchte, das ganze Leben nichts als ein Kompromiß! — Am unbequemsten sind natürlich die Kompromißlosen für sich und für die andern; doch wir sind so!"

Wenn die verschiedenen Mischbriten lehrhaft wurden, sagte Reinhart: „Zugegeben, in Deutschland kennt niemand England richtig, aber was wissen Sie eigentlich von uns? Wir hätten eine Presse und Ihre Zeitungen hätten Berichterstatter?! Ich sage Ihnen, mehr als die Hälfte alles dessen, was heute in Deutschland geschrieben und gesprochen wird, wird gegen Deutschland geschrieben und gesprochen von Menschen, die die deutsche Sprache gebrauchen und in deutschen Städten wohnen, und die die Stämme, die die Deutschen und das Deutsche Reich ausmachen, die Niedersachsen und Friesen, die Schwaben und Bayern, die Franken und Thüringer, doch nicht begriffen haben und nie be-

greifen werden und auch nie begreifen können. Und daher, aus diesem deutschen Unglück, beziehen Sie Ihre Wissenschaft!"

Hinter solcher Antwort machten die Mischbriten im Milizoffizier- oder Sergeantenrocke ein Gesicht so dumm, wie es nur ein kaltschlägiger Brite machen kann, und sagten: „O! — — O indeed!" —

Trotzdem die von Reinhart aus Deutschland geforderten Bücher, zugleich mit einer großen allgemeinen Sendung für die Deutschen des Lagers, in viel reicherer Auswahl als erbeten gesandt wurden und unerwartet schnell eintrafen, trotz unermüdlichem Lesen und Lernen und genau eingehaltener körperlicher Arbeit und trotz den bei kleinerer oder größerer Beschränkung erlaubten Spaziergängen vergingen die Wochen und Monate sehr langsam. Gehäufte Tage ohne Freude, ohne deutliches Gelingen und mit keiner anderen letzten Pflicht als auszuhalten sind in der ganzen Welt quälend langsam. Das Einzige, darüber die beiden Lager in vielen Wochen überhaupt noch hell zu lachen vermochten, waren Christian De Wets Ritte und des schwarzen Christians Spiel mit den englischen Etappen, wenn sie auf Umwegen die Nachricht erhielten. Bei ihnen selbst geschah, seitdem eine erschreckte englische Schildwache einen ahnungslosen, erst sechzehnjährigen Gefangenen im Irrtum erschossen hatte, über achtzehn Monate nichts vom starken Widerhall. Hin und wieder war das Mehl schlecht und von Maden durchsetzt; hin und wieder fehlte Holz zum Kochen; hin und wieder ward Post zurückgehalten auf der Insel oder in Südafrika, weil die Zensoren sich nicht anstrengen mochten; hin und wieder lehnten sich die Gefangenen auf, daß sie entgegen der Haager Übereinkunft für das Porto der Briefe bezahlen sollten, damit das englische Postamt der Insel einen Gewinn hätte; hin und wieder griff der Tod zwischen sie und holte sich den, der an der Reihe war.

Am Ende der ersten trägen anderthalb Jahre, die also mehrere tausend Menschen auf St. Helena nutzlos veratmeten, und in denen vielleicht nur Cornelius Friebott mehr empfing als er hergeben mußte, fehlte Bernhard eines Abends. Er hatte nichts verkündet, und die Kameraden meinten, er möchte zurückgeblieben sein am Pumpwerke im Ruppertstale, wo auch eine Nachtschicht arbeitete. Als sein Name aufgerufen wurde, erscholl für alle Fälle das „Hier". Am übernächsten Tage wurde Bernhard von einer Matrosenabteilung gebracht und durfte einige Zeit keine Außenarbeit mehr tun und das Lager auch sonst nicht verlassen. Er hatte sich im Zelte, ohne daß die drei andern es merkten, aus leeren Büchsen eine Schwimmvorrichtung gebaut und hatte sie in Teilen und wortlos mitgenommen. In der Nacht wagte er es, die ungünstige Strömung und die Haie nicht achtend, auf einen Norweger zuzuschwimmen, der angeblich Port Nolloth an der Nordwestküste der Kapkolonie anlaufen wollte. Es gelang auch alles mit unsäglicher Anstrengung, aber das Schiff war bereits in Verdacht oder nur auffällig wegen des ungewöhnlichen Zieles. Der Kommandant des Wachtschiffes hielt den abfahrenden Segler auf, und der Verborgene wurde entdeckt. Richter sagte: „Mann, wenn du zu dem Schweden hinüber wärest, der auch Kohlen gebracht hat, und gestern auch ankerauf gegangen ist und mit der Bestimmung Hamburg ..., aber ein fremdes Schiff mit einem südafrikanischen Bestimmungshafen, das mußte der Kommandant untersuchen lassen, und wenn er sein Amt noch so englisch bequem nimmt ..." Bernhard antwortete finster: „Was soll ich in Hamburg? Meine Gelegenheit war in Südafrika. In Südafrika wird noch gekämpft. Ich weiß keine andere Gelegenheit für mich."

Bernhards nachträglich mißlungener Ausbruch diente zur ersten großen allgemeinen Erregung. Danach war plötzlich

der Typhus zwischen ihnen und hielt seine Ernte, und sie konnten nichts anderes tun als pflegen und abwarten, wen es träfe. Danach, die Seuche war noch nicht erloschen, begannen die Engländer bei ihnen, wie anderswo auch, eine Bewegung: Der Widerstand sei umsonst; was in Südafrika den Kampf aufrecht erhalte, seien Räuber und Mordbrenner, oder zum mindesten verantwortungslose Abenteurer, die jede ruhige Ordnung, wie sie längst da sein könne, verhinderten; der Krieg sei unabänderlich verloren; wer das Vaterland liebe, wer den Wiederaufbau wolle und die Rückkehr der fernen Gefangenen und die Wiedervereinigung der zerstreuten Hausgenossen von Mann und Weib, von Eltern und Kindern, wer vor allem dem nutzlosen Morden der Männer, dem Seuchensterben und der Not unschuldiger Frauen und Kinder ein Ende gemacht wünsche, der müsse einen neuen Treueid schwören; die alten Regierungen der Republiken gebe es nicht mehr, der einstige Transvaalpräsident Paul Krüger sei außer Landes geflohen; der Freistaatspräsident Steyn sei ein Kranker in Händen der viel mehr fliehenden als fechtenden Banden, von der Gnade des englischen Königs hänge alle Zukunft ab; und der neue Eid verpflichte nur, gegen den König hinfort nichts mehr zu unternehmen, damit es eben zum Frieden komme. Die Werber erinnerten an die in Südafrika veröffentlichte Drohung, daß wer verharre im Bandenkriege, gleich den Führern Land und Eigentum verlieren und auch sonst nach Kriegsende zur Rechenschaft gezogen werden solle. Um die Bewegung wirksam zu machen, wurden frische Gefangene von Südafrika in die Lager gebracht. Die neuen Gefangenen konnten schildern, daß der Engländer, um den Krieg auszustampfen, das flache Land stets weiter und breiter zur toten Wüste mache; er lasse kein Tier leben, er lasse kein Haus und kein Dorf abseits der Bahnstrecken unverbrannt, er lasse kein Gerät und keine Maschine unzertrümmert; die Frauen und Kinder aus den ver-

brannten Häusern und Höfen habe er in Sammellager hinter Stacheldraht zusammengetrieben, daneben die Friedhöfe erschreckend größer wüchsen; sie sagten: „Der Engländer verwendet die Farbigen gegen uns, wo er nur kann;“ und sie mußten bekennen: „Unter unserem eigenen Volke hat der Engländer durch seine Versprechungen einen Haufen Mitkämpfer geworben, die nächsten Blutsverwandten stehen oft gegeneinander; diese Hilfstruppen der Engländer geben an, sie wollten das Ende des Krieges und die Rückkehr der Ordnung herbeiführen, die meisten aber wollen Land und Geld.“

Durch die englische Werbung ward den Gefangenen Krieg und Heimat wieder lebendig nahe gebracht, und die Zeit schien geschwinderen Gang gewonnen zu haben. Vierhundert Mann kamen zum Treueide, ein paar aus Sehnsucht, wähnend die unerträgliche Trennung und Not durch den Schwur zu überwinden, die mehreren, weil sie als rechte Bauern für ihren Landbesitz fürchteten und bei einer neuen Landverteilung auf vergrößerten Landbesitz hofften. Die Treueidler erhielten kleine Vorteile, entsprechend dem Befehle, aber nachdem die Bewegung und der Druck aufgehört hatten, machten ihnen die Engländer keine freundlicheren Augen; und die Gegenwart der Treueidler erhielt die Aufgereiztheit von nun an wach, die Leidenschaften der anderen waren entfacht und hatten sichtbaren Gegenstand. Aus den Berichten folgerten die anderen: „Wenn der Engländer das Land zur Wüste gemacht hat, wenn er doch alles vernichtete, wenn die Frauen und Kinder doch gefangen sitzen, welche Rücksichten gibt es dann noch? Wir können im Gegenteil durch die Fortdauer des Krieges jetzt nur gewinnen, und am Ende greift Deutschland ein; wie lange werden sie es sich zum Beispiel in Deutschland gefallen lassen, daß der Engländer in der portugiesischen Delagoabai, von den britischen Häfen Südafrikas zu schweigen, jeden deutschen Dampfer durchsucht, daß er die Ladung

und die Reisenden von seinen Kriegsschiffen durchprüfen läßt? Denn auf dem deutschen Schiffe müssen die Deutschen an den englischen Offizieren und Ausfragern vorüber! Eines Tages wird es den Deutschen doch zu beschämlich." In dieser Zeit kamen sie in Rotten und einzeln zum Viererzelt und fragten: „Wann geschieht es endlich?!"

Als die ersten Treueidler ihren Schwur schwuren, wurden bei der Postverteilung im Lager Briefe für Cornelius Friebott ausgerufen. Cornelius Friebott erschrak, denn Woche nach Woche und Monat nach Monat waren einander gefolgt, und die kleinen Zeichen, daß irgendwo in der Welt ihn jemand vermisse und in Liebe oder suchender Freundschaft seiner gedenke, waren für ihn ausgeblieben. Er selbst hatte in Abständen an die Gute Hoffnung unter der Mutter und unter Ilsabeth Röddens Namen und nach Südafrika an Martin Wessel geschrieben; aber als die Schreiben kein Echo fanden, hatte er aufgehört, Briefe auszusenden, die, wie er meinte, das Ziel doch nicht erreichten. Wohl bot Reinhart an, der Kamerad möge versuchen, über seine Verwandtschaft mit der Heimat von neuem in Verbindung zu kommen, doch Cornelius Friebott lehnte ab; da dachte Reinhart, der selber ein lässiger Briefschreiber war, seit des Vaters Tod sei dem Kameraden das Bedürfnis des Herzens erstarrt. Zwei Briefe wurden dem Aufgerufenen durch den wartenden Trupp Menschen vor dem Postzelte zugereicht. Der eine im gelben Umschlage kündigte sich als vom Amtsgerichte in Carlshafen kommend an. Der andere zeigte wieder Ilsabeths Handschrift. Cornelius Friebott ging nicht in das Viererzelt zurück mit den Briefen, er hatte das Gefühl, als sei beim Lesen in der Masse ein besserer Schutz geboten gegen irgendeine schreckhafte Überrumpelung. Er riß die beiden Umschläge auf. Des Mädchens Brief war dem anderen viele Tage vorausgeschrieben und hatte also lange auf der Briefüberwachung gelegen; das amtliche Schriftstück mochte

der Zensor ohne Aufenthalt haben durchlaufen lassen, es war nicht geöffnet und trug keinen Vermerk. Die Urkunde und die erste Hälfte des Briefes handelten von demselben Gegenstande. Ilsabeth sagte: „Daß Deine Mutter Deinem Vater nachgefolgt ist, habe ich Dir geschrieben, es ist bis heutigen Tages keine Antwort von Dir eingetroffen. Ein ganzes Jahr, Nelius, hast Du jetzt nichts von Dir hören lassen, obgleich ich immer gewartet habe. Ich glaube aber nicht, er will nicht schreiben, und ich glaube auch nicht, daß Dir etwas fehlt; ich weiß vielmehr, daß Du an uns alle denkst, und ich meine auch zu spüren, daß Du nicht krank, sondern gesund bist. Und neulich hat der Metropolitan, ich weiß nicht woher, eine Liste gehabt mit den Namen der gefangenen Deutschen auf St. Helena; und da stand der Name Cornelius Freibott, und das sollte natürlich Friebott heißen, denn es ist doch nicht auch ein Freibott da, wie in Wahlshausen. Und der Metropolitan sagt, das wäre so. Und unter den Namen stand: Sind alle wohl. Was nun Dein Eigentum angeht, das Haus und das Land, so hat der Pfleger nur die Kuh und die Ziege und die Schweine und Hühner und Gänse verkauft. Die Möbel hat er vor der Vermietung samt den Büchern in die eine Kammer und noch auf den Boden stellen lassen unter Verschluß, weil er sagt: ‚Es ist guter, alter, schöner Hausrat, das ist rasch verkauft, aber so schnell kommt da keiner wieder bei.' Und ich glaube, wenn Du überhaupt wiederkommen willst, ist es Dir recht. Aber ich frage auch, was könnte er hier beginnen, hier von der Guten Hoffnung aus?" Das war der erste Teil von Ilsabeths Brief. In der Urkunde stand steif und dürr, für den Erben der verstorbenen Eheleute Friebott, Görge und Anne geborene Dilling, nämlich deren ehelichen und einzigen Sohn Cornelius Friebott, zur Zeit angeblich in englischer Kriegsgefangenschaft auf der Insel St. Helena, sei der Rentmeister in Hilwartswerder zum gerichtlichen Pfleger bestellt

worden. Des ferneren war aufgezählt, was zur Hinterlassenschaft gehöre. Im zweiten Teile ihres Briefes ließ sich Ilsabeth selbst zu Worte kommen, mißmutiger als das sonst ihre Gewohnheit war. „Seitdem Deine Mutter tot ist und die Pflege bei ihr aufgehört hat, weiß ich selbst auch nicht mehr recht, was ich soll. Ich habe Dir vor zwei Jahren geschrieben, daß mein Bruder die Guste Fricke aus Wahlshausen geheiratet hat. Nun ist es wohl wahr, daß ich das Recht zur Ziehstube und Unterhalt habe auf dem Hofe. Das steht im Testamente, aber mit Gusten ist es schwer im Hause. Sie sagt, ich könne heiraten und wolle nur nicht. Daran ist so viel wahr, daß ich die nicht wollte, die mich wollten. Ich könnte ja haushalten gehen nach Kassel oder auf einen Hof, aber ich möchte das auch nicht anfangen, ich möchte so gern dennoch Eigenes haben, aber mit wem?" — Cornelius Friebott verlas und versann sich in den Brief, daß er schließlich von dem ganzen Trupp allein übrig blieb vor dem Postzelte und immer noch die Briefe wie lesend hielt, obgleich die Gedanken zu Hause herumsuchten und besuchten. Als Reinhart vorüberkam, antwortete er: „Die Mutter ist tot. Der Brief ist wieder nicht hergekommen." Und er sagte: „Es ist gar nicht zu fassen, ich habe jetzt unser Haus und das Land, Vater und Mutter sind nicht mehr da, und ich, — ich bin hier." Am Abend sagte er: „Mutter hat noch weniger Freude gehabt als Vater. Ilsabeth schreibt nicht einmal, ob sie in Hilwartswerder begraben wurde." Und er dachte: „Und Ilsabeth hat auch wenig Freude. Sie haben alle wenig Freude. Ilsabeth ist für sich und allein. Mit Ilsabethen und mit mir steht es ähnlich!"

Es war dann bald danach an einem Sonntage, die Insassen aus Broadbottom Lager oder eine Anzahl von ihnen und darunter frische Gefangene, hatten die Erlaubnis bekommen, das alte Lager zu besuchen. Sie schlenderten heran zwischen den Zelten und trachteten von früher her bekannte

Gesichter zu erspähen, die meisten Bewohner von Deadwood Lager blickten ihnen nicht minder neugierig entgegen; denn es ist doch so, daß eine Nebengestalt des gewohnten Lebens, wenn sie in der erzwungenen Fremde erscheint, wie Freundschaft wirkt oder noch mehr als wie eine Liebkosung der Heimat, ja, als wie die Lust aus vielen ihrer Sonntage zusammen.

Cornelius Friebott saß im Zelte und las in den Gesängen der Odyssee; die Odyssee war das gegenwärtige Buch der Feierstunden. Bernhard schlief, und Reinhart und Richter spielten Schach. Cornelius Friebott sah den Dulder Odysseus am Strande der heiligen Ithaka erwachen und trotz dem sonderlichen Ölbaume über der Bucht und trotz dem grünen waldbestandenen Neritonberge und trotz der dunklen Grotte der Nymphen, trotz den drei Wahrzeichen, die leidenschaftlich gesuchte und umsorgte Insel nicht erkennen, bis Pallas Athene, seine Göttin, groß und schönen Gesichtes und lachend, wie eine Mutter und Geliebte zugleich lachen mag in der verwirrten Pause vollen Manneslebens, sich und die Heimat ihm offenbart und bezeugt. Cornelius Friebott las nach seiner Art; nichts blieb im Buche und Worte hängen, nichts blieb Druck und Spruch, sondern die Augen faßten Körper und Bewegung leibhaftig, die Ohren hörten Klang und Ton, die Nüstern witterten Duft und Ruch der geschilderten Natur. Und nur insofern war er selbst nicht ausgelöscht, als er inmitten, ein beseligter Aufnehmer, stand und die reichen Bilder sich durch frühere Schauungen ein wenig bestimmen ließen. Als zum Beispiel der Dunst zerfloß vor den Händen der Göttin und die Landschaft sich ganz auftat und Odysseus die eigene liebe Scholle wieder grüßte, war das nicht wie ein leises, dankbares Berühren der Wesererde? Und beim Aufstiege zum Gehöfte des Schweinehirten Eumaios hatten die herausfahrenden Hunde Farbe und Geläut der Wolfshunde des Schweinehirten von Jürgenshagen, und der Hirte

selber, schon wann ihn die Göttin nannte, als hütend unter dem Koakosfelsen am Quell Arethusa, war ein hochwüchsiger, eigentümlich loser Mann mit rotem Barte, der mit der schweren kurzen Peitsche, Obacht heischend, knallte, und die rüsselnden Eber und Sauen und Borgschweine und die quiekenden Läufer und Frischlinge mit dem Schweinerufe lockte und, unterbrechend, den aufmerkenden Hunden Wendung und Beitrieb befahl, und glich also vollends dem Jürgenshagener, die Herde sammelnd und weidend auf der Trift.

Der Leser merkte, daß seine Aufmerksamkeit nachließ bei der Unterhaltung des als Bettler verkleideten Königs mit dem Hirten. Es kam aber die Störung von außen her und nicht aus dem etwa ungespannteren Buche oder aus einem Nachlassen eigener Kräfte. Da blickte Cornelius Friebott auf, was es gäbe; Bernhard lag friedlich mit geschlossenen Augen, auch die beiden anderen saßen wortlos und fast bewegungslos über ihr Brett gebeugt. Vom Zelteingange, dem der Leser die Rücklehne des Faltstuhles zugewandt hatte, mußte die Unruhe kommen.

Cornelius Friebott schloß das Buch und kehrte den Stuhl und achtete, er bemerkte das Vorüber der Fremden, wie sie gingen, einzeln oder zu zweit, und jedesmal vor dem offenen Zelte die Schritte verlangsamten oder stehen blieben und die vier Männer musterten und dann, vor seinen beobachtenden Augen verlegen flüchtig grüßend, rascher weiterzogen.

Als Cornelius Friebott, nachdem die entdeckte Störung ihre Wirkung verloren hatte, von neuem las, wanderte draußen einer vorbei und sah herein und blickte wieder fort und sah bei halber Wendung noch einmal auf den Sitzenden mit dem Buche, wie Leute tun, wenn sie aus unsicherer Erinnerung her nach einem früheren Zusammentreffen und nach Namen suchen. Cornelius Friebott fing den zweiten Blick auf und erschrak gleich vor schwerer Freude.

Mit dem Buche in der Hand ging er dem anderen nach. Er bemerkte ihn hinter dem zweiten Zelte; der andere schien ihm entgegen zu warten. Cornelius Friebott sagte: „Sie tragen einen Bart, aber Sie sind dennoch Roelof Liebenberg, des Feldkornetts Sohn von der Farm Sedan." Der andere antwortete: „Ek is Roelof Liebenberg!" Und er sagte verlegen und bei etwas törichtem Ausdrucke: „Wer Sie sind, das weiß ich wohl, Sie sind der Deutsche von Onverwacht, nur den Namen habe ich eben vergessen." Cornelius Friebott sagte: „Sie müssen erzählen. Sie können erst seit kurzem auf der Insel sein, Sie haben noch die Farbe der Neuen im Gesichte!" Da hub der andere an; es kam nach einigem Hin und Her heraus, daß er noch vor zwei Monaten beim Kommando gewesen sei, beim Kommando und mit dem Kommando auf der Farm Sedan. Cornelius Friebott sagte: „Du! Du sollst von Anfang an berichten! Warum rauchst du nicht? Du rauchst doch gerne? – Warte, ich will dir etwas holen!" Und er lief und kam und brachte Zigaretten. Der andere sagte: „Wir sind dreimal nach Sedan gekommen. Das erstemal kamen wir, um Manie abzuholen..." Cornelius Friebott sagte: „Deinen Bruder Manie, den kleinen Wicht, den Carlotta, den Frau Prinsloo so gerne mochte...? Warte, ich muß mich erst zurechtfinden, daß ich schon zweieinviertel Jahr dort weg bin, solange der Krieg dauert. Manie ist jetzt elf Jahre. Was konntet ihr mit Manie vorhaben?" Der andere sagte: „Manie sollte mit uns reiten, wir mußten ihn zum Kommando nehmen!" Cornelius Friebott fragte: „Ihr mußtet Manie zum Kommando nehmen?" Der andere sagte: „Wir mußten Manie zum Kommando nehmen, weil der Engelsmann den Frauen auf den Farmen die kleinen Söhne wegholt. Das habt ihr doch gehört, und das konnten die Mütter und Väter nicht ertragen." Cornelius Friebott sagte: „Ich habe davon nichts gehört! Erzähle weiter!" Der andere sagte: „Wir sind dann weiter geritten nach Ellensrust und

Kleinfontein und Goedgedacht und Wolve Kraal und durch jene ganze Welt und haben alle die Söhnchen von zehn bis dreizehn Jahren mitgenommen, und, wo die Eltern bange waren, auch noch die Söhnchen von neun Jahren; die starken Jungen von vierzehn Jahren waren schon auf Kommando, und weiter Kronstad zu hatte der Engelsmann schon alle Söhnchen weggeräumt." Cornelius Friebott sagte: „Und dann seid ihr mit den Kindern weiter geritten... Aber auf Onverwacht gab es keine Kinder." Der andere sagte: „Wir sind auf Onverwacht gewesen; wir sind jedesmal auch nach Onverwacht gekommen; und das erstemal war Frau Prinsloo noch da." Cornelius Friebott fragte: „Was heißt das, noch da?" Der andere sagte: „Das zweitemal war Frau Prinsloo auch noch da, aber da machte der Engelsmann gerade einen Stoß und holte die Frauen fort von den Farmen zwischen Kronstad und Lindley, weil er daran war, die Blockhauslinie anzulegen." Cornelius Friebott fragte: „Welche Frauen holte der Engländer also fort?" Der andere antwortete: „Doch alle und auch Frau Muller, aber zuerst haben sie das Wohnhaus von Onverwacht verbrannt." Cornelius Friebott fragte: „Wie ging es zu? Kannst du nicht etwas schneller sprechen?" Der andere antwortete: „Wissen Sie die Rinne im Feld von Onverwacht, darinnen einer ganz verborgen ist? Da haben wir den Tag inne gelegen bis Abend." Cornelius Friebott sagte: „Die Rinne kenne ich freilich. Was habt ihr getan?" Der andere entgegnete: „Wir haben gar nichts getan. Wir waren da zum beobachten." Cornelius Friebott sagte: „Und da habt ihr das so mit angesehen?" Der andere sagte: „Ja, Mann! Und bei den Engländern war Piet De Wet und auch Muller, und sie haben erst die Nacht im Hause gewohnt, und am Morgen ist das Wohnhaus angezündet worden." Cornelius Friebott frägt: „Welcher Muller? Welcher Muller?" Der andere erwiderte: „Albert Muller, derselbe, der oft mit uns nach Onverwacht geritten ist."

Cornelius Friebott sagt: „So, so, derselbe..." Der andere spuckte aus und sagte: „Er ist mit Piet De Wet auf die englische Seite übergetreten, aber seiner Mutter Haus ist trotzdem verbrannt worden von den Engländern, und wenn wir ihn kriegen, machen wir ihn tot, die gefangenen Engländer dürfen wir nicht tot machen. Wir lassen die gefangenen Engländer laufen." Cornelius Friebott fragt: „Und dann?" Der andere fragte: „Was? Und dann? Das drittemal..." Cornelius Friebott unterbricht: „Nein, ich meine jetzt nicht das drittemal. Sondern du sollst von den Frauen berichten. Wie ist es zugegangen?" Der andere sagte: „Ja, Mann, Frau Prinsloo ist auch nicht stille gewesen, sondern Piet De Wet und Albert Muller haben von ihr gehört, was wahr ist und was jenen gar nicht gefiel. Albert Muller ist auch von ihr in das Gesicht geschlagen worden, danach haben sie und die braune Magd Christina und der Vorjunge einiges mit auf den Wagen gepackt zum mitnehmen, danach ist das Haus angezündet worden." Cornelius Friebott schweigt jetzt. Der andere sagte: „Das Haus war schön. Es war ein Jammer um dieses schöne Haus und um die Maschinen. Aber nach dem Brande war nichts mehr übrig als die Mauern und verbogenes Eisenblech vom Dache. Und auf Sedan ist das ebenso gegangen, und unsere Mutter durfte nicht so viel mitnehmen wie Frau Prinsloo." Cornelius Friebott packt den Sprecher am Arm und sagt sehr leise: „Du bist doch freien geritten nach Onverwacht in meiner Zeit. Wie konntest du also ruhig zusehen? Wie?" Der andere sagte: „Mann, du verstehst das noch nicht. Das ist auf allen Farmen im Nordosten des Freistaates so zugegangen. Wir konnten die Frauen nicht mitführen bei den Kommandos, und wir waren zur Beobachtung gesandt, und die englische Truppe war zu stark an diesem Tage." Cornelius Friebott sagt: „Das drittemal also?" Der andere antwortete: „Das drittemal lagen wir als Späher in der Rinne, das war vor dem Durchbruche

durch die Blockhauslinie. Das drittemal lagen wir sechsunddreißig Stunden in der Rinne und warteten auf Christian de Wets Kommando. Bei Tage sahen wir die Tommys des nächsten Blockhauses auf der alten Brandstätte von Onverwacht nach Sachen suchen; in der Nacht war Mondschein, in der Nacht wagen sich die Tommys nicht heraus aus den Blockhäusern. In der Nacht haben wir gesucht, aber es war gar nichts zu finden, nicht ein Topf, noch irgendeine Brauchbarkeit. Allein die Wollballen waren noch da zwischen den Mauern des Vorratshauses und waren nur von außen angekohlt und dann noch die Windpumpe." Cornelius Friebott schweigt wieder. Der andere sagte: „Mann, der Durchbruch ist fein gelungen in der nächsten Nacht, das ganze Kommando ist durchgebrochen mit sechshundert Stück Rindern; und nur ein Söhnchen von zehn Jahren ist durch einen Schuß der Tommys zu Schaden gekommen, das arme Söhnchen ist an dem Schusse hernach gestorben." Cornelius Friebott sagt: „Du hast nicht erzählt, was mit den Frauen geschehen ist." Der andere sagte: „Ja, der Engelsmann hat sie doch fortgefahren..." Cornelius Friebott fragt: „Wohin? Wohin?" — Cornelius Friebott fragt sehr hastig: „Wo ist zum Beispiel deine Mutter?" Der andere sagte: „Ja, Mann, wir wissen, daß Frauen bei Springfontein gefangen sind in einem Kampe und anderen Ortes und auch in der Kapkolonie; aber wo jede besonders ist, woher sollen wir auf Kommando das wissen?" Sie sprachen danach noch eine Weile, und Cornelius Friebott holte nochmals Zigaretten und strengte sich an geschickter nachzufragen, aber er erfuhr nicht mehr.

An diesem Abend vermochte Cornelius Friebott keinen Schlaf zu finden. Die offenen Augen sahen das Veldt von Onverwacht im Mondenscheine, und aus dem Veldt hoben sich die Mauerreste des Wohnhauses und des Leutehauses und des Vorratshauses und des Stalles, und hob sich die unversehrte Windpumpe. Auf dem Veldt und um die Brand-

stätte bewegte sich kein Mensch, kein Engländer und kein Bur und kein brauner oder schwarzer Farbiger und auch kein Tier. Es schrien nicht einmal Kiebitze oben aus dem Mondhimmel und riefen nicht einmal Eulen von den Mauern und Sparren, noch die Nachtschwalbe Tebesa von den zugewachsenen Wegen, und es fiedelten nicht die Zikaden aus dem hohen Grase, und es trommelten keine Frösche vom Flusse herauf, und es wimmerten auch nicht irgendwo Schakale, und so weit einer hinhorchte in die weite, warme, silberne Ebene, war nicht in fernster Ferne das Hundegebell einer Menschenwohnung zu vernehmen. Sondern diese Welt war tot und ausgestorben und war auch völlig tot von dem Dufte der Ebene; es stank und beizte nur nach Brand und am meisten aus den angekohlten Wollballen. Cornelius Friebott dachte: „Wenn ich Carlotta Prinsloo geheiratet hätte, und wenn ich als Deutscher nicht mitgegangen wäre in den Krieg, wie es rechtens hätte sein können, so möchten die Engländer das Haus wohl auch verbrannt haben, aber gefangen hätten sie Carlotten Prinsloo niemals weggeführt. Diese Not wäre ihr erspart geblieben, und Piet de Wet hätte seine Schnauze gehalten und Mullern hätte ich vor den Brägen geschlagen.“ —

Dann war ein Junitag; das Viererzelt war sehr frühe zur Ruhe gegangen an dem angenehmeren, kühleren Abend. An den zwei Vortagen hatte das Lager und die Insel, ja, beinahe die Luft von Gerüchten geschwirrt, in Südafrika werde über das Kriegsende verhandelt. Die Heimattreuen und die neuen Gefangenen zeigten sich ganz ungläubig. Sie sagten: „Das möchte dem Engelsmann so passen, aber es ist wie mit dem Fangen De Wets, wie oft haben sie berichtet, daß sie ihn hätten, womöglich soll die Finte noch ein paar Brüder zum Eide veranlassen! Jawohl!“ Das sagten sie laut und polternd voreinander. In den Herzen stand wahrscheinlich: „Wenn es doch sein könnte mit ein wenig Gewinn! Wenn es doch sein könnte ohne völligen Verlust.“

In dieser Nacht oder an diesem Abend vielleicht um elf Uhr, vielleicht schon um zehn Uhr wachten die vier Schläfer zugleich auf. Von der Seite des Lagers, wo wegen der wiederholten Reibereien die Treueidler zusammen ihre Zelte bewohnten, erscholl lautes Jubelgeschrei. Da sagte Reinhart in das dunkle Zelt: „Es ist kein Zweifel mehr, es ist Friede, ich habe es seit heute nachmittag bestimmt erwartet." Sie hatten es bisher nie Frieden genannt, sondern hatten immer nur vom Kriegsende gesprochen. Sie wunderten sich, jeder über das Wort, und daß es der rechte Ausdruck sein sollte, und sie sagten nichts. Bald wurden im übrigen Teile des Lagers auch Stimmen laut, und es gab auch unter den Heimattreuen ein paar kurze Jauchzer und Schreie.

Dann kam noch ein anderer Abend im Juni. Am Nachmittage waren aus dem Viererzelte Reinhart und Bernhard und Richter aufgerufen worden. Als sie zurückkehrten, brachten sie den Befehl mit, ihre Rücksendung nach Europa werde nächsten Morgens mit verschiedenen Ausländern, die den kämpfenden Buren zu Hilfe gekommen seien, auf einem heimkehrenden Frachtdampfer stattfinden. Umsonst hatten alle drei sich bis zum Kommandanten gedrängt und hatten dargetan, sie seien, Reinhart und Richter, schon viele Jahre vor dem Kriege im Transvaal seßhaft gewesen und seien zur Landesverteidigung verpflichtet gewesen, und Bernhard sei nicht minder schon ein Jahr vor dem Kriege in die Burenrepublik eingewandert und sei vor dem Kriege dort Bürger geworden. Der reiche Londoner Bierbrauer, der als Milizoffizier den Posten des Lagerkommandanten zuletzt inne hatte, hörte sie gelangweilt an wie andere aus anderen Zelten auch, die sich plötzlich ihrer Hoffnung und Sehnsucht beraubt sahen, er sagte: „Ja, ja! Das mag alles stimmen, aber Transvaal ist jetzt britisch, und Sie sind augenscheinlich in Südafrika unerwünscht, und das kann ich nicht ändern!" — Es zeigte sich deutlich, daß die Ausstoßung an Friebott nur durch irgendeinen Zufall vorüber-

gegangen war, vielleicht weil unter dem Namen und besonders dem Vornamen von den die Listen durchsehenden Engländern ein rechter gebürtiger Bur vermutet wurde, vielleicht um seiner wirtschaftlichen Geringheit willen, und weil also keine eifrigen Neider sich die Verdrängung angelegen sein ließen.

Nach dem Abendessen dieses letzten gemeinsamen Abends und über den Pfeifen versiegte selbst der polternde Ärger Richters; und Reinhart und Richter sprachen von den nächsten Plänen, von gewonnenen Erfahrungen, von den Lehren der letzten Jahre, und sie sprachen sich in frischen Mut. Die Schweigsamkeit Bernhards waren sie gewohnt, aber den, den sie im Augenblick als den Glückhaftesten unter sich ansahen, und der dennoch starr saß, suchten sie zur Äußerung und zu Mitanschlägen aufzustacheln. Reinhart sagte: „Richter ist von seinen englischen Torheiten in der Nacht von Elandslaagte und danach durch die Gefangenschaft und zuletzt durch unsere Ausschließung gründlich geheilt worden; und ich für mein Teil habe erkannt, daß die Lehre, man soll menschliche Dinge nicht beweinen und belachen, sondern man solle sie zu verstehen trachten, am eigentlichsten ein billiges Zuschauerwort ist ... Nun sollst du bekennen, Friebott, daß du mit deiner Menschenhoffnung auch einen falschen Weg gelaufen bist; und wir wollen uns alle ändern, wir wollen die Zusammenhänge noch immer zu sehen trachten, aber wir wollen uns mehr und besser bei unserer Kleinheit einrichten, und das heißt, im Wesen ein wenig englischer oder enger werden als wie eine Impfung, damit uns Deutsche die große und bequeme englische Erkrankung der Erde nicht schließlich mittötet!" Jedoch Cornelius Friebott antwortete: „Was soll ich? — O nein, sondern ich erkenne und bekenne wieder, daß auf dieser ganzen Bahn kein Fortkommen ist. Ich sehe nur Verkehrtheiten, ich sehe nur Lügen, und mit Lügen wird das Netz fortwährend weiter gesponnen, damit es um Gottes willen nicht zerreiße." Und er redete sich in leidenschaft-

34*

liche Bewegung: „Haben die Buren recht gehabt? Die Buren haben nicht recht gehabt, denn das persönliche Recht auf Bequemlichkeit hat keiner, wenn die Mehreren es menschenwürdiger haben können. Der Engländer hat die Menschenwürde jederzeit im Munde, aber den Krieg haben englische Ausbeuter führen lassen. Was er den Mehreren zubrachte, ist gewiß nicht ein Hundertstel des Glückes, das mit den Kriegstoten begraben liegt. Sie haben auf beiden Seiten nach dem Volke und nach Gott gerufen; und das Volk hat gekämpft für anderer Bequemheit und anderer Ausbeutung; und der gequälte Gott hat so entschieden, daß die Ackerknechte starben von der Kugel und die vielen Frauen und Kinder in den Massenlagern, und daß ihr drei weg müßt vou eurer Hoffnung, und daß die Ausbeuter reicher wurden, und daß, wer sich zu drücken verstand, zu besserem Besitze kam, und daß die Meineidler Hoffnung haben dürfen." — Und er rief: „Unrecht können nur Menschen ändern, Unrecht können nur die ändern, die es tragen müssen, hüben und drüben und in aller Welt. Dieser Krieg wird die neue Gemeinsamkeit schaffen."

Die andern sahen ihn stille an in seiner suchenden und neu aufgestörten Unruhe. Reinhart sagte vorsichtig: „Zuletzt, zuletzt hat bei den Buren doch sicherlich kein Eigennutzen gekämpft, sondern es war ein Trupp entschlossener Männer, die ihr Alles einsetzten, ihr Leben, ihre Frauen, ihre Mütter, ihre Kinder, ihr Eigentum, ja, jede Menschenfreude und natürlich die Gesundheit und natürlich jede Rast um gar nichts als um das Stückchen völkische Hoffnung!" Cornelius Friebott erwiderte: „Wie wird unser Volk und wie werden alle weißen Völker erzogen? Sie lernen, daß Unrecht wider Gott sei und daß ein Volk des Vaterlandes Heiligkeit verteidigen müsse bis zuletzt. Und wie hat diese Lehre standgehalten? Unser Volk hat so wenig wie die anderen weißen Völker von seinem Staate aus das Unrecht dieses Krieges verhindert; und als bei den Buren, wie ich dir selbst-

verständlich zugebe, Reinhart, in diesem letzten Jahre die wirklich Opferbereiten überblieben, was ist da geschehen? Da ward ihnen weit und breit aus der Welt zugerufen, sie möchten sich endlich als besiegt begreifen. Da dauerte den Händlern dieser Welt der Krieg zu lang, da war er ihnen unbequem ..."

Sie kamen an diesem Abend, an dem auch der Himmel um die Insel voller kreisender Gewitter stand, die sich doch nicht recht gebären konnten und nur schwach aufleuchteten und murrten und Windstöße gegeneinander sandten, in keinen rechten Einklang mehr, sondern redeten bei jedem neuen Versuche aneinander vorbei nach so langer Gemeinsamkeit.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nein, nein, das ist so! Nur das Proletariat hegt nirgends feindliche Gefühle gegen ein anderes Volk, daran muß festgehalten werden: — Darauf kommt es an, daß das Proletariat sich erkennt. — Darauf kommt es an, daß das Proletariat auch in diesem Lande sich erkennen lernt ..." Martin Wessel spricht unaufhörlich; wie einen Stubenvogel das Rattern einer Maschine scheint ihn das gleichmäßige Poltern des ziehenden Ochsenwagens zum Reden anzustacheln; oder auch es ist Gegenwehr bei ihm gegen die neue schwere Lage nach dem Kriege; oder auch er will den Genossen ganz gewinnen, will andere Einflüsse ausschalten, will Erfahrungen zu dem einen Schluß und dem einen Schaupunkte immer wieder hindrängen. Cornelius Friebott sitzt stille neben ihm auf der Vorkiste und starrt und blinzelt in das leere, sonnige Land, und neben ihm hockt, zuweilen horchend und dann lächelnd, meist schlafend und immer die kurze Pfeife im Munde der Besitzer des Wagens, der Ladenhalter Smit aus Wepenarsdorp, Niederdeutscher von Vater und Mutter her, Freistaater von eigener Geburt und durch die schottische Frau, und weil die

Zeitumstände es erfordern, englisch eingestellt, aber im Grunde weder Deutscher noch Bur noch Brite, sondern Geldverdiener, der die lange verlorene Zeit, der den törichten Krieg wieder einbringen möchte.

Martin Wessel und Cornelius Friebott und Smit und der Basutofahrer und der kleine Tauleiter und die zwölf geringen Zugochsen, sechs Paare, wo man sonst mit ihrer achten fährt, sind den sechsten oder siebenten Tag von Colesberg aus in Fahrt auf dem Wege nach Wepenarsdorp. Es ist sehr langsames Voran. Es ist ein langsames Voran, weil die zwölf geringen Tiere vor dem bepackten großen Wagen nicht überanstrengt werden dürfen, um nicht ganz hängen zu bleiben; es ist ein langsames Voran, weil die Reisenden eine ungewöhnliche und umständlichere Furt wählten durch den Oranje oder großen Fluß und wählen mußten, da doch Martin Wessel und Cornelius Friebott beide den Einreiseschein in den früheren Freistaat nicht erhielten und gleichsam eingeschmuggelt werden von Smit. An der richtigen Wagenbrücke prüft Polizei die Papiere; an den alten Furten ist keinerlei Polizei zu fürchten, und einmal in Wepenarsdorp, wenn es gelingt, und arbeitend an Smits Neubau, am neuen Ladengebäude, am neuen Lagerhaus wird niemand groß nach den Erlaubnisscheinen fragen; das ist Smits Erwartung. Bei den bequemen Engländern kostet nur der erste Schritt, wer den macht, hat den Rest gewonnen; das ist seine Überzeugung. Die Wege, die von den alten Furten ausgehen, sind teils vom Pflanzenwuchse, teils von der Sonne, teils von dem Regen ausgetilgt und zerstört. Man muß sie wiederfinden, man muß sie neu suchen. Drei Jahre Krieg, davon zwei Jahre sündhafte Verstümmelung eines Landes, löschen viel aus. In den letzten zwei Jahren sind durch die Furten allenfalls einmal einzelne flüchtende oder kundschaftende oder planende Reiter geritten, gefahren ist da nichts mehr. Das Voran ist schließlich auch langsam, weil Smit, obgleich das Land jenseits des Flusses noch recht

kriegsleer zu sein scheint, fast an jedem Tage ein Geschäft hat. Hinten am Wagen ist ein zottiges Pferd angebunden. Auf dem Pferdchen macht Smit von den Raststellen aus seine Ritte hin zu wartenden Trümmerstätten, hin zu Farmhäusern ohne Dach, neben denen Zelte kürzlich zurückgekehrter Burenfamilien stehen. Geschäfte scheint er überall zu haben, er benutzt seine Gelegenheit, alte Vorkriegsschuldner zu besuchen, und, wo diese aus Sammellagern und Gefangenschaft noch nicht zurückgelangt sind, ein Bild zu gewinnen von der späteren oder früheren Zahlungsfähigkeit der Erwarteten, und er sucht auch neue Kunden unter den Heimkehrern und läßt, wenn er sehr gedrängt wird, vom Wagen etwas Ware abladen, sehr wenig Ware, denn wer kann gleich bezahlen? Mit lauter Schulden kann aber auch Smit kein Geschäft machen. Smit spricht bei der ersten Rast dieses Tages, als Martin Wessel schläft: „Ihr Freund redet zu viel. Ihr Freund macht sich selbst etwas vor. Was heißt Proletariat? Proletariat heißt arme Leute mit vielen Kindern. Aber so dumm ist hier niemand, daß er arm bleiben will. Und hier ist auch Platz genug, daß jeder leben und zu etwas kommen kann. Hier paßt die Lehre nicht her.“ Er spricht: „Arm? Arm bin ich auch gewesen, ich habe so klein angefangen“, und er hält die flache Hand nahe über den trockenen Boden und führt sie gleich höher, so hoch wie ein sitzender Mann ragt, „und jetzt, jetzt fange ich da von neuem an.“ Er spricht: „Und Sie und Ihr Freund, Sie sind beide jung und gesund, Sie verstehen ein ordentliches Handwerk, und Sie haben beide einen deutschen Kopf zwischen den Schultern; was haben Sie hier draußen mit seinem Proletariate zu tun?“ Cornelius Friebott antwortet kaum; wie Martin Wessels Eifer, so fließen des Händlers Fragen an ihm vorbei. Sagt Martin Wessel Neues, sagt der Händler eine frische Wahrheit? — Aber es ist köstlich, frei zu sein und in Bewegung nach den eingeschlossenen Jahren, nach dem engen Lager, nach der Gefangeneninsel; es ist so köst-

lich, daß man eine Weile nicht kämpfen möchte mit drängenden, bitteren und finsteren Gedanken.

Nach vierzehn Tagen Fahrt beginnt in Wepenarsdorp die Arbeit. Smit erkennt, daß er zwei tüchtige Werkleute gewonnen hat; Smit zahlt zwanzig Schillinge für den achtstündigen Arbeitstag, er zahlt ohne Murren für Überstunden besonders. Martin Wessel führt die Verhandlungen mit ihm. Martin Wessel ist guter Stimmung geworden wegen der guten Bezahlung, und weil er den Kameraden fügsam und folgsam zur Seite hat, und hält sich ruhiger. Daß der englische Sieger mit kleinlichen und ungeschickten Mitteln das Volk, das gegen ihn gekämpft und das verloren hat, noch nachträglich für den Krieg zu strafen und zugleich gegen Gott und Natur zu Engländern umzupressen trachtet, die ganze unselige Narrheit quält ihn wenig. „Ich bin kein Engländer, ich bin auch kein Bur, ich bin Arbeiter; sie treiben nur Wasser auf unsere Mühle." Martin Wessel hat auch niemand im ganzen sich mühenden Lande, keinen einzigen Menschen, um den sein Herze in Sorge ist. „Lasse Smit in Indwe anfragen, was aus Frau Prinsloo geworden ist! Warum nicht?!"

Nach zwei Monaten eifriger Arbeit, — das große Lagerhaus ist fertig, sie haben auf den hölzernen Rohbau als Dach und Wände die Wellblechplatten aufgeschraubt, haben den Fußboden in Nut und Feder gelegt und die Wellblechwände mit Schalbrettern ausgefüttert und haben nach Smits Wunsch das Außendach in breiten roten und weißen Längsstreifen gestrichen und die Außenwände weiß gemalt, auch das Gebälk des neuen Ladens ist bereit, und sie beginnen eben mit aufgelesenen, kriegsverlotterten und wenig arbeitslustigen Maurern diesen Neu- und Umbau, — nach zwei Monaten erscheint Polizei auf der Arbeitsstätte. Der lange Sergeant von den neuen südafrikanischen Konstablern, der sie beide längst kennt, verlangt nach Martin Wessel; und Martin Wessel muß den Kameraden rufen. Der Sergeant

fragt: „Wo sind eure Erlaubnisscheine?" Martin Wessel tut verwundert: „Erlaubnisscheine? Was ist das? Wir arbeiten schon im dritten Monate hier." Der Sergeant sagt: „Ja, ohne Erlaubnisschein darf aber keiner in die Oranjeflußkolonie herein, und ihr werdet also Strafe zahlen und wieder hinaus müssen." Martin Wessel antwortet: „Wir sind keine Fremde, wir sind vor dem gesegneten Kriege hier in diesem Lande gewesen." Der Sergeant zuckt mit den Achseln, er sagt: „Kommt ein kleines Stück mit", und sagt dann, „ich will es euch erklären, aber haltet den Mund. Von den Maurern sind welche zum Kapitän gelaufen, — der Kapitän ist der englische Offizier, der das Amt des Drosten im Orte und im Distrikte versieht —, sie haben sich beschwert, daß ihr zwei Deutschen ohne Erlaubnis hier seid, sie könnten eure Arbeit auch tun." Der Sergeant sagt: „Die Angeber sind gar nichts wert, das ist meine Meinung, und den Schnüffeldienst, auf den ich heute gesandt bin, mag ich nicht leiden, aber ich muß dem Kapitän melden, daß ihr keine Scheine habt. Vielleicht könnt ihr selbst mit dem Kapitän reden, vielleicht ist besser, wenn Smit auf die Amtsstube geht und mit dem Kapitän spricht. Jedoch glaube ich nicht, daß es hilft." Um Mittag, damit es nicht auffällt — denn daß die Maurer jetzt aufpassen, ist deutlich, vielleicht wegen des Polizeibesuches, vielleicht weil die Angeber die Weiterentwickelung gierig erwarten — streicht Martin Wessel hin zu Smit. Smit poltert: „Haben Sie geschwatzt? Hat Friebott etwa geschwatzt?" Martin Wessel entgegnet: „Was fällt Ihnen ein? Aber schreien Sie nur recht laut!" Smit sagt: „Den Laden, den ich gerade am nötigsten habe, den haben Sie an die zweite Stelle gebracht. Jetzt bleibe ich damit sitzen. Mit den Saufausen von Maurern kann ich allein nichts anfangen. Es kommt alles davon her, daß Sie stets Ihren Kopf durchsetzen müssen. Wäre der Neu- und Umbau des Ladens fertig, das Lagerhaus könnten mir andere schön hinsetzen. Und dann, wenn Sie bestraft werden,

werde ich auch bestraft und nicht weniger, sondern höher, weil ich Sie hineingebracht habe, und mit dem neuen Kapitäne ist ohnehin schlecht Kirschen essen." Martin Wessel lacht, Martin Wessel sagt: „Um den Laden und Ihre Geldstrafe, die Sie zu zahlen haben werden, ist es mir natürlich sehr leid, aber ich meinte zunächst doch uns. Und es ist gut, daß wir auch für den Laden nach Ihrer Meinung die Wichtigen sind!" Smit sieht den Sprecher verdutzt an, er verlangt: „Dann gehen Sie mit zum Kapitäne!" Martin Wessel erwidert: „Wenn ich mit solchem kleinen erregbaren Teetopf-Gott verhandele — so heißt es doch in Ihrer englischen Sprache — kommt meiner Lebtage nichts Gescheites heraus. Im übrigen, ich bin kein Engländerfeind, aber Sie sind näher am Engländer dran." Smit murrt, er werde also hingehen.

Am Abend sucht Martin Wessel den Händler wieder auf, denn so gleichgültig ist die Angelegenheit doch nicht.

Das ganze Südafrika hängt voll von Arbeitslosen. Die Engländer lösen seit Monaten an Ort und Stelle ihr Kriegsheer auf; jeder Söldner, der will, kann mit einer Abschlagssumme gleich in Afrika seinen Abschied erhalten. Es ist ein kluges Geschäft, oder vielmehr die Väter des Gedankens meinen, es sei ein sehr kluges Geschäft; sie glauben Dreifaches zu erreichen, der britische Steuerzahler muß die Heimbeförderung und den Sold bis zur Entlassung nicht bezahlen, den Heimatsorten werden keine entlassenen Krieger zugeschoben, die nichts anzufangen wissen und mit denen niemand etwas anzufangen weiß, und die erkämpften Burenrepubliken und die Kapkolonie, wo es immer noch so verflixt viele und verstockte Buren gibt, und wo die scheußliche fremde Burensprache dem verlorenen Kriege zu Trotz doch überall noch tönt, erhalten einen Zuwachs kräftiger, männlicher englischer Bevölkerung, der im Lande nicht versippt und verschwägert ist und sich zu wehren wissen wird. Das glauben die Väter des Gedankens. Die Krieger, die sich zur

Entlassung drängen, wiederum wollen den langen Zwang endlich los sein, die südafrikanische Sonne gefällt ihnen, sie erwarten so unbestimmt noch vom Militäre und der Kriegszeit her, daß das tägliche Futter ihnen von selber kommen und daß ihre Krieger- und Herrenstellung schon fortdauern werde; sie erwarten, daß einem in diesem Lande des Goldes und der Diamanten, zumal wenn man ein Engländer ist, das Geld im Schlafe in die Tasche rutschen müsse. Die ersten Entlassenen suchen sich jene müßiggängerischen Posten, davon der Weg zu Getränken nicht weit ist; aber, wenn es auch in jedem Neste ein paar Hotels, wie die Schnapskneipen heißen, mit Billardtischen gibt, die offenen Gelegenheiten für Billardmarköre zum Beispiel sind sehr schnell aufgefüllt. Zuletzt bleibt übrig, daß man sich doch entschließt, arbeiten zu wollen: Man muß sich da eine Säge kaufen und Hammer und Stecheisen und Winkel und stellt sich als Zimmermann vor; man schafft sich Hammer, Zollstock und Kelle an und empfiehlt sich als Maurer; das Können wird der liebe Gott einem Engländer schon gewähren. Von diesen Arbeitslosen ist Südafrika also randvoll, von Britischern, die nach ihrer Meinung für ihr Land kämpften und die also ein Vorrecht beanspruchen; es fehlt dagegen sehr an Arbeit oder genauer an Arbeitgebern, die Arbeit bezahlen können und wollen. Die Buren zum Beispiel mit ihren weit und breit zerstörten Farmhäusern können augenblicklich nichts bezahlen, sie können nur selber zu- und anpacken.

Martin Wessel fragt: „Nun, wie steht's?" Smit antwortet kleinlaut: „Ich bin nicht dahinter gekommen. Er hat mich angeschrien wie einen schwarzen Kaffern, ihr und ich werden jedenfalls vor Gericht gezogen und werden dort auch verurteilt." Und am nächsten Morgen erscheint der lange Sergeant in der Tat wieder. Er sagt dienstlich: „Mr. Martin Wessel und Mr. Cornelius Friebott, Sie erhalten die Aufforderung, morgen früh um neun Uhr vor den militärischen Drosten zu kommen. Eine Anzeige liegt gegen Sie

vor, daß Sie ohne Erlaubnis eingereist sind und ohne Erlaubnis sich in der Oranjefluß-Kolonie aufhalten, und dessen sollen Sie sich verantworten." Er überreicht die Vorladung, er fügt hinzu: „Wenn Sie etwa nicht Folge leisten werden, folgt ohne weiteres die Verhaftung." Auch Smit bekommt eine Vorladung wegen Begünstigung. Der Gerichtssaal zeigt wenig Zuhörer, aber die Maurer sind natürlich alle da und ein paar „Geschäftsfreunde" Smits, Wettbewerber, „echte Briten", die ihm Hals- und Beinbruch von Herzen gönnen. Martin Wessel, Cornelius Friebott und Smit werden gleich in die Anklagebank gewiesen, als wenn sie Vieh gestohlen oder einen Scheck gefälscht oder jemand tot geschlagen hätten. Sie verteidigten sich selbst. Sie treten aus der geschlossenen Armsünderbank heraus an den Zeugenstand, wenn sie als Zeugen vernommen und nach englischer Art vereidigt werden, einer für den andern und jeder für sich. Der Kapitän tut ungeheuer wichtig, namentlich gegen Smit wettert er los. Er fragt mit Augenaufschlag, ob Smit sich als britisch-gesinnt bekennen könne, und fragt, als Smit bejaht, weiter, ob Smit nicht wisse, daß Südafrika Männer in Scharen beherberge, die für die britische Sache die alte Heimat aufgegeben, Leib und Leben eingesetzt hätten, die zu jeder weißen Mannesarbeit bereit und geschickt und dennoch nahe dem Hunger seien, weil die Arbeitgeber des Landes ihrer britischen Verpflichtung nicht nachdächten? Er sagt mit rollendem Pathos, der den Lungerern hinter den Zuhörerschranken ungemein gefällt: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme ..." Eine kurze Unterbrechung tritt an dieser Stelle ein, weil Martin Wessel lacht. Der Kapitän pfaucht ihn an: „Warum lachen Sie, Angeklagter? Wissen Sie, daß ich Sie hierfür besonders bestrafen kann? Antworten Sie sofort!" Martin Wessel erwidert keck: „Ich habe die Beleidigung verlacht. Ich weiß, wie das von Eurer Gestrengen angeführte Bibelwort weiterlautet. Ich bin ein klassenbewußter Arbeiter." Smit ver-

teidigt sich, er habe lange genug nach gelernten britischen Zimmerern gesucht, und die angestrebte Vergrößerung seiner Geschäftsräume diene englischen Angestellten; er betont wiederholt die besondere Fähigkeit seiner beiden Leute, und daß er habe zugreifen müssen und die Weitschweifigkeiten der Erlaubniserteilung nicht habe abwarten können. Die Sitzung endet überraschenderweise damit, daß der Kapitän erklärt, er wolle in der Hauptstadt Bloemfontein anfragen und wolle nach Empfang der Antwort das Urteil sprechen; er sagt mit Ernst und im Tone eines gekränkten Vaters: „Aber ich verwarne Sie, und glauben Sie ja nicht, daß Sie ohne empfindliche Buße davon kommen werden; auch werden diese beiden Fremden das Land zu räumen haben, nur sollen sie bis zur Entscheidung ihre Arbeit ordentlich tun und sich nicht beifallen lassen, sich herumzutreiben." Martin Wessel flüstert: „Was für ein netter Mann, und was da wohl noch nachkommt!?"

Sie brauchen nicht lange zu warten. Am Abend schickt Smit herüber, am Abend um halb zehn Uhr. „Also der Kapitän war eben da. Dem Kapitän fehlt ein ordentlicher Schrank für die Drostei, ein großer Schrank, wie er dann und wann in deutschen Häusern zu sehen ist, ein bißchen hübsch. Könnt ihr das machen?" Cornelius Friebott antwortet: „Ja." Martin Wessel antwortet sehr gedehnt: „Djaa . . ." Smit sagt: „Verurteilt werden wir, wir werden jeder fünf Pfund zahlen müssen; das kann er nicht anders machen, und hier lassen kann er euch auch nicht, aber bis der Schrank fertig ist . . . Und bei Tage könnt ihr den Schrank nicht machen, es soll auch nicht gerade jemand etwas davon wissen. Ihr müßt nach Feierabend hier bei mir daran arbeiten. Und es braucht auch niemand etwas davon zu hören." Martin Wessel setzt sich auf einen Stuhl und sieht Smit an. Smit fragt verwirrt: „Was treiben Sie für Possen? – Ich will das Holz hergeben, schönes Holz; wie lange würdet ihr brauchen zu der Arbeit an

Feierabend? Denn Schlaf und Erholung habt ihr ja auch nötig." Martin Wessel sagt: „Freilich, die haben wir auch nötig," und fragt: „Wer bezahlt?" Smit erwidert: „Ich sagte es schon, ich will das Holz hergeben." Martin Wessel sagt: „Hören Sie gut zu, Smit, wir machen weder für Sie noch für den Kapitän einen Schrank, wenn wir nicht bezahlt werden. Wir bleiben auch nicht hier und bauen Ihren Laden auf und schlagen uns mit den faulen Maurern herum, wenn die Fünf-Pfund-Strafe etwa auf unsere Tasche fallen soll. Und wir halten uns auch an Sie für den Schrank. Das muß jetzt gleich ausgemacht werden. Wenn Ihnen das recht ist, wollen wir unsere Feierabende in Gottesnamen dran geben und in einer von Ihren Hinterkammern wie Falschmünzer an dem Schranke bosseln. Hundertsechzig Stunden braucht man dazu, vielleicht ein paar mehr, vielleicht ein paar weniger, in der Zeit kann Ihr Laden auch fertig sein. Wenn es Ihnen nicht gefällt, dann suchen Sie sich die Leute, die Ihnen der Kapitän heute morgen empfohlen hat, und vielleicht bauen die auch einen Schrank für ihn." Smit will böse werden, Smit will zu handeln anfangen, aber Martin Wessel bleibt kühl und fest. Anderen Tages versucht Smit noch einmal sein Glück und gibt dann ärgerlich nach, wird freilich auch nicht mehr recht freundlich die ganzen neun Wochen, in denen Schrank und Laden fertig werden und Martin Wessel und Cornelius Friebott kaum eine Feierstunde genießen.

Am Ende der neun Wochen bietet sich mit Maultierwagen eine Gelegenheit bis Thabanchu. Von Thabanchu wollen die beiden nach Bloemfontein und wollen dort ihr Glück versuchen, in Bloemfontein soll viel gebaut werden. Auf dem flachen Lande machen sich die entlassenen Soldaten jetzt überall bemerkbar; für jede Arbeitsgelegenheit treffen am entferntesten Orte gleich ein paar wettergebräunte Arbeitsucher ein. Freilich bei einer strammen und genauen Arbeit halten es die wenigsten dieser Herumläufer aus; sie

tun eben so viel, daß sie einen Vorschuß verlangen können, oder sie erbitten einen Vorschuß noch vor irgendeiner Leistung. Mit dem erlangten Gelde meldet sich ein unbezwinglicher Durst, von der Befriedigung dieses Durstes kehren die wenigsten zurück. Aber kann der tüchtige Arbeiter warten, bis der Arbeitgeber die andern durchschaut hat? Und der Arbeitgeber weiß nicht, wer vor ihm steht. Die beiden haben jeder vierzig englische Pfund zugute von Wepenarsdorp her; und durch den deutschen Konsul in Bloemfontein ist inzwischen auch Erlaubnis für sie gewonnen, im Lande zu bleiben.

In Thabanchu in der Wirtschaft sitzt einer und mustert die Eintretenden scharf. Er tritt auch gleich an den Schanktisch. „Das sind doch Werkzeugtaschen!?" „Ja, das sind Werkzeugtaschen!" „Verzeihen Sie, sind Sie gelernte Handwerker?" Martin Wessels kurze Art veranlaßt den Engländer zu sachter Höflichkeit, „ich meine Berufshandwerker, die in Deutschland richtig gelernt haben? Denn die Herren sind wohl Deutsche?" Er versucht scherzend in deutsch hinzuzusetzen: „Vom Vaterland?" Cornelius Friebott antwortet: „Schreinerarbeit und Zimmermannsarbeit!" Kaum sind sie in ihrem Zimmer, kommt ihnen der Fremde nach. Er klopft und tritt vor der Antwort herein. „Entschuldigen Sie. Wenn ihr gelernte Zimmerer und Schreiner seid, ich brauche Leute. Ich baue in Bloemfontein. Ihr könnt sofort zu mir kommen. Ich zahle zweieinhalb Schilling die Stunde, weil ihr deutsche Lehre gehabt habt und also sicherlich etwas könnt. Das zahlt niemand sonst in Bloemfontein." Martin Wessel sagt: „Ja, zu den selbsternannten Zimmerleuten gehören wir nicht, gelernte sind wir. Aber wir bleiben bis morgen früh hier und können Ihnen dann noch zusagen." Und von dieser Haltung weicht er nicht ab, trotzdem der Engländer drängt und zwischendurch auch zu verstehen gibt, daß eine andere Gelegenheit kaum zu finden sein werde.

Dann am Morgen, am frühen Morgen, als sie aus

dem Gasthaus heraustreten und vor dem Frühstück einen Rundgang machen wollen, zögert da ein fremder Mann an dem Eingang herum. Cornelius Friebott meint später, er habe bei einem flüchtigen Blick auf den Abgewandten die Empfindung gehabt: „Die Gestalt ist dir früher begegnet, die Gestalt kennst du wohl", aber er habe im Gespräche nicht weiter hingemerkt. Martin Wessel sagt: „Warum bietet uns der Bauunternehmer zweieinhalb Schillinge an und warum sucht er seine Leute auswärts, wenn zwei Schillinge der ortsübliche Lohn sind, wie mir das vom Wirte bestätigt wird? Da ist etwas verkehrt. Sonst wäre es ja gut, wenn wir gleich wüßten wohin, und den Postwagen nach Bloemfontein will er auch bezahlen." Cornelius Friebott sagt: „Vielleicht besteht das Überangebot an Arbeit aus lauter entlassenen Soldaten, und über deren Leistungen sind sie sich in der Stadt wahrscheinlich rascher klar geworden." Auf dem Heimwege kommt ihnen der Zögerer von der Wirtshaustür entgegen, er geht sie entschlossen an, redet auch gleich mit wenig freundlicher Miene und wenig freundlicher, ja eigentlich mit drohender Stimme auf sie los: „Ihr zwei deutschen Burschen, seid ihr etwa Streikbrecher?" „Schwarzbeine", sagt er in seinem Englisch für Streikbrecher. Cornelius Friebott horcht verblüfft, Martin Wessel sagt sofort: „Nein, Söhnchen, wir sind keine Schwarzbeine, aber du heißest Charlie Brown, und du brauchst deine Stirne nicht so fürchterlich zu runzeln, Charlie, es steht dir nicht!" Da schütteln sie sich die Hände.

Cornelius Friebott denkt: „Vielleicht ist er nicht sehr lange von Piet Potgieter fort, oder sein Bruder Tom ist noch bei Piet Potgieter; etwas wird er von Carlotten Prinsloo zu erzählen wissen." Und er denkt erschreckt: „Doch — Tom Brown darf sie nicht geheiratet haben, das wäre nicht erträglich, Tom Brown mit der ewigen Nutzpfeife und mit den immer hängenden Mundwinkeln und ihr lebendiges Leben!" ... Charlie Brown sagt: „Ich will

es euch beiden erklären, Wessel und Friebott. Wir streiken in Bloemfontein. Alle Art Bauhandwerker streiken. Wir müssen zweieinhalb Schillinge die Stunde durchsetzen statt zwei Schillingen. Zweieinhalb gibt es anderswo. Und in Johannesburg gibt es noch mehr. Jeder Bau steht still, alle Aufträge liegen still. Die Unternehmer suchen rundum nach Willigen, weil sie Aufträge von der neuen Regierung haben und ausführen müssen. Sie werden niemand finden, denn wir von uns aus sind auch hinausgegangen aufs Land und halten auf." Martin Wessel sagt: „So, ihr haltet auf?! Uns hat er aber zweieinhalb Schillinge richtig geboten ..." Charlie Brown sagt: „Es ist ein Kniff! Es ist ein ganz gemeiner Kniff! Sie wollen es uns nicht zugeben, aber damit sie nur wieder etwas in Gang kommen, damit nur wieder Leute arbeitend gesehen werden, schaffen sie von auswärts Burschen heran und zahlen ihnen eine halbe Krone, und dabei seid ihr — ihr müßt es nicht übelnehmen — noch Deutsche!!"

Und dann, als wenn durch die deutsche Landsmannschaft im besonderen der Ärger frisch erweckt werde, schilt er: „Ja, ihr Fremden, ihr mögt nun hinlaufen und mögt ehrlichen, britischen Arbeitsleuten in den Rücken fallen! Ihr Fremden eßt uns nicht das erstemal das Brot fort!" Martin Wessel spricht: „Charlie, Jungchen, nimm dich etwas in acht. Wir haben nichts zugestanden und haben nichts versprochen. Wir haben uns die Annahme für heute morgen vorbehalten, weil wir merkten, es sei nicht alles ganz richtig. Ich will dir jetzt sagen, wir werden nach Bloemfontein hinfahren und werden uns die Lage ansehen; wenn es sich verhält, wie du erzählst, dann arbeiten wir dort auch nicht, nicht für drei Schillinge und nicht für vier Schillinge und nicht für irgendetwas. Das tun wir nicht dir und deiner Grobheit zuliebe, Jungchen, das sollst du auch nicht denken, sondern weil ihr Arbeiter seid, und weil wir Arbeiter sind, darum!"

Charlie Brown hängt sich an sie, bis der Postwagen

zum Einsteigen auffordert. Er scheint auf jeden Fall eine andere bindende Vereinbarung mit dem Unternehmer verhindern zu wollen. Er berichtet: „Von Piet Potgieter sind Tom und ich schon seit zweieinhalb Jahren fort. Tom und ich taten unsere Pflicht für die Königin und das Land, haben gegen Ihre Buren gefochten, ja, und der arme alte Tom ist dabei um die Ecke gegangen ..."

Als sie die Packen heraustragen und mit drei andern in den Wagen klettern wollen, erscheint der Unternehmer an der Türe. Martin Wessel geht rasch hin, um zu erklären, daß sie hier keine Zusage geben können. Der Unternehmer erwidert: „Tut was ihr wollt; falls ihr aber in Bloemfontein doch Lust bekommt, die Fahrt werde ich euch dann kaum mehr bezahlen."

Die kurze Entfernung Martin Wessels nutzt Cornelius Friebott. Er fragt: „Wenn Sie schon so lange fort sind von Indwe, werden Sie kaum gehört haben, was aus Piet Potgieters Nichte geworden ist, ich meine aus Frau Prinsloo, die die Farm bei Lindley hatte?" Charlie Brown sagt: „O ja, o ja, Frau Prinsloo ist tot, Frau Prinsloo ist im Sammellager gestorben, gerade als sie zu ihrem Oheim nach Indwe entlassen werden sollte." Cornelius Friebott kann noch fragen: „Mann, ist das wahr, wissen Sie das genau?" Charlie Brown sagt: „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen! — Spielt uns kein falsches Spiel. — Ja, es ist wahr, Friebott; Piet Potgieter hat es an den armen Tom und an mich damals geschrieben. Ja, ja, mancher gute Mann und manche gute Frau, obgleich sie zu sehr burenfreundlich war ...", und dann hört man ihn nicht mehr, weil die alte Postkarre in Bewegung ist und rattert und der Fahrer mit der Peitsche knallt und die sechs trabenden Esel durch Zurufe anfeuert. Martin Wessel fragt: „Was ist wahr?" Cornelius Friebott antwortet abgewandt: „Er sagt, Frau Prinsloo sei im Sammellager gestorben."

In Bloemfontein fanden sie Charlie Browns Schilde-

rung bestätigt, „aber", hieß es, „aber in Johannesburg ist große Nachfrage nach gelernten Arbeitern. In Johannesburg ist kein Streik. Wer was kann und nicht zur Gewerkschaft gehört und aus den Gewerkschaftskassen hier also keine Unterstützung erhält, soll sofort dorthin fahren." Martin Wessel sagte: „Wir können ihnen hier nicht in den Rücken fallen, auch wenn die Arbeitswilligen sonst nicht belästigt werden, und wenn einem schon drei Schilling geboten werden. Es geht um den Grundsatz. Eine neue Sucherei auf dem Lande im Wettbewerbe mit den Herren alten Soldaten und anderen Landstreichern gefällt mir auch nicht, noch will ich meine paar Pfunde aufzehren, um womöglich als Mittelloser auf den Schub gebracht und hinausbefördert zu werden. Mir ist überhaupt eine richtige Stadt lieber, ich bin für Johburg." Cornelius Friebott sagte: „Die Fahrt nach Johannesburg geht über Kronstad. Ich möchte in Kronstad heraus. Ich will Onverwacht ansehen, was aus Onverwacht geworden ist. Ich möchte vielleicht auch, da ich nahebei bin, zu Ackerknechts Frau und Kindern. Denn, daß ich ihn und seine Leute besuchen würde, wenn alles vorbei wäre, das habe ich ihm oft versprochen. Ich werde am sechsten oder achten Tage nach dir in Johannesburg eintreffen, und wir können uns gleich vereinbaren." Martin Wessel erwiderte: „Nach Onverwacht und in das Lehrerhaus? Wozu?" Und es schien, als wolle er dem Freunde den Plan ausreden; aber als er ansetzend genau hinübersah, hemmte ihn ein besonderer Zug in des anderen Gesicht, und er sagte: „Ja, ja, gewiß doch! Wenn du etwas davon hast! Und, wo man für Essen und Trinken und das verdammte Rauchen sein Geld fortwährend hergibt, warum soll man immer ein Geizhals sein, wenn einmal das Herz etwas für sich verlangt?" —

Es fährt keine Post von Kronstad nach Lindley, weil Lindley noch in Trümmern liegt. Es traben auch nicht die

Fuhrwerke der reichen Bauern die breite Pad entlang, weil es zur Zeit hier keine reichen Bauern und überhaupt wenig Menschen gibt. Weit und breit ist in dieser Gegend, wo die Kämpfe am hartnäckigsten waren, von den Engländern das Letzte zerstört worden, um den Krieg auszumerzen. Heil und ganz ist nur die verlassene Blockhauszeile mit dem Stacheldrahtzaun, die die vielen Stunden von Kronstad nach Lindley das Veldt durchschneidet, und heil und ganz ist die Natur. Trotz Einschlägen und Bübereien in den Obstgärten, sind die Gärten nahe den alten Heimstätten dichte Haine geworden; und die abgeworfenen Pfirsiche liegen wie eine Decke auf der durstigen Erde, nackte harte Kerne, Kerne mit ausgedorrtem Fleische und frische, saftige Frucht, Schicht auf Schicht. In die Reste der Gebäude wuchs sich das Veldt hinein, was gerade zuvörderst daran war, Baum, Strauch, Staude ergriff Besitz. Ganz barren ist nur die Blockhauszeile und der stachlige Drahtzaun.

Ein Aufsitzen gibt es eine Strecke Weges, weil ein Frachtwagen für die Konstabler und die paar Rückkehrer ab vom Wege, die sich um den ersten Aufbau mühen, Vorräte bringt.

Mit Onverwacht soll es sich so verhalten, daß ein Kanadier die Farm gekauft hat, o ja, ein ordentlicher Mann, und dort mit seinem Bruder und mit Frau und Kind schon wohne. Auch die Liebenberge auf Sedan sollen beim Aufräumen sein, auch auf Kleinfontein und Ellensrust und Groot Geluk sei in voriger Woche der Rauch von Kochfeuern bemerkt worden, in jener ganzen Richtung gebe es außer in Onverwacht keine frischen Besitzer.

Am Abend des dritten Tages langsamer Wanderung und zunehmender Enttäuschung ist der Pfad wieder zu erkennen, der Pfad von einst, der von der großen Pad nach links sich wendet durch die Senke zum Valschrivier und durch den Fluß und der dann den Hang hinaufklettert zur Heimstätte von Onverwacht, zum verschwundenen Hause

von Onverwacht. „Soll man umkehren, wenn man so lange gelaufen ist?"

Es ist gar kein Zweifel, daß unter die vielen Faulpelze, die seit dem Kriege in das Land gekommen sind, um den besiegten und verachteten Buren mit großem Maule zu zeigen, was eine Harke ist, die neuen Eigentümer von Onverwacht nicht gehören. Sie haben sich an die eine Mauer des Leutehauses einen Verschlag vorläufig angebaut, sie haben ihren Spiderwagen, ohne den ein Kanadier anscheinend nicht sein kann, unter ein vorläufiges Verdeck geschoben. Es ist überall die Ordnung mit den Augen gleich richtig zu fassen, zum Beispiel auch am Stauteiche, zum Beispiel auch am Gartenzaune, zum Beispiel an dem hergerichteten Stalle.

Es bellt dann ein kleiner Hund. Die Frau tritt vor den Wohnverschlag und blickt aus, und sieht ihm, so scharf sind seine Augen, freundlich aus freundlichen Gedanken entgegen und läßt zwei kleine Mädchen auf ihn zulaufen und knicksen. Auch die beiden Männer sind herzlich auf ihre Weise. „Nach Lindley?" — „Nein..." „Wohin?" „Die Wahrheit zu sagen, ich war in Kronstad, und war früher Helfer hier auf dieser Farm..." „Und suchen jetzt Arbeit...?" „Nein, sondern ich bin gern hier gewesen..." — „Und nur deshalb den langen Marsch?" — Aber die Frau sagt: „Denke doch, Jack, wenn du eine Stellung lieb gehabt hättest!" Und sie bestätigt: „Wir sind sehr gern hier, wir sind sehr dankbar, daß wir die Farm noch während des Krieges für so billiges Geld von einem Manne in Indwe kaufen konnten." „Gewiß, Elisa", sagt der Mann, „jedoch bedenke unsere Arbeit und Mühe." „Und", fügt der Bruder und Schwager hinzu, „bedenkt ferner, daß der in Indwe fürchtete, die Farm könne eingezogen werden, und daß alles auf unsere Gefahr ging."

Die neuen Eigentümer laden zum Essen ein, es geht von der Frau aus, sie fügt hinzu: „Ich mache dann ein

Lager zurecht. Wenn Sie die Farm in guter Erinnerung behielten, dann soll sie Ihnen ebenfalls ein wenig Freundlichkeit zeigen; und wo wollten Sie sonst essen und schlafen?" Der Mann sagt: „Wenn Sie sehen möchten, was wir hier schon zuwege gebracht haben . . ." Der Mann und der Bruder prahlen jetzt ein bißchen. In freilich milder Form erhält das Burenvolk, das früher hier gesessen habe und eben nicht fortgeschritten gewesen und auch träge gewesen sei, hin und wieder seinen Abspruch. Die Absprüche könnten, wenn einem der Gram nicht immer anliefe, zum Lachen reizen. Denn was die beiden stolz zeigen, ist nirgends eigen- und urtümliches Werk, sondern nur Instandsetzung, und nicht immer geschickte Instandsetzung.

Und einmal beim Weiter überfällt den Gast der Eifer, was alles geschehen müßte und gegen früher eine wirkliche Verbesserung zu sein vermöchte. Es ist wie am zweiten Tage seines ersten Hierseins vor rund vier Jahren, als die ganzen reichen Möglichkeiten dieses weiten Stück Landes in ihm wach wurden und sich durch ihn anmeldeten. Die beiden Engländer horchen zu und horchen gerne zu, auch bei dem Essen vor der Frau singt sich das Lied von der Arbeit, von der Schaffenshoffnung von Onverwacht. Dann über den Pfeifen vor dem Verschlage verstummt Cornelius Friebott plötzlich. Der Blick in das Land ist derselbe Blick wie von der alten Heimstätte; neu und anders ist nur die Blockhauszeile, neu und anders ist nur, daß die spärlichen weißen Wohnhäuser in dem großen Landmeere jetzt ganz fehlen, und daß bei einbrechender Dunkelheit die Lichter der Heimstätten von Kleinfontein, von Ellensrust, von Palmietfontein, von Groot Geluk, von Wolve Kraal nicht aufleuchten, und daß im Abendwinde das Rad der Windpumpe nicht klappernd zu hören ist. Neu und anders ist, daß von Carlotten Prinsloo, von ihrem lachenden, eifrigen Leben gar keine Rede ist, daß den ganzen Abend ihr Name nicht ein einziges Mal genannt wurde, daß keine Frage nach

ihr fiel; keine Frage nach Carlotten Prinsloo auf Onverwacht, wo trotz Trümmern noch überall ihre Spuren sind. Zum Beispiel liegt sogar auf dem großen Landmeere noch überall der Blick ihrer Augen. Cornelius Friebott denkt: „Warum habe ich nicht von ihr gesprochen?" Cornelius Friebott denkt: „In der Guten Hoffnung hängt irgendwo das Bild des alten Wohnhauses, das sie an Vater sandte, wenn es niemand weggenommen hat. Und Vater ist auch nicht mehr da." Cornelius Friebott versucht: „Als ich hier Helfer war, war ein Basutodiener hier im Hause, der hieß Salomon; als ich hier Helfer war, war eine alte Halbfarbige im Hause, die hieß Christina Windvogel . . ." Weder die Frau noch die beiden Männer greifen die Namen auf; also wissen sie nichts von den beiden. Die Frau sagt nach einer Weile: „Sie sind sicherlich müde nach so langem Marsche." Dann beim Gutenacht sagt sie: „Ach ja, wer besaß eigentlich Onverwacht, als Sie hier halfen?" Cornelius Friebott antwortet: „Ich habe hier bei Frau Prinsloo geholfen, das war die Nichte des Mannes in Indwe, von dem Sie die Farm gekauft haben!" Und er sagt gleich noch einmal, damit es doch der Wind und die Nacht und das Land und alle Trümmer hören: „Frau Carlotta Prinsloo!"

In der Nacht geschieht ein Merkwürdiges: Aus sehr unruhigem Schlafe wacht er auf. Die Türe des Raumes, darin sein Feldbette steht, springt aus dem Schloß. Er frägt: „Ist da jemand?" Geantwortet wird sein Vorname in der Abkürzung: „Nelius!" Er steht auf und tritt hinaus in die jetzt helle Mondnacht mit den rufenden Kiebitzen. Er geht so hundert Schritte und setzt sich da auf Mauersteine und atmet tief. Und dann singt es nicht laut, aber auch nicht leise: „Dat du min Leevsten bist, dat du wull weest. Kumm bi de Nacht, kumm bi de Nacht, segg, wo du heest!" Und singt auch die zweite Strophe und singt auch die dritte Strophe: „Klopp an de Kammerdör, fat an de

Klink; Vader meent, Moder meent, dat deit de Wind." Und singt mit Carlotten Prinsloos Stimme und lacht danach nicht laut, aber auch nicht leise ein Taubenlachen aus heller, leerer, warmer Mondnacht.

Das Merkwürdigste ist, daß nächsten Morgens die Frau sagt, nicht ohne Verlegenheit: „In der Nacht ging Ihre Türe, und Sie sind dann hinaus; und alsbald hat eine Frau gesungen; und Sie können doch nicht auf solche Weise den Gesang einer Frau nachahmen; und sie hat auch gelacht, wie, wie wohl eine Taube lacht." Cornelius Friebott antwortet: „Eine Frau? Eine Frau? Und ein Taubenlachen?" Der Mann sagt: „Eliza, wie schön du immer träumst." Da wird die Frau rot und faßt hastig nach dem einen Kinde und zieht es an sich und hat tränengefüllte Augen — die Morgensonne spiegelt sich in den Tränen — und spricht: „Nein, es war kein Traum, nein, es war kein einfacher, gewöhnlicher Traum!" Und dann küßt sie das Kind und wischt dabei rasch die Augen und lacht gleich selbst.

Um nach Eensgevonden zu gelangen, wo Ackerknecht sein Lehrerhaus nannte mit den damals eben erwachsenen zwei Töchtern und den damals noch nicht flüggen zwei Söhnen, mit Frau Christina, mit Hulda und Marie, mit Hilgert und Wolf, muß Cornelius Friebott von Kronstad aus wieder in der Richtung auf Bloemfontein zu fahren. Er zaudert vor dem Bahnhof, aber von dem Gange nach Onverwacht her ist das Herz noch hungriger geworden.

Eensgevonden ist nicht zerstört. Das Lehrerhaus steht mit einer gewissen Stattlichkeit zwischen den Luftziegelhäusern. Es zieht nicht gerade an in dem steilen, heißen Mittagslichte; jede Wesenheit freilich scheint ohne Seele in den grellen Stunden, jede Wesenheit scheint dann tot oder doch in selbstvergessenem Schlafe. „Yes, this is Mrs. Ackerknecht's house..." Ja, das ist Frau Ackerknechts Haus, eine englische Antwort auf die deutsche Frage. An dem

großen Mädchen kann man Ackerknechts Tochter wohl erkennen. Cornelius Friebott strengt sich an: „Ist das Hulda oder Marie?" Er wählt jetzt Burenholländisch zur Sprache, denn es kann immerhin sein, daß nach des Vaters Tod und unter den harten Umständen Deutsch hier schwierig geworden ist. Weil sie befremdet blickt bei Nennung der Vornamen, erklärt er schnell: „Ich bin mit Ihrem Vater im gleichen Kommando gewesen", er unterdrückt, um sie nicht etwa zu erschrecken, „Ihr Vater ist neben mir gestorben auf dem Schlachtfelde unter den Biggarsbergen", er sagt, „ich weiß wohl, daß Ihr Vater bei Elandslaagte fiel, aber weil ich ihm vorher oft einen Besuch versprochen hatte und weil ich in der Nähe war, wollte ich Ihnen allen einmal guten Tag sagen, von denen er so oft und so gern und so glücklich geredet hat bis zuletzt." Das Mädchen antwortet: „Yes, I'm Mary, yes, I'll call mother, please step in ..." Ja, ich bin Mary, sie betont Mary, ja, ich werde Mutter rufen, bitte, treten Sie ein. Frau Christina ist in keiner Weise besonders, ein wenig fett, ein wenig nachlässig; mag sein, daß ihre Seele schläft wie das Haus, mag auch sein, daß die Änderung über sie gekommen ist, als niemand mehr da war, der eine Seele in sie hineindichtete und hineinlebte, mag sein, daß für des ganzen Hauses Wesenheit solches gilt. Frau Christina zeigt einige Verlegenheit. Burenholländisch und Englisch mischend antwortet sie, aber gerät schließlich ganz ins Englische wie ihre Kinder: „Ja, ja, es ist sehr freundlich von Ihnen. — Ja, ja, die Zeiten sind noch sehr schwer." Zwischen langsamen Sätzen wartet die Frage: „Was wollen Sie eigentlich von mir?" Verlegenheit steckt an, die Unterhaltung wird immer ungeschickter, bis Cornelius Friebott begreift: „Die Frau meint gar, ich sei gekommen, etwas zu erbetteln! Wahrhaftig, wie viele Kriegskameraden mögen sich eben vorstellen in den Häusern zwischen Kapstadt und Pretoria, um zu schnorren!" Um diesen Druck gleich loszuwerden und sich ihr zu beweisen, sagt er:

„Dann, wenn Sie erlauben, Herr Ackerknecht hat mir erzählt, daß es um Censgevonden Kinder armer Weißer gäbe; die Kinder werden es durch den Krieg nicht besser haben; ich möchte von meinem Verdienste der letzten Wochen, ich bin ja auch mit ziemlich leeren Händen von St. Helena zurückgekommen, hier die drei Pfund zurücklassen dürfen.“ Die Gabe wirkt ohne Zweifel klärend. Es zeigen sich, außer Marien, Hulda und Wolf und die Freier der beiden Mädchen, zwei junge Engländer, einer an der Bahn, einer noch in einer Kriegsobliegenheit hier tätig. Zu Tische mit einem Reitstöckchen unter dem Arm kommt als achte eine jener seltsamen Engländerinnen herein, die die Forschheit der Kriegsoffiziere nachmachen und die dem Mannsvolke nachkamen, um im eroberten Gebiete und den Kindern des Feindes Englisch zu lehren, und die also jetzt an Ackerknechts Stelle steht. Oberflächlich und vergnüglich plätschert die Unterhaltung, die ganze Gemeinschaft zeigt sich englisch und nützlich eingestellt, die Lehrerin regiert. Nach der Mahlzeit sagt Frau Christina: „Ja, ja, die Zeiten sind noch sehr schwer, aber wir dürfen uns nicht sehr beklagen. Hilgert hat eine sehr gute Anstellung in einer englischen Bank, und Harry und Fred — das sind die beiden Freier — sind zwei nette Burschen ...“ Und dann sagt sie bei raschem Stimmwechsel: „Ja, ja, Ackerknecht war ein guter Mann, und es war gewiß sehr freundlich von Ihnen, daß Sie noch an uns dachten und uns besuchten!“ Cornelius Friebott denkt: „Wozu hat Ackerknecht für euch gelebt? Wofür ist Ackerknecht gestorben? — Damit ihr Seele hättet, hat er gelebt; damit ihr ohne Seele sein dürftet in dieser Zeit, ist er also gestorben. Was ist das für ein Dasein? Welche Trostlosigkeit ist das in der Fremde? Wenn einer nach Liebe und Arbeit und Opfer so ganz und gar ausgelöscht ist!“

Als Cornelius Friebott gegen Abend in den Zug nach Norden, nach Johannesburg stieg, meinte er, da nun die

Räder polterten und kein Gespräch mehr nötig war und der Körper bei geschlossenen Augen ruhte, das Verlangen nach Onverwacht und Eensgevonden sei rechte Torheit gewesen. Aber auch die Erwartung des neuen Beieinanders und Miteinanders mit Martin Wessels engen Festigkeiten war unbefriedigend und fast erschreckend; Cornelius Friebott fragte sich: „Wen habe ich noch von Menschen?" Und antwortete sich: „Von Frauen ist Ilsabeth da, sie hat auch niemand." —

In Johannesburg ist in der Tat die Nachfrage groß. Alles baut, alles richtet her, alles schreit nach gelernten Arbeitern. Es ist einer von jenen rätselhaft eingeschwatzten Auftrieben, die in keinem Neulande fehlen, die aber in dem nun ganz britischen Südafrika, in dem Lande des Goldes und der Diamanten, wo die Schwätzer Gelegenheit haben wie nirgendwo sonst, besonders häufig treffen: Auftrieb und, wenn ein paar Mittelmänner die Taschen prall voll haben, Erstarrung als Ausgleich für die Übertreibung.

Das Wiederfinden gelingt sofort. „Hier paßt's mir. Tomson baut einen Store, neun Stockwerke, Eisenkonstruktion; bei der Tischlerarbeit sind zweiundvierzig Australier tätig und ich und ein Berliner, und du sollst der Dritte sein! — Die zweiundvierzig Australier sind allesamt Sozialisten."

Die Arbeit erweist sich als Hetzarbeit. Über die stählernen Decken ist Holzfutter zu ziehen. Der Vormann sagt: „Ihr drei könnt für euch arbeiten. Wenn der Berliner auf unseren Gerüsten schwindlig wird und das lange Anschlagen über dem Kopfe nicht aushält, so bleibt nichts übrig, als daß er euch von unten in die Hände schafft. Freilich seid

ihr zwei dadurch mehr angestrengt. Ihr müßt das untereinander abmachen, aber eben deshalb sollt ihr auch zusammenbleiben. Mische ich euch zwischen die andern, so ist es zu schwierig; und mit Druck muß es gehen." Am Abend sagt der Vormann: „Die andern meinen ebenfalls, daß es besser rutscht, wenn immer drei Mann eine Gemeinschaft bilden und wenn zwei auf dem Gerüste bleiben und anschlagen und der dritte unten zurichtet und zureicht. Ich bin neugierig, welche Dreiheit morgen bei Feierabend am meisten hinter sich gebracht hat."

Am nächsten Tage ist der Berliner der ärgste Treiber, vielleicht weil er seine Schwäche ausgleichen möchte. Martin Wessel wehrt sich verschiedene Male, nur er und Cornelius Friebott sind immer schnell, selbst wenn sie gemächlich und jedenfalls ganz unhastig scheinen. Martin Wessel geht vor Feierabend in den Nebenraum, er sagt beim Zurück nur: „Morgen können wir uns wirklich mehr Zeit lassen." Am dritten Tage nehmen sich die Australier zusammen, dann und wann kommt einer herein auf kurze Nachschau. Am vierten Tage drängt der Vormann nur, von Wettarbeit spricht er vorsichtigerweise nichts mehr, erklärt auch den dreien und den Australiern nicht, daß die drei allerdings leichte Sieger seien.

Am fünften Tage nach Friebotts Hinzutritt sagt der Berliner: „Heute gibt's was!"

Die zweiundvierzig Australier sind sämtlich da; sie weigern sich aber zu arbeiten, bis die drei Deutschen abgelöhnt seien. Der Vormann, der kein Dummkopf ist, redet sich den Hals heiser. Aber die zweiundvierzig sind wie störrische Esel. „Gewiß doch, die drei mögen ordentliche Burschen sein in ihrer Art; in diesem Lande indessen ist kein Platz für Deutsche und Holländer, in diesem Lande darf jetzt kein Platz für Fremde sein." „Seht ihr denn nicht? Sie nehmen niemand das Brot weg, im Augenblick ist kein Ersatz für sie zu finden, sie leisten gute Arbeit." – „Wenn keine Briten

da sind, kann man welche kommen lassen ..." — „Recht, soll geschehen, soll versucht werden, aber bis dahin ..." — „Nein, bevor die drei Deutschen nicht abgelöhnt sind, arbeiten wir nicht." Der Vormann sagt zu den dreien: „Ihr habt doch alles angehört. Sie sind verrückt geworden. Wenn ihr drei nun noch so fleißig seid und noch so viel könnt, der Auftrag muß besonders rasch ausgeführt werden, und zweiundvierzig mittlere Faulpelze, womit ich nicht behaupten will, daß jene Faulpelze seien, ich sage nur so, also zweiundvierzig mittlere Faulpelze leisten immerhin mehr als drei Fleißige. Ihr müßt also fort." An diesem Abend ist Martin Wessel etwas betreten. Ihm hilft die Entdeckung, daß in Johannesburg die Tischler und Zimmerer gewerkschaftlich verbunden seien. „Wir müssen natürlich dazu gehören, vielleicht hat unsere Nichtzugehörigkeit die Australier erst recht veranlaßt, selbst wenn sie das dem Vormanne nicht besonders erklärt haben."

Ein Unglück ist die Entlassung natürlich nicht in der Zeit des Auftriebes. Die Wemmermine läßt Baracken bauen für Chinesenarbeiter. Nach dem gewonnenen Kriege hat das große Geld zunächst durchgesetzt, daß es billige Kulis einführen darf von China. Ein Neuseeländer ist Unternehmer. „Deutsche? — Na, das soll mir ganz gleichgültig sein, wenn ihr zur Gewerkschaft gehört und was könnt und euch nicht für Schwatzen bezahlen lassen wollt." —

Verdienst: erst eine halbe Krone, dann dreieinhalb Schillinge, dann fünf Schillinge die Stunde und richtig ausbezahlt, bei allerdings sehr teurem Leben. Hier will alles schwer Geld verdienen, um sich in die Höhe zu schaffen in bessere Verhältnisse als die sind, die man irgendwo hinter sich ließ.

Martin Wessel beginnt Leute zusammenzusuchen zu einem sozialdemokratischen Verein „Vorwärts", dem er vorsitzen kann. Es ist ein merkwürdiger Verein, beim ersten Zusammen reden sie mächtig international, dann singen sie

deutsche Vaterlandslieder und dann tauschen sie ihre Erfahrungen aus, deren Inhalt etwa ist: „Wenn jetzt die Flaute kommt, fliegt jeder Deutsche, der irgendwie ersetzt werden kann, auf die Straße; auch wenn man Engländer wird, auch wenn man gar nicht mehr deutsch sein will, hilft das gar nichts, sie merken es einem an der Sprache an ..."

Cornelius Friebott horcht den Seltsamkeiten zu, das erste Mal und die folgenden Male, um Martin Wessel nicht zu kränken, und wegen der deutschen Gemeinschaft. Er gesteht auch beide Beweggründe ein, als der Hinkende ihn ausfragt über den Verein. Martin Wessel belehrt: „Das ist nicht der richtige Geist ...", er sagt: „Look here, that's not the right spirit ..." Er spricht jetzt oft Englisch, obgleich Cornelius Friebott sich wehrt, obgleich Cornelius Friebott stets mahnt: „Ach, Martin, ich verstehe dich auf deutsch immer noch besser als auf englisch." „Es ist nicht der richtige Geist, und wir müssen vielmehr trachten auch andere aufzunehmen; und wir im Vorstande meinen, der Verein solle überhaupt einen englischen Namen führen, wir denken an Independant Club oder so was, ja das tun wir; mit dem deutschen Namen und nur deutschen Mitgliedern bekommen wir nie die Bewilligung eigenen Ausschankes, und dann laufen mir schließlich die Leute wieder weg, die ich so mühsam zusammengebracht habe. Und bei unserer Sache spielen die Vaterländer schließlich keine Rolle, ich meine, für die gemeinsame Sache spielen sie keine Rolle." Und er greift an: „Was ist das in der ganzen letzten Zeit mit dir? Du bist ganz anders geworden. Vielleicht hat dir die Gesellschaft in St. Helena nicht gut getan, oder das Kriegspielen. Aber den verlorenen Krieg mußt du dir endlich aus dem Kopfe streichen. Du bist kein Bur, und was an solchen Raubzügen verkehrt ist, das machen niemals die Nationalisten wieder gut, sondern das können nur wir hindern, wenn wir uns durchsetzen, und einer muß mit der

internationalen Haltung anfangen... Und worüber hast du hier zu klagen? — Wir haben hier den Achtstundentag. Wir haben hier bessere Löhnung als irgendwo anders. Wir haben Freiheit des Wortes und der Schrift, und kein Teufel kümmert sich um Versammlungen." Ja, was für Freiheiten Martin Wessel noch alles anführt. Stimmt denn das, stimmt denn das? Lauter Freiheiten, und nur die eine Freiheit nicht, ein Deutscher zu sein, wenn man ein Deutscher ist, und tüchtig zu sein, wenn man tüchtig ist? Aber das denkt Cornelius Friebott und denkt es widerwillig, er führt es nicht an, er wirft es nicht hin. Martin Wessel sagt: „Du mußt dem Engländer auch aus der Zeit heraus, wie sie ist oder noch ist, eins zubilligen. Er hat dies Land schließlich erobert; für ihn, für das britische Reich gibt es einfach gewisse Lebensnotwendigkeiten. Auf den engen Inseln ohne Schiffahrt und ohne Kolonien kann das Volk nicht leben und nicht sterben. Und wir sind zu Gaste in seinem Lande." Da erwidert Cornelius Friebott: „Donnerwetter ja, dem Engländer soll ich stets etwas zubilligen. Aber was billigt ihr denn Deutschland zu?" „Ihr?" fragt Martin Wessel. „Also wir," sagt Cornelius Friebott, „wir und er." —

„Nein, von den deutschen Notwendigkeiten ist nie und nirgends die Rede bei uns", denkt er, „nur sobald Deutschland in Frage steht, sollen die Vaterländer keine Rolle spielen." — Aber er spricht das wieder nicht aus. Leise, geheimnisvoll, wie inneres Erleben schafft, und obgleich sie in einem Zimmer wohnen und bei einer Arbeit fortwährend Kameraden sind und Rücken mit Rücken decken nach ihrem alten Plane und eigentlich jede Feierstunde teilen und die Jugenderinnerung gemeinsam haben und von ihren Freuden und von dem, was man Kampf und Wunde und Narbe nennen mag, genau wissen, ist jene Scheidewand in dem Jüngeren entstanden, die die quälenderen und schwereren Dinge aufhält vor der Aussprache, weil, ja weil Martin Wessel zu schnell mit ihnen fertig wird. „Und ist das zum

Beispiel keine quälende Angelegenheit, daß gerade wir die Solidarität suchen, denen um ihres Deutschtums willen alles schwer gemacht wird, und gerade wir nicht nach besonderen deutschen Notwendigkeiten fragen? — Und dabei bleibt es wahr, daß Unrecht nur die ändern können, die es fragen müssen."

Die Arbeit an der Wemmermine dauert immerhin ein paar Monate. Mit dieser Arbeit ist zugleich der kurze Auftrieb vorbei; außerdem haben sich die entlassenen Soldaten, die auf dem flachen Lande nichts zu tun fanden und auch von den britischen Kolonisten und Beamten allmählich weggewünscht werden, auf die Goldstadt von allen Seiten her in Bewegung gesetzt, ein paar tausend Mann. Es beginnt die Zeit der Arbeitslosigkeit. Jeden Morgen werden die Arbeitslosen gezählt vor dem Eckstein-Gebäude; das veranlaßt eine Zeitung, damit die Leser unterrichtet werden, damit frische Zuzügler aufgehalten werden, wenn sie die Zahl der Arbeitslosen hören. Unter den Arbeitslosen mit ihren Werkzeugkörben steht man nun, weil in Verbindung mit der Zählung auch Arbeitsgelegenheiten genannt werden.

Unerwartet rasch kommt ein Anerbieten: Ein Landhaus am Rooikranz bei Labuschagne wird gebaut. Unterkunft an Ort und Stelle frei. Lebensmittel werden gegen Geld geliefert. Lohn dreißig Schilling für acht Stunden, weniger als bei der Wemmermine, aber für die Zeit und Umstände immer noch gut, und Überstunden doppelte Bezahlung. Ein Bur oder Burenfreund ist Bauherr, und Deutsche, gelernte Deutsche sind ihm besonders recht. Alle drei bis vier Wochen kommt man mit dem Rade in die Stadt.

Nach ein paar sturen, leblosen Monaten am Rooikranz, aber mit genug Arbeit und mit genug Futter und auch mit genug Sonne bringt Martin Wessel von der Stadtfahrt einen Brief Ilsabethens zurück. Der Brief hat einige Wochen in der früheren Wohnung gelegen. „Die Leute haben gedacht, wir kämen nachfragen." —

„Du scheinst mich doch nötig zu haben, Junge. Und weil ich hier im Wege bin, und weil ich nicht ganz und gar die Magd der Schwägerin sein möchte, und weil Du doch nicht heim kommst, habe ich mich halb und halb entschlossen, auch nach Südafrika zu fahren. Ich kann dort vielleicht in Dienst gehen, aber zuerst kann ich zu Euch beiden kommen, wenn Ihr nämlich eine Wohnung oder ein kleines Haus, wie Du erzählst, vielleicht nehmt, und kann alles für Euch in Ordnung bringen. Denn, wenn Ihr noch soviel verdient, nötig sind Ordnung und Stopfen doch ..."

Martin Wessel sagt: „Hinten auf dem Briefe stand Ilsabeth Röddens Name als der der Absenderin, und der Poststempel ist von Hilwartswerder. Was schreibt sie denn? Was will sie denn?" Cornelius Friebott antwortet: „Ich verstehe den Brief nicht recht, oder Ilsabeth hat mich mißverstanden. Sie meint, sie könne uns helfen. Sie denkt, wir verdienten viel. Sie möchte gern herauskommen und möchte für uns haushalten. Und das mit dem guten Verdienen ist doch vorbei." Und er sagt: „Was habe ich ihr damals sonst nur geschrieben?" — Martin Wessel sagt: „Für uns haushalten? — Junge, wenn sie ordentlich ist; einmal wieder in so ein richtiges Zuhause hinein mit einer Frau, die alles ebenso gewohnt ist, wie es früher war. Na, dafür wollte ich wohl etwas hergeben. Lasse sie ja kommen! Rede es ihr ja nicht aus!" — Cornelius Friebott entgegnet: „In Kürze, in Kürze ist die Arbeit hier zu Ende. Hier zum Beispiel gäbe es schon kein Haus. Und wo willst du ein Haus herbekommen samt dem Hausrate? Und wenn wir dann noch gar keine Arbeit finden und festsitzen?" — „Ach", sagt Martin Wessel, „ach, es gibt doch Häuser mit Hausrat drin, und mit einer ordentlichen Frau leben wir nicht teurer; und ich will mal wieder Puffer essen und Eisenkuchen und Kartoffelklöße; ich bin jetzt sieben Jahre in dem Affenlande und ich habe mich noch durch jede Arbeitslosigkeit durchgedrückt.

Also schreibe ihr, sie soll kommen, schreibe ihr das bestimmt!" —

Sobald die Arbeit am Rooikranz getan ist, sobald bietet sich eine neue Gelegenheit in Johannesburg. Ein Deutschamerikaner baut ein Landhaus. Martin Wessel fragt in den beiden ersten Wochen wiederholt: „Hast du an Ilsabethen geschrieben?" Und sagt: „Wenn du nicht schreibst, dann gib acht, dann schreibe ich noch." Von der dritten Woche an nehmen ihn außerhalb der Arbeit die Vereinsangelegenheiten wieder ganz gefangen; der sozialdemokratische Verein hat sich umgenannt in Independant-Club, jeder Weiße kann Mitglied werden; der Antrag auf Schankrecht ist neu gestellt. Die alten Mitglieder oder die mehreren der alten Mitglieder haben noch erwirkt, daß Deutsch die gültige Versammlungssprache bleiben soll. Den paar deutschen Gegenrednern haben sie vorgehalten, gerade die deutsche Sprache bedeute in Südafrika die übernationale Sprache, und sie bedeute das eigentlich schon in Europa; und ganz gewiß sei in diesem Lande die Forderung der englischen Geschäftssprache viel mehr ein nationales Verlangen als die Beibehaltung der deutschen Sprache. Der Verein hat Zulauf, aus den siebzehn Mitgliedern des Gründungstages sind anderthalbhundert geworden, hundert Mitglieder deutscher Herkunft, fünfzig Mitglieder aus allen Völkern; nur Chinesen und Schwarze fehlen, ihnen ist der Eintritt versagt, weil die weißen Arbeiter in diesem Mischlande der Rassen und Farben sich in einem zweiten und besonderen Klassenkampfe befinden: Der Farbige soll die einfache, die rohe Arbeit leisten; die feine Arbeit, die gelernte Arbeit soll er den weißen Arbeitern überlassen als ihr Vorrecht, als das Vorrecht ihrer weißen Hautfarbe. Bei dieser Forderung, die ihre Begründung findet in den niederen Bedürfnissen der Farbigen, kann es eine Vereinsgemeinschaft mit Farbigen, wenn sie überhaupt möglich wäre, nicht geben. Die Forderung geht selbstverständlich

nicht von den Deutschen mit ihrer Grundsätzlichkeit und Umständlichkeit aus, sondern zuerst von den englischen Arbeitern und dann von den jüngeren, verarmten Burensöhnen, die hier und dort anfangen Arbeiter zu werden. Die Forderung ist aber auch Forderung der Deutschen, weil sie fremde Einsicht ja gern teilen und weil dem Kapitale die Forderung natürlich nicht gefällt. Das Kapital möchte den freien Wettkampf des farbigen Arbeiters, denn das Kapital könnte den Farbigen mit seinen geringen Bedürfnissen gering entlohnen, viel geringer als den weißen Arbeiter, und der Farbige wäre fügsamer obendrein.

Deutsche melden sich noch fortwährend zur Aufnahme in den Independant-Club und nächst ihnen melden sich am meisten englische Bergleute von den Minen, namentlich seitdem die Schankbewilligung gesichert ist. In Martin Wessels Abwesenheit ist ein deutscher Jude mit einem englischen Namen Vorsitzender geworden, aber die Schriftführung fällt Martin Wessel sogleich wieder zu. Die Engländer des Klubs sind sehr sachte, man kommt gut miteinander aus. Einer will den andern verstehen, und es ist ein Gewinn für einen bedächtigen, suchenden Menschen, daß er hier mit Männern zusammenkommt, mit einigen Männern, die beides wollen, die nachdenken wollen und freundlich sein wollen.

Die Beschäftigung am Landhause des Deutschamerikaners hört auf, der Unternehmer empfiehlt an einen Russen. Gleich am ersten Lohntage hapert es mit der Zahlung. Die beiden lassen sich vertrösten und schaffen vier Wochen und werden für drei Wochen bezahlt und um die vierte Woche betrogen. Am Ende dieser vierten Woche fragt Martin Wessel: „Was hast du eigentlich an Ilsabethen geschrieben?" Die Gedankenverbindung ist doch wohl: „Wir haben die ganze Woche keinen Pfennig verdient, wir wissen nicht, wann wir wieder Verdienst haben werden; wenn nun auch das Mädchen unversehens hinzukommt, was dann?" Cornelius Friebott antwortet: „Gott sei Dank, habe ich ihr

36*

noch gar nicht geschrieben!" Und er sagt, sie gehen nebeneinander auf der Straße: „Wenn das Mädchen den weiten Weg von Hause kommt, dann müßte sie es etwas gut haben, dann dürfte sie sich nicht bald sorgen müssen!" Martin Wessel bestätigt: „Freilich müßte sie es gut haben. Sie müßte es sogar sehr gut haben und viel besser als zu Hause, dafür müßten wir uns verantwortlich halten!" Am Abend sagt Martin Wessel: „Wenn Ilsabeth Rödden aber kommt? Wenn sie aber fertig macht, weil sie denkt, er hat nicht abgeschrieben, und also ist es ihm recht?" Cornelius Friebott erwidert: „Sie wird doch nicht ohne Antwort losfahren, sie weiß ja gar nicht, ob der Brief mich erreicht hat." Er sagt vor dem Einschlafen: „Ich will mit der ausgehenden Post schreiben, aber was soll ich nun schreiben?" Martin Wessel sagt: „Ja, im Augenblick weiß ich das auch nicht."

„In der Tat, was soll man einem Mädchen schreiben, das einem von solange her lieb und gut gewesen ist? Das Heimat und Elternhaus und Jugend, von allem ein Teil, im lebendigen Wesen vereinigt, das wiederum eine Freundlichkeit anbietet, das daheim nicht glücklich ist und das hier außen, wo die frischen und tatkräftigen und zupackenden Frauen so sehr fehlen, daß Carlotta Prinsloo als helles Wunder erschien, besonders am Platze wäre für die Umwelt und für sich. Denn macht das kein Glück für einen Menschen aus, wenn er sich dorthin findet, wo seine Eigentümlichkeit ein Segen ist? Was soll man einem Mädchen schreiben, das man gern wiedersehen möchte, weil sie zuletzt mit Vater und auch mit Mutter zusammen war, weil sie doch die nächste ist als Frauenmensch und man zu ihr reden kann von diesem und jenem, davon zu einem Mannsbilde eben nicht zu sprechen ist? Was soll man einem Mädchen schreiben, daß der Brief freundlich und gut klingt und warm und dennoch nicht falsch gelesen und unrichtig gedeutet werden kann? — Vorsicht macht einen Brief kalt, nach den

vier Wochen seiner Reise ist daraus nur noch Kälte und Ablehnung zu spüren, und wenn das Gefühl der großen Entferntheit und langer Fraueneinsamkeit darin zum wahren Ausdrucke kommt, dann machen die vier Wochen Fahrt das Schreiben zwischen den Zeilen lodernd und brennend."

Cornelius Friebott wartete bis zum letzten Augenblick, bevor er schrieb, daß er sich schäme, solange geschwiegen zu haben, daß die Zeit guten Verdienstes seit Monaten vorüber sei, daß sie allerdings bisher immer wieder auf die Füße gefallen seien, aber daß man von Woche zu Woche und erst recht von Monat zu Monat keine Sicherheit mehr habe, daß der Plan einer Ausreise gar nicht ganz schlecht erscheine; an tüchtigen Frauen mangele es in Südafrika bei der starken männlichen Einwanderung; und er und nicht weniger Martin Wessel hätten sich die Unterhaltung über die Heimat und auch das Eierkuchenessen und die Ordnung eines Hauses mit einer Frau aus der Heimat auch schön ausgemalt, nur eben ein Haus mit Hausrat besäßen sie nicht.

Der Brief gefiel dem Schreiber nicht, er wiederholte manches mit anderen Worten und Wendungen, um zu einer Klarheit durchzusteuern; und der Brief wurde doch nicht klar, weil der Schreiber sich selber nicht klar war.

Die ganzen Tage um den Brief herum waren unerfreulich. Sie hörten im Vereine von einem Neubau, sie gingen gleich hin. Der irische Vormann an Ort und Stelle wies sie zögernd an den Unternehmer, er sagte: „Brauchen könnte ich Sie wohl ..."

Der Unternehmer hatte an seiner Kontortüre eine Tafel aushängen, darauf war angegeben, welche Arbeitskräfte er gerade suche. Die Art des Handwerkes und die Zahl der Arbeitsleute konnte eingeschoben und ausgewechselt werden, aber unter den Wechselfeldern stand, auf die Tafel selbst gemalt der Satz: „No Germans need apply." Cornelius Friebott war voraus und las. Er sagte: „Deutsche brau-

chen sich nicht zu melden.“ Martin Wessel sagte: „Was?“ Cornelius Friebott sagte: „Wir können gleich umkehren.“ Martin Wessel sagte: „Wieso denn?“ Cornelius Friebott zeigte: „Hier steht's.“ Martin Wessel sagte: „Ach was! Diese Herren kenne ich schon. Das steht hingemalt da und soll was hermachen vor überhitzten Landsleuten und Dummköpfen, und soll ihnen die zu Freunden gewinnen. Wenn sie einen brauchen, sieht die Sache ganz anders aus. Also hinein, wenn er ordentlich zahlt, kann er wegen meiner englisch Kopf stehen ...!“

„Hm, ja, ja, der Vormann hat mich schon antelephoniert, daß er Sie geschickt hat. Ja, sind Sie Schweizer? Deutsche, Deutsche kann ich keine einstellen ...“ Martin Wessel sagt ungekränkt und lächelnd: „Ich bin aus Gottsbüren. Das liegt bekanntlich mitten in der Schweiz.“ — Cornelius Friebott errötet, er sieht den Freund zornig an, er sagt: „Ich bin Deutscher“, und macht kehrt und geht ohne Gruß zur Türe. Martin Wessel sagt immer noch lachend: „Na, denn bin ich auch kein Schweizer“, und winkt dem Geschäftsmanne und folgt dem Freunde. Der Geschäftsmann ruft ärgerlich: „Well, warum seid ihr hereingekommen? Ihr könnt doch lesen.“ Da wendet sich Cornelius Friebott um und sagt: „Sie haben recht!“

Martin Wessel sagt: „Einem Dummkopf muß man dumm kommen, und er wollte sich selbst eine Brücke bauen, denn er hat uns nötig. — Du bist ohne Spaß.“ — Cornelius Friebott sagt: „Nein, so was, das kann ich nicht!“ — Dieser Vorgang, von dem sie untereinander nicht weiter reden, macht die Tage um den Brief herum ärgerlich, viel mehr als die neue Woche Arbeitslosigkeit und das verdrießliche Laufen nach Arbeit mit der allgemeinen oder der besonderen deutschen Abweisung.

Dann heißt es im Vereine: „Malschke, der sich einen Holländer nennt, hat den Auftrag erhalten, die niederländische Bank zu bauen. Malschke sucht Leute, zweieinhalb

Schilling die Stunde, keines Falles mehr, und wer gut empfohlen ist, hat den Vorzug."

Es handelt sich um Tischlerarbeit, Treppenbau, Täfelung, Inneneinrichtung; die Sache soll ein Ansehen bekommen, auf schöne Arbeit wird Wert gelegt, schöne Hölzer werden geliefert. Nach englischer Art arbeiten zwei Mann an einer Werkbank, also arbeiten Martin Wessel und Cornelius Friebott zusammen. Es gibt keinen Zank, keine Reiberei mit den übrigen Werkleuten, man hat so gut wie nichts miteinander zu tun. Der Vormann sagt: „So und so! Sie an Ihrer Bank machen das und das." Er gibt das Holz aus und bringt die Zeichnung und die Maße, nimmt auch Vorschläge und Zeichnungen an, und dann macht man fertig und liefert ab.

Im Vereine verkehrt ein englischer Bergmann kolonialer Herkunft Charles Kennedy, oder Charlie Kennedy, denn ohne die Koseform der Vornamen kommt der kleinbürgerliche, auch der bürgerliche, auch der Engländer der Gesellschaft nirgends aus. Cornelius Friebott wird auf den untersetzten Mann aufmerksam, als Martin Wessel die Erfahrung mit jenem Unternehmer zum besten gibt, auf dessen Arbeitstafel der Satz hingemalt steht: „Deutsche brauchen sich nicht zu melden, Germans need not apply." Charlie Kennedy ruft dem Sprecher zu, natürlich englisch: „Hand aufs Herz, Wessel, läßt sich groß etwas dagegen sagen, wenn ein Britischer keine Deutschen einstellen will?" Der anwesende Vorsitzende, der deutsche Jude mit dem englischen Namen, weist den Einwurf sofort zurück, als „unverträglich mit den Grundsätzen unserer sozialdemokratischen Vereinigung". Er salbadert: „Die Abneigung gegen das kaiserliche Deutschland ist berechtigt, sie wird von gebürtigen Deutschen geteilt. Wie aber mag einer aus unseren Reihen, aus den Reihen des klassenbewußten Proletariats verteidigen wollen, daß die Feindschaft gegen ein reaktionäres System übertragen wird auf die Objekte dieses Systems? ..." Cor-

nelius Friebott steht nahe dem Untersetzten, er glaubt zu hören, daß Charlie Kennedy vor sich hin murmelt: „O bosh!“, was etwa heißt: „Das ist Geschwätz!“ Charlie Kennedy ruft aber auch gleich: „Wessel, ich wollte dich oder sonst einen Deutschen natürlich nicht kränken, ich habe nur meine Meinung ausgedrückt.“

Einige Abende danach sind Friebott und Kennedy allein zurückgeblieben am Zeitungstische. Für die Deutschleser liegen der Vorwärts auf und das Berliner Tageblatt und die Zukunft als Leihgaben. Die Engländer finden außer den örtlichen Zeitungen ihre andere Kost, Lloyds Weekly und Reynolds' Newspaper mit viel Verbrechen, Sport und Abenteuer. Wenn man unterscheiden will: Die Deutschen erfahren an diesem und an allen Zeitungstischen der fünf Weltteile, was am Deutschen Reiche alles verkehrt sei, mit Liebe und Zorn, mit selbstgefälligem Behagen und der Aufwendung sehr großen Scharfsinnes dargestellt. Die Engländer lesen derbe, gefällige und rohe Menschlichkeit und hören bestätigt, daß ihr Land das erste und beste bleibe und daß sie die echtesten Kerle seien; wo auf Schönheitsfehler hingewiesen wird, liegen sie bei jener Partei, die die Zeitung gerade befehdet. Cornelius Friebott hat sich hin und her gelesen zwischen dem englischen und deutschen Geschreibe und lehnt sich zurück und bedenkt die Verschiedenheit. Da lehnt sich auch Charlie Kennedy zurück von der eifrigen Aufnahme irgendeines Wettspieles, und sie sitzen sich also unversehens Auge in Auge gegenüber. Kennedy lächelt, Kennedy sagt: „Well, eine Pfeife wird man noch wagen können ...“, und er bemüht sich sehr um seine Pfeife. Das ist so ein Ausdruck der Männerverlegenheit.

Cornelius Friebott sagt: „Wir sind jetzt ganz allein, ich möchte Sie etwas fragen. Oder wollen Sie weiterlesen? Es ist von mir aus nichts sehr Eiliges.“ Kennedy antwortet: „O nein, o nein, ich habe genug gelesen.“ Cornelius Friebott sagt: „Wollen Sie mir dann einmal englisch richtig

von Ihrem Standpunkt aus sagen, warum Sie es erklärlich finden, wenn ein Britischer keine Deutschen einstellen mag, und auch warum Ihnen nicht recht war, was der Vorsitzende einwarf." Cornelius Friebott sucht vorsichtig die englischen Ausdrücke, deshalb klingt die Frage ein wenig weitschweifig und umständlich. Der Bergmann mißversteht erst. Er antwortet: „Ach, Ikey", bei diesem Spitznamen nennen die englischen Mitglieder den Vorsitzenden, „ach, Ikey hatte vielleicht ganz recht. Haben Sie so lange an die Sache gedacht? – Nun bilden Sie und Wessel sich gar ein, und vielleicht ihr Deutschen alle hier, ich sei ein Deutschenfresser. Nein, alter Kerl, das bin ich gar nicht; und was das Gebelfer über euch Deutsche angeht, so mögt ihr daraus sehen, daß etwas an euch ist." Cornelius Friebott streicht mit der Hand durch die Luft, er sagt: „Weder Wessel, noch ich, noch wahrscheinlich irgendeiner von uns hat es übel genommen. Das ist es nicht. Ich suche eine Erklärung." Er sieht ruhig in ein ruhiges Gesicht. Da sagt Kennedy: „Die liegt doch auf der Hand!"

Und dann beugt er sich vor und stützt die Ellenbogen auf und zieht an der Pfeife und stößt den Rauch aus und sagt: „Look here, old man! Paß auf, alter Kerl! Wie würdest du dies Land nennen, wie würdest du es politisch nennen, oder, was das angeht, wo gehört Südafrika politisch hin?" – „Ja", antwortet Cornelius Friebott, „das Kapland und Natal und Rhodesien und seit dem Kriege Transvaal und Freistaat sind britische Kolonien, wer leugnet das?" „Gut", sagt Kennedy, „ich weiß nicht, welche Teile der Welt du sonst kennst; ich kenne noch Australien und den Weg dahin. Aber daß ein anderer großer Teil der Erdkugel britisch ist, das ist dir sicherlich bekannt." Cornelius Friebott sagt bei leisem Lächeln: „Gewiß, das ist mir bekannt." Kennedy zieht und bläst. „Du brauchst nicht zu lachen, alter Kerl! Also, wo immer du hinkommst in diesem Lande oder wo sonst die Welt britisch ist, sind deine Landsleute zu finden; ihr

habt da die deutschen Einfuhrhäuser, ihr habt da die deutschen Läden und die deutschen Schiffsagenten und die deutschen Eingeborenenhändler und die deutschen Kellner und Musiker und Wirte und Handwerker und Farmer und Angestellten und alles. Nun", sagt Kennedy, „nun gehöre ich nicht zu denen, die an eine riesenhafte deutsche Verschwörung glauben mit dem Kaiser an der Spitze. Sondern ihr seid wahrscheinlich samt und sonders auf eigene Faust aus eurem Lande weggegangen, weil ihr meintet, draußen in der Welt könntet ihr rascher zu etwas kommen; ein paar sind auch losgegangen, um die Welt zu sehen, oder weil sie irgendein Verhältnis drückte oder weil sie keine Lust hatten zu eurem erzwungenen Militärdienste. Aber, alter Kerl, obgleich ihr am meisten Sozialdemokraten habt, daß etwa viele weggegangen seien, weil ihr schlecht und tyrannisch regiert würdet, das mögen Zeitungen schreiben, aber das glaube ich wiederum nicht." Kennedy fragte: „Stimmt das soweit, alter Kerl?" „Es stimmt ungefähr", antwortet Cornelius Friebott. Kennedy sagt: „Du wirst nicht leugnen, alter Kerl, daß es euch in der britischen Welt im allgemeinen gut geht, wenigstens hört man selten etwas von deutschen Mißerfolgen, sondern, wenn euch auch der Anfang schwer wird, ihr kommt meistens zu Wohlstand. Ist das so?" „Es wird wenigstens erzählt", sagt Cornelius Friebott. „Nach meiner Beobachtung ist es eine wahre Erzählung", sagt Kennedy, „obgleich sie verwunderlich ist. Denn ihr seid eben keine Briten, und ihr habt andere Gewohnheiten; zuweilen kommt ihr an und könnt die Sprache gar nicht, das th und das w lernen viele von euch niemals aussprechen, und als Fremde kann man euch immer und überall erkennen. Ja, daß es euch nun doch gelingt trotz solchen Hindernissen ist wirklich eine Seltsamkeit." — Charlie Kennedy macht eine Pause, er schafft seiner Pfeife Luft mit dem Pfeifenspieße und drückt gemächlich an mit dem Stopfer. Er sagt: „Du weißt auch, daß es Esel gibt, die

behaupten, ihr müßtet also mit dem Teufel selbst im Bunde stehen; das sind noch ärgere Esel als die Verschwörungsesel, sie müssen sich indessen beide von ihrer Faulheit und eigenen Dummheit wegentschuldigen, an die sie nicht glauben können, denn sie halten sich niemals für faul und euch selbstverständlich für dümmer. Dagegen haben die recht, die sagen, ihr dächtet rund und um zu wenig an Feierstunde und Feiertag. Du magst das umdrehen und erklären, wir nähmen das Leben bequemer, weil wir einen Vorsprung und immer noch mehr Gelegenheiten hätten; und ihr müßtet eifriger sein, um unsere himmlische Vorgabe und eure deutschen Nachteile wettzumachen." Kennedy sagt: „Ich weiß, alter Bursch, daß ihr organisierten Arbeiter uns keinen Nackenschlag versetzt, aber vielleicht seid ihr eben einfach schneller; und im ganzen mußt du zugeben, daß an dem deutschen Sweating einige Wahrheit ist, und daß jedenfalls das Arbeitsmaß für uns Briten überall unbequemer geworden ist, seitdem ihr Deutschen dazu gekommen seid." Cornelius Friebott nickt. Kennedy sagt: „Denn es geschah, seitdem ihr Deutschen dazu gekommen seid. Oder wo ist der Franzose zu merken oder der Russe oder der Holländer, von denen, die zu den Farbigen rechnen, nicht zu reden? Sie laufen nicht zu uns und sie bedeuten nichts. Und der Yankee soll ja ein mächtig hastiger Arbeiter sein, wie er sich selbst einschätzt, doch er geht seine eigenen und nicht unsere Wege. Bei uns sind es immer Deutsche, Deutsche und Deutsche überall!" Kennedy sagt: „Jawohl, ich weiß, was Sie jetzt einwerfen wollen, bei den Franzosen seid ihr auch, und bei den Russen und bei den Holländern und bei den Yanks, und bei den Buren wart ihr, und ihr seid bei allen den andern, die zu den Farbigen rechnen. Gewiß doch, die Briten sind zuweilen ebenfalls dort, ein paar Briten; aber bei den andern seid ihr mehr und ihr seid auch, wo weit und breit keine Briten zu finden sind!" Kennedy hat schneller gesprochen, er läßt plötzlich die Faust

auf den Tisch fallen und fragt: „Warum ist das? Ihr seid kein richtiges seefahrendes Volk, ihr möchtet nur eins sein; warum geht ihr immer zu andern und am meisten zu uns?“ Cornelius Friebott will antworten: „Sie haben ja vorhin selbst angegeben, warum wir nach Ihrer Meinung außer Landes gehen; und wenn es wahr sein sollte, daß wir am meisten unter Briten sitzen, so kommt das daher, daß ihr ein Drittel der Welt euer nennt, daß ihr ein Drittel der Welt erobert habt!“ So will Cornelius Friebott antworten, aber Kennedy hebt die Hand vorher; Kennedy sagt: „Stop, ich weiß schon, ich bin noch nicht ganz fertig.“ Er sagt: „Es ist seltsam mit euch, unser Glück wollt ihr mit uns teilen, aber wo seid ihr, wenn das Wasser den anderen Weg zu laufen anfängt?“ Er sagt: „Ihr betet euer Leben lang in einer fremden Sprache, und wenn eure Kinder selbst britisch geboren werden und wenn sie schon beim Rechnen und sonst überall Englisch sprechen und auch richtig Englisch, so beten sie noch deutsch. Und warum singt ihr deutsche Lieder, die einer doch nicht verstehen kann? Was ist das immerfort für ein Geheimnis um euch, dahinter schließlich keiner kommen kann? Was ist das immerfort für ein Überlegen, da man niemals bei euch weiß, was denken sie jetzt, was begibt sich jetzt in ihrem Kopfe? Kommt man bei einem Briten je zu solcher Frage?“ — Cornelius Friebott verlangt: „Nun lasse mich auch ein Wort sprechen. Kennedy, wenn ich zwanzig Jahre in britischem Lande lebte und wenn ich längst britischer Untertan geworden wäre, und wenn ich im Burenkriege auf britischer Seite gefochten hätte, und wenn ich th und w spräche wie ein Brite und meine Sprache von eines Briten Sprache nicht zu unterscheiden wäre, und wenn ich auch ein englisches Gesicht bekommen hätte, wie es viele bekommen, die lange bei euch gewesen sind, wie würden Sie mich dann nennen?“ „Well“, sagt Kennedy, „well, du wärst ein Deutscher, der eben britischer Untertan geworden ist, weiter wärst du auch nichts.“

„Und wenn ich nicht deutsch zählte und nicht deutsch sänge und nicht deutsch betete und nicht Gemeinschaft suchte mit anderen Deutschen?" Kennedy sagt: „Mann, rede keine Torheiten, du kannst aus deiner deutschen Haut nicht herauskriechen!" — „Kennedy, wenn ich nun in diesem Lande oder in irgendeinem britischen Lande oder in England selbst von einem deutschen Vater oder einer deutschen Mutter, die aber lange vorher ihre deutsche Heimat verlassen haben sollten, geboren und britisch erzogen wäre, wie würdest du mich nennen?" Kennedy sagt: „Natürlich wärest du ein Deutscher." Cornelius Friebott sagt: „Dann scheint mir, ihr setzt den Unterschied und nicht wir!" Kennedy sagt etwas polternd: „Sieh, alter Kerl, du willst mich aus meinem Wege heraus beweisen. Du hast nach meiner Meinung gefragt, und ich kann nur in meiner Sprechweise antworten." Cornelius Friebott entgegnet: „Dann mußt du es verständlich machen." Kennedy sagt: „All right, ich werde es in eine Nußschale tun. Ihr seid fremd und bleibt fremd; was habt ihr bei uns zu suchen? Wir haben unsere Kriege für uns gefochten, wir haben unsere Kolonien für uns gegründet, weil wir für uns Kolonien brauchten. Warum sollten wir andern eure Schrittmacher sein? Das frage ich dich. Und es gibt deutsche Kolonien." Cornelius Friebott sagt: „Kennedy, du und ich, wir sind Arbeitsleute, wir sind beide nicht Händler. Die Deutschen haben eine einzige Kolonie, wo bisher einige weiße Arbeitsleute arbeiten können..." Kennedy poltert wieder: „Ihr habt eine merkwürdige Art, euch zu erklären. Gehöre ich zur deutschen Regierung, sitze ich in eurem deutschen Reichstage, bin ich ein deutscher Arbeitsmann, dem es in seinem Vaterlande zu enge wurde? Seid ihr Deutschen solche Schwächlinge, daß ihr auf fremden Rücken reiten müßt? Euer Staat soll für euch holen, was er für euch braucht, das ist meine Meinung. Sind uns unsre Kolonien zugebracht oder geschenkt worden? Sondern Altengland war früh auf und hat es gewagt und hat Blut

gezahlt, und an das Schelten hat es sich nicht gekehrt. Und das ist nun die Sache englisch gesehen. Und ihr wollt spielen ohne Einsatz." Cornelius Friebott sagt: „Kennedy, bist du ein Sozialist?" Da wird der Bergmann ärgerlich, er sagt: „Mann, ich bin ein britischer Arbeiter, und du hast mich nach meiner Meinung gefragt, und nicht, was andere denken und andere lehren und andere schreiben, die aus Denken und Lehren und Schreiben ihr Geschäft machen. Also komme mir jetzt nicht falsch." Er sagt: „Mann, wenn ich in diesem Vereine hocke, geschieht es, weil wir uns hier zusammen wehren müssen nach zwei Seiten, und dafür ist der Sozialismus gut." Er sagt: „Mann, ihr seid ordentliche Burschen, und ich habe nichts gegen euch, aber warum sollen wir an einem einzigen Gesichtspunkte festhängen, weil ihr Deutschen und eure Ikeys ihn nötig zu haben meint." Und er sagt jungenhaft lachend: „Alter Bursch, gestehe, haben wir britischen Arbeiter ihn nötig?" Und Cornelius Friebott antwortet: „Vielleicht, vielleicht habt ihr ihn nicht nötig." Und sagt auch leise mehr zu sich: „Ihr, ihr habt es schon gut." — Und dann brechen sie zusammen auf, und an der Wegscheide sagt Kennedy: „Alter Kerl, ich begleite dich noch ein Stück. Wo wohnst du doch? — So, im Progreß-Hotel, dann kann ich mitgehen bis an deine Türe."

Am nächsten Tage erwähnt Martin Wessel: „Du bist mächtig lange im Vereine geblieben..." Cornelius Friebott antwortet: „Ja", und verharrt einsilbig. Aber in der Mittagsstunde kommt ein kurzes Gespräch auf. Cornelius Friebott redet ganz unvermittelt, als wie aus irgendeiner Ferne her: „Der Sozialismus hat die Grundmauer vergessen, darum kann sein Haus nicht stehen..." Martin Wessel fragt: „Was? Was sprichst du da?" Cornelius Friebott sagt: „Wir Deutschen fallen den andern lästig..." Martin Wessel fragt: „Was soll das heißen?" Cornelius Friebott antwortet: „Daß nur wir nötig haben, internatio-

nal zu sein ... Den andern ist der Gedanke eine Gelegenheit aber keine Notwendigkeit. Die andern haben bei sich selbst Raum genug." Martin Wessel fragt halb spöttisch, halb spielend, denn wer mag an einem heißen Tage und in der kurzen Ruhepause der Arbeit in ein schweres Gespräch versinken: „Und die Grundmauer, welches wäre die Grundmauer?" Cornelius Friebott antwortet: „Die gleiche Not oder die gleiche Gelegenheit der Völker, Martin." Martin Wessel sagt gähnend: „Na, dann singe du man: Heil dir im Siegerkranz. Du bist auf dem Wege dazu." Cornelius Friebott erwidert ohne Empfindlichkeit: „Davon ist nicht die Rede. Aber wenn ich je ein Kind habe, das soll deutsch reden dürfen unter Deutschen." — Am Feierabend flackert das Gespräch noch einmal auf. Cornelius Friebott sagt: „Martin, ich möchte doch, daß du mich verstehst. Der Sozialismus hat bei den Klassen angefangen statt bei den Völkern. Die internationale Sozialdemokratie hat die Völker zu gering geachtet, vielleicht darum, daß ihr Begründer ein Jude war. Wenn der Sozialismus den vergessenen Schritt nicht nachholt, wenn er nicht noch einmal bei den Völkern beginnt, dann wird er niemals bestehen." Und er sagt immer rascher und doch widerwillig, weil die drängenden Gedanken laut werden: „Wenn sich die Proletarier aller Länder, wie das häßliche Wort für uns Arbeiter heißt, also wenn sich die wirklichen Arbeiter aller Länder vereinigen sollen und nicht nur die Schwätzer, dann müssen sie alle mit dem gleichen Einsatz kommen." Und er sagt: „Ja, sie haben einen Einsatz, Vorteile und Nachteile ihres Volkes bringen sie mit, jeder als sein Schicksal ..." Und er sagt: „Durch die Verschiedenheit dieser Vorteile und Nachteile ist aus der Zeit der Menschen die Zeit der Völker geworden. Und das müssen wir begreifen ..."

Es ging in den südafrikanischen Sommer, und das ist auf Weihnachten. In den deutschen Zeitungen stand zu lesen, die Regierung beginne in Deutsch-südwestafrika die Bahn von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop zu bauen; und wenn der Reichstag dem Bahnbau wiederum nicht zustimme, werde die Regierung den Reichstag auflösen. Drei Jahre lang hatte das deutsche Volk seine Reiter die Wüstenstrecke ziehen lassen in den Hottentottenkrieg durch Durst und Hunger und Entbehrung und unendliche Schwierigkeit. Sie ritten und fuhren und wanderten und trieben ihre müden, ausgedörrten Tiere achtzehn Tage, wo der Schienenzug in achtzehn Stunden sich hinschafft, und gaben ihre Kraft und ihr Leben und die Kraft und das Leben ihrer Tiere viel mehr gegen totes Land und gegen heimische Verstocktheit und Dummheit aus als gegen die paar zähen, raublustigen Braunen. Aber der verglimmende Krieg sollte endlich ganz gelöscht werden. Auch in den südafrikanischen englischen Zeitungen war viel zu lesen von dem Aufstande in der wüstenumschlossenen deutschen Kolonie; teils zahlten sie heim, was die deutschen Zeitungen den Engländern nachgesagt hatten im Burenkriege, teils machten verstimmte Händler, denen der Aufstand in der deutschen Kolonie bei der schlechten wirtschaftlichen Lage des britischen Südafrikas zum Verdienste geholfen hatte, aus dem Verborgenen heraus ihren Ärger geltend wegen des drohenden Endes ihrer unklaren Geschäfte. Die ganze Welt schien, wenn einer las, voll von Zank und Verdrossenheit und Müdigkeit.

Um diese Zeit kam ein Brief an von Ilsabeth. Sie schrieb, sie habe sich entschlossen, sie wolle nicht länger zuwarten und noch älter werden. Sie verkaufe augenblicks, was aus dem Elternerbe ihr eigen sei, und werde über die Kosten der Reise hinaus ein Stück Geldes überbehalten. Auf der Tasche gedenke sie niemand zu liegen; könnten die zwei sie brauchen, so sei es recht und gut und schön, wenn nicht,

so werde sie eine Stellung suchen und gewiß finden wie die Fricken aus Lippoldsberg, die auch an die Lippoldsberger Verwandtschaft berichtet habe, daß für Frauen, die gesund seien und arbeiten könnten und wollten, immerfort Unterkommen wäre. Wenn sie nun mit allem fertig sei, wolle sie den Tag der Abfahrt und den Namen des Dampfers der Deutschen Ostafrika-Linie mitteilen, dann solle wahre und klare Nachricht nach Kapstadt gesandt werden an die Agenten der Schiffahrtsgesellschaft, damit sie gleich bei der Ankunft erkenne, woran sie sei, und sich danach verhalte.

Die Bestimmtheit des Briefes erstaunte den Empfänger. Die Bestimmtheit war durch eine kleine Wunderlichkeit eingeschränkt. Dem Briefe lag ein schmaler Nachzettel bei, und daß dieser nur von einem zu einem sprechen sollte, war ohne Mahnung sichtlich. Auf dem Zettel stand: „Junge, ich freue mich doch auf Dich, und wo es sich machen läßt, ich weiß es ja nicht, könntest Du mich nicht in Kapstadt abholen? – Wenn Du da stündest am Ufer, als wie die Leute in Hilwartswerder stehen, sobald der Weserdampfer herankommt, dann, Nelius, wäre mir das Land, dahin ich nun acht lange Jahre denke, freilich in nichts ängstlich. Und es wäre die letzte Fremdheit fort." Cornelius Friebott kniff den Zettel zusammen und steckte ihn besonders; er zog ihn nicht hervor, als er den Brief an den Genossen gab, er zog ihn auch nicht hervor, als er selbst den Brief zum zweiten und dritten Male las. Ilsabethens bestimmter Brief wirkte aufrüttelnd.

Martin Wessel sagte: „Ho, ho! Das ist ein echtes Mäken. Aber nach Gottsbüren muß sie erst noch gehen. Hast du ihr das damals auch richtig geschrieben? Jedoch werde ich sie selbst gleich in einem Briefe darauf hinweisen, und vielleicht ist es noch Zeit. Denn wenn sie von der Weser kommt, soll sie nicht nur alles für dich, sondern sie soll die Mutter und die Kinder auch für mich gesehen haben, und meine Schwester hat doch einen Mann und hat doch Kin-

der.“ Cornelius Friebott erwiderte: „Was hat sie alles für mich gesehen? Mein Vaterhaus, das die Mieter verkommen lassen. Sonst ist bei mir jedes tot und gewesen.“ Sie redeten von nun an täglich über Ilsabethens Brief. Martin Wessel sagte: „Ich habe mir das so gedacht, daß wir Ilsabethen nicht erst in Stellung gehen lassen; hört die Arbeit bei Malschke wirklich auf, so könnte man anfangen, auf eigene Faust zu arbeiten und könnte Einbaumöbel und Kaminverkleidungen herstellen. Mit Kaminverkleidungen meine ich ‚mantle pieces‘. Ja, du hast die deutschen Worte lieber und verstehst sie dann nicht. So geht es.“ Cornelius Friebott sagte: „Wie entschlossen ihr beide seid!“ Martin Wessel fragte: „Was? Was soll das bedeuten? Willst du etwa gekränkt tun? Du gehörst bei allem mit zu und bei Ilsabethen gehörst du vornehin. Und was Einbaumöbel und mantle pieces anbelangt, so hat mir Malschke versprochen, er und andere Unternehmer seien bereit, von uns zu beziehen, und sie hätten sich nur selbst mit der Anfertigung befaßt, weil das, was sie brauchten und was unversehens von der Kundschaft verlangt wurde, einfach nicht zu haben war. Sei die Ware gut und dem Geschmacke entsprechend, so nähmen sie sie viel lieber von dritten ab, als sich selber mit Feinheiten und Schwierigkeiten herumzuplagen.“

Sie sahen sich von nun an des einen Halbfeiertags in der Woche und auch wohl des Sonntags nach zweierlei um, nach einem möglichen Arbeitsraume und nach einem möglichen kleinen Wohnhause mit Hausrat. Der Anstifter war stets Martin Wessel, und er merkte wohl, daß der Genosse eben nur mitginge. Einmal sagte er: „Ja, allein kann ich es nicht machen, gekauft muß alles mögliche werden bei eigener Werkstätte, das ist klar, und dazu reicht mein Geld hier in Johannesburg nicht aus. Mit Schulden will ich nicht anfangen.“ Cornelius Friebott antwortete: „Du bist selbst noch nicht fest entschlossen, und wer weiß, wann Ilsabeth kommt...“ Im stillen dachte er: „Was soll aber

werden? Gehe ich noch vorwärts oder bin ich verlaufen? Ich kann nicht zeit meines Lebens ein Fremder sein in einem fremden Lande. Ich will nicht eben gelitten bleiben, sondern ich muß ein Recht haben. Ich mag nicht im Wege stehen. Und was für eine Gemeinschaft kann das werden zu dritt, zwei Mann und eine Frau?" Und er begann die Ankunftstage der Europapost zu scheuen, nur weil an einem dieser Tage die Nachricht von Ilsabethens Abfahrt in seinen Händen sein werde, und er schalt sich zugleich, daß er dem Freund und dem Mädchen unrecht tue.

Als die Weihnachtswoche heran war, füllte sich das Gasthaus, in dem sie wohnten. Am dreiundzwanzigsten kam der Wirt zu ihnen. Er sagte: „Meine Frau und ich haben unser Zimmer hergegeben, aber es reicht noch nicht. Ihr habt eine große Stube, ich möchte euch etwas bitten, darf ich des Koches Bett hineinstellen zu euch, nur von morgen an bis zum sechsundzwanzigsten? Dann habe ich noch dessen Zimmer zur Verfügung für drei Fremde, die beiden Billards sind auch schon belegt. Er ist ja eben erst bei mir eingetreten, er ist ein reinlicher und ordentlicher Mann von besonderer Herkunft, soviel ich weiß, und hat andere Tage und einen anderen Beruf gesehen." Sie antworteten aus ihrer Sonntagsrast und Trägheit heraus: „Allright" und „Gut". Am späten Nachmittage kam ein verheirateter Bekannter aus dem Vereine zu ihnen gefahren. „Ich habe euch geschrieben und ihr schickt keinen Bescheid, ich war schon zweimal hier und habe euch nicht getroffen. Also, die Frau und ich möchten, daß ihr beide den Weihnachtsabend bei uns verbringt. Die Frau hat einen echten Tannenbaum von zu Hause geschickt bekommen. Die Frau will wenigstens am Heiligen Abend Deutsche um sich haben, den Rest versteht ihr gewiß. Daß sie aber keine Trauerweide ist, wißt ihr schon; es soll euch also nicht schlecht gehen." Sie sagten zum zweiten Male ja, obgleich die Bekanntschaft noch jung war. Sie fragten nach der Zeit, und Freiberg antwortete:

37*

„Ach ja, die Frau läßt für sechs Uhr bitten, und ganz sicher sollt ihr nicht später als halb sieben sein, damit das Essen nicht verdirbt und damit sie dann auch ihre Ruhe hat." Cornelius Friebott erwiderte: „Wir können erst um fünf Uhr vierzig Schicht machen in Rosebank. An uns soll es dann nicht liegen." Als der Einlader fort war, sagte Martin Wessel: „Man sieht dort nur das, was man nicht hat..." Cornelius Friebott sagte: „Ich dachte, du seist einverstanden." Martin Wessel erwiderte: „Ich will sehr!" –

Sie machten um fünf Uhr vierzig Feierabend. Sie traten ihre Räder durch steile Sonne und Staub in zehn Minuten an das Gasthaus. Das Bett des Koches war schon in das Zimmer gestellt. Sie wuschen sich, sie nahmen die frische Wäsche und die guten Anzüge und Hüte aus ihren Schränken. Sie steckten den erst an diesem Tage für die Vorwoche empfangenen Lohn samt dem Weihnachtszuschlage in die Tasche der guten Anzüge, um nicht erst jeder seinen Koffer aufschließen zu müssen, und auch weil sie noch Blumen und Süßigkeiten kaufen wollten für die Hausfrau, und auch weil man bei Ausgang in Feierzeiten gern einen nicht zu knappen Betrag bei sich hat.

Die Tannenbaumfeier verlief sehr freundlich. Trotz der deutschen Sehnsucht, darunter die Frau leiden sollte, steckte sie in ihrem Lachen und ihrer Helligkeit die beiden Gäste und den eigenen Mann an; dazu waren das Häuschen und die Sachen und die Gastgeber und namentlich die Frau selbst augenfreudig gehalten; sie beide, Mann und Frau, hatten zu gründlicher und fleißiger deutscher Art ein paar gute englische Gewohnheiten der Aufmachung unbewußt hinzugenommen. Die Frau erzählte unterabends: „Ach, er (sie meinte den Mann) stellt mich immer ein bißchen falsch dar. Heimweh habe ich gar nicht. Sondern ich sage nur, wir wollen wo sein können, wo wir nicht nur geduldet sind. Früher in der Burenzeit und als wir noch in Pretoria wohnten, da war es ganz anders. Da durfte man noch

denken, man gehöre mit dazu. Und das galt vielleicht nur, weil die Buren uns brauchten; das will ich ihm gar nicht abstreiten. Unter den Engländern ist es jedenfalls verschieden. Er behauptet, wir hätten es unter den Engländern gut, er behauptet, er leiste tüchtige Arbeit, und die gebe überall ein Recht, und das andere kümmere ihn nicht. Und außerdem hätten wir oder hättet ihr Männer hier allerhand Freiheiten. Die Freiheiten sollen, glaube ich, sein, daß bei den Engländern keiner zu dienen und keiner sich polizeilich anzumelden braucht, und daß sich keine Polizei und keine Regierung um das Gerede im Sozialdemokratischen Vereine kümmert. Wenn ich ihm sage, davon habe ich aber nichts, und ich wollte unserm Jungen helfen, bei ihnen zu dienen, und hätten sie die Anmeldung, so hätten sie weniger Spitzbuben, dann meint er, aber sie stehen sofort auf und machen dir Platz, wenn du in Straßenbahn oder Zug einsteigst und so weiter, und das ist richtig. Dennoch behaupte ich, wenn um der starren Gewohnheit willen ein müde gearbeiteter und auch der ältere Mann für jede dumme Gans aufsteht, die auf ihren Bummel läuft, so ist das nur eine andere Unsitte." Der Mann sagte wohlgelaunt: „Seht ihr, da hört ihr nun unsern Streit..." Sie verteidigte sich: „Nein, es ist gar kein Streit! Sie lesen doch auch beide die Zeitungen, Sie hören doch auch beide, was in den Versammlungen gesprochen wird; und das andere besteht aus Fühlen." Er sagte lächelnd: „Nach Hause will sie aber doch nicht." Sie sagte: „Nein, dazu sind wir zu lange draußen; und es müssen ja wohl immer welche fort, und die Sonne, die Gott scheinen läßt, können sie uns ja immer noch nicht nehmen..." Martin Wessel deutete auf den Genossen: „Sie hätten an ihm einen Teilhaber..." Sie sagte: „Ach, ich habe sicher viele Teilhaber, und ihr übrigen tut auch nur so!" Danach begann Martin Wessel von Ilsabethens Absichten zu erzählen; und das Paar horchte zu und gab eifrig Ratschläge, und die Frau bot an: „Wenn Sie nicht

gleich in Ordnung sind, könnte Fräulein Rödden so lange bei uns wohnen."

Sie gingen beide nach Mitternacht heiter zu ihrer Wohnung. Viel heiterer durch das frische, gute Wesen der Frau als etwa durch das leichte Getränke. Martin Wessel lobte fortwährend. „Siehst du, so kann es auch bei uns werden! – Also du meinst, Ilsabeth sei ihr gleich? Ich kann das allerdings nicht mehr wissen, – ich kann nur nach ihrem Bilde gehen. Wenn sie sich nur gut eingewöhnt, dann kann es bei uns rasch so werden. Und das fehlt uns beiden, das haben wir doch beide nicht gehabt, daß eine richtige Frau im Hause ist." Cornelius Friebott dachte: „Nicht gehabt? Ich habe es gehabt. Mir fehlt das eben nicht." Doch er gab bereitwillig immer wieder Auskunft.

Im Zimmer wollte das elektrische Licht nicht anspringen; wahrscheinlich hatte der vorsorgliche Wirt wegen der vielen Gäste in Feiertagsstimmung das ganze Haus ausgeschaltet, damit es ruhig werde, und damit die Nacht ihm nicht nehme, was der Tag einbringe. Die Atemzüge eines Schlafenden waren aus dem Bette des Koches zu hören. Cornelius Friebott sagte leise: „Ich habe keine Kerze." Martin Wessel sagte: „Ach, wir wollen nur beide Fenster ganz herunterlassen. Er hat sie ja fast zugeschoben. Die Nacht ist so klar, daß man die Zahnbürste gut ohne Licht finden kann." Sie machten sich also im Halbdunkel fertig und schliefen gleich ein.

Um vier Uhr, als es draußen hell geworden war und der Himmel perlmuttern schimmerte von ersten, fernen Sonnengrüßen, wachte Cornelius Friebott auf; er meinte, die kräftige Morgenluft, die durch das Fenster strich, habe ihn geweckt. Der sich zum Tage schmückende Himmel reizte ihn eine Weile mit offenen Augen zu liegen und hinzusehen. Bei der Wendung zu weiterem Schlummer fiel sein Blick in das Zimmer. Er bemerkte einen weißen Fleck an der Wand. Er dachte: „So, ja, mein neuer Koffer steht offen!"

Der Schlaf drängte schon heran und verlangte sein Recht. Aber die Sinne wehrten sich. „Dein Koffer ...! Dein Koffer ...! Dein Koffer ...!" Er dachte: „Ich möchte meine Ruhe. Ich habe ihn nicht offen gelassen. Vielleicht war Martin Wessel bei. Was wollte er doch von mir haben?" Der Rest der Nacht oder des Schlummers war unruhig; Traum nach Traum beschäftigte sich mit einem Koffer. Cornelius Friebott hörte, wie der Koch um sechs Uhr geweckt wurde und sich notdürftig wusch, er sah ihn auch wohl im Halbschlafe an und sprach vielleicht ein paar gleichgültige, verschlafene Worte zu ihm hinüber.

Um neun Uhr, als schon nicht mehr die Morgenluft durch das Zimmer strich, sondern ein sonnendurchglühter, staubiger Tag durch die Fenster hereinquoll, rief Martin Wessel: „He, he, wir müssen hoch; Mann, was habe ich geschlafen!" Und er fügte erstaunt hinzu: „Warst du denn auf? Dein Koffer steht ja weit offen!" Cornelius Friebott erwiderte: „Auf? Nein, nein. Aber den offenen Koffer habe ich vorhin gesehen!" Er reckte sich und sprang aus dem Bette und trat an den Koffer und beugte sich vor und kramte; und kramte hastiger und wandte sich dann und fragte bei starrem Gesichte und nicht laut: „Du bist doch nicht dran gewesen? Du hast doch gestern etwas von mir verlangt?" Martin Wessel sagte: „Was ist denn los? Fehlt was? Nein, ich bin natürlich nicht dran gewesen! Wo sind denn die Schlüssel?" Cornelius Friebott antwortete: „Mein Geld fehlt. Das ganze Geld ist fort. Die Schlüssel hatte ich gestern mit wie immer. Die Schlüssel müssen unter meinem Kissen liegen." Und er ging und zog sie hervor. „Wer könnte die herausgeholt und wieder unter das Kissen gelegt haben, auf dem ich schlief?" Sie probten beide die Schlösser. Die Schlösser waren in Ordnung. Die Fallblätter sprangen sofort ein und entfuhren, sobald die richtigen Schlüssel eingesteckt und gedreht wurden, mit Leichtigkeit der haltenden Feder. Martin Wessel sagte: „Und mein Koffer?" — Er

stand unter dem Bette ziemlich weit zurück. Sie hoben die eiserne Bettstelle beiseite, damit es schneller gehe. Martin Wessel sagte: „So weit habe ich ihn nicht zurückgeschoben. So weit zurück hat er niemals gestanden, da ist auch was verkehrt." Er griff hastig hin, das eine Fallblatt saß fest vor, das andere hing lose. Das Schloß gehorchte mit Mühe dem Schlüssel. Daß eine fremde Hand in dem Koffer gekramt hatte, war zu sehen. Martin Wessel sagte: „So, da ist die eine Brieftasche. Alles hat er nicht mitgenommen." Er zählte fünfundzwanzig Pfund heraus. Er sagte: „An der hat er vorbeigegriffen..., aber die andere." Er sagte: „Na, also die ist auch weg." Martin Wessel holte den Wirt, der Wirt brachte den Koch. Der Wirt sagte: „Er ist ein österreichischer Baron." Martin Wessel sagte derb: „Ob er ein österreichischer Baron ist oder ein polnischer Jude, das gilt mir ganz gleich, ich will mein Geld wieder, wir wollen unser Geld wieder. Bei mir fehlen fünfundsiebzig Pfund und bei meinem Genossen auch, das macht einhundertfünfzig Pfund zusammen."

Der Koch sagte: „Ich habe nichts genommen, ich habe nicht einmal meine Sachen hineingestellt, ich bin heraufgekommen zum Schlafen und vorhin hinuntergegangen, und Herr Friebott war wach und hat mit mir gesprochen, und sonst war ich nicht im Zimmer. Sie kennen mich nicht und mögen alles durchsuchen." Er redete dann bei großer Verlegenheit weiter, er habe zufällig gesehen, daß die Fallblätter des einen freistehenden Koffers eingeklemmt gewesen seien, da habe er aus ihm selbst unverständlicher, müder Neugier nach einem schweren Tage den Deckel eben hochgeschlagen, ohne jedoch hineinzufassen, er habe dann die Vorhänge zugezogen, inzwischen sei das Licht ausgegangen, und da habe er in seiner Müdigkeit sich gleich auf das Bett geworfen und habe an den geöffneten Koffer nicht weiter gedacht; und das wolle er zugeben, obgleich es gegen ihn spreche, und vielleicht auch zu einer Verurteilung führe,

wenn sie ihn anzeigen wollten. Er sagte auch: „Wenn ich Geld hätte, würde ich für das unglückliche Geschehnis Ihnen gern etwas bezahlen, aber ich bin ganz mittellos und renne schon wochenlang um Arbeit"; und zuletzt weinte er. Sie durchsuchten seine Sachen und verhörten die Farbigen, und hörten sich auch sonst um; jedoch sie fanden nichts und entdeckten keine Spur. Martin Wessel blieb sehr grob. Er sagte: „Wenn du drauf bestehst, dann mag er laufen; es bleibt eine Verrücktheit." Cornelius Friebott antwortete: „Er hätte die Zugabe gar nicht zu machen brauchen, sie ist ihm schwer genug gefallen. Ich will am Weihnachtstage nicht einen Menschen in ein fremdes Gefängnis bringen, an dessen Schuld ich nicht recht glaube. Ich weiß, was das heißt." Sie waren also am Feste ihr Bargeld los, und Cornelius Friebott hatte nichts mehr als die Löhnung der vergangenen Woche und die Weihnachtsvergütung, und für diese Woche sollten sie noch den Wirt bezahlen.

Gleich nach Neujahr ließ sie Malschke in sein Kontor rufen, er sagte zu Wessel gewandt: „Was ist aus Ihrem Vorhaben geworden?" Wessel antwortete, es sei bisher nicht weiter gediehen, außerdem sei ihnen beiden bei einem Gasthausdiebstahle das Notwendigste zu einem bescheidenen Anfange weggekommen, sie müßten also wohl oder übel auf fremde Rechnung weiter arbeiten. Malschke sagte: „Das ist mir eine dumme Geschichte. Die Sache steht nämlich so, meine Auftraggeber haben in Anbetracht der schlechten Zeiten plötzlich den ganzen Plan vereinfacht. Wir sollen sparen, wo wir können, ohne am Rohbau zu ändern. Das bedeutet, die Innenausstattung muß herhalten. Ich glaube, daß man sich später bekehren wird; im Augenblick ist nichts zu machen. Ich hätte mir Ihre Kunst gern gesichert; ich wäre bei selbständiger Arbeit Ihrerseits zu einer Verpflichtung bereit gewesen, Ihnen gewisse Aufträge ausschließlich zu übertragen. Und da Sie Freiheit gehabt hätten, zu andern zu gehen, hätten Sie diese trostlose Lage doch wohl

überwintern können. Jedenfalls wollen wir nur das Angefangene fertig machen; dann gibt es noch ein paar nötige Kleinigkeiten, und am Monatsende muß ich die Tischlerherstellungsarbeiten ganz einstellen lassen. Mir bleibt nichts anderes übrig. Arbeite ich, so sind Sie beide mir immer sehr willkommen; lieber wäre mir, wie gesagt, wenn es Ihnen auf eigene Faust glückte, und dann bin ich für eine feste Vereinbarung zu haben."

Martin Wessel sagte an der Bank stehend: „Na schön, Geld weg, Arbeit weg, das ist die alte Frucht der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Von dieser gottverfluchten Unsicherheit sollten die zufriedenen Spießbürger der Welt einmal einen Geschmack bekommen. Jawohl, he, he, daß es immer gleich auf das Letzte geht!" — Sie taten sich um, wie man sich umtun kann, wenn man Arbeitsstunden einhält; sie hingen auch im Vereine, der in dieser Notzeit eine wichtige Rolle als Arbeitsvermittler zu spielen begann, ihren Fragezettel aus.

Der Abschluß bei Malschke zog sich etwas hin, wenigstens für sie; dann, als er feststand und hinter dem Abschlusse immer noch die Leere gähnte, war eines Mittags Ilsabethens Nachricht da.

„Dampfer Prinzregent der Deutschen Ost-Afrika-Linie, Mitte Januar von Hamburg fort und am 18. Februar in Kapstadt..." Cornelius Friebott las vor. „Da steht's!" Und über dem deutenden Finger las Martin Wessel laut noch einmal: „Dampfer Prinzregent ... und am 18. Februar in Kapstadt ... und ob Du mich wohl abholen kannst." Weil Martin Wessel es vorschlug, fuhren sie auf den Rädern zu Rolfes Nebel & Co. Der deutsche Angestellte, der in den Angelegenheiten der Linie Auskunft gab, sagte: „Der Prinzregent mit Kapitän Kley ist am achtzehnten Februar in Kapstadt fällig, wahrscheinlich am Vormittage. Über was sind Sie im Zweifel? Die Dampfer halten den Fahrplan genau ein." Und er sagte: „Die Na-

men der Ausreisenden sind schon herausgekabelt. Um wen handelt es sich? — Fräulein Rödden? — Rödden? — Rödden? — Rodden heißt es hier, das ist einfach ein Fehler bei der Übermittlung durch das englische Kabel."

Ilsabeth, Haus, Arbeit; Ilsabeth, kein Haus, keine Arbeit. „Wenn wir Frau Freibergs Vorschlag erst annähmen...?!" — „Ach was, wir finden schon! Zum andern ist immer noch Zeit. Haben wir denn gesucht? Wir haben noch gar nicht richtig gesucht." — „In sechs Tagen muß ich schreiben. Sonst kommt der Brief zu spät in Kapstadt an. Dann weiß sie nicht, woran sie ist. Dann weiß sie gar nicht, was sie machen soll..." Martin Wessel sagt: „Heute abend wird das Gasthaus bezahlt, heute abend wird Geld gezählt, heute abend wird genau Rechnung aufgestellt." — „Als ob wir Schulden hätten oder Reichtümer, die wir nicht kennten, oder sonst was..." — „Macht nichts, macht nichts..." sagt Martin Wessel, er ist ganz merkwürdig gut gelaunt. Seine Augen glänzen, sein Mund lacht fortwährend, von dem scharrenden Hinkefuße ist beim Gehen kaum etwas zu hören und wenig zu sehen, ja, der leise Hinkegang federt und ist schnell statt hastig, schnell wie volles Leben; so geht zum Beispiel ein Vater auf den laufenden Erstling zu, um ihn aufzufangen und zu küssen.

„Das Haus kostet £ 6.10. — im Monat. Nein, sehr reinlich ist es nicht. Es hat vier Zimmer und die Küche. Das Haus ist sehr klein. Die Zimmer sind Kammern. Kennedy hat mich darauf hingewiesen im Klub. Der Mann und die Frau wollen auf vier Monate nach England in Erbangelegenheiten. Zwei Monate sollen vorausbezahlt werden. Daß eine deutsche Frau hineinkommt, daran liegt ihnen. Sie denken wahrscheinlich, die deutsche Frau werde ihnen die paar Stücke und Brocken ihrer selbst wegen erst mal in Schuß bringen. Na, nach vier Monaten kommt schon Rat. Wir müssen zuschlagen... Nein, von innen ist es ganz gewiß nicht schöner als von außen. Aber mit dem

Zaudern ist es jetzt vorbei. Wir und Ilsabeth werden es schon richten innen und außen, wir das Grobe und Ilsabeth das Feine. Pflanzen kann man da auch gleich was, dann gewinnt das Ganze sofort ein anderes Ansehen. Wofür ist denn der Feierabend da? Das nennst du auch Feier. – Im übrigen, ich habe mir das Schreiben an sie überlegt, wenn sie noch so geschickt ist. Fremde Sprache, fremdes Land, dazu die Vorstellung von Afrika und eine alleinreisende Frau; nein, nein die Ängstlichkeit der ersten Schritte muß ihr genommen werden, schon der erste Anfang muß eine Freude für sie sein und keine Enttäuschung! Und das ist ganz klar, daß sie bei aller Vernunft und allem Verständnis dich zu sehen hofft, wenn das Schiff auf die Landungsstelle zukommt. Oder, oder glaubst du nicht, daß sie sich ein Fernglas leiht von irgendeinem und daß sie von weitem das Land absucht? – Mein Hinfahren hätte gar keinen Sinn, ich habe auch daran schon gedacht. Ich will nicht ihre erste Enttäuschung sein, ich hätte einfach Angst davor. Wenn sie da so steht auf Deck an der Reling und einen nach dem anderen an Land unruhig aufgreift mit den Augen und rasch fallen läßt, und wenn sie das wiederholt, wiederholt, wiederholt, während das Schiff festgemacht wird, und auch die Dockstraße suchend hinaufsieht, ob nicht noch einer kommt ... und dann gehe ich an Bord: Ist das Fräulein Rödden? Ist das Ilsabeth Rödden? Ich bin Martin Wessel, Nelius hat Ihnen von mir geschrieben. Ich habe einen Brief von ihm. Er ist in Johannesburg geblieben, ich bin statt seiner gefahren. Nein, er ist nicht krank. Krank, gar keine Rede, gesund wie ein Fisch im Wasser. Na, und dann ist sie natürlich nett, aber ich sehe sie denken, ich sehe es einfach: Krank ist er nicht, aber er ist nicht gekommen, und die ganze Fahrt hindurch habe ich mir vorgestellt, wenn einer kommt, dann ist er's. – Nä, Junge, so was sehe ich nun lieber nicht denken, so was macht den Anfang verkehrt." – – Cornelius Friebott sagt:

„Das Haus zwei Monate vorausbezahlt kostet £ 13.— — Die Fahrt hin und her wird unter zwölf Pfund nicht zu machen sein. Ich habe nicht einmal mehr zwölf Pfund, und Aussicht ist nirgendwo." Martin Wessel ist nicht wiederzuerkennen, Martin Wessel antwortet: „Du fährst doch nicht für dich, du fährst doch für uns beide. Und Arbeitszeit verlierst du nicht; wir sind dann mit Malschke fertig, und ob wir beide herumlaufen oder ich allein für uns beide, das verspreche ich dir, was sich auftut, das finde ich und nehme ich." — Cornelius Friebott denkt: „Ein einziger Vorteil wäre dabei, daß ich erst einmal allein mit ihr reden kann, allein und ungestört. Nein, es wäre nicht nur ein Vorteil für mich. Es ist vielleicht ein Vorteil für uns alle drei." —

„Und nun grüße sie und kommt gut an. Ich hole euch natürlich ab vom Bahnhofe!" Martin Wessel hat seinen Willen behalten. Der Zug rollt des Weges. Unfug, Unfug, Unfug. „Und wo ist der Vorteil geblieben? Der Vorteil für uns drei? — Die verfahrenen Pfunde werden wir alle drei noch nötig genug brauchen." Unfug, Unfug, Unfug. „Und was soll ich ihr überhaupt sagen?" Unfug, Unfug, Unfug. „Daß Martin sich so sehr zu freuen vermag! Er ist fast wie ein Engländer geworden, von der Hand in den Mund, und laß' der Zukunft ihre eigenen Sorgen."

In der nächsten Frühe bei der gewohnten Sonnenflut und der gewohnten lachenden Luft an Kronstad und später an Eensgevonden vorüber. Ein paar Blockhäuser stehen immer noch an den Brücken und im Veldt aus jener anderen Zeit. „Ilsabethens Schiff und mein Zug fahren einander entgegen. Das tun sie. Ilsabeth ist immer freundlich und gut gewesen von klein auf. Ilsabeth hat immer Treue gehalten. Ilsabeth bringt vom Vater den letzten Blick mit und von Mutter die letzte Sorge. Ilsabeth ist zuletzt aus Friebotts Guter Hoffnung gegangen, und Ilsabeth ist der Bramwald und Ilsabeth ist der Reinhardswald und Ilsabeth ist die Weser. Das alles ist Ilsabeth für mich; und

wen hat Ilsabeth für sich? Mein Zug und Ilsabethens Schiff fahren einander entgegen, sie fahren einander entgegen, so schnell sie können ..."

Das ist schlimm, wenn man sich fortwährend sagen muß, wenn man sich fortwährend deutlich machen muß, daß man sich freuen müßte; von allem andern zu schweigen, aus schuldiger Dankbarkeit, von allem andern zu schweigen, um der Gemeinsamkeiten willen, die bestehen, die unbedingt bestehen.

In De Aar steigt einer ein, sonnenverbrannt, daß das Weiß der Augen fast unheimlich leuchtet. Der Handwerker wäre ihm anzusehen, selbst wenn er nicht Unterhaltung oder vielmehr Hörer alsbald zu suchen begönne und sich mitteilte. Er kommt von Gelegenheitsarbeiten auf Farmen. „Die Holländer," so nennt er die Buren, „wollen einen nicht. Und die Britischen zahlen einen nicht; die Arbeit, die man umsonst tut, wäre ihnen schon recht." — — „Beruf?" — „Tischler, ja durch Selbstunterricht, nicht durch Unterweisung. Jedoch einer, der es, bei meiner Seele, mit jedem aufnimmt." — „Wohl als Soldat ins Land gekommen?" — — „Ja, Narr genug, für andere die Haut zu Markte getragen zu haben. Die Dankbarkeit der Mitbürger, diese Sorte Dankbarkeit lernt man jetzt recht kennen. Aus lauter Dankbarkeit lassen sie einen verhungern. Das nächstemal geht man nicht wieder auf die verkehrte Seite. Die auf der anderen Seite mitgefochten haben, die haben es viel besser, die haben es ganz anders. Was bleibt einem übrig? Weg und hinaus aus dem Affenlande. Es fahren doch Schiffe von Kapstadt nach Australien. Also Australien versuchen und vielleicht Neuseeland; und wenn Australien und Neuseeland ebensowenig wert sind, dann Kanada. Kanada soll ein gutes Land sein. Man muß es dem Britischen Reiche zugestehen, es bietet einem Auswahl, und in den Vereinigten Staaten ist man als Brite auch kein blutiger Fremder."

Er will von Indwe aus zu Fuß unterwegs sein, mit der

ursprünglichen Absicht nach Kimberley zu wandern. „Aber es hat keinen Zweck. In Kimberley ist ebenso wenig los. Zwischen Indwe und De Aar habe ich keinen wirklichen weißen Mann getroffen, weiße Gesichter natürlich, einen Kerl weiß durch und durch nein; sie sind allesamt wie ihre Bastardhunde, sie möchten nach einem schnappen und auch mitfressen von dem wenigen, das man zueigen hat. Das ist ihre Art."

Als der Schimpf versiegt und der Ärger sich ausgeredet hat, auch die paar Abenteuer des Weges erschöpfend vorgetragen sind, sagt Cornelius Friebott, daß er vor neun Jahren als Tischler in Indwe gewesen sei. „Bei Peter Potgieter, bei dem Holländer? — Sieh einer, das ist meine Arbeitsstelle, Kamerad." Ob der Wanderer von den beiden Brüdern Brown gehört habe, deren ältester Vormann gewesen und im Kriege gefallen sei, und von Dingwall und dem Finnen Rautanen? „Gehört? Gehört natürlich! Und dann, Kamerad, du bist doch kein Britischer? — Peter Potgieter ist nach einem Manne aus, der hat bei ihm gearbeitet; den Verbleib dieses Mannes versucht Potgieter seit langem zu erfahren. In Peter Potgieters Werkstelle hängt ein Papier an der Wand: ‚Wer gültige Auskunft über den Aufenthalt des Tischlers' — well, Kamerad, es ist ein dummer fremder Name, aber der christliche Vorname lautet Cornelius —, also, ‚wer gültige Auskunft über den Aufenthalt des Tischlers Cornelius herbeischafft, der im Jahre 1898 in dieser Werkstelle und folgend bis zum Burenkriege auf der Farm Onverwacht bei Lindley beschäftigt war, erhält drei Pfund ausbezahlt von Piet Potgieter oder dem Notar de Waal dieser Stadt.' Ja, ein Papier solchen Inhaltes hängt bei Peter Potgieter aus. Und könntest du der Mann sein? Das Papier ist schon ganz braun." Cornelius Friebott denkt: „Was? Zu was? —" Und denkt: „So hinlügen, so ganz derb hinlügen für nichts und wieder nichts, ich sei ein anderer, das habe

ich meiner Lebtage nicht getan." Cornelius Friebott sagt: „Ich heiße Cornelius Friebott, so heiße ich." Der andere sagt: „In der Tat, Cornelius Friebott, das war der Name. Und waren Sie auf der Farm Onverwacht?" Cornelius Friebott antwortet: „Dort bin ich gewesen." — — Sie sehen beide zum Fenster hinaus nach Westen über das weite, dürre Veldt, auf die Karu-Steppe, die hier auf ihrem Wege zur Kalahari und nach dem Süden von Deutschsüdwestafrika fast eine fließende Sandwüste ist. Der andere beugt sich vor, der andere sagt gedämpften Tones: „Kamerad, ich nehme an, du wirst mir helfen wollen, das Geld zu verdienen. Es scheint mir, ich habe ein ehrliches Anrecht darauf, Kamerad. Und, Kamerad, ich will es gestehen, ich habe ein paar Schillinge nötig." Cornelius Friebott fragt: „Was wollen Sie? Wenn es Ihnen hilft, will ich Ihnen aufschreiben, wo ich wohne. Das ist kein Geheimnis." Und er schreibt auf eine Seite des Taschenbuches Namen und Straße und Haus, wo sie zu dritt wohnen werden in vier Tagen. Der andere nimmt, der andere sagt zögernd: „Kamerad, ich weiß nicht richtig, was der Holländer von dir möchte, jedoch wurde bei uns erzählt, er sei dir eine Geldsumme schuldig..." Und er sagt: „In der Tat soll der Holländer einmal in der Werkstelle angegeben haben, als der Finne Rautanen noch bei ihm arbeitete, wer Ihren Namen anbrächte, täte am meisten Ihnen etwas zugute und werde gewiß andere drei Pfund von Ihnen erhalten!" Cornelius Friebott lächelt, obgleich es nicht an ihm vorbeigeht, daß dem andern der Auswurf der Angel sauer geworden ist; Cornelius Friebott lächelt und spricht: „Kamerad, ich habe kaum mehr als du. Und in deinen Luftschlössern kann ich nicht wohnen." Der andere sagt: „Kamerad, ich bin kein Schwindler und Bauernfänger. Ich möchte an den Holländer eine Depesche abschicken vom nächsten Halteorte, von Beaufort-West aus, um die Vorhand zu wahren. Und ich werde dir schreiben, wo ich verbleibe. Und du wirst

einem armen Manne nichts vorenthalten, Fremder oder nicht Fremder. Und zu dieser Depesche, willst du mir dazu das Geld vorschießen?" – Der andere müht sich ernsthaft um eine kurze und klare Fassung. Als der Zug vor Beaufort-West bremst, sagt er: „Well? Es macht einen Schilling und acht Pence aus. Sie können es gern nachprüfen. Die Belohnung soll Peter Potgieter also Ihnen senden, und Sie können das Leihgeld später abziehen, wenn Sie wollen;" und er sagt: „Zahlen Sie einen Vorschuß von zehn Schilling darauf, wenn es Ihnen möglich ist!" – Und dann gibt Cornelius Friebott zehn Schilling her aus seinem Nichts. „Warum? Ja, warum? Weil der Kerl mich auf andere Gedanken gebracht hat. Weil diese Engländer, selbst wenn sie betteln, immer noch fertig bringen, ihren Bettel von Fremden als Guttat an diesen, als Vertrauen, als Herablassung darzustellen. Weil der Kerl, wenn er Durst hat, eben was für seinen Durst braucht. Und ich habe keinen Durst nach Schnaps." – Immerhin ist zu bemerken ohne genaue Beobachtung, man kann einfach nicht vorbeisehen, daß der Fremde die Depesche richtig aufgibt. –

„Der Prinzregent ist gemeldet, in anderthalb Stunden ist der Prinzregent in den Docks!" – Cornelius Friebott tritt aus dem Kontor von Poppe Schunhoff & Guttery heraus, darüber die gelbe Reederei-Flagge mit der schwarzweißroten Raute schon weht, die Ankunft eines Dampfers der Deutschen Ost-Afrika-Linie anzeigend. Und er geht langsam Adderley Street hinunter. Er steht und betrachtet das Denkmal des Holländers Van Riebeck, des ersten Kommandanten der Kapstadt und des Kaplandes. Er wendet sich und blickt wie der bronzene Mann mit dem Rembrandthute Adderley Street aufwärts, hin zu dem hohen Steingemäuer des Tafelberges über der Stadt. „Mit van Riebeck sind Deutsche gekommen; zweihundert Jahre lang haben die Holländer Deutsche herübergeschafft als Kom-

38 Gr., V.

paniehandwerker, als Kompanieseeleute, als Kompaniebauern; sie haben sich deutsche Regimenter gekauft von Männern, die sich deutsche Fürsten nannten, um das Land zu verteidigen, als es der Engländer für reif erachtete zum Raube. Mehr als das halbe Burenvolk ist deutscher Abkunft. Obgleich es von seiner niederländischen Herkunft und dem hugenottischen Einschlage gern redet, von den deutschen Stammeltern ist kaum Bewahrnis. Und die Engländer haben Deutsche geworben und angesetzt, wo das Land ungefällig war, an der Kafferngrenze und in der Kapflachte haben sie die Deutschen angesetzt, und da war ein Friebott drunter, des Großvaters Bruder. Und die Buren haben die Deutschen gerufen, und die Buren haben sich von den Deutschen dienen lassen, unbezahlt und unbelohnt. Und war da nicht wieder ein Friebott mit bei? Und Ungezählte sind gekommen aus dem sich verengenden Deutschlande auf eigenen Drang und haben dem Neulande redliche Arbeit geleistet und haben geschafft, um mit redlicher Arbeit sich ein deutsches Recht irgendwie zu erwerben. Wie Ilsabeth doch auch will, die jetzt da draußen herankommt; wie Ilsabeth auch erwartet, die jetzt nicht minder dem Tafelberg entgegen sieht. So lange kam, so lange kommt der deutsche Sucher und gab sich ganz her; und immerfort ward das Beste an ihm ausgelöscht und weggekämpft und weggelogen. Immerfort ward er um das am meisten geschmäht und um das am liebsten benachteiligt und um das am dümmsten gehindert, womit er am besten diente, um sein deutsches Wesen. Ja, was sind sie alle: Wegebereiter für andere; als wenn wir nicht selber Wegebereiter für uns brauchten!?"

Und Cornelius Friebott sagt mit lauter, harter Stimme der Stadt zu und dem Berge zu, daß die herumstehenden, gelben Malaien mit den roten Turbankopftüchern um die Kürbisschädel und den bastgeflochtenen Spitzhüten über den roten Kopftüchern töricht herstarren, wähnend, er sei trunken: „Kennedy hat recht, wir müssen aufhören, zu andern

zu laufen, wir müssen zu uns selber gehen, wir müssen, wir müssen, wir müssen. Ansonst wird die Kraft der Erneuerung aus Deutschland abgelenkt und weggesogen! Und ansonst, wenn wir ganz aufhören, gibt es auch sicher niemals eine Hilfe für die Welt!" —

Der Weg durch die Docks ist heiß und staubig; Cornelius Friebott läuft schneller, es könnte sein, daß sie sich geirrt hätten auf der Agentur, und daß der Dampfer früher herein wäre. Das Warten scheint ziemlich lang. Wagen fahren auf, die ihre Namen tragen wie Schiffe und bei denen der Kutscher rückwärts hoch oben über den Fahrgästen und dem Verdecke sitzt; die Malaienfuhrleute schwatzen von Bock zu Bock in kapholländischer Sprache; ein paar Polizisten in schwarzen Uniformen und weißen Tropenhelmen kommen gemächlich gegangen; die Abholer mehren sich, untätiges Hafenvolk, weiß, gelb, braun und schwarz findet sich ein. Dann, auch wenn man nur die Leute ansähe, die Abholer und Gaffer und Kutscher und Beamteten, und nicht immer wieder meeraus spähte, ist das Aufkommen des Dampfers plötzlich zu merken. Dann ist das Schiff grau und weiß mit den hochgebauten Stockwerken seiner Reisendendecks bei deutlich klingendem Spiele nahe heran; man hört die Telegraphen von der Brücke in den Maschinenraum und langsame Fahrt verlangen. Ja und dann blickt jeder suchend aus nach dem, den er erwartet, ob er schon zu erkennen sei, wo er stehen möge, und Cornelius Friebott späht nach Ilsabethen Rödden aus. „Was ist das nun für ein Gedanke in diesem Augenblick: Wie mag Ilsabeth aus dem Walddorfe Jürgenshagen an der Oberweser, wo die Frauen hart arbeiten wie die Männer, wo die Frauen Feldarbeit tun und Stallarbeit, mit den Reisenden des Schiffes und vielmehr noch mit den fremden Menschen dieses fremden Landes sich vergleichen? Ja, was ist das für ein Gedanke und für ein plötzliches, ärgerliches, lächerliches Angstgefühl? — Wenn sie auffällt, so fällt sie

auf! Wenn sie aus dem Dorfe ist, bin ich auch aus dem Dorfe!" — —

Die Hafenbarkassen arbeiten prustend, um den großen grauen und weißen Dampfer, bei dem die Schraube sich nur noch ganz langsam dreht, an die Dockmauer zu drücken. Ein Tau ist geworfen. Die Musik spielt immer noch. Die meisten Abholer haben die Verwandtschaft und Freundschaft entdeckt, und statt der Winke gehen Rufe und Grüße und schon Fragen und Antworten hin und her. Cornelius Friebott sucht noch immer und sucht, wie er wohl spürt, mit wachsender Aufregung. „Auf der Back, wo denn die meisten dritte Klasse Reisenden nebeneinander stehen, ist sie nicht. Da sind überhaupt nur fünf Frauen. Und von diesen fünf Frauen ist sie keine. Und wenn sie sich auch sonst verändert hätte bis zur Unkenntlichkeit. Achtern stehen die Reisenden der zweiten Klasse. Ich habe gute Augen. Ich habe jede Frau dort angesehen. Sie ist auch bei denen einfach nicht bei. Nun könnte sie noch gepackt haben, nun könnte sie ihre Sachen noch zusammengelegt haben ..." Cornelius Friebott prüft achtern Mensch nach Mensch. „In der Mitte des Schiffes, auf dem zweiten der vier Stockwerke stehen die meisten Reisenden. Es ist wohl möglich, daß sich bei der Ankunft dort die anderen Klassen zur ersten Klasse mischen. Es ist möglich und wahrscheinlich, aber habe ich nicht auch dort jeden angesehen?"

Der Dampfer ist jetzt so nahe herangerückt, daß man zu den Menschen nicht mehr hinüber-, sondern hinaufblickt. Cornelius Friebott steht vor der Mitte des Schiffes und starrt, jetzt eigentlich erwartungslos, noch einmal hinauf. Und da steht genau über ihm zwischen den Schwatzenden und Lachenden und Hände und Arme Bewegenden ein einzelnes gut anzusehendes Mädchen in stiller Haltung und lächelt leise und grüßt mit guten Augen und wagt es und spricht hinunter: „Junge, willst du mich gar nicht sehen?" — — Und streckt dann auch die Arme über die Reling, als

wenn man so auf sechs Meter Ferne und sieben Meter herunter einen ersehnten Menschen fassen und umfangen könne.

Als die Laufbrücke gelegt ist, drängt Cornelius Friebott mit den andern hinauf. Ilsabeth ist nicht hingeeilt zum Kopfe der Laufbrücke, sie wartet oben an Deck. Sie hat nur die paar Schritte von der Reling zur Treppe gemacht und zögert dort fast allein. Sie sagt: „Also Junge! Also Junge, du bist gekommen!" – Sie umarmen sich in einer beinah komischen raschen Weise. Sie sagt: „Ja, es ist alles fix und fertig, wir können sofort los." Sie sagt: „Nur dem Kapitäne möchte ich gute Reise wünschen, es war noch keine Gelegenheit, und wenn du mitwolltest?!" Oben in der Kapitänskammer ist Arbeit und Schwatz, und Abschiednehmer erscheinen fortwährend. Der Kapitän erhebt sich lächelnd: „So, das ist er?" Und fragt händeschüttelnd in guter Meinung: „Na, wird schon in Kapstadt geheiratet?"

„Geheiratet? Geheiratet? Geheiratet?" Cornelius Friebott hört den ganzen Tag die Frage nachhallen, und horcht ihr zu, und wird durch dieses Horchen, ohne es zu wollen, ferne; nicht, daß er nicht spräche, vielmehr redet und zeigt er mit hastigem Eifer.

Durch gutes Glück bleiben sie nach dem ersten Bahnhofe allein im Abteil. Die äußeren Gelegenheiten der Unterhaltung beginnen zu verschwinden; es hat auch der rollende Zug die Bewegung an Stelle der Körper übernommen, die Körper fangen an zu rasten und mit den Körpern ein wenig die Seelen. Cornelius Friebott und Ilsabeth Rödden sehen hinaus und sehen zuweilen im Vorüber sich an. Die Augen sind immer schneller und wahrhaftiger und ungehemmter als Sprache und Wort. Und Ilsabeth ist gut anzusehen: Unter dem vollen Haare ist das junge Gesicht geblieben mit dem bestimmten Munde, aber auch mit jener Eigentümlichkeit ihrer braunen Augen, daß sie jedem Gegenüber und

jedem Gruße eine Freundlichkeit zu schenken trachten und schenken. Das Gesicht ist ernster als damals und entschlossener. Die Sonderlichkeit des Schicksals und die jahrelang in die Ferne ziehenden Gedanken haben jede Spur Derbheit aus dem Gesichte herausgenommen. Und dann spricht Cornelius Friebott es aus: „Du bist gut anzusehen, Ilsabeth!" Und die Hände reichen sich hin und bleiben beieinander. Und Ilsabeth erzählt von der Heimat und der alten Gemeinsamkeit bei ganz seltenem Zwischenspruch des Mannes, erzählt sachte und freundlich und auch die schweren Dinge in einer heiteren, glücklichen Weise bis in Abend und Dunkel hinein.

Der nächste Tag nach einem erstaunlich erquickenden Schlafe ist wiederum Ilsabethens Tag. Noch während sie beide die Köstlichkeit des Sonnenmorgens auf dem hohen Veldt trinken und Ilsabeth bewundert und lobt und schaut, hebt sie an, sich einzufragen in die Wichtigkeiten des Lebens, das ihrer wartet, wann der Zug das Ziel erreicht hat, in das, was sie für sich und die beiden Männer als Wichtigkeiten spürt. Cornelius Friebott denkt: „Fast alles, was ich ihr sagen wollte und was mir schwer gefallen wäre, ihr gleich vorzustellen, versteht Ilsabeth zu erraten." Ilsabeth sagt: „Wenn ich nur euch beiden erst etwas nütze bin. Nütze muß ich jetzt erst jemand sein." Ilsabeth sagt: „Es ist schön, daß Martin Wessel mich nicht als Anfang zu jener Frau hat gehen lassen wollen. Ich bin doch nicht gekommen zu feiern." Cornelius fragt und ist selbst erschrocken über den Unklang seiner Frage: „Nütze? Wem bin ich hier nütze?" Ilsabeth antwortet ruhig: „Junge, dein Weg ist immer weiter gewesen als mein Weg, und dein Weg führt weiter." Und Ilsabeth sagt: „Junge, ich bin nicht gekommen, dich aufzuhalten; das sollst du wissen!"

Martin Wessel wartet am Bahnhofe, er winkt dem einfahrenden Zuge entgegen, und Ilsabeth winkt wieder, im Fenster liegend. Sie meint, noch bevor Nelius es bestätigt: „Der Winkende muß es sein!" Nelius steigt zuerst aus, Ilsabeth ist zurückgetreten in den Abteil, das Gepäck zuzureichen. Da ist der Hinkefuß heran und zeigt eine klägliche Miene. Wenn nicht irgendwo in der sichtlichen Hilflosigkeit ein verborgenes Lächeln zu spüren wäre, man könnte erschrecken und könnte mutmaßen, Martin Wessel, den nicht leicht etwas anficht, sei in irgendeine schlimme Angelegenheit geraten. Cornelius Friebott fragt erstaunt: „Nun?" Martin Wessel läßt abtuend die Handfläche durch die Luft fahren. Martin Wessel sagt leise und schnell: „Du, sie muß zu Freibergs. Es tut mir sehr leid. Es war ein ganz schlimmer Hereinfall mit dem Hause. Ich sehe ein, ich hätte auf dich hören sollen. Es hat überall Wanzen, von der Masse der Schwaben und Russen und Ameisen und Tausendfüßler nicht zu reden. Es ist eine unglaubliche Schweinerei." Er sagt: „Es ist schon alles geordnet, sie ist bei Freibergs willkommen, und wir müssen eben zusehen." Dann ist Ilsabeth lachend im Gespräch: „Junge, du nimmst ja gar nicht ab. Habt ihr gleich so viel zu reden?" – Martin Wessel wird sehr verlegen. Sie reicht und kommt und grüßt, und die Augen sind beides, sehr freundlich und sehr lustig. „Ilsabeth, wir sollen dich doch erst zu den Leuten bringen, von denen ich erzählte ..." Sie fragt enttäuscht und fast ängstlich: „Warum denn? Was ist denn?" Und lacht gleich hell auf: „Deshalb? Deshalb? Nur deshalb? – Ja, dann solltet ihr man hingehen. Dann bin ich doch nötiger im Hause als je twei klauken Jungs alle beide! – Ja, bin ich das nicht? Bin ich das nicht?" Martin Wessels letzter Einwand ist, daß er die Abmachung schon getroffen habe. Ilsabeth antwortet: „Wir müssen den Umweg machen und danken."

Und also beginnt Ilsabeths Leben in der Goldstadt in

Südafrika damit, daß sie mit Klopfer, mit Petroleum, mit Seife, mit Wasser, mit Insektenpulver und Schabengift und Besen einen guten Kampf führt gegen Ungezieferscharen, sie und natürlich die zwei Männer, wenn sie heimkehren von der Arbeitssuche und bevor sie ausfahren. Es wird auch gleich gegraben und gepflanzt und gesät in dem Vorgarten und gestrichen an dem Häuschen von Holz und Eisen und geweißt an dem winzigen Beischuppen und gestampft in dem kleinen Hofe; und immerfort steht die Sonne über allem, und immerfort lacht Ilsabeth, und immerfort pfeift Martin Wessel, obgleich er in der neuen Dreiheit nicht mehr Führer und Bestimmer scheint, obgleich er hin und her geschickt wird von dem ordnenden Mädchen. Cornelius Friebott schafft wie die beiden andern und läßt sich nicht weniger willig anstellen als Martin, dagegen ist er am stillsten. Cornelius Friebott denkt: „Der Anfang in Onverwacht war ähnlich. Der Anfang in Onverwacht war doch anders, weil Lotta und ich allein waren. Der Anfang in Onverwacht war am meisten anders, weil alles eigen war. Die Arbeit hier geschieht für fremde Leute. In vier Monaten sind die Fremden da und nehmen die Fremden zurück. Aber es ist gut, daß Ilsabeth sich freut." Cornelius Friebott denkt: „Onverwacht ist auch nicht eigen geblieben. Die Arbeit in Onverwacht, alles, was der Krieg übrig ließ von der Arbeit in Onverwacht, ist auch für fremde Leute gewesen." Cornelius Friebott denkt: „Der Mensch soll freilich dem Menschen dienen, und Ilsabeth hat freilich recht, daß Nützesein selber ein Gotteslohn ist; aber so lange es Bauernmenschen gibt, so lange hat gegolten, daß einer, der einen Baum pflanzte, auf Ernte und Schatten hoffte für seinen Sohn." Cornelius Friebott denkt: „Ob ich je einen Sohn haben werde, wer kann das wissen; nur das habe ich gelernt, daß wir Deutsche besser einander dienen müssen; nur das habe ich in diesem Lande gelernt, daß wir Deutsche zueinander müssen. Aber es ist gut, daß Ilsabeth sich freut."

Nach acht, nach zehn Tagen ist noch kein Verdienst gefunden; die Arbeit im Hause ist um so viel sachter geworden, daß sie in blanken Stuben richtige, sitzende Feierabende zu machen wagen; das heißt Ilsabeth näht und die Männer haben auch mehr in den Händen als etwa nur die Pfeife. Der Nachdruck liegt darauf, daß sie beieinander sitzen um einen Tisch und nicht mehr bis zum Schlafengehen nach eiligen Mahlzeiten herumpoltern ohne rechte Gesprächsmöglichkeit. Martin Wessel hat angeboten, er wolle abends dieses oder jenes leichte Stück aus einer englisch-südafrikanischen Zeitung vorlesen und wo nötig übersetzen, um dem Mädchen in der englischen Sprache voranzuhelfen. Schwierig ist es, gleich etwas zu entdecken, das dem Mädchen stofflich nicht ganz ferne liegt. Zunächst ist denn auch Ilsabeth nur ein schwacher Gewinner, und vielmehr findet Martin Wessel die willkommene Gelegenheit zu sprechen und vor der Frau mit den freundlichen braunen Augen, der er unter Tag ein gehorsamer Handlanger war, sich nun erst recht darzutun; an das gelesene Stück knüpft er gern seine Ausführungen, die Abende hindurch ist am meisten er zu hören.

„In der Sunday Times steht einmal wieder etwas über Deutschsüdwestafrika gedruckt...", sagt Martin Wessel. Der Titel ist eine Frage, der Titel lautet: „Ist wirklich Friede eingekehrt in der deutschen Kolonie?" Und Martin Wessel liest langsam und klar vor, was in einer englischen Zeitungsstube Johannesburgs und in irgendeinem Auftrage ein Federfuchser zusammengeschrieben hat, der es versteht, gutgläubigen Menschen eine Spitze mit Gift und Widerhaken unempfindlich einzustechen. „Unsere deutschen Nachbarn sind nicht ohne Scham. Unsere deutschen Nachbarn, will sagen diejenigen, die ihre Geschicke leiten, haben endlich begriffen, daß die Wunde, daran sie ihr Schutzgebiet drei Jahre bluten ließen, nicht nur im geduldigen Vaterlande selbst, sondern in der ganzen mehr fortgeschrittenen Welt peinliches Aufsehen erregt. Sie haben vor zu erklären, und unzweifelhaft wird

es in den gewohnten bombastischen Sätzen geschehen, der Friede sei wiederhergestellt zwischen Deutschen, Hereros und Hottentotten und sonstigen Unglücklichen. Friede, und wäre es der Friede des Grabes, ein anderer kann es unseligerweise doch nicht mehr sein, ist von jedem Weißen Südafrikas zu wünschen. Dennoch müssen wir fragen, täuscht sich die Kaiserliche Regierung nicht? Zwar ist die Befriedung der Hereros durch Ausrottung dieses stolzen Stammes anscheinend gelungen, der alte Held Witboi liegt erschossen irgendwo im Veldt, die Bondelzwarts und ihre untüchtigen Häuptlinge, dazu auch Morris, haben sich aus Heimatsehnsucht den Deutschen gestellt und haben sich grollend ansiedeln lassen und werden vielleicht Ruhe halten; jedoch wie steht es mit den andern Führern? Die Häuptlinge Simon Kopper und Lambert sind so frei und unversöhnt wie jemals. Mit Lambert haben die Deutschen nach verläßlichen Nachrichten erst eben wieder gekämpft bei Rosinbusch und Besondermaid und haben ihn, man braucht es kaum zu erwähnen, wiederum — nicht gefangen. Und der allerfähigste, der allerunversöhnlichste Gegner der Deutschen, wo ist er, wo ist der Löwe Morenga? Ist er etwa tot oder von den Deutschen gefangen oder hat er sich doch bekehren lassen? Nichts von alledem. Der Löwe Morenga harrt in einem englischen Käfig. Der Löwe Morenga sitzt als Gast, ganz gewiß nicht als Sträfling, im britischen Gefängnis Tokai bei Kapstadt. Wir können ihn nicht ewig gegen seinen Willen dort festhalten. Wenn Friede ist, muß Morenga seiner Wege gehen dürfen. Und wird dann der Friede halten, den die Deutschen erklären möchten? — Wir sind keine Deutschenhasser. Wir sind selbst nicht ohne Mitleid für die deutsche Autokratie, für die deutsche Bürokratie, für die deutschen Junker und Offiziere, für alle die, die von ihrem eigenen Volke für deutsches Mißlingen und für deutsche Mißgriffe der letzten zehn oder zwanzig Jahre verantwortlich gehalten werden. Am meisten Mitleid freilich

bringen wir dem einfachen deutschen Manne und Reiter entgegen, der nach Südwest kam, weil er meinte, sein Land rufe ihn und weil er Abenteuer träumte; und das sind zwei Züge, die jeder Brite versteht. Der einfache deutsche Mann hat schwer büßen müssen für seine Bereitschaft. Seine Abenteuer waren Sand, Hunger, Durst, unerträgliche Anstrengung und Krankheit. Die Deutschen selbst erzählen uns, daß sie sechshundertsechsundsiebenzig Tote, sechsundsiebenzig Vermißte, neunhundertsieben Verwundete, sechshundertneunundachtzig an Krankheit Verstorbene bisher zu büßen hatten, wobei denn immer noch fehlt, wie viele durch Siechtum zeitlebens geschädigt bleiben werden. — Und nun stellen wir eine andere Frage und möchten sie besonders an einsichtsvolle Deutsche stellen; diese Frage lautet: Mußte es sein? Aber sie lautet auch: Muß es sein? — Muß es sein, daß euer Volk, das sich selbst bezeugt, ihm und seiner Leitung fehle das Geschick, fremde Völker zu regieren, seien sie weiß oder schwarz, muß euer Volk einen solchen Opfergang tun, von den hingeschlachteten Farbigen, für die es wenigstens vor Gott eine Verantwortung gibt, zu schweigen, um —, ja um ein paar bevorrechtete Beamte und Offiziere irgendwo unterzubringen? Ist nicht schönere und klügere Menschlichkeit in dem liberalen Worte von dem Zumietewohnen beim Briten für die, die wirklich hinausgehen müssen? Haben wir euch nicht überall empfangen? Haben wir euch nicht überall aufgenommen? Wart ihr nicht freie Menschen unter freien Menschen bei uns? Wollt ihr nicht aufstehen und zeugen und die Last von der Marine bis zur Kolonie, des weißen Mannes Gotteslast, den tragen lassen, der sie ohne Schaden und Ärgernis zu tragen vermag?"

Martin Wessel liest den englischen Aufsatz klar und langsam bis zu Ende. Martin Wessel sagt, noch bevor er Worte und ganze Sätze verdeutscht für das Mädchen: „Sieh, das habe ich nicht geahnt, daß bereits eintausendvierhunderteinundvierzig Mann bei der Mißwirtschaft zugrunde gegangen

sind für nichts und wieder nichts." Ilsabeth hat gerade, wie sie es unbeobachtet zuweilen tut, mit weiten Augen zu dem vorgebeugten, bastelnden Jugendgenossen hingesehen. Ilsabeth merkt, daß seine Schläfen sich röten und daß seine Stirn finster wird; sie läßt das Nähzeug sinken bei sich öffnenden Lippen, die wohl gern riefen: „Nelius, was geschieht nur eben mit dir?" Cornelius Friebott hebt den Kopf, er fragt: „Wie magst du sagen, Martin, für nichts und wieder nichts? Wenn es noch gelten sollte von unseren deutschen Leuten, die im Burenkriege gefallen sind! Obgleich es in jedem Falle grauenvoll klingt, daß einem, der sein Leben hergab, der Todeswert noch abgesprochen wird. Wie magst du sagen für nichts und wieder nichts?" Martin Wessel antwortet: „Mir scheint, da mußt du dich erklären! Mir scheint, der englische Zeitungsschreiber hat recht; bei den Nutznießern, die er nennt, läßt er allerdings ein paar Landgesellschaften aus, und, von unseren anderen Kolonien mitgesprochen, etliche Faktoreibesitzer und Schiffsunternehmer in Hamburg und Bremen. Und dafür so viele Tote? Für die?" Cornelius Friebott entgegnet: „Oder, Martin Wessel, oder so viele Tote dafür, daß, wenn andere und spätere Deutsche Arbeit suchen müssen, weg von dem verschnürten Lande zwischen Mosel und Königsau und Bodensee und Memel, sie Orte des Rechtes haben, wo ihnen der Vormann nicht entgegenhält: ‚Deutsche stellen wir nicht ein', oder wo sie keine Aufschrift finden: ‚Deutsche brauchen sich nicht zu melden!' Oder auch dafür, daß die Verfeindung zwischen den Völkern einmal aufhören kann. Oder auch dafür, daß an seinem Erfüllungstage der Sozialismus sich nicht deshalb vereitelt sieht, weil die einen Arbeitsvölker überall erworbene Rechte besitzen und weil das andere Arbeitsvolk überall Eindringling ist." Cornelius Friebott sagt: „Ich will freilich, daß die Menschen die Freiheit ihrer Herkunft und Sprache behalten, und daß nicht einer aus lauter wirtschaftlichem Erschrecken sich selber auslöschen

muß, damit die Kinder in Gottes Namen fremde Art gewinnen und sich leichter tun. Das will ich freilich! Diese Deutschheit und Englischkeit und Burenschaft, und wie immer die Unterschiede heißen, die will ich nicht und für nichts aufgeben!“ Und Cornelius Friebott sagt: „Und wie lügt dein Engländer! Ist es Wahrheit oder böse Fabel, daß sie in den Gefangenenlagern, nein, meinetwegen nicht aus bösem Willen, jedoch gewiß aus ungeheurer Unfähigkeit, vierundzwanzigtausend Burenfrauen und Kinder, vierundzwanzigtausend, hört ihr es wohl beide, haben sterben lassen, und es standen doch nur zwischen dreißig- und vierzigtausend Burenmann im Felde, und die Frauen und Kinder waren weiß; und das bleibt immer noch eine andere Angelegenheit als Hereros und Hottentotten, und bleibt ganz sicher nicht weniger eine andere Angelegenheit vor Gott als vor uns Menschen! — Ja, wie lügt dein Engländer; denn gehe doch hin in die öffentliche Bibliothek und fasse die englischen südafrikanischen Geschichtsbücher oder jedes andere englische Geschichtsbuch an: Wer hat so viele Kriege geführt, vor wem sind so viele Farbige zu ihrem harten Schicksale gekommen? In diesem Südafrika haben sie das Kapland vor dreiundneunzig Jahren den Holländern abgenommen, und seitdem ihnen das Kapland gehört, war in siebenzig verschiedenen Jahren Krieg gegen Hottentotten und Kaffern; und von Neuseeland und Australien und von dem Inder und dem Indianer will ich jetzt gar nicht weiter reden. Ich klage auch nicht an, sondern ich halte wider. Denn ich begreife, daß die Welt kleiner wird von den sich mehrenden Menschen; und ich begreife, daß vor Ordnung und Arbeit und Mühe und Anstrengung, Faulheit und Raublust und Tyrannenbegierde der Häuptlinge Platz machen muß, und wo nicht im Guten, da im Bösen. Und wenn irgend etwas das größere Recht hat, dann hat es die Arbeit, die mehr gibt als sie nimmt.“ — Cornelius Friebott sagt, das Mädchen vergessend: „Ich will den Engländer aber

loben, sie haben kaum einen, der das eigene Nest anscheißt." Und Cornelius Friebott sagt: „Der Deutsche hat freilich einen Fehler begangen, der Deutsche hat seinen Opfergang verspätet angetreten, und also ist der Gang schwerer; und das war die Sünde verkehrter Führerschaft und verkehrter Abhängigkeit, aber heute, heute ist es die Sünde von uns allen geworden und ist auch die Sünde von mir und von dir!"

Ilsabeth sieht noch immer auf den zornigen Sprecher, nur erstaunt und blaß und erschreckt. Wie die Einzelheiten des ärgerlichen englischen Geschreibes sind die Einzelheiten seiner Rede an ihr vorbeigeglitten. Die Worte liefen viel zu schnell, die Worte enthielten lauter Fernheiten und Befremdlichkeiten. Ilsabeth denkt: „Was will er? Was habe ich dabei zu tun? Wenn nun Martin Wessel nicht mit am Tische säße, könnte man vielleicht sagen: ‚Trotz alledem küsse mich einmal wieder, Junge, denn ich kann doch nichts dafür.' Vielleicht wäre dann ein Lachen zu hören." Es scheint ihr nicht freundlich, nein, es vermehrt eher die Angst, daß Martin Wessel erwidert: „Wenn du jetzt fertig bist, Nelius, dann muß ich dir erklären, mich wundert nur, daß du nicht von Anfang an nach Lüderitzbucht oder Swakopmund gefahren bist, um dort im Sande zu tischlern! Aber vielleicht willst du es nachholen, nur bin ich nicht mit dabei!"

Ilsabeth weiß sich nächsten Morgens, während die Männer auf Arbeitsuche sind, nicht recht zu helfen, und bei ihrem Schaffen stehen die Augen immer wieder voll ärgerlicher und hindernder Tränen. Die Männer bleiben dazu den ganzen Tag fort. Als erster kehrt nach sechs Uhr Martin Wessel wieder und ist vergnügt. „So, ich habe Arbeit. Zwanzig Mann boten sich an. Nelius hat einen andern Weg genommen." Vor ihrer Unruhe meint er sich verteidigen zu müssen. „Das war Zufall, daß wir bisher immer zusammen unterkamen. In dieser Zeit muß man es nehmen, wie es sich bietet, nicht wahr?" Er macht sich im Vorgarten

zu tun, weil sie keine Hilfe verlangt und einsilbig bleibt und auch auf seine Frage, wo er lieber anpacken möge, nicht wie sonst Wünsche bei der Hand hat.

Nach einer Weile stellt Martin Wessel die Geräte an den Zaun und tritt ausschauend auf die Straße. Er sieht einen gefahren kommen und macht seine eiligen Hinkeschritte, sie treffen sich, und Cornelius Friebott springt vom Rade. „Du, ich glaube, das Mädchen hat Heimweh. Du, hat sie wohl Sorge, daß wir alle diese Tage gar keine Arbeit fanden? Du, sie hat von ihrem Gelde Sachen gekauft, das darf nicht sein. – Du, ich mußte doch zugreifen bei dem Angebote. Du, wie ist es mit dir?" Cornelius Friebott kann erwidern, daß auch er untergekommen sei.

Als sie die Gartenpforte aufklinken, steht Ilsabeth in der Haustüre und lächelt; über dem Lächeln sind die Augen feucht und schwer, die beiden Männer erkennen es mit scheuen Blicken. Sie bemühen sich sehr bei der Abenmahlzeit und nach der Abendmahlzeit, dem Mädchen freundlich zu sein und es heiter zu stimmen. Martin Wessel ist besonders eifrig bemüht und redet sich ohne Zweifel in Vergnügtheit zurück. „Habe ich es dir damals nicht gesagt, sobald sie einen nur brauchen, sobald sie einen nur nötig haben, gilt der ganze Schwindel nicht. Ich hatte vorgestern schon im Klub gehört: ‚Bei Simmons ist der Zeichner gestorben, der ihm die Risse machte.' Und selber kann er's nicht; er kann es einfach nicht; der halbe Mann ist Bluff! Ich dachte, jetzt wird's noch mal versucht, wenn auch die alte Tafel noch immer da hängt mit dem gemalten Schnack, daß ihm kein Deutscher kommen soll. Die Tafel hing natürlich noch da. Und zu lesen war, daß sie nur den einen Zeichner suchten, und zwanzig Mann standen also Reihe. Ich dachte: ‚Na ja, Zeichnen ist keine Kunst, aber man muß es immerhin können!' – Sie kamen so, Kerl bei Kerl, alle wieder rut. ‚Sind Sie Zeichner? Wo haben Sie gelernt?' Na, Junge, ich habe dieses Mal nicht gesagt: ‚In der

Schweiz.' Ich habe richtig gesagt: „In Wilhelmshaven ...'
‚So ... O ...' Un denn kucket he her. Un denn secht he:
‚Wir wollen Sie nehmen. We'll take you on.' Ek seje:
„Is chaut, aber die Bedingungen. Und Deutscher bin ich.'
— He secht: ‚Well, Mr. Wessel, mir liegt jetzt daran, daß
ich einen ordentlichen Zeichner bekomme und auch behalte.
Solange Sie kein deutscher Sozialist sind ...!' Ek seje: ‚Bedaure, das bin ich auch.' He secht: „Ho ... So ... Indeed.'
He secht: ‚Na, wenn Sie ein deutscher Sozialist sind, dann
sind Sie wenigstens kein Kaiser und preußischer Militarist
und wollen die Welt nicht deutsch erobern. You are at
least no Kaiser and no Prussian militarist and you do
not want to paint the world all German. And my terms
are fifty Pounds a month.' Ich sage: ‚Meine Bedingungen sind fünfzig Pfund bei monatlicher Kündigung und
Steigerung nach sechs Monaten.' Da secht he schnell: ‚Accepted. I trust, it will be to mutual advantage!' — Was
‚mutual advantage' heißt, Ilsabeth? Das heißt gegenseitiger Vorteil, ‚ich bin überzeugt, die Vereinbarung wird
dem gegenseitigen Vorteil dienen', so heißt es." Ja, Martin
Wessel ist angeregt wie ein Sieger und stellt in seiner Art
unzweifelhaft einen Sieger dar. Die Tröstung des Mädchens glückt ihnen auch, nur daß zwei Gesellen freilich auf
andere Weise trösten als ein Gesellter.

Die folgenden Tage und folgenden Wochen gleichen sich
sehr. Die Männer gehen zur Arbeit, die Männer kommen
von der Arbeit. Die Männer bringen Geld. Die Männer
gehen einmal in der Woche zusammen in den Verein. Frau
Freiberg besucht und sieht das Haus an und lobt überschwenglich, einen Sonntag sind die drei bei Freibergs Gäste
und so weiter. Es geschieht nichts auseinander und getrennt,
es sei denn die tägliche Arbeit und das Denken.

Mit seiner Beschäftigung bei Simmons ist Martin Wessel
in großem Vorsprunge. Simmons hält ihn warm, Simmons zieht ihn zu Rate, Simmons läßt ihn schalten zu

eigenem Nutzen, und das Gelingen hebt den Hinkenden; fast plötzlich wächst sein Ansehen im Vereine, und von der Arbeit und aus dem Vereine bringt Martin Wessel immer mehr lachende Bestimmtheit mit in das Haus.

Nein, es geschieht nichts auseinander und nichts gegeneinander und nichts getrennt, dennoch wechseln die drei Menschen unmerklich und an jedem Tage und fast in jeder Stunde ein wenig ihre Plätze zueinander, so wie jedes Wesen an jedem Tage und in jeder Stunde unmerklich älter wird.

Dann erhält Cornelius Friebott eines Morgens einen Brief aus Indwe, nicht von Piet Potgieter, sondern von einem Notare. Der Notar schreibt, durch eine Drahtung von Beaufort West aus sei vor etlichen Wochen mitgeteilt worden, Herr Cornelius Friebott aus Jürgenshagen in Deutschland, der im Jahre 1898 bei dem Herrn Petrus Potgieter in Indwe als Tischler und Zimmermann und in den Jahren 1898 und 1899 bei weiland Frau Carlotta Prinsloo auf der Farm Onverwacht, nahe Lindley im früheren Oranjefreistaate, als Farmverwalter gearbeitet habe, befinde sich in Johannesburg. Unter der Hand angestellte Nachforschungen des Herrn Petrus Potgieter hätten ergeben, daß diese Drahtung dritter Hand anscheinend Zutreffendes berichte. Da es sich aber um einen nicht ganz geringfügigen Betrag handele, der von der verstorbenen Frau Carlotta Prinsloo an den Briefempfänger geschuldet werde und bei Kenntnis des Aufenthaltes längst zur Auszahlung gekommen wäre, ergehe die Aufforderung zu eigenem Erscheinen und eigener Empfangnahme oder zur Einsendung von Beweisstücken.

Cornelius Friebott erzählte beim Abendessen von dem Briefe.

Martin Wessel sagt, wie man so Sachen hinspricht: „Mensch, da kannst du dir eine Farm in Deutsch-Südwest kaufen, die Plätze sind dort noch nicht teuer.“ — „Farm in Deutsch-Südwestafrika? — Farm in Deutsch-Südwest-

afrika?" — Ilsabeth horcht, Cornelius Friebott horcht, und selbst Martin Wessel fühlt widerwillig, trotzdem er sich in Gedanken wehrt, daß das fast gleichgültige und ganz absichtslose Wort wie ein Stoß wirkt. Cornelius Friebott sagt nichts mehr von dem Briefe, Ilsabeth sagt nichts mehr von dem Briefe und Martin Wessel straft sein Denken dadurch selbst Lügen, daß er, während die andern noch stumm sind, hastig ganz neue Gesprächsgegenstände herbeischleppt, und also alles tut, um die an sich harmlosen Worte mit vielen anderen Worten zu begraben.

Aber eines nahen Abends —, der deutsche Konsul und die Behörden haben gleich bestätigt, und der Notar hat sofort die Auszahlung veranlaßt, — kann Cornelius Friebott erzählen, er habe den Scheck von Indwe empfangen, der Scheck betrage für rückständiges Gehalt samt aufgelaufenen Zinsen vierhundertfünfzig Pfund. Und nun sagt Martin Wessel aus irgendeinem unwiderstehlichen Drange heraus absichtsvoll: „Vierhundertfünfzig Pfund, neuntausendundneunzig Mark? Das ist eine hübsche Summe, du Glücksmensch. Ja, für diese Summe würdest du unzweifelhaft eine Farm in Deutsch-Südwest erhalten, du könntest damit jedenfalls anfangen. Ich habe erst neulich von den Landpreisen dort gehört. Und zunächst ist überhaupt nur eine Anzahlung zu leisten." Dieses Mal ist Cornelius Friebott der Wegsprecher, er redet von dem englischen Arbeiter, dem er die richtig miteingegangenen drei Pfund Belohnung mit einer ebenso hohen Zulage nun schleunig zusenden werde.

Am folgenden Abend will es der Zufall, daß Cornelius Friebott, dessen Werkstätte entfernter liegt und dessen Arbeitszeit eine halbe Stunde länger dauert, vor Martin Wessel heimkehrt, was noch nie geschah. Ilsabeth Rödden und er sind zum ersten Male seit der Reise allein. Schon während er sich wäscht, kommt Ilsabeth an

seine Türe. „Ich muß dich etwas fragen. Es geht mir immerzu durch den Kopf. Was hat Martin gestern gemeint? Hast du etwas mit ihm besprochen?“ Cornelius Friebott antwortet: „Was soll ich mit Martin besprochen haben?“ Ilsabeth sagt: „Ja, ja, daß du fort willst...“ Es klingt gepreßt, es klingt mühsam, es klingt fast wie unterdrücktes Weinen. Cornelius Friebott entgegnet: „Ilsabeth, ich habe nichts besprochen...“ Und er fügt hinzu: „Ich komme gleich“; und denkt: „Fort? – Fort? –“, und denkt es plötzlich beinah mit Freude.

Denken ist leichter als sprechen, und sprechen durch die Türe ist leichter als das Gespräch neu anknüpfen und weitertreiben, wenn man beieinander steht unter dem Vordache. Außerdem muß Martin Wessel jeden Augenblick kommen, außerdem kann jeden Augenblick draußen jemand am Zaune vorbeigehen. Sie strengen sich beide an, über Dinge des Hauses und Gartens und der Straße eine Unterhaltung zu führen. Aber Martin Wessel bleibt aus, und es wird dämmerig und wird dunkel von der Herbstnacht. Cornelius Friebott sagt: „Martin hat jetzt allerlei im Vereine, er wird hingerufen worden sein.“ Da faßt Ilsabeth unversehens seine Hand. Sie sagt leise: „Ich kann ihn nicht heiraten, so lange du hier bist...“ Cornelius Friebott ist betroffen: „Oh, hat er mit dir gesprochen?“ Sie verlangt: „Komm herein!“, und läßt das Schloß der Haustüre in den Riegel schnappen, so daß einer, der in das Haus will, den Klopfer rühren muß.

Sie sagt: „Es ist kein Licht nötig.“ Sie sagt: „Junge, wir müssen jetzt einmal reden...“ Sie sagt zu des Hörers Erstaunen: „Junge, du hast dich hier verlaufen. Du mußt hier Schluß machen!“ Sie sagt: „Du bist nur noch mit dem Trotze und mit der Treue und vielleicht noch mit Unentschlossenheit hier, alles andere von dir ist schon aufgebrochen und weiter.“ Sie sagt: „Was ist das für eine Wirtschaft, daß du in die Werkstätte gehst, während Mar-

tin Wessel seinen Platz am Zeichentische hat? Und daß Martin den doppelten Verdienst heimbringt. Und du bist Görgen Friebotts Sohn, und er ist der Sohn von Bartolt Wessel, der den schwarzen Muck erschossen hat. Und wieviel hast du erlebt, und wieviel hast du zugelernt!" Sie sagt, und es soll gewiß leicht und spaßhaft tönen, und kommt doch nur flüsternd und mühselig zu Worte: „In einem Einzigen hast du dich nicht verlaufen, du hast mich ja gern, aber du hast dich niemals in mich verliebt!"

Cornelius Friebott sagt: „Nenne es lieb, Ilsabeth, nenne es lieb ..." Es bleibt eine Zeitlang stille. Danach sagt Ilsabeth ruhig: „Ja, wir müssen dennoch vorankommen, Junge. Auf diese Weise kann es nicht dauern." Ilsabeth sagt: „Es soll doch nichts ärgerlich werden zwischen uns dreien oder böse ..." Ilsabeth sagt leise: „Ich habe keine Angst um mich. Er ist ein ordentlicher Mann und er braucht eine Frau und er möchte sein Eigenes haben. Ich möchte, daß du zuerst sprichst, so lange er sich noch scheut. Er wird sich nicht lange mehr scheuen, denn jetzt ist er im Gange." Sie sagt: „Ach Junge, wenn du nur etwas eifersüchtig wärest, du hättest es längst gemerkt, aber du bist schon fort und aufgebrochen, das weiß ich genau." Sie spricht mit wachsender Leidenschaft: „Ich habe doch Angst um dich, Nelius, um dich habe ich doch sehr Angst; du hast es länger und schwerer als er, nur, ich will mir nichts mehr vormachen, ich gehöre nicht mit zu. Dagegen gehöre ich bei ihm zu, und irgendwo zu will ich auch gehören, Nelius." Sie sagt: „Aber liebhaben in der Stille, Junge, liebhaben, wie du es gesagt hast, mußt du mich dein Leben lang!" —

Martin Wessel kehrt spät heim, er sieht die Stube erleuchtet; durch das nicht fest geschlossene Gitterwerk des Holzvorhanges ist Nelius zu bemerken über einem Buche mit aufgestützten Armen. Martin Wessel pfeift vorsichtig und spricht gedämpft herein: „Nelius, mach' auf!" Da fährt der Gebückte zusammen und öffnet die besondere Türe

der Eßstube nach außen. „Ich bin in den Verein geholt worden zu einer wichtigen Sitzung. Übrigens, wir sollen das Haus hier noch sechs Monate länger haben. Die Leute bleiben ein ganzes Jahr in England. Weil wir es in Ordnung gebracht haben, soll es auf einmal sieben Pfund kosten für den Monat vom 1. Juni an. Na, ich werde mit Ilsabethen sprechen." Nelius sagt: „Ilsabeth war sehr müde, Ilsabeth hat das Fleisch für dich warm gestellt und Kaffee steht noch auf der Maschine." Nelius sagt nicht: „Was bin ich eben zusammengeschrocken, als du plötzlich vor dem Fenster geredet hast!" Nelius sagt nicht: „Gerade vor einer halben Stunde schien auch jemand draußen; es war nicht einer, es schienen mehrere, es waren nicht paßlose Kaffernlungerer auf der Straße, sondern fremde Menschen trachteten hereinzuglotzen." Cornelius Friebott sagt nicht: „Ich war vor der Türe, sehen konnte ich niemand; ich habe gar nicht gelesen, wie du glaubst, ich habe nur getan, als ob ich läse, ich habe gehorcht." Nelius sagt das alles nicht, weil es einen so lächerlich furchtsamen Klang hätte, und weil es immerhin sein kann, daß das Gespräch mit dem Mädchen, samt allem Drum und Dran, einem nur den Kopf verwirrte und einen trieb, Gespenster zu sehen. Außerdem ist irgendwie die Unterhaltung mit dem Genossen, obgleich dieser sehr sprechlustig erscheint, zu schwer geworden. Man muß doch denken, man muß das trotz alledem denken, der einzige Frauenmensch, den man hat, soll nun ihm gehören. Dabei ist man selber schlapp vom Grübeln, und der andere redet daher von Tod und Teufel, als wenn alles in der Welt so ganz einfach wäre. Cornelius Friebott bleibt stumm sitzen. Martin Wessel erzählt jetzt eifrig von der Versammlung: „Es ist wieder um die Chinesen gegangen, die die Geldsäcke sich als Arbeiter in die Goldminen geholt haben. Die Geldsäcke können seit der Ankunft der Kulis immer mehr weiße Arbeiter entlassen. Die Geldsäcke können die Chinesen in den geschlossenen Lagern noch schlechter

halten als selbst die Kaffern. Bei den Kaffern mußten sie fürchten, kein Schwarzer käme ihnen wieder. Bei den Kulis müssen sie gar nichts fürchten. Kulis gibt es so viele wie Blattläuse, und sie sind gezwungen irgendwo hinzugehen, und werden nicht gefragt. Wir wollen uns gegen alles endlich wehren. Die Löhnung, die die Kulis verdienen, schleppen sie außer Landes, niemand hat hier einen Nutzen davon. Den Weißen und den Schwarzen wird die Arbeitsgelegenheit genommen. Und in den geschlossenen Chinesenlagern der Geldsäcke geht es einfach sündhaft zu. Wir müssen aber die übrige Bürgerschaft für uns gewinnen. Das ist doch auch grauenhaft, daß die Kulis eben Nacht für Nacht zu zweit und dritt aus ihren Sklavenlagern ausbrechen und sich weiße Frauen suchen und die sich wehrenden niederschlagen und die Männer ermorden. Freiwillige Wachttrupps sollen gebildet werden. Wenn die ganze Bewegung von allen Seiten richtig zusammengeleitet wird, dann muß die englische Verwaltung eingreifen und muß sich frei machen von dem Einfluß der Geldsäcke, und die Geldsäcke müssen wohl oder übel ihre gelben Sklaven wieder auf Schiffe packen und nach China zurückschicken ..." Martin Wessel sagt lachend: „Junge, dir sind die Augen zugefallen!" Cornelius Friebott erhebt sich, Cornelius Friebott bietet: „Gute Nacht!"

Nach einer Weile Halbschlummers pocht es an seine Türe und frägt gedämpft herein mit des Mädchens Stimme: „Ist Martin zurück?" Cornelius Friebott antwortet, wie er meint, bei klarem Bewußtsein: „Martin sitzt in der Eßstube ..." Das Mädchen erwidert: „Nein, das Haus ist ganz dunkel." Cornelius Friebott sagt: „Dann ist er schlafen gegangen ..." Das Mädchen sagt zögernd: „Dann habe ich ihn gehört," und schließt die Türe. Cornelius Friebott beredet sich in seiner Müdigkeit: „Ja, sie hat ihn gehört. Warum soll ich da aufstehen? Alles andere ist Unsinn, und Martin ist da, und Ilsabeth hat gar nicht gewollt, daß ich

aufstehe ..." Aber der einsetzende Schlaf ist ungut, er bleibt ein Quälen, als sei irgend etwas unterlassen, das nicht unterlassen werden durfte.

Und die Nacht gleitet weiter.

Martin Wessel ist nicht im Hause. Wenn Ilsabeth in sein Zimmer gesprochen hätte, sie hätte keine Antwort bekommen, und bei Drehung des Schalters und Erglühen des Lichtes hätte sich das Bett unberührt und das Zimmer leer gezeigt. Mit dem Hinkefuße ist das auf folgende Weise zugegangen und geht das auf folgende Weise zu: Martin Wessel hat nach dem späten Imbiß noch rauchend und noch voll Aufgewecktheit und Kampfeslust trotz der vorgerückten Stunde in die Zeitung gesehen. Und dann, ja und dann hat Martin Wessel ohne Mattigkeit und mit derberem Wesen und mit stumpferem Sinnen doch gespürt, langsam wachsend gegen seinen Widerwillen und gegen Selbstverspottung, daß etwas nicht in Ordnung sei. Es waren vielleicht kaum hörbare Laute, die ihm auffielen als ungewohnt in der Nacht dieses Hauses, und es waren vielleicht Augen mit bösen Süchten aus der Finsternis oder vielmehr die Berührung von bösen, süchtigen Blicken aus dem Dunklen, die fühlbar wurde. Es war nichts recht zu nennen, aber es gedieh dahin, daß Martin Wessel aufstand und sich gähnend streckte und daß er die Pfeife laut ausklopfte, wie ein Mann tut, der nun schlafen will, und daß Martin Wessel dann das Licht löschte und gegenüber in seiner Stube mit dem dichten Vorhangwerk das Licht aufflammen ließ, um es auch dort nach fünf Minuten wieder verschwinden zu lassen. Aber aus der Schlafstube schlich Martin Wessel zurück in die Eßstube und machte sich hinaus, ohne daß die Tür knarrte oder sang oder nur der Riegel knackte. Martin Wessel wartete in der Türecke. Martin Wessel dachte: „Wenn sie wieder herumkommen, kommen sie an diese Türe. Sie sind jetzt noch auf der anderen Seite und haben mein Fenster im Auge." Martin Wessel dachte: „Ja, verkehrt

war bestimmt etwas. Und es sollte mich mächtig freuen, wenn mir solche Brüderschaft einmal ins Garn liefe!" Martin Wessel dachte: „Wenn es zum Beispiel Kulis wären, von denen den ganzen Abend geredet wurde." Dem Wartenden fiel ein, daß der Schlagring in der Tasche wohl eine Waffe sei, daß aber ein schwerer Stock oder eine Schußwaffe doch größere Sicherheit gäbe. „Wenn ich jetzt erst einen Knüppel heraushole oder den Revolver suche, dann ist's vorbei, dann ist die Maus auf und davon." Martin Wessel wartete also: „Ein bißchen Geduld haben, ein bißchen warten muß man schon können."

Und die Nacht gleitet weiter.

Ganz stille bleibt es um das kleine Haus, ganz still von Menschen. Weil der Mond fehlt, sind nicht einmal Zikaden zu hören und auch Hunde blaffen nicht. Zu hören ist wie schwaches Rauschen des Meeres der Nachtgang der Maschinen auf den Goldfeldern und in der Nähe der gleichmäßige Doppelruf der Uhr-Unke, die wie Pendelschlag klingt und eine hundertjährige Standuhr vortäuscht in einem alten schlummernden Saale mit großen offenen Fenstern, wie es desgleichen hier gar nicht gibt. Dann klirrt es auf einmal straßab über einen Bauplatz weg, wo das nächste Haus steht.

Es klirrte, und Glas fällt ohne Zweifel nach.

Martin Wessel horcht, Martin Wessel findet das Gartengatter offen und schleicht auf der anderen Straßenseite dem Nachbarhause zu. Er verharrt wartend vor dem Hause. Aus dieser Richtung hat es geklirrt, jedoch an Ort und Stelle ist nichts zu merken. Überdies hat der Nachbar zwei scharfe Hunde im Hause und sie verhalten sich ruhig.

Martin Wessel merkt die Kühle und verspürt jetzt doch Müdigkeit und beginnt, sich über sich selbst zu ärgern: „Als ob ich Polizeidiener wäre, oder als ob es bei uns Schätze zu bewachen gäbe... Wenn ich im Bette liege, bin ich auch noch da..."

Vor dem eigenen Hause, von der anderen Straßenseite aus, hängt wieder ein verkehrtes Geräusch ganz kurz in der Luft, daß Martin Wessel wiederum stille steht und angestrengt hinhört. Aber dann gewinnt der Ärger die Oberhand. „Jetzt habe ich genug. — Im Hofe? Im Beischuppen? — Im Hofe, im Beischuppen und an der Küchentüre will ich in Gottes Namen noch nachsehen; dann Schluß und aus, und klirren und rutschen und schleichen soll es nach Lustigkeit."

Man kann um das Haus herumgehen zum Hofe am Eßzimmer vorbei, aber die Pforte vom Garten zum Hofe öffnet sich schlecht. Man kann auch von einem neuen Querwege aus auf den Hof gelangen. Martin Wessel geht vorsichtig den Querweg, vorsichtiger als er schon selbst für nötig hält.

„Ja, da soll doch der Teufel dreinschlagen, da war doch Licht in der Küche wie von einem angerissenen und gleich wieder verlöschenden Streichholze, und da ist auch Bewegung." Martin Wessel tappt sich sehr rasch am Zaune entlang. Und der Hof steht offen.

Martin Wessel erinnert sich: „Auf dem Klotze habe ich heute morgen vor dem Frühstück Holz gespalten; und wenn Ilsabeth das Beil nicht hereingenommen hat, steckt das Beil im Blocke." Und er greift und faßt das Beil und springt vielleicht mit einem unbewußten aufgeregten Anrufe auf den Kücheneingang zu und gerät mit Fuß und Arm und Körper an geduckte Kerle, an gurgelnde und zwitschernde und klammernde Kerle, die an Beine und Kehle und Hoden sich zu krallen versuchen; und Martin Wessel keucht und hackt und tritt und flucht und hackt und keucht und tritt, zum richtigen Hilferufen ist zunächst gar keine Zeit und Möglichkeit...

Drinnen im Hause schreit Ilsabeth. „Nelius, Martin, es ist einer in meinem Zimmer! Nelius, Martin, Nelius, Martin...!" Die Schreie werden schrill und ohne Inhalt,

daß ein Hörer wohl verstünde: „Jetzt wird die Frau gejagt, jetzt ist ein fremder Kerl hinter ihr drein und trachtet sie zu packen und zum Verstummen zu bringen. Und Möbel werden angestoßen und umgestoßen.“

Und Martin Wessel wehrt sich und hackt, und das Gemengsel gluckst und stöhnt und zwitschert und wird feucht, und Martin Wessel hört das Mädchen ...

Cornelius Friebott fährt auf aus dem Schlafe: „Was? Was?“ Und reißt die Türe auf: „Ilsabeth! Ilsabeth!“ Und gibt Licht; und da, da fährt ein flüchtiger Kerl auf die Küche zu, und Ilsabeth lehnt zitternd mit wirrem Haare und zerrissenem Nachtzeuge und entsetztem Gesichte an der Wand und schreit wieder auf: „Nelius, jetzt bringen sie Martin um in der Küche ...“ Und folgt dem anlaufenden Freunde.

„Martin ...!“ „Hilfe, mach um Gottes willen Licht, ich werde den Hund nicht los.“ „Da ist einer hinaus ...“ „Jetzt warte!“ Martin hackt, Ilsabeth gibt Licht, Cornelius Friebott hat zugepackt.

Es ist alles gleich zu Ende. Ein widerlich anzusehender blutiger Kerl liegt auf dem Boden, Cornelius Friebott kniet auf seiner Brust und preßt die Oberarme nieder, obgleich das kaum mehr nötig ist; und Martin Wessel erhebt sich, schwankend und mit blutendem Kopfe und Gesichte und mit blutenden Händen und mit aufgerissenem Kragen und auch sonst mit zerrissenen Kleidern; Ilsabeth sagt: „Ach Gott, was ist ihm geschehen ...?“ Martin Wessel ist gemeint.

Ilsabeth hastet fort und kommt und hat einen Kittel übergeworfen und trägt ein Waschbecken und stellt es auf den Küchentisch, daneben Martin schwer atmend sich auf den Stuhl gesetzt hat. Sie tupft und wäscht das Blut ab aus Biß- und Kratzwunden im Gesicht und am Kopfe. Martin merkt sie kaum. Cornelius Friebott sagt: „Der liegt jetzt ganz ruhig.“ Er fordert: „Gib mir bitte die Wäscheleine herunter, Ilsa; falls er sich verstellen will,

falls er zu rasch wieder aufwacht." Und er wickelt die Leine um Arme und Schenkel. Martin Wessel wird frischer, Martin Wessel sagt: „Es war aber nicht nur der..." Cornelius Friebott sagt bei der Arbeit: „Der andere Bruder ist entwischt..." Martin Wessel sagt: „Nein, das weiß ich genau. Der, der entwischt ist, der war schon binnen bei euch, vor der Türe hat es welche gegeben." Ilsabeth sieht hinaus. Der Lichtkegel steht ja zur Türe hinaus, Ilsabeth erschaudert und stöhnt. Cornelius Friebott sagt: „Sind da wirklich noch welche?" und faßt das Beil, und sagt gleich über die Schulter: „Du brauchst nicht zu erschrecken, Ilsabeth, diese zwei tun sobald keinen Schaden mehr..."

Es ist einen Augenblick von Worten ruhig, während Cornelius Friebott an den dunklen Körpern vor der Türe prüft und Ilsabeth Blut zu stillen sich müht. Es ist im und am Hause von Worten ganz ruhig, und deshalb ist hereinzuhören, wie nah und fern die Hunde wütend bellen, wie ein Gebell das andere weckt, und wie im Schlafe aufgestörte Menschen in die Nacht hineinknallen, um das eigene Anwesen für Überfall und Räuberei und Dieberei uneinladend erscheinen zu lassen. Wenn Ilsabeth nicht so verstört wäre und Martin nicht so heftig blutete, wenn sie zu dritt nach einer guten Rettung zusammenstünden, müßte ihnen dieser verspätete, wichtigtuerische Lärm ein wenig lächerlich erscheinen. Aber er läßt statt dessen das Mädchen noch mehr erschauern; und sie stößt einen neuen Schrei aus, als auf dem Querwege Männerstimmen laut werden und auf englisch in den Hof rufen: „Was ist bei euch geschehen?" — Cornelius Friebott antwortet: „Die Chinesen haben bei uns Besuch gemacht!"

Und dann kommen Fremde herein in den Hof und drängen sich um Friebott und die zwei Körper draußen und leuchten und schwatzen, und dann prescht einer zu Pferde heran, und der Polizist reitet auf den Hof und springt ab: „Was gibt es hier?" Und dann treten die fremden Men-

schen in die Küche. Einer sagt: „O there is a lady! Oh, da ist eine Dame!“ Und sie entschuldigen sich und weichen hinaus, und Cornelius Friebott und der Polizist kommen herein, und die anderen gaffen von draußen und erklären an Hinzukömmlinge, und der Polizist starrt mit fast törichter Miene auf den umwickelten dritten Chinesenkörper in der Küche, der sich immer noch nicht regt, und starrt auf den sitzenden und blutenden weißen Mann, und nimmt und betrachtet das Beil und fragt nicht besonders kluge Fragen. Es ist ein ziemliches Durcheinander.

Und dann wird ein Arzt gebracht aus der Nachbarschaft, und vom Arzte und von dem Mädchen wird Martin Wessel in sein Zimmer geleitet und auf das Bett gelegt, obgleich er sagt, er habe das nicht nötig, er sei schon wieder beieinander. Und dann kommt mehr Polizei, und kommt ein Wagen, und der Arzt wird hinausgerufen, und die zwei Körper werden aufgeladen, und die Gaffer werden aus dem Hofe gewiesen, und dann wird auf des Arztes Anordnung auch der wiederauflebende Kerl aus der Küche hinausgetragen und weggefahren, und die Polizei sucht noch das Haus ab und den Schuppen; und endlich wird die Küchentüre mit dem zerstörten Schlosse angelehnt und ein Polizist nimmt auf dem Querwege seinen Wachegang auf...

Um vier Uhr morgens ist es von neuem ganz stille im Hause. Martin Wessel schläft bei ruhigen Atemzügen. Kopf und Hände sind verbunden. Cornelius Friebott sagt: „Ilsa, du mußt jetzt auch zu schlafen versuchen. Wir müssen jetzt beide schlafen. Lasse die Türe offen, ich lasse bei mir offen...“ Das Mädchen jammert leise in sich hinein... Cornelius streichelt und bittet, und sie tut sich hin, nicht auf ihr Bett in ihrem Zimmer, aber auf das Sofa in der Eßstube, und Cornelius Friebott bleibt bis fünf Uhr in ihrer Nähe sitzen, damit sie Ruhe gewinnt.

Cornelius Friebott denkt im Verlaufe dieser Stunde und auch später im eigenen Zimmer beim letzten Versuche einer

Rast: „Wenn ich gewarnt hätte, hätte alles nicht zu geschehen brauchen; wenn Martin Wessel sich auch zur Ruhe gelegt, wenn Martin Wessel sich auch nicht weiter gekümmert hätte, was wäre dann mit ihr und uns geworden?" —

Schon die ersten Zeitungsberichte sind zum Teil nicht ohne Zähneknirschen zu lesen, obwohl die Stimmung der großen Mehrheit der Bevölkerung durch die fortgesetzten Vergewaltigungen, Morde, Überfälle und Einbrüche der geschlechtshungrigen und geschlechtstollen Kulis gereizt ist und die Federfuchser auch der Geldsackpresse dieser Stimmung Rechnung tragen müssen. Aber sie verstehen, die Sache niederträchtig anzupacken: „Am äußersten Ende der Goldstadt, wo die kornischen Bergleute und andere sich ihre Häuschen bauen, um in glücklichem Familienleben bei Weib und Kind dies neue britische Land zu einer wirklichen britischen Heimat zu machen, steht ein einsamer kleiner Holz- und Eisenbau. Der Bau wurde ebenfalls von einem jungen englischen Arbeiterpaare errichtet, und schon die glückliche, fleißige Gartenanlage läßt reinlich glückliche Menschen ahnen. Der Tod der Eltern rief das Paar auf einige Zeit nach England. Ein holländischer Agent übernahm die Vermietung. Das kleine, reinliche englische Haus gelangte auf solche Weise in die Hände von Ausländern. Es scheint drei Leute zu beherbergen, zwei Männer und eine Frau. Sie sollen alle drei aus einem deutschen Hinterwalde stammen, und das hat ihre Gemeinsamkeit herbeigeführt, denn die Männer sind nicht Brüder und die weibliche Insassin ist mit keinem ihrer beiden Hausgenossen verheiratet. Das vermietete Haus hat anscheinend vier Kulis einer Mine besonders angezogen. Sie brachen am Donnerstagabend aus ihrem Lager aus. Aber zu einer chinesischen Schandtat ist es dieses Mal nicht gekommen. Der eine Teutone und Hausgenosse, der unter den Sozialisten unserer Stadt einen gewissen Namen haben soll, scheint spät heimkehrend, wie man sich ausdrückt, Lunte gerochen zu haben. Die Einzel-

heiten müssen noch aufgeklärt werden. Als die Nacht laut wurde, und die britische Nachbarschaft und die Polizei und Dr. Tommy Smart, der bekannte Arzt und Politiker, dem durch Miete teutonischen Haus zu Hilfe kamen, um es vor Chinesengreuel zu bewahren, ergab sich folgender Tatbestand: Zwei Zopfträger lagen mit vielen Spaltwunden im Hofe hinter dem Hause als Leichen. Mitten in der erleuchteten Küche lag der dritte Kuli gleichfalls schwer verwundet und von den Armen bis zu den Füßen mit einem Tau umschnürt. Der vierte Mann, der angeblich schon bis in die Schlafstube der Insassin vorgedrungen war, sei, so teilten die Bewohner des Hauses bedauernd mit, ungestraft entkommen. Der obenerwähnte Verteidiger des gemeinsamen Herdes trug blutende Biß- und Kratzwunden am Kopfe und an den Armen zur Schau, und seine Kleidung war zerrissen; der gute Arzt nahm ihn zuerst in Pflege und wandte sich dann dem Umschnürten zu, der in das Gefängnis-Hospital überführt wurde. Die ganze, so nachdrückliche und folgenschwere Abwehr ist mit einem einfachen Beile ausgeführt worden. Die Kulis waren völlig unbewaffnet. Das Schloß der Küchentüre vom Hause zum Hofe war aufgesprengt. Die Polizei hat alsbald eine Untersuchung sämtlicher Räumlichkeiten des Grundstückes vorgenommen. Von dem vierten Kuli war keine Spur zu finden, indessen ist noch in der Nacht beim Versuche der Rückkehr in das geschlossene Lager einer nahen Mine ein Bezopfter festgenommen worden. Der seitens der Lagerverwaltung unverzüglich angestellte Rollenaufruf zeigte, daß in der Tat vier chinesische Bergleute fehlten. Die Identität muß freilich noch nachgeprüft werden. Der teutonische Verteidiger, und man darf vielleicht hinzufügen, berserkerhaft erschreckende Rächer der gestörten Nachtruhe seiner Behausung befindet sich außer jeder Gefahr. Die genaue Aufhellung des ganzen schaudervollen Geschehnisses wird weit und breit mit ungeheurer Spannung erwartet; es muß sich dann ergeben,

ob hier ‚Nebenumstände' mitgespielt haben. Die viel berufene chinesische Gefahr darf bei uns nicht wirklich werden, darin ist sich alles ohne Ausnahme einig; indessen ist es nicht britische Art, in Bausch und Bogen, und wo nur eine Seite gehört wurde, schuldig zu sprechen. Solche Bequemlichkeit mag anderswo geübt werden. Bei uns gilt für Briten und Bur, für Deutsche und Chinesen und Kaffern ein Recht und ein Verbot. Ja, selbst der vermutete Dieb und der Lüstling, welcher Herkunft er immer sei, hat Anspruch auf ein ordentliches Verfahren und Gehör, und das scheinbar wertloseste Leben ist vor Übermaß, vor Blutdurst, vor Rachegefühl und irgendeiner Leidenschaft geschützt." — Cornelius Friebott fragt: „Hast du das Zeug gelesen, Martin? Könnte es solche Giftmischerei bei uns geben?"... Martin Wessel zuckt mit den Achseln: „Ach, was ist da groß dran...? Bei uns tritt auch nicht jedem zweiten Deutschen ein Engländer auf die Hacken. Überdies ist alles doch nur bestellte Arbeit. Die Geldsäcke wollen ablenken. Die Geldsäcke wissen, daß ich im Vereine bin, und die Geldsäcke wissen, daß der Verein die Rücksendung der Chinesen betreibt." Cornelius Friebott sieht den Genossen sprachlos an. Wenn man seit der Nacht nicht wieder die große Achtung vor ihm haben müßte, vor seinem unbekümmerten Zufassen, ja, man könnte ganz irre an ihm werden durch die eine Leerstelle und Taubheit seines Wesens. Cornelius Friebott sagt nach Minuten des Schweigens: „Und Ilsabeth? Aber Ilsabeth?" Auf diese Frage antwortet Martin Wessel nicht. —

Bei der öffentlichen Verhandlung vor dem Drosten im Gerichtssaale, wo bestimmt wird, ob und wegen welches Verbrechens ein Angeklagter vor den Richter und vor die Geschworenen zu stellen sei, erlebt auch Martin Wessel seine Empörung; gut ist, daß wenigstens Ilsabeth den Verteidiger wie den Polizeihauptmann, der die Anklage vertritt, wenn beide nach eigener Meinung hitzig und scharf werden

und sich und den Hörern gefallen wollen, — und doch nichts anderes tun, als Wehrlose stechen, — nicht versteht. Die Wehrlosen sind bei dieser Verhandlung nicht etwa die beiden Kulis mit Schlitzaugen und Zopf in der Anklagebank, deren einer noch den halben Kopf verbunden trägt und sein Haaranhängsel verloren zu haben scheint, die Wehrlosen sind die drei deutschen Hauptbelastungszeugen: der Zeichner Martin Wessel, der Kunsttischler Cornelius Friebott, die Haushälterin Ilsabeth Rödden.

Der Saal ist gedrängt voll von Menschen. Die gleichmütig starrenden Kulis und ihre unverständliche, zwitschernde Sprache langweilen schnell genug. Der Nervenkitzel, die Aufregung, das Spiel wird von den drei Zeugen erwartet oder doch von dem Manne, der zweieinhalb Chinesen im Eintausche gegen ein paar Kratzer erschlagen hat und der hinkt, und von dem festen, gut aussehenden, deutschen Mädchen, das mit zwei Männern wohnt und einen Kuli bei sich im Zimmer hatte.

Es ist ein ganz merkwürdiges Verfahren. Man könnte zuweilen meinen, der Verteidiger und der Polizeihauptmann seien im stillschweigenden Einverständnis, nicht etwa die zwei Chinesen ganz weiß zu waschen, aber deren Beschuldigung erheblich zu erleichtern und als Ersatz eine Belastung des Hinkefußes herbeizuführen. Der Polizeihauptmann, ein nicht großer, dünner Kerl mit kleinem, gewichstem Schnurrbart, mit schmalem Gesicht und glänzender Glatze und unverschämter Krähstimme, geht, soweit Martin Wessel in Betracht kommt, das Geschehnis gleichsam vom Ende aus an. Er stellt im Kreuzverhör folgende Fragen: Wie Martin Wessel es erkläre, daß er von vier Männern, von denen angenommen werde, sie seien in verbrecherischer Absicht in ein ihnen ganz unbekanntes Haus eingebrochen, zwei Mann erschlagen und einen Mann fast erschlagen habe ohne eigene schwere Verwundung? Ob Martin Wessel an jenem Abend und vor dem Geschehnisse reichlich Whisky

oder auch deutsches Bier zu sich genommen habe? Ob Martin Wessel nicht selber meine, er habe die Notwehr überschritten? Ob es Tatsache sei, daß die Deutschen das Leben farbiger Mitmenschen gering einschätzten? Wie Martin Wessel es denn erkläre, daß zwei Kulis schon im Hofe von ihm erschlagen worden seien? Er sähe doch gar nicht aus wie ein Goliath und habe ein körperliches Gebrechen, und da bleibe es unwahrscheinlich, daß er zwei oder gar drei Mann Brust gegen Brust gegenüber gestanden haben sollte. Hätten nicht die anderen Hausbewohner von Anfang an mitgewirkt? Hätte nicht vielleicht — „Sie sagen unter Eid aus!" — irgendeine Beziehung zwischen dem Hause und zwischen den Chinesen schon vorher bestanden oder irgendeine Vereinbarung, über die es etwa zum Streite gekommen wäre? Sei Opium im Hause oder Schnaps? Sei je Opium oder Schnaps vom Hause aus verkauft worden? Hätten die Chinesen, etwa aufmerksam gemacht durch dritte Personen, irgendeine begehrenswerte Leistung in dem Hause erwarten können? — Selbst dem Drosten ist diese ungewöhnliche Fragestellung des Polizeihauptmannes erstaunlich. Er schüttelt etliche Male den Kopf. Er spricht es einmal aus: „Ich verstehe nicht recht, worauf Sie eigentlich zielen." — Der Verteidiger der Chinesen, der Rechtsanwalt Alexander von der Advokatenfirma Alexander & Hurwitz, weist zu Anfang der Verhandlung darauf hin, daß die Angeklagten sich nicht schuldig bekennen können im Sinne der Anklage. Sie seien aber, um eine volle Aufklärung zu ermöglichen, zu gewissen Eingeständnissen bereit. Sie seien aus dem Mannschaftslager ihrer Mine ausgebrochen. Sie seien ausgebrochen, was sie nicht verheimlichen wollten, um sich käufliche Frauen zu suchen. Sie seien ortskundig. Sie hätten sich eben im Hause geirrt. Sie hätten das Haus aus Ängstlichkeit eine Weile beobachtet. Sie hätten durch das geöffnete Hofgatter Eingang gefunden, und auch die Küchentüre habe offen gestanden. Absichtsvolle Verbrecher, zu

der sie die Anklage stempeln wolle, hätten Werkzeuge oder Waffen bei sich geführt. Aber weder Werkzeuge noch Waffen seien bei den Angeklagten gefunden worden, und die Anklage versuche das auch nicht zu behaupten. Ganz unerwartet, ganz erschreckend sei ihnen der wütende Angriff des Hauptbelastungszeugen gekommen, und zwar von rückwärts, vom Hofe aus. Daß sie sich gegen einen vermuteten Amokläufer zur Wehr gesetzt hätten, könne ihnen nicht verargt werden. Auch ein Kuli lasse sich nicht ergeben abschlachten. Daß der eine Genosse sich vorgewagt habe bis zum Zimmer der weiblichen Insassin des Hauses, werde nicht bestritten, aber was sei der weiblichen Insassin geschehen? Das Nachtgewand könne bei der Flucht zerrissen sein. — Im Kreuzverhöre tastet er Martin Wessels Wegen nach bis zum Abend des Überfalles. „Sind Sie deutscher Sozialdemokrat? Sind Sie einer von den Ausländern, die in dieses Land kommen, um unter einer ruhigen Bevölkerung politische Unzufriedenheit zu erregen? Spielen Sie nicht eine gewisse Rolle in einem internationalen sozialistischen Klub dieser Stadt? Hat Ihr Verein sich den Kampf gegen die Chinesenarbeit in den Goldminen zum Ziele erkoren? Ist Ihnen nicht bekannt, daß von einer gedeihlichen Entwicklung der Goldminen das wirtschaftliche Wiederhochkommen dieses Landes und mittelbar jedes einzelnen abhängt? Besitzen Sie kein Verständnis dafür, daß die Einfuhr der Chinesenarbeiter für die Entwicklung der Goldminen und also zum allgemeinen Besten geschieht? Kamen Sie am Abend des angeblichen Einbruchs von einer Vereinssitzung? Wurde in dieser Vereinssitzung beschlossen, den Kampf gegen die Chinesenarbeit mit allen Mitteln aufzunehmen und die Allgemeinheit zur Teilnahme aufzureizen unter Verwertung einiger unliebsamer und sehr bedauerlicher Vorkommnisse? Waren Ihnen solche Vorkommnisse erwünscht, als einer öffentlichen Aufregung dienend? Verstehen Sie, was das heißt, unter Autosuggestion handeln?“

Jedem ist klar von Anfang an, daß Anwalt Alexander von der Advokatenfirma Alexander & Hurwitz an dieser Stelle ebensosehr die Geldsäcke und ihre Kulipolitik verteidigt wie die beiden Schächer mit den Schlitzaugen. Anwalt Alexander weiß selbstverständlich um diese verbreitete Erkenntnis. Anwalt Alexander von der Advokatenfirma Alexander & Hurwitz weiß indessen auch, daß niemals vor einer englischen Menge, wenn es geschickt und gefällig geschieht, jene Kunst vergeblich ausgeübt wird, dafür der Brite das Wort hat, einen geräucherten Hering über die Spur ziehen, und dafür der deutsche Jäger sagen würde, die Fährte verwittern. Ach nein, die Hörer sind dann nicht allesamt so dummverwirrt und dummeifrig wie eine Meute, daß sie, im schlanken Verfolgungslaufe aufgehalten, stutzen und stöbern, um auf einmal mit vollem Geläute auf der falschen Fährte zu jagen; so ganz und gar tierähnlich geht es nicht zu. Sondern es freut die Menschen die Geschicklichkeit des Geistes und freut die Menschen die neue Gelegenheit zur Unterhaltung; und es freut die englischen Menschen am meisten, wenn die zweite Spur, darauf sie sich stoßen lassen sollen, eine ist, auf der sie durch Herkunft und Einrede gern laufen. Und es geschieht dann so: Niemand vergißt ganz, worum es ging, und was auf dem Spiele stand, aber da die Falschspur bequemer zu halten ist, wird die Jagd auf der ersten Fährte dünn und ziemlich ungefährlich für den flüchtigen Fuchs...

Martin Wessel läßt sich bei den verstörenden Fragen zu der Antwort veranlassen: „Ich bin britischer Untertan..." Ohne Zweifel ist in dem Satze eine Art Entschuldigung zu fühlen, ein Schutzsuchen als wie vorzeiten das Berühren eines Altars. Von einem Engländer gefiele es gut und riefe es Freunde vor. Aber Anwalt Alexander von der Advokatenfirma Alexander & Hurwitz kann erwidern: „Ja, Herr, Sie sind britischer Untertan — geworden. Aber Sie sind fremd geboren. Sie sind kein Eng-

länder.“ Sämtlichen Hörern, so unzufrieden die meisten von ihnen mit der Chinesenwirtschaft sind, und so empörend ihnen „die chinesische Gefahr“ erscheint, bereitet die Entgegnung des Anwalts Alexander von der Advokatenfirma Alexander & Hurwitz Behagen. Daß Anwalt Alexander auch nicht die Vorteile englischer Geburt und englischen Blutes genießt, kommt keinem in den Sinn. Höchstens Cornelius Friebott denkt daran.

Cornelius Friebott wird gefragt, ob er ebenfalls Sozialist sei, ob er sich im Kriege zu den Buren geschlagen habe, ob er besonders engländerfeindlich sei. Diesen wiederholten Fragen wehrt der Drost ab, sie seien zu weitgehend. Dagegen macht Eindruck auf ihn, daß Cornelius Friebott des Erlaubten zuviel getan habe, als der kampfunfähige Kuli, verwundet, auf dem Boden liegend, noch von ihm eingeschnürt worden sei in die Wäscheleine. Der Verteidiger der Chinesen und der Vertreter der hinter der englischen Fahne verborgenen Geldsäcke erkennt sofort, daß der Drost in diesem Punkte bedenklich wird und auf seine Seite neigt. Und also hämmert er mit Fragen, mit künstlichem Zorne, mit künstlicher Verachtung immer wieder auf die gleiche Stelle, und hämmert Zorn und Hohn und Verachtung in viele Hörer und etwas davon in alle Hörer hinein.

Ilsabeth wird nur gefragt: Zu welchem Zwecke sie nach Südafrika gekommen sei, und ob sie einen anderen Beruf als den der Haushälterin jemals ausgeübt oder jemals in anderer Weise Geld vereinnahmt habe? — Die zwei, die drei Fragen könnten ohne Vorgang einen harmlosen Menschen harmlos erscheinen. Wer aber die Gesichter beobachtet des Polizeihauptmanns und des Anwalts Alexander von der Advokatenfirma Alexander & Hurwitz, und wer auf den unverschämten Ton dieses Verteidigers horcht, und wer sich dem Mädchen zugehörig fühlt, dem muß das Blut in die Schläfen laufen, und dem müssen die Zähne sich hart aufeinandersetzen, und dem müssen die Fäuste sich krampfen.

Ilsabeth nimmt die Fragen harmlos auf, und auch der Drost scheint einfältig genug, die Fragen harmlos aufzunehmen. Der Drost beendet das Verfahren mit dem Beschlusse, die beiden Kulimänner sollen wegen Einbruchs vor den Richter und die Geschworenen gestellt werden und sollen bis dahin in Haft bleiben.

Die feindliche und die heiße, stickige Luft des Gerichtssaales fühlbar durchzitternde Stimmung gegen die drei Belastungszeugen oder wenigstens gegen die zwei deutschen Männer ist nach deren Vernehmung — trotzdem die wirklichen Angeklagten durch das Urteil des Drosten wieder in den Vordergrund gerückt wurden — so stark geblieben, daß die abwandernde Hörerschar vor den Zeugen auseinanderweicht und die drei mit kalten, harten Blicken aus den Augenwinkeln mustert.

Die drei gehen zehn Minuten schweigend, und die beiden Männergesichter sind zornrot. Martin Wessel gewinnt seinen Gleichmut am raschesten zurück. Er sagt: „Na ja, ich bin ja auch nicht hier, den Geldsäcken zu gefallen; und daher kommt alles!“ Und dann beginnt er mit Ilsabeth zu schwatzen und zu lachen. „Heute muß ich dir etwas kaufen, Mädchen, heute muß ich dich einmal wieder recht vergnügt sehen. Und zum Abendessen soll es auch etwas Besonderes geben zu essen und zu trinken, ohne daß du Mühe davon hast.“ Cornelius Friebott wird das Erlebnis nicht los, am empfindlichsten ist der Gedanke: „Was hat Ilsabeth von uns gehabt? Warum haben wir Ilsabeth nicht besser schützen können vor solcher Niedertracht? Ilsabeth muß eins sein mit einem, und ich bin im Wege.“ Cornelius Friebott sagt plötzlich: „Wenn ihr vorausginget, ich habe noch etwas vor...“ Und er läuft ziemlich unvermittelt von den Verwunderten fort. Martin Wessel schafft wirklich allerlei Schleckzeug an auf dem Heimwege. Ilsabeth zankt und lacht zugleich. Mettwurst in einer Dose, Kronsbeeren im Glas, einen Krug Salzgurken, eine Büchse

Spargel, Pumpernickel und Limburger Käse in verlöteten Kapseln, gute deutsche und im Vergleich mit englischen und amerikanischen Eßwaren sehr teure Sachen. „Aber ich muß das alles einmal wieder versuchen, und nun sei nur stille, Ilsabeth, ihr eßt das auch gern.“ Dann drei Flaschen alten Rüdesheimer von Deinhardt.

Cornelius Friebott kommt erst kurz vor dem Abendessen. Er sagt: „Ich wurde vorher nicht fertig, ich bin dann gleich zur Arbeit gegangen.“ Auch Martin Wessel hat nachmittags gearbeitet. Aber er ist früh nach Hause gekommen, um das Essen herzurichten, „zu dem ich euch heute einlade“. Es gerät auch alles zur Gemächlichkeit und heiteren Freundlichkeit. Ilsabeth sagt: „Seht ihr, ich habe es bei euch doch gut. In Jürgenshagen käme ich jetzt aus dem Stalle mit den andern, und wir wüschen uns die Hände und äßen in der Küche, und die Küche wäre meiner Schwägerin ihre. Und hier hat sich jeder in Ordnung gebracht, und es liegt ein Tischtuch auf dem Tische.“ Und sie sagt schon ein bißchen befangen durch schnelle Nebengedanken: „Ja, ich glaube, ich habe es jetzt sehr gut.“

Martin Wessel fragt, da der ungewohnte Wein noch in halben Gläsern steht und sie heißen, starken Kaffee trinken und die Männer rauchen: „Übrigens, Nelius, wo bist du heute morgen hingelaufen?“ — Da bleibt es einen Augenblick stille, Ilsabeth meint später bei rückwärts sinnenden Gedanken die kleine Stille noch oft zu hören. Dann sagt Nelius und blickt erst vor sich, aber dann frei von einem zum andern: „Ich bin auf dem deutschen Konsulate gewesen. Ich will den Plan mit Deutsch-Südwestafrika wahr machen. Und ich möchte im nächsten Monat dorthin.“

Und nach dem Worte wiederholt sich die Stille. Doch ist alles deutlich zu sehen: Daß die Freude rauschend aufklingt in dem Hinkefuße. Daß Ilsabeth Rödden denkt: „Jetzt ist das Jugendspiel ganz vorbei. Jetzt bleiben Martin und ich allein. Jetzt werde ich Martin Wessels richtige

Frau, und eines ordentlichen Mannes Frau will ich werden."

Und dann sprachen sie mit einem Schlage alle drei über die Abreise. Und Martin Wessels Rede klingt, als hätte sie sechs Beberbecker Vollblutpferde vor; Ilsabeth nippt häufiger als vorher an ihrem Glase, aber sie gewinnt bei freundlichem Lächeln und Raten eine fast königliche Haltung; auch Cornelius Friebott leert rasche Gläser und ist viel froher als er sich zugeben mag.

Eine gute Wegstunde von East London und abseits lag des Kaufmannes Hans Grimm einsames Haus. Das Haus war von Holz und Eisen. Das Arbeitszimmer mit den vielen Büchern und Bildern und den Gewehren und den Schlangenhäuten und dem Klubstuhle war nicht größer als zwei Schiffskammern; vom Schlafzimmer aus konnte einer bei richtiger Lage im Bette den Himmelsdom sehen, wenn er nur die Löcher in der Stubendecke und unter dem Firste, die der losgegangene Schrotschuß einer dummen Nacht gerissen hatte, hintereinander brachte; regnete es selten und richtig nach afrikanischer Weise, war allein das Fremdenzimmer wasserdicht. So oft Plum, der Kaffernpony, an den Holzpfeilern des Vordaches das zeckenzerbissene Fell scheuerte, knarrte und bebte das Haus. Die Farm um Wohnhaus und Stall bestand aus ein paar Hügeln und steilen Halden und tief eingeschnittenen Kloofs, die alle zum Flusse Nahoon hinunterliefen. Auf den Hügeln wuchs hohes Gras, im Grase wuchsen die vereinzelten Dornbäume, die zweimal des Jahres golden und duftend blühen, und ragten die braunen Ameisenburgen. An den Halden begann mit Milchbäumen und wilden Feigen und Stinkholz der dichte Busch und wurde in den Kloofs zur Wildnis. Unten zwischen dem Flusse und den Hügelfüßen und am

Ausgange der einen Kloof gab es ein zwanzig Morgen großes, einst gerodetes Stück Flachland, darauf der Vorbesitzer manche tausend Bananenpflanzen in Reih' und Glied gestellt und dazu Grimm einen Gemüsegarten angelegt hatte; indessen kam in einer Nacht der Fluß, den sonst nur das hereinspülende Meer in dieser Mündungsnähe breit und ansehnlich machte, von Wolkenbrüchen des Binnenlandes vollgegossen um achtzehn Fuß geschwollen angebraust und hängte die Kohlköpfe des Gemüsegartens in die Spitzen der Weidenbäume am Rande der Bananenpflanzung und hinterließ das Bananenfeld als Sumpf, daraus Felder Schilfes in die Höhe schossen; über des Schilfes Spitzen wob der große gelbe Webervogel seine Beutelnester und um des Schilfes Wurzelwerk siedelten sich ganze Froschheere an. In der Wirrung blieben die Bananen wohl stehen und trugen immer noch ihr Teil Früchte, am meisten für die Baumaffen und ein wenig für die Hausbewohner, doch Pflege war nicht mehr möglich oder die teure Arbeit nicht wert.

Aber diese Farm war für den Besitzer auch gar nicht zum gemeinsamen Nutzen da. Sondern er war aus der Stadt seiner Tagesarbeit mit Pferd und Boot und Hunden vor sechs Jahren herausgezogen, damit er wenigstens in den Feierzeiten das echte Südafrika höre und lerne und, wenn er schon ohne die geliebte Mutter und ohne Frauenkuß und unter englischem Volkstum und in ungeistiger Pflicht jahrein, jahraus verharren müsse, ein wenig Nahrung fände für seine Seele, besser als beides an Bridge-, Whist- und Skattischen, an Bars, in Klub- und Vereinsstuben und bei Tee und Tennis möglich wäre. Und in der doppelten Hoffnung und Erwartung hatte das Stück Erde, das Gott segnen und heimlich halten möge, so lange es irgend sein kann, nie betrogen. Zuweilen war in den kümmerlichen Jahren nach dem Burenkriege, als es nur Verlust und Verfall gab statt Vorwärtskommen, die grübelnde Ein-

samkeit freilich wie Gift zu spüren; zuweilen verdarben freilich verkehrte Gäste und gelegentliche Mitwohner, besonders wenn sie zänkische Trinker wurden, Wochen und Monate; zuweilen vor dem treuen Gaika Johnny und nach seinem Weggange brachte einen Leutenot in ärgerliche Lagen. Aber das Haus behielt doch den Posten hoch über dem Nahoonflusse, der sich durch Fels und Busch und Blüten und verwucherte Dünen durch das „Tor der Welt" zum Indischen Ozeane drängt oder also die Flut des Meeres empfängt und die Ebbe des Meeres hergibt; und das kleine Haus schaute doch aus Landhöhe weit hin auf die See im täglichen reichen Sonnenglanze und der silbernen Mondfülle und hörte die ewige Bewegung, das Andröhnen und Abrauschen und das singende Plätschern; und von der Brücke draußen ziehender nächtlicher Schiffe wiederum war das eine späte Licht der Schreibtischlampe zu bemerken und in der Morgenfrühe meilenweit hinaus das Sonnenblitzen der Fenster; und zu dem Hause hinauf sprach der nie ausentdeckte Busch mit seinen Tierstimmen und atmete das Gras und atmeten die Bäume und dufteten die Blüten; und die wilde Tierwelt mehrte sich bei aufgetanen Wasserlöchern; und die wilde Pflanzenwelt wagte sich ungestört zu Wuchs und Prächten. Und eigentlich war alles wie ein großes und nur nicht zusammengedichtetes wunderliches Lied, und die dreieckige warnende Rückenflosse des Haifisches über dem Flußspiegel und die quälenden Massen schwarzer Zecken an den Grashalmen und die Giftschlangen und Dürre und Unwetter und Pferdekrankheit gehörten zum Liede, darauf ein Herze schwamm.

Das Farmleben Grimms spielte sich so ab, daß er des Abends um acht Uhr herum, selten früher und oft später, von Arbeit und Stadt den Todeshügel herabgeritten oder herabgefahren kam. Auf dreihundert Meter gaben die Hunde Hals und preschten entgegen. Am Ende des umzäumten Kartoffelackers und am Ende der Zeile der rotblühenden

Tecomabüsche witterten sie den Zugehörigen, dann schnürten sie befriedigt zum Platze zwischen Haus und Stall zurück, um den Herrn dort zu empfangen und auf dem Wege vom Stalle zum Hause zu umschmeicheln. Den ganzen Winter durch und dazu noch viele Abende, die Hälfte des Jahres machte es aus, war Nacht bei der Heimkehr; und wenn Grimm den umsorgten Hengst Mazete ritt, scheute das schöne, große, edle Tier immer wieder spielerisch vor dem bekannten Gekläffe und dem Lichtbalken der Küche über dem Wege, und der Reiter hatte eine letzte Mühe, die bei Abgespanntheit selten erwünscht war. Mit Kleiderwechsel, mit Abendessen und Einschau in den Stall verging einige Zeit, dann kam der Spätabend: Die Wirtschafterin schlief, die Farbigen und die zahmen Tiere schliefen, Grimm versank in seine Bücher und in die Schriften, die die ferne Mutter sandte, oder er schrieb; und unter der Majestät der Nachtstunden und in sein Spiel und seinen Ernst und seine Andacht und seine Demut hinein genoß der entfesselte Geist die Stille und Freiheit des Raumes, die durch die offenen Fenster nicht weniger zu hören schienen als Meeressprache und Tierlaute.

Indessen ist Glück des Abends des Morgens Feind. Keine Kerze läßt sich zugleich an beiden Enden brennen. Zwar vordem die Sonne aus dem Indischen Ozean tauchte, wann das Wassergevögel vom Flusse aus schrie und die opalene und perlene Herrlichkeit des Himmels in das vorhanglose Schlafzimmer hineinspiegelte, sprang der Schläfer meistens unter dem Moskitonetze hervor an das Meerfenster, um an dem Wunder des kommenden Gottes in Ergriffenheit teilzunehmen, aber aus dem zweiten Schlafe weckte ihn die Wirtschafterin nur mit Mühe. Das Frühstück wurde stehend mit Hast verzehrt, der Hengst draußen wieherte und mußte auf und ab geführt werden, um seine Unruhe über das Warten unter Sattel zu meistern. Samstags war ein kleiner Unterschied, Samstags gab es die frühe englische

Heimkehr und dann Tontaubenschießen oder Ritt oder Segeln vor dem Winde und Rudern auf dem Flusse; danach grub sich der Bücherabend noch tiefer in Nacht und Morgen, und des Sonntags sah die Mittagssonne dem Schläfer ins augen-tote Gesicht, wenn nicht vorher die blaffenden Hunde und aufkommendes Pferdegetrappel ihn weckten und frühe Gäste anmeldeten; dann ließ er den Hufschlag am Hause vorbei und fuhr zur Hintertüre hinaus in die Badebütte mit Kalt-wasser unter dem Vordache, und die Farbigen sattelten ab und stellten ein, und die Wirtschafterin wußte schon, was sie den sei es lachenden, sei es erstaunten Gästen zu sagen hätte.

Als Cornelius Friebott zu Fuß den Todeshügel herunter kam, war es ein Sonntag zwischen Winter und Frühjahr und also wohl im August-September. Der Besucher waren weniger geworden durch die schlechten Zeiten. Wer mochte sich noch ein Pferd halten und wer mochte ohne Pferd den langen Weg laufen in Südafrika? Hans Grimm erwachte bei dem aufgeregten Gebell der vorüberjagenden Hunde, nicht nur Pondo und Tembu ließen ihren Ärger hören, auch Lady und Madame und Donna taten böse, und sie kehrten auch nicht um an der Tecoma-Ecke und trabten nicht mit kurzem Laute zum Hause zurück, sondern verharrten und schienen zu verwehren. Grimm wunderte sich, Humphrey, der englische Freund, der sich noch am öftesten herausfand auf einem seiner Ponys, hatte abgesagt, und es war auch kein Hufschlag zu vernehmen. Grimm dachte: „Ach was, ich bin noch viel müder als neugierig, und wahrscheinlich ist es ein schwarzer Kaffer mit irgendeinem Verlangen, oder die Affen sind über den Weg gezogen!“, und er schlief gleich wieder. Aber in den Schlaf war zu hören, daß die Hunde nun doch mit Gebelfer heran- und an der Rückwand des Hauses vorbeikamen, und daß eine fremde sichere Stimme beruhigte, und daß die Wirtschafterin und die Boys die Hunde an- und abriefen. Nach einer Weile klopfte Mrs.

Silcock an die Schlafzimmertür. Sie sagte auf Englisch: „Herr Grimm, es ist ein deutscher Herr da, er kommt von Johannesburg, er will nach Deutsch-Südwestafrika, Hoppe vom Beach Hotel hat ihn geschickt; er möchte einen Verwandten am Gonubie besuchen, er erzählt, seine Vorväter stammten aus Ödelsheim an der Oberweser wie Ihre Vorväter, er fragt, ob Ihnen sein Besuch recht sei?" Grimm antwortete: „Wenn er warten kann, bis ich fertig bin! Aber geben Sie ihm die Zigarren, und er soll sich auf die Stoep unter das Vordach setzen, vielleicht nimmt er sich ein Buch aus meinem Zimmer, oder er sieht den Nahoon und das Meer an in der Morgensonne, und dazu geben Sie ihm das Görzglas! Und sagen Sie ihm gleich, er solle nachher mit mir frühstücken!"

Beim Anziehen war zu hören, daß Mrs. Silcock in etwas holprigem Deutsch ihren Schwatzanteil an dem fremden Besuche nahm. Als Grimm heraustrat, saß der Fremde nicht rauchend und nicht lesend auf der Stoep, sondern er stand an eine der Stützen des Vordaches gelehnt und sah gefangen in die gewaltige Schönheit dieser Ansicht von Buschland und Fluß und Meer. Er war ein großer schlanker Mensch, gut gehalten, nicht auffällig als Deutscher. Da er sich rasch umwandte auf die Anrede hin, war das rasierte, längliche, ernste Gesicht mit dem kleinen blonden Schnurrbarte sehr braun, die grauen Augen saßen tief und ruhig und vielleicht ein wenig stolz über ziemlich schmalen Wangen, die ankommende Hand war ganz dunkel gebrannt und griff sehr fest. Grimm sagte vielleicht etwas verlegen: „Sie wundern sich wohl, daß einer so spät aufsteht, aber ohne Sie schliefe ich jetzt noch..." Der andere sagte: „Ja, es ist hier so schön..." Grimm mißverstand Augen und Wesen, er dachte: „Ach, bist du wieder einer von den Morgenprahlern, die sich selbst den Rücken klopfen, weil sie etwas früher sind?"

Durch den verkehrten Anfang und die Redeschwere des

Fremden kam die Unterhaltung beim Frühstücke kaum in Fluß. Grimm dachte: „Oh, du mein Sonntag! Und es gibt doch nur einen Sonntag aller sieben Tage, und sechs Tage vorher und sechs Tage nachher sind Kontor!“ Und er dachte, daß er mit dem Gaika Nyule in den Busch und in die Bananen habe gehen wollen, Schlangen zu sehen, und Affen zu rufen, und daß der Gaika Nyule ihm unterwegs verdolmetschen wollte, was nach Meinung der Gaikakaffern die verschiedenen Vögel im Hochzeitskleide sich und den Menschen zuschrien und zuflöteten, und auch was sie über die Menschen schwatzten. Und er dachte an Hauptmanns „Florian Geyer“, den er vor drei Nächten zum ersten Male gelesen hatte mit atemloser Erschütterung, und den er heute auf der Stoep über Fluß und Meer und der großen wilden Landschaft die Probe mit der Natur und dem hellen, weiten Tage machen lassen wollte. Und er dachte an die kleine eigene Geschichte „Mordenaars Graaf“, die in der Nacht fertig geworden war; und die an diesem oder dem nächsten Sonntage auch zu prüfen wäre, ob sie freie Luft und grellen Himmel und unverdorbenen Busch vertrüge.

Der Fremde aß so wenig, wie er sprach; die erste gemeinsame Mahlzeit wäre ohne das Tiervolk fast ärgerlich gewesen. Aber der junge schneeweiße Leghorn-Hahn kümmerte sich nicht um den Gast, sondern nahm den Platz auf der gewohnten Stuhllehne ein; die halbwilde Katze, die kein Anfassen zuließ, strich schnurrend um Grimms Beine; die Hunde saßen aufmerksam nebeneinander in der offenen Eßzimmertür nach der Stoep hin und warteten auf Bissen und warteten, daß die Katze etwa nach einem Griffe plötzlich zwischen ihnen hinausführe und gejagt werden könnte; und Plum scheuerte sich, und steckte den guten dummen Kopf zum Eßzimmerfenster herein; und hinter ihm standen zwei Maultiere Humphreys, Jan Bruin und Kaatje, die herausgesandt waren, weil sie sich in Humphreys Fuhrgeschäft zu keiner Arbeit gebrauchen lassen wollten, selbst nicht, wenn

die empörten, braunen Hottentottenkutscher sie unter den Schwanz bissen, und klappten mit den beweglichen Ohren; und Frankoline und wilde Perlhühner riefen aus dem Kartoffelacker; und also gab es fortwährend eine Anknüpfung, auch wenn die beiden Menschen sich befremdeten.

Aber nach dem Frühstücke auf der Stoep mit kurzen Pfeifen in den Fäusten und beim Geradeausblick der verschraubten Augen über Busch und Fluß und Ozean in die ungeheure Sonnenfülle des Himmels verschwanden Mißverständnis und Fremdheit, und gingen die Gedanken nicht wieder flüchtig. Cornelius Friebott begann zu sprechen; er sprach anfangs wie aus großer Ferne und mit noch tastenden Worten dann trotz Absätzen mit zunehmender Raschheit und gelegentlicher Leidenschaft, daß an den erhitzten Sätzen innere Gluten sich spüren ließen.

Nein, ein Hinerzählen ureigener Dinge zu dem Lauschenden war es nicht. Noch hatte Grimm die Empfindung, ein Fremdling gäbe sich etwa für ihn aus, sondern Cornelius Friebott sprach zum Lichte und zum Meere und vielleicht zu dem weißen leuchtenden Adlerpaare, das über dem Nahoone und den Bananen und dem „Tore der Welt" fortwährend die ruhigen weiten Kreise zog. Und das Licht und das Meer ließen, durchsonnt und rauschend, an den schweigenden Hörer gelangen, was ein von Wesen wortkarger Deutscher verwandten Blutes und gleichen Alters, aber größeren Schicksals in einer bewegten Stunde und an einem Wendepunkte des Lebens angelangt bekannte. Grimm kam aus altem Geschlechte, das jahrhundertelang unbedroht in Führerstellungen zubrachte und wie die andern alten Geschlechter an seine gute Bürgerlichkeit ein Recht zu haben glaubte. Er ahnte an diesem Sonntage vielleicht zum ersten Male, daß eine neue Zeit heraufgekommen sei, und daß einer, der nicht durch die Volksnöte gelebt habe, ein Führerwissen nicht länger habe, und wieder, daß seines deutschen Volkes unsagbar schwere und schwangere Geschichte nicht

mehr richtig aus den Glücklichen des Geistes, des Hofes, des Adels und des Besitzes vernommen werden könne, sondern erst ganz erlauscht werde aus dem Leben der jeweiligen kleinen Leute, wo jeder Druck drückt, und jegliche Schuld zur letzten Einlösung kommt und zu härtest jede Welle den letzten Aufschlag tut.

Beim Mittagessen kam die bequemere und erholende Rede auf die südafrikanische Friebott-Verwandtschaft, der Cornelius Friebott seit Jahren vergeblich nachgespürt hatte, und von deren gegenwärtigem Sitze am Gonubie er gerade vor seiner Abreise von Johannesburg zufällig erfahren hatte. Die unerwartete Entdeckung hatte ihn veranlaßt, statt Kapstadt oder Port Elizabeth East London als Abfahrtshafen nach Deutsch-Südwestafrika zu wählen; die Nachkommen von des Großvaters Bruder wollte er jedenfalls besuchen, bevor er Britisch-Südafrika verlasse; er wollte sie besuchen, weil in der Jugend so viel von ihnen gesprochen worden war, und weil sie unbewußt ihr Teil hatten an seiner Ausfahrt, weil von ihnen her Friebotts Kap der Guten Hoffnung den Namen trug, und nicht zuletzt um des Vaters und Großvaters und auch Urgroßvaters willen. Für ihre ausgelöschten Augen sollte gleichsam noch einer hersehen. Grimm sagte: „Ich verstehe nur nicht recht, wie die Friebotte von der Kapflachte hierher nach Kaffraria und also an die frühere Grenze gekommen sein sollen. Die Siedlung hier im Kaffernlande ist freilich deutsch, von Deutschen ist die ganze erste Arbeit getan worden, aber die ersten deutschen Siedler sind vor rund fünfzig Jahren hierhergekommen, und es handelt sich um ganz bestimmte Leute bei den drei deutschen Einwanderungen, die einander folgten, und sich schließlich hier mischten, und Ihre Friebotte wollen mir zu keiner passen. Aber es wäre seltsam, wenn der nicht gewöhnliche Namen zweimal in Südafrika vorkäme und die Leute am Gonubie also gar nicht Ihre Verwandten wären."

Und in seiner gelegentlich lehrhaften und nach der ganzen Entwicklung trachtenden Weise, die er vom erkenntnisfrohen und gelehrten Vater wohl geerbt hatte, sagte er: „Hier im Kaffernlande ist es nämlich seltsam genug zugegangen, und auch von hier wird ein Stück deutscher Geschichte zurückgespiegelt. Als die Engländer die Grenzen der Kapkolonie in ihren siebenzig Jahre währenden Kriegen gegen die Kaffern bis an die Flüsse Keiskama, Buffalo, Gonubie und Kei vorgetragen hatten, fand sich unter den Buren und Schotten und Iren und erst recht unter den Engländern selbst niemand, der Lust hatte, Siedler zu spielen an einer Stelle, wo nichts zu holen schien als Not, wo Krieg der beraubten Kaffernstämme fortwährend drohte, wo räuberische Einfälle sich häufig ereigneten, und wo bei einem Kriege und Aufstande die Kolonie zuerst verteidigt werden mußte. Die Briten hatten damals in England die in deutschen Ländern für den Krimkrieg angeworbene deutsche Legion unter dem General von Stutterheim auf der Hand. Rußland zuliebe wurde den Offizieren und Mannschaften, die das Abenteuer gesucht hatten und aus erstickender, tatenloser Luft herausstrebten, von ihren deutschen Heimatstaaten die Rückkehr verwehrt. Die britische Regierung schlug der Legion vor, die Mannschaften und Offiziere sollten Militärsiedler an der Kaffergrenze werden; die deutschen Abenteurer sollten pflügen und ihre Dörfer aufbauen mit dem Gewehre auf dem Rücken, die Offiziere sollten Dorfvorstände werden. So kam die erste deutsche Einwanderung hier zustande im Jahre 1856, und so kamen die deutschen Ortsnamen her, Braunschweig und Hannover und Potsdam und Hamburg und Wiesbaden und Berlin und Stutterheim und andere. Bei diesen Einwanderern kann kein Friebott gewesen sein. Der Versuch mit den Militärsiedlern mißriet. Die Masse hatte keine Frauen mit und fand keine weißen Frauen vor. Die Gefahr der Grenze hätten die Unruhigen gern ertragen, aber zu einem harten

Spatenleben taugten sie gar nicht. Das Abenteuer war viel kleiner, und ihr Afrika war viel nüchterner, als sie erwarteten; und da sie nun aus dem Wege saßen, wurden nach englischer Art die Zusagen an sie fast sofort vergessen. Es blieben wenige zurück und schafften sich ein, manche verlotterten, manche zerstreuten sich, der Rest ließ sich als Regiment nach Indien anwerben; die Grenze schien wieder leer zu werden, oder man kann sagen, sie schien ihren dünnen Weißen-Menschen-Wall von neuem zu verlieren. Da wurden rund viertausend ganz andere Deutsche auf das Wildland und in die verlassenen Orte der verschwindenden Legion gebracht. Der englische Gouverneur bestellte sie bei den Godeffroys; und das Haus Godeffroy in Hamburg holte sie zumeist in der Uckermark und Pommern zusammen aus landwirtschaftlichen Tagelöhnerfamilien, die um jeden Preis eigenen Boden gewinnen wollten. In ihrer Heimat war ihnen das Eigenland auf seltsame Weise entgangen: 1806 sollte in den alten preußischen Provinzen die Bauernbefreiung, wie man damals meinte, vollkommen werden; alle spannfähigen Bauernstellen, also alle Höfe, die Gespanne hielten und in irgendeinem Dienst- und Pflicht- und Leistungsverhältnisse zu einem Herrengute standen, sollten die letzten Dienstbarkeiten ablösen können und ganz freies Eigentum ihrer Besitzer werden. Indem der Staat den Bauern dieses Recht zubilligte, gewann das Herrengut das Recht, jede Bauernstelle, sofern der Eigentümer hierzu bereit war, aufzukaufen und dem Gute einzuverleiben. Man nennt das so, daß mit der letzten Bauernbefreiung auch der Bauernschutz des Staates aufhörte; denn die Regierung, die keine abhängigen Verpflichtungen der Bauern als zurecht bestehend länger anerkennen wollte, konnte freilich von den Gütern nicht erzwingen, daß sie die Bauernstelle mit Bauern besetzt hielten, wenn der Bauer sich selbst lustig zeigte, seinen nun frei gewordenen Besitz zu veräußern. Aber der Bauernschutz der Regierung hörte gleichfalls auf

für die spannlosen Landstellen, für die kleinen Beisassen, die Spannwerk nicht zu halten vermochten. Ihre Dienst-, Pflicht- und Leistungsverhältnisse blieben in Kraft, weil man meinte, diese seien für den Bestand der Güter und also für die Volksernährung notwendig; nicht bestehen blieb die Pflicht des Gutsherrn, die kleinen Stellen jedenfalls zu erhalten. Von dem Rechte, sie einzuziehen und zu erwerben, machten die Güter schnellen Gebrauch. Die Stellen wurden den Vorwerken einverleibt, und dann wurden die früheren zu Diensten verpflichteten Nutznießer einfache landwirtschaftliche Tagelöhner und erhielten Geld und Deputat, oder, die Stellen wurden zu kündbaren Pachtungen. Für die Güter war nicht der Landgewinn Zweck der Verdrängung, die Güter trachteten vielmehr in störenden neuen Zeiten sich Tagelöhner zu sichern, die, ohne Land und also ohne jenen einzigen, wirklichen Rückhalt der Freiheit, der im Besitze von Eigenland liegt, darauf einer trotzen und ohne Herrn sein täglich Brot sich holen kann, gezwungen seien ihre Arbeit zu verkaufen." Grimm sagte: „Bei der Regierung in Berlin sahen Weiterblickende die vielen kleinen Stellen halber Unabhängigkeit mit Sorgen verschwinden. Im Jahre 1850 kam dann ein Gesetz und versuchte die Versäumnisse der früheren Erlasse und Gesetze gut zu machen: die spannlosen Beisassen und Laßbesitzer sollten ihre Dienste ebenfalls ablösen und sollten freie Eigentümer ebenfalls werden können. Die Menschen selber waren auch noch da, nur hatten inzwischen die meisten sich ihres Landes begeben; sie begriffen erst nach dem neuen Gesetze, was ihnen geschehen sei. Sie hatten es vielleicht gar nicht schlecht als Tagelöhner mit festen Bezügen und nicht schlechter als ihre Väter, die als Entgelt für Dienste von Vater zu Sohn und weiter, die kleinen Landstellen innehielten. Jetzt, da der früher traumhafte Riesenwunsch wahrhaft und unbeschränkt eigenen Landbesitzes auf gesetzlichem Wege sich hätte erfüllen lassen, hatten sie für sich und die Nachkom-

menschaft die Gelegenheit ein für allemal verspielt. Und wo war denn in ihrer Heimat sonst Eigenland zu erwerben und gar noch ohne Vermögen und gegen Abzahlung?" Grimm sagte: „Aus diesen bitteren aber fleißigen Menschen, die um jeden Preis sich eine eigentümliche Scholle und soziale Ungebundenheit dennoch sichern wollten, bestand die zweite Schicht Einwanderer. Sie nahmen das erbärmliche britische Angebot mit Eifer an, danach sie zweihundertfünfzig Mark für eine Segelschiffüberfahrt und zwanzig Mark für den Acker Wildland in fünf Jahren entrichten mußten, und danach jedeinem eine ganz beschränkte Landmenge zugeteilt werden sollte; denn der Brite wollte aus ihnen nicht nur Grenzbewohner und erste Pioniere, sondern bei sparsamer Landzuteilung Arbeitshelfer späterer englischer Großfarmer gewinnen, die sich dann nicht auf die Kaffern verlassen müßten."

Grimm sagte: „Wie wären die Friebotte zu dieser Schicht gekommen, es sei denn höchstens durch Heirat? — Jene kleinen Deutschen haben die Grenze und das Kaffernland zur blühenden Provinz gemacht. In den siebziger Jahren kamen die Engländer nach als Händler und Großfarmer, und was sie nun alles sind, und überwucherten schließlich die Deutschen. Bei der Kapregierung war indessen die deutsche Leistung nicht ganz vergessen; zwar die versprochenen deutschen Schulen gab sie den Siedlern nicht, aber als in Deutschland das Sozialistengesetz in Anwendung kam und in der Welt wiederum bekannt wurde, es seien unruhige fortbegehrende Menschen in Deutschland zu haben, und als durch den letzten Kaffernkrieg wiederum Grenzland frei wurde, warb die Kapregierung noch einmal und setzte dieses Mal zu besseren Bedingungen an." Grimm sagte: „Ja, die Leute ließen ihren Sozialismus und ihr Aufbegehren zu Hause und kamen mit ihrem Fleiße und ihrer Genügsamkeit und ihrem Ordnungsbedürfnis, und wurden fast alle was, wie Deutsche immer, wo sie Raum haben.

Die Sozialisten kamen erst 1880, und zu denen passen die Friebotte am wenigsten zu."

Die beiden sprachen hin und her von dem Schicksale des deutschen Volkes, und wie es seltsam zutreffe, daß der Deutsche draußen sich immer geduldig zeige. Und dann beschlossen sie, zusammen an den Gonubie zu der Friebott-Farm zu reiten; denn Grimm war neugierig geworden auf die Verwandtschaft seines Gastes und auf ihre Wege in achtzig Jahren von der Oberweser bis an den Fluß Gonubie. Cornelius Friebott meinte, ihm sei die Begleitung recht; Grimm ritt seinen schönen Hengst Mazete und Cornelius Friebott ritt den Kaffernpony Plum, der in so raschem Paßgange dahintappte wie Grimms hochbeiniges Tier trabte.

Von dem Gastwirte am Gonubie wurden sie zurechtgewiesen. Die Farm lag gar nicht weit flußaufwärts. Der Weg ging eine Weile durch lockeren Busch und danach durch eine wohlgehaltene Pflanzung von Orangenbäumen; und dann war das große, weiße, einstöckige Wohnhaus zu sehen und die Beigebäude und die Hütten schwarzer Farmarbeiter und eine besonders mächtige, hohe Windpumpe, deren langsames Klappern und Quieken Grimms Pferd ärgerte und erschreckte, so daß der Reiter eine Zeitlang genug zu tun bekam. Aber weder der angesichts des Hauses scheuende Hengst noch Cornelius Friebotts Hinundhergang vor dem Hause reizte irgendeinen Bewohner zum Erscheinen. Bis auf die Windpumpe und die zwischen und unter zwei langen Frachtwagen sich bewegenden und staubbadenden Hühner und einige kullernde Truthähne und lockende Truthennen lag alles in schweigender Sonntagsstille und Rast, nicht einmal ein Hund bellte oder murrte hinter irgendeinem Verschlage. Der Hengst ließ sich zu dem Stallgenossen hinsänftigen, und Grimm stieg ab. Grimm sagte: „Alle Wetter, Ihre Friebotte hier haben es zu einem stattlichen Anwesen gebracht!" „Es scheint niemand daheim," antwortete Cornelius Friebott. Grimm flüsterte: „Wir wollen einmal ganz

stille sein, ich wette, es wird aus dem Wohnhause und aus den Hütten schnarchen. Und wenn junge Menschen zum Hause gehören, ja dann werden die irgendwo draußen sein, weil die Hunde fehlen." Und sie horchten und lachten; aus den Hütten freilich schnarchte es nicht, sie lagen wohl doch zu weit ab, dagegen meldete sich aus dem Hause ein kräftiger Schläfer an. Sie hingen die Zügel der Pferde an das Gitterwerk der Stoep und schlichen dem verräterischen Fenster zu. Der Schläfer saß fast am Fenster in einen Stuhl zurückgelehnt; er war ein starker Mann zwischen fünfzig und sechzig, mehr derb als fein mit dem offenen Munde. In der einen Hand hing knapp vor dem Falle eine Brille, und auf dem kleinen Tische dem Stuhle gegenüber war eine Bibel in deutscher Sprache und deutscher Druckschrift aufgeschlagen. Grimm fragte leise: „Na, kann er ein Friebott sein? Könnte er Ihres Vaters Vetter sein?" Cornelius Friebott zuckte mit den Achseln. Grimm flüsterte: „Wir wollen uns vorn hinsetzen neben die Pferde und wollen eine rauchen. Wenn dann noch niemand sich meldet, klopfen wir an und purren ihn auf." Gerade als eine Viertelstunde um war und die Wartenden eben beschlossen hatten, noch zehn Minuten zuzugeben, kam die Stimme, die unzweifelhaft zu dem Manne am Fenster gehörte und fragte englisch an: „He, ihr zwei Burschen, auf wen wartet ihr, zu wem wollt ihr?" Grimm entgegnete deutsch: „Ein Friebott will einen Friebott besuchen, und ich bin mitgeritten, ich bin Grimm von Martienssen, Grimm & Fraser in East London." Da kam der Mann heraus und bot die Hand und lud ihn in die Stube. Er sagte ungeschickt und nicht sonderlich freundlich, von der Firma habe er gehört und gelesen, daß sie in East London die deutsche Schiffslinie um Afrika vertrete; und Friebott heiße er gewiß, aber daß noch ein anderer hierlands den Namen Friebott führe, davon wüßte er nichts. Er sprach wieder englisch mit fremder Betonung, und Grimm hatte auf der Zunge zu sagen: „Reden Sie

doch deutsch, Mann!"; aber da fiel ihm ein, daß Cornelius Friebott an der Reihe wäre. Und Cornelius Friebott begann in deutscher Sprache bei eigentümlich suchender Stimme und bei Augen, die sich zuweilen schlossen, die Friebott-Herkunft zu erzählen, so wie er sie als Kind im Bramwalde und auf dem Heuberge vom Vater vernommen haben mochte. Und von dem wunderlichen und weiten Klange wurde nicht nur der Lauscher, sondern auch der Angesprochene deutlich bewegt. Als Cornelius Friebott innehielt mit seiner Erklärung, sagte der Farmer nickend: „Ja, dann ist das richtig, dann muß dein verstorbener Vater mein Vetter sein!" Grimm dachte, er werde nun, in Bewegung gesetzt, von dem eigenen und des eigenen Vaters Schicksal sprechen, und freute sich darauf. Denn ist der Einzelfall nicht immer viel bunter und menschlicher als die Wissenschaft vom Zusammengeschehen? Jedoch es kam anders, oder wenn vom Schicksal schon die Rede war, so gab es eine unerwartete Musik. Der Farmer kniff die Augen zusammen und sagte noch bei scheinbarer Ruhe und Betrachtung: „Also ist mein und deines Vaters Großvater Pfarrer gewesen und hat sein Teil getan, um Treue zu halten, und wir haben daher beide eine gute Abstammung. Wie ist das denn, daß von dem, dem er Treue zu halten trachtete, als er und die Großmutter starben, so gering für die Kinder gesorgt wurde?" Und er rief: „Neffe oder Vetter, oder wie ich dich nun nennen soll, ich will dir etwas von deinem Deutschland sagen; in deinem Deutschland stellen die großen Leute den kleinen Leuten von jeher vor: Seid treu und dienet eurem Vaterlande! Aber ihre eigene Treue und ihr eigener Dienst, die sind ganz verschieden." Und er sagte: „Nein, nein, in dieser Sache wird hier in meinem Hause nicht widersprochen, und wenn ihr beide böse Augen macht und euch beide auf die großen deutschen Worte besinnt! Ich bin nämlich älter als ihr beide, und ich habe meine Sache länger erlebt, und ich habe die eine Verwandtschaft

mit dir, Neffe, nicht zusammen, das ist meiner Mutter Verwandtschaft! Und was etwa mein Vater nicht erfahren hat, das konnte die Mutter beibringen." Und er sagte: „Ihr sollt die Farm ansehen, ihr sollt das Haus ansehen. Ihr sollt alles gut ansehen, ihr alle beide; ihr sollt euch erinnern, daß mein Vater als armer Junge und meine Mutter als armes Kind in das südafrikanische Land gekommen sind, und ihr sollt denken, sie hatten das Unglück, in Deutschland geboren zu werden, aber sie hatten die Gunst Gottes und das Glück, aus Deutschland herausgeführt zu werden, oder –", und er stellte sich breitbeinig hin und fuhr einmal rasch mit der Hand herum und stemmte dann beide Arme in die Hüften, „wie wäre ich nur mit Arbeit, mit nichts als dicker Arbeit in eurem Deutschland zu diesem da gekommen?" Er lachte künstlich verächtlich. Er sagte: „Dies ist alles geworden, weil es nicht in Deutschland ist, deshalb!" Und er sagte argwöhnisch: „Was wollt ihr eigentlich? Hat euch der Pastor geschickt, unser Pastor in Kwelegha, und sollt ihr trachten, mich in dieser Angelegenheit zu bekehren? Der Pastor Brünjes ist ein guter und tüchtiger Mann, der Pastor Brünjes meint nicht, daß einer seines Standes und Amtes vom Herrgott nur zu reden brauche, und daß das Schaffen und Gehorchen bei den andern sei; der Pastor Brünjes schafft von Gott. Ich will auch seiner deutschen Predigt gern zuhören, die deutsche Predigt und die deutsche Bibel bin ich gewöhnt von klein auf, aber ‚Heil dir im Siegerkranz' und ‚Deutschland über alles' und auch ‚Die Wacht am Rhein', die gehen mich gar nichts mehr an. Und was Pastor Brünjes mir nicht vorstellen konnte, daran spart euch jede Mühe."

Er ließ keine Zeit zum Einspruche, sein polternder englischer Redestrom mit der deutschen Betonung trieb rasch weiter und wurde besonders ungestüm, wenn ihm schien, einer der beiden Hörer wolle eine Abwehr wagen. Er blieb auch die Beispiele nicht schuldig, er erzählte von den Nöten

seines Vaters als Waisenkind und von dem traurig komischen Anfang des Vormundes und des Knaben, als beide weltfremd und hungrig und sprachunkundig in Kapstadt aus dem Segelschiffe stiegen vor zweiundachtzig Jahren und bei einem Buren in Arbeit gingen, zusammen für ein Fleischschaf in der Woche, das gar keinen Wert darstellte. Der Vormund wurde später ein kleiner Ansiedler auf der Kapflachte; aber den Vater trieb es weiter, bis er, schon in seinen Vierzigen, sich zu den Legionären an der Kafferngrenze schlug, und bis nach Abzug der Legionäre ihm die neue deutsche Einwanderung aus der Uckermark und Pommern endlich die Frau zubrachte. Die Frau war viel jünger, die Frau stammte aus einer früheren pommerschen Buschpächterfamilie, wie das damals hieß. Sie heftete den fast Fünfzigjährigen, der noch zu nichts gekommen war, an ein Stück Boden fest; sie gruben beide um mit dem Spaten, weil sie keinen Pflug und kein Spannvieh besaßen; die Frau lief in den Nächten den ganzen weiten Weg nach dem Regierungsorte nach King-Williams-Town hinein, die weiße Frau in Afrika, mit Gemüse in viel zu schwerer Kötze und werdenden Kindern im Leibe. Sie machte den Mann, nachdem er es über ein Lebensalter erfolglos anders versucht hatte, nicht zum Farmer, nicht zum Bauern, aber zum Landarbeiter — zum deutschen Landarbeiter in Afrika — wie ihr eigener Vater, wie ihre eigenen Brüder das vor der Auswanderung in Pommern und nach der Einwanderung im Kaffernlande noch waren. Und sie mit dem ungewöhnlich lebhaften Geiste goß in den so viel älteren Mann und in den Sohn und in die drei Töchter, die ihnen geboren wurden, den Zorn ihrer Eltern und Geschwister über den Verlust der vorväterlichen Pachtung in Pommern und über das verspätete Gesetz von 1850 und über den Zwang zur Auswanderung, wenn anders sie Land wiedergewinnen wollten, und über die lange und schlechte Seereise und über den Betrug der Werbung, und zu dem Zorne der Eltern

und Geschwister den eigenen Zorn, daß daheim in Deutschland ihre Kindheit vergällt und verbittert worden sei, und daß in dem afrikanischen Wunderlande sich gar kein Wunder anbot, sondern noch schwerere Arbeit und Wucherpreis und -zins für ein Stück Wildland. Die Frau lebte in solcher selbstgenährten Empörung, daß sie wahrscheinlich niemals merkte, wie es dennoch vorwärts gegangen sei in dem Zeitmaße von zwei Schritten voran und einem Schritte zurück und natürlich bei ungeheurer Anstrengung. In ihr Leben fiel noch alles: Das erste eigene Vieh und die aus Gelbholzstämmen roh und speichenlos gefügten Räder an den selbstverfertigten Wagen und die Viehherde und das lange weiße Haus am Gonubie und amerikanische Pflüge und die große Windpumpe zur Bewässerung und die australische Pferdekutsche zur Kirchenfahrt, und jedes gewonnen aus saurer Handarbeit. In einem einzigen schien ihr Zorn vorsichtig, er hütete sich, mit ihrem Neulande und dessen britischen Machthabern zu kämpfen, er verstand alle Schuld und Kränkung und Bitternis dem deutschen Geburtslande zuzuschieben. Die Schwiegertochter und also des Erzählers Frau war dann ein Legionärskind gewesen von den wenigen Zurückgebliebenen. Ihr Vater hatte den Rücktritt in das preußische Heer verweigert bekommen. Der Legionär hatte in seinem kurzen, ungeschickten afrikanischen Leben, das er doch nur in der Not auf sich nahm, um, da er nicht wieder preußischer Offizier sein konnte, nicht in England verhungern zu müssen, sich genug gegrämt. Bei der Tochter war der Gram und das soziale Herab zum harten Ärger geworden auch auf Deutschland. In dieser Weise kam hier alles zusammen. Und in den Teppich der höhnischen Abneigung, der doch eigentlich aus nichts bestand als aus den Farben verwundeter Liebe, waren, wie es fast immer zutrifft, wenn Geschlechterfolgen dergleichen weben, von ganz anderen erlebte und auch völlig erfundene Bilder und Muster hineingebracht.

Der Mann sprach bis in den Abend. Nach einem Rundgange über die Farm begann er gleich wieder; und den drei Söhnen und der Schwiegertochter, die nacheinander in die Stube traten, blieb nichts übrig, als dem gewohnten Liede zuzuhören und zu nicken und den deutschen Verwandten stille zu betrachten; zu Worte kamen sie wenig. Erst beim Abendessen, an dem teilzunehmen die Gäste genötigt wurden, gelang der Schwiegertochter eine Unterbrechung; sie fragte den neuen Verwandten nach dem Woher und Wohin, und Cornelius Friebott erzählte sein Afrikaerlebnis von Anfang an: Die Arbeitszeit in Jndwe, die Arbeitszeit auf Onverwacht, den Burenkrieg, die Jahre auf St. Helena, die Erfahrungen als wandernder Arbeiter im Freistaate und die Erfahrungen in der Goldstadt Johannesburg. Er erzählte alles etwas trocken und farblos und gleichgültig, wie dergleichen leicht klingt, wenn die kurze Sache angegeben wird und nicht die blutwarmen Menschen aufgerufen werden, mit denen einer bei seinen Lebenssachen zu tun hat. Grimm schien es fast, der Begleiter wolle die eigenen Feuer jetzt nirgendwo hindurchzüngeln lassen, und deshalb rede er so unpersönlich. Nach seiner Darstellung hatte Martin Wessel ihn zur Ausfahrt veranlaßt und noch etwas die Friebott-Erinnerung, und nach seiner Darstellung war er nun im Begriffe, nach Deutsch-Südwestafrika zu übersiedeln, weil er wohl erkenne, daß den Engländer die Überhandnahme der deutschen Zurmietewohner oder Einnister oder Einwanderer oder Wettbewerber, oder wie man sie sonst bezeichnen solle, in den von ihm und mit seinem Blute eroberten, beherrschten und regierten Teilen der Erde immer heftiger verdrieße und reize, woran er, Cornelius Friebott, dann nicht mitschuldig sein wolle. Und wenn im gleichen Maße die Engländer nach Deutschland und deutschen Gebieten kämen, was sie freilich nicht nötig hätten, wäre das den Deutschen auch nicht recht. – Trotz der nüchternen Erzählung horchten die Farmerleute gespannt zu.

Als Cornelius Friebott von seiner Teilnahme am Burenkriege auf seiten der Buren sprach, machte der Hausvater ein verdrießliches Gesicht. „So! Einer von denen bist du gewesen?“ sagte er. Er sprach wieder, als Cornelius Friebott das Ziel nannte. Er sagte spöttisch und rundum blickend: „Er will von der Freiheit in die Unfreiheit verziehen!“ Die Seinen schienen in dieser Ablehnung nicht ganz mit ihm übereinzustimmen. Zwar die beiden älteren Söhne und die Schwiegertochter wußten dieses und jenes Lächerliche und Ungünstige vorzutragen, das von Männern heimgeschrieben und zurückgebracht sei, die in Verbindung mit dem Aufstande das deutsche Gebiet besucht hätten; doch hinter ihren Späßen her fragten sie eifrig nach dem deutschen Neulande.

Die beiden Besucher ritten bei voller Nacht nach Hause. Gonubieabwärts bis zur breiten Transkei-Wagenstraße wurden sie von den drei afrikanischen Friebottsöhnen begleitet. Danach war es eine Zeitlang bis auf den wechselnden Hufschlag der heimwärts strebenden Pferde sehr stille zwischen ihnen. Grimm ließ sich von dem Nachmittage nachärgern; er schalt mit sich, daß er dem derben, zum Wohlstand gekommenen Manne bei seinem Zanke und Stanke gegen Deutschland nicht besser gedient hätte. Aber der Ärger war nur eine Maske des Grames, daß immer wieder von deutschblütigen Menschen die alte Heimat erbärmlich und verächtlich gemacht werde und gemacht werden könne. Grimm dachte: „Abzuurteilen und den Leuten wortgerecht zu kommen, ist für dich allerdings leicht genug. Du und dein Geschlecht, ihr seid der Heimat allerdings zu Dank verpflichtet, Jahrhunderte ein und Jahrhunderte aus; und der Zank, den ihr mit ihr haben könntet und du mit ihr hast, ist sehr gering, und daß ihr im großen und ganzen nach eurem Willen werden und eure Kräfte einsetzen konntet, wohin sie zielten, das scheint euch selbstverständlich. Nur — jenen ist es anders gegangen!“ Nach einer Weile hörte er

sich reden. Er sagte zu dem Gaste hinüber: „Daß Ihr Verwandter mit uns englisch sprach und daß das Haus sich englisch hält, das ist zu verstehen. Was wollen wir eigentlich von den Leuten? Sie sind britische Untertanen; deutsches Schicksal und auch deutsches Ungeschick, wie denn in jedem Schicksal sehr viel Ungeschick enthalten ist, haben sie zur Auswanderung und in den fremden Untertanenverband hineingetrieben. Die Schlechtesten und Dümmsten und Feigsten gingen gewiß nicht daheim fort, sondern diejenigen, die spürten, daß sie für eine größere Gelegenheit taugten, als die Heimat sie ihnen bieten wollte und vielleicht konnte. Nun, nachdem die erste Geschlechterfolge oder die beiden ersten Geschlechterfolgen die groben Sorgen überwunden haben, möchten die Nächsten natürlich mehr sein als geduldete Fremde und möchten etwas gelten in Staat und Gemeinde; und der Widerstand ist hier herum, wo keine Buren sitzen, am kleinsten, wenn sie englisch sprechen und auch untereinander englisch sprechen und mit dem englischen Afrikaner gehen, und das gleiche gilt für sie im Geschäfte. Und daß sie sich immer noch zum deutschen Gottesdienste halten und wegen des deutschen Gottesdienstes und der deutschen Bibel deutschen Sprachunterricht für ihre Kinder verlangen, das ist eine größere Hingabe an ein Ideal als mancher heimische Hurrapatriot zu leisten geneigt wäre."

Es war das Hinreden zum andern eigentlich Selbstgespräch, um die Angelegenheit loszuwerden und den linden, windlosen Abend noch genießen zu dürfen. Cornelius Friebott antwortete lange nicht. Als er sprach, zeigte sich, daß er sich die ganze Zeit über mit denselben Dingen herumgeschlagen hatte. Er sagte: „Ja, das hat man in Deutschland nicht gelernt und das ist versäumt, daß das kleine Volk an seiner Deutschheit seinen Nutzen verspürte." Und ein paar hundert Ellen weiter sagte er: „Jeder Engländer hat einen handgreiflichen Gewinn an seiner Engländerschaft. Damit fängt der englische Patriotismus an und viel-

leicht hört er damit auch auf, und da beginnt und endet die vielberufene englische politische Reife. Und wie meinen Sie wohl, daß es um die Vaterlandsliebe und das Staatsbewußtsein der deutschen Gebildeten, oder drücken Sie es so aus, des alten Bürgertums und des alten Adels, aussähe, wenn nicht zu einer Zeit der gemeine Nutzen vorangegangen wäre?! Denn ein Ideal ohne Nutzen voraus oder ohne die starke Hoffnung auf Nutzen als Folge ist übermenschlich. Aber das habt ihr Nutzenträger vergessen!" Grimm dachte: „Ihr? Ihr? Ihr? Wie lange kenne ich dich? Du bist heute morgen als Fremder in mein Haus gekommen." Er sah starr über Mazetes Kopf in die Nacht.

Jedoch, wozu schickt Gott einen nach Afrika? Er soll näher an die Dinge heran, er soll über die Umständlichkeiten der zu vielen Menschen hinweg, er soll Echtheit und Wahrheit unbedingt ertragen lernen. Unten im Flußtale des Nahoon, die Straße läuft gerade über der Flutgrenze durch den Fluß, war es kühl und moderig; den Nahoon Neck schritten die Pferde hastig hinauf bei knarrenden Sätteln. Am Nahoon Hotel, wo der Weg zur Farm den Haken zurückschlägt, sagte Grimm: „Es ist spät für die Stadt, übernachten Sie bei mir und, wenn es Ihnen recht ist, bleiben Sie doch auf der Farm, bis Ihr Schiff geht am Donnerstage. Ihr Gepäck können wir morgen holen." —

Die Hunde bellten und wurden ruhig. Frau Silcock hatte Kaffee in das Eßzimmer gestellt, während die Reiter absatteln halfen und dem Futtern zusahen. Die beiden tranken einsilbig ein paar Schluck, dann gingen sie rasch schlafen, ohne auf den Gegenstand des Nachmittages und Abends zurückzukommen. Vielleicht hatten sie beide Scheu vor seiner Schwere und auch seiner Bitternis und unbewußt vor seiner Schicksalhaftigkeit.

Am nächsten Abend erlebten sie ein gemeinsames Erstaunen. Sie kamen mit dem Marktwagen aus der Stadt, vor dem Jan Bruin und Kaatje liefen. Johnny Nyule,

der Gaika, hatte Friebotts Gepäck aufgeladen, und hatte unterhalb von Southernwood, wo die schmutzige Tabagonne träge fließt, auf die beiden gewartet. Johnny sagte: „Mein Master, ein weißer Herr ist zu Pferde gekommen vom Gonubie, er will Herrn Friebott besuchen, er wartet auf der Farm." Grimm sagte: „Sehen Sie, die Friebotts schicken doch ihrer einen zum Gegenbesuche." Grimm sagte: „John, welche Farbe hat sein Pferd? Hat es graue Farbe?" Johnny antwortete: „Ewe Inkosi, das Pferd hat graue Farbe, und der weiße Herr spricht die Kaffernsprache gut." Grimm sagte: „Es scheint also Ihr jüngster Vetter, der gestern am schweigsamsten war."

Es war der jüngste Vetter, ein schlanker Bursch, vielleicht von vierundzwanzig Jahren, schon von englisch-kolonialem Aussehen, obgleich doch kein Tropfen englisches Blut in seinen Adern trieb, ein wenig hängerisch in den Schultern und Armen, wie sie alle sind. Er grüßte freudig, aber verlegen. Er half dem Schwarzen ausspannen, er sagte eigentlich nichts, er erwähnte nicht einmal Grüße der Verwandtschaft. Auf der Stoep strengte er sich sehr an und lobte mit ohne Zweifel vorversuchten deutschen Worten englischer Aussprache die große Schönheit der Aussicht. Grimm fragte, um nur eine neue Gelegenheit zu geben: „Wie heißen Sie doch mit Vornamen, Herr Friebott?" Er fragte englisch, weil er dachte, auf Deutsch werde die fast einseitige Unterhaltung noch mühseliger weitertreiben. Der Gefragte erwiderte: „George" und ergänzte in Deutsch, in seinem Deutsch mit der englischen Betonung: „Ich will aber Georg sagen, denn so will ich heißen!" Die beiden Ws klangen, als beabsichtigten sie die kurzen Sätzchen zu verschlingen.

Mitzuessen war George Friebott bereit. Unter Tisch kam nichts vorwärts. Bei seiner sehr mühsamen deutschen Sprache blieb er, obgleich Grimm noch verschiedentlich englische Fragen hinbot. Als Grimm Zigarren reichte, wurde er unruhig und sah nach der Uhr, und dann nahm er plötz-

lich seinen Anlauf: Es sei nicht sehr schön in Südafrika, das heißt, er meine, es sei nicht sehr schön in der britischen Kolonie. Grimm und Cornelius Friebott sahen sich erstaunt an. „Ja, warum denn auf einmal nicht? — Gestern ist doch bei Ihnen ganz anders geredet worden.“ Er errötete, gestern, das sei Vaters Meinung gewesen, vielleicht sei es nicht einmal Vaters letzte und ganze und wirkliche Meinung. Grimm sagte: „Sie hat Ihr Vater doch gerade auf die englische höhere Schule nach King-Williams-Town geschickt...“ Da errötete er noch mehr, und die ungewohnte schwere Sprache, davon er doch nicht abging, gehorchte ihm noch schlechter; er geriet auch nicht einmal ins Klingen, als er sein Stück deutschen Leides vortrug, sondern es war so wie Scherben hinwerfen: Die Engländer nennten sie deutsch gleich den anderen Deutschen. Sie seien deutsch im Blute als wie ein Kaffer Kaffer und Hottentott Hottentott und ein Jude Jude trotz der britischen Untertanenschaft. Was er sei und nicht ändern könne, wolle er für sein Teil wirklich sein, und nicht als Harlekin und nicht zum Spotte und auch nicht als Anlaß zu einem niederen Rechte. Jeder englische Säufer glaube, er sei eins besser. Jeder, der einen Schnaps im Leibe habe, meine, er dürfe gegen die deutsche Sprache anstürmen und gegen die deutschen Kirchen und gegen den deutschen Unterricht. Nein, auf jeden Esel falle er auch nicht herein, und einem schlagenden Ochsen gehe er achtern aus dem Wege. Aber schließlich bestehe schon das ganze deutsche Leben hier außen in einem Ausdemwegegehen und Ausweichen. Als wenn die sich zu schämen hätten, die im Kaffernlande die große Vorarbeit taten. Als wenn die sich zu schämen hätten vor den vielen faulen englischen Schwätzern. Und die Schwätzer, was wußten denn die von den Deutschen, was wußten die von Deutschland? Wehren könne er sich natürlich auch, und mit der Faust könne er sich gut wehren. Und so habe das auch angefangen, als sie ihm in der Schule in King-Williams-Town

in seine deutsche Mütze pißten. Nur, einer könne sich doch nicht ein Leben hindurch herumbolzen, weil er sei der er sei; und ebensowenig könne einer ein ganzes Leben hindurch die Faust in der Tasche ballen. Es gebe natürlich hier außen deutsches Volk, das balle weder die Faust in der Tasche noch bringe es dem andern die Faust unter die Nase. Es gebe deutsches Volk, das sei zufrieden mit seinem Geldverdienste und sei für das übrige nicht mehr empfindlich und nehme das übrige stumpf hin. Solches Volk denke: „Es ist unser Unglück, in Deutschland geboren zu sein; ja, und es ist unsere Last, daß wir von Deutschen abstammen. Wir haben uns die große Last nicht ausgesucht und wir können nichts dafür. Andere haben eine andere Last!" — Sie meinten eben, es gehöre dazu. Sie empfänden hierin so wenig wie eigene Schmach als eine englische Verkehrtheit. Sie fühlten einfach nicht, und dies eine müsse er englisch sagen: „They lacked the feeling out of a total indifference in this matter." Zum Beispiel — Beispiele bringe jeder Tag, vor lauter Häufigkeit erinnere man gerade die täglichen kaum — zum Beispiel im Burenkriege, wie seien da die Deutschen im Kaffernlande trotz der Entfernung vom Schauplatze, trotzdem die Parteinahme für die Buren bei ihnen gefehlt habe, plötzlich von englischen Wichtigtuern und Schwätzern und Geschäftemachern beargwöhnt, belauert und schlecht gemacht und geschädigt worden, wo es nur anging! Und was hätten die meisten getan? Die meisten hätten sich geduckt. Vielleicht hätten sie gedacht: „Ach ja, die bösen Buren, warum machen sie auch gegen England Krieg? Und ach ja, die Deutschen in Deutschland, warum sind sie so verkehrt gesinnt? Und ach ja, wir sind nun einmal, obgleich britisch, von deutscher Verwandtschaft, und wir haben die Not von allem ..."

Die Scherben klirrten eine lange Zeit in Georges Brust. Das deutsche Leid, wenn es Wort gewinnt, ist in der ganzen Welt ein langes Leid. Zuweilen und zumal wegen

der englisch-deutschen Sprache klangen die Äußerungen närrisch; zuweilen indessen war die Qual erschreckend gegenwärtig.

Cornelius Friebott und Grimm horchten und horchten. Dann kam eine Pause, dann sagte George Friebott, der sich Georg nannte, hastig auf englisch: „You are going to German South West Africa!“ – Du gehst nach Deutsch-Südwestafrika! – I should like to go with you! – Ich möchte mit dir gehen! – Father doesn't mind! – Vater hat nichts dagegen! – And, well I came here to just ask you. Und, nun deshalb bin ich hergekommen, um dich zu fragen!“

Während sich die beiden Verwandten besprachen, ging Grimm hinaus auf die Stoep. Johnny Nyule der Gaika schien draußen zu tappen und auf die Handvoll Tabak des Montagabends zu warten, und es sagte auch gleich mit der guten Stimme aus dem Dunklen: „Inkosi, ndifuna cuba,“ und das heißt: „Herr, ich möchte um den Tabak bitten.“ Sie schwatzten einen Augenblick. Da standen die Vettern drinnen auf; sie hatten verabredet, daß Cornelius Friebott das Haus am Gonubie nächsten Tages noch einmal besuchen solle. Und Johnny brachte das kleine graue Pferd aus dem Stalle.

Zu East London ging die gelbe Flagge mit der schwarz-weißroten Raute hoch an der Seite des Signalmastes, die das Aufkommen eines Schiffes von Osten anzeigt, und alsbald flatterte über dem Geschäftshause von Martienssen, Grimm & Fraser die gleiche Flagge. Da kamen die Gonubie-Friebotte, alle vier Mann und die Schwiegertochter, herein; sie wollten den Fahrschein für den neuen Auswanderer ihres Geschlechtes in Empfang nehmen. Sie sahen gut aus, durchaus wie Herrenvolk. Auf dem deutschen Kontore und unter der deutschen Reedereiflagge und in Erwartung des deutschen Dampfers und des deutschen Landes für den

jüngsten Sohn und Bruder trachteten sie jetzt sämtlich, deutsch zu sprechen. –

Der Dampfer „Prinzessin", Kapitän Gauhe, war in den Büffelfluß hineingefahren, um Wolle zu laden. Bis tief in die Nacht hinein hievten und kreischten die Krane und senkten, so rasch es gehen wollte, Ballen nach Ballen in den Raum, denn der Dampfer sollte mit dem hohen Wasser des frühen Morgens über die Sandbarre aus dem Flusse, den die deutschen Kapitäne unwillig die Mausefalle nannten, zurück in See. Grimm saß mit seinem Gaste zusammen auf Deck, bis die Kräne plötzlich stille waren und die Ladeluken polternd geschlossen wurden und die Stauer mit ihren schwarzen Helfern schwatzend davon gingen und die Scheinwerfer erloschen. Georg Friebott lag in der ungewohnten Schiffskammer und schlief, und seine Leute waren längst auf und davon. Cornelius Friebott und Grimm standen auf, um sich zu trennen. Cornelius Friebott sagte, ein langes Gespräch abschließend: „Aber wie ich nun alles nachzuwägen und immer wieder zu verstehen versuche, Deutschland kommt um etwas nicht herum, Deutschland muß seine Massen, und das heißt, Deutschland muß seine kleinen Leute gewinnen. Für die kleinen Leute ist alles viel schwerer, als ihr euch träumen laßt. Von den kleinen Leuten wird mit dem Militärdienste und mit Steuern und auch durch einen verkehrten öffentlichen Ton sehr viel mehr guter Wille gefordert, als es scheint. Das Vaterland bietet teils erträgliche, teils gute Schule, eine entwickelte Gesundheitspflege, eine soziale Gesetzgebung, die der äußersten Not steuert; aber der Nutzen und der Vorteil der Nationalität vor der Internationalität, der muß irgendwie handgreiflich werden, viel handgreiflicher, als er das heute bei uns ist. Das Ideal ist eine Folge des Nutzens, die Vergeistigung ist der zweite Schritt." Und er sagte: „Ja, wenn ich selbst den Weg wüßte: Ich weiß nur, daß das deutsche Schicksal noch ganz

unfertig und jung ist und daß die alte Führerschicht bei uns vor lauter Fürstendienst und Aufblick und Ehrenhoffen das Voranstehen und die oberste Majestät der Volksgemeinschaft vergaß, und ich weiß, daß das Volk selbst in Verwirrung ist. So weit bin ich. Darauf kommt es an, daß wir weiter finden."

Als Grimm die Treppe hinaufstieg zum Stadtwege, und um aus Humphreys Stall den Hengst Mazete herauszuholen und noch heimzureiten zum Nahoon, fing es auf den vielen ruhenden Schiffen im schlafenden Hafen teils nacheinander, teils zugleich zu glasen an. Grimm wandte sich und zählte die Anschläge, es waren ihrer vier und es war also zwei Uhr. Die Prinzessin lag genau unterhalb der Treppe, Cornelius Friebott war noch zu sehen an der Reling im Mondlichte. Sie winkten beide einander einen letzten Abschiedsgruß zu. Sie ahnten beide nicht im allergeringsten, in welcher Ferne und nach welchem ungeheuerlichen Schicksale sie sich wiederbegegnen sollten. Und welches Hirn und welches Herze hätte solche Vorahnung ausgehalten?

Deutscher Raum

Ich sehe rote, gelbe und grüne Farben unter blauem Himmel: Das Rot des tiefen Sandes und das Gelb des hohen, harten Grases und das Grün der verschiedenen Dornbäume. Ich sehe das maßlose Bodengewelle, Düne hinter Düne, nächtens unter silbernem Monde, wann jedes kenntlich scheint wie am Tage und nur die Farben verschwunden sind im Dunkel und Hell und Schwarz und Weiß und Schatten und Licht allein gelten. Ich sehe das Durstland der Kalahari, ohne Berg und ohne Stein.

Ich sehe an der Stelle Seatsub, wie sie ungefähr heißt bei den Buschmannsgeschlechtern der Kalahari, einen ragenden Kameldornbaum wachsen im Sande zwischen Dünen, viel größer als die Dornbüsche weiten Kreises. Im Schatten, im dürftigen, wandernden Schatten des Baumes liegen Gräber, oder die Reste von Gräbern, von zwei Einzelgräbern und von einer Grabgemeinsamkeit. Die Gräber sind dort seit einem Tage im Märzmonat des Jahres 1908, es gehören noch Gräber des Rückmarsches zu ihnen an keiner besonderen Stelle, sondern hineingeschaufelt in den Sand der Wüste, wo es eben passend und nötig war. Nein, mit Cornelius Friebott haben die Reste nicht sehr viel mehr zu tun als mit dir und mir, sie legten sich an seine vielverschlungenen deutschen Wege, und sie liegen auch an den verschlungenen Wegen des deutschen Volkes. Aber wie viele wissen von jenem deutschen Gange, von jenem deutschen Zuge in die verdurstete Kalahari hinein über den gedachten Strich, der dort die deutsche Grenze vorstellte, fünfzig oder

sechzig oder siebenzig Kilometer weit in den britischen Teil der wasserlosen Dünen? Wie viele wissen von dem deutschen Zuge der siebenundzwanzig deutschen Offiziere, der dreihundertdreiundzwanzig deutschen Reiter, als noch alle lebten, und der hundertneunundzwanzig Eingeborenen auf siebenhundertzehn Kamelen nach neun Monaten mühseliger, rastloser Vorbereitung der Menschen und Tiere? Ein vergessener Irregang des kaiserlichen Deutschlands, des Reiches Wilhelms des Zweiten also? Ein Abenteuer der Militärs? Der Koller eines einzelnen? Gewinnsucht einer Klasse? Nicht Irregang, nicht Abenteuer, nicht todgelohntes Hirngespinst, nicht Gewinnsucht, sondern Notwendigkeit, sondern unserer Notwendigkeit und Not ein Stück und ein leuchtendes Stück.

Freilich, in dem europäischen Geschichtskalender, der Jahr für Jahr Band an Band reiht in den öffentlichen Büchereien der Hochschulen, der Städte und Staaten, und darin aufgezeichnet steht, Monat für Monat, und natürlich die Tage mit ihren Zahlen, was an allgemeiner Bedeutsamkeit in Deutschland und anderen Reichen und Reichsteilen der Erde geschah, ist von Erckerts Zug gegen Simon Kopper im März 1908 als einer deutschen Angelegenheit nichts zu lesen, und noch weniger steht in der zweiten Hälfte des Jahres 1907 irgend etwas von den Vorbereitungen zu hören. Aufgezeichnet ist, wann 1907 und 1908 die Kundgebungen für die Wahlrechtsänderung in Preußen jedesmal stattfanden; angegeben ist, wann die Redekämpfe um Vereins- und Versammlungsrecht besonders heftig waren; und um die Zeit des Zuges herum ist Dernburgs lange Ansprache über die Kolonien an den Reichstag von Anfang bis Ende abgedruckt und der Bettod eines Bürgermeisters einer freien Stadt ist mitgeteilt; die anderen Belanglosigkeiten sind noch viel schlimmer. Aber wie gesagt, vom Zuge, von Erckerts Zug, von dem leuchtendsten Stück unserer deutschen Not in jenen Jahren und Tagen ist im deutschen

Teile kein Zeichen. Und vielleicht steht überhaupt nur richtig davon geschrieben in dem bescheidenen Buche des Generalstabes von den Kämpfen der deutschen Truppen in Südwestafrika und dann natürlich noch in ein paar brennenden Herzen derer, die mit dabei waren, und der Verwandten der Toten …

Aber das ist auch wahr, so jemand einen von den vierhundert bis fünfhundert Reitern, Offizier oder Mann, die unter Hauptmann Friedrich von Erckert inmitten des Jahres 1907 im Großnamalande von Deutsch-Südwestafrika um die trockenen Flußbette des Auob und des Elefantenflusses und des Nossob am Rande der Kalahari her Posten bezogen und Kamele einritten und Wasser suchten und Notbehälter für Wasser herbeischleppten und aufstellten in den Durst und weite Patrouillen ausführten und Kabel legten und aus knorrigen Kameldornästen und eisernen Radreifen und gerade geschlagenen und zu Klammern gebogenen Hufeisen schwankende schlanke Türme bauten in die Dünenfläche zur Verständigung mit dem Lichtspiegel, und die probten sich fortwährend in Entsagung übten, — so jemand sie gefragt hätte: „Warum seid ihr eigentlich hier in Sand und Durst und glühender Sonne und Fliegen und Zwang und Frauenlosigkeit? Ist das Leben nicht frischer und lustiger und reicher an den meisten anderen Orten?“ Sie hätten geantwortet, die Wortkargen oder gerade Kranken: „Warum, Mensch? — Befehl!“ und die Mitteilsameren: „Ja, der eigentliche Orlog ist gewiß vorbei, indessen treibt sich der Hottentottenkapitän Simon Kopper mit seiner Werft und einer hinzugelaufenen Bande von Farmermördern am weißen Nossob und im englischen Gebiete herum. Sie kennen die Tschammasfelder, die Felder der wilden Wassermelonen in der Kalahari, und sie und ihre Tiere vertragen es, ihren Durst daran zu stillen; sie leben von dem Wildreichtum der Wüste, sie erfahren durch ihre Späher und die Buschleute von jeden paar einsamen weißen Mann

am Rande der Wüste und von jedem streunenden Stück Vieh, von Rind und Pferd und Maultier, und von jedem unbeschützt ziehenden Ochsenwagen und von jeder Bohrkolonne und überfallen plötzlich und schlagen tot und rauben aus und fliehen zurück in die wasserlose Wüste. Und so lange das dauert, und so lange der Kapitän und seine Werft an ihren Verstecken ungestört bleiben, ist weit und breit kein Farmer und Frachtfahrer seines Lebens sicher. Und nun sind wir da, um ein Ende zu setzen, aber ein Ende ohne Mißerfolg, und daraufhin läßt der Hauptmann arbeiten und daraufhin arbeitet er, er denkt gar nichts anderes!" Gewiß, so hätten sie geantwortet und hätten Beispiele zugefügt von dem Raub- und Mordwesen und hätten wahrscheinlich ergänzt, an dem braunen Franzmannhottentotten Simon Kopper selbst sei viel mehr Feigheit als Mut, er habe oft genug verhandelt, aber dann packe ihn die Angst, was alles noch herauskommen könne, und dann gewännen die Orlogleute und die zugelaufenen Mordgesellen von neuem die Oberhand, und in seinem Namen breche das Räuberleben wieder los. — Nur die letzte und einfachste Wahrheit, um derentwillen der Erckertzug im deutschen Geschichtskalender durchaus für Deutschland aufgezeichnet stehen müßte und darum der Zug unserer Notwendigkeit und Not ein Stück und ein leuchtendes Stück war, die hätten damals weder Reiter noch Offizier der Fünfhundert zu sagen vermocht, deshalb, weil sie sich selbst und ihr Volk und sein Schicksal nicht erkannten, wie wir uns deutsches Volk und unser deutsches Schicksal niemals erkennen, sondern durch belanglose und zufällige Vorkommnisse stets erklären. Sie hätten nicht zu sagen vermocht: „Mensch, was fragst du? Woher kommst du? — Wir sind von dem Volke, das eingeschnürt sitzt zwischen Wasgen- und Böhmerwald, zwischen einer kurzen Ecke Nordsee und zwischen einer Ostseelänge und Rußland; wir sind von dem Volke, das den vierten Sohn in das fremde Ausland verschwenden mußte und

das von drei Bauernjungen zweie vom Felde und aus den Wäldern und Heiden in die Fabriken weisen muß und in die Städte – Wunsch hin und Wunsch her – damit sie nur leben könnten, und das von drei Mädchen immer eine ohne Mann gehen läßt vor lauter Gedrängtheit, und wo jeder dem andern zornig und zankend auf den Teller sieht, und wo reinliche Abenteurer Schurken wurden, weil sie keine Gelegenheit fanden für ihre eigentümlichen unruhigen Kräfte ... Aber dieses Volk, Mensch, dieses unser deutsches Volk ist endlich übergequollen, es sucht sich endlich ein breiteres, eigenes Bette; es sucht sich ein Bette wie der Engländer hat, daß, wer tüchtig ist und wer leistet, zu seinem Rechte und seinem Wunsche und seiner Freiheit kommt, und daß Art nicht länger als Unart erscheint. Und unter den Übergequollenen sind wir vorne an, und den deutschen Arbeitern, die frei sein und sich erproben möchten, leisten wir hier den Dienst und also auch uns selbst. Und das solltest du nicht wissen?"

Die „Prinzessin" lag zwölf Stunden über Fahrplan in Kapstadt und lud immer noch Wollballen. Am ersten Tage war eine Stockung eingetreten, wie sie dann und wann eintrat an britischer Küste, wenn deutsche Schiffe große Ladung erhielten und irgendeiner, der Fäden zu ziehen verstand, sich darüber ärgerte. Die Reisenden hielten sich alle an Bord und warteten, daß es losgehe. Die Ostafrikaner hatten sich Kapstadt angesehen, aber sie waren Heimfahrer und spürten keine Süchte, viel herumzulaufen, um zu schauen; die Südafrikaner kannten Kapstadt; beide drängte es nach Hause. Nur die Südwestfahrer, die Lüderitzbucht oder Swakopmund zugewandten, hätten vielleicht Grund gehabt, sich über den Tag Zugabe in der beinahe alten Stadt unter dem Tafelberge zu freuen, weil sich hier einer vor langer Einsamkeit und Herbheit und Härte noch einmal satt schauen kann an jeglicher Fülle und Bequemheit und

auch Lässigkeit, ja, an jeglichem Spiele des Lebens, von wohlgekleideten, die Straßen bevölkernden weißen Frauen angefangen. Aber wieviel Südwestfahrer gab es vom Kaplande aus zu dieser Wendezeit? Der große Hottentotten- und Hereroaufstand war offensichtlich zu Ende und bot nichts mehr zu verdienen, vielmehr kamen die Verdiener, das Händler- und andere Hyänenvolk, das sich an einem Kriege mästet, verärgert und schimpfend zurück und verlachte jeden, der in Deutsch-Südwest noch etwas mehr zu finden hoffe als Sand und eigenwillige deutsche Beamte. Auf der „Prinzessin" waren Cornelius Friebott und George Friebott und ein Kaufmann aus Windhuk und ein Urlauber-Offizier die einzigen Reisenden für Südwest; für den Hafen Lüderitzbucht waren nur die beiden Friebotte eingetragen. Von ihnen hatte George seit East London eine kleine Ungeduld hin zur Kapstadt gehabt, die er nicht kannte, und die in seinem fernen Teile des Landes als Hauptstadt und um ihrer Geschichte und schönen Lage und auch Größe willen einen Namen genoß.

Cornelius Friebott hatte an zwei Tagen dem Verwandten gezeigt, was er kannte: Groote Schuur, wo wie bei Hagenbeck Löwen und Leoparden und Antilopen und Zebras und Strauße in einem Parkgehege paradiesisch zusammen zu wandern scheinen bei freilich anderem Lichte als bei Hagenbecks Hamburger Düsternis; dann die mächtigen Eichengänge der holländischen und deutschen Kolonisten der Ostindischen Kompanie, die vor den nüchternen, raubenden Briten alle verliebte Schönheit an Bauten und Gärten hier anlegten; dann das Museum mit dem ausgestopften afrikanischen Getier und den in Wachs nachgegossenen Gestalten aussterbender Buschmanngeschlechter und den alten Poststeinen, darunter die Segelschiffe von und nach Indien die viele Monate alte Europapost füreinander niederlegten, ehe es an dieser afrikanischen Südspitze eine weiße Niederlassung gab; dann den Straßenweg um den Trabanten des Tafel-

berges, um den Löwenkopf, mit allen Aussichten auf die fächerförmige Stadt und die Tafelbai und den Berg; und endlich immer wieder und von überall den Tafelberg selbst als eines der großen Landmale der Welt, der so viele Deutsche hat kommen sehen, vergangene Deutsche in diesem Lande, die deutschen Matrosen und Gärtner und Ansiedler der niederländischen Ostindischen Kompanie, die von deutschen Fürsten verkauften deutschen Regimenter des achtzehnten Jahrhunderts, die Krimkrieglegion, die Emigranten der verspäteten Bauernbefreiung, die ärgerlichen Auswanderer des Sozialistengesetzes und, nicht mehr abreißend, mit jedem Schiffe die fortwährenden Einzelnen eines überfüllten Landes und eines Volkes ohne Raum.

Indem Cornelius Friebott zeigte und erklärte, und indem er an den toten Vater und die zurückgelassene Freundschaft in Johannesburg dachte, schien ihm, als wie bei keinem seiner wechselvollen Besuche vorher, er sähe lauter lebendige Bilder zu Freiligraths unruhigen, sehnsüchtigen Gedichten, die er nicht erst aus der Gefangenschaft, sondern von des Vaters Bücherbort in der Guten Hoffnung her gut kannte.

Gleich am ersten Abend des Schauens erwies sich indessen George Friebott als kein dauerhafter Stadtfreund. Er sagte in schon etwas gewandterem Deutsch, darinnen eigentlich nur die Geschlechtswörter sich vertauschten und der Mitlauter W schrecklich mundvoll klang, es seien hier überall viel zu viel Menschen, und die ausgestopften Tiere hoffe er auf der freien Wildbahn in Südwest lebendig zu sehen. Also taten sie beide wie die andern, sie warteten, daß das Rattern der Winden schweige und die Sirene aufheule und die „Prinzessin“ aus der Tafelbai hinauszöge, und liefen den dritten Ladetag nicht noch einmal durch die staubigen Docks.

Zwischen den verschiedenen bereiten und ungeduldigen Reisenden trieben sich auf dem Schiffe und in allen Klassen Besucher umher: Freundschaft der Fahrenden, Bekanntschaft

der Besatzung, auch müßige, fremde Neugierige, dazu die ungleichen Ehrenmänner jeder Küste und Schiffsabfahrt, die immer ein heimliches Geschäft vorhaben oder suchen. Cornelius Friebott fragte: „Hast du unsere Kammer abgeschlossen?" George Friebott bejahte. Ein besuchender Einzelgänger war wiederholt musternd um sie herumgestrichen, Cornelius Friebott war auf sein Gehabe aufmerksam geworden und aus ganz unbestimmtem Argwohne heraus stellte er die Frage. Kaum, daß die Antwort verklungen war, bog der Fremde nochmals um die Kajüte und hielt jetzt auf sie beide zu. Er sagte: „Well, gentlemen, well, ich habe doch Mr. Cornelius Friebott vor mir ...?" Und er nannte sich mit englischen Worten Henry Denver und erinnerte in schnellen, leiser gesprochenen deutschen Sätzen, daß früher sein Name Professor Max Karfunkelstein gewesen sei, und sagte, daß er häufig an eine gemeinsame Fahrt und gemeinsames Geschäft im alten Freistaate zurückdenke vor runden zehn Jahren, und daß es ihn stets von neuem freue damals dem Landsmanne Friebott von Nutzen gewesen zu sein. Henry Denver sah wohlgenährt und wohlgepflegt und gewiß nicht um die seit der kurzen letzten Begegnung vergangenen neun Jahre älter aus, er gab sich frisch und anheimelnd freundlich. Cornelius Friebott nahm die Unterhaltung gern an, er war verbindlicher als gewöhnlich, um den unbestimmten Argwohn, davon der Besucher freilich nichts wußte, wettzumachen. George Friebott schwatzte lachend mit. Henry Denver erzählte dieses und jenes, ziemlich genau forschte er zwischendurch nach der Beziehung der beiden. Zuletzt sagte er, daß sie nicht nach Hause, sondern nach Lüderitzbucht wollten, das habe er gewußt, als er um sie herumgegangen sei, prüfend, ob sie die Friebotte wären. Dann wurde er hastig und wich nicht mehr ab von dem Gegenstande der Südwestfahrt und hielt nur inne mit Fragen, ja, gab sogar Schweigezeichen wenn jemand vorübereilte: Was sie denn nun wollten in

Deutsch-Südwestafrika und gar in dem südlichen Teile des Landes? Der Hottentottenkrieg sei doch vorbei und daran sei nichts mehr zu verdienen? Die deutsche Verwaltung entlasse doch Leute und stelle keine mehr ein? Hätte ihnen ein Kaufmann etwas angeboten? Farmen? Wer könne denn im Süden von Deutsch-Südwest farmen wollen? Oder hätten sie irgendwo einen Verwandten sitzen? Farmen könne einer im Kaplande und in Natal und im Transvaale und seinetwegen auch in Rhodesien, aber jemand mit klarem Verstande, der sich im Kaplande befinde, gehe doch nicht als Farmer nach Südwest. Natürlich müsse man etwas Geld haben, um im Kaplande anzufangen, aber dächten sie, in Deutsch-Südwest schenke ihnen einer was, darum, daß sie Deutsche seien? Dächten sie das wirklich? — Als er sie gar nicht weiter brachte und sie wahrheitsgemäß stets das gleiche antworteten, sie hätten keinen bestimmten Plan, auf Farmerwerb wären sie allerdings aus, aber sie wollten sich zuerst und vor allem das Land und seine Gelegenheiten ansehen, schwieg er einen Augenblick und starrte in den Rauch seiner Zigarre. Aus diesem Schweigen heraus lehnte er sich plötzlich wieder vor und flüsterte: „Oder wollt ihr was suchen?" Cornelius und George Friebott fragten beide erstaunt: „Was soll das heißen?" Da rückte er ihnen das eifrige Gesicht noch näher: „Men alive," sagte er, „meines Lebens, was sucht man denn in Afrika?! Habt ihr nie von Barberton gehört und von Jo'burg und von Kimberley und von den River Diggings? Gold sucht man oder Diamanten sucht man, und wer in diesem afrikanischen Affenlande zu richtigem Gelde gekommen ist, der ist Schürfer gewesen." Und er tippte erst dem einen, dann dem andern bei flackerndem Blick auf die Brust: „Seid ihr hinter den Diamanten her?" —
— Sie antworteten wiederum beide, Cornelius Friebott gleichgültig, George Friebott doch ein wenig aufgeregt — denn welcher geborene Südafrikaner, von ganz trägen Bu-

ren abgesehen, hätte nicht ein Stückchen funkelnde Lust zum Schätzesuchen in sich? — „Ich weiß nichts von Diamanten. Ich weiß nichts von Diamanten.“ Karfunkelstein-Denver sagte: „Ja, wenn ihr nichts wißt, wenn ihr wirklich nichts wißt?!“ George Friebotts dringende, arglose Nachfragen schienen ihn zu überzeugen, daß dieser wenigstens kein Geheimnis hüte. Er sagte leichthin: „Well, ich nehme es euch ja nicht übel, wenn ihr nicht gleich mit der Sprache herauswollt. Ich wäre nicht weniger vorsichtig. In Deutsch-Südwestafrika sind Diamanten. Kaffern haben welche hier durchgebracht. Wo sie dort zu finden sind, das ist die Frage.“ Er sagte: „Es könnte doch sein, zufällig könnte es sein, daß ihr daran gerietet?“ Er sagte: „Paß op, ich könnte für euch verkaufen, daß ihr zu richtigem Gelde und vollem Werte kommt. Ich könnte, wenn ihr in Besitz von Schürfrechten gelangtet, eine Gesellschaft zum Erwerbe der Schürfrechte für euch zusammenbringen. Ich könnte euch auch die Schürfrechte für bar stracks abkaufen.“ Er sagte: „Alles das sind Geschäfte, die einer verstehen muß, und nicht selten geht in diesen Dingen der erste Finder leer aus, nur weil er ein Esel ist und das Geschäft allein und ganz machen wollte.“ Er sagte: „Ich mag euch nichts weismachen, ich will nicht euer Wohltäter sein und will für schöne Augen nicht arbeiten; aber wer zu gönnen versteht, der kommt bei mir zu Werten.“ Er sagte: „Ich muß euch auch warnen, ihr wißt wohl, daß hier im Kapland und im ganzen britischen Südafrika kein Mann ohne Erlaubnisschein im Besitze von Rohdiamanten sein darf, er wandert ohne weiteres ins Zuchthaus und kann dann hier“, er fuhr mit dem Arme durch die Luft, „am neuen Wellenbrecher nützliche Arbeit leisten auf schöne paar Jahre. Und wenn er auch gute Gesellschaft aus aller Welt antrifft, so ist es doch für ihn keine Annehmlichkeit.“ Er sagte: „Und von drei Kauflustigen, die sich einem hier anhängen, sind zwei Spitzel der Diamantenpolizei, das bedenkt wohl. Sol-

chen Handel könnt ihr beide auf eigene Faust nie machen." Als Cornelius Friebott merkte, der Besuch finde kein Ende und George höre ihm immer gieriger zu, wurde er derb in der Abwehr: Sie seien keine Abenteurer; sie hätten nicht vor, Schätze zu suchen, sondern Arbeit wollten sie tun, ehrliche, alltägliche Arbeit und als Deutsche in einem deutschen Lande.

Es traf sich, daß die Schiffssirene gezogen wurde, während der Gast nach einer spaßhaften oder gelassenen Entgegnung suchte; da verabschiedete dieser sich, vorgebend, er wolle noch einem anderen Mitfahrer die Hand schütteln. Nach knapper Weile, George Friebott war aufgestanden und war nicht zu sehen, erschien Karfunkelstein-Denver noch einmal. Er sagte schnell und leise: „Hören Sie, Friebott, hören Sie. Ich kann wohl verstehen, daß Ihr junger Vetter nur Ihr Mitgänger ist, und daß Sie ihn vielleicht nicht eingeweiht haben. Ich will auch nicht weiter in Sie dringen; ich habe Ihnen immerhin aufgeschrieben, wo ich zu finden bin, und Sie können sich auch erkundigen." Unten wurde die Verbindungsbrücke zurückgezogen, da warf er dem Sitzenden die Karte zu und rannte ohne neuen Gruß rufend und winkend und schreiend hinunter; und auf dem Kai und auf dem Schiffe wurde laut gelacht, und nur der überwachende Schiffsoffizier und die Hafenleute, die die Laufbrücke noch einmal anschieben mußten, und der Schlepperkapitän zankten.

George Friebott redete die paar Tage Lüderitzbucht hinauf von nichts anderem als von Diamanten und Gold, und daß sie die Augen offenhalten und sich tüchtig umsehen müßten. Wenn Cornelius Friebott ihn zurückwies, sagte er: „Mann, es kann uns doch gelingen. Es ist doch schon manchem gelungen in Südafrika, und wir, wir haben nun den Tip."

In der kleinen, scheinbar sterbenden Sandstadt Lüderitzbucht von damals, lief er bald nach der Ankunft los und

suchte sich die paar Kapländer zusammen, die ohne Kriegsverdienste zurückgeblieben waren und stocherte vorsichtig an ihnen herum, ob sie irgend etwas wüßten. Zuletzt geriet er an Robert Redford, den ältesten Einwohner, der schon vor Lüderitz und vor dem deutschen kolonialen Anfang, dem „Fort Vogelsang", an der Redfordbai saß. Der sagte: „Warum bist du vom Kaplande hergekommen? Ich habe hier Tran gesotten seit rund vierzig Jahren und so was, ich habe die Güter für die Missionare verladen und für die fünf alten Händler im Lande. Ich weiß nicht, was ihr hier noch alle wollt nach dem Hottentottenkriege, ich weiß auch nicht, weshalb die Deutschen die Bahn bauen bis Keetmannshoop, denn jetzt brauchen sie sie doch nicht mehr. Du fragst, warum der Diamantenberg über dem Orte, wo sie sich nun Häuser hinsetzen, vom Bezirksamtmann Böhmer angefangen, den Namen Diamantberg hat? Oh, so, endlich verstehe ich dich —", er kicherte in sich hinein, „du willst was finden. Du meinst wie andere, wo es nur Sand gibt und Klippen und kein Wasser und keine rechten Pflanzen, da hält der liebe Gott irgend etwas verborgen von dickem Werte, und das möchtest du ihm abluxen? Ja, Fremder, wozu glaubst du wohl, hat sich Herr Lüderitz diesen Sand von den Bethanierhottentotten gekauft, denen er nicht gehörte? Was glaubst du? Er hat mir erzählt, er hat jedem erzählt, der es hören wollte, er sei hinter Kupfer drein. Das hat er erzählt, und vielleicht war er wirklich hinter Kupfer drein. Aber der Diamantberg dort, der hat Diamantberg geheißen, solange es Seekarten gibt; darauf kannst du dich verlassen, das weiß ich genau." —

Als die beiden Friebotte ankamen, nahmen Werkzüge der uneröffneten Eisenbahn Reisende mit bis Kuibis. Sie fuhren mit einem Werkzuge mit bis Aus und sahen vom Zuge aus die gelbe Namibwüste und den Baiweg, darauf im Hottentottenkriege die deutschen Reiter jahrelang ihre Kraft und die Kraft ihrer Tiere vertun mußten, bis sie

an den Feind gelangten, und auf dem vierzig Jahre vorher die deutschen Sendlinge und die deutschen und englischen Händler mit verdurstenden Gespannen zogen, und den Lüderitz und Vogelsang geritten waren zu den Bethanierhottentotten. Von Aus an begannen sie das Land zu prüfen. Sie hatten sich zurechtgelegt: „Wenn wir je an Farmkauf gehen, wollen wir es im südlichen Teile mit Kleinvieh und besonders mit Wollschafen versuchen. Wir wollen nicht an ganz neue Dinge!" Sie prüften aber, wie Leute prüfen, die harte Arbeit und einfache Verhältnisse gewohnt sind. Sie gaben möglichst wenig aus, ja, im ganzen zahlten sie überhaupt nichts hin, sondern verdienten zu. Sie trachteten von Ort zu Ort Aushilfearbeiten zu bekommen, dabei läßt sich in einem Neulande genug reden und anfragen und ersehen. Weil Cornelius Friebott der vielfache geschickte Handwerker war und in drei Sprachen unterweisen konnte, auch durch den Bahnbau, fielen ihm Gelegenheiten und Angebote über Erwarten zu; George Friebott lief so mit als sein Handlanger und Helfer, und ein fleißiger und gewandter Handlanger war er auch. Auf diese Weise strichen sie langsam über Seeheim bis Kalkfontein und hinauf bis Keetmannshoop und freuten sich an der unendlichen klaren Weite und an der Geräumigkeit der meisten Menschen und schüttelten die Köpfe über die Unwirtlichkeit der Landschaft. Sie sagten oft untereinander: „Gefallen kann einem das schon; aber selbst, wenn einer in diesen Gegenden eine Farm bekommen könnte, hier ist das Wagnis zu groß, hier reicht unser bißchen Geld nicht aus. Das Land stöhnt ja vor lauter grausamer Trockenheit."

In Keetmannshoop war es zum ersten Male nichts mit der erwarteten Arbeit. Sie hockten im Gasthause, und schon nach einer Nacht war Cornelius Friebott ungeduldig. Er sagte: „Jetzt gibt es zwei Möglichkeiten, daß wir in der Richtung von Hasuur weitermachen, da hinaus sollen ein paar einzelne Farmer aufbauen, und vielleicht käme man

an. Ob sie bezahlen können, ist indessen eine große Frage; und sonst ist gegen Hasuur zu für uns gewiß nichts zu holen. Dann bleibt übrig, daß wir nach Gibeon gehen. Wagen in der Richtung Gibeon führen oft; ob sich am Wege Gelegenheitsarbeit finde, weiß der Wirt nicht. Die Leute hier scheinen viel ängstlicher. Es standen welche am Schanktische, die redeten, zwar Morenga sei seit September tot, aber mit den Hottentotten sei es durchaus nicht zu Ende, und wer jetzt aufbaue, sei ein Narr; zwischen Keetmannshoop und Gobabis könne der ganze Orlog eines Morgens plötzlich wieder da sein. Und das wisse die Regierung sehr genau und treffe große Vorbereitungen, und sie halte auch die Kriegstruppen, die im August heimsollten nach Deutschland, immer noch im Lande fest, und am Kalaharirande gehe andauernd was vor, und es hieße, die erste Batterie aus Keetmannshoop solle noch hin. – Sie rieten, jetzt solle jeder mit jedem erst abwarten, und neue Farmen messe die Regierung im Großnamaland augenblicklich überhaupt nicht zu."

Bis Mittag gingen die beiden Friebotte in dem Dorfe oder Städtchen mit der Festung und den paar Häusern und der Hottentottenwerft jeder für sich herum, um eine Fuhrgelegenheit zu ermitteln und vielleicht eine Arbeit aufzuspüren, die ihnen genehm käme, und um zu hören, was an Neuigkeit und „Story", wie man das zur Erzählung in Form gebrachte Gerücht nennt, umlaufe.

Mittags, der Tag war ungefähr der zehnte November, war plötzlich eine große Story da, und alle Esser im Gasthause sprachen davon. Es wurde gleich dazu gesagt: „Die Nachricht ist beglaubigt und wahr, eine Unteroffizierspatrouille von Gochas ist gestern abend angekommen, die hat sie mitgebracht." Die Nachricht lautete: „Eine von den Bohrkolonnen, die auf Wasser bohren, ist am fünften November von Hottentotten Simon Koppers beim Kowise Kolk überfallen worden, und die Hottentotten haben die

Reiter und den Fahrer ermordet." Cornelius Friebott fragte: „Wo ist der Kowise Kolk?" Ein Tischnachbar antwortete: „Im Tale des Nossob und weit von hier, aber nicht weit von den dort gegen die Kopper-Hottentotten aufgestellten Truppenposten." Cornelius Friebott fragte: „Ja —, ja —, und was geschieht dawider?" Der Tischnachbar antwortete: „Bisher sind alle Verfolgungen am Wassermangel gescheitert." Und er fügte hinzu: „Im Juni —, im Juni ist fast noch Ärgeres geschehen. Die Angelegenheit mit Duncan ist viel toller gewesen." Cornelius Friebott fragte: „Wie war das?" Der Tischnachbar erwiderte: „Robert Duncan war der alte schottische Jäger, der bei Rietmont sein Haus hatte und vor uns im Lande war. Robert Duncan hatte eine Hottentottin aus der Simon-Kopper-Werft zur richtigen Frau; sie war eine ordentliche Frau, und ihre und Robert Duncans Töchter sind alle richtige Frauen von früheren deutschen Reitern geworden. Im Hottentottenkriege wurden der alte Robert Duncan und seine Söhne die Kalaharifführer der Truppe, er führte auch bei dem Hinundher zwischen der Truppe und Kopper, als der Räuber sich bald ergab und bald in Freiheit weiter stehlen wollte, und nie sich ganz entschloß. Dann wurde seine Frau gewarnt, es werde dem Alten ans Leben gehen. Er meinte, er säße weit genug ab von der Gefahr und schösse schneller. Aber weil die Frau sehr bat, wurde ihnen auch von den Offizieren geraten, ‚wechsele deinen Platz, bis ganz Ordnung geschaffen ist'. Da zog der Alte mit Wagen und Vieh nach Daberas und zog richtig in seinen Tod. Am fünften Juni haben ihn Kopperleute dort ermordet. Ihre Werft lag südlich Geinab. Dort hat sie eine von Leutnant Kirchheim geführte Kamelpatrouille im September festgestellt. Geinab ist an der Grenze der deutschen und britischen Kalahari im Nossobtale. Von Geinab bis Daberas sind, wie der Vogel fliegt, hundertfünfzig Kilometer zu uns herein, und Patrouillen passen überall auf,

und Spuren verwischen sich nicht von heute auf morgen; ja, so geht es bei uns noch zu." Da fragte Cornelius Friebott zum zweiten Male: „Was geschieht dawider? Es geschieht doch sicherlich etwas dawider." Da antwortete ein anderer Tischnachbar: „Natürlich geschieht etwas dawider. Hauptmann von Erckert hat das Kommando in Nordnamaland. Aber was vorbereitet wird, braucht Zeit." Cornelius Friebott fragte: „Was wird vorbereitet?" Der zweite Antworter sagte: „Je nun, da Simon Kopper und seine Orlogleute und Räubergesellschaft sich hinter den Durst und in den Dünen und hinter der britisch-deutschen Linealgrenze verstecken, die sie sehr wohl kennen und auszunutzen wissen, sollen sie eben herausgeholt werden, aber auf solche Weise, daß die Truppe nicht verdurstet auf dem Wege und nicht selber drin stecken bleibt. Das wird vorbereitet."

Als die anderen schon aufgestanden waren, kam George Friebott herein zu Tisch. Er war sehr eifrig. Er sah sich nach allen Seiten um und sagte leise und englisch, wie wenn er ein Geheimnis brächte, das von keinem sonst verstanden werden dürfe: „I say, I have heard something. Du, ich habe etwas ausfindig gemacht. Die Reiter, die den Zug gegen Kopper mitmachen, erwarten noch alle ein Recht auf Kriegsfarmen. Dreißig Pfennig den Hektar, ein Zehntel zahlbar bei Zuteilung und vom siebenten bis sechzehnten Jahre des Besitzes jährlich wiederum ein Zehntel, außerdem sechstausend Mark Beihilfe zinsfrei als erste Belastung, im Süden gibt's zehntausend Hektar, in der Mitte gibt's fünftausend Hektar, im Norden gibt's dreitausend Hektar. Was sagst du dazu?" Cornelius Friebott entgegnete deutsch und ein wenig spöttisch: „Ach, ich dachte du hättest von einer Verdienstgelegenheit oder wenigstens von einem Wagen nach Gibeon erfahren. Reiter der Truppe sind wir nicht. Wen hast du getroffen?" George Friebott sagte, hungrig essend: „Ich bin mit einem Reiter der Patrouille zusammengewesen, die von Gochas heruntergekommen ist.

Ich möchte sehr gern das mitmachen, woran jene sind. Das möchte ich ja." Cornelius Friebott erwiderte: „Du bist britischer Untertan ..." Er sagte: „Zu einem vernünftigen Entschlusse müssen wir kommen, oder wir müssen zurück an die Bucht und hinauf nach Swakopmund und müssen von dort aus sehen, was im Norden los ist. Hier scheint der Hottentott Simon Kopper die Welt richtig zugenagelt zu haben." Er ging mißvergnügt in das Zimmer, um an dem sehr heißen Tage einen Augenblick zu schlafen. George Friebott kam ihm bald nach. Er setzte sich auf einen Stuhl neben das Bett. Er sagte: „Nelius, ich möchte das mitmachen." Er sagte: „Wenn ich also ein britischer Untertan sein soll, und wenn es so ohne weiteres nicht geht, weil ich nicht gedient habe als deutscher Soldat, — du bist deutscher Untertan, und du hast gedient in der Marine, und du hast den Burenkrieg mitgemacht und dich, dich werden sie nehmen. Und wenn sie dich nehmen, dann kannst du machen, daß ich irgendwie mitkomme, weil ich doch auch koloniale Erfahrungen habe. Bitte." Da lachte Nelius laut trotz seinem Mißmute: „Mann, die kaiserliche deutsche Truppe ist doch nicht etwas wie sonst eine Arbeitsgelegenheit, wo einer sagen kann, aber mein Vetter kommt mit." George Friebott strengte sich eine Stunde lang an. Er sagte immer wieder: „Es ist eine großartige Gelegenheit. Ich will das mitmachen. Und warum sollen wir das Recht auf die Kriegsfarm nicht erwerben? Man kann es doch versuchen!"

Am Nachmittage rückte sein Wunsch ganz unversehens der Erfüllung näher. Der Wirt sagte: „Ich habe gehört, es soll ein Wagen der Mission von Gibeon da sein, sprechen Sie einmal mit unserem Missionar Fenchel." Cornelius Friebott ging hin. Als er angemeldet wurde, saß der alte Missionar vom Aussehen eines Friesenkapitäns in lebhaftem, knatterndem Gespräche mit einem Reiter der Truppe. Der Reiter hatte Vizewachtmeister-Abzeichen am Waffen-

rocke und war so braun gebrannt, wie ein weißer Mann nur sein kann. Der Missionar fragte: „Wie? Wie? So, so, Friebott, Friebott vom Kaplande her. Und das da ist Herr Bernhard. Soll ich sagen Vizewachtmeister Bernhard von der Truppe oder von der Farmgesellschaft?" Und er klatschte in die starken breiten Hände: „Was? Sie kennen sich? Sie haben beide Elandslaagte mitgemacht und haben zusammen in St. Helena gesessen?" Aber noch während sie stehend zu dritt rasch hin und her sprachen, kam ein vierter herein und war in Oberleutnantsuniform, und Bernhard schwieg und nahm Haltung. Der Offizier sagte: „Ja, haben Sie es schon von Vizewachtmeister Bernhard gehört, Herr Fenchel? Hauptmann von Erckert schickt ihn den ganzen weiten Weg von Gochas herunter, wir möchten den Tausendkünstler von Zimmermann, den wir hier in der ersten Batterie haben, sofort zu ihm in Marsch setzen. Sie bauen sich nämlich da in die Kalahari Heliographentürme hinein und wollen für einen dreißig Meter hohen Turm doch lieber einen Sachverständigen. Aber es ist gar nichts zu machen, der Mann liegt seit gestern an Typhus." Der Offizier sagte weiter: „Also nein, nein. Es muß schon einer sein, der's richtig gelernt hat. Geschickte Kerls, die hat Erckert genug." Er wandte sich zu Bernhard: „Nicht wahr, die haben Sie genug? — Und wenn Hauptmann von Erckert was will und einen anfordert, dann weiß er warum." Da sagte Bernhard zu dem alten Genossen: „Wenn du nun Reiter wärest. Du hast das doch gelernt und ausgeübt..." Der Oberleutnant fragte verwundert: „So, Sie haben das gelernt? — Aber Treppentischler ist eigentlich nicht Zimmermann. So, Sie waren die ganze Zeit durch im Handwerk in Südafrika? Und wo waren Sie beide zusammen? Und bei der Marine haben Sie gedient? Und waren Signalgast?" —

Für die alte preußische und bayerische und andere deutsche Armee und die kaiserliche deutsche Schutztruppe wurde nicht

geworben, aber am Abend dieses Tages geschah in Keetmannshoop eine Ausnahme. Am Abend dieses Tages kam der Vizewachtmeister Bernhard zum Gasthause und sagte: „Wie ist es, Friebott, hast du es dir überlegt? Der Hauptmann muß selbstverständlich seinen Segen dazu geben, aber dann wird es dem alten Römer, so nennen wir den Kommandeur von Estorff, das weißt du doch, ganz sicher recht sein; und der Oberleutnant meint, wenn überhaupt, wirst du gleich als Unteroffizier eingestellt. So sehr, sehr lange wird die Sache auch nicht mehr dauern; ob du dann den Zug mitmachst, das weiß ich natürlich nicht. Ich will auch sagen, daß der Dienst hart und schwer ist. Der Hauptmann kümmert sich um die kleinste Kleinigkeit. Aber ich sage dir, er ist als wie ein Wunder, es ist, als wenn er aus uns und sich und den Farbigen und den Tieren und Wasser und Wassernot und Sand und Tag und Nacht und Sonne und Mond und jeder Art Erkundung ein Werk zusammenbaue, darinnen alles sich hilft zu einem Ende. Und ich sage dir, wir unter ihm erleben etwas." Cornelius Friebott wunderte sich, daß der verschlossene und fast finstere Kamerad von St. Helena so bewegt und beglückt sprechen könne. Cornelius Friebott antwortete: „Mag sein, ich verlöre nichts. Aber ich habe da einen bei mir ..."; und er erzählte von George Friebotts Wunsch, und daß sie sich vorläufig ohne Zwang nicht trennen wollten. Nach einer Stunde kam Bernhard noch einmal wieder. Er sagte: „Reiten kann er doch? Er ist doch ein Farmerjunge? Er versteht doch mit Kaffern umzugehen? Von deutscher Gesinnung ist er doch? Und hat er noch etwas Zucht und Ordnung im Leibe? — Bei der Truppe wird er sicherlich nicht eingestellt. Aber vielleicht ist er dem Hauptmann recht als Vormann bei den Farbigen, wenn er sich als brauchbar erweist, und das kannst du doch schon beurteilen. Der Oberleutnant will es dann verantworten, und ich werde vor dem Hauptmann meine kleine Verantwortung dazu

tun, daß ihr morgen mitreitet. Wenn es ihm dann nicht recht ist, schickt er euch nach Gibeon. Und mit euren Sachen könnt ihr es nun halten, wie ihr wollt; ihr könnt sie hier lassen beim Wirte oder könnt sie in der Kaserne abgeben oder ihr könnt den Missionar bitten, daß der Missionarswagen von Gibeon sie für euch mitfährt, und daß sie dort von der Mission für euch aufbewahrt werden. Ihr habt dann so oder so nichts verloren."

Auf diese Weise geschah es, daß nächsten Abends die Patrouille des Vizewachtmeisters Bernhard, wie er sich also auch hier nannte, in das warme, mondleuchtende Feld und in das Kiebitzrufen hinausritt mit zwei Reitern, die keine Reiter der Truppe waren, aber von der Kammer in Keetmanshoop bis auf die Röcke und Truppenhüte schon Ausrüstung erhalten hatten.

Sie zogen selbst über Gibeon des Wassers wegen und brauchten viereinhalb Tage. Das letzte Stück nahmen sie langsam und vorsichtig, denn in Gibeon lief eine Story um unter den Braunen bei der Mission, es hätten sich Kopperleute an der Pad zwischen Gibeon und Gochas gezeigt. Bei dem Ritte bis Gibeon und noch darüber hinaus, so lange es gleichmütig zugehen konnte, waren Bernhard und Cornelius Friebott immerfort nebeneinander und voraus. Sie erzählten sich ihre Läufte seit der Trennung auf St. Helena, seit der Zeit als die Engländer den früheren preußischen Offizier nach Europa zwangen. Bernhard sagte: „Ich habe dann doch noch Dusel gehabt. Ich habe bald danach die Stelle bei der Farmgesellschaft erhalten und bin nach Südwest gekommen. Zu Anfang des Aufstandes trat ich bei der Truppe ein. Aber dann mußte ich verwundet mit dem Pferde stürzen, ehe ich —, na ja, ehe ich mich recht auszeichnen konnte; du weißt doch von der Insel her, worum es bei mir geht, und ich, ich möchte das so gerne meinem alten Herrn vor seinem Ende noch zubringen, daß ich wieder Offizier geworden bin und wenn auch nur

bei der Reserve." Er sagte leiser und verschämter: „Ich habe zwei Jahre herumgetan mit dem Sturze; sie haben mich nach Hause geschickt, und nun ist es, Gott sei Dank, geworden, daß ich vor Torschluß zur Erckertunternehmung zurecht herauskam, und daß ich das Portepee bekam, und der Rest muß vor dem Feinde glücken. Und das wird er auch, ich habe im Gefühle, daß er das wird." Cornelius Friebott sagte: „Daher bist du wie ein anderer Mensch geworden..." Der andere sagte: „Und vielleicht, weil meine Sache und die deutsche Sache hier einerlei Ding sein können." Da nickte Corneluis Friebott: „Deshalb bin auch ich hierher gekommen; deshalb ist auch mein Verwandter vom Elternhause fort und her, nachdem es seine Voreltern schon achtzig Jahre anders versucht hatten und drüben im britischen Kaplande zu Wohlstande gekommen sind."

Was ist das für ein Mann, der Hauptmann Friedrich von Erckert? — Allein und stolz und verschlossen, hoch, vollbärtig, bei jeder Sonne unter der Feldmütze, kommt er daher durch den Sand. Seine Fragen, seine Befehle sind genau und kühl und knapp und klar. Er lebt als wie in drei schweren Ringen. Im innersten Ring ist er selbst mit sich und seinen Zweifeln, mit Gott und Spott, mit der Leidenschaft für den bohrenden Gedanken und mit der Leidenschaft für die gründliche Tat, mit der Faust, die an den Himmel schlägt und an die eigene Brust und an jegliche Enge des Raumes und Geistes. Der zweite Ring ist seine Berufung und Aufgabe an dieser Stelle. Der dritte Ring ist das Land um ihn: Das rötliche Sandgewelle der Hunderte von Dünen, das von Windhand gestrichene gelbe Gras, die alten runzligen Kameldornbäume, die drei eingeschnittenen Flußbetten ohne Naß, der Auob, der Elefantenfluß und der Nossob, und

Sonne und Weite und Wasserlosigkeit und vor allem in Gluten zitternde Einsamkeit. Ihr könnt auch sagen, er lebt als wie in zwei Ringen, und der dritte Ring ist der Schöpfung Rahmen zu ihm.

Ja, was ist das für ein Mann, der Hauptmann Friedrich von Erckert? Sie sprechen von ihm alle Tage, die Offiziere, die Reiter, die Vormänner, der farbige Troß und natürlich auch der Feind. Seine Offiziere nennen ihn untereinander schlechthin bei Namen, den kaum älteren, aber ihre preußische, erzogene und verhaltene Jungemännersprache liebkost und würdet den Namen, es ist allemal wie Flaggen und Beugen in ihrer Stimme, wenn sie ihn nennen. Seine Reiter sagen: „Der Hauptmann", zum Unterschiede von den beiden Unterführern, von Hauptmann Grüner am Auob und Hauptmann Willeke am Nossob; und die paar Alten, die sich als die alten Krieger fühlen, sagen auch Erckert oder kurz und bündig „Er", und das Er klingt so deutlich groß geschrieben, daß es ein Verwechseln nicht gibt. Auch die Reiter haben keinen huldigenden Übernamen für ihn, wie für den alten Römer, von spottenden zu schweigen. Der farbige Troß und der braune Feind sprechen vom „großen Kapitäne mit den langen Füßen". Die langen Füße bedeuten den weiten Schritt, das unermüdliche Reiten, das Hingreifen in die Ferne. Bei den Simon-Kopper-Leuten ist die Achtung etwa die, daß die Hälfte der Orlogleute, wenn sie auf Dünen oder hinter Busch verwahrt im Anschlage lägen, und der „große Kapitän" ritte bei seinen einsamen, grübelnden, suchenden, prüfenden Ritten unten vorüber, sie nicht wüßten, ob sie abdrücken oder aufspringen und den alten Schlapphut ziehen und „Morre groote Kapitän!" sagen müßten.

Die Offiziere, die Reiter, der farbige Troß und der braune Feind sprechen von ihm alle Tage, seitdem sie zusammen oder nacheinander in den Bereich seines Willens gerieten, und erzählen ihn nie aus.

Der Hauptmann kommt durch den Sand bei Nanib, um den fast fertigen Heliographenturm zu besichtigen. Niemand hat ihn anreiten sehen auf der Pad von Gochas; die weißen Werkleute an der Spitze sagen unauffällig herunter durch die Zureicher: „Der Hauptmann kommt. Der Hauptmann kommt ohne Begleitung!" — Cornelius Friebott meldet. — ... „Wie hoch wird der Turm also?" — „Wir treiben ihn mit dem Holz und dem Eisen, das wir zur Verfügung hatten, standfest auf achtundzwanzig Meter. Es sind sämtlich Knüppel von höchstens drei Meter Länge." — Der Hauptmann nickt.

In der Mittagsstunde, als Cornelius Friebott die farbigen Handlanger fortgeschickt hat an ihre Kochtöpfe, und als auch die weißen Werkleute hinein sind in die Hütten zu Essen und Rast, und als er selber hinüber will, erscheint der Hauptmann wieder. „Wie ist Ihres Wissens die Einstellung im britischen Südafrika? Ist die Parteinahme für die Hottentotten vorüber? Wird Koppers Name genannt wie Morengas Name? Haben Sie in dieser Hinsicht etwas beobachtet? Wie alt ist Ihre südafrikanische Erfahrung, und ist sie englisch oder burisch?" Cornelius Friebott antwortete, seine Erfahrung sei zwölf Jahre alt, wenn er die zweieinhalb Jahre Gefangenschaft in St. Helena einschließe; sie sei beides, burisch und englisch und zuletzt besondere Lohnarbeiter-Erfahrung, die aber in fremden Dingen als britisch anzusehen sei, weil die meisten weißen Lohnarbeiter annoch Briten seien und in ihrem Britentum einen Vorteil, einen Gewinn, einen Vorzug sähen. Bei den Briten Südafrikas sei die Parteinahme für die Hottentotten ganz und gar nicht vorüber. Oder vielmehr die britischen Zeitungen Südafrikas, die die Volksmeinung richteten und lenkten, drängten zur Parteinahme gegen die Deutschen; wobei versucht werde, einen Unterschied zu setzen zwischen das deutsche Volk und die deutsche Regierung. Dieses geschehe des besseren Klanges wegen; jenes geschehe, teils um die angebliche Haltung der

deutschen Zeitungen und Öffentlichkeit im Burenkriege zu erwidern, teils weil gewisse Kreise des britischen und jüdischen Händlertums in Südafrika sich ärgerten, daß ihre Gewinne am vierjährigen Aufstande zu Ende gehen sollten, teils weil die Leute von der De Beers-Diamantenmine aus irgendeinem unerfindlichen Grunde die Deutschen aus Südwest herauswünschten, und teils weil anscheinend die englische politische Lage es so mit sich bringe, daß zwar die englische Regierung von London aus der deutschen Regierung ein gutes Gesicht zeige, daß aber auf dem Hintenherumwege über die Kabel und die Zeitungen der Welt fortwährend eine gereizte Stimmung gegen Deutschland genährt werde, um die deutsche Regierung einen Druck stets fühlen zu lassen und sie gefügig zu machen. So erkläre er es sich. Simon Kopper werde wenig genannt. Der Hauptmann sieht den ruhigen und sicheren Sprecher erstaunt an. Er fragt aber gleich schroff: „Haben Sie sich das zusammengelesen?" Cornelius Friebott erwidert: Vielleicht habe er diese und jene Ansicht ausgedeutet gelesen, aber vor allem habe er erlebt. Und sein Erleben habe ihn aus dem britischen Südafrika hinaus und in das deutsche Schutzgebiet hineingeführt. Der Hauptmann sagt: „Ich habe etwas englische Erfahrung. Ich sehe die Leute, wenn Sie mich so verstehen, in allem weniger händlerisch." Cornelius Friebott antwortet: „Herr Hauptmann halten sich möglicherweise an den englischen Berufssoldaten. Aber zuerst und zuletzt überall steht dort der Händler; und wo der Händlergeist fehlt, sind die Leute so reich, daß sie ihn nicht mehr nötig haben." Bei dem Offiziere spielen die feinen Nasenflügel, er sagt: „Übrigens, was die Parteinahme für die Hottentotten angeht und den Versuch, einen Unterschied zu setzen zwischen das deutsche Volk und seine Führung, wissen Sie, daß Cape Times und Star und Owl und Sunday Times, und wie die Blätter nun heißen, sich Richtung und Wissenschaft aus unserem Deutschland selber holen.

zum Beispiel..." Er zieht aus der Rocktasche eine Seite des Johannesburger Stars, daran eine Seite aus dem Vorwärts geheftet ist. „Zum Beispiel ist mir dieses gestern gesandt worden. Der erste Verfasser sitzt in Berlin. Reuter mit seiner Witterung kabelt das elende Zeug in die Welt, der Star druckt's nach und erweitert. Sehen Sie es sich einmal an." Er reicht die Blätter hin und geht, damit der andere Gelegenheit findet zum Lesen, um den Signalturm und besteigt die Leiter. Cornelius Friebott liest in der grellen Mittagssonne der Kalahari die Albernheiten, die ein bedenkenloser Berliner Klassenkämpfer an eine Äußerung des alten Bebel im Reichstage vom 1. Dezember 1906 und an eine Äußerung des Abgeordneten Ablaß im Reichstage vom 19. März 1906 vom Hörensagen anknüpft. Die beiden alten Reichstagsworte hat Reuter, aufmerksam geworden, nachträglich herausgekabelt. Sie lauten nach ihm: „Wenn Sie zu fremden Völkern als Freunde, als Wohltäter, als Erzieher zur Menschlichkeit kommen, wenn Sie hingehen, um jenen zu helfen, die natürlichen Reichtümer ihres Landes zu entwickeln zum Nutzen der Eingeborenen wie zum Nutzen der Zivilisation, dann stellen wir uns an Ihre Seite; aber so sieht Ihre Kolonialpolitik nicht aus. Sie kommen nicht als Befreier und Erzieher, sondern als Eroberer, als Unterdrücker, als Ausbeuter. Sie kommen als Eroberer, um die Eingeborenen mit brutaler Gewalt ihres Eigentums zu berauben. Sie machen sie zu Heloten. Sie zwingen sie in fremde Dienstbarkeit. Sie treiben sie in Sklavendienst, und so sieht Ihre deutsche Kolonialpolitik aus"! und „In unseren Kolonien sind Grausamkeit und Brutalitäten an der Tagesordnung, die aller Menschlichkeit Hohn sprechen".

Cornelius Friebott sagt, als der Hauptmann vom Ausblicke über die Dünen herunter kommt, es sei ihm, „gestatten Herr Hauptmann", das nichts Neues. Daß die Engländer keine helle Kenntnis fremder und besonders deutscher Dinge hätten, habe er genugsam erfahren; ihre Stärke aber be-

stehe darin, jede fremde Torheit auszunützen. Er fügt hinzu: „Unsere deutsche Stärke liegt gerade darin nicht, wir halten die ärgsten fremden Dummköpfe für kluge Pläne=macher.“

Er schreitet, sobald der Hauptmann davon ist, zur heißen Hütte, um selbst zu essen oder eigentlich um nicht zu essen. Auch das Schlafen gelingt nicht. Es gibt so Zeiten, da merkt einer, daß er einfach in die Uniform nicht mehr paßt, daß er meinetwegen für die Uniform zu alt und zu breit geworden ist. Es gibt so Zeiten, daß einer sich fragt: Wie habe ich das tun können und tun mögen? — Um was es bei Bernhard geht, geht es bei mir niemals nicht! — Das Schwierigste ist, daß einer keine Kameradschaft findet für den Kopf. Kameradschaft in Handreichungen, die stellt sich hier außen rasch ein, auch Kameradschaft des Herzens. Man tut gerne einander Freundliches, weil man in dieser Geräumigkeit begriffen hat — was in jeder Enge so schwer begriffen wird, ja immer schwerer, je enger Menschen sitzen müssen — daß man es selber bequemer und gesünder hat, wenn der Nebenmann schnurren kann wie eine zufriedene Hauskatze. Aber mit der Kameradschaft des Denkens ist es anders. Sich fortwährend hinunterbeugen müssen, das ist keine Kameradschaft. Man kann auch die Kameradschaft des Denkens nicht wollen, sie ist da oder sie ist nicht da. Die anderen sind meistens jünger. Die anderen sind nach ihrer eigenen Meinung meistens herausgekommen, um einmal etwas zu erleben außerhalb sturer, überkommener Hand=arbeit. Ein paar wenige haben begriffen, daß die Rück=gewöhnung in enge Gassen, in vollgepfropfte Häuser ihnen kaum glücken wird; die wollen, so zwei um zwei zusammen, damit das bißchen nötige Geld leichter aufkommt, Kriegs=farmen beantragen. Wie's den Reitern der alten Truppe der früheren Jahre gegangen ist, die im Lande blieben, kann jeder sehen und greifen; fast alle sind was, fast alle sind schon wieder was trotz der Not des Aufstandes. Mit denen,

die Farmen anstreben, die im Lande bleiben wollen, ist eine Strecke Gemeinsamkeit des Gedankens vorhanden; sie trachten auch etwas nach Verständnis der Engländer und Buren und Hottentotten; sie merken zum Teile, daß sie zulernen müssen, nur sie fangen an, sie fangen eben an. Aber neun von zehn warten doch sehnlich das Ende des Abenteuers ab, „und dann, Mann, dann erst mal wieder ein weißes, strammes Weib und kaltes Bier und von beiden nicht zu wenig, und dann Ordnung mit Bett und Essen und Arbeit, aber von Arbeit nicht gleich zu viele“. Weil die weiße Frau und das kalte Bier, — ein ordentlicher Schluck frischen, klaren Waldwassers wäre zur Zeit schon ein wundersamer Genuß —, hier allerdings fehlen in der trockenen Hitze, ist die Einbildung fortwährend dahinter her. Durstig ist man selber nach mancherlei, durstig, daß einem zuweilen die Zunge heraushängt. Indessen, indessen gehört das unter die Unterhaltung? Es ist, wie es ist, als wenn sich einer in des andern abgebrauchtem Wasser badete, so ist das. Schweiß ist ehrlich, und Staub ist ehrlich, und der natürliche Durst ist ehrlich, und nichts ist dabei, wenn einer für sich damit fertig wird.

Dann ist die eine unglaubliche Schwierigkeit in der deutschen Sprache, und die ist wirklich und wahrhaftig da, und fehlt in dieser Auswirkung ganz gewiß in der englischen Sprache. Die deutsche Sprache ist nicht eins. Die deutsche Sprache ist ganz verschieden. Die Sprache, die vermitteln und verbinden soll, trennt wahrhaftig erst recht. In dieser Sprache kommt man unendlich schwer zu einander. Einer, der erlebt hat und ernsthaft gelesen hat und sich bemüht hat, das Erlebte zu verarbeiten, der ist gleich in anderem Tone. Nein, niemals hören sich die Engländer so sehr auseinander wie wir. Die Engländer wissen auch mehr voneinander, von Stand zu Stand, von Beruf zu Beruf, von Klasse zu Klasse. Nicht, weil sie nun darin heller und bescheidener wären, sondern sicherlich, weil die Sprache leichter

und einfacher ist. Als wir vor sieben Jahren einmal auf der Insel darüber redeten, wie schwer die deutschen Gefangenen unter einen Hut zu bringen seien und zu wie wenigen die paar guten Bücher der ausgesandten Bücherei reichten, sagte Reinhart: „Unser ganzes Volk ist unerhört verbildet. Daher kommt's mit. Vor lauter Lehre, die es nicht verwenden kann, hat es den Verstand verloren für die Dinge, die es wirklich angehen, und für seine gewachsene deutsche Sprache vor allem. Höre doch einmal hin, wenn ein Lehrer klug schnackt, dem die Kinder auf den Mund sehen müssen. Schlage doch einmal eine von euren sozialistischen Schriften auf und zähle nach, wieviel blutleere Fremdwörter so einer nötig hat, um sich zu erklären", so sagte Reinhart.

Cornelius Friebott dachte: „Und dann, lange ist das auch nicht zu ertragen, wenn man über die dreißig Jahre hinaus ist, das Hände an die Hosennaht und Jawohl und Zu Befehl. Krieg führen kann man nicht anders; jedoch so Tag hin und Tag her ist bei der Art ein Verkehrtes, weil, weil eine Unwahrheit innen steckt, eine doppelte Unwahrheit: Der Mann, der's nicht glaubt, belügt den Offizier, und der Offizier, der's glaubt, belügt sich selber. Und beide gewinnen sie ein falsches Bild voneinander als Menschen." —

Nein, weder in Nanib, noch in Gochas, noch irgendwo war die Zeit der Vorbereitung des Zuges gegen Simon Kopper eine leichte Zeit für den späten, freiwilligen Soldaten, nicht um der körperlichen Erfordernisse und Anstrengungen, nicht um der äußerlichen Leistungen des Dienstes willen, obgleich natürlich niemand genau weiß bei der geheimnisvollen Verbindung des Leibes und der Seele, wenn jener von irgendeiner Überreizung her diese stört und verstört. Aber von Übermüdung oder nur Ermüdung spürte Cornelius Friebott nichts; Kameraden und Offizieren galt er rasch genug als einer, der nie und nirgends versagte.

Bernhard war sehr erstaunt, daß Cornelius Friebott nicht zufrieden sei, als im Verlaufe eines Übungsrittes die Rede darauf kam; auch George bei seinen Farbigen und Kamelen wäre verwundert gewesen, denn er, der junge Bursch, fühlte sich mächtig wohl in der neuen Erfahrung. Cornelius sagte zu dem einstigen Mitgefangenen: „Du hast fortwährend das Besondere für dich im Auge, du bist daran, etwas wiederzugewinnen..., ich bin in einer verkehrten Lage, ich bin rückwärts gerutscht..." Cornelius Friebott sagte: „Vielleicht ist das so, daß unser Militärwesen nach Afrika nicht paßt wegen seiner inneren Grenzen und wegen seiner eisernen Abhängigkeiten. Mein Geschlecht hat in Deutschland in einem Jahrhundert, ich glaube ohne seine Schuld, seinen wirtschaftlichen Niedergang erlebt. Ich bin über die Volksschule nicht hinausgekommen, ich mußte also als gemeiner Mann dienen, und ich wäre auch im bürgerlichen Leben dort über die Feldwebelgrenze nie hinausgelangt, denn auch mir fehlt der Handelssinn wie meinen Vorfahren. Und um etwa ein Führer sein zu können auf den politischen Wegen der Masse, dazu habe ich zu viel altes Blut. Wo viel altes Blut ist, das will verstehen und überspült die Einseitigkeit. Der koloniale Sinn liegt doch darin, daß einer hier ein neues Leben anfangen darf, als wäre nichts vor ihm gewesen. Und bist du schließlich auf anderes aus?"

Zu einem zweiten außerdienstlichen Gespräche mit dem Hauptmanne kam es im Januar; es war nicht ein kurzer Redewechsel, es waren Unterhaltungen, die auf einem Ritte durch die heißen Dünen vom frühen Morgen bis zum späten Abend des Kaiser-Geburtstages sich zwischen Schweigen und Beobachtung und Rast und dienstlichen Fragen und Antworten einschoben.

Vorher jedoch geschah ein anderes. Um die Januarmitte rief Nanib in Gochas über das neue Kabel an, es sei an dem Bohrer, der in Nanib Wasser suchte, — Wasser, so

nötig für den Abwehrzug wie für die künftige Zeit der friedlichen Besiedlung —, und der sich schon sechsundfünfzig Meter in die Erde gefressen hatte, etwas verkehrt; ob der Unteroffizier Friebott hinüber gesandt werden könne; der Unteroffizier habe ja im Oranje-Freistaate früher selbst auf Wasser gebohrt, er solle sich den Schaden einmal ansehen, um eine große Sache handele es sich nicht. Cornelius Friebott ritt am achtzehnten früh mit einem Reiter der Truppe ab. Die beiden Reitkamele, die sie unter den Sätteln hatten, waren gute, bequeme Gänger, der langweilige Sand zwischen Gochas und Nanib wurde fortwährend durchzogen, Suche nach der Pad war nicht notwendig, die Tiere wurden angesetzt und wiegten bei hängender Unterlippe gutwillig und gleichmäßig schnell los; Spuren des Feindes hatten sich zwischen Gochas und Nanib schon lange nicht mehr gezeigt, es waren also auch Antrieb und Vorsicht nicht nötig. Die beiden Reiter fielen bald in Halbschlaf. Als die Sonne warm schien und die Kraft des Morgens ganz aus der Luft verschwunden war, spürte sich Cornelius Friebott unversehens wach. In diesem selben Augenblicke sagte der Begleiter: „Wenn der Hauptmann meint, daß er fertig sei, und der Zug gegen die Kopper-Hottentotten wirklich losgeht, und wenn die Truppe sich abgesessen an die Werft heranmacht, und wenn es heißt ‚Vorkriechen!‘, und wenn es heißt ‚Zum Sturme auf, marsch, marsch!‘, dann muß natürlich mancher dran glauben; und wenn ich mit dabei sein muß, bei denen, die es dann trifft — ja, ich glaube nicht, daß ein gesunder Mensch mit Hoffnung jemals sein Leben gerne hergibt —, aber wenn es nun so sein soll und mir so bestimmt ist, dann mag es in Gottes Namen geschehen. Wenn aber bei einem Ritte wie diesem und im halben Schlafe ein Brauner mich hinterrücks aus dem Sattel schösse, und so ganz unerwartet käme man ins Plumpsen und verreckte so alleine oder zu zweit hinter den Dünen und wäre von den Geiern aufgefressen, bis die Patrouille die Leiche fände, nein, dafür wäre

ich mir zu schade, und so was geschähe in des Teufels Namen!" Der Mann stammte aus dem südlichen Hannover und sein Platt war fast dasselbe, wie es von den Niedersachsen an der oberen Weser gesprochen wird. Er sah sich beim Sprechen nach allen Seiten um, er hatte durch das Braun oder über das Braun eine ganz ungewohnt kranke Gesichtsfarbe bekommen und hatte ein hilfloses Erschrecken in den sonst jungen und festen Zügen, und es war sogar zu merken, daß er beim Sprechen den Rücken hinunter fröre. Cornelius Friebott nahm Wort für Wort an, er blickte bis auf die zwei Male, da er selbst sicherte, starr den Begleiter an. Er antwortete erst nach einer Weile in Weserplatt: „Mann, wie kommst du auf einmal dazu? Mann, ich habe gerade ähnliches gedacht und bin davon wach geworden." Der Begleiter sagte: „Ja, dieser Schrecken hat mich aufgeweckt." Sie nahmen danach beide das Gewehr aus dem Schuh, nicht ohne leise Scham voreinander, und ritten etwas auseinander und wußten einer vom andern, daß die Augen den Boden emsig abprüften.

Sie waren um diese Zeit schon nahe von Nanib, und ihr genaues Heran wurde bemerkt. Als Gruß wurde ihnen entgegengehalten: „Man merkt immer, wenn einer vom Orte des Stabes kommt, der müht sich, das gute Beispiel vorzuführen; übrigens hat sich das Rätsel hier gelöst, und der Schaden am Bohrer ist behoben." Sie schwiegen beide still von der gemeinsamen Ahnung oder Einbildung bis zum Abend. Am Abend war außer am Feuer kein Sitzen, denn es kam ein Sturm auf und wirbelte stechenden Sand und Staub. Sie hockten also alle beisammen mit ihren Pfeifen im klatschenden Zelte der Bohrkolonne, da brachte Cornelius Friebott die Erfahrung vor. Er sagte: „Wie kann so etwas sein, daß zwei Mann bei hellem, nüchternem Lichte aus schläfrigem Dahin mit fast demselben Gedanken aufwachen? Es hat doch einen Grund..." Die von der Kolonne antworteten: „Es ist zur Zeit hier sicherer als ein

Ritt zwischen Hamburg und Berlin. Es treiben sich auch nicht einmal Buschleute herum." Der Sergeant der Bohrkolonne ging hinaus und kam nach einer Viertelstunde zurück. Er sagte: „Menschenskinder, ist das finster, und der Sand fliegt immer noch." Er sagte: „Ich habe bei unseren Farbigen schlau gefragt, Friebott, davon ist keiner in irgendeiner Nähe der Pad nach Gochas gewesen, als ihr anrittet. Es ist überhaupt nach der Richtung heute niemand außen gewesen." Er erklärte: „Ich dachte, es könne vielleicht so gewesen sein, daß einer von den Bambusen herumgefaulenzt hätte, und daß er, von euch erschreckt, in seinen Ängsten sich platt hingelegt und euch, entgegen und vorbei und vorüber, mit ganzen Kräften im Auge behalten hätte... Und man erzählt doch, daß, wo aus Eintönigkeit der Nacht oder des Tages sich ein paar Augen und alle Sinne unerwartet an einen hängen, dann solle man es fühlen und am schnellsten in der Erschlaffung..." Sie sprachen über diesen Glauben oder Aberglauben oder diese Beobachtung. Und wie es bei solchem Gerede stets zugeht, wurden Erlebnisse angeführt aus dem Lande, aus dem Herero- und Hottentottenfeldzuge und dann Erlebnisse von daheim und dann von Verwandten und zuletzt Stories, bei denen nicht mehr zu sagen war, wem sie zum ersten Male geschahen, und die von den Truppenfeuern und afrikanischen Wagenfeuern und dem Rauche vieler Pfeifen, darüber sie schon erzählt waren, doch eine ganz echte Farbe bekommen hatten. Und der Wind und die Finsternis außen begünstigten die Geschichten.

Sie blieben zusammen sitzen bis zur Ablösung des Postens um elf Uhr und einige Minuten darüber hinaus, damit der eintretende Reiter sich noch in Gesellschaft den Staub aus der Kehle waschen und auch in Gesellschaft geschwind eins rauchen könne. Zu dem aufziehenden Posten sagten sie: „Na, viel Vergnügen auf deiner Düne, versaufe man nicht im Sande!" Er ging still hinaus, er war

auch der einzige, der nur zugehört und nichts selbst erzählt hatte.

Sie schliefen dann alle fest, als Schüsse sie weckten. Es ging kein Licht in den Zelten an. Zu hören von einem zum andern war, wie die Rahmen mit den Patronen in die Magazine gedrückt und wie die Gewehrschlösser zugestoßen wurden. Der Sergeant der Bohrkolonne sagte: „Ihr dahin! Und ihr dahin! Und ihr dahin! Und wir drei auf die Düne und achtpassen, daß wir uns gegenseitig nicht anschießen in der dunklen Schweinenacht." Der Posten auf der Düne schoß nicht mehr. Er meldete. Er sagte flüsternd: „Nein, ich habe mich nicht geirrt. Es kam so, es war etwas stiller vom Winde, es wehte hier nur sachte her, da hörte ich Pferde in Bewegung. Nein, ich irrte mich nicht; ich weiß genau, wie das klingt, so zehn Pferde und mehr in trappelnder Bewegung. Und der sachte Wind brachte es mit. Danach wehte es etwas stärker, und da hörte ich einen Augenblick Stimmen, und dann horchte ich sehr genau. Eine halbe Stunde war gar nichts zu merken. Dann dachte ich: ‚Hinter der Düne kommen aber welche heran. Da kommen welche heran.' Dann habe ich richtig angerufen, und beim zweiten Anrufe hat einer geschossen und war keine dreißig Schritt fort und schon auf der Düne. Das Mündungsfeuer habe ich genau gesehen. Und dann habe ich dreimal geschossen." — Der Sergeant ließ alle in die Nacht pfeffern, zusammen an die vierzig Schuß. Danach waren ihnen die Patronen zu schade. Er sandte alsbald eine Meldung an den Truppenposten Nanib, und Meldung und Anfrage begegneten einander. Der Sergeant sagte zum Posten: „Wenn du dich man nicht geirrt hast nach den Dönkens vom Abend. Nach so was irrt man sich leicht in einer so schlechten Nacht." Der Posten antwortete: „Nein, ich habe nur schärfer aufgepaßt." Von den Streifen, die sogleich die Nähe absuchten, fand eine unterhalb der Düne in der Schußrichtung der Wache einen alten breit-

randigen Hottentottenhut mit einem gelben Bande. Der Hut gehörte nicht zu den Farbigen der Kolonne. Da gaben sie die Meldung in derselben Nacht durch das Kabel nach Gochas weiter, und von Gochas aus wurden alle Truppenposten alarmiert. Noch vor Tag ritten weit und breit die Patrouillen.

Bei Nanib hatte der Wind fast mit dem Schießen aufgehört und ziemlich unverwischte Spuren von dreizehn unbeschlagenen Pferden wurden gefunden in der Richtung nach Südost. Obgleich die Richtung feststand, gelang keiner Patrouille mehr als nur diese Bestätigung. Als der Durst der Tiere und Reiter eine nach der andern zum Umkehren zwang, waren dort, wo sie umkehrten, die Spuren längst vorbei. Es gingen bei dieser neuen Suche ein paar Pferde und ein Kamel verloren an Durst, und vier oder fünf Mann kamen krank und ganz ausgemergelt zurück, und vertrocknete Backen und große tiefsitzende Augen hatten sämtliche zurückgekehrten Männer. Nach dem Ereignisse blieben mehr Patrouillen im Hinundher als jemals. Cornelius Friebott ritt am neunzehnten Januar nach Gochas zurück. – Der Hauptmann ließ ihn rufen und ließ sich den Hergang von ihm darstellen.

Am sechsundzwanzigsten Januar kam der Hauptmann aus seiner Arbeitsstube in dem alten Missionsgebäude in Gochas. Der Adjutant war noch binnen. Der Hauptmann ging, wie er zuweilen ging, mit Augen, von denen man nicht wußte, ob sie umgekehrt seien und unter lauter drängenden Gedanken Ordnung zu schaffen versuchten oder ob sie über Fläche und Sand und Dünen mit der weiten Ferne kämpften, dahinter sich der Feind verbarg. Cornelius Friebott befand sich am Wege und machte Front. Der Hauptmann grüßte, es schien, als vollzöge nur die Hand ihre Gewohnheit, aber dann schwenkte er plötzlich hinüber, ein oder zwei oder drei Schritt, und blieb stehen. Er sagte:

„Unteroffizier, morgen nach der Ansprache ist dienstfrei; na, das wissen Sie ja. Ich will gleich in der Frühe in die Dünen reiten und über Tag draußen bleiben. Sie können mich begleiten, wenn Sie wollen und für die Freiheit nicht schon etwas vorhaben. Ich werde dann keinen der Offiziere bemühen. Leutnant von Tschirnhaus (das war der Adjutant) kann Ruhe brauchen, auch von mir. Es hat hart genug zugehen müssen in der letzten Zeit."

Als Cornelius Friebott sich am Abend beim Burschen erkundigte, wann der Abritt angesetzt sei, und ob der Hauptmann Pferd oder Kamel befohlen habe, nannte jener eine sehr frühe Stunde und sagte: „Es ist gerade wie in den Weihnachtstagen, da hat er mit dem Adjutanten ebenfalls vor Tag fortgemacht; ich glaube, er mag das Feiern für sich gar nicht leiden."

Der Wachtmeister fragte: „Mit dem Hauptmann? Mit dem Hauptmann? Sie?" – Da gab er das beste Pferd heraus.

Der Hauptmann sagte: „Guten Morgen. – Also gut. – Los!" Sie ritten zwei Stunden nach Osten in den erwachenden Tag. Der große Jubel der Farben geschah am Himmel oder die Gesänge der Farben, denn wie soll man es sonst nennen, das himmlische Spiel mit den lächelnden Reigen und Rhythmen und der gewaltigen stillen Musik, bis die Sonne selber erscheint und ihren Weg sichtbarlich macht an der Himmelsfeste. – Während die Sonne noch jung war und im frischen Glanze und das blendende Licht schräge lag, folgten dem Farbenspiele des Himmels die Farbenspiele der Landschaft, und Grün und Rot und Gelb und Weiß begannen zu zeigen, was sie alles vermöchten. In den ersten zwei Stunden, so lange der Sonnendienst der Natur dauerte, sprachen die Reiter kein Wort. Die frischen Pferde prusteten gelegentlich, die Sättel knarrten leise, die Feldflaschen klopften gleichmäßig an die Sättel, und wenn die Pferde sich auf Dünen hinaufarbeiteten durch rutschenden Sand, schnauften sie.

Nach zwei Stunden und nach einer besonders anstrengenden und hohen Düne gab der Hauptmann dem Sattelgurte Luft und blieb neben dem Tiere ausschauend stehen, und Cornelius Friebott folgte dem Beispiele. Der Hauptmann sagte: „Da ist nun die Werft irgendwo, irgendwo hinter der soundsovielten Düne, und ganz gewiß in der britischen Kalahari. Ich kann mich um die Grenze nicht kümmern, wenn wir einmal wirklich in Bewegung sind ...“ Und er fragte und es klang spöttisch: „Was werden Ihre Engländer danach sagen? Werden sie sehr zetern?“ Cornelius Friebott antwortete: „Herr Hauptmann, wenn der Generalkonsul in Kapstadt erst besonders zu bitten anfängt, dann endigt's verkehrt. Das Bitten ist ihnen selber zu ungewohnt. Aber eine rasche gelungene Tat, die lassen sie sich gefallen.“ Erckert sagte: „So? Das meinen Sie doch auch.“ Und er sagte: „Ja, wenn ich auf halbem Wege umkehren müßte, das käme Deutschland recht teuer ...“ Danach ritten sie wieder.

Als eine andere halbe Stunde des Schweigens vergangen war, tat der Hauptmann seine Fragen: Nach den Himmelsrichtungen, wo hinaus die nächste Wasserstelle liege, an was einer nächtens die Zeit genau abzulesen vermöge, welchen Weg die breite Milchstraße über den südlichen Himmel um ein Uhr früh laufe, was ein Durstiger tun müsse, bevor er Tierblut trinke, warum das Erdferkel die Ameisenhaufen stets an der Südseite ankratze, wohin der Schatten eines Reiters weise um zwei Uhr dieses Tages, was zu geschehen habe bei einem Schlangenbisse und so weiter. Antwort um Antwort kam richtig. Auf einmal hörten die Fragen auf, und der Hauptmann begann ohne Überleitung von den Hottentotten und von der Kalahari zu sprechen. Er sagte: „Ein paar Jahrhunderte sind die häßlichen braunen Kerle vor der Arbeit hergelaufen; denn auch die Schwarzen hinter ihnen und rechts und links von ihnen begannen zu arbeiten. Die Braunen nannten sich selber

Koikoin, das heißt Menschen der Menschen, und dachten vielleicht, sie kämen für sich am Arbeiten vorbei. Als sie südwärts bis an das Kap gelangten, traten ihnen bald die ersten Weißen entgegen und nannten die noch gutmütigen braunen Windhunde mit der zirpenden Sprache und die schmalen Weiber mit den höckerigen Gesäßen Hottentotten. Von Süden kam das Volk stoßweise über den Oranje zurück, alle Folgenden verbastert vom Weißen, mit dessen Krankheiten und Lastern zu ihren eigenen, mit dessen Kleiderlumpen, mit Pferd und Pulver, sogar mit dessen Sprache und mit dessen Glaubenslehren und immer noch mit den syrischen Fettschwanzschafen, die sie als Kost mittrieben durch die Jahrhunderte, und noch immer ohne Arbeitslust. Und hier jagten sie und lebten sie vom Viehdiebstahle, sie raubten erst von den Klippkaffern, dann von den Hereros und dann voneinander und waren nebenbei Christen ..." Und er sagte: „Ja, und die Kopperleute, das sind nun die letzten, denen es um ihre Freiheit geht, Vieh zu stehlen; denn um anderes geht es bei ihnen nicht mehr." Danach begann er das Land zu loben: „Das furchtbare, unbarmherzige Sandgewelle mit dem verlorenen oder verzauberten Wasser ...", und sprach von der Erschließung, und was für neue Deutsche hier aufwachsen müßten, und sprach immer ein wenig stolz weg und hinaus, als ginge es zu dieser Stunde noch nur ihn und das Land selbst an.

Gegen elf Uhr hielt er auf drei Dornbäume hin und sprang bei den Bäumen ab. Als Cornelius Friebott zugreifen wollte, sagte er: „Das kann ich selber!" Er nahm den Sattel herunter. Er sagte: „Spannfesseln hat Ihr Pferd nicht nötig. Es geht meinem Pferde nicht von der Seite, und meines ist gewohnt in meiner Nähe zu bleiben und stellt sich auch gleich, wenn ich wieder mit dem Sattel komme." Die Männer saßen unter den Bäumen, der Hauptmann mit der gewohnten steilen Kopfhaltung und den gewohnten, die unruhigen Gedanken bald in die Tiefe und

bald in die Weite verfolgenden Augen. Weil der Hauptmann nicht trank und nicht aß und nicht rauchte, griff auch Cornelius Friebott nicht nach der Feldflasche und dem Brotbeutel und der Pfeife. Der Hauptmann sagte: „Frühstücken Sie nur und rauchen Sie nur, warten Sie mich nicht ab; ich möchte mir beides abgewöhnen.“ Cornelius Friebott sagte: „Dann werde ich rauchen, wenn Herr Hauptmann erlauben.“

Weil es mitten im Sommer war, stand die Sonne schon ganz steil und brennend; von Farben war keine Rede mehr, das grelle Licht löschte die Farben fast aus. Beide Männer verkniffen die Augenwinkel; und die Pferde, die sich im Sande gerollt und gescheuert und die am Grase gerupft hatten, standen völlig stille mit gesenkten Köpfen neben einem Dornbaume.

Da sagte der Hauptmann in die Hitze hinein scheinbar unvermittelt: „Ich verstehe nicht, wie ein Deutscher Sozialdemokrat sein mag!“ Er sagte nach einer Pause: „Ich bin Offizierssohn, ich war im Kadettenhaus, ich bin stets Soldat gewesen, das ist alles richtig; aber Augen und Ohren habe ich weit aufgesperrt bei uns und anderswo.“ Cornelius Friebott dachte: „Antwort? Will er Antwort? – Ach, die Partie ist in Uniform zu ungleich.“ Der Hauptmann sagte: „Sie denken: ‚Maul halten.‘ – Ja, das sind die zwei, denen man begegnet; diejenigen, die nicht dran wollen, und diejenigen, die einen mit Phrasen gleich überschütten ...“ Er sah herüber, das einzige Mal, scharf und nicht freundlich, eigentlich wie ein großer, tüchtiger, aufgebrachter Junge: „Denn, daß Sie an der Sache nicht einfach vorübergegangen sind, das weiß ich. An der Sache kann kein junger Mann vorüber, so wenig wie am Weibe; er muß sich entscheiden. Die, die behaupten, es ginge sie nichts an, sind Schöpse oder Schlappschwänze.“ Cornelius Friebott dachte: „Nein, in Uniform geht es nicht. Nein, nein, in Uniform geht es nicht.“ Und Cornelius Friebott dachte: „Aber ich

habe so altes Blut wie du!" Und dann versuchte er den zu schweren Ernst abzuschütteln und sagte: „Wenn Herr Hauptmann gestatten, von Herrn Hauptmann wird erzählt, daß er als junger Offizier mit dreißig anderen Leutnants nach Chile berufen worden sei als Militärlehrer, aber in Wirklichkeit, um den bolivianischen Nachbarn der Chilenen einen unblutigen Sieg abzugewinnen. Es wird erzählt, um nicht als Schachfiguren verbraucht zu werden, hätten die dreißig Leutnants ihre Gemeinsamkeit festgestellt und einen Ausschuß gewählt. Es wird erzählt, Herr Hauptmann habe die Forderung aufgestellt: Rang nach Können, Möglichkeit zu persönlicher Betätigung an der Dienststelle und ehrliche und geregelte Bezahlung. — Wenn Herr Hauptmann gestatten, die meisten suchen in der Sozialdemokratie auch nur die Solidarität eines Standes; sie merkten, daß eine Kameradschaft besser beachtet wird als der einzelne und daß eine Kameradschaft die Bezahlung nach Verdienst leichter durchsetzt; die wenigsten suchen mehr und denken mehr." Der Hauptmann lächelte nicht, noch furchte er die Stirne, die Ausflucht schien an ihm vorübergegangen zu sein. Er sagte: „Drei Trupps haben sich in der Sozialdemokratie zusammengefunden ohne jede innere Gemeinsamkeit. Denn wie fing's an? — Die Maschine kam und die Billigkeit und trieb kleine, ängstliche Handwerker aus ihrer schwachen Selbständigkeit in ungewohnte Lohnarbeit. Diese Erbitterten und vielleicht auch unzulänglich Beschützten, die nicht mehr warm bei der Frau hocken und in kleinen Mauselöchern sich als Löwen gebärden konnten, sondern an die Luft und in ein neues Zeitmaß und in eine harte Ordnung sich gezwungen sahen, diese Unzufriedenen hörten eine fremdländische Lehre vom Klassenkampfe. Es schien eine bequeme Lehre: Was dir geschehen ist, das niederträchtige Unrecht, mußte dir geschehen, du kannst nichts dafür, du brauchst dich auch nicht etwa selber und allein zu wehren, sondern alles geschieht durch deine Klasse." — Der Hauptmann sagte: „Bei

den Spießbürgern und bei den Fremdländischen ist die Führerschaft geblieben. Und wer läßt sich von dieser Gemeinschaft kommandieren? Von woher kamen die Massen marschiert? Die Massen, das sind Bauernkinder und Bauernenkel, die Bauern wie Väter und Vettern eines Tages nicht mehr werden konnten, weil das Land nicht länger reichte, und die Landarbeiter nicht werden wollten, und die also industrielle Lohnarbeiter wurden und sich vom Lande und vom Eigenbesitze ganz scheiden mußten, wo Land und Eigenbesitz allein Freiheit gewähren." Der Hauptmann sagte: „Die Unruhe in diesen Massen kann ich gut verstehen, ich kann gut verstehen, daß sie Raum und Luft und Eigenbrot wieder haben wollen, weil die Vorväter in ihnen es verlangen. Aber ich kann nicht verstehen, daß sie hinter den Fremden und Spießbürgern dreingelaufen sind und noch fortwährend dreinlaufen, und daß sie ihr Mark und ihre Muskeln zu der Schwäche der andern erst hergeben." Der Hauptmann sagte: „Die Fremdblütigen gehen mich nichts an, sie haben so wenig politischen Sinn, daß sie vor vielen hundert Jahren das eigene Staatswesen verloren und niemals wiedergewannen; und bei ihnen lebt die verzweifelte Sucht weiter, zugleich zu gelten und aufzulösen. Die Spießbürger wiederum möchten, daß jeder eine Zipfelmütze aufbehalte und daß der Langsame den Schritt angebe; den Spießbürgern kann ich auch nicht helfen. Aber was soll den Bauernenkeln helfen als frischer deutscher Boden? Was kann ihnen helfen, als daß sie wieder die freie Wahl des Berufes gewinnen?" Er erhob sich rasch und warf den Sattel auf. Trotz der Mittagsglut ließ er das Pferd ausgreifen.

Als sie auf einer Düne einmal kurz verharrten wegen der angestrengten Pferde, wandte er sich: „Sie haben noch nicht geantwortet!" — Cornelius Friebott sagte: „Wenn Herr Hauptmann und ich nicht im Dienstrocke ritten, sondern als zwei deutsche Bürger, wäre die Antwort leichter zu

geben." Da ermunterte der Hauptmann nicht. Im Weiter begann Cornelius Friebott dennoch und fast gegen eigenen Willen zu sprechen. Er sagte: „Herr Hauptmann, hatten die Bauernenkel, die Dorf und Hof verlassen mußten, weil die Äcker nicht länger reichten und weil sie landlose Landarbeiter nicht werden wollten, Zeit und Schule genug zu Ende zu denken, was ihnen geschehen sei und was ihnen helfen könnte? War der erzwungene Marsch zur Fabrik nicht ein ängstlicher und hastiger Gang? Herr Hauptmann, fanden die Spießbürger-Handwerker deutsche Männer vor, die den zerquetschten Herzen deutsche Hilfe gebracht hätten?" Er sagte: „Herr Hauptmann gestatten, Herr Hauptmann sagen von den Fremden vielleicht das Wahre; und vielleicht haben Herr Hauptmann mit den Spießbürger-Handwerkern recht, daß diese nur das Leid der Schwächlichkeit vertraten, für die kein Kraut gewachsen ist, und kann sein, daß es eine Narrheit der enterbten deutschen Bauernenkel war, daß diese unter jener beiden Führung in den Klassenkampf sich treiben ließen statt in einen deutschen Krieg für das Recht der Zahl und das Recht der Leistungskraft zu marschieren. Kann wohl sein ..." Er fragte, und sein Brauner begann zu drängen unter des Reiters Erregung: „Aber Herr Hauptmann, wenn dies alles gilt, wo ist die deutsche Führerschaft geblieben in der Notzeit des Bauernenkels und des Spießbürger-Handwerkers? Wo ist die deutsche Führerschaft geblieben, die aus Muße und Schulung heraus den beiden zurief, was ihnen fehle, und sich an die Spitze derer stellte, denen deutsch geholfen werden konnte?" Er sagte und schrie fast nach rückwärts: „Herr Hauptmann, Herr Hauptmann gestatten: Statt von Kampf habt ihr von gottgewollter Abhängigkeit geredet; vor der Not des Volkes ging euch die Fürstengunst; statt der Führerschaft war euch das Dienertum bequemer, ihr Kammerherren, ihr neuen Barone, ihr Geadelten, ihr geheimen Räte, ihr Ordensträger; und in dieser Zeit eurer Verwirrung sind die

fremden Führer hereingekommen und haben sich zum Volke gestellt..." Er verhielt das Pferd, er saß sehr stramm, er sagte leise: „Dieses, dieses mögen Herr Hauptmann gestatten..." Hauptmann von Erckert ritt an ihm vorbei mit dem gewohnten steilen Kopfe, mit den Augen, von denen nie einer wußte, ob sie nach innen oder ob sie in große Ferne glühten; er tat, als sähe er nicht und hätte er nichts gehört.

Sie saßen noch einmal ab; der Hauptmann fragte nach den Namen der aufblitzenden Gestirne und welche Bahn sie beschrieben, aber zu einem Gespräche außerhalb des Dienstbereiches ließ er es nicht mehr kommen. Als schon der Schein der abendlichen Kochfeuer bei Gochas wiederzusehen war, brachte Cornelius Friebott sein Pferd von rückwärts heran. Er fragte, ob er eine Bitte tun dürfe. Hauptmann von Erckert sagte: „Was gibt's?" Cornelius Friebott sagte: Er sorge, er möge, wenn der Zug sich in Bewegung setze, als älterer Freiwilliger nicht mitbefohlen, sondern bei der Etappe verwandt werden... Hauptmann von Erckert sagte: „Sie sollen mit und können sich auf mich berufen..."

Es war Februar und der Maultierwagen mit der deutschen Post war herein aus Windhuk und sollte zurück in zwei Tagen.

Bei der hastigen Mahlzeit erzählte der Adjutant, von daheim käme immer ungeduldigere Mahnung, weil er nicht ordentlich von sich hören lasse. Der Hauptmann antwortete: „Schreiben Sie, im letzten Vierteljahre sind eintausendfünfhundert Telegramme abgegangen, wenigstens ebenso viele eingelaufen, achthundert Journalnummern waren zu bearbeiten. Außerdem sind wir dreitausend Kilometer geritten! Also, Zeit zu Briefen bleibt nicht; die Rast langt gerade zum Schlafen und Essen." –

Unter dem heißen Wellblechdache ging der Hauptmann auf und ab und diktierte dem Schreiber seine Berichte für die Post. Zwischendurch stellte er Fragen an den Adjutanten. —

„... Ich habe den Monat März als Zeitpunkt für die Expedition gewählt, einmal weil die vielfachen Vorbereitungen nicht früher abgeschlossen sein können, vornehmlich, weil der März der einzige Monat des Jahres ist, in dem die Lage des Feindes als schwierig angesehen werden darf Im März sind die alten Tschammafrüchte verschrumpft und die neuen sind noch nicht ganz reif. Die Hottentotten sind daher an wenige bestimmte Plätze gebunden. Man darf mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß Simon Kopper in dieser Zeit die Gegend am unteren Nossob an der Grenze des deutschen Gebietes aufsucht, da dort die größten Tschammafelder vorhanden sind und auch flache Tümpel und Pfannen, die sich, wenn überhaupt in diesem Jahre, im März mit Regenwasser füllen müssen. Die Zeit des Zwanges dauert aber nur vier bis sechs Wochen, dann sind die jungen Tschammafrüchte reif, und ihm und seiner Werft und seinen Herden steht die ganze Kalahari wieder offen. Innerhalb des Märzmonats bin ich zeitlich von der Zunahme des Mondes abhängig. Die Tageshitze würde mir die Kamele zu sehr anstrengen, und die Reichweite der Truppe bei der Unmöglichkeit, die Tiere unterwegs zu tränken, zu sehr einschränken; außerdem könnte der weithin sichtbare Staub über der ziehenden Truppe zum Verräter werden. Nachtmärsche sind also nötig, doch läßt sich eine Spur des Feindes nur bei hellem Mondlichte halten ..."

Der Hauptmann fragte: „Tschirnhaus, ist der Befehl über das Nachlöten der Wasserbehälter heraus? — Lassen Sie zufügen: Die Wasserbehälter werden in Ziegenfelle eingenäht zum Schutze gegen Beschädigungen. Lassen Sie zufügen, alle Verschlußkorken sind nachzuprüfen, und ältere Verschlußkorken sind gegen neue gute Korken einzuwechseln.

Bemerken Sie, Lötzeug wird bei jeder Abteilung mitgeführt."

Der Hauptmann diktierte: „... Im Aufmarschgebiete am Auob und Nossob sind die vorhandenen Brunnen, insofern sie von den Hottentotten zugeschüttet waren, wieder aufgemacht und ausgebaut worden. Gochas ist durch Ausbau ein leistungsfähiger Wasserplatz geworden, dasselbe gilt für Arahoab, wo ein neuer recht ergiebiger Brunnen angelegt wurde. Die eifrigen Arbeiten der Bohrkolonnen an den von Herrn von Uslar gemuteten Stellen, denen auch für die künftige Besiedelung jeder Erfolg zu wünschen wäre, haben, obwohl durch harten Felsboden bis in große Tiefen gegangen wurde, am Kowise Kolke zum Beispiel auf sechsundfünfzig Meter, Wasser leider nirgends erreicht. Der neben den Bohrversuchen besorgte Bau von Stauanlagen und zementierten Sammelbecken zum Auffangen von Regenwasser kann als beendet angesehen werden, die Anlagen wurden durch Regenfälle teilweise gefüllt. Die angeforderten, fahrbaren fünfundfünfzig Wasserbehälter von je vierhundert Liter Inhalt sind am Auob und Nossob vorgebracht. So bleiben zwar Auob und Gochas beim Vormarsche die äußersten Wasserstellen mit Brunnen guten, frischen Wassers, wo die Tiere zum letzten Male ausreichend getränkt werden können, aber der äußerste Wasserplatz für Menschen wird das von beiden Orten etwa einhundertfünfzig Kilometer entfernte Geinab sein. Von Geinab soll ein neuntägiger Wasservorrat auf Kamelen mitgenommen werden. Im übrigen ist ein Zug der Kamelstaffel mit besonders geschwinden Kamelen als Wasserstaffel bestimmt und ausgerüstet ..."

Der Hauptmann fragte: „Tschirnhaus, haben Sie die Soldatenregeln, die jeder vorher bekommen soll, schon hinausgegeben zum Umdrucke? – Nein? – Dann bitte den Entwurf!" Der Hauptmann las für sich mit halblauter Stimme: „Der Hottentott ist ein Gegner, der so ficht, wie

wir es zu Hause anstreben, aber nicht erreichen. — Der Hottentott sucht uns zu ermüden und zu schwächen, ohne daß er selbst viel darangeben will. — Wenn wir uns ein festes Ziel setzen und alle Kräfte aufwenden, uns den Landesverhältnissen und der Fechtart anzupassen, dann kann uns der Hottentott nicht widerstehen, weil er als Mensch weniger gilt als wir. — In Afrika braucht man zu allem mehr Geduld und Ausdauer als zu Hause. — Ein Reiter, der noch eine halbe Flasche voll Wasser besitzt, kommt überall durch. — Ein Reiter mit leerer Feldflasche hat mehr Durst als einer, der noch Wasser in seiner Feldflasche hat. — Wer immer daran denkt, daß er Hunger hat und durstig ist, den hungert und durstet immer mehr. — Wer den Kopf oben behält und bedenkt, daß der Mensch mehr aushalten kann als das Tier, kommt durch." Der Hauptmann sagte laut: „Hier, hier wollen wir einfügen: ‚Wer in der Not Blut von Tieren genießt, muß es vorher quirlen, damit die wäßrige Flüssigkeit sich absondern kann und die schädlichen dicken Blutkörperchen ausfallen.'"

Der Hauptmann sagte zum Adjutanten: „Tschirnhaus, bitte notieren Sie: ‚Die zwei Verbandpäckchen, die Blechdose mit hundert Gramm kristallisierter Zitronensäure zum Schmackhaftmachen des Tschammasaftes, die Rhabarberpillen und das Kalium Permanganat zur Hilfe bei Schlangenbissen sollen nicht ausgegeben werden, ehe nicht der Abmarsch befohlen ist.'"

Der Hauptmann befahl: „Schreiben an den Herrn Kommandeur ...", und er diktierte: „Der am 19. Januar auf die Bohrstelle Nanib versuchte Überfall der Hottentotten war die letzte Berührung mit dem Feinde. Seitdem sind stets neue Patrouillen unterwegs, um die Spur der Werft aufzufinden ... Das Gerücht erhält sich unter den Farbigen, Simon Kopper sei in östlicher Richtung abgezogen. Willy Duncan hält ein Ausweichen Koppers nach Süden nach wie vor für unwahrscheinlich, selbst im weiteren Ver-

laufe der Ereignisse werde er sich hierzu nur in den äußersten Notlagen bereit finden. Mit dem Kalaharifführer Willy Duncan ist der Vertrag abgeschlossen und möchte Herrn Majors Zustimmung finden. Ich bin bei dem Vertrage von meiner wiederholt begründeten und vom Herrn Kommandeur gebilligten Ansicht ausgegangen, daß alle als Führer verwandten Personen, ob weiß oder farbig, in erster Linie das materielle Interesse leitet, und daß eine ihnen gegenüber bewiesene Freigebigkeit wertvolle Zinsen trägt. Vorlegen kann ich Herrn Major einen Abzug unserer ersten Kalaharikarte. Dreimal hatten wir die Karte nach Meldungen, Skizzen und Unterlagen fast fertig, nur wollten die Angaben über den Abschnitt des Nossobflusses bei Akanaus nie zusammenstimmen. Wegen der Wesentlichkeit für unser Unternehmen bin ich im Januar mit meinem Adjutanten Leutnant von Tschirnhaus selbst hingeritten, um die Entfernungen genau festzulegen." — Der Hauptmann sagte und sprach verbindlicher und bewegte ein wenig den Oberkörper wie zu leichter Verbeugung, und es konnte die Vorstellung erwecken, als stehe oder sitze ihm der Kommandeur, der alte Römer, eben selbst gegenüber: „Am Ende meiner Meldung möchte ich mir eine persönliche Bitte erlauben dürfen. Es ist uns angekündigt worden, daß die heimatlichen Weihnachtspakete für die unter meinem Befehle stehende Truppe in Windhuk lagern. Herr Major sind ohne Zweifel mit mir einig, daß frische Freude ein starker Verbündeter, ein besonderer Kräftiger und Tröster ist in dem Augenblick, in dem der Mann sein Leben gering achten soll vor der Sache, für die er es einzusetzen hat. Herrn Major ist bekannt, daß in allen vier Jahren des Aufstandes der Heimat verborgen blieb, um was es hier draußen ging, und welche Leistungen und Opfer von der Truppe gefordert wurden. Herrn Major ist bekannt," — von Erckert stand wieder, und die Absätze klappten hart zusammen — „daß für unsere Unternehmung als die, so Gott will, letzte und

abschließende eines versickernden, entfernten Krieges die Heimat, von den Allernächsten abgesehen, überhaupt kein Verständnis findet, sondern nur ärgerliche Ungeduld. Das mögen nun wir Einzelnen wissen und ertragen, das soll die Truppe, die gegen englische und anderer Händler Patronen und Durst sich noch einmal gleichsam verspätet hergeben muß, aber ja nicht fühlen! Ich habe deshalb ein besonderes Maultierkarren-Unternehmen eingerichtet, daß die Truppe bis zum Abmarsche in raschen regelmäßigen Besitz ihrer Heimatpost gelangt. Meine Bitte ist, es möge dort für die beschleunigte Zulieferung der Weihnachtspakete durch Befehl Sorge getragen werden." –

Von Erckert sagte: „Nehmen Sie den Bericht wieder auf. Schreiben Sie: Der diesseitigen Bitte auf Verstärkung des Pflegewesens, so daß jeder Truppenteil einen Arzt, zwei Krankenpfleger-Unteroffiziere und vier bis acht Hilfskrankenpfleger erhalte, ist entsprochen worden. In Arahoab wird ein Feldlazarett, in Gochas eine Krankensammelstelle errichtet, und in Geinab soll ein Krankenzelt aufgestellt werden. Nach vielen Proben haben sich die Krankentragen des Oberstabsarztes Simon, die durch zwei hintereinandergehende Kamele befördert werden, am besten bewährt. Der am ganzen Auob vor kurzem und plötzlich ausgebrochene Typhus, der die Unternehmung im entscheidenden Augenblick gefährden konnte, ist durch die sachgemäße Anordnung der Ärzte im Abflauen.

Mit der Ausbildung der Kamele als Reittiere – meistens wurden uns Lastkamele geliefert, die nur viertausend Meter in der Stunde bewältigen, und so ziemlich alle Rassen sind dabei, außer der einen erwünschten des arabischen Rennkamels – ist die Truppe fertig geworden. Lehrmeister war Oberleutnant Oberg, er erfand und baute die geeignete Sattelung. Marsch und Entwicklung der Truppe in jedem Gelände, auch im Trabe, ist möglich geworden. Wir haben eben das Kraftfutter auf die Hälfte herabgesetzt, lassen das

Salz fort und gewöhnen die Tiere an das Fressen der Tschammafrucht. Für die Unternehmung werden zur Zeit noch eine Anzahl Reitochsen zugeritten, damit in besonderen Fällen, zum Beispiel im dichten Busche, die Aufklärungs- und Verfolgungsabteilung auf gängige Ochsen gesetzt werden kann."

Von Erckert wandte sich zum Adjutanten: „Tschirnhaus, ich habe mir in der Nacht ein paar Sätze für die Verfügung an die Offiziere aufnotiert. Wir wollen so sagen: Die Truppe muß mit Vertrauen an ihre Aufgabe treten und wird durch die Überzeugung gestärkt werden, daß alles geschehen ist, um den Erfolg nach Möglichkeit sicherzustellen. Noch keine Unternehmung in Südwestafrika ist mit der Gründlichkeit der unsrigen vorbereitet worden. Es müssen aber auch — das wollen wir nicht auslassen zu betonen — jedem Teilnehmer die Grenzen des Erreichbaren und die voraussichtliche Entwickelung der Ereignisse im voraus zu Bewußtsein gebracht werden, damit die Erwartungen nicht getäuscht werden und der Enderfolg nicht unterschätzt wird. Ein Sedan werden wir den verschlagenen mit den Instinkten des Wildes begabten Hottentotten in der Kalahari-Wildnis nicht bereiten können. Nur die Summe langfristiger, mit Aufopferung und Zähigkeit durchgeführter Kriegshandlungen wird zu einem Ziele führen, darin wir ohne Selbsttäuschung die Lösung unserer Aufgabe werden erblicken dürfen ..."

Der Hauptmann sah die wartenden Augen seines Schreibers. Er sagte: „Ach so, der Bericht für die Wilhelmstraße. Schreiben Sie noch: Die erste Batterie aus Keetmanshoop ist in Gochas inzwischen eingerückt und die erste Kompagnie in Arahoab. Hierdurch ist ein leistungsfähiger Rückhalt geschaffen; beiden Truppenteilen werden die rückwärtigen Aufgaben, genau bezeichnet, übertragen. Meine ganze Truppe wird hierdurch für den Kalaharizug frei ..."

Am späten Abend, als die Schreibstube stille lag, kam

Erckert aus seinem Zimmer noch einmal herein. Die Briefmahnung von Hause an den Adjutanten war ihm eingefallen. Er zündete die helle und heiße Stehlampe an und dachte: „Wenn ich diesen Abend und diese Heimatpost nicht benutze, wann komme ich wieder dazu?" Er setzte sich und schrieb rasch. Der Posten, der ihn von ferne sah durch das Fenster, meinte, er könne die Feder des erstaunlichen Führers dahinziehen hören. Der Hauptmann schrieb zuerst an einen Entfernteren: „... Sie wollen Einzelheiten meiner Umgebung und meines äußeren Lebens wissen. Erstere ist trostlos öde. Letzteres erschöpft sich in Aufstehen, Arbeiten, Essen und Schlafengehen. Das Ganze in einem greulichen alten Missionskasten, in dem man halb erstickt. Das Essen ist immer dasselbe. Ein Reiter kocht. Neben meinem Zimmer ist die Schreibstube. In beiden spielt sich mein Leben ab, wenn ich nicht unterwegs bin. Bedienung: Eine Handvoll bunter und schmutziger Eingeborener..." Dann sprangen die kurzen Sätze der Aufgabe zu, von der die Gedanken nicht mehr lassen konnten: „Ich sehe auf schweres Werk zurück. Was ich mir vorgenommen habe, ist bis in die letzte Kleinigkeit durchgeführt. Wir sind bereit. Aus den Zeitungen ersehen Sie das Weitere, Gutes oder Schlimmes. Der Erfolg einer Leistung steht in diesem Erdteile immer auf des Messers Schneide..." Die Schlußgrüße, die schon zu lesen standen, strich er wieder aus, und schrieb: „Ich aber habe den Willen zum Erreichen, und der Erfolg ist eine deutsche Notwendigkeit, wenn das auch niemand sonst merkte, außenpolitisch und innenpolitisch, weil der Mißerfolg eine andere ungeheure moralische Schädigung wäre draußen und drinnen!" Der zweite Brief, der Brief an die nächste Verwandte, zog sachter. Die Gedanken erzählten von ihren Kämpfen und Feiern bei den langen Zweckritten durch die Öde und Hitze, von ihrer Beschäftigung mit Gedanken. Aber dann brachen sie plötzlich ab, als hätten sie kein Recht, und es stand da: „Gelingt mir die Unternehmung, so war

sie mein eigenstes Werk von Anfang bis Ende. Mißlingt sie, so wird kein auch nur etwas ferner Stehender jemals die Schwierigkeiten einzuschätzen wissen. Die Verantwortung für das Gelingen des Unternehmens teilt jeder Offizier mit dem Führer. Ein Mißerfolg fällt diesem nach außen hin allein zur Last..."

Der Posten sah nach einer Wendung die Lampe, die noch eben über dem Schreibenden gebrannt hatte, erlöschen. Der Hauptmann schien abgebrochen zu haben. Am Zimmer des Hauptmanns wurde das mit einem Fliegennetze bespannte Fenster hell und rasch wieder dunkel, und danach wurde das Führerhaus fast unsichtbar in der finsteren Nacht.

Nächsten Morgens rollte unerwartet ein anderer Karren mit vier trabenden Maultieren heran. Der Karren brachte einen Postsack aus dem Süden des Schutzgebietes; ein Sergeant, der lange typhuskrank im Lazarett gelegen und dann in der Nachbarschaft Gibeons einen Erholungsurlaub verbracht hatte, saß hinter dem fahrenden Braunen und neben dem Sacke.

Als die aus Keetmanshoop nachgesandten Briefschaften der ersten Batterie verteilt wurden, fand sich ein Brief zugefügt mit der Aufschrift Cornelius Friebott durch Woermann-Linie Lüderitzbucht. Woermann-Linie Lüderitzbucht war ausgestrichen, und dafür war Keetmanshoop gesetzt; Keetmanshoop war wiederum ausgestrichen, statt dessen stand Gochas, und vor den Namen war mit roter Tinte der Rang Unteroffizier hingeschrieben. Der Brief kam aus Johannesburg und war Ilsabethens erster Brief seit der Trennung. Sie schrieb nicht mehr „Junge" bei den Anreden, und es war auch nicht mehr zu spüren wie früher, als liefe sie gleich selber lachend bei offenen Armen mit ihrem Briefe. Sondern die Frau winkte gleichsam aus einer stillen Sicherheit dem in unbekannter Fremde weilenden Freunde zu und wünschte auch ihm einen Hafen, freilich

einen Hafen in ihrer Nähe, wenn es sein könne. Sie drückte sich schon ein wenig martinisch aus, wie Cornelius Friebott bemerkte. Denn kommt das von ihr: „Du wirst vielleicht erkennen, daß es bei uns hier und bei dem Engländer doch freier zugeht so in allgemeinen Dingen, wofür man das andere in Kauf nimmt, bis auch darin Wandel eingetreten ist.“ Kommt so was von ihr? Nur am Ende wagte sie eine vorsichtige Klage gegen ihren Mann. Sie erzählte: „Martin ist sehr gut zu mir, und sein Verdienst ist noch besser geworden. Aber, wenn die viele Arbeit vorbei ist, dann gilt doch der Verein am meisten, obgleich er es nicht zugeben will. Und vielleicht kann er nicht anders als Honorary Secretary (— ja, so schrieb sie —), und vielleicht ist der Verein hier außen auch nötig, wo das Geld solche Macht hat. Wenn nun der Sonntag nicht wäre, wann hätte ich ihn dann zur Gesellschaft; und wer weiß, ob wir je ein Kindchen bekommen sollen.“ Zuletzt stand: „Von Jürgenshagen schreiben sie wieder, daß in Eurem Hause, das doch Dein Haus allein ist, keine guten Mieter wohnen, und daß es nicht wiederzuerkennen ist nach Deiner ordentlichen Mutter Zeiten; und sie schreiben auch, Du müßtest Dich darum kümmern, aber wie soll das geschehen? Oder denkst Du daran, einmal heimzufahren?“

Den Sergeanten lernte Cornelius Friebott in der Mittagszeit kennen. Es stellte sich heraus, daß er ebenfalls zur Reserve gehöre, und daß er den Hottentottenkrieg durch freiwillig bei der Truppe geblieben war, weil sein Farmhaus in der weiteren Nachbarschaft von Gochas doch in Trümmern lag, ausgeräumt, verbrannt und zerstört von den Kopper-Hottentotten, und weil an Aufbau nicht zu denken war vor einer neuen und besseren Sicherheit. Er sagte bei der ersten gemeinsamen Mahlzeit: „Glauben Sie ja nicht, daß das Soldatenspielen mir mit meinen vierzig Jahren sonderliche Freude macht, obgleich ich mit Hauptmann von François vor neunzehn Jahren als Reiter ins

Land gekommen bin und sechs Jahre bei der alten Truppe gestanden habe. Jedoch, wo soll ich hin? Und das hier geht mich doch schon mächtig an." Er sagte: „Gleich aufbauen, wenn der Zug gelingt und ich noch einmal mit dem Leben davon komme?" Er kniff das eine der beiden ohnehin sonnenverkniffenen Augen in dem sehr braunen Gesichte fest zu. „Nein, Mann, wenn alles ruhig ist, und wenn es das Befehlen im Lande nicht mehr gibt und auch nicht die vielen Leute, dann gehe ich erst wo anders hin und hole mir 'n büschen Geld, glaube mir nur, ich weiß genau wo. Früher habe ich nicht viel nötig gehabt, aber nu brauche ich es eben zum Aufbau, denn ich habe nichts mehr. Und wer will auf die Entschädigung warten?!" Bernhard sagte: „Rosch tut immer geheimnisvoll, als wisse er von einem Schatze, aber er rückt nie mit der Sprache heraus. Was ist es, Rosch? Wissen Sie doch irgendwo von einer Goldmine?" Da zuckte der Gefragte mit den Achseln. Als er hinaus ging, sagten einige. „Er ist mit einer braunen Hottentottin richtig verheiratet —. Und sie ist sogar von den Franzmann-Hottentotten, von Simon Koppers Stamm. Sie hält sich gegenwärtig in Gibeon auf bei der Mission, er spricht nie von ihr, aber er soll große Stücke auf sie setzen. Sie haben aber keine Kinder zusammen." Andere sagten: „Ja, das ist doch nun bei einigen von der alten Truppe so gewesen, sie hatten noch keine weißen Frauen im Lande und wollten nicht ewig herumhuren und wollten Ordnung. Und dieser da ist durch die braune Frau mit Robert Duncan und dem Kalaharifführer Willy Duncan verwandt."

Cornelius Friebott wurde durch das Gerücht von der farbigen Ehefrau zuerst abgestoßen. Wer viele Jahre in Südafrika gelebt hat in den mehr entwickelten Verhältnissen, weiß nicht nur, sondern lernt auch glauben aus festem Gefühle, daß die Rassen, die weiße und die farbige, sich nicht vermischen dürfen, wenn die weiße Rasse dauern soll in der geistigen Herrschaft und mit ihrem kleinen aber

unersetzlichen menschlichen Gute an Heiterkeit, Sachlichkeit und Mystik. Aber Rosch suchte gerade ihn auf mit ruhigen und verständigen Worten und war der einzige Ältere und war der einzige, der das Land vom Norden bis Süden und Osten bis Westen kannte und fast jeden europäischen Einwohner im Lande, und die farbige Verbundenheit erwähnte er nie. Er war auch nicht wie die mit farbigen Weibern verheirateten weißen Männer an den Rändern der südafrikanischen Städte und in einigen kapländischen Dörfern ein Heruntergekommener und Abgerissener an äußerem und innerem Wesen. Er bot im Gegenteil einen größeren inneren Reichtum an als sämtliche Kameraden der Abteilung. Da ließ Cornelius Friebott seinen Widerstand fahren; und es begann wieder eine Zeit für ihn, durch die man nicht hindurch läuft wie durch eine dunkle Regennacht oder öde, staubige Mittagshitze in Gottes Namen, und weil man den Weg einmal angefangen hat, und weil es also sein muß. Zuweilen saß Bernhard bei ihnen; zuweilen, wenn es paßte, erschien lachend und immer mit einer Art Neffenachtung George Friebott, der Vormann aus der Kamelstaffel, und horchte zu. –

Dann hieß es eines Tages, der Kommandeur kommt morgen, und dann geht der Stab von Gochas nach Arahoab; und dann soll es eine Ruhepause geben für Mensch und Tier, richtiges Ausruhen überall, bei Hauptmann Grüners Truppen am Auob und bei Hauptmann Willekes Truppen am Nossob; und dann, dann geht es los, denn wir sind jetzt bereit, wir sind ganz fertig.

Und der Kommandeur, der alte Römer, kam und ritt und fuhr sieben Tage lang mit dem Hauptmanne die Truppenposten ab, und sah die Truppen bei Geländeübungen und fand sich unerkannt oder halberkannt zu Mannschaftsfeuern und neckte sich mit den Reitern und lobte und liebte nach seiner Art als einer, der verstand, um was es hier gehe für Deutschland, und auch als einer, der glücklichen Auges

zu sehen vermochte, daß deutsche Jugend, wo sich nur der Führer findet und aus der Enge führt, trotz allem Gezeter mehr auf sich nehme, erlange und leiste als jemals.

Als die Befehle herauskamen, wunderte sich Cornelius Friebott nicht wenig, daß er neben Rosch zum Dienste beim Stabe kommandiert sei. Das einzige, was ihn der Adjutant kurz vorher gefragt hatte, war: „Können Sie Englisch und Holländisch ganz fließend sprechen?“ Die anderen sagten: „Na ja, es ist, weil du so lange im britischen Südafrika warst, und weil du den Burenkrieg so ein Stück mitgemacht hast; und vielleicht meinen sie, wir könnten irgendwo mit südafrikanischen Polizeireitern ein Zusammentreffen haben. Aber am meisten ist es doch deshalb, weil der Hauptmann mit dir an Kaisers Geburtstag den Ritt gemacht hat in die Dünen. Ja, deshalb ist es bestimmt. Er erinnert sich an jeden; er vergißt nichts, er vergißt kein Wort, was er mit einem gesprochen hat.“

Vor der Umlegung des Stabes nach Arahoab ließ Erckert eine Verfügung an seine Offiziere verbreiten. Aber das Verhältnis zwischen den Offizieren und Reitern war so geartet, daß jene die Verfügung von weißem Mann zu weißem Mann ihrer Abteilung schweigend gehen ließen. Und alle lasen: „Die Kalahari-Expedition wird mit außergewöhnlichen Anstrengungen und harten Entbehrungen verbunden sein. Sie sind von einer Truppe zu ertragen, die in ihrer Mehrzahl weder hinlänglich Zeit gehabt hat, sich dem Klima anzupassen, noch in die Bedingungen des afrikanischen Feldlebens eingewöhnt ist. Ihr sowohl wie den Truppenführern erwachsen also besondere Schwierigkeiten. Der Gradmesser für die Leistungen einer Truppe ist der Wille des Führers. Seine Einwirkung auf die seelische Spannkraft vermag auch körperliche Unzulänglichkeit auszugleichen und die allgemeine Leistungsfähigkeit über das gewöhnliche Maß hinaus zu erhöhen. Ohne Rücksichtslosigkeit, die im Hinblick auf das Gemeinwohl und auf das Ziel

sich im einzelnen Fall bis zur Härte steigern muß, wird kein Führer vermögen, seinen Einfluß zur vollen Geltung zu bringen. Es bedarf dazu des Einsatzes des Temperamentes und der Person, um schwache Gemüter in der Bedrängnis aufzurichten und der Truppe auch bei Überspannung ihres Widerstandsvermögens den Geist des Willens und der Zuversicht zu erhalten. Eine Truppe mit den moralischen Eigenschaften der unsrigen, die ihre Offiziere im harten Feldleben in ihrer Mitte und in der Gefahr an ihrer Spitze sieht, wird zum Höchstmaße der Leistung befähigt sein. Ein fortreißendes Beispiel wird unsere Leute jede Entbehrung ertragen und jede Gefahr mißachten lassen. Wo aber Zaudern und Zagen dem Aufrichtungsbedürfnis des einzelnen Mannes keinen Stützpunkt bietet, wird er ebenso schnell moralisch ermatten ... Wenn wir Offiziere von dem Willen zum Erfolg beseelt und von der Zuversicht, ihn zu erringen, durchdrungen sind, werden wir es auch vermögen, unserer Truppe den Geist einzuflößen, ohne den es im Kriege keinen Erfolg gibt." Ja, alle lasen es stille, und spürten, daß sie und die Offiziere ein Vertrauen verbünde, und keiner sagte ein Nachwort zum andern, als höchstens: „Hast du es auch gesehen? – So ist es. – Er hat recht!"

Als bei dem Ritte von Gochas nach Arahoab, der auf geschwinden Kamelen und mit den Rasten sechzehn Stunden lang ist, Rosch von diesem und jenem sprach, das sonst aus eines einfachen Soldaten und auch aus eines deutschen Bauernsohnes Mund selten zu hören ist, fragte Cornelius Friebott: „Wie kommen Sie dazu? Auf welcher Schule sind Sie in Deutschland gewesen? Oder hat Sie sonst einer gelehrt?" Da antwortete Rosch und errötete mit seinen vierzig Jahren: „Ach, Sie dachten, der will sich zeigen, und deshalb schnackt er klug. Aber so ist es nicht. Ich will Ihnen gerne die Wahrheit erzählen: Ich bin zu Hause auf der Dorfschule gewesen. Wo hätte mich mein Vater sonst hinschicken sollen? Wir waren doch ein ganzer Trupp. Und

dann war ich, abgesehen von der Dienstzeit in Bahrenfeld, nirgends anders als bei uns auf dem Hofe. Hier außen bestand die dienstfreie Zeit neben Jagen zuerst in Bier, und das traf für die meisten von uns zu. Danach, wie ich immer mehr im Lande herum kam und die holländischen Buren bei uns sah, – drüben im Transvaal und Oranje-Freistaate mögen es andere Leute sein –, fing ich zu erschrecken an. Und da überlegte ich: Wir Deutschen haben doch Bücher. Und hier außen, wo sonst alles fehlt, ist neben Arbeit und Jagd Zeit genug, Bücher zu lesen und auch zu bedenken. Und so ist es also gekommen bei mir und den vielen anderen, wie Sie noch sehen werden." Und er sagte stolz: „Bei mir auf Gründorn" – so hieß seine zerstörte Farm – „hatte ich ein schönes selbstgemachtes Büchergestell, da war ein roter Vorhang über wegen des Sandstaubes, und die sechs Bretter standen von Büchern voll." Cornelius Friebott dachte an die Gute Hoffnung und fragte: „Und was hat da gestanden?" Der andere antwortete lachend: „Ja, das sollen Sie nicht glauben, daß das nun alles schwere Bücher waren. Carl May ist töricht zu lesen, wenn man hierzulande selber auf Jagd und im Orlog gewesen ist, aber er war stief mit dabei. Und dann war Frenssen mit bei und Storm und Reuter und Busch und Grimms Märchen und Dahns Kampf um Rom und Freytags Bilder aus deutscher Vergangenheit." Er zeigte plötzlich nach Nordosten die Richtung und sagte: „In sechs Stunden könnten wir das Haus liegen sehen, was noch von da ist." Er erwähnte auch bei diesem Gespräche die braune Frau nicht. Cornelius Friebott dachte: „Das Luftziegelhaus am Kalaharirande und innen Storm und Grimms Märchen und Freytags Bilder und eine braune Kopper-Hottentottin als richtige Ehefrau und einen Landwirtssohn aus Schenefeld, der den Hof nicht geerbt hat, welch seltsames Beieinander!" –

Die Ruhepause verging am meisten mit Schlafen, mit Schlafen unter einem Stück Mückenschleier, weil die Fliegen an der Tränkstelle in dem trockenen Sande in schwarzer, klebriger, unruhiger Unzahl an jedem Menschen wie an jedem Tiere und jedem freien Stücke Nahrung saugend hingen. Dann kam Nachricht von Akanous bis zum Kowise Kolk durch schnelle Reiter, und vom Kowise Kolk bis Arahoab durch das im Sande verborgene Kabel: „Eine Eingeborenen-Patrouille hat endgültig festgestellt, daß Simon Kopper aus der Gegend von Geinab in östlicher Richtung abgezogen ist." Am Tage der Nachricht ließ der Hauptmann eine Offizierspatrouille unter Leutnant Runkel Nossob abwärts reiten; die Patrouille solle feststellen, ob die gesamte Kopperwerft nach Osten abgezogen sei oder sich etwa auch nach Süden verteilt habe. Vier Tage später, am 3. März, ließ der Hauptmann eine zweite Offizierspatrouille gleichen Auftrages unter Leutnant von Kathen fast parallel der ersten, nur ein wenig mehr westlich, von Nanib nach Gagans ziehen für den Fall, daß die erste Patrouille abgeschossen werde oder ihr durch Durstnot oder andere Not etwas zugestoßen sei, oder auch Spuren des Feindes durch Verwischen und Hakenschlagen nach seiner Gewohnheit ihr entgingen. An diesem Tage hieß es: „Am Sonnabend, am 7. März, marschieren wir von Arahoab, und am 6. März marschieren die von Gochas los. Wir warten nur noch auf Meldung von den beiden Patrouillen." Am 4. März meldete Leutnant von Kathen durch Lichtspiegel über die Türme in Nanib und Gochas: „Wir haben fünfunddreißig Pferde- und fünfunddreißig Fußspuren gefunden, von Osten nach Nordosten kommend und weiter weisend nach Südwesten."

Und dann kam der Tag des Abrittes. Die Auob-Truppen unter Hauptmann Grüner brachen am 6. März von Gochas auf und tränkten zum letzen Male am 7. März abends in Nanib; die Nossob-Truppen unter Hauptmann Willeke tränkten zum letzten Male am 7. März in Arahoab und

brachen von dort des gleichen Nachmittags auf. Und also waren die siebenundzwanzig Offiziere, die dreihundertdreiundsiebzig deutschen Reiter, die vier Maschinengewehre mit hundertneunundzwanzig Eingeborenen, mit siebenhundertzehn Kamelen, mit zwei Pferden, fünf Maultieren, elf Reitochsen jetzt unterwegs.

Friedrich von Erckert hatte befohlen, die beiden Truppenteile sollten am 10. März in Akanous zusammentreffen, von welcher Stelle der Marsch in die Ungewißheit und das Schicksal zu beginnen hätte. Aber am 8. März um Mittag lief auch von der Patrouille des Leutnants Runkel beim Stabe die Meldung ein, die Patrouille habe bei Geinab frische Spuren einer Bande getroffen, schutzgebietein, fünfunddreißig Pferde stark. Der Leutnant wage zu vermuten, daß unweit des westlichen Nossobflusses in der britischen Kalahari eine größere Werft sitze, die die Bande ausgesandt habe. Als die neue Nachricht da war, befahl Friedrich von Erckert, die Vereinigung der beiden Truppenteile solle erst in Geinab stattfinden am 11. März.

An diesem 8. März gelang den Kopper-Hottentotten der letzte Überfall auf deutschem Gebiete. Die fünfunddreißig Orlogleute, deren Spuren die beiden Offizierspatrouillen angetroffen hatten, von Nordosten kommend, nach Südwesten führend, ritten durch bis Kubub nördlich Koes, vielleicht in der Hoffnung, Frachtfahrer auszuheben, vielleicht um einen Racheakt auszuüben wie jenen an dem alten Kalahariführer Robert Duncan. Sie trafen bei Kubub des Abends, — oder auch streunende Buschleute verrieten ihnen, daß die Patrouille dort übernachte —, die Patrouille des Sergeanten Jäger von der Etappenbesatzung in Koes, dazu der Sergeant, drei Reiter und zwei Eingeborene gehörten. Sie brachten die vier Weißen und die zwei Farbigen um. Sie ritten nach diesem Überfalle so rasch davon auf ihren wie sie selber von klein auf an den Kalaharisand und an die Dünen und an die Tschammasfrucht gewöhnten Pferden,

als sie konnten, sie ritten erst nördlich und dann, von Buschleuten beraten, daß Truppen in der Kalahari unterwegs seien, einen Haken schlagend, strack östlich. Sie kamen beim Rückritte an der Stelle Geinab vorbei und taten von da an, im Gefühle der Sicherheit, nichts mehr, ihre Spuren zu verwischen. Sie wurden am Morgen des neunten von Koes aus, so rasch gelangte die Botschaft vom Überfalle dorthin, verfolgt, bis an den Punkt, wo sie den Haken nach Osten geschlagen hatten, dort zeigte sich, daß der Vorsprung zu groß sei.

Als die beiden Truppenteile Erckerts, wie befohlen, am 11. März in Geinab zusammentrafen, ohne vorher selbst auf irgendein Zeichen vom Feinde gestoßen zu sein, fanden sie die Fährte der Bande. Da fast zugleich nach vorausgeeilten Gerüchten, die genaue Meldung über das Sonntagnachtgeschehnis in Kubub an den Stab gelangte, wurde deutlich, daß die von Leutnant Runkel gemeldeten Spuren wie die von Leutnant von Kathen gemeldeten von derselben Bande herrührten, die den Überfall ausgeführt und deren Fährte man jetzt vor sich habe. Der elfte und zwölfte März dienten Nachforschungen. Das Nossobtal nach Süden abwärts bis zum Elise-Kolk wurde frei von jeder Menschenspur gefunden. Keine Hinterlassung von Menschen oder Tieren, die sich zum Menschen halten, war zu entdecken, als jene eine Bandenspur nach Osten in den Durst der Dünen der britischen Kalahari hinein; also mußte, da Leutnant Kirchheim im Oktober die Kopperwerft an dieser Stelle zum letzten Male mit dem Glase beobachtet hatte, Simon Kopper vor vielen Wochen von Geinab aufgebrochen sein nach Osten oder Nordosten; aber er konnte wegen seiner Abhängigkeit von den wilden Melonen in dieser Zeit, und da die Bande hier vorüber ihren Weg genommen hatte, bei Glück in Reichweite der Truppe sitzen.

In Geinab wurde das Krankenzelt errichtet, in Geinab wurde gerade so viel brackiges Regenwasser in dem flachen

Tümpel gefunden, daß die Packtiere und die Reitkamele der Offiziere noch einmal saufen konnten, in Geinab wurde ein Bestand an Wasser und Verpflegung für zwei Tage auf den Menschen niedergelegt, und durch Nachschub sollte der Bestand erhöht werden und denen dienen, die zurückkämen. Von Geinab ab betrug die Reichweite der Truppe beim Hin und Zurück neun Tage, falls kein Tümpelwasser oder keine Tschammas gefunden würden, oder falls nicht das Wunder eines großen Regens geschähe, und vorausgesetzt, daß genügend Kamele die anderen neun Tage ohne Wasser durchhielten.

„Mensch, nun begreifst du, wir haben eine Woche und zwei Tage, wenn sonst alles glückt, das sind viereinhalb Tage hin und viereinhalb Tage zurück; und in den viereinhalb Tagen sollen wir in der ganzen großen englischen Kalahari, die bald so groß ist als wie Deutschland selber und so leer als wie ein Sandloch, Simon Kopper finden, nachdem ihn alle Patrouillen anderthalb Jahre umsonst gesucht haben! Mensch, nun paß auf!"

Sie sagten es so ähnlich in allen deutschen Mundarten, denn sie waren aus allen Teilen Deutschlands beieinander, aus Niedersachsen und Friesland, aus Bayern und der Mark, aus Schwaben und dem Elsaß, von Mosel und Memel und so weiter, aus dem ganzen großen, zu klein gewordenen Lande.

„Ja, Minsch, nu begripst du ..."

Es war ein fürchterlich heißer Tag; sie hörten von der vor drei Tagen abgeschossenen Patrouille, da rückwärts hundert Kilometer hinter ihnen. „Warum soll das jetzt auf einmal gut ausgehen? — Wegen der paar Spuren im Sande? — Und wenn bei dem ganzen Aufwande nichts herauskommt? Was dann?"

Aber am Nachmittage lief der Befehl durch: „Die Truppe tritt heute abend acht Uhr auf der gefundenen Spur den Vormarsch an. Feuer und Streichhölzer dürfen bei Dunkelheit nicht angezündet werden. Der Marsch hat möglichst lautlos zu erfolgen. Es ist streng darauf zu halten, daß die Mannschaften weder auf dem Marsche noch im Lager etwas verlieren. Die Patronengurte sind fest anzulegen, eine Feldflasche ist unmittelbar an dem Gurte zu befestigen. In der Rocktasche sind einige Lebensmittel zu verwahren. In Geinab bleibt ein Signaltrupp. Mit der Signalstelle in Geinab bleibt die hinterste Abteilung so lange als möglich in regelmäßiger Signalverbindung und stellt in jedem Falle die Verbindung, Kompaßrichtung und Entfernung in zurückgelegten Kilometern fest."

Um acht Uhr waren die Spitzenreiter der Aufklärungsabteilung, dazwischen zu Pferde der Kalahariführer Willy Duncan, der Sohn des alten von Kopper-Hottentotten ermordeten schottischen Jägers und einer Kopper-Hottentottin, davor die farbigen Spurhalter und Spurfinder ostwärts in Bewegung. Es folgte die Gruppe Grüner, der die Aufklärungsabteilung von Boetticher, die siebente Kompanie und zwei Signaltrupps angehörten. Bei dieser Gruppe ritt vorne Friedrich von Erckert. Die zweite Gruppe unter Hauptmann Willeke mit der Aufklärungsabteilung Oberg, mit der Maschinengewehr-Abteilung und zwei anderen Signaltrupps marschierten vor, sobald die erste Gruppe sich tausend Meter entfernt hatte. Zuletzt fuhren die Kamele der Kamel- und Sanitätsstaffel brüllend in die Höhe und begannen ihr Dahingleiten.

Nach einer halben Stunde Gewöhnung war es über dem Zuge ganz still. Die Menschen sprachen flüsternd. Kein Tier brummte. Die Tiere gingen willig und genau, als hätten

sie zeitlebens unter Preußen exerziert und nicht manche Jahre spanischen und portugiesischen Kleinbauern und Kleinpächtern und maurischen Händlern und ägyptischen Fellachen und wem alles und wo alles bei karger Kost übermäßige Lasten geschleppt. Cornelius Friebott und Rosch ritten nebeneinander und so nahe hinter dem Führer, daß sie Rede zum Adjutanten hin hätten verstehen können, aber der Hauptmann schwieg. Er blickte starr geradeaus. Um neun Uhr, um zehn Uhr, um elf Uhr, um zwölf Uhr, um ein Uhr hielt jede Gruppe zehn Minuten an und rückte in sich auf. Beim letzten Halte verschwand der Mond hinter Dunstschleiern, und die Spitze meldete, die Spürer hätten Mühe beim Erkennen der Spur. Um ein Uhr zwanzig ritt der Kalaharführer neben den Hauptmann. Fünf Minuten später hielten die Gruppen und die Staffel und bezogen jede bei eigener Sicherung Lager, um den Anbruch des Tages abzuwarten, wann die Spur wieder zu lesen sei. Die Kamele legten sich in breiter Front und mahlten hörbar mit den Zähnen. Wo ein Tier beim Absatteln schreien wollte, hingen sich ihm Farbige unter drohendem Murmeln an die Schnauze. Es war eine nicht sehr lange und keine erholende Rast, und eigentlich hatte der Hauptmann gehofft, daß sie nicht nötig würde, sondern daß die ganze Rast bei Tage geschähe und der ganze Marsch bei Nacht. Cornelius Friebott sagte: „Vor neun Jahren bin ich mit dem Burenvolke nach Natal hineingeritten, und als wir vom deutschen Korps lagerten, zog fast die ganze Mannschaft der Buren an uns vorbei ..." Und er dachte: „Und dann bin ich bei Elandslaagte verwundet worden, und Ackerknecht ist neben mir gefallen ..." Als Bernhard auf ein Wort zu ihnen herankam, redete er ihn im Halbschlafe Ackerknecht an. Bernhard sagte: „Ackerknecht? Wie kommst du darauf? Ackerknecht war doch der deutsche Lehrer aus dem Freistaate, den der Krieg so arg enttäuschte, und der bei Elandslaagte die Verwundung bekam, und der in der kalten Nacht

neben uns verblutete ...“ Und er sagte in beinah ärgerlichem Tone: „Nein, ich heiße nicht Ackerknecht! Und wir stecken jetzt Gott sei Dank in deutscher Uniform und versuchen wenigstens für unser eigenes Volk Kastanien aus dem Feuer zu holen und nicht für eine fremde undankbare Gesellschaft.“ Danach, als Cornelius Friebott wieder zu sich kam und richtig wach wurde, fing Bernhard auf einmal an Mißmut auszudrücken, weniger in ausgesprochnen klaren Worten, mehr durch Ton und Gereiztheit. Er sagte ungefähr: Er habe gedacht, das Ende der langen, mühseligen Vorbereitung von acht Monaten werde ein frischer Kampf sein, nicht ein Zufallsritt hinter fünfunddreißig Mann her, mit zehnfacher Übermacht, und wobei es eigentlich nur auf das eine ankomme, daß das Tier unter einem nicht verdurste ... Cornelius Friebott wunderte sich sehr. Als Bernhard davonging, sagte Rosch achselzuckend: „Ja, wenn kein Tschintrata dabei ist, das können manche nicht vertragen. Und in Afrika ist niemals Tschintrata dabei. Und wo einer hier stirbt, wird nicht zu gesungen, er ist hier auch gleich sehr im Wege bei der Hitze.“ Cornelius Friebott sagte: „Ich habe ihn noch niemals so ungeduldig gesehen, nicht bei den Buren und nicht in St. Helena und nicht in Gochas. Er war früher ein stiller und starrer Mann.“ Und er dachte: „Es kommt aber wohl daher, daß er es nicht erwarten kann, und daß er darauf brennt, sich auszuzeichnen; und daß er denkt, es sei die letzte Gelegenheit. Und daß er fürchtet, diese Gelegenheit werde ihm vielleicht nicht ausreichen.“

Um vier Uhr ging der Mond vollends unter, und es war eine Weile ganz finster und kühl. Um halb sechs Uhr stand alles zum Abmarsche bereit, dem ersten Lichte zugewandt. Um sechs Uhr hieß es: „Die Spürer haben die Fährte wieder fest.“ Gleich danach erfolgte der Befehl „Marsch“, und Glied nach Glied lenkte vorwärts. Um diese Zeit hieß es von Mann zu Mann, und nach rückwärts

gesprochen von Reihe zu Reihe: „Die Spürer haben die Fährte wohl fest, doch die läuft man immerzu in die Dünen rin, und von der Simon Kopperwerft ist nischt zu merken, schon während der Rast waren deswegen Spürer vor." Sehr bald nach dem neuen Abmarsche stand die blanke Sonne augenblendend am Himmel und trieb rasch Schweiß bei den Reitern, bei den Eingeborenen und bei den wie Raubtiere dünstenden Tieren. Die Kamele schritten kräftig aus. Man konnte noch Wasser in ihren Körpern glucksen hören.

An diesem Morgen gelangte der Zug fünf Kilometer über einen Platz in den Dünen der Kalahari hinaus, der von Buschleuten und Betschuanen Rempu genannt wird. Dort wurde das Tageslager bezogen. Es wurde an kleinen vorsichtigen Feuern gekocht. Es wurde eine Signalstelle zur Verbindung mit Geinab eingerichtet, denn weiter ostwärts schien diese nötige und einzige Verbindung mit der Herkunft unsicher zu werden. Es waren sehr viele Wildspuren zu sehen, die Kreuz und die Quer. Der rote Sandboden zwischen dem einzelnen Buschwerk war sehr löcherig. Das Lager dauerte bis sechs Uhr nachmittags. Der Aufbruch geschah um Eulenausflug. Die Helle des Mondes enttäuschte wieder, der Marsch in die Nacht konnte dennoch dreizehn Kilometer weit fortgesetzt werden.

Am vierzehnten war die Schwüle sehr groß; das von Gochas und Arahoab seit sieben Tagen mitgeführte Wasser hatte schon einen faulen, widerlichen Geschmack angenommen und hatte sich gefärbt. Auf dem neuen Lagerplatze wurde erst das seit Geinab verbrauchte Wasser aus der Kamelstaffel ergänzt, dann wurde die Staffel zur Auffüllung nach Geinab zurückgesandt. Auf dem neuen Lagerplatze ließ von Erckert bei Tagesanbruch die Offiziere zusammenrufen, seine Kalaharikarte lag vor ihm, und vom Adjutanten waren die Eintragungen des Marsches seit Geinab gemacht. Von Erckert sagte: „Die große Werft-

spur ist noch nicht gefunden. Es kann sein, daß Kopper gar nicht vor uns ist, und daß die bisher verfolgten Reiterspuren einen Zusammenhang mit der Hauptwerft nicht haben." Er sprach sehr ruhig und eigentlich ohne Frage und auch ohne menschliche Verbindlichkeit, er sah auch niemand sonderlich an, er sah nur auf den Himmel und das Land. Er sagte: „Wenn Kopper etwa an den Tümpeln und Pfannen östlich der Linie Gaus—Aminuis, das heißt von hier aus im Norden säße, dann rückt Geinab als Nachschubstelle zu weit ab. Ich habe deshalb durch Signal über Geinab an Hauptmann Böttlin in Arahoab den Befehl gegeben, wenigstens viertausend Liter Wasser und zweitausend Tagesverpflegungen dort oben vorzuschaffen und die Einrichtung einer Signalverbindung vom Kowise Kolk nach Osten zu versuchen; für den Fall, daß wir den Rückmarsch dort ausführen müssen. Ich erwarte bis heute Mittag die Bestätigung, daß der Befehl durch ist." Er sagte und sah zum ersten Male rundum: „Ich will aber in den Grenzen des Möglichen Klarheit gewinnen. Ich werde also an der Fortsetzung des Marsches auf der bisherigen Spur noch festhalten."

Nach ihrem Schlafe machten sich die Reiter an den Kalahariführer heran. Sie fragten: „Willy, was ist eigentlich los? Was hältst du davon?" Rosch sagte: „Ihr seid doch noch sehr neu. In Afrika geht alles schnell genug, aber mit Ungeduld geht nichts." Willy Duncan zuckte mit den Achseln. Der Aufbruch geschah an diesem Tage um fünf Uhr. Die Hitze und Schwüle dauerte um fünf Uhr an. Die Kamele brummten viel. Die meisten der Tiere waren seit rund acht Tagen nicht mehr getränkt. Sie harnten ganz dickflüssig. Selbst die unempfindlichsten Männer wandten sich aus dem quälenden Geruche. Der Marsch ging langsam. Der Hauptmann wollte, wenn die Spur so liefe, die Molentsan-Pfanne, den flachen und wahrscheinlich trockenen Salztümpel, darinnen nach Regen etwas Wasser steht, bis

es verdunstet ist, beizeiten erreichen. Der Kalahariführer Duncan und der uralte Hottentott Aufries sagten, sie seien schon einmal dort gewesen auf der Jagd mit Duncans Vater zusammen in einem guten Wasserjahre. Aber sie konnten beide die Entfernung nicht mehr angeben.

Ungefähr um sieben Uhr nach zwei Stunden durstigen, langsamen, heißen und ungläubigen Marsches flog es über die ziehende deutsche Truppe als wie ein erfrischender Wind. Wo Reiter die Köpfe halb schlafend hängen hatten, fuhren sie auf. Die Offiziere bei den Gliedern blickten sich um, und es fragte gleich überall: „Na, was ist los?" Doch war noch gar kein Wort da. Willy Duncan ritt erst nach dem Aufstaunen an den Hauptmann heran. Cornelius Friebott sah in dem an diesem Abend taghellen Monde, daß der Hauptmann einen Schreibblock, auf dem er seit Abritt dann und wann mit dem Stifte einen Satz hingeschrieben hatte, in die Tasche schob und mit dem Adjutanten aus dem Zuge herausritt. Dann lief es gleich die Glieder herunter: „Die Pfanne ist erreicht. An der Pfanne sind Reste eines Werftplatzes gefunden worden. Der Werftplatz ist schon vor ein paar Wochen nördlich verlassen. Aber die Reiterspur läuft von dorten an neben der alten Werftspur her." Der Befehl zum Halte, zur Vorsicht und zur Stille folgte. Danach kam der Befehl zum Absatteln und Lager.

Zwei Stunden später hieß es: „Die Spürer haben beim Absuchen der Umgegend Tschammasfelder gefunden, und es sind hier und da noch vorjährige Früchte an den Pflanzen." Es wurden Reiter abgeteilt, die gingen mit Eingeborenen und Tieren in den bezeichneten Richtungen, um die Früchte einzusammeln. Es wurden, obgleich die meisten wilden Früchte schon seit Monaten von der Werft verbraucht waren, für Menschen und Tiere so viele alte angeschrumpfte Melonen noch gefunden, daß alle seit acht Tagen nicht getränkten Kamele nächsten Tages mit dem feuchten Fruchtfleische gefüttert werden konnten, und auch daß die

Truppe durch den Genuß der Früchte am fünfzehnten eine Wasserausgabe ersparte.

Diese Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag wurde unerwartet eine erfrischende Nacht. Nach der Schwüle des Tages schien die Luft abgekühlt. Wegen der Helle des Mondes durfte nach Lust geraucht werden. Manche schleckten an den Früchten, in denen sie die alte, fade, unfrische Masse mit Prisen der Zitronensäure würzten und zu Brei verrührten. Welche, die etwas Zucker hatten, sagten: „Tu' Zucker rein, dann schmeckt es fast wie Limonade oder wie Zitronenspeise." Andere sagten: „Zucker? Zucker? Dazu ist der Zucker nicht da. Nach Zuckergesöff ist einer dreimal so durstig!"

Am Sonntagmorgen, als das Mondlicht fast vom Sonnenlichte abgelöst wurde, machten die Spürer zugleich eine neue Entdeckung. Sie bemerkten nahe dem Lager ganz frische Buschmannfährten. Es ergab sich, daß die Spuren mit den Fußtapfen der eigenen Buschmannspürer nichts zu tun hatten, sie kamen von Norden und hatten das Lager umschlichen. Der Tag in großer Wärme war vorsichtig und ruhig bei der Truppe und ohne Rauchfeuer, aber irgendwie war der Tag als Sonntag zu fühlen. Am Nachmittage ritt Leutnant Geibel mit Willy Duncan und zwölf bewaffneten Eingeborenen, der Offizier und Duncan zu Pferde, die Eingeborenen auf Reitochsen und Maultieren, aus dem Lager nach Norden in den Busch auf der frischen Buschmannfährte. Jeder konnte die Patrouille davonreiten sehen. Bernhard kam und fragte: „Habt ihr was gehört?" Cornelius Friebott sagte: „Er meint, daß wir der Hauptwerft ganz nahe sind, aber ob sie nun nicht weiter ausrücken?" Rosch sagte: „Och, Simon Kopper braucht weder auszurücken, noch zu schießen, er kann sich auch ergeben. Als wir vor einem Jahre mit Hauptmann Pierer an ihn heran waren, hat er es nicht anders gemacht." Bernhard sagte: „Ja, und dann mußtet ihr eilig machen, um wieder an

Wasser zu kommen. Simon Kopper zog immer langsamer mit seiner Werft. Er hielt aber die Verbindung immer aufrecht, er ließ fortwährend melden, ich kann nicht nach, ihr seid mir zu schnell. Auf einmal war er weg ... Ein zweites Mal werden wir doch nicht so dumm sein. Was?" Rosch zuckte mit den Schultern. Rosch sagte: „Ich kann sein Tadeln nicht vertragen. Als ob nicht immer einer um des anderen Dummheit klüger wäre, wenigstens in diesen Dingen." Als vor Rückkehr der Patrouille der Weitermarsch befohlen wurde, blieb die Sanitätsstaffel an der Pfanne zurück und ein Signaltrupp.

Bei Wendungen des Zuges waren in dem weißen Lichte oft eine lange Reihe der mächtigen Tiere zu sehen, auf den weichen Sohlen fast lautlos und spukhaft dahintappend. Rosch sagte leise: „Wenn Simon Kopper von den Orlogleuten zum Schießen gezwungen wird, dann müssen welche dran glauben. Wenn ich bei bin, Kamerad, würdest du etwas für mich unternehmen?" Und er sagte: „Das haben sie dir sicher erzählt, daß ich eine Braune zur Frau habe." Er sagte: „Der Missionar Spellmeyer in Gibeon weiß sie anzugeben, und du könntest ihr einen Gruß sagen und ihm auch; und die Löhnung, die zu meinen Gunsten steht, die soll ihr in die Hand gezahlt werden." Er sagte: „Ich weiß auch, was gegen diese Ehen einzuwenden ist. Aber sie war eine Ordentliche und sie hat was mit mir ausgehalten, und einmal wird man das Alleinsein müde. Meinst du das nicht auch?" Cornelius Friebott antwortete: „Wenn es einen von uns trifft, und wenn ich es nicht bin, dann will ich es ausführen, sobald ich kann und so gut ich kann." Und er sagte: „Ja, ja, gewiß! Einmal wird man das Alleinsein müde ..." Und er dachte: „Auf einen Gruß von mir wartet nicht einmal eine braune Hottentottin." Und er dachte: „Wie hat das alles bei mir sein können nach solcher Liebe des Vaters und nach solcher heißen Knabenliebe zu dem Kinde Melsene?" Und er dachte bitter: „Nach der vernichtenden Liebe

sind bei mir die allgemeinen Dinge so wichtig geworden, daß ich von Carlotten Prinsloo fortritt, und daß ich Ilsabethen nicht wollte. Wohin soll das führen?" Und er wiederholte: „Ja, ja, gewiß! Einmal wird man das Alleinsein sehr müde." Rosch fragte: „Hast du gar niemand?" Aber, da der andere schwieg und sich fortdrehte, brach die Unterhaltung ab.

Um halb elf Uhr abends kam ein Farbiger der Patrouille auf einem Reitochsen zurück, und kaum daß er heran und zum Hauptmanne gebracht war, kam ein anderer. Sie trugen beide Meldungen und wußten bei Ausfragen nicht mehr zu sagen als das, was Leutnant Geibel auf die Meldekarte geschrieben hatte. Auf der ersten Karte stand: „Die Patrouille befindet sich um zehn Uhr abends in der Gegend von Seatsub, etwa zwanzig Kilometer östlich der Molentsan-Pfanne. Aus dem Busche vor der Patrouille ist Viehgebrüll und Hundegebell zu hören." Auf der zweiten Meldekarte stand: „Die Patrouille hat festgestellt, daß sich unmittelbar vor ihr eine Werft befindet, und zwar anscheinend die gesamte Kopperwerft. Auf vorgeschobene Wachen ist die Patrouille nicht gestoßen." Um elf Uhr kam Leutnant Geibel selbst zu Pferde geritten. Die Hauptleute Grüner und Willeke befanden sich neben dem Hauptmanne, als der Patrouillenführer berichtete. Gleich nach der Meldung kamen die Befehle: „Halt!" und „Niederlegen!" und auch der Befehl zur Vermeidung jedes Lautes. Danach gingen von Erckert und sein Adjutant und die beiden Hauptleute und Leutnant Geibel mit ein paar Spürern vor. Sie blieben eine sehr helle und sehr stille Mondstunde fort. Zuweilen schien es beim harrenden Zuge, als sei Nachtgebell von Hunden, ja deren anhaltendes klagendes Bellen zum Monde hin aus der Ferne zu vernehmen. Die Führung konnte keine neuen Feststellungen machen. Nach dem Viehgebrüll zu urteilen, saß die Werft dichtgedrängt im Busche; sonst war nichts zu erkennen.

Um halb eins wurden die Offiziere zum Hauptmann ge-

rufen. Es war so hell, daß die Karte und die kleinste Schrift gelesen werden konnte. Der Hauptmann begann mit dem Worte „Gefechtsbefehl" fast sogleich zu diktieren. Er sprach ruhig und zusammenhängend, als ob es nichts Besonderes gäbe, und sprach so klar, daß bis in die nächsten Glieder hinein fast jedes Wort zu verstehen war. Der Befehl lief: „Die gesamte Simon-Kopper-Werft sitzt anscheinend zwei bis drei Kilometer nördlich unserer Aufstellung zwischen Busch und Dünen. Die Truppe wird mit Tagesanbruch die Werft umfassend angreifen. Zu diesem Zwecke treten beide Gruppen sogleich lautlos den Abmarsch an, Willeke nach Osten, Grüner nach Westen; sie biegen beide nach dreitausend Metern Marsches nördlich ab und stellen sich mit zweitausend Metern Frontbreite auf der ihnen zufallenden Hälfte des Umfassungsbogens zum Angriff bereit. Danach sitzen die Truppen ab, lassen die Kamele einen Kilometer zurückgehen und legen sich nieder, die Abteilungen mindestens eintausendfünfhundert Meter, die Schützen vor der Front tausend Meter von dem Sitze der Werft entfernt. Sobald die Dämmerung es gestattet, rücken beide Gruppen so nahe als möglich gegen die Werft vor. Es ist die völlige Umfassung des Gegners mit aller Anstrengung zu erstreben; kein Vieh irgendwelcher Art darf Gegenstand einer Bewegung sein, es gilt lediglich den bewaffneten Feind zu schlagen. Der Angriff muß spätestens eine Stunde vor Sonnenuntergang beendet sein. Im Falle des Gelingens muß ein enger Kreis gebildet werden, um das Entweichen von Hottentotten durch unsere Linie im Schutze des Buschgeländes und der Nacht zu verhindern. Jede gewonnene Stellung ist genau abzusuchen, da Hottentotten sich im Busch und in den Erdlöchern zu verstecken pflegen ... Sollte die Werft in dieser Nacht abzuziehen versuchen oder die Truppenbewegung sich verraten haben, so ist noch in der Nacht unverzüglich anzugreifen; die äußeren Flügelabteilungen sind in diesem Falle unabhängig von dem sich entspinnenden Gefechte zu weit

umfassendem Angriffe schleunigst beritten anzusetzen ... Ein Signaltrupp reitet sofort zurück zur Molentsan-Pfanne, er vermittelt der Sanitätsstaffel den Befehl, sich bei Tagesanbruch auf die Spur der Truppe zu setzen... Ich befinde mich bei der sechzehnten Kompanie." Als der Befehl wiederholt war, folgten einige knappe Fragen der Offiziere; der Hauptmann antwortete mit warmer und liebenswürdiger Stimme. Er sagte: „Sollte ich fallen, übernimmt Hauptmann Grüner als Rangältester das Kommando der Truppen. Zu fallen meine Herren ist Soldatenlos, aber eine jede Kugel trifft auch nicht!" Danach sagte er ohne Lächeln und starr werdend: „Gute Nacht, meine Herren! Einem jeden, was er sich wünscht, — und also Gott befohlen!" Da klappten die Absätze und traten die Offiziere ab und eilten an ihre Plätze.

Die Reiter ließen die Kamele so lautlos wie möglich aufstehen, und die beiden Gruppen bewegten sich nach Westen und Osten auseinander. Eine Stunde lang wurden die Tiere von den Reitern am Zügel geführt, um zu verhindern, daß in der Werftnähe ein Tier beim Aufspringen mit dem Reiter im Sattel zu brüllen beginne, wie Kamele es gern tun. Nach der einen Marschstunde wurde aufgesessen und begann die Umgehung. Viele Reiter waren todmüde von den vergangenen heißen Tagen und der Ruhelosigkeit seit Molentsan. Sie nickten trotz der Kühle ein, bis Ast oder Dorn ihnen ins Gesicht schlug oder bis sie aufschraken von dem unvermeidlichen, ärgerlichen und knallenden Geräusche, wenn die Tiere hin und wieder auf ausgetrocknete Tschammasfrüchte traten. Manche waren müde genug, aber der Hunger hielt sie ab vom Halbschlafe, sie hockten im Sattel und knabberten an Stückchen Eierzwiebacks, um den Hunger zu betäuben und um sich in der zunehmenden Kühle über die Erwartung hinwegzubringen.

Um halb vier Uhr gelangte die sechzehnte Kompanie an ihre Stelle. Die Kamele wurden zurückgenommen. Der Ab-

jutant fragte, ob der Hauptmann mit dem Stabe hinter der Front bleiben wolle, bis jede Abteilung an ihrer Stelle sei und das Gefecht seinen Anfang genommen habe. Von Erckert antwortete: „Es ist alles eingesetzt; jeder hat seinen Befehl; wenn es nicht klappt, kann ich doch nichts mehr ändern, auch Sie können dann keinen Befehl mehr überbringen. Unser Platz ist jetzt auch in der Schützenlinie. In der Linie sind wir als Gewehre etwas nütze."

Die Kompanie lag dreiviertel Stunden wartend. Bei den Hottentotten war Brechen von Zweigen und Reißen von Büschen zu hören. Die Geräusche nahmen zu. Feuerschein von der Werft war hin und wieder bemerkbar, dennoch ließ sich im unbestimmten Lichte des sinkenden Mondes nicht recht schätzen, wie weit die Werft entfernt sei. Sie befand sich in Wirklichkeit viel mehr östlich, als angenommen wurde, und war also der Gruppe Willeke mit Erckert und der sechzehnten Kompanie viel näher und von der Gruppe Grüner viel entfernter, als irgend jemand dachte.

Gegen fünf Uhr fünfzehn morgens, das heißt eine Stunde vor Monduntergang, war die Tageshelle von Osten zu Büchsenlicht geworden. Um diese Zeit kappten die Hottentotten, die ohne Wissen der wartenden Angreifer Verhaue herstellten, besonders laut an Bäumen und Büschen. Der Adjutant lag drei Schritte hinter Erckert, er sagte gedämpft zu diesem hin: „Es ist fast, als ob die Kerle abzuziehen versuchten!" Da befahl Erckert: „Vorkriechen!" Die sechzehnte Kompanie unter Führung des Leutnants von Raven gelangte in fünf Minuten an eine Düne und begann sich im Sickersande hinaufzuarbeiten. In diesem Augenblicke schlug ihr prasselndes Feuer entgegen. Die sechzehnte antwortete mit Schnellfeuer, daß die Ohren sausten. Aus dem Schnellfeuer heraus sprang der Hauptmann auf und kommandierte: „Auf — marsch, marsch!" Da sprang alles auf und lief vor, die Düne hinauf und zwischen die Büsche, und die Schützen kamen weiter auseinander zu liegen.

Um diese Zeit, es war nur wenige Minuten nach den letzten feindlichen Schüssen, war die ganze Linie im Feuer; und im Westen hörte die Gruppe Grüner die hämmernden Salven des begonnenen Kampfes, und ihre siebente Kompanie fing den harten Lauf durch den Sand an, um die unerwartete weite Entfernung auszugleichen und den Anschluß an den rechten Flügel der Gruppe Willeke zu gewinnen.

Um diese Zeit, immer noch wenige Minuten nach Beginn des Gefechtes, ward der Hauptmann zum letzten Male gehört. Er befahl laut nach rechts, und der Befehl wurde durchgerufen: „Maschinengewehre feuern!" Er befahl noch einmal nach rechts und er hob sich ein wenig: „Maschinengewehre stoppen! Vorgehen!" Er gab diesen Befehl, weil die eigenen Schützen durch das Strichfeuer der Maschinengewehre gefährdet wurden.

Danach blieb er stille liegen, und als Leutnant Kirchheim ihn im Vorüber anrief, gab er keine Antwort mehr. Die ersten, die bei der schwierigen Lage, in der sich die sechzehnte Kompanie zeitweilig befand und bei aufgehender Sonne sich über den Bewegungslosen beugen konnten, sahen, daß er einen Schuß links in den Hals und rechts zur Brust heraus bekommen hatte. Sein Gesicht war ruhig und stolz wie auf den Märschen, wenn er über das Land sah dem einen gewollten Ziele entgegen.

Es gibt das uralte Trauerlied in der Bibel, das Lied ist fast so weit her wie die Menschen und hat aufgehört, eines besonderen Volkes Eigentum zu sein. Das Lied lautet: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan: ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt. Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist. Wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen!"

Um halb sieben Uhr, als der Ring um die Hauptstellung der Hottentotten auf einem buschbewachsenen Sandhügel mitten zwischen Dünen fast geschlossen war, so genau sich mit etlichen dreihundert Mann ein Ring in unübersichtlichem

Dünen- und Dornbuschgelände schließen läßt, und als die Zeit der Schwebe gekommen war zwischen der ersten schreienden Anstrengung und der nüchternen, mühevollen Bewältigung, lief das Gerücht von Mann zu Mann, den Ring herum: „Der Hauptmann ist gefallen, einer von den frühesten Schüssen hat ihn weggeholt, von Erckert ist tot." Sie wurden nicht wütend. Wie soll das einer werden, der nach einem Tag ohne Wasserausgabe und nach einer Nacht ohne Schlaf und nach einem Angriffe in der Dämmerung im Busche unter Feuer liegt und nichts im Leibe hat und die andere Hälfte der Arbeit noch tun muß? Sie sagten: „Was? — Was? — Was? — Das ist doch gar nicht wahr? — Wie wäre das wahr?" Oder einige sagten es. Es kam aber gerade um diese Zeit die Bestätigung von einem durchgerufenen Befehle her. Von den Maschinengewehren im Norden aus und im Rücken der feindlichen Hauptstellung wurde nach beiden Seiten der Befehl durchgerufen: „Die Truppe tritt auf das Kommando des Hauptmanns Grüner den ununterbrochenen Sturmlauf an." „Hörst du, des Hauptmanns Grüner? — Hören Herr Leutnant, des Hauptmanns Grüner!" — Von den Flügeln rief sich die Bestätigung zurück: „Befehl durch." Da stoppten die Maschinengewehre kurz, und die siebente und erste Kompanie begannen den Sturm über das Stück deckungslose Ebene und hatten die vorgetragenen Maschinengewehre zwischen sich.

Bei der nüchternen, mühsamen Bewältigung erlitt die schwächste Stelle im Süden des Ringes die größte Not. Der Feind wich aus seiner Stellung und drückte von Baumgruppe zu Baumgruppe gegen Süden und Südwesten. Fünfundzwanzig Hottentotten brachen im Süden durch. Vor ihnen fiel Leutnant Ebinger im Nahkampfe, und was noch lebte von seinem zerschossenen Zuge. Zerstreute Haufen von Hottentotten mit ihren mitgeführten Verwundeten flüchteten südwestlich durch den Busch.

Um halb acht Uhr lief der Befehl herum zum Halten, es

war um diese Zeit schon fast stille von Schüssen. Um halb acht Uhr begann auch das Absuchen des Kampffeldes. Die Verwundeten sollten zum Verbandplatze an der Nordostecke der gewonnenen Hauptstellung getragen werden. Unten vor der Hauptstellung legten sie die Toten hin und etwas weiter trieben sie das Vieh auf.

Rosch sagte: „Ich habe deinen Kameraden vom Burenkriege hier fallen sehen. Ich habe auch die Stelle genau in Erinnerung behalten. Aber da liegt nichts mehr..." Sie kamen aufeinander zu beim Absuchen. Beim Weitersuchen sahen sie einen Offizier über einen gebeugt knien. Der Offizier winkte erst Suchern rechts, und da diese einen andern anfaßten, ihnen. Der Leutnant sagte: „Ja, ein Schuß hat ihn umgeworfen, aber Bernhard ist wieder hochgekommen und ist beim Sturme seinem Zuge noch ein ganzes Stück vorangelaufen; man möchte ihm so gerne etwas Gutes sagen, doch er hört es nicht, obgleich er lebt..." Sie faßten an zu dritt. Auf dem Verbandplatze wurden neun Mann und der Adjutant schwerverwundet zusammengetragen. Zwei Oberleutnants und ein Arzt und sechs Mann hatten leichte Wunden. Bei den Toten trugen sie elf Mann hin zu dem jungen toten Leutnant und zu dem toten Hauptmanne. Von den Sätteln holten sie die Woilachs der Gefallenen; einen nach dem andern schlugen sie in seinen Woilach ein.

Die Eingeborenen schleppten achtundfünfzig gefallene Orlogleute der Hottentotten zusammen, darunter zwei Großleute, Isak Kopper, den Bruder des Kapitäns, und Eliesar, den Führer der Bande, der mit den fünfunddreißig Mann am achten März die Patrouille des Sergeanten Jäger bei Kubub niedergemacht hatte. Außer Gerät und Vieh und Pferden und Gewehren fanden sie ein paar braune Weiber im Busche versteckt, ihrer eine wurde als Simon Koppers Frau sogleich erkannt. Sie sagte: „Der Kapitän ist schon gestern weggeritten." Sie sagte: „Wir wußten seit gestern, daß ihr hinter uns her seid. Aber weil ihr nach den Erzäh-

lungen der Buschmänner keine Wagen hattet, dachten die Orlogleute, ihr wäret nur eine Kompanie stark, und mit einer Kompanie wollten sie es aufnehmen." Sie sagte: „Aber der Kapitän selber wollte sich euch ergeben, denn das hat er doch schon einmal getan, und er will auch fernerhin mit dem Kaiser in Frieden leben."

Der Tag wurde trotz dem erreichten Ziele und trotz dem Siege und trotz der Erwartung der Umkehr für die Truppe, so Mann als Offizier, ein dummer Tag. Es war sehr heiß und fehlte sehr an Wasser, der Griff zur Feldflasche mit ihrer blauschwarzen, eklig schmeckenden Flüssigkeit kostete Überwindung, und immer wieder erbrachen welche das riechende Gesöff; von der Werft her waren die Fliegen in Schwärmen da, die Kamele waren störrisch vor Durst, wo die ruhenden Reiter der nachträgliche Schlummer überfiel, erfrischte er nicht; wenn man sich dann aufsetzte und rauchte, war die Wache bei den Toten zu sehen, und dann wurden die müden Gedanken ganz zweifelsüchtig: „Hat es ihn schon weggeholt, mag es noch jedeinen wegholen. Wir haben den ganzen weiten Rückmarsch vor uns, und vielleicht bis Gochas und Arahoab ohne Wasser. Solange halten die Tiere nie durch. Und Er ist gefallen und Simon Kopper ist doch davon ... und die Sanitätsstaffel soll zehn Schwerverwundete mitführen ohne Wasser."

Ja, es war ein dummer Tag mit bleierner Hitze und tiefsitzenden, überwachten Augen. Der Tag wäre viel leichter gewesen, oder nein, er wäre trotz Hitze und Nöten und dem Führertode und dem Totengefolge von zwölf Mann und sterbenden Verwundeten wie ein tiefes, erstaunendes, schweres, stolzes Lied gewesen, so wie er später erschien, wenn sie damals gewußt hätten, daß der Hauptmann und sie an diesem Morgen und auf diesem trotzigen Zuge und nach der Mühe von acht Monaten doch den Frieden und endlich die Sicherheit für das neue deutsche Land erstritten hatten.

Der Abmarsch war für halb acht Uhr über Geinab an-

gesetzt, die Märsche sollten nur in der Nacht geschehen wegen des Zustandes der Tiere. Sie traten um halb sechs Uhr in offenem Viereck an zwischen den Dünen im Sande um den einen Kameldornbaum, um die Toten und um die Gräber.

Der neue Führer hielt keine große Rede, er hatte wie sie alle tiefsitzende Augen. Er sagte: „Hier liegt unser Führer Friedrich von Erckert. Als die Not durch die Kopper-Hottentotten unerträglich wurde, bekam er die Führung. Er hat acht Monate nichts anderes geplant und gedacht und geschaut und vorbereitet als diesen einen Morgen. Wie alles durch ihn geschah, das wißt ihr selber, ihr wart bei allem mit. Als ihm der Tag gelang, hat ihn eine der frühesten Kugeln getroffen, von den Gefallenen war er wahrscheinlich der erste, die anderen zwölf sind ihm dann nachgegangen. Wer will, soll des Hauptmanns Gesicht noch einmal ansehen. Wir können unsere Toten nicht mitnehmen. Wir begraben sie hier in der englischen Kalahari. Sie liegen für uns als wie Wachen vor Deutsch-Südwest."

Danach sagte er ganz ohne den hackigen, anerzogenen Tonfall des Offiziers, sondern wie irgendeiner geliebten Mutter lieber Sohn spricht: „Ich will das doch vorlesen, was der Hauptmann auf dem Ritte von Molentsan her für sich und sich selbst beratend auf seinem Schreibblock schrieb, ich will das doch jetzt vorlesen, wenn es auch bei seinem Leben keiner gehört und gesehen hätte . . ." Und er las also und nun wieder hackig: „In erster Linie die größte Selbstachtung. Nichts Gemeines tun, Leib und Seele reinhalten. Sich stets beherrschen; selbstlos, heiter und mutig sein. Sich sagen, daß eine gerade, aufrechte Haltung auch die Äußerung einer geraden, aufrechten Seele ist. Sich an einfachen Dingen erfreuen; nichts Unmögliches verlangen, an ein erreichbares Ziel aber Geduld, Ausdauer, gesammelten Willen wenden. Bleibe nie im Schmutz. Auch der Beste kann gelegentlich hineingeraten, aber darin zu bleiben braucht niemand . . ."

Danach senkten sie ihre Toten in den Woilachs in die Gräber; und die Toten schieden aus der Sichtbarkeit, und die drei Salven wurden geschossen.

Die Truppe erreichte am siebzehnten abends die Molentsan-Pfanne. Von Molentsan signalisierte sie über Rempu und Geinab an das Kommando in Windhuk, was geschehen war, und verlangte, daß von Arahoab ihren gequälten Verwundeten Krankenwagen entgegenkämen, und fragte in Geinab an, ob die Wasserstaffel unterwegs sei, und befahl, das Vorschaffen von Wasser nach Eobeitamas sei unnötig geworden, und die Vorräte sollten am Kowise Kolk verbleiben.

Nahe der Molentsan-Pfanne schossen Züge der sechzehnten Kompanie die Salven über Bernhards Reitergrab; es war ihm nichts Gutes mehr zu sagen gewesen, er hörte nichts mehr von der Auffindung an bis zu der sich leise wiegenden Bahre zwischen den zwei Kamelen und bis zum Auslöschen am Abend nahe der Pfanne. Er hörte nichts mehr, aber als Cornelius Friebott zu dem Toten trat, berichtete der Pfleger kopfschüttelnd: „Er hat vorhin geredet, es war auch gut zu verstehen. Er hat gesagt: Was wollen Sie? Ich bin dreimal verwundet worden. Ich bin jetzt wieder Offizier. Wenn auch der Hauptmann gefallen ist ..."

Von Molentsan ging eine Streife aus Freiwilligen zurück bis zur Stelle Seatsub. Die Patrouille sollte zusehen, ob sich etwa Hottentotten zurückgefunden hätten an die Stelle. Cornelius Friebott und Rosch waren bei der schweigsamen Patrouille. Rosch meldete sich, als er sah, daß Cornelius Friebott sich meldete.

An der Stelle Seatsub gab es neue Spuren von Hottentotten und Buschleuten, sie führten hinzu und führten wieder fort. Die Stelle lag in großer Einsamkeit in hellem Mondlichte. An den Offiziersgräbern war von Menschen gescharrt, doch hatten die Störer dann abgelassen. Als Cornelius Friebott den Sand über des Hauptmanns Ruhestätte wieder

zurechtschöpfte und strich, fiel ihm der Ritt mit dem Hauptmanne durch die Dünen an Kaisers Geburtstag und das Gespräch von der zwiefachen deutschen Verkehrtheit ein, als sei es eben geschehen. Er setzte in Gedanken Rede und Gegenrede fort, als sie schon lange die Stelle Seatsub hinter sich hatten, und noch als sie an Bernhards Verlassenheit vorüberkamen und noch als sie auf der anderen Seite der Pfanne auf ihrem raschen Wege hinter der langsam ziehenden Truppe eine kurze Rast machten.

Als sie bei der Truppe anlangten in der Vollmondnacht des achtzehnten Märzes um fünf Uhr früh, war gerade die Wasserstaffel von Geinab kommend zur Truppe gestoßen und hatte für den Mann zweieinhalb Liter reinen Wassers mitgebracht. Obgleich die Truppe auch an diesem Tage einen von ihren Schwerverwundeten verlor, begann mit dem neuen Wasser die Stumpfheit von vielen Reitern abzufallen, und lautes Besprechen von Zukunftsplänen und sogar Lachen und Scherz waren auf einmal zu hören. Viele aber sagten beim vorsichtigen Trinken: „Daß wir jetzt und hier Wasser haben, das hat Er uns noch verschafft." In Geinab an der Grenze wartete ihnen der alte Römer entgegen, der Nöte und Leistung des Landes so gut einzuschätzen wußte; von ihm erfuhren sie richtig und ordentlich, daß sie etwas Ganzes vollbracht hätten mit ihrem toten Hauptmann und ihren Gefallenen und ihrer Mühe; sie erfuhren es zum ersten und vielleicht auch zum einzigsten Male, denn als die Heimkehrer von ihnen mit dem Dampfer Prinzregent später in Hamburg am Petersen-Kai anlangten, stand kein Kaisersohn und kein General und kein deutscher Volkshaufe dort zu ihrem guten Empfange und in Gedanken an den stolzen deutschen toten Führer in der Kalahari.

In dieser Nacht regnete es kurz und heftig. Alle Zeltbahnen wurden aufgehängt. Das aufgefangene Wasser genügte zur Füllung sämtlicher Wasserbehälter, und auch die Kamele konnten notdürftig getränkt werden.

Rosch hatte von Molentsan an zu fragen begonnen: „Was hast du vor?" Aus den Fragen wurde in den nächsten Tagen ein Drängen. „Du mußt jetzt an ein Vorhaben denken. Der Krieg ist jetzt aus. Du mußt an ein Vorhaben denken, du mußt aufhören, vor dich hinzureden!" In Geinab kam ihm George Friebott zu Hilfe. Er sagte vergnügt: „He, wie ist das nun? Sobald wir entlassen sind, werden wir uns um unsere Farm bemühen." Beim Ritte auf Akanous zu in der Nacht nach dem Regen, als sich auch Cornelius Friebott zugänglicher erwies, setzte Rosch, nahe reitend und leise sprechend bei der etwas losen Ordnung, in der in dieser Nacht marschiert wurde, seinen Ansturm fort. Er sagte: „Um die Farm sollt ihr euch gewiß kümmern, und daß ihr sie in der Gegend von Gochas beantragt, die die meisten ganz traurig nennen, ist mir schon recht. Indessen bekommt ihr die Farm nicht von heute auf morgen. Und wenn bis zum richtigen Anfange einer von euch beiden seine Zeit vertrödelt, so ist das genug." Und er sagte geheimnisvoll: „Friebott, ich habe einen Plan für dich. Und wenn du nur mitmachst, wird es dich niemals gereuen. Und ich will dich ja nicht der Farmerei abwendig machen, ich will ja selbst dahin zurück. Wir könnten nur vorher zusammen ein wenig zu Gelde kommen, zu Gelde für den Aufbau und zu Gelde für Vieh." Als er meinte, er finde immer noch nicht genügend Aufmerksamkeit bei dem Kameraden, lehnte er sich zu ihm hinüber und flüsterte: „Mensch, ich sage es dir allein, ich weiß, wo Diamanten liegen. Ich weiß, wo Diamanten liegen, die einer einfach aus dem Sande zu buddeln braucht. Das weiß ich!" Cornelius Friebott antwortete: „In den ersten Wochen, in denen ich im Lande war, und bevor ich in die Truppe eintrat, haben mir nicht weniger als vier Mann insgeheim erzählt, daß sie von Geld, und ich weiß nicht was alles, wüßten. Und in Kapstadt hat uns einer wegen Diamanten angelegen, und der wollte auch etwas vernommen haben. Du mußt mir das jetzt nicht übelnehmen,

die vier Mann im Lande, die den wirklichen und wahrhaftigen Zugang zu Schätzen haben wollten, waren arme Schlucker. Zu solchem Abenteuer tauge ich gar nicht." Aber Rosch hörte nur den Hinweis auf die Diamanten aus Kapstadt heraus. Er fragte eifrig und sogar erblassend: „Was hat der Kapstädter gewußt? Hat er irgend etwas angegeben? Das sage mir bitte gleich." Cornelius Friebott entgegnete: „Mir scheint nicht, daß er irgend etwas Bestimmtes wußte. Wäre er sonst zu uns gekommen? George Friebott erinnert sich gewiß, du kannst ihn fragen. Jedoch bitte ich dich, erzähle ihm nichts von deiner Wissenschaft. Er soll jetzt mit arbeiten." Rosch begann wieder nach einer Stunde Schweigens, er sagte: „Ich verstehe, daß dir alles unglaublich erscheint. Ich bin auch mit dem verbrannten Farmhause und dem abgetriebenen Viehe bis zur Entschädigung oder bis zu neuem Verdienste kaum weniger ein armer Schlucker als deine vier anderen. Aber ich habe die Steine und ihr Lager im vorvorigen Jahre gefunden, und da war ich Soldat und konnte nicht zu prospektieren anfangen, und während meines Typhusurlaubes war ich wieder dort, und es ist noch alles in Ordnung. Das ist heilige Wahrheit. Und du wirst sehen, sobald jetzt Ruhe und Stille wird im Lande, geht es los." Und er sagte: „Wenn du am Anfang nicht selbst mit dabei sein willst, dann lasse mich doch auf deinen Namen ein paar Schürfscheine besorgen, und dann mache ich es für dich mit. Außer der übrigen Löhnung habe ich kein Bargeld, das ist wahr, und auch dieser Anfang kostet Geld für die Ausrüstung, für die Scheine, für Hin und Her und für Lohn." Und er sagte errötend: „Oder, oder traust du mir nicht? Oder denkst du etwa, so was sei auch nichts Richtiges bei mir, weil ich die braune Frau habe?" Da erwiderte Cornelius Friebott nach kurzem Zögern: „Ich glaube, daß du kein Geld verlangst, um damit zu ludern. – Ich glaube, daß du gewissenhaft bist. – Ich will hergeben, was ich hergeben kann, wenn wir die Farm beantragt haben.

Aber verloren darf das Geld nicht gehen, und die Anfangssumme muß ich wieder haben in Jahresfrist, oder sobald ich sie danach brauche."

Die Erckert-Reiter, die im Lande bleiben wollten, wurden in Gibeon entlassen. Als sie am letzten Tage oben in der alten, tapferen Feste zusammen warteten, wurde gefragt: „Will keiner in die neue Landespolizei eintreten? — Wie wäre es, Sergeant Friebott? Sie bekämen bald genug einen selbständigen Wachtmeisterposten auf einer Außenstation? Gefiele Ihnen das nicht?" Aber Cornelius Friebott dankte. Dann standen sie vor der Feste, Cornelius Friebott und Rosch und George, und waren wieder ganz freie Herren ihrer Wege und genossen den Blick in die Weite, wie er sich bei der sanften Höhe doch bietet, und wußten trotz den vielbesprochenen Plänen nicht, was sie gleich vornehmen sollten.

Beim Bezirksamtmann von der Gröben erschienen Cornelius und George Friebott am Nachmittage. Sie stellten unter Vorlage ihrer Papiere den Antrag auf Zuweisung einer Farm unfern Gochas. Sie bezeichneten auf der Karte die Stücke Landes, auf die ihr Wunsch besonders gerichtet sei. Der höfliche, feine, bescheidene Beamte, der Kürassieroffizier früherer Tage, sah erstaunt und bei leisem Kopfschütteln die Bestätigung des Hauses Hesselmann an, daß Cornelius Friebott über ein Guthaben von vierhundertfünfzig Pfund englisch verfüge, und las den Brief des deutschen Konsuls Jungheinrich in East London, Kapland, daß der Farmer Friebott von der Farm Itala am Gonubie sich bereit erklärt habe, seinem Sohne Georg beim Erwerbe einer Farm in Deutsch-Südwestafrika mit einem Betrage von zunächst zweihundert Pfund behilflich zu sein, und daß der Farmer Friebott, Farm Itala am Gonubie, auch wohl imstande sei, solchen Betrag jederzeit auszuzahlen. Der Be-

zirksamtmann sagte: „Das sind ja neuntausend und viertausend Mark, macht zusammen dreizehntausend Mark. So viel Geld können wenig Antragsteller bieten ..." Er sagte: „Gott, das ist natürlich gut, wenn in meinen Bezirk auch einmal Leute wollen, die schon etwas mitbringen ..." Er sagte: „Aber, aber, nun haben Sie den Kopper-Zug unseres Erckert mitgemacht und haben zusammen die schöne afrikanische Erfahrung und das viele Geld ...", er wurde richtig verlegen, „... da könnten Sie doch, ja da könnten Sie doch eine Farm mit besseren Zukunftsaussichten weiter nördlich beantragen." Er sagte: „Nein, ich will Sie ja nicht wegschicken! — Was haben Sie vor? Sie können es mir ruhig sagen. Schafe? — Wenn Sie an unsere Fettschwanzschafe denken sollten, das ist ziemlich das einzige, was hier im Lande an Überfluß erzeugt wird. Wollten Sie es mit Wollschafen wagen? Wirklich?" Er sagte: „An der Stelle, die Sie bezeichnen, bekämen Sie beide zusammen vielleicht fünfundzwanzigtausend Hektar zugewiesen." Er sagte: „Ja, das ist das Land von fünf mittleren deutschen Ortschaften, wenn man die Ausdehnung rechnet ..., wenn sich die Wassergelegenheit eines einzigen deutschen Hofes dazu fände, ja dann ...!" Er sagte: „Nein, ich glaube nicht, daß sich bei Zuteilung der Kriegsfarm deshalb eine Schwierigkeit ergeben wird, weil der eine Antragsteller in seiner Eigenschaft als britischer Untertan den Kopperzug als Vormann und nicht als Soldat mitgemacht hat. Wir wollen Leute mit Farmerfahrung und Afrikaerfahrung; wir wollen doch, daß sich hier zusammenfinden kann, was dem deutschen Vaterlande früher verloren ging; wir trachten überhaupt hier draußen ohne Scheuklappen zu sehen." Er sagte: „Ihr Antrag soll sofort nach Windhuk weiter, und ich will um beschleunigte Behandlung bitten. Daß von Windhuk nur alle drei Wochen Post eintrifft, wissen Sie. Wenn einer von den Herren selbst nach Winhuk kommt und anklopfen möchte, die Landverkäufe hat Assessor von Zastrow."

Als die Besucher meinten, die Angelegenheit sei vorerst erledigt, und als sie aufstanden, begann der Bezirksamtmann noch einmal zu sprechen. Er sagte, und es war wiederum eine ferne Verlegenheit an dem feinen Manne: „Bis zur Zuteilung werden ein paar Monate immerhin vergehen. Auch nach der Zuteilung ist zuerst nur der eine von Ihnen auf der Farm unbedingt nötig. Die Farm bringt in der ersten Zeit nichts ein. Das brauche ich Ihnen freilich nicht auseinanderzusetzen. Sie werden Ihre günstige Lage, daß Sie mit ein paar Tausenden anderen voraus sind, nun nicht verlieren wollen. Sie werden sich gewiß nach einem Verdienste umtun von jetzt an bis zur Zuteilung, und einer von Ihnen beiden will vielleicht noch nach der Zuteilung außerhalb hinzuverdienen. Es ist immer besser, es kommt etwas hinzu, als daß man aus der Tasche lebt ..." Cornelius Friebott erwiderte lächelnd, sie hielten beide, daß das besser sei. Der Bezirksamtmann sagte: „Das Ausfragen bleibt mir immer gleich schwer. Aber sehen Sie, ich wüßte etwas für Sie, wenn Sie es nehmen wollten. – Für Sie!" Er bewegte die Hand in Cornelius Friebotts Richtung. Cornelius Friebott entgegnete, sein Vorhaben sei gewesen, zunächst nach Keetmanshoop zurückzugehen und sich mit einem Bauunternehmen zusammenzutun ohne allzu feste Bindung; das Vorhaben des Vetters sei, womöglich auf der Schäferei Orab eine Hilfsstelle gegen freie Unterkunft anzunehmen, aber sofort nach der Zuteilung mit dem ersten Viehe sich auf das Farmland zu begeben; ein wenig Großvieh besäßen sie bereits und hätten von der Truppe auch ein paar Pferde gekauft und hätten Vieh und Pferde vorläufig auf der Farm Gründorn stehen. Da sei wohl noch alles zerstört, aber Rosch, der ebenfalls erst andere Arbeit beabsichtigte, um zu Bargeld zu kommen, habe eine ihm bekannte, ordentliche Hottentottensippe als Hirten hingesetzt und habe auch schon Vieh dort. Cornelius Friebott fügte hinzu: „Wenn mein Vetter in Orab nicht ankommt, beabsichtigt er, sich

dem Hause Hesselmann als Frachtfahrer anzubieten. Das Frachtfahren haben er und sein Vater in den Zeiten der Schafschur in dem östlichen Kaplande schon betrieben ..." Der Bezirksamtmann sagte: „Was ich Ihnen anbieten könnte, ist kein sehr großes Geschäft ..., und ich wage es eigentlich auch nur, weil ich im Augenblicke niemand habe, und weil wir anfangen sollen und möchten ..." Er sagte: „Es handelt sich um die Schule. Ich weiß nicht, ob Sie das große Haus unten am Fischflusse kennen? Die Schule ist in den vier Jahren Orlog samt der Schülerherberge auf den Hund gekommen. Zu was hat sie nicht alles herhalten müssen! — Also, der Unterricht soll beginnen, die Herberge soll sich wieder auftun. Die Kinder können doch nicht wild aufwachsen. In der Herberge und Schule ist so Herrichten als Gestühl und Hausrat nötig ... Sie mögen nicht dran? Was? Nein?" Aber Cornelius Friebott sagte, er wolle nicht ohne weiteres zustimmen, jedoch auch nicht ablehnen. Da sagte der Bezirksamtmann: „Wollen wir gleich einmal hinuntergehen?"; und Cornelius Friebott stimmte bei, schon um der guten Art des Beamten willen, der in der hellen Kahlheit rundum und bei dem lauten Wesen des Landes auf jeden seltsam wirkte.

Sie schritten die fünfzehn Minuten Weges zusammen hinunter. Schule und Herberge sahen trotz großer Reinigung verschlissen und ausgeleert genug aus; aber in der zugehörigen Werkstätte für den Handarbeitsunterricht standen sechs Hobelbänke, die im Jahre 1902 angeschafft waren, und schienen unverdorben. Das Handwerkszeug an der Wand über den Bänken war wohl etwas gelichtet, doch stak, wenn man sachverständige Gedanken rundum rasch ordnen ließ, für jede Notwendigkeit genug da. Und auf einmal, nach dem halben Jahre Soldatenzeit, begannen die Hobelbänke ihren Mann zu locken, oder vielmehr die ungestörte, fördernde Arbeit rief. Und Cornelius Friebott, der die Fähigkeit eines gebildeten Mannes hatte und die Art zu reden eines ge-

bildeten Mannes, und der ein gebildeter Mann war in des Wortes eingeschränkter und richtiger Bedeutung, erwiderte dem Beamten, er wolle die Arbeit unternehmen, die Herrichtung der Gebäude und die Anfertigung des Gestühls und Hausrates, wenn das Bezirksamt ihm drei bis vier farbige Handlanger stelle. Der Beamte reichte die Hand hin und sagte: „Das ist gut, das ist schön... Und ich habe mich fast gescheut, Ihnen das Anerbieten zu machen...“ Er wunderte sich nicht so sehr über den Tischler, den er sich gewonnen hatte, wie etwa Hauptmann von Erckert sich noch insgeheim über seinen sprachenkundigen, belesenen und politisch brennenden Unteroffizier gewundert hatte; er hatte schon die umwertende, die erweckende, die prüfende Kraft längeren kolonialen Lebens vorher beobachtet, wo in Raum und Selbständigkeit Schein und Zufall verschwinden; und einer nach dem anderen, wenn Augen überhaupt zu schauen vermögen, als das zu sehen ist, was er ist, der Herr als Herr, der Lump als Lump, der Dummkopf als Dummkopf, ob er nun als Frachtfahrer oder Farmer, als Kaufmann oder Handwerker, als Reiter, Stabsoffizier oder sonstwer an einen heran kommt.

Rosch brachte seine braune Frau nicht zu den beiden Vettern, und Cornelius Friebott fragte ihr nicht nach, nicht bei dem Ehemann und nicht bei den anderen, weil Rosch sie seit jenem Abend auf dem Zuge nicht mehr erwähnt hatte, und weil man nun einmal in ordentlichem, gesundem Leben nach farbigen Frauen nicht fragt. Aber, daß sie in Gibeon weile, war deutlich; denn wo sonst verbrachte Rosch die drei Tage nach der Entlassung? Am vierten Tage kam er zur Schule gegangen. Cornelius Friebott hatte die farbigen Handlanger am Gebäude angestellt und begann gerade selbst die genaue Arbeit an der Hobelbank. Rosch sagte: „Wir haben heute nacht die Gelegenheit eines Bastardwagens benutzt, der in der Richtung auf Hoachanes fährt, ich habe die Frau mitgeschickt. Der Wagen wird sie bis ganz hin

nach Gründorn bringen. Ich kenne die Bastardleute seit langem ..." Cornelius Friebott sagte erstaunt: „Die Frau allein? Die Frau allein? Und das Haus liegt noch in Trümmern?" Rosch sagte: „Eine Kammer ist wieder bewohnbar. Wir haben auch gestern etwas Geräte gekauft, und das hat der Wagen mitgenommen. Und es ist für mich und für euch immer noch besser, wenn ein besonderer Aufpasser dasitzt neben dem Viehposten." Er sagte zögernd: „Heute abend will ich selber fort mit dem Truppenwagen, der nach Keetmanshoop fährt..." Cornelius Friebott dachte: „Ach so, jetzt kommst du wegen des Geldes." Und er sagte: „Du möchtest jetzt wegen des Geldes Bescheid wissen, so ist das doch?" Rosch antwortete: „Ja, ja, wenn du dich noch nicht anders besonnen hast..." Cornelius Friebott sagte: „Ich will dir eine Anweisung geben auf Hesselmann über dreitausend Mark. Das will ich tun, weil ich es versprochen habe. Mehr möchte ich vor dem Farmkaufe nicht abgeben..." Er sagte: „Georg ist schon gestern nach Keetmanshoop hin und ist auch zu Hesselmann. Er will einen Wagen nach Windhuk fahren." Rosch sagte: „Dreitausend Mark!? Dreitausend Mark!? Das schafft's, das schafft's mir gut..." Er sagte: „Nun sollst du zufrieden sein... Du sollst in allem den halben Gewinn haben... Und wir werden gewinnen." Er sah kindlich glücklich aus.

Cornelius Friebott spannte an seinen Brettern, er beugte sich tiefer als nötig darüber, weil er einen leisen Spott in sich aufquellen spürte: „...Wie alt ist er? Er ist vierzig Jahr ... er hat eine Braune in Ehe, die er mit einem Bastard auf die Farm schickt..., auf die Farm, wo niemand rundum ist als ein paar Hottentotten..., und wo sein Lehmziegelhaus zerfallen steht..., er hat wahrscheinlich keinen baren Pfennig mehr, nachdem sie gestern von der ersparten Löhnung Hausrat kauften ... jetzt mit vierzig Jahren will er Schätze graben irgendwo im Blauen ... und ich leihe ihm dreitausend Mark..., und er sagte: ich solle den

halben Gewinn haben, und wir würden sicher gewinnen ... Schatzgräber mit vierzig Jahren, ... ach, wie manches Mal bin ich dieser Art begegnet ..." Und er dachte bei halbem Ärger und halber Reue: „Jawohl, nette und ehrliche und gute Kerls sind manche von ihnen ..."

Anna Dilling und ihr Blut und ihre kleinbürgerliche, quälerische Genauigkeit wirtschafteten auf einmal tüchtig in ihrem Sohne gegen die Friebottart, gegen das ältere, aus Stolz und Sicherheit heraus leicht gewährende Wesen. An dem vorgebeugten Gesichte war der Spott gewiß nicht zu sehen. Aber vielleicht dauerte das Beugen und Schweigen dem kindlichen Manne doch gerade um so viel zu lange, daß er einen Argwohn zu spüren begann und unruhig wurde. Er sagte: „Du hast mir geglaubt, daß ich kein Geld verlange, um damit zu ludern ... Du hast mir das Zeugnis gegeben, daß ich gewissenhaft sei ... Wenn du jetzt anders dächtest ...?" Cornelius Friebott entgegnete: „Ich glaube das heute ebenso wie damals. Ich glaube es heute nicht weniger als damals ..." Er fügte hinzu mit erkennbarer Ungeduld: „Aber, ich habe dir damals auch geantwortet, daß ich zu solchen Abenteuern schlecht tauge, und also ärgere ich mich nun einmal auch bei andern daran ..." Da fing Rosch sorglos zu lachen an und ging an die Tür und sah hinaus und schlug sie ins Schloß; und als nun Cornelius Friebott sich doch erstaunt und auch neugierig umwandte und wider die Hobelbank lehnte, rückte er eine Kiste heran und setzte sich vor den Kameraden und sprach, immer wieder lachend und bei gedämpfter Stimme, zu ihm hinauf. Er sagte: „Na ja, die Geheimniskrämerei, die soll auch vor dir nicht länger gelten. Die Geheimniskrämerei, die habe ich nämlich vor dir auch gar nicht nötig ..." Und er fragte sich selbst unterbrechend: „Bleibst du jetzt hier? Bleibst du jetzt hier allein?" — Cornelius Friebott sagte: „Warte, es ist neun Uhr ... Ich bleibe bis Mittag hier ... Wenn niemand kommt, bleibe ich allein ... Und wer soll kommen? Ich muß

aber gleich einmal bei den Leuten nachsehen und ich möchte auch weitermachen ..." Er lächelte, von dem andern angesteckt. Rosch sagte: „So, so ..." Er sprang auf: „Also, ich bin gleich wieder da."

Er war wieder da im Verlaufe einer Viertelstunde, gerade als Cornelius Friebott vom Nachsehen her aus der Schule trat, kam er angetrabt, richtig gelaufen und rot im frohen Gesichte. Er fragte auf fünf Schritt: „Noch allein? Noch allein?" Und sagte: „Na denn rin, denn rin, denn sollst du gleich mal die Augen aufsperren ..." Beim Hinein drückte er die Türe wieder fest ins Schloß. Innen reichte er eine Zündholzschachtel hin: „Mache vorsichtig auf ...", er starrte und wischte sich mit einem gelben Sacktuche die Schweißtropfen von der Stirne. Cornelius Friebott schüttete den Inhalt des kaum halbgefüllten Kästchens in den linken Handteller und kippte die Hand auf ein Stück braunen Papiers auf der einen Hobelbank. Was da lag, sah im Schatten und von geringer Ferne aus wie ein winziges Häufchen ziemlich farblosen, kleinkörnigen Gartenkieses. Die weißgrauen Körnchen überwogen die wenigen beigemischten roten. Cornelius stocherte mit dem Zeigefinger der Rechten in dem Häufchen herum und strich es flach, daß Steinchen neben Steinchen zu liegen kam. Er sagte nüchtern: „Wenn ich sagen soll, was das sei, dann würde ich antworten, Kroppzeug von Bergkristallen mit ein paar Splittern von Rubinen dazwischen. Und anders als Bergkristall ist es auch nicht. Und du wärest nicht der erste, weder hier bei uns im Schutzgebiete noch drüben in Südafrika, der Bergkristalle für Diamanten ansehen möchte ..." Rosch sagte: „So? So? Bergkristalle ... Na, denn versuche mal!" Er griff ein Stückchen Glas von der Bank, das zum Schaben verwandt war und legte es auf das Papier. „Versuche doch!" Cornelius Friebott sagte: „Woher soll ich wissen, ob nicht auch Bergkristall Glas ritzt ..." Er fuhr immerhin mit dem größten der grauweißen Steine ein paar feste Striche über

das Glas, und das Glas knisterte und die Striche blieben. Als er das Glas prüfend hob, brachte es einen abgelenkten Sonnenstrahl auf das Häufchen. Die Steinchen ohne Schliff funkelten nicht gerade, aber sie blitzten.

Rosch sagte: „Genau weiß ich das auch nicht, ob Bergkristall nicht Glas zu ritzen vermag ... Aber du kannst beruhigt sein, das da sind Diamanten, und die roten Splitter hast du richtig erkannt ...“ Er sagte: „Nein, du sollst auch gar nicht so schnell glauben, sondern eins nach dem andern ...“ Er deckte ein Brett über das Papier mit den Steinen. Er sagte: „Nun weiter, nun gehe du an deine Bank, damit ich wieder auf der Kiste sitzen kann ... So, also!“ Er zog aus der Tasche Stücke von Zeitungen. Das Papier war brüchig an den Faltstellen und auch nirgends mehr rein. „Das kannst du zuerst noch ansehen ...“ Corneliuś Friebotts Hände faßten zögernd, er faltete ein Blatt auseinander. Es war ein Schiff abgebildet, es war der Ausschnitt aus einer englischen Zeitschrift, unter der Abbildung stand in englischer Sprache geschrieben: „Das Schatzsucherschiff, das eben seine Reise von England in die südafrikanischen Gewässer antrat.“ Er las nur ein paar Worte der Erklärung, bis er zu dem Namen des Schiffes kam, Xema. Er sagte: „Handeln die Ausschnitte alle von der Xema? Dann habe ich das schon vor Jahresfrist in Johannesburg gelesen, und ich kann dir vielleicht noch mehr erzählen, als du weißt ...“

Rosch fragte sehr aufmerksam: „Was hast du gelesen? Was kannst du erzählen?“ Cornelius Friebott sagte: „Ich habe das Bild des Schiffes schon gesehen. Ich habe damals gelesen, in England werde ein Dampfer ausgerüstet von einer Gesellschaft, die in Besitz des Geheimnisses ganz unbekannter, großer Diamantenlager in Südafrika gekommen sei. Ich habe danach gelesen, die Xema mit den Schatzgräbern sei abgefahren. Das Geheimnis von den Diamanten habe ein Guanogräber einem alten Seefahrer anvertraut vor dem Tode, und er habe dem Seefahrer auch eine Lage-

karte geschenkt. Von dem Seefahrer habe die Gesellschaft das Geheimnis aufgekauft. Der Seefahrer sei sein Leben lang nicht dazu gekommen, sich um den heimlichen Schatz zu kümmern. Die Diamanten aber lägen an bestimmter Stelle auf einer der englischen Guanoinseln, die sich entlang der Küste von Deutsch-Südwest befinden, und deren Ausbeutungsrechte die südafrikanische Regierung hat ..." Rosch sagte: „Nein, da liegen sie nicht, aber du kannst noch weiter erzählen, was du gelesen oder gehört hast, damit ich vergleiche." Cornelius Friebott sagte: „Ich will jetzt erst erzählen, was ich in Lüderitzbucht zufällig gehört habe. Ich habe in Lüderitzbucht zufällig gehört, eines Morgens im vorigen Jahre und auf ihrer südafrikanischen Ausreise habe die Xema vor der Einfahrt in den Roberthafen gelegen. Als der Woermann-Schlepper zu ihr herauskam und sich anbot, wurde von der Brücke geantwortet, man suche keine Verbindung mit dem Lande." Cornelius Friebott sagte: „Ich kann gleich noch ein zufälliges Hören erzählen, die Xema ankerte nach Lüderitzbucht ein zweites Mal nahe der Pomonainsel. Die Xema setzte dort ein Boot aus, das an der deutschen Küste zu landen versuchte, aber es traf sich, daß Polizei auf einer Streife hinter Buschleuten sich in der Namib befand. Die Streife wies die Landung an dieser Stelle ab." Cornelius Friebott sagte: „Dieses beides habe ich zufällig gehört hier im Lande, jetzt will ich weiter erzählen, was ich vorher gelesen habe ..." Rosch sagte: „Dieses beides hatte ich nie gehört, erzähle jetzt weiter ..." Cornelius Friebott sagte: „Wir in Südafrika lasen in den Zeitungen, das Schatzgräberschiff, die Xema, sei in Kapstadt angekommen, und die meisten Leute an Bord seien gestrandete Menschen; und die einzelnen wüßten alle nicht, wo sich der Schatz befinde, dem sie zustrebten, den geworbenen Teilnehmern sei nur mitgeteilt worden von der Führung, der Schatz befinde sich eben auf einer der Guanoinseln ..." Rosch sagte: „Das glaube ich wohl, daß ihnen nicht alles mitge-

teilt wurde ..." Cornelius Friebott sagte: „Wir in Südafrika lasen danach in den Zeitungen, und es war deutlich, daß dieses Mal die Mitteilung von den Schatzgräbern oder ihren Hintermännern ausgehe, es habe einen anderen und tieferen Grund als die mögliche Störung des Guanoabbaus, wenn die südafrikanische Regierung dem Schatzgräberschiffe Xema die Schiffspapiere zum Besuche der Guanoinseln versage. Die mehreren südafrikanischen Minister und an ihrer Spitze der erste Minister Dr. Jameson seien Anteilbesitzer, ja Direktoren der größten Diamantenfundstelle der Welt, der Debeersmine in Kimberley. Auf der Debeersmine und der Premiermine in Südafrika allein würden aber Jahr für Jahr schon mehr Diamanten gefördert, als verkauft werden könnten bei gleichmäßig hohen Preisen. Ja, um die Preise hoch zu bewahren, brächten die beiden Bergwerksunternehmungen gar nicht alle gefundenen Diamanten in den Handel, sondern hielten immer mächtigere Posten zurück. Direktoren und Anteilseigener der größten Diamantmine der Erde, der Debeersmine, hätten also Angst vor jeder neuen reichen Fundstelle, die außerhalb des Bestimmungsrechtes ihrer Mine liege ..." Cornelius Friebott sagte: „Aber die ganzen englischen Zeitungen Südafrikas stehen unter der Hörigkeit des Geldes der Debeersmine; und den Leuten der Xema gelang nicht wieder, sich bemerklich zu machen, sondern das Schiff lag Woche nach Woche vor Kapstadt in der Tafelbucht und die Abenteurer saßen an der Reling und fischten, und um die Beschwerden und Advokatenbesuche der Führung kümmerte sich niemand, und das Schatzgräberschiff wurde ein Gegenstand des Spottes ..." „Dazu war kein Grund", sagte Rosch. Cornelius Friebott sagte: „Wir in Südafrika lasen noch einmal in den Zeitungen von der Xema, und ich war da schon abgereist von Johannesburg; wir lasen, die Teilnehmer und Angestellten der Schatzgräberfahrt der Xema hätten auf ihrem Schiffe nichts mehr zu essen, und sie zusammen mit Kaufleuten und

Lieferern in Kapstadt seien klagbar geworden gegen die Führung. Da aber diese selber keine Mittel mehr besitze, käme das Schiff samt den Ausrüstungsgegenständen in Kapstadt unter den Hammer, und die Expedition löse sich auf..." Cornelius Friebott sagte: „Wir in Südafrika lasen gleich danach in den Zeitungen bei der Beschlagnahme des Dampfers Xema für die Gläubiger und bei Überprüfung der Ausrüstungsgegenstände habe sich zum Erstaunen ergeben, daß das Schiff mit mehreren hundert Handwaffen, mit vielen Kisten Munition, ja, wie es heiße, sogar mit Maschinengewehren ausgerüstet sei. Das stimme seltsam zu dem angeblichen Plane, daß auf den friedlichen, einsamen Felsen im Meere, auf Roastbeef-, auf Sinclair-, auf Plum Pudding-, auf Pomona-Island, oder welche Insel sonst es sei, nach alten Plänen ein alter Diamantenschatz hätte wiedergehoben werden sollen. Auf sämtlichen Inseln gebe es nur die brütenden Seevögel und ein paar weiße und farbige Guanogräber der Regierung. Wozu also diese Räuber- und Kriegsbewaffnung?!"

Als Cornelius Friebott schweigend verharrte, sah Rosch auf zu ihm. Er fragte, und schien noch sicherer und stolzer: „Bist du jetzt fertig?" Er sagte: „Es steht nicht mehr in meinen Papieren, und das von den Waffen habe ich bisher nicht einmal gewußt." Er sagte: „Nimmt dich das mit den Waffen nicht wunder? He?" Er sagte: „Ich will dir jetzt klarmachen, zu welchem Zwecke die Waffen an Bord der Xema waren. O ja, jetzt kannst du mir zuhören. Arbeite dabei doch, wenn du willst..." Er sagte: „Die Waffen waren natürlich nicht an Bord des Schatzgräberschiffes, um mit den brütenden Seevögeln auf den Guanoinseln oder auch um mit Prussian Frank, dem Vormanne der Guanogräber, und seinen auf den paar Inseln verteilten Leuten Krieg zu führen. Nein, das waren sie nicht. Die Diamanten liegen aber auch gar nicht auf den Inseln. Die Diamanten liegen, — nun lärme nicht so, dabei kannst du nicht ordentlich zu-

48*

hören —, die Diamanten liegen auf deutschem Boden, und das wußten die Führer der Schatzgräber natürlich, und sie hatten, das ist mir ganz deutlich, einen Handstreich vor, und sie meinten dazu seien anfangs, bis England zu ihren Gunsten eingriffe, woran doch kein Zweifel gewesen wäre, Waffen nötig ..." Er fragte aufgeregt: „Stimmt das? Stimmt das?" Cornelius Friebott hörte auf zu basteln, er antwortete gedehnt: „Es kann stimmen, wenn auf deutschem Boden und nahe der Küste wirklich Diamanten liegen, es kann ja stimmen ..." Rosch sagte: „Warte nur!" Rosch sagte: „Es ist auch möglich, daß deine südafrikanischen Minister mit Dr. Jameson an der Spitze die Fahrt der Xema noch aus einem anderen Grunde verhinderten als aus dem, daß sie die Entdeckung einer neuen Fundstelle überhaupt vermeiden wollten; der zweite Grund könnte sein, daß sie englische und deutsche Verwicklungen und Zusammenstöße noch verhindern wollten; oder auch, daß ihnen eine deutsche Fundstelle besonders lästig gewesen wäre ..." Cornelius Friebott sagte achselzuckend: „Was kann nicht alles sein?!" Rosch sagte: „Warte, warte ... Nur, daß sie bei der Pomonainsel das Boot ans Land setzen wollten ..." Er sagte: „Ich weiß genau, wo die Insel liegt. Ich habe die Karte unseres Schutzgebietes genau im Kopfe. Das darfst du mir glauben ... Aber was haben sie dort gewollt? Dort habe ich nichts gefunden. Dort war ich noch nicht." Er fragte: „Ist es auch wahr? Wer hat dir das erzählt?" Cornelius Friebott sagte: „Dr. Range hat es mir zufällig in Seeheim erzählt, der war bei den Reitern, die das Boot zurückwiesen." Rosch dämpfte die Stimme: „Ich will dir jetzt kundgeben, wie und wo ich meine Diamanten gefunden habe." Er sagte: „Wir brachten damals, vor drei Jahren, gefangene Hottentotten von Keetmanshoop nach Lüderitzbucht hinunter auf dem Baiwege; wir waren zehn Reiter und waren alle landeskundig von der alten Truppe und von den alten Farmern." Er sagte: „Der Ritt und der Marsch

gingen gut vonstatten bis zu den Dünen. Weißt du, wo das ist?“ Cornelius Friebott antwortete: „Ich erinnere mich daran von der Bahnfahrt her. Wenn man jetzt mit der Bahn fährt und von Lüderitzbucht kommt und durch die Wanderdünen durch ist, heißt die Station Grasplatz, und da fangen die Sandebenen der Namib an.“ Rosch sagte: „Ja, die Sandebenen hinunter ging es gut bis Grasplatz, wo in früheren Jahren die Baifahrer Gras abluden, um bei der Rückfahrt die Zugochsen dort zu füttern. Bis Grasplatz ging es gut, und vielleicht noch ein kleines Stück weiter in die Dünen hinein ... die vier Tage ohne Wasser ging es gut wie noch nie ...“ Er sagte: „Aber am fünften Tage morgens war die Sonne verschleiert, und der Sandsturm lief schon zwischen den Wällen der Dünen und wurde von Augenblick zu Augenblick heftiger und warf die heißen Sandmassen über uns ...“ Er sagte: „Nein, das kannst du dir nicht mehr richtig vorstellen wie das ist, weil ihr doch jetzt da unten mit der Bahn durchrollt ...“ Er sagte: „Die Pferde versuchten ihre Nüstern in den Boden zu verstecken, es legten sich auch welche nieder; die Gefangenen sagten, sie könnten nicht weiter, ... es konnte auch niemand weiter ...“ Rosch sagte: „Wir ließen die Tiere sich hinlegen, wir ließen die Gefangenen sich hinlegen, wir wußten, es hilft doch nichts, wir müssen den Sturm abwarten; wir legten uns selbst jeder unter seine Decke um die Gefangenen und Tiere herum ...“ Rosch sagte: „Weil mein Woilach immer hoch gerissen wurde an einem Ende, tat ich Sand in die leere Satteltasche und hing sie an den einen Zipfel des Woilachs, es war auch etwas Spiel dabei ...“ Er sagte: „An der Bucht war noch Sand in der Tasche ... Ich klopfte den Sand aus der Tasche, da war mittenbei ein Steinchen wie ein Bergkristall; ich steckte den Stein in die Tasche, ich dachte, vielleicht, vielleicht ist das auch mehr als ein Bergkristall.“ Rosch sagte: „Bei Kendrick im Wirtshause waren Leute aus dem Kaplande, mit den Schnauzen, die die immer haben ...

Einer gab an, er wolle nach dem Kriege im Lande prospektieren, er kenne jeden Stein und jedes Anzeichen ..." Rosch sagte: „Als er hinaus ging, ging ich ihm nach und fragte: Was ist das? – Er sah hin und sah mich an und fragte: ‚Wo haben Sie das gefunden?' Ich sagte: Och, ich will nur wissen, was das ist! Er sagte: ‚Ja, das ist nicht viel wert, wenn Sie mir sagen, woher es ist, will ich Ihnen angeben, was es ist!' Ich sagte: Och, es macht auch nichts. Er sagte: ‚Waren Sie im Kaplande? Haben Sie dort Diamanten aufgekauft?' Ich sagte: Ist es ein Diamant? Er antwortete: ‚Es ist wirklich ein Diamant ... Aber wo haben Sie ihn her?' Er lag mir drei Tage jeden Tag in den Ohren und machte mir auch immer neue Versprechungen ... Ich sagte, um ihn loszuwerden: Den Stein hat mir ein Kaffer oben am Oranje geschenkt, und vielleicht kommt der Stein aus dem Kaplande! – An diesem Tage kam mir der Stein abhanden, und ich weiß nicht wie." Rosch sagte: „Ja, als wir zurückreiten mußten am vierten Tage auf neuen Pferden, wir zehn bei Frachtwagen für die Truppe, denen wir als Bedeckung dienen sollten, da war der Stein nun weg... Ich dachte aber fortwährend daran ... Ich dachte, sei stille, sei ja stille, wo der eine war, da können auch noch andere sein ... Ich dachte: Aber wie fange ich es an, dort zu suchen, ohne daß einer was merkt ...? Als wir am Grasplatze die Ochsen und auch unsere Pferde gefüttert hatten und die Wagen wieder losfuhren, sagte ich, ach, wo ist meine Pfeife? Ach, jetzt weiß ich, eine Stunde zurück ist mir etwas aus dem Sacke gefallen, wenn ich jetzt umkehre, dann hole ich euch bis Abend wieder ein, oder längstens bis morgen früh, den Baiweg bin ich oft genug geritten ... Der Feldwebel sagte: ‚Na, denn mach man tü ... aber suchen wollen wir dich nicht, und von Garub an muß richtige Ordnung sein, es könnten doch einmal Braune, so verkehrt wie jetzt alles ist, an den Baiweg kommen... Hier unten macht's noch nichts aus, hier unten kommt keiner hin." Rosch sagte:

„O ja, ich fand die Stelle gleich wieder, wo wir vor sechs Tagen im Sandsturme zwischen den Dünen gelegen hatten; ich fand auch die Stelle wieder, wo ich selbst gebuddelt hatte, und wo ich die Pfeife aus der Tasche hatte fallen lassen. Ich fand nur nicht, was ich suchte, ich fand nur keine Steine..." Rosch sagte: „Mann, danach ging alles auf ganz seltsame Weise..."; und er begann plötzlich rasch und hastig zu reden: „Das Pferd stand erst gut; als ich nun hier und dort buddelte und dann wieder aufsah, war das neue Pferd mit eins fort, ich habe es nicht davon gehen hören, es war fort mit Sattel und Gewehr und Feldflasche und Brotbeutel... Mann, ich hatte nichts in der Tasche als ein Sacktuch und den Tabakbeutel und eine leere Zündholzschachtel und die Piepe..." Rosch sagte: „Ich dachte: Du Schinder, du bist hinter den andern her; ich dachte, na ja, na ja, und ich habe auch keinen Stein gefunden, ich dachte, nu erst mal zurück an den Grasplatz; aber da außen zwischen Sand und Gestein war der Schinder auch nirgends zu sehen; ich dachte, Mensch, du hast vielleicht nicht aufgepaßt auf die richtige Spur, und der neue Schinder läuft nach Lüderitzbucht zurück, weil ihm der Sand nicht gefällt, und so wird es sein. Ich dachte, wenn ich ihn in einer Stunde nicht finde, was bleibt dann übrig, als daß ich nach Lüderitzbucht zurücklaufe, ach, das ist eine feine Geschichte... Ich dachte, ja, nun gut umsehen; und ich will doch hier und dort noch etwas buddeln, nur so 'n bißchen..." Rosch sagte: „Mann, dann habe ich die ersten Steine gefunden, ja Mann, es waren zwei Steinchen; Mann, dann habe ich zwei Stunden nichts gefunden, und dann fand ich ein Nest von vieren; Mann, wenn ich an das Pferd dachte, dachte ich, es sind doch heute auch welche von der Bucht aufgebrochen, und die halten es auf und die bringen es dir doch entgegen auf dem Baiwege, und nun suche hier man weiter, du kommst sobald doch nicht wieder dazu." Rosch sagte: „Mann, nun sollst du mich nicht mißverstehen, ich weiß genau, wo ich be-

gonnen habe, ich weiß es genau, wenn ich auch nachher den Baiweg nicht mehr fand..." Rosch sagte: „Als ich abends die Schachtel viertel voll hatte, habe ich den Baiweg nicht mehr gefunden —..." Rosch sagte: „Am Abend kam von neuem ein Sandsturm..." Rosch sagte: „Ja, ich kann das alles nicht mehr erklären, ich habe aber am nächsten Tage noch gesucht bei scheußlichem Durste und bei scheußlicher Schlappheit; ich meine, ich habe da nach Steinen gesucht, und du kannst es ja wohl sehen, die Schachtel wurde zu dreiviertel voll..." Rosch sagte: „Danach wurde der Durst sehr böse, danach habe ich nur nach dem Baiwege gesucht..." Rosch sagte: „Ja, daß ich mich trotz Sonne und Sternen nicht zurecht fand, das kann ich noch heute nicht verstehen; vielleicht war es von dem vielen Bücken und Buddeln und Kratzen und von der Gierigkeit, vielleicht war ich davon ganz stur. Wie kann das sonst erklärt werden?" Rosch sagte: „Nein, es war nicht schön, Spur suchen und schreien und dürsten; und die Klippen im Sande bekamen ganz törichte Gesichter; und ich hatte doch die Schachtel zu dreivierteln voll von Diamanten..." Rosch sagte: „Nein, es war nicht schön, und ich kann es alles nicht mehr erklären; ich konnte dann auch nicht mehr laufen, und mit dem Durste war es in dem heißen Sande auch nicht mehr auszuhalten..." Rosch sagte: „Ja, dann haben mich viere von den zehn gefunden, nach fünf Tagen Durstes ... ich war zuletzt doch in der Richtung nach Garub zu gewandert... Sie sagten: ‚Was hast du nur gemacht? Dein Pferd ist nach der Bucht zu gelaufen, und unterwegens haben es welche aufgefangen, und es ist jetzt bei unseren in Aus, und da warten unsere Leute... Was hast du nur gemacht? Du bist doch kein Neuer und hast dich so verrückt verlaufen und angestellt... Und sieh mal an, Mensch, du hast versucht, dir die Pulsadern aufzukratzen... Das hast du versucht, und daß du kein Messer im Sacke hattest, das war dein Glück...‘ Ich antwortete, davon weiß ich jetzt alles

nichts. Sie sagten: „Ja, als wir dich fanden, warst du ganz erschöpft und blöde; und wir haben dir umschicht in der Nacht Wasser und Kost eingelöffelt, denn wir waren auch müde' . . ., ich sagte: ja, ja, danke, ich weiß auch nicht. Ich hielt in dieser Zeit die Schachtel fest in der Tasche und fühlte, daß die Steine noch drin seien; es war ein dummes Gefühl, ich konnte ihnen doch nicht die Wahrheit sagen, ich konnte ihnen doch nicht sagen, seht man hier, das sind echte Diamanten! . . ."

Rosch ging hinüber und hob das Brett auf und machte aus dem Papiere eine Rinne und ließ die Körnchen zurückrinnen in die Schachtel. Er wies noch einmal die Schachtel, vordem er sie in den Deckel schob und versteckte: „Hier, das sind sie nun!"

Cornelius Friebott sagte: „Also lägen sie am Baiwege?" Rosch erwiderte: „Welche liegen am Baiwege, aber das ist doch sicher nicht die Hauptstelle, sondern vielleicht sind sie dahin geweht." Cornelius Friebott sagte: „Sei klug, Mensch! Auf dem Baiwege ziehen seit sechzig Jahren die Leute oder noch länger; auf dem Baiwege sind seit Ausbruch des Aufstandes ein paar tausend Reiter hinauf und hinunter gezogen und ein paar tausend Reiter haben am Grasplatze abgesattelt und sind da hin und her gelaufen im Sande; und schließlich ist noch die Bahn durch den Sand gelegt worden; nein, sei klug, Mensch!"

Da zuckte Rosch mit den Achseln: „Am Baiwege fängt's an. Ich sage dir, ich bin im Vorjahre noch einmal dort gewesen, weil ich es mit der Angst zu tun bekam wie du jetzt; es hatte noch niemand etwas gemerkt, und ich habe noch einen Stein dort gefunden, und hatte nicht mehr als einen halben Tag Zeit . . ." Cornelius Friebott sagte: „Angst? Ich hätte es jetzt mit der Angst zu tun bekommen? — Aber, wenn alles richtig ist, wenn es echte Steine sind, dieses Zeug wäre doch zu klein zum Schleifen." Rosch sagte: „Mann, der Stein in der Satteltasche war größer, der Stein war

erheblich größer; und ich will jetzt hin an die Stelle, wo die Steine herkommen, diese Stelle werde ich finden..." Er sagte: „He, Mann, wie wäre es zum Beispiel, wenn ich mich vom Grasplatze in der Richtung auf die Küste gegenüber der Pomonainsel zu bewegte ... ja, durch die Namib durch... Denn warum wollten die von der Xema dort landen?" Rosch sagte flüsternd: „Ruhig jetzt, es kommt Besuch ... ich werde jetzt auch gehen." Er machte dem Bezirksamtmanne die Türe auf und grüßte und ging fort.

Der Beamte redete ein paar freundliche Worte. Er fragte: „Na, warum läuft denn Herr Rosch fort?" Er sagte: „Wir haben auch von Simon Kopper gehört. Er soll sich zur Zeit mit den Engländern herumzanken. Die Werft hat kein einziges Pferd mehr." Cornelius Friebott antwortete wenig. Als der Bezirksamtmann hinaus war, blieb Cornelius Friebott allein. Er ließ die Farbigen zu Mittag davon; er selbst arbeitete über Mittag und arbeitete darauflos, als gelte es ein neues Wettschaffen. Die Gedanken liefen sehr schnell und hastig, und vielleicht kämpfte die Arbeit gegen die Gedanken, die sich hatten aufregen lassen. Die Gedanken erinnerten an die Xemaangelegenheit, und die Gedanken erinnerten an Karfunkelsteins Gerede an Bord vor der Abfahrt von Kapstadt, und die Gedanken griffen danach, daß der Felsenberg über Lüderitzbucht seit den frühsten Karten Diamantberg heiße, und die Gedanken fragten auf einmal ausspähend nach des Bremer Kaufmanns Lüderitz, des Gründers der Kolonie, eigenem, letztem Schicksale. Lüderitz war mit einem Ingenieur und einem Bergmann und dem Steuerman Steingröver und vielen Hottentotten an den Oranje gezogen im Jahre 1886, um ein unvermutetes Salpeterlager zu untersuchen. In Ariesdrift am Oranje hatten er und der Steuermann Steingröver die anderen Weißen, die über das Kapland zurückkehren wollten, verlassen, um angeblich in seinem Faltboote weiter den Oranje bis zur Mündung hinunter zu fahren, aber auch, um von der Mündung aus zur See, in

dem Boote von Segeltuch nach der Lüderitzbucht zurückzugelangen. Die beiden waren in der Tat den Oranje hinunter gekommen bis zur Mündung, die beiden wollte auch dort ein Bur gesehen und gesprochen haben und dazu bemerkt haben, wie sie ihr leichtes Boot aus dem Flusse hoben und es weiter nördlich schleppten und in die See schoben und dann Segel setzten. Danach hatte sie nie jemand mehr gesehen und hatte nie jemand mehr etwas von ihnen gefunden. Die Gedanken fragten plötzlich: „So? So? Glaubst du das? Der Steuermann Steingröver, der von dem Schoner Meta her die wilde Küste so gut kannte, wird in einem Faltboote von Segeltuch vor dieser Brandung Segel setzen und die Fahrt nach Lüderitzbucht unternehmen? Glaubst du so etwas?" – Die Gedanken sagten: „Vielleicht werden sie dem neugierigen Buren Conze ein Stück vorgesegelt haben in sachtem Wasser und um von ihm wegzukommen; aber die beiden einzelnen Männer waren hinter anderem her, dabei es freilich besser ist, wenn man nicht in Haufen geht; die beiden Männer, Lüderitz und der Steuermann hatten dieselbe Kunde, die sich später die Xema irgendwoher erkaufte. Und die beiden Männer sind in Durst und Sand und Sandsturm und Düne umgekommen, wie Rosch beinahe umgekommen ist. Und so ist das gewesen. So!" Die Gedanken fragten: „Aber die Diamanten am Baiwege? Und Redford sitzt die fünfzig Jahre an der Bucht und Küste und weiß nichts und hat doch Zulauf gehabt von allen Hottentotten und von den Buschleuten, die die ganze Wüste kannten! Und alle die vielen Reiter sind den Baiweg hinauf in den Hottentottenkrieg geritten! Und der Bahndamm und die Schwellen sind eingeschaufelt worden von den vielen Kapjungen und Kapkaffern und Ovambos unter weißen Vorleuten und Bauführern, und wer hat was gefunden?" Und die Gedanken sagten: „Wenn es dennoch wahr ist, wenn Rosch dennoch recht hätte; dann kann jeden Tag ein anderer den Fund noch einmal tun. Jeden Tag kann einem

anderen trotz dem langen unverständlichen Übersehen der Zufall zum selben Funde verhelfen!" Die Gedanken versuchten zu beruhigen: „Aber, wer zieht jetzt noch den Baiweg? Die Zeit der vielen Reiter ist vorbei." –

Cornelius Friebott machte um sechs Uhr abends Schicht. Er kam hastig aus der Werkstatt daher, wie er sonst nie ging, als müsse er einen einholen oder als müsse er hindern, daß ihm einer vorbeilaufe. Er fragte einen Braunen: „Weißt du, wo Herr Rosch schläft?" Der Braune sagte: „Beim Lehrerhause, Aubaas!", und meinte das Missionshaus. Cornelius Friebott fragte einen anderen Braunen am Missionshause: „Wo hält sich Herr Rosch auf?" Da bekam er den Raum gewiesen in einem Schuppen, darin die braune Frau gewohnt hatte; und Rosch antwortete und kam verlegen heraus. Cornelius Friebott sagte: „Nein, drinnen!" Rosch sagte: „Ach ...", aber er ließ ihn hinein; und der Raum war reinlich und ordentlich, wennschon bis auf die Bettstelle und einen Kleiderrechen und eine Kiste und ein paar große leere Petroleumbüchsen, die zum Kochen und Waschen und Wassertragen zu verwenden sind, fast leer, und auch mit dem ungeschützten Dache aus gewelltem Eisenbleche sehr heiß. Cornelius Friebott sagte: „Höre zu, wenn das alles so ist, wie du erzählt hast, dann mußt du gleich los; und auf dem langsamen Ochsenwagen und über Keetmanshoop ist die Fahrt nicht zu machen, sondern du mußt trachten ein Pferd zu bekommen und über Berseba bis Seeheim zur Bahn zu reiten, und dann fährst du an die Bucht, und dann rüstest du dich an der Bucht aus und kaufst, was nötig ist und fängst mit Vorsicht gleich an; sonst erlebst du, daß dir noch im letzten Augenblick ein anderer das Glas aus der Hand schlägt." Rosch wurde bleich, Rosch sagte: „Glaubst du? Glaubst du? Ich habe den ganzen Tag daran gedacht, ich habe den ganzen Nachmittag hier gelegen und habe daran gedacht, aber ich habe doch nicht genug Geld ..." Cornelius Friebott sagte: „Hier

ist die Anweisung von Hesselmann, die wird auch in Lüderitzbucht gewechselt. Wir wollen uns jetzt nach einem Pferde umsehen ... Wenn die Sache sich nun so gestaltet, daß du fündig wirst und Hilfe brauchst, dann rufe mich, dann rufe mich durch eine Depesche."

Sie fanden ein Pferd; und vor Tag in der kühlen, reinen Mainacht half Cornelius Friebott satteln und winkte und rief dem in der Stille nach Süden Davonreitenden nach: „Gute Pad!" – Als er sich wieder schlafen legte, verspottete er sich ein wenig, aber ohne Reue und Ärger zu empfinden. Er sagte zu sich: „Wenn von den dreitausend Mark zweitausend weg sind, dann sind sie eben weg. Das ganze Geld vergaunern wird Rosch niemals."

In Gibeon schob sich ein Arbeitstag hinter den andern. Erst wurde die Schule fertig mit dem Gestühle, dann wurde die Herberge fertig mit Hausrat und Gestühl, dann boten sich Ausbesserungen und der Neubau eines Hauses. Es war eine eintönige Zeit, und als beim eben begonnenen Neubau gleich zwei Parteien kamen und Bauten besorgen lassen wollten, nahm Cornelius Friebott die Aufträge nicht an. Er entgegnete den Enttäuschten, er erwarte, wie sie wüßten, die Zuteilung seiner Farm, er wolle aber noch vorher nach Keetmanshoop, er habe dort für sich zu tun, und habe auch einem die Mitarbeit versprochen. Und die Antwort war so wahr, wie Antworten des geschäftlichen Tages sind, dabei jedes tut, wie wenn es ihm allein um äußerliche Dinge gehe. In Wirklichkeit trachtete Cornelius Friebott in größere Menschennähe hinein.

In Gibeon waren es Feiertage, wenn irgendeiner durchreiste, zu dem die Gedanken Beziehungen hatten oder eine Beziehung gewinnen konnten. Zuerst kam George Friebott mit Hesselmanns Wagen auf der langen Fahrt nach Windhuk hinauf. Cornelius Friebott ritt ihm entgegen und saß in zwei Nächten an den Wagenfeuern und machte also

fünfzig Kilometer des Weges mit, damit sie richtig besprächen, was George in Windhuk vorstellen und erbitten sollte. Dem Vetter folgten in Abständen Farmer, um nun, da auch die Simon-Kopper-Gefahr beseitigt war, wieder aufzubauen und frisch anzufangen. Sie kamen zum Teile mit beladenen Wagen, zum Teile mit Frau und Kind, zum Teile mit neuem Viehe, daraus neue Herden wachsen sollten; zweimal kamen Frauen mit Kindern, deren Männer von Farbigen draußen erschlagen lagen, und die es doch wieder versuchen wollten, weil sie nicht mehr sein konnten ohne das weite, sonnige Land. Von den durchziehenden Farmern und Händlern versuchte Cornelius Friebott diejenigen recht kennen zu lernen und ihnen, wenn es sich ergab, Gefälligkeiten zu erweisen, die in der näheren oder weiteren Umgebung von Gochas ihre Plätze und Ziele hatten, also zur künftigen Farmnachbarschaft gehören würden. Aber das waren im ganzen zu dieser Zeit sechs Hausstände. Vier von den sechs Nachbarn zogen durch. An den vielen anderen Tagen ohne Durchzügler wirkte Gibeon außerhalb der Arbeit öde und aus der Öde her unruhvoll und schlecht geeignet zum Abwarten einer Zukunft.

Wenn Cornelius Friebott sich fragte, was ihm jetzt und hier widerstreite, da der Ort doch deutsch sei in einem deutschen Lande, und da hier wie anderswo im Schutzgebiete die paar Menschen sich guten, kameradschaftlichen Sinn gern zeigten, dann fielen die Antworten je nach der Stimmung verschieden aus. Er sagte: „Zu wem soll ich gehen nach Feierabend? Der Missionar ist ein stiller Mann. Er hat seine Wichtigkeit, die ich verstehe, aber die doch nicht meine Wichtigkeit ist. Was die Händler zu sagen haben, habe ich nun oft genug gehört. Der Sekretär hat Deutschland anders erlebt als ich; es hat keinen Sinn mehr, so weit fort darüber zu streiten. Die Skatspieler suchen einen dritten Mann, und dafür bin ich nun einmal nicht begabt. Zum Bezirksamtmanne kann ich nicht dir nichts mir nichts lau-

fen." Er sagte: „Ich habe noch niemals ein solches Schwatzbedürfnis gehabt, wenn ich hier des Abends an Bücher könnte, an Bücher, die einen weiterbrächten, dann wäre es anders." Er sagte: „Das Verdienen hier ist ganz schön; ich kann ja die Hälfte auf die hohe Kante legen, auch das ist schön und gut, nur bin ich den Übergang und das Abwarten jetzt satt."

Ja, er gab sich vielerlei zur Antwort, nur das eine gestand er sich nicht, daß die Sinne der Seele noch mehr als die Sinne des Körpers zu ihrer Zeit die Gefährtin heischen, und daß sie bei ihm seit der Lösung und Trennung von Ilsabeth von neuem ohne Gegenstand seien und sich, da nicht irgendeine leidenschaftliche Aufgabe sie augenblicks mitverbrauche, in ratloser Bewegung befänden.

Der Unternehmer in Keetmanshoop sagte: „Wenn Sie doch schon früher gekommen wären! Ich habe mir genug aus den Fingern gehen lassen müssen, weil ich mich nicht zerteilen konnte. In einem Monat wird die Bahn bis hierher eröffnet, und dann soll das und das und das hier und in der Nachbarschaft fertig sein." Und die Arbeit wurde allerdings stürmischer als in Gibeon; die beiden Männer liefen von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle und gaben Anweisungen an die braunen Arbeiter und taten das Richtwerk und die besonderen Griffe selber und hatten eigentlich, solange irgend Tageslicht war, keine Ruhe, trotzdem sie weiße Helfer annahmen, wo solche sich boten. Natürlich war der Verdienst viel reichlicher als in Gibeon; vor Verdienst und Angespanntheit und größerem Menschenwechsel meinte Cornelius Friebott, er sei zufrieden und das Warten sei nun leichter.

Dann eines Abends begann im Wirtshause ein Gerede oder setzte sich mit lauten Stimmen ein Gerede fort, das

schon tagelang flüsternd von Ohr zu Ohr und von Bekanntschaft zu Bekanntschaft gegangen war. In der Wüste Namib unfern von Lüderitzbucht seien Diamanten gefunden worden. Wo die Eisenbahn beginne oder aufhöre mit den Wanderdünen zu kämpfen, seien Diamanten gefunden worden. Wirkliche Diamanten lägen verstreut im losen Sande am Baiwege, den so viele Reiter gezogen seien und wo jeder alte Afrikaner schon einmal bei erzwungener Rast und in Sorge um die Zugochsen gesessen habe, wirkliche Diamanten, aber noch sehr kleine Diamanten; natürlich sehr kleine Diamanten, denn die Mutterstätte sei noch nicht entdeckt, und die Mutterstätte sei der Sand doch nicht. Cornelius Friebott war mit niemand sehr vertraulich, er hörte an diesem Abend das Gerede zum ersten Male. Er wunderte sich über sich selbst, daß er sich nicht unter die Sprecher mische und sich durchfrage zum Kerne des Geredes, ja, daß er sich zurückhalte bei aufgeregtem und fast krankhaftem Herzschlage. Er ging viel früher als sonst in seine Stube, er konnte nicht schlafen, er lag mit unter dem Kopfe verschränkten Armen im Bette. Er dachte: „Wozu hätte ich fragen sollen? Das Lange und das Kurze davon muß sein, daß Rosch gefunden hat. Wenn ich höre, was die sich am Schenktische zusammenreimen, habe ich auch nichts von. Ich werde das Richtige früh genug erfahren. Ich freue mich für Rosch, daß er keine Enttäuschung erlebte. Ich freue mich für ihn; und wenn am Ende etwas Ordentliches daraus werden sollte, so ist es schon recht.“ Das Herz blieb auch im Schlummer unruhig, als dieser kam. Cornelius Friebott war sehr erstaunt beim Aufstehen und beim Gange zum Bade, erstaunt und ärgerlich, daß die Erregung nicht von ihm gewichen sei.

An der ersten Arbeitsstelle fehlten die zwei weißen Helfer. Ein schielender Brauner erwiderte: „Sie lassen sich auszahlen beim Aubaas, sie wollen der Bucht zu, sie wollen den Diamanten zu.“ An der zweiten Arbeitsstelle fehlte der

eine weiße Helfer. Als Cornelius Friebott die Braunen rasch anwies, damit sie nicht herumstünden, kam der Mitunternehmer an. Er sagte: „Ja, die vier sind fort. Wir haben nur noch den Lahmen, wenn es den nicht auch packt. Bis sich die meisten die Finger verbrannt haben, wird es eine schöne Leutenot geben ... Dabei ist der Fund gar nicht einmal neu. Ich weiß im Vertrauen sieben Wochen davon. Aber gestern hat die Regierung in Windhuk gleichsam zur Begrüßung des Kolonialsekretärs Dernburg, der doch über das Kapland auf dem Wege zu uns ist, die Sache veröffentlicht und damit richtig beglaubigt, und sofort läuft alles los, was meint, daß es eine Verbesserung vertragen könnte. Und was lügen sich die Menschen schon gegenseitig die Pelle voll; ich kann Ihnen aber das eine sagen, wenn wir hier bei unseren paar Bauten bleiben, dann holen wir mehr Geld raus als neunundneunzig dreiviertel von hundert Mann, die da in den nächsten Wochen wie blödsinnig gewordene Hühner im Sande nach den kleinen Steinchen scharren und sich dabei picken werden. Ich kenne den Spaß genau, ich habe den Spaß mitgemacht auf den River Diggings drüben im Kaplande. Und darum bin ich auch nicht losgegangen am Anfang, als noch niemand nichts wußte ..." Er sprach ein wenig anzüglich, er sah zuletzt auch schärfer her, als wolle er ergründen und als fürchte er, der Genosse könne von dem plötzlichen Fieber ebenfalls erfaßt sein. Cornelius Friebott spürte die Anzüglichkeit und spürte die Frage und spürte den Drang jetzt eine Gewißheit zu gewinnen. Er hörte sich sagen: „Habe ich Sie recht verstanden, Sie wissen schon seit sieben Wochen davon? Also hat Rosch schon vor sieben Wochen seine Steine gefunden?" Der andere fragte: „Rosch? Was, Rosch? Wer ist das? — Die ersten Felder hat der Oberbahnmeister Stauch belegt, der Oberbahnmeister Stauch und der Ingenieur Nissen, beide von der Eisenbahnbaugesellschaft." Und er sagte: „Stauch hat bei Grasplatz gesessen und hat da wohl den Kampf gegen die Wanderdünen

führen müssen, daß die die Geleise nicht zuschütten; na, und dann hat er sich wohl in dem langweiligen Sande nah und fern umgesehen und hat dann gemeint in den Koviesbergen nahebei sei vielleicht Kupfer, und dann hat er, so wie man ja wohl Geld in der Lotterie setzt, einmal hundertzwanzig M in zwei Schürfscheinen angelegt, na, und dann finden welche von seinen Leuten Steine, und dann sagt ein Zugführer, der in Kimberley war, die Steine könnten Diamanten sein, und dann stellte Stauch die zwei Schürfpfähle, dazu ihn die zwei Schürfscheine berechtigten, statt in den Koviesbergen für Kupfer im Sande für Diamanten auf. Und nu hat er ja wohl noch viel mehr Scheine gelöst und hat seinen wochenlangen Vorsprung gehabt. Aber es ist ganz kleines Zeug, was sie finden, und ist wahrscheinlich gar nichts wert." Und er sagte: „Rosch? Rosch? Ne! – Oder soll das einer von Stauchs Leuten gewesen sein?" Und dazu zuckte er mit den Schultern.

Als sie zusammen das Balkenwerk des geringen Baues abprüften, das noch an diesem Tage Wände und Dach aus Wellblechplatten aufgeschraubt bekommen sollte, sagte der Teilhaber sich umblickend: „Ja, was ist denn mit Ihnen? Sie sehen ja krank aus und wie! Hat Ihnen in der Nacht etwas gefehlt? Mir ist das vorhin gar nicht so aufgefallen, ich dachte freilich noch an die viere, ich dachte noch, was wir machen sollen bei allen Aufträgen. Jetzt hören Sie zu, jetzt gehen Sie lieber gleich zum Arzte. Denn, wenn Sie sich jetzt noch hinlegen ..." Cornelius Friebott entgegnete: „Mir fehlt nichts. Ich habe vielleicht schlecht geschlafen. Das kommt doch jedem vor. Nein, mir fehlt nichts." Der Teilhaber sagte: „Und, Friebott, mit den Diamanten? Sie werden doch nicht auf die Sache hereinfallen und sich Schätze suchen wollen? – Ja, das können Sie glauben, so was steckt an, so was steckt viel hitziger an, als einer sich gleich einbildet." Cornelius Friebott sagte, kühl abwehrend: „Ich bleibe hier ..." Darauf besprachen sie, wie die Arbeit ein=

zuteilen und zu leisten wäre ohne die vier weißen Helfer, und wenn nicht sobald Ersatz gefunden werde und etwa der Lahme auch noch davon liefe. Der Teilhaber sagte beim Davon: „Wollen Sie schon nicht zum Doktor, so nehmen Sie wenigstens bald einen ordentlichen Schnaps, Ihr Aussehen ist immer noch erschreckend." Cornelius Friebott nickte.

Als er sah, daß die Braunen die Platten richtig zu stellen und richtig anzuschrauben vermöchten, schritt er, der Verabredung entsprechend, der ersten Arbeitsstelle zu. Auf dem Wege trat er in die Trinkstube des Gasthauses ein, in dem er wohnte. Er verlangte ein Glas Wein, er trank einen schwachen Schluck, er nahm gegenüber von drei Herumsitzern Platz, die von Diamanten sprachen. Es ergab sich eine Gelegenheit, und er konnte fragen, wie das eigentlich gekommen sei, der seltsame Fund bei Lüderitzbucht. Der Fremde unter den drei Herumsitzern sagte, er wisse genau Bescheid, er sei von der Bahn, er sei eigentlich bei dem Funde dabei gewesen; und er erzählte mit etwas mehr Abenteuerlichkeit und Ausschmückung und eigener Wichtigkeit, wie das so zu einer Trinkstube und besonders zu einer afrikanischen Trinkstube gehört, dieselbe Geschichte, die der Teilhaber erzählt hatte, und nannte auch dieselben Namen und gab auch an, die Entdeckung sei schon vor langen Wochen geschehen. Cornelius Friebott fragte: „Und sonst? Hat sonst noch jemand was gefunden?" Der Erzähler sagte: „Gewiß doch ..." Und nannte Lüderitzbuchter Namen. Cornelius Friebott fragte noch einmal: „Und sonst, und anderswo?" Der Fremde sagte: „Es sind doch jetzt Menschen überall draußen ..." Da lief Cornelius Friebott weiter zur Arbeitsstelle und ließ den Wein unausgetrunken stehen. Er sagte zu sich: „Der erste ist Rosch nicht gewesen ... aber was treibt er, wo ist er? Warum schweigt er stille? Warum? Was ist mit ihm los?" — Diese Fragen waren nicht abzuschütteln.

Nein, der erste war Rosch nicht gewesen. Wie wäre so etwas auch möglich? Wie hätte so etwas zu ihm gepaßt? Er gehörte doch zu den deutschen Menschen, die, wenn sie einmal glauben dürfen in großes, unerwartetes Gelingen unbehindert hineinzuziehen, ganz langsam werden vor lauter erstaunter Heiterkeit und vor geheimem Vorgenuß. Und ist das wenig: Ein tüchtiges Pferd unter sich haben und Geld im Sacke und im Kopfe wie eingeschnitten einen großen Fundplan, aus dem heraus das Vertrauen eines Freundes belohnt, und aus dem heraus eine Farm mit neuen Herden bestockt und vergrößert werden wird, ein steinernes Wohnhaus und die Anlage von Brunnen mit eigenem Bohrer nicht zu vergessen? Ist das wenig: Eine Unterstützung dann und wann an die Schwester, bei der die Kinder Geld zu kosten anfangen; vielleicht eine Heimfahrt nach Hamburg zum Besuche oder, wenn einem Deutschland schon etwas fremd und fern und ängstlich geworden ist und man auch den Fragen nach der Frau lieber ausweichen will, eine Fahrt zur Kapstadt hinunter zum Ansehen? Ist das wenig: Mit so viel guten Gedanken im Kopfe in Deutsch-Südwest zu reiten in der reinen, klaren Luft, unter dem blauen blanken Himmel, in der immer lachenden Sonne, in dem schrankenlosen Raume, wenn man die Beschwerden der Hitze, der Schattenlosigkeit, der Wassernot, und was sonst noch ist oder fehlt, gar nicht merkt aus lauter Gewohnheit und Landliebe? Es ist nicht wenig, es ist sehr viel, es ist ein Glück, das langsam machen kann.

Und etwas kommt hinzu, das Sichkennen mit jedem spärlichen weißen Menschen des weiten Weges, das Sichkennen aus irgendeiner Kameradschaft her; und das macht Aufenthalt nötig. Man muß doch das Erinnern austauschen, man muß doch von den andern Lebenden und den Toten — von den vielen deutschen Toten — reden, man muß doch erzählen und erfragen, was sich inzwischen und seit dann und dann ereignet hat, wenn auch die eine große Sache mit ge-

heimnisvollem Augenzwinkern natürlich übersprungen werden muß.

Als Rosch in Berseba ankam, entschloß er sich, das Pferd nicht in Seeheim zurückzulassen oder in Kuibis und von da mit einem Werkzuge zur Bucht zu fahren, sondern zur Küste zu reiten, den Baiweg entlang wie früher auch.

Der ganze Ritt ging gut, und niemals war die Strecke von Aus durch die Wüste so bequem; höchstens ließ sich aussetzen, daß auf dieser Strecke keine Begegnung stattfinden wollte, Werkzüge mit Winken hinüber und herüber sind keine Begegnung. Züge können schließlich nicht wohl und ohne weiteres auf offener Strecke halten bleiben zu einem Schwatze. Dafür war der Streckenwärterschuppen an der Rotkuppe zwanzig Kilometer vor Grasplatz neu und eine Erwartung.

An dem frühen Winterabend im Mai vermochte Rosch das erleuchtete Fenster weithin zu sehen; es versprach statt einsamer Nächtigung im Sande eine Stelle für das Pferd mit Wasser und vielleicht mit Futter und eine Abendpfeife mit irgend jemand. Der Streckenwärter und der Reiter erkannten sich sofort an der Stimme, beide aus der alten Truppe, beide von der gleichen ersten Überfahrt, beide seit Jahren, wie es der Zufall schafft, einander ganz aus den Augen, beide auch zu den wenigen der lebenden alten Kameraden gehörig, die das Glück nicht schon am Rocke mit kräftigen Fingern festhielten, sondern es noch suchten. Streckenwärter ohne Weib an der neuen Bahn in der Namib und Farmer einer dürren Farm im Namalande mit zerstörtem Hause und ein paar Häuptern Viehs und Ehemann einer gelben Hottentottin; großes Erreichen ist beides nicht, wenn man von außen mißt.

„Stelle für Pferd? Natürlich. Und Wasser stief, der Werkzug hat heute erst welches gebracht von oben her; nein, das ist alles nicht mehr wie früher. Futter ist auch da. Sonst schläft hier noch einer, der ist an die Bucht hinunter,

der kommt vor morgen abend nicht wieder. Eine Kiste Bier ist auch da, wir haben sie uns just kommen lassen." – Vor dem Essen und beim Essen die Frage: „Also du willst an die Bai?" Nach dem Essen die Frage geradeaus: „Was willst du dort?" Weil Rosch ausweicht, plötzlich leise und dringlich: „Du hast wohl was gehört?" Rosch schon mühsamer lächelnd: „Was soll ich gehört haben? Was? In der Bucht ist doch nichts los. Bei euch ist doch nichts los?" – Der andere: „Doch, Mann, doch, bei uns ist etwas los..." Und dann erzählte der andere flüsternd von den ersten Funden dieser Tage, die noch Geheimnis sind, von den ersten zwei Schürfpfählen, von den Schürfpfählen, die vorgestern und gestern und heute hinzugestellt wurden. „Aber laß dir nur nichts vormachen, es ist am Ende doch Dreckzeug!" Dann sagt Rosch flüsternd und starr: „Nein, es ist kein Dreckzeug. – Nein, es sind meine Felder." Der andere fragt: „Deine Felder? Was soll das heißen. Deine Felder? Was weißt du denn davon? Du kommst doch eben erst von Aus herunter. Du kommst doch von Gibeon her? Du hast es bei der Ankunft gesagt und hast es gerade eben noch wiederholt." Es gibt für den Reiter kein Zurück mehr. Es hat auch jeder Mensch seine Grenze des Verschweigens. „Ich werde es dir sagen, weil du mein Kamerad bist!" Rosch erzählt und der andere erzählt; Rosch spürt, daß durch das Erzählen die eigene Spannung abnimmt, daß der erste ungeheure Schrecken verfliegt. Der andere ist mächtig bei der Sache, der andere erklärt: „Du brauchst mir nicht zu verraten, wohin du willst. Nein, du sollst mir die Trumpfkarte gar nicht nennen, die du noch in deiner Hand zu halten meinst. Es ist besser, daß ich sie nicht kenne. Wenn du großes Glück hast vor mir, dann wirst du schon an mich denken." Der andere sagt: „Nur höre zu, wenn du dich in Lüderitzbucht ausrüstest und wenn du von Lüderitzbucht ausziehst, dann meine ich, wirst du mehr Mitgänger haben als gut ist. Die Spuren lassen sich doch nicht

verwischen. Das von der Ausrüstung weiß gleich jeder; und der zweite Mann in der Bucht ist hungrig und kann nicht leben und kann nicht sterben und wartet auf irgend etwas. Am ersten Tage wirst du noch keinen merken, am zweiten Tage laufen die Nachfolger schon in deiner Sicht und am Abend liegen sie mit an deinem Feuer."

Der andere fragte: „Was willst du anschaffen?" Rosch antwortete, zwei Maultiere, wenn sie erhältlich seien, und große Wassersäcke und ein Hafersieb und Spaten und Hacke und etliche Zeltbahnen und womöglich Preßfutter, und einen Bambusen wolle er anwerben. Der Kamerad sagte: „Na, das mußt du doch irgendwo alles einstellen; und denke dir, du ziehst von der Bucht los vom Europäischen Hofe oder von Banses Hotel oder vom Zentral-Hotel hinaus in den leeren Sand, du zu Pferde und der Bambuse mit den Maultieren und auf den Maultieren das Sieb und das Werkzeug und das Preßfutter und die Wassersäcke, denke dir die Auffälligkeit richtig aus." Rosch sagte: „Nein, so geht es nicht." Der andere sagte: „Es läßt sich auch anders machen. Du läßt das Pferd hier und fährst mit dem Werkzuge an die Bucht. Du kaufst die Maultiere für deine Farm. Du schickst den Bambusen mit den Maultieren den Baiweg hoch, und das Preßfutter nimmt er mit für die Reise, und das Geräte brauchst du angeblich auf deiner Farm. Die Wassersäcke fülle ich dir hier, die Wassersäcke kannst du leer mitbringen im Werkzuge und das Sieb kannst du verpackt mitbringen. So geht es!" Rosch antwortete: „So geht es in der Tat! Aber, der bei dir wohnt ...?" Der Kamerad sagte: „Er ist untertags nicht hier, er hat untertags an der Strecke zu tun, er kann doch auch meinen, daß du weiter machst auf dem Baiwege!"

Die ausgetrunkenen Flaschen mehrten sich neben beiden Männern. Rosch wurde sehr vergnügt, viel mehr aus dem eifrigen Gespräche her, als von dem Biere; es schien beinahe gleichgültig, es schien ganz gleichgültig, daß der Bahn-

meister Stauch ihm gerade zuvorgekommen sei, es war das größte Los noch zu gewinnen. Und wenn auch andere verdienten, um so besser. Gegen elf Uhr lachten die beiden Kameraden aus dem Streckenwärterhause, wie in die schweigende Wüste rundum noch niemals Lachen hinausging. Sie sprachen um diese Zeit nur ab und zu noch von den Diamanten und ihren Plänen, sie verweilten am meisten bei Freuden der Vergangenheit. –

Der Bambuse mit den Maultieren kam erst nach zehn Tagen; am elften kam Rosch selbst wieder. Er sah aus wie einer, der Tag für Tag bis in die Nacht oder bis zum Morgen an irgendeiner Feier teilgenommen hat. Er war noch vergnügter als bei der Abfahrt. Er sagte: „Morgen ziehe ich los ..." Er sagte: „Maultiere waren gerade keine da, und diese beiden wurden erst vorgestern verkäuflich." Er sagte: „An Bambusen war auch nicht viel da." Er gab zu: „Ja, Mann, Bekannte habe ich stief getroffen", und fing an, Namen zu nennen. Der Streckenwärter sagte trocken: „Von den fünfen, mit denen du deine Entdeckung machen willst, ist nur auf dich und dein Pferd Verlaß; mit den Maultieren und dem dunklen Kerle ist dir etwas aufgehängt worden." Rosch antwortete: „Ich habe dir schon gesagt, daß ich geringe Auswahl hatte." Der Streckenwärter sagte: „Die Maultiere habe ich versucht. Sobald es ihnen nicht paßt, legen sie sich hin in den Sand, und wenn die Nötigung so stark wird, daß sie dennoch aufstehen müssen, dann schlagen sie die Gegend entzwei. Und der Bambuse ist ein Kapjunge, der an der Strecke gearbeitet hat, er ist ein ganz fauler Kopf. Von der Eisenbahn ist er nach drei Wochen entlassen worden. Sieh du dich vor." Als sie die Maultiere aus dem Stallverschlage holten zur Besichtigung, bemerkten sie, daß der Wallach lahme. Der Kapjunge sagte: „Master, das habe ich nicht gewußt, daß ich mit dir in so viel Sand hinein soll; du mußt mir noch zwanzig Schilling im voraus geben, wenn du willst, daß

ich morgen mitgehe." Der Streckenwärter sagte: „Ich würde ihm den Buckel vollhauen, dann geht er noch lieber mit, er hat ja schon Vorschuß." Rosch sagte: „Wenn er unwillig wird, habe ich nichts von und ist es schließlich mein Schade." Er gab den zweiten Vorschuß her. Am Abend sorgte der Streckenwärter, wie er meinte, noch einmal für Ordnung und Gerechtigkeit. Er ging zu dem Kapjungen, er sagte: „Ephraim oder Gotthold oder Affenschnauze oder wie du sonst heißt, denn bei den drei Namen kenne ich dich schon, du bist nicht mein Bambuse, aber wenn du mein Bambuse wärest, dann hättest du heute von mir die Jacke voll bekommen. Nun ist aber heute in meinem Stalle der Esel lahm geworden, und da hast du mit zu tun mit dieser Verkehrtheit; und wenn der Eselwallach morgen noch lahmt, dann bekommst du die Jacke doch voll von mir zum Abschiede, weil du den Streich in meinem Stalle verübt hast." Danach lahmte der Wallach in der Tat nicht mehr, als eine Stunde vor Sonnenaufgang und keines vierten Menschen Kenntnis der Abmarsch geschah. —

Der Ritt war ein erster Ritt; um jede Nachforschung zu vermeiden, sollte er nicht in der Nähe des Grasplatzes vorbeiführen, sondern den Umweg suchen südöstlich über die Wasserstelle Ukamas. Rosch fand die Wasserstelle am Abend. Sie enthielt genug bitteres Wasser, um das Pferd und die zwei Maultiere reichlich tränken zu können, im Kaffee war das Wasser für Menschen ebenfalls erträglich; trockene Brackbüsche wuchsen so viel rundum, daß man ein angenehmes großes Feuer für die kühle Nacht machen konnte. An diesem Abend war der Kapjunge nur ganz wenig unverschämt. Er fragte: „Master, he, wenn wir gegen Morgen die Richtung ändern und südwestlich reiten, dann geht es auf das Meer zu? Wenn du an das Meer willst, warum sind wir dann nicht über den Grasplatz geritten? Wenn du irgendwo an das Meer willst, warum sind wir dann nicht über den Grasplatz geritten? Wenn du irgendwo an das

Meer willst, warum sind wir dann nicht von der Bai aus herunter?" Aber Rosch schwatzte mit ihm und gab ihm Tabak und spürte den kecken Ton gar nicht vor lauter Erwartung. Als Rosch weckte, sagte der Bambuse: „O nein, es ist noch mitten in der Nacht..." Rosch antwortete: „Was wir hier einsparen, haben wir am Ziele gewonnen, und darauf kommt es an! Wir sind abhängig von dem Futter und den Tieren. Das weißt du!" Nach dem Bambusen leisteten die Maultiere ihren Widerstand. Der Wallach legte sich hin, als er den angebrachten Packsattel merkte. Aber das Schlagen, da er hoch gebracht wurde, und daran sich die Stute beteiligte, tat der Nacht nicht wehe, die Tiere verdarben auch nichts an den Sätteln und Lasten; als sie ruhig wurden und dem Pferde folgten, lachte Rosch noch nachträglich in sich hinein über das mürrische Wesen der Langohren im Scheine der aufprasselnden Büsche.

Um Mittag legte sich der Wallach zur Rast in den Sand und weigerte sich wiederum aufzustehen. Der Bambuse sah dem Kampfe zwischen dem weißen Manne und dem Esel zu. Bei dem Kampfe wurde das Hafersieb zertreten. Das Maultier schlug hinein und hatte eine Zeitlang das Sieb an einem Hinterbeine hängen. Der Kapjunge hätte das Sieb bei Aufmerksamkeit und besserem Willen leicht aus dem Wege räumen können. Rosch sagte: „Es geht auch ohne Sieb, es geht nur langsamer." Der Kapjunge sagte: „Ich weiß noch nicht recht, was du vorhast, Master." Sonst ereignete sich nichts den ganzen Tag; sie zogen immerfort zwischen weißem Sande und Felsen hin, und alles war tot rundum außer von Fliegen und gelegentlichen Windstößen. Die Maultiere trendelten hinter dem Pferde her in immer weiterem Abstande, sie schienen gehend zu schlafen; Ephraim hockte krumm und schief auf der Stute und schlief ganz gewiß. Rosch hatte die Karte mit dem spielenden Kompaß häufig vor sich. Wenn er die Richtung nicht prüfte, starrte er auf den Sand. Er hielt mit Mühe an

sich, nicht abzusteigen und nicht im Sande zu suchen. Er warnte sich fortwährend: „Wenn ich absteige, komme ich nicht an das Ziel. Das Ziel ist die Pomonaküste. Ich bin abhängig von den Tieren und ihrem Durste und ihrem Futter.“ Am Spätnachmittage hörte er im Westwinde die Brandung, da wartete er und ritt schließlich eine kurze Strecke auf der eigenen Fährte zurück und rief und winkte, daß der Bambuse die Maultiere antriebe, und daß sie näher beieinander blieben.

Sie gelangten vor Nacht an das Meer und erblickten die Pomonainsel und schleppten Treibholz zusammen von der Küste; sie hatten ein gutes Feuer brennen an einer geeigneten Stelle. Rosch sagte: „Morgen früh sehe ich mich um; du kannst bei den Tieren bleiben, bis ich dich hole. Wir wollen den Tieren einen Sack Wasser geben und wollen auch ordentlich füttern. Sie haben uns doch sehr schön hergebracht, und hier ist Tabak für dich und hier ist auch ein Schluck.“ Der Schluck war dreiviertel Becher voll Branntweins, der Becher war größer als eine große Tasse, daraus man Kaffee trinkt. Der Schluck veranlaßte den Bambusen sich geschäftig zu zeigen und auch den Ernst seiner Geschäftigkeit in vollen Worten zu betonen. Er verteilte das Wasser richtig unter die drängenden Tiere, er sparte nicht an dem Futter; trotzdem wäre es besser gewesen, Rosch hätte sich wie früher in seinem Leben davon überzeugt, daß die Tiere gut versorgt seien und sich alles in Ordnung befinde. Aber er hatte das meiste Holz getragen und hatte sich noch volle Sicherheit verschafft, daß sie sich wirklich an der Pomonaküste befänden, der richtigen Insel gegenüber, und er sah den Bambusen bereitwillig zupacken im Lichtkreise des Feuers und hörte die runden Worte, und da vergaß er die Nachprüfung. Er selber trank nicht etwa von dem Schnapse, er trank außer einem geizigen halben Becher Kaffee keinen Tropfen; er wollte an sich das Wasser sparen für die Not, er rauchte nicht einmal an diesem Abend.

Als der Kapjunge gleich einschlief, blieb er aufrecht sitzen vor dem Feuer und war sehr wach und bewegte sich nur, um das brennende und glimmende Holz dann und wann zurechtzustoßen. Er hörte den Antritt und Aufprall des Meeres, er hörte die Tiere behaglich fressen und mahlen mit den Zähnen, er sah die tanzenden Feuerzungen an den alten Schiffstrümmern, er sah um die Feuerzungen die totenstille Wüstennacht und sah über allem das schwarze Himmelszelt gespannt mit den durch keinerlei Dunst abgeschwächten Gestirnen. Er sah und hörte alles dies, aber es schien eigentlich nur Begleitung zu dem Glücke oder zu der Dankbarkeit oder zu der Bitte oder zu dem Gebete seines Herzens. Die Erhobenheit geschah ohne Worte und sicherlich ohne richtige Sätze und ohne richtige Folge. Die Erhobenheit war gleich so groß, daß er darum nicht rauchte. Während der Erhobenheit empfing Gott Dank, daß er durch die Jahre ihn hierher habe gelangen lassen an diesen Fleck und zu diesen Stunden, und daß er ihn aus Deutschland nach Deutsch-Südwest geführt habe, und daß er ihn bewahrt habe auf und ab und zuletzt beim Zuge gegen Simon Kopper, und daß er ihn so vielen freundlichen Menschen habe begegnen lassen, und auch daß er die Farm besitze mit dem zerstörten Hause und den paar Häuptern Viehs, und auch, daß die ordentliche gelbe Frau zu ihm gehöre, und daß alles so geschehen sei, wie es doch für ihn gar nicht anders möglich wäre, und daß nun, daß nun Gott helfen möge zu einer ganzen Krönung, damit die Schwester sich an ihm freue und den entfernten Bruder lobe, damit ein ordentlicher Kamerad sehe, er, Rosch, sei doch auch einer, damit ... Die Hoffnungen waren so zahlreich wie Spielzeug in einer Bude, davor ein Kind versunken steht.

Als die Uhr im Lederbande auf dem Handrücken halb elf zeigte — und das ist spät am einsamen Kampfeuer eines frühen Winterabends — wurde ein unrichtiges Geräusch bei den Tieren hörbar. Rosch wehrte ab, sich stören zu lassen

und aufzustehen. Er redete zu sich: „Es ist nichts. Was soll es sein? Es ist nichts!" Aber die Sinne ließen nicht nach zu warnen. Da sagte er laut: „Es wird auch Zeit zu schlafen," und stand auf und ging hin. Der Bambuse hatte in Reichweite des Pferdes den Sack mit Hafer offen stehen lassen. Das Pferd hatte sich herangemacht und den Sack umgestoßen und hatte mit dem Kopfe Hafer herausgeworfen und gewühlt, daß die Körner im Sande lagen, an den Körnern im Sande fraß es blasend und eifrig. Rosch brachte das widerstrebende Tier von der Stelle fort. Er verkürzte den Riemen. Er richtete den Sack auf und band ihn zu. Er tat ein wenig reinen Hafer in den Futterbeutel, damit das Tier zufrieden bleibe. Er schickte sich auch an, den Rest der Körner aus dem Sande zu klauben, aber es war in dem unsicheren Lichte zu schwierig; er dachte: „Der Junge mag es morgen tun!" Vom Hafer schien nicht sehr viel zu fehlen, das Tier schien zuerst aus dem Sacke selbst richtig gefressen zu haben, das Ereignis schien unwichtig. Aber die rechtzeitige Bemerkung und Abhilfe war immerhin gut. Rosch rollte sich am Feuer in die Felldecke und schlief gleich ein. Im Schlafe wiederholte sich der Widerstreit des Abends: Die Sinne warnten, und Rosch weigerte sich.

Wenn der Streit bis an das Erwachen heranführte, ja in das Erwachen hinein, konnte der Schläfer sagen: „Was? Was? Das ist doch gestern abend gewesen. Und ich bin schon aufgestanden und habe den Sack richtig zugebunden; und Lump, so hieß das Pferdchen, Lump kann gar nicht mehr an den Sack! Und die Körner, die kann ich in der Nacht nicht aus dem Sande lesen, dafür ist es auch jetzt noch zu finster. Also ist es Unsinn, also ist alles Unsinn!" Aber schließlich führte der Streit doch über das Erwachen hinaus, und Rosch erhob sich ein wenig, ob es schon Morgen sei und etwa bald Zeit für den Gang werde. Er sah, daß es noch weithin wäre. Als er sich zurückwarf und gerade die Decke wieder recht um den Körper und über den Kopf

bringen wollte, hörte er stöhnen, wie ein Pferd stöhnt; da fuhr er hoch und lauschte noch einmal vor dem Aufspringen. Da schlug das Tier um sich und wälzte sich. Als er hinkam, lag es wieder stille und stöhnte und hatte einen aufgedunsenen, harten Leib. Rosch sprang und holte die Branntweinflasche und rüttelte an dem schlafenden Bambusen. Und dann flößten sie dem Tiere ein, was die Flasche enthielt, und rieben ihm, wenn es stille lag — und es lag jetzt meistens stille bei immer leiserem Stöhnen — mit einem Sacke den Bauch, und Rosch versuchte sonst noch an Hilfen, was er gelernt und erprobt gesehen hatte.

Aber beim ersten Hellicht, als die verschiedenen Seevögel auf der Insel ihr lautes Geschrei begannen, das bis herüber drang zur Küste und zum Rastplatze, war zu bemerken, daß es mit dem Tiere rasch und rettungslos zu Ende ginge. Rosch sagte: „Du hast den Hafersack neben Lump offen liegen lassen, Lump hat sich darüber gemacht; er hat nicht, wie ich wohl dachte, das meiste aus dem Sacke herausgefressen, sondern er hat den Hafer gleich in den Sand verschüttet und hat den Sand mitgefressen, und was er hat, ist Sandkolik, und dagegen weiß ich hier keine Hilfe. Aber reibe weiter!" Er sagte sonst nichts und tadelte nicht. Als das Pferd noch einen krampfhaften Stoß getan hatte und noch einen Aufseufzer, sprach er wieder. Er sagte: „Jetzt ist es vorbei. — Jetzt muß ich fort, mich umsehen. Du kannst ein Loch schaufeln, das kannst du allein. Wenn wir ihn nicht eingraben, verpestet uns der tote Körper bis zum Abend die Luft." Darauf wanderte er landein ohne Frühstück mit Schaufel und Hacke, mit der Feldflasche und dem Brotbeutel.

Der Anfang war nicht sehr geschickt, am Anfang waren auch die übernächtigen, ermüdeten Sinne nicht scharf. Aber dann kam er in ein Tal zwischen Felszacken, darinnen ein- bis zweitausend Meter breit und auf drei- bis viertausend Meter Länge der reine, feine, silberne hineingeblasene Sand

von der jungen, warmen Sonne beschienen lag. Am Eingang des Tales kniete er fast ohne Plan und Willen nieder, nur weil es ihm so kam, und brachte den Kopf äugend auf den Silbersand. Da sah er erst in der Nähe an einzelnen wenigen Stellen, dann bei erwachendem Willen und Plane hier und dort und bald weit und breit die Sonnenstrahlen sich brechen und spiegeln als wie in verstreuten Glassplittern. Da griff er ohne Lachen, ohne Wort zu, gebückt gehend, kniend, wieder prüfend mit auf den Boden gelegten Wangen, und sammelte mit der Hand in die Hand und hatte weder Schaufel noch Hacke nötig und leerte dann und wann im Verlaufe der Stunden die gefüllte Hand in die Brottasche. Es ging wie selbstverständlich zu, wie wenn einer das einheimst, das er seit Jahr und Tag liegen hat, davon er seit Jahr und Tag genau weiß, das seit Jahr und Tag ihm gehört.

Vielleicht um Mittag, als Rosch auf einer Klippe rastete und ein wenig aß, kam der Bambuse angeschlendert. Er blieb in einiger Entfernung halten, er rief: „Master, ich bin nicht schuld! Die beiden Maultiere sind weggelaufen, als ich grub; ich will die Maultiere jetzt suchen gehen ..." Rosch antwortete: „Mache zu, die Tage sind kurz, du kannst Kost einstecken und deine Flasche." Er antwortete ganz von außen her, er dachte an seinen Fund; er dachte daran, daß er nicht einmal Schürfscheine gelöst habe, die von Swakopmund herkommen müßten. Er dachte, daß es nach solchem Funde zu gefährlich sein möchte, die Schürfscheine durch Drahtung zu bestellen; er dachte: „Ich muß von der Bucht aus selbst nach Swakopmund fahren, da hilft nichts, wenn auch noch so gute Zeit verloren geht; ich muß so viele Scheine kaufen, als ich Geld habe, ich muß mich auch sonst erkundigen." Am Spätnachmittage fiel ihm ein: „Warum ist Ephraim den ganzen Tag nicht hergekommen?" Und er antwortete sich: „Ephraim? — Ephraim ist dagewesen, Ephraim ist doch hinter den Maultieren drein." Da begriff

er, zumal es zu nebeln begann, daß er nach den Sachen sehen müsse, und tröstete sich, es sei auch morgen ein Tag. Er fand den Lagerplatz nach zwanzig Minuten nicht allzu raschen Ganges. Die Maultiere waren nicht zurück, und Ephraim war nicht zurück; das tote Pferd war keineswegs ordentlich eingeschaufelt, sondern war in eine ganz flache Grube gezerrt und war notdürftig mit ein paar Schaufeln Sandes überstreut. Der Packsattel fehlte, dazu der eine volle Wassersack, dazu das Preßfutter, dazu Decken, dazu ein Teil der Kost. Es war seltsam; es war immerhin möglich, daß Ephraim nach dem Eingraben des toten Pferdes die Lagerstelle verlegen wollte, was doch geschehen mußte, und daß er zu diesem Zwecke das eine Maultier schon bepackt hatte, als es davon ging. Rosch sagte: „Ich habe meine Decke, ich habe die Zeltbahnen, ich habe den Kessel, ich habe den einen vollen Wassersack, ich habe genug Kost..." Danach begann er zu schleppen, landein, dem Fundorte näher, in eine Klippenecke. Zwei Gänge waren nötig, weil auch der Sattel und die Werkzeuge mit hinüber sollten, ja jedes einzelne Stück, und weil der Wassersack behutsamer getragen werden mußte. Ein dritter Gang war nötig für Treibholz.

In der Klippenecke spannte Rosch die Zeltbahnen über die Werkzeuge, weil sich eine schwere, kalte, nasse Nebelnacht ankündigte. Er kroch früh in die Pelzdecke und unter das Schutzdach. Er rauchte an diesem Abend. Er überlegte, daß es kein großer Schade sei, wenn der Bambuse etwa nicht zurückkehre, sondern mit den Tieren sich an die Rotkuppe zurückfinde. Er sagte: „Wenn die Esel davongelaufen sind, halten sie sich auf Ukamas zu wegen des Wassers. Und solange kein Sturm weht, ist ihre Spur nicht zu verfehlen." Er sagte: „Wenn ich allein bin, kann ich hier noch besser alles abprüfen; und diese paar Tage brauche ich für mich allein nur wenig Wasser und wenig Kost. Und der Weg nach Lüderitzbucht ist am Meere nicht zu verlieren und achtzig Kilometer, oder wieviel es nun sind, kann ich auch noch

zu Fuß laufen." Diese Unterhaltung mit sich war nicht unangenehm. In der Nacht wachte Rosch einmal auf, er hörte das Bellen und wimmern der Schakale, die sich von weither zu dem Pferdekörper heranzogen durch den Nebel. Er dachte: „Lump, armer Lump, und du hast mich so brav hergetragen."

Am nächsten Morgen rollte der Nebel wie ein Vorhang rasch in die Höhe um neun Uhr, und die Sonne war da, und es war ein schöner einsamer Tag, ohne jeden Menschen und sogar reicher an Funden. Am wiederum folgenden Tage war der Bambuse mit den Maultieren noch nicht zurück. Da lachte Rosch in sich hinein. „Ich habe es gewußt, aber heute oder morgen liefert er die Tiere beim Kameraden ab. Ich bin neugierig zu hören, was er dem Kameraden vorgelogen haben wird, denn so ganz leichtgläubig ist der Kamerad nicht." Am folgenden Tage erkannte Rosch, daß er in längstens vierundzwanzig Stunden den unsicheren Fußmarsch auf Lüderitzbucht zu beginnen müsse, damit das Wasser und die Kost noch einigermaßen reiche. Er setzte sich an diesem Abend spielerisch hin und spitzte drei Pfähle aus den Schiffstrümmern am Strande und schnitt mit der mitgebrachten kleinen Handsäge ein Stück Schiffsplanke in drei Teile und nagelte die Bretter auf die Pfähle und schnitt in die Bretter die Worte: Edelmineral-Schürffeld von Rosch und Friebott Nummer eins, Nummer zwei, Nummer drei, aufgestellt am ... Das Datum und die Tageszeit ließ er frei, weil er die Scheine noch nicht hatte; und er hatte auch die Absicht, die rechtlosen Pfähle noch nicht aufzustellen, sondern sie einzuscharren mit den Werkzeugen, bis er mit den Scheinen wieder zur Stelle wäre. Aber am nächsten Tage lockte es ihn doch sehr, die ungültigen Pfähle einzutreiben, weil er sie sehen wollte, und für alle Fälle. Am nächsten Morgen war die Verlockung so groß, daß er beschloß, noch einen Tag zuzugeben. An diesem Tage suchte er nicht mehr, er saß hier und dort auf einer Klippe und sah zu seinen

Pfählen hin; am Nachmittage fiel ihm ein, daß er zu der beinah strotzigen Brottasche mit Steinen noch kein Recht hätte. Er dachte lange darüber nach, wem sie eigentlich zur Zeit gehören könnten. Er begann dann nach einer Weile die Steine aus der Tasche, einzeln und wieder zu zweien und dreien, fast wie man sät, in den Sand zu werfen, darin sie gelegen hatten. Aber dann fiel ihm ein, daß er immerhin die Steine zusammen hier lassen könne, bis zur Zeit seines Abbaurechtes. Und er tat den Rest in das große farbige Soldatentaschentuch und verschnürte es fest und vergrub es drei Fuß nach Süden von den gleichfalls vergrabenen Werkzeugen in den Sand. Er behielt nur drei Steine, den größten und zweitgrößten und noch einen Stein besseren Durchschnittes. Er sagte: „Das muß ich doch tun. Ich nehme diese Steine nicht zum Verkaufe. Aber ich muß doch gleich einen Beweis liefern können, wenn es darauf ankömmt. In diesen Dingen wird einem ungern geglaubt. Und wird es jetzt nicht bald viele falsche Finder geben? Nein, verkaufen will ich die Steine wirklich nicht."

Am Abend begann er den Rückmarsch. In der Nacht geht es sich leichter. Er hatte noch etwas Wasser und etwas Kost und nahm die Decke mit und lud sich den Sattel auf und das Zaumzeug des toten Pferdes, weil beides ihm nicht gehörte. Alles andere ließ er eingegraben zurück.

Als Monate später andere Sucher den Weg liefen von Pomona her nach Lüderitzbucht, ungefähr der Küste entlang und am Albatroßberge vorbei, rechneten sie zwanzig Stunden für den Marsch, dazu die Zeit des Schlafens und Rastens kam. Der erste eines neuen Weges und Ganges braucht immer länger. Rosch zählte die Stunden nicht, er zählte nicht einmal die Tage, noch Morgende, noch Abende, noch Nächte. Er hatte vom Auszuge von der Rotkuppe an gespart mit Speise und Trank. Wenn das Herze sich sehr freut, mag der Leib eine Zeitlang stille sein und nicht murren. Aber die Gliedmaßen, die immerfort leisten sollen, haben zu einer

Stunde die Kraft doch verzehrt, danach kann das Herze nicht mehr viel helfen. Für den Rückmarsch war zu wenig Wasser und Kost übrig; mag sein, es ging bei Schlaffheit und Hindämmern auch etwas Wasser verloren. Die Mühsal meldete sich schon nach den ersten drei Stunden des Rückweges. Bei der ersten Rast sah Rosch noch die weiße Gischt der Brandung spritzen und schillern und sah noch das schwere, graue, nächtliche Meer an und hörte noch hinter sich das feine Klingen des rieselnden Dünensandes. Von dieser Rast an machten seine Augen und Ohren keine Beobachtungen mehr. Am Morgen nach dem Schlafe ließ er die schwere Felldecke liegen. Den Sattel und das Zaumzeug huckte er wieder auf und den fast leeren Wassersack und den fast leeren Brotbeutel hing er wieder um. Nach jeder Rast huckte er beides auf und hing er beides um. Arbeiteten die Gedanken, so sagten sie: „Wenn du nicht bis zur Bucht kommst, wird aus beidem nichts draus. Zur Bucht mußt du kommen. Wenn du nicht bis zur Bucht kommst, dann kannst du dir die Scheine nicht verschaffen, dann bekommst du keine Abbaurechte, dann ist Friebott um sein Geld gebracht, dann kann ich für Luisens Kinder niemals nichts schicken; und was wird dann aus der Frau und aus Gründorn?“

An einem Tage gegen Abend wurde Rosch bemerkt von Farbigen Stauchs und Nissens und einem weißen Vormanne, die an der südlichsten Stelle der ersten Felder mit Handsieben Sand auf Diamanten wuschen. Er schien aus der Ferne sehr langsam herauszutorkeln. Die Farbigen sagten: „Es ist ein weißer Mann, er trägt einen Sattel.“ Sie sagten bei Grinsen: „Er hat gewiß sein Pferd verloren, er hat auch, so scheint es, viel getrunken.“ Der Vormann ging ihm entgegen. Er stellte ein paar Fragen, er bekam kaum Antwort; richtig war nur zu verstehen, daß der Sattel dem Wanderer nicht gehöre. Der Vormann sagte: „Aber wo kommen Sie her? Sie haben doch Ihren Gaul ver-

loren? Was hatten Sie vor? — Na, warten Sie, Wasser und Kost gibt's gleich, und dann können Sie in meinem Zelte schlafen." Rosch trank und aß und trank wieder und schlief sechsunddreißig Stunden hintereinander. Er zeigte sich erschrocken, als er Tag und Uhrzeit hörte. Er dankte für alles und war plötzlich fort, ohne irgendeine Aufklärung gegeben zu haben.

Am Mittag des Tages stieg er aus dem Zuge an der Rotkuppe aus. Der Streckenwärter war sehr überrascht, als er ihn vom Zuge daher kommen sah. Er flüsterte, weil Männer in der Nähe waren: „Mensch, wo kommst du her? Mensch, wo sind die andern? Wen ich meine? Ich meine natürlich Lagerwall und den Bambusen." Er sagte: „Gehe voran ins Haus. Ich komme gleich nach." Er traf Rosch ungeduldig in der Türe stehend. Rosch fragte ihm entgegen: „Lagerwall, das ist doch der Mann, der hier mit dir zusammen wohnte? Was ist mit ihm und dem Bambusen?" Der Wärter sagte: „Ja, ich weiß wahrhaftig nicht, was du weißt und was du nicht weißt. Ich kann dir aber schnell genug erzählen, was ich weiß." Da erfuhr Rosch, am sechsten Tage nach dem ersten Abritt sei Ephraim mit den zwei Maultieren angekommen; er habe berichtet, dem Herrn sei das Pferd verlorengegangen, die Maultiere seien entlaufen, der Herr habe befohlen, er solle sie einfangen, wenn er aber erst an der Wasserstelle von Ukamas wieder auf die Maultiere stoße, dann solle er die Tiere zur Rotkuppe zurückbringen und dort unterstellen, der Herr habe Wasser und Kost zurückbehalten, der Herr wolle dann zu Fuße den Grasplatz zu erreichen trachten und von dort mit der Bahn zur Rotkuppe kehren. Rosch sagte: „Von alledem ist nur der Anfang wahr, vielleicht sind die Maultiere wirklich weggelaufen und er wollte sie einfangen, vielleicht hatte er sie gleich auf die Seite gestellt und hat sie davongeritten, denn all das andere hab ich doch niemals nicht geheißen, ich habe auch seine Spur nicht untersucht. Als er nicht

wiederkam, da bin ich bis zum Grasplatze gelaufen." Und er fragte in einem ganz ungewöhnlich bösen Tone: „Wo sind jetzt die zwei, wo sind Lagerwall und der Bambuse mit meinen Tieren?" Der Wärter antwortete: „Mensch, du hast mich nicht aussprechen lassen, du bist so aufgeregt. Der Bambuse hat vier Tage hier herumgelegen, das hat er. Am vierten Tage ist Lagerwall gekommen, er finde nächsten Morgens nichts mehr bei der Kolonne zu tun, er sei vorläufig entlassen, er wolle mit den Maultieren und dem Bambusen dich suchen. Vier Tage seien eine lange Zeit, vielleicht hättest du dich verlaufen, vielleicht brauchtest du Hilfe." Der Wärter sagte: „Ich wunderte mich auch über die Entlassung. Ich kenne doch den Mann nicht weiter, der Mann ist doch erst vor kurzem aus dem Kaplande gekommen. Indessen hatte ich auch Besorgnis um dich, und wenn ich frei gewesen wäre, hätte ich mich auch auf die Suche gemacht nach dir." Der Wärter sagte: „Sie sind morgen drei Tage fort." Rosch sagte: „Ich werde ihnen morgen nachgehen." Der Wärter sagte: „Du bist nicht bei Troste. Bis morgen bekommst du kein Pferd, auch kein Maultier, und du siehst ganz ausgeblasen aus." Rosch sagte: „Du wirst mir einen zweiten Wassersack leihen, du wirst mir Proviant verkaufen. Ich muß mir diese Sicherheit sofort verschaffen."

Am Abend, als sie rauchend und dieses Mal ziemlich stille beieinander saßen, sagte Rosch: „Höre zu! Du bist mein alter Kamerad, du wirst mir nicht in den Rücken fallen, ich weiß auch, daß du kein Schwätzer bist. Ich habe einen guten Fund gemacht, ich glaube, daß der Bambuse und Lagerwall unter einer Decke stecken." Der Wärter antwortete: „Habe ich dich nicht vor dem Kapjungen gewarnt? Aber was willst du ausrichten, wenn dir selbst die wahnwitzige Wanderung glückte? Und du hast nicht einmal Scheine. Ich rate dir, bestelle dir Scheine durch ein Telegramm. Das Bezirksamt in Lüderitzbucht macht es sicherlich für dich,

wenn du darum bittest und es dir zu schwierig ist. Dann hast du etwas in Händen." Aber Rosch war wie ein eigensinniges Kind, er bestand darauf, er müsse die Scheine in Swakopmund sich selbst holen, er bestand darauf, er müsse sich vorher Sicherheit verschaffen. Er hatte bei dem widerspenstigen Gerede weit aufgerissene Augen... Und der Wärter dachte: „Wenn er nicht mehr bei Troste wäre, sähe er so aus. Seine Augen scheinen als wie hungrig nach dem Sande und der Leere." Er sagte: „Mensch, mache also was du willst. Bezahlt wird der Proviant nicht, den habe ich über. Wenn wir Alten hier außen nicht zusammenhalten, wer soll das sonst?"

Als Rosch in den Tag hinein schlief, noch immer vor Übermüdung, ließ der Wärter ihn schlafen. Jedoch gegen Mittag kam er lachend und polternd herein und packte den Schläfer am Arme und schüttelte an seinen Schultern und lärmte immer lauter: „He, he, he, he! Mensch, du wirst ja gar nicht munter! Mensch, deine Maultiere haben sich gefunden!" Dann, als er den Gast endlich wach hatte, setzte er sich neben ihn auf das Bettgestell: „Ich habe eben mit dem Polizeisergeanten Thelen durch das Telephon gesprochen. Ich bin eigens von der Strecke geholt worden. Also der Halunke und der Bambuse haben die Maultiere vorgestern in Lüderitzbucht verkauft. Die beiden wollten heute nach Kapstadt fahren. Der Halunke hat wahrscheinlich mehr auf dem Kerbholze. Als der Käufer bald mißtrauisch wurde, ging er zum Bezirksamte; und dann wurden beide gesucht und wurde dein Bambuse unter Woermanns Kapjungen gefunden und Ephraim oder Gotthold oder Affenschnauze oder wie er heißt, war so dumm, mich zu nennen, da haben sie hertelephoniert; du kannst die Maultiere in Lüderitzbucht auf der Polizeistation abholen."

Der Wärter wunderte sich, daß Rosch nicht größere Freude bezeige, er war noch erstaunter, als Rosch nach Feierabend unversehens die Bitte um die Leihe eines zweiten

Wassersackes und um Proviant wiederholte. Nach einer Weile hörte der Wärter auf, Gegenvorstellungen zu machen; und weil Rosch sehr bat, nahm er auch Geld an für Proviant und gab sein ganzes Dörrfleisch her und seinen ganzen Zucker und Schiffszwieback für den Todesweg, wie er im stillen meinte. Er ging auch um zehn Uhr mit dem alten Kameraden eine Stunde weit mit in das junge Mondlicht hinein. Er sagte beim Abschiede: „Ich verstehe dich nicht, was soll das jetzt? Wenn dein Fund etwas Rechtes ist, dann hältst du dich eben selber auf. Aber was ein Mensch will, das will er. Und ich wünsche dir, daß es gut ausgehe."

Rosch lief ohne Irregang genau und richtig, wie ein Buschmann läuft, den langen müden Weg durch den Sand über Ukamas bis zu seinem Tale, wo die Tafeln wartend standen und bei Frühsonne die Steine im Sande blinkten wie am Morgen des ersten Fundes. Er begegnete keinem Menschen; es waren keine Spuren irgendwo im Sande zu sehen als die alten Spuren des Zuzuges und Wegzuges und die Fährten der angelockten Schabrackenschakale; es hatte niemand an der Stelle der Werkzeuge gegraben.

Rosch blieb wahrscheinlich einen Tag im Tale, er verbrachte ihn meist sitzend und wach und hinstarrend auf die Fundstätte. Er hob keinen einzigen neuen Stein auch nur auf, geschweige denn, daß er etwas zu sich gesteckt hätte.

Den Rückweg nahm er wiederum der Küste entlang, er lief aber dieses Mal nicht auf den Grasplatz zu, sondern den etwas weiteren Weg zur Lüderitzbucht. Er fand unterwegs die Pelzdecke, sie lag etwas verschleppt von Schakalen, nicht von Menschen, es war auch weiter nichts daran geschehen, als daß das Aaszeug sich darauf gewälzt und darauf geharnt und ekelhaften süßlichen Geruch daran hängen gelassen hatte. Er nahm die Decke mit, er merkte kaum den Gestank. Er erschien am Vormittage des achten Tages nach Verlassen des Wärterhauses bei der Rotkuppe in der Hafenstadt.

Obgleich die Ansässigen seit dem Kriege und dem Burenkampfe und den neuen Diamantengerüchten an sonnverbrannten, verblichenen, verstaubten und auch schwankenden Menschen allerlei gewohnt waren, sah jeder hin und sah sich jeder um, als er mit seinen großen, aber von ungeheurer Überanstrengung schlenkernden Schritten durch den Sand der Straßen schlürfte und an Riffen stolperte, die Decke über der Schulter, einen leeren Wassersack über der Brust und einen leeren Wassersack auf dem Rücken.

Vor einem Hause rief ihn einer an: „Ach, du bist doch Rosch? Mensch, was ist dir geschehen? Mensch, du bist wohl hinter deinen schlagenden Maultieren her, ja, das habe ich schon gehört. Du hast noch Schwein gehabt, die Luder stehen..." Da blieb Rosch halten und fragte über die Straße weg: „Wann fährt der Woermann?" Der andere antwortete verblüfft: „Was? Was willst du? Der Dampfer nach Norden, wenn du den meinst, zu dem sind sie schon lange mit ihrem Gepäcke an die Brücke. Willst du etwa, so wie du bist, eine Deutschlandfahrt machen?" Und er lachte.

Rosch sandte keine Antwort zurück, er nahm fast laufend den Weg zum Woermannhause. Er kam in das Kontor, darinnen das Getriebe einer Abfahrt vorbei war. Von den jungen Angestellten kannte ihn keiner. Er verlangte: „Einen Fahrschein dritter Klasse nach Swakopmund für den Dampfer, der jetzt fährt." Der Fahrscheinverkäufer sagte: „Wenn Sie man noch mitkommen..." Ein anderer sagte vom Schreibtisch herüber: „Er kommt noch mit, Herr Bieler ist noch drinnen mit den Papieren." Rosch zahlte. Als er aus der Türe ging, kam der Vorsteher Bieler mit den Schiffspapieren aus seinem Zimmer und sah den Fremden. Er sagte zu dem Fahrscheinverkäufer: „Was ist denn das? Der Mann schwankt ja? War er betrunken? — Sie müssen sich in acht nehmen, an offensichtlich kranke Leute dürfen wir keine Fahrscheine verkaufen. Warten Sie mal ab, was Kapitän Stahl wieder zu sagen haben wird." —

Der Kapitän fragte wirklich mißtrauisch: „Was ist denn das mit dem Passagier dort vorne?" — Bieler antwortete: „Er hat sich gerade eben im letzten Augenblicke einen Fahrschein geholt. Sie brauchen dieses Mal keine Angst zu haben, er fährt nur bis Swakopmund."

Als im Juli die Südbahn in Keetmanshoop eröffnet worden war durch den Kolonialsekretär Dernburg aus Berlin — von dem die Südwester zusammen mit den andern Auslandsdeutschen damals noch meinten, er stehe für Tüchtigkeit und also für Geltung durch eigene Leistung im blühenden Deutschen Reiche, weil er zum ersten Male nicht aus der zünftigen Beamtenschaft und auch nicht aus dem Adel käme — und als die Feier verklungen war, wurden die Bauaufträge an den Unternehmer fast lächerlich spärlich. Da sagte dieser: „Wir sind beide hier nicht festgewachsen. In Afrika kann keiner warten, bis das Glück sich zu ihm bequemt. In Afrika muß sich einer hinter dem Glücke hermachen. Ob das nun eine große Seifenblase ist mit den Lüderitzbuchter Funden rechts und links und überall, jedenfalls sitzt das Geld, das die Leute noch haben, ihnen eben lose. Und warum sollen es erst die Unternehmer aus Kapstadt verdienen? Wir müssen dort unten anfangen. Man braucht ja nicht gerade auf Pump zu bauen und zu arbeiten. Und was Ihre Sorge anlangt, Friebott, wegen der Farm, seitdem die Züge regelmäßig laufen, sind Sie in anderthalb Tagen hier, und anderthalb Tage spielen gewiß keine Rolle, wenn der Drahtanruf von Windhuk oder Gibeon einmal da ist."

Es traf sich, daß in dieser Woche des Erwägens George Friebott mit Hesselmannns Wagen nach Keetmanshoop zurückkam. Er ritt vom letzten Ausspanne aus den Wagen voran und erschien rechtzeitig zum Abendessen im Gasthause.

Er war sehr guter Dinge und war so kupferbraun, wie einer ist, der von wochenlanger Pad kommt. Weil seine eigenen Sachen verpackt lagen, lieh er sich vom Verwandten einen Anzug und frische Wäsche; die beiden traten groß und schlank und auffällig herein. George sagte: „Ei, am Tischtuch essen, ist doch wieder schön!“ Er erzählte: „Mit der Farm steht alles richtig; Herr von Zastrow meinte, Schwierigkeiten werde es nicht geben, aber vor September sei auf die Übertragung gar nicht zu rechnen.“ Er erzählte immerzu, wie ein junger, frischer Mensch erzählt, der zu vergleichen versteht, und dem Sonne und Wind und Wetter und die Zufälligkeiten der Pad zur hellen Lustigkeit und nicht zur Mürrischkeit dienen. Er schien auch lauter lachende Menschen getroffen zu haben. Er sagte: „Im Kaplande, wo meine Eltern und Geschwister wohnen, ist doch vieles anders, da kommt der Engländer zuerst, den Vorrang beansprucht er alle Male; nach dem Britischer kommen die Buren dran; und ein weites Stück hinter dem Buren her gelten wir Deutschen, wenn wir nicht anfangen, uns Britischers zu nennen, wie das manche unternehmen und nicht nur die Juden. In diesem Lande dagegen habe ich nirgends gefunden, daß sie einen Unterschied machen, sondern weiß ist weiß.“ Sie hörten aus dem ganzen Eßsaale hin. Und sprachen auch bald mit. Scothland, der englische Vertreter einer englischen Landgesellschaft des deutschen Namalandes meinte, die Briten seien angegriffen, und er müsse sie verteidigen. Als er sich durch irgendwelche Antworten gereizt fühlte, rief er: „Ich, ich wohne ja unter euch und fühle mich unter euch wohl; aber wie kommt denn das, daß ihr Deutschen, was ihr ja selbst merkt, im allgemeinen unbeliebt und unwillkommen seid in der Fremde?“ Da stand der Unternehmer auf und bat um Schweigen und sagte: „Ich habe gerade heute die Kölnische Zeitung bekommen. Die Kölnische Zeitung hat in der Welt herumgefragt, und zwar bei den anderen, wie die angebliche deutsche Unbeliebtheit von diesen

erklärt werde. Und sie hat die Antworten aus allen Ländern, die einen Tadel enthielten, nebeneinander gestellt, und Herr Scothland soll die Antworten hören, und wir wollen sie uns recht zu Gemüte zu führen trachten, damit wir uns bessern. Und dann hob er das Zeitungsblatt an die etwas kurzsichtigen Augen und las langsam und ernsthaft vor: „Der Deutsche ist so unbeliebt: Weil er sich so laut und geräuschvoll benimmt, — weil er solch ein Leisetreter ist; weil er so knauserig ist, — weil er mit seinem Reichtum so auftrumpft; weil er nie eine andere Meinung gelten läßt, — weil er alles Fremde kritiklos aufnimmt; weil er so dienerisch ist und sich klein macht, — weil er so anspruchsvoll auftritt; weil er so ungewandt und verträumt ist, — weil er so materiell denkt und auf seinen Vorteil bedacht ist; weil er so rücksichtslos und starrköpfig ist, — weil er den Mantel immer nach dem Winde hängt." Sie hörten fast andächtig zu, ein paar nickten, ein paar lächelten; vielleicht wollten die wenigen verstehen, daß ein Aburteil das andere aufhebe, denn zu einem kleinen eigenen Aburteile waren sie doch bereit. Ein allgemeines Gespräch kam danach in der Eßstube und auch draußen vor dem Gasthause nicht mehr auf.

George Friebott schlief mit dem Vetter in dessen Zimmer. Als sie im Dunklen lagen, schilderte er nochmals die Besuche wegen der Farm in Windhuk. Dann begann er von einer deutschen Familie der künftigen weiteren Nachbarschaft im Bastardlande zu reden, deren Frauen und Kindervolk er mit Wagen und Vieh und Sack und Pack unterwegs getroffen habe, während der Vater, samt der zugewiesenen Gruppe von Hereros, schon Wochen vorausgewesen sei zur ersten Wiederherrichtung. Er nannte die einzelnen Familienmitglieder bei Namen und beschrieb sie und sagte, die älteste Tochter sei gerade dreiundzwanzig und sei die Schuljahre in Deutschland gewesen bei der Vaterverwandtschaft, die Mutter stamme von Buren. Cornelius Friebott meinte, der junge Vetter nehme Anteil um der Nachbarschaft willen, und er=

zählte von jenen vier Familien der zukünftigen Nachbarschaft, die durch Gibeon durchgekommen seien auf der Fahrt zu der alten Heimstätte und zu deren Wiederaufbau. Er merkte bald, daß er sich täusche; bei drei Gelegenheiten brachte der Hörer das Gespräch zurück auf die Leute, denen er begegnet sei, und mit deren Wagen er, wie sich auf einmal ergab, als Helfer anderthalb Tage mitgeritten sei, unterdessen seine Wagen rasteten. Es zeigte sich, daß ihm seit der Begegnung die Dreiundzwanzigjährige mächtig im Sinne liege. Da schwieg Cornelius Friebott stille und lachte lautlos in sich hinein und ließ den Jungen ungestört schwatzen; und George wurde von Satz zu Satz deutlicher. Er sagte: „Wenn wir die Farm haben, dann ist am besten, daß auch bald eine Frau ins Haus kommt." Er sagte: „Eine Frau, die selber auf einer Farm aufgewachsen ist, die weiß genau, wie es anfangs zugeht, und weiß, daß sie sich schicken muß." Er sagte: „Das verstehe ich nicht von dir, daß du so lange hast Junggeselle bleiben mögen. Wie ist das nur zugegangen? Du bist doch neun Jahre älter als ich, du hast doch schon den Burenkrieg mitgemacht. Hast du in Deutschland kein Mädchen gern gehabt, hast du im Freistaate und später in Johannesburg gar kein Mädchen getroffen, das du mochtest?" Er sagte: „Ich weiß ja, daß nichts auf einmal sein kann, und daß wir von Grund auf anfangen müssen, dennoch wollen wir bei allem, was wir einrichten, darauf bedacht sein, daß du und ich nicht immer allein bleiben, und daß wir beide, früher oder später, jeder eine richtige weiße Hausfrau auf unsere Farm zu bringen hoffen." Cornelius Friebott antwortete auf die Fragen, die ihn angingen, kein Wort. Aber mit dem Mädchen, das sich von ferneher und ganz unerwartet als eine neue Gestalt der gemeinsamen Zukunft ankündigte, begannen sich seine Gedanken zu beschäftigen, und er stellte jetzt Frage nach Frage, daß der junge Vetter erst recht in Glut kam. Als es sehr spät war, hämmerte irgendwo einer mit der Faust an

die Wand. Sie hatten beide von Bett zu Bett mit gedämpfter Stimme gesprochen. Daß jemand noch fortwährend rede, mochte mehr wegen der leichten Decke als wegen der geringen Wände in der Stille der Nacht von Stube zu Stube zu hören sein. George Friebott flüsterte: „Das gilt wohl uns?" Cornelius Friebott entgegnete: „Wir müssen auch schlafen." George Friebott flüsterte: „Ich will noch etwas sagen. Eigentlich paßt sie besser zu dir als zu mir. Sie hat in ihrer deutschen Zeit schrecklich viel gelernt und weiß viel mehr als ich. Und sie hat sich nach dir beinahe mehr erkundigt als du nach ihr."

Am dritten Tage nach Georges Ankunft faßten der Unternehmer und Cornelius Friebott den gültigen Entschluß, in Lüderitzbucht und in der Umgebung des Hafens, wo es sich durch die Diamantensuche nun ergebe, Bauarbeiten auszuführen. Cornelius Friebott sollte vorausfahren und sollte bis zum September verpflichtet bleiben. Nach dem Septembermonate sollte die Teilhaberschaft für ihn jederzeit löslich sein. Cornelius Friebott zögerte, dem Vetter den Entschluß mitzuteilen, er dachte: „Mich wundert ohnedies, daß ihn das Diamantenfieber nicht schon gepackt hat. Wenn er hört, daß ich nach Lüderitzbucht gehe, und wenn es auch hundertmal nur zur Arbeit ist, wird ihn das nicht anlocken? Und ich habe mit der Sorge um Rosch, von der er nicht einmal etwas weiß, genug. Die dreitausend Mark kann ich in den Schornstein schreiben. Es ist nur gut, daß ich seither ununterbrochen im Verdienste gestanden habe." George Friebott sagte: „So, nach Lüderitzbucht? Natürlich habe ich auch schon daran gedacht. Aber ich habe Hesselmann versprochen, erst noch mal zwei Wagen für ihn nach Gochas zu bringen; er will ordentlich zahlen und so weiter." Cornelius Friebott dachte: „Und vom Ziele meinst du einen Ritt tun zu können zu dem dreiundzwanzigjährigen Mädchen. Na, Gott sei Dank!"

Beim Auf und Ab vor der Abreise sah er den Vetter

mehrere Male mit Kerlen am Schanktische stehen, von denen es hieß, sie seien auch Frachtfahrer, und sie hätten zu den Lüderitzbuchter Buren gehört. Die Lüderitzbuchter Buren waren zum kleinen Teile echte Buren, zum größeren Teile Abenteurer aus aller Welt, die mit Vieh- und Maultier- und Pferdeladungen während des Eingeborenenaufstandes erschienen und sich zu Fuhrdiensten und dergleichen an die Truppe weiter vermieteten, und von denen noch nicht alle wieder aus dem Lande herausgefunden hatten. Cornelius Friebott fragte nach der dritten Begegnung: „Wer sind die zwei?" George Friebott antwortete: „Der eine ist früher in Komgha gewesen und ist ein Bur, der andere trägt einen englischen Namen." Das Dorf Komgha lag nicht sehr weit von der Friebottfarm am Gonubie. Cornelius Friebott sagte: „Sie sehen übel aus!" George Friebott zuckte mit den Achseln.

Das Geld saß den neuen und alten Lüderitzbuchtern keineswegs so locker, wie der Unternehmer in Keetmanshoop meinte, und wie man sich weit und breit weismachte. Als Cornelius Friebott ankam und sich umsah und umfragte, fand er allerdings so viel Menschen am Orte, daß die Gasthäuser überfüllt waren, und daß die Miete auch nur eines Zimmers in einem Wohnhause Schwierigkeiten bot. Aber die Zugereisten wollten sämtlich erst Geld verdienen, ja sie suchten fast jeder Leihbeträge, um verdienen zu können; sie sahen schnell genug, daß es sich mit der Diamantengräberei ganz anders verhalte, als sie erhofft hatten, und als der Kolonialsekretär Dernburg noch im Januar 1910 dem deutschen Reichstage in Berlin vorerzählte. Es genügte nicht, in Swakopmund einen oder mehrere Schürfscheine der Kolonialgesellschaft für je sechzig Mark zu lösen durch telegraphische Bestellung oder durch Hinreise; es genügte nicht, in der Folge ein Hafersieb zu kaufen und einen Spaten und einen Wassersack und Proviant und in die undurchdringliche

Sandwüste zu ziehen und zu suchen und zu graben und den Sand zu sieben und sich ein bißchen zu quälen und Sonne und Sandsturm und Hunger und Durst in geduldiger, aber glücklicher Erwartung zu tragen; es genügten auch die sich mehrenden Funde und der eingerammte Schürfpfahl mit dem Namen des Finders nicht, daß dieser zu etwelchem namhaftem raschem Gewinne kam. Sondern nach der mit harten Mühen und unter nicht geringen Kosten und bei Glück entdeckten unsicheren Fundstelle, unsicher, denn die Steine lagen lose im Sande, und die wirkliche Ergiebigkeit war schwer vorauszuschätzen, mußte erst die Anmeldung der Fundstelle und Verleihung von Abbaurechten am Fundorte geschehen. Und wenn die Ausgaben hierfür und für die Wartezeit und für die Expeditionen zur Erhaltung der Pfähle und zur Vermessung während der Wartezeit bestritten waren, dann konnte einer, der inzwischen einen Geldgeber gefunden hatte, abbauen, das heißt graben, und den Sand auswaschen, wo nirgends Wasser war, und, solange es erlaubt blieb, auch seine Diamanten verkaufen, oder natürlich er konnte, wann Käufer auftraten, seine Abbaurechte an Kapitalkräftigere abtreten gegen Entschädigung oder Beteiligung. Anfangs fehlten die Käufer vollständig, anfangs waren nur Leute da, die bereit waren, Leben und Gesundheit und ihr kleines Spargeld einzusetzen, um auf ungewöhnlichem Wege zu einer kleinen Wohlhabenheit zu gelangen. Aber eine rechte runde Summe als Einsatz, wer hatte die zu wagen? Die paar eingesessenen Lüderitzbuchter fast so wenig wie die Zugereisten; und von der Ferne aus schien das Märchen von den losen Diamanten im losen Sande, an denen die Menschen und Jahre unachtsam vorübergelaufen sein sollten, allzu unglaublich und schien den Geldfürsten, die sich Arbeit, Mut und Leben anderer dingen, wenn großer ungefährdeter Gewinn sicher ist, keinen Einsatz wert. Nur die witternden, kleinen Juden kamen beizeiten in jedem Schiffe von Kapstadt herauf mit vollen Börsen und vollen Brieftaschen, um

die Diamanten selber von Schürfern einzuhandeln; hier ein paar Diamanten, dort ein paar Diamanten, keine großen Geschäfte, aber Geschäfte, bei denen der Erwerber auf seinen bequemen, schönen Nutzen kam. Und die Steine im einzelnen, die liefen freilich um. Wenn einer keine Mark mehr besaß und von irgendwo mit leerem Proviantsacke und sonnvertrocknet zurückkehrte, so trugen, war er fündig geworden, er und womöglich auch der Bambuse, den er mitgenommen hatte, im Tabaksbeutel oder in der Primdose oder in der Zündholzschachtel oder in einem Fläschchen doch etliche Steine bei sich als Zeichen seines Feldes und Fundes. Sie gehörten dem Schürfer noch nicht und dem Bambusen gar nicht, aber in diesen ersten Wochen und Monaten der Überraschung kümmerte sich kein Ankläger und Richter darum. Und nicht nur, um nicht zu verhungern, handelte einer Steine aus der Tasche oder zahlte er auch gerades Weges mit Diamanten, sondern schon um sich nach angestrengten, staubigen, hungrigen, durstigen, einsamen Wochen gute Tage und Abende und Nächte zu machen, um nach viel Not einmal zu prahlen, um den erhofften späteren großen Reichtum vorauszuschmecken.

Cornelius Friebott wunderte sich selber: „Keiner will Geld haben?" Aber wenn dieser und jener hereinkam von der Suche in den Ort, ließ er Champagnerflaschen aufstellen anstatt der Kegel; und den Mädchen jeder Nationalität, die plötzlich da waren, so schnell wie die jüdischen Aufkäufer, wurden über die Schenktische Diamanten zugeknipst von Gunstsuchenden; aus Kapstadt kamen Rennpferde herauf und die dazugehörigen Buchmacher; die Grammophone schrien gegeneinander an in den Bars; die Wirte bestellten sich jedes mögliche Lärminstrument aus Kapstadt, damit es nur rasch erscheine; Deutschland, hin und her sieben Wochen, hierzu bei schnellster Ausführung zwei Wochen Lieferzeit, schien vorerst zu weit.

Cornelius Friebott schrieb an den Unternehmer nach Keet-

manshoop: „Kommen Sie auf zwei Tage herunter. Aufträge sind genug zu erhalten. Am Werte der Funde ist gar kein Zweifel, und am Ende der Funde ist man sobald noch nicht. Alles ist auf Suche, man kann fast von einem Wettlaufe sprechen. Ladner machen ihre Läden zu, Handwerker ihre Werkstätten, Rechtsanwälte ihre Schreibzimmer, sogar Behörden ihre Amtsstuben; und wo etwas geschlossen ist, da sind die Inhaber zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde hinaus und nehmen an dem Wettlaufe teil. Eine gut berittene und ausgerüstete Abteilung Polizei, an deren Spitze der Regierungsgeologe Dr. Range reitet, nimmt eben an der Glücksjagd teil, nicht um die gewöhnlichen Polizeidienste des Schutzes und der Ordnung zu leisten oder um allzu eifrige arme Kerls, die sich zu weit hinausgewagt haben, wo Hunger und Durst und Überanstrengung die Verirrten überwältigen, zu retten, sondern um Schürffelder für den Staat zu belegen. Ich kann das Durcheinander nicht durchschauen, das, wenn es erst an den wirklichen Abbau gehen soll, noch größer werden wird, denn wie viele bestrittene Rechte wird es bald geben! Und sollen wir uns auch in Diamanten entlohnen lassen, von denen man nicht weiß, ob sie dem Geber gehören und was sie wert sind? ..."

Der Unternehmer kam herunter. Sie fuhren auf die ersten Felder von Stauch und Nissen und auf die Felder von Kreplin und Schuster. Der Unternehmer sagte: „Schön! Gut! Wenn das englisch wäre oder amerikanisch, wie toll ginge das in solcher Anfangszeit zu? Wir Deutschen sind fast langweilig ordentlich, selbst beim Schätzefinden in der Wüste." Cornelius Friebott sagte: „So?!" Der Unternehmer sagte: „Nur, wenn das englisch wäre, die großen englischen Geldleute zeigten gleich Mut; aber in England haben die großen Geldleute gelehrt bekommen, daß sie englisch sein müssen, in England haben die großen Geldleute gelernt, daß sie, die am Volke und durch das Volk verdienten, im entscheidenden Augenblicke eines wagen und ihrem Volke dien-

lich sein müssen. Und sei es nur deshalb, um das Volk bei Laune zu halten und ihm zu zeigen, daß es mit ihnen gut dran sei." Cornelius Friebott sagte wieder: „So?!" Der Unternehmer sagte: „Unsere Kolonien hatten bisher zweierlei Unglück, daß nämlich das deutsche Kapital und der deutsche Sozialismus international dachten. Deshalb sind die nötigen Kolonien bei uns solange eine mühsame Angelegenheit des Staates und seiner Beamten gewesen."

Am Abend des zweiten Tages gingen sie auf Wunsch des Keetmanshoopers durch die sämtlichen Schenkstuben. Cornelius Friebott zeigte Widerwillen und fragte: „Nennen Sie das auch ordentlich und hoffnungsvoll?" Sie befanden sich im zweiten Gasthause. Dort herrschte über eine wirkliche oder angebliche Neuentdeckung große Aufregung. Die Entdecker erfanden ein neues Spiel, sie ließen drei volle Sektkisten nebeneinander stellen, und drei Mann schlugen mit einem hölzernen Schlegel auf die nach oben ragenden Schmalseiten der Kisten. Es galt, mit dem einen Schlage am meisten Flaschen in ihren Strohhülsen zu zertrümmern. Der Unternehmer sagte: „Ich verstehe nicht, woher Sie so zimperlich sind, Sie sind doch lange genug in Südafrika gewesen. Leute, die ihr bißchen ungewohntes Glück nach langer Entbehrung vertun, gibt es allerwegen. Wir wollen für die arbeiten, die statt um Champagnerflaschen und Weiber und Rennpferde sich um die Maschinen den Kopf zerbrechen, die sie aufstellen möchten; bei denen wird nichts verloren."

In dem dritten Gasthause war Cornelius Friebott noch nicht gewesen, er entschuldigte sich, er sei bei dem Widerwillen, den er für Lärm und Saufen habe, in den acht Tagen des ersten Hierseins und der ersten Umschau zufällig nicht hergelangt. Der Unternehmer sagte: „Ich muß übermorgen zurück. Ich will alles gesehen haben, ich will in Keetmanshoop und wo ich hinkomme was erzählen können, das gehört auch zum Geschäft." Sie kamen drinnen zunächst gar nicht bis an die Theke, weil ein Kerl, in Ausfüh-

rung einer Wette, ein rassiges, aufgeregtes Pferd mit feinen Fesseln zwischen aufeinandergetürmten Stühlen hindurchritt; aus drei sehr lauten Sprachtrichtern ertönten nebeneinander der Tannhäusermarsch, ein englischer Gassenhauer und O Tannenbaum mit Kirchenglocken; der Reiter war braun gebrannt wie jeder, seinen Wangen war anzusehen, daß er eine kräftige Ladung inne habe; er lenkte aber das schöne Pferdchen durch genaue, geschwinde Gewichtsverlegung und genauen Willen sehr geschickt, seine Augen waren ganz bei der Sache, Reiter und Pferd stießen nirgends an, keiner der Stuhltürme geriet ins Wanken oder stürzte gar um, was in dem verhältnismäßig kleinen Raume mit den zahlreichen Menschen zu einem schweren Unfall hätte führen müssen. Da der Reiter hinauslenkte zur Seitentüre und dort drei Stufen hinunter in den Hof und Cornelius Friebott ihm nachblickte, und die Stühle weggeräumt wurden, schlug ihm einer derb auf den Rücken. Cornelius Friebott fuhr unmutig herum. Hinter ihm sagte es: „Hallo, Friebott, bist du auch unter die Prospektoren gegangen?" Als Cornelius Friebott so scharf herumkam, redete der gegenüber vorsichtiger: „Ich meinte, Sie schon neulich von ferne gesehen zu haben", und er streckte die Hand hin, „ja, ja, so sehe ich jetzt aus, ich bin Richter, ich bin Viktor Richter."

Und dann saßen Cornelius Friebott und der Keetmanshooper, ehe sie recht wußten, wie ihnen geschähe, von des Wirtes Lebhaftigkeit mitgezogen, in dessen kleiner Schreibkammer, hinter der Schankstube, und hatten jeder eine lange Zigarre in der Hand und hatten jeder ein Glas perlenden Weines vor sich stehen und mußten anstoßen; und Richter fragte nach des Kriegskameraden und Mitgefangenen Ergehen und berichtete von dem eigenen Wege und beobachtete trotz der unzweifelhaften herzlichen Freude an der Entdeckung des Kameraden die Schenke durch bequeme Gucklöcher und rief dann und wann durch ein lautlos gleitendes Schiebefenster Aufmunterungen und Anweisungen hinaus.

Es war ein seltsames Durcheinander ... Er sagte zum Keetmanshooper: „Ja, für mich waren die beiden Herren Dr. Reinhart und Herr Friebott eigentlich zu klug, was hat man da jeden Tag gelernt! Und mit Witzen waren sie empfindlich. Man mußte sich benehmen bei den zweien und bei Bernhard ..." Er sagte zu Friebott: „Von Bernhard habe ich gehört; daß der arme Bernhard gefallen ist, das habe ich gelesen ..." Er rief durch das aufschnellende Schiebefenster englisch: „Miß Nevill, wenn die Herren Burgunder verlangen, wollen sie echten Burgunder und keinen Kapburgunder ..." Er sprach durch das Fenster deutsch und gedämpft: „Wilhelm, zeigen Sie ihr doch, wo der Burgunder steht, die Gans kann nichts als poussieren, gleich hinter dem Rheinwein, Nuits ist da und Chablis." Er sagte zu Friebott: „Mensch, was ich mich freue! Nun hören Sie mal, habe ich zu Ihnen eigentlich Sie oder du gesagt, und wie muß ich das jetzt halten?" Er rief durch das kleine Fenster in Englisch in der Richtung eines Tisches: „Nein, meine Herren, bitte nicht Poker im Barraum! Mr. Königsberg, Mr. Friedental, Sie wissen, daß ich das nicht erlauben darf! — Anderswo nähme man das nicht so genau? — Well, Gentlemen, dann gehen Sie meinetwegen anderswohin!" Er sagte zu seinen beiden Gästen: „Das kenne ich genau. Mit Poker untereinander fängt's an, dann wird eine Art Kümmelblättchen draus, dann wird ein paar Schafsköpfen das Fell über die Ohren gezogen; und dann fliegt die Klage zum Bezirksamt, und auf einmal muß der Ausschank um halb elf Uhr geschlossen werden. Wir sind nämlich jetzt mit allem hier an der Grenze der notwendigen energischen Schritte; ich bin aber nicht hergekommen zum Besten von meiner und Frau Richters Gesundheit, ich will das Karnickel nicht sein ..." Er sagte zu Friebott: „Dr. Reinhart ist in Deutschland geblieben, ja, da sitzt er noch, er hat eine ganz schöne Praxis in Chemnitz in Sachsen; ja, ich weiß auch nicht, wie er hingekommen ist ..." Er flüsterte durch das

Fenster: „Wilhelm, hören Sie einmal her, für den Herrn mit dem roten Schnurrbart, der eben hereinkommt, wird nichts mehr angeschrieben, sagen Sie es den drei Mädchen ...“ Er sagte laut: „Wilhelm, die Herren dort beklagen sich, daß der Burgunder korkig ist, geben Sie ihnen eine andere Flasche.“

Gegen elf Uhr leerte sich der Barraum. Um diese Zeit sollte in einer anderen Schenke ein Wettpfeifen ausgetragen werden zwischen einem deutschen und einem englischen Schürfer. Richter zog einen Vorhang vor das Schiebefenster, daß es ganz unsichtbar wurde. Er sagte: „Jetzt bin ich eine halbe Stunde frei, könnten Sie so lange bleiben ...“, und er erzählte von sich. „Wenn einer so viele Jahre weg war, wie mag der es zu Hause aushalten? Die zu Hause wohnen ja alle irgendwo im zweiten oder dritten Stocke. Das kann ich nicht vertragen. Ich mag niemandem auf dem Kopfe herumtrampeln. Die zu Hause gehören auch alle irgendwo zu. Es hat nämlich jeder zu Hause die eine große Leidenschaft, was vorzustellen; und weil es auch daheim nicht so viele kluge Leute gibt, die das aus sich selber können, oder auch weil es bei einer großen Einigkeit und Gemeinsamkeit nicht genug Posten gäbe für die, die sich für klug halten, deshalb haben sie lauter Sonderabteilungen, darin einer durch denjenigen zu Ehren und zu Nutzen zu kommen hofft, den er zu Ehren bringt. Deshalb bleiben zuerst die vielen Staaten noch immer da mit den vielen Ministerposten. Zählt mal, wie viele deutsche Minister es gibt! Die Minister reden, je unwichtiger sie sind, desto mehr von der kulturellen Bedeutung der Einzelstaaten. Das könnt ihr ja in jeder deutschen Zeitung lesen, die hierher kommt. Das und irgendwelches Parteigezänk, sonst steht doch nichts drin. Aber wie komme ich zum Beispiel zu, weiß-blau oder gelb-grün zu flaggen? Da weiß ja in der weiten Welt draußen niemand, was das ist. Und mit den Parteien ist das auch nichts anderes als mit den Staaten und Vereinen; nein, auch nicht mit

deinen Roten, Friebott, für die du früher gerne ins Zeug gingst. Und gehörst du etwa noch dazu? Überall sind Hämmel bei der Arbeit, die Leithämmel sein möchten. Warum soll aber ich konservativ wählen oder nationalliberal oder Zentrum oder freisinnig oder sozialdemokratisch? Ich habe kein Gut in der Mark und habe auch keinen Sinn dafür, daß Enkel tüchtiger oder gewalttätiger oder auch nur glücklicher Großväter ein Vorrecht behalten. Ich höre dann und wann eine volle schöne Rede gern, aber mit einesteils anderenteils verstehe ich nun nichts anzufangen, und nach dem Roten Adlerorden Vierter Klasse oder dem Kronenorden trage ich kein Verlangen. Was gerade Deutschland mit Rom und dem Papste besonders und mehr zu tun hätte als andere Nationen, weiß ich wiederum nicht; ich halte die englische Feindschaft für wichtiger als Altertümer. Und was heißt freisinnig? Freisinnig heißt, lieber einen Herrn Meyer zum preußischen Kriegsminister als einen Herrn von Itzenplitz und noch: England und Amerika und Frankreich etwas nachmachen, weiter heißt's auch nichts. Dann bleiben noch die Roten übrig, Friebott, wenn man die kleinen knurrenden Möpse ausläßt. Die Roten versuchen's mit Krakeel, das ist ihre Wirklichkeit, die andere Wirklichkeit kümmert sie nicht weiter; sondern ihre Parteipolizisten tragen dicke Bücher von Marx und Lasalle unter den Armen, statt im Leben sehen sie in den fremden Schinken nach und holen sich ihre Losung, und für so was bin ich nicht dumm genug. Im übrigen fahren die Züge natürlich wunderschön richtig, und es wird einem kein Geld aus der Tasche gezogen, und sie kochen gut und leben gut; und wie bei armen Leuten geht es wirklich nicht mehr zu, und in den Eisenbahnwagen liegen die frischen Handtücher aufgestapelt für jeden zum Gebrauch, und jeder, der will, findet sein Stück Seife, und wo gibt es das noch in der Welt, außer bei uns hier außen zwischen Lüderitzbucht und Keetmanshoop? Und sind sie anderswo so sauber? Und schließlich lernt man auch die Beamten

ertragen und die Katerschnurrbärte und die eifrige Polizei und den Schnauzton. Dennoch muß ich euch wieder erklären, es ist für einen, der lange fort und außen war, daheim nicht auszuhalten. Und wenn ihr mich fragt warum, dann muß ich antworten, weil sie sich samt und sonders statt um Wirklichkeiten um lauter Unwirklichkeiten bemühen, und weil von deutschen Unwichtigkeiten fortwährend, und von deutschen Wichtigkeiten, wie sie außen jeder von uns in jeder Woche erlebt, kaum je gehandelt wird, und ich sage euch wieder, seht die deutschen Zeitungen an; und dann werdet ihr mich gut verstehen!"

Cornelius Friebott horchte zu und rauchte, er dachte: „So, jetzt weiß ich wohl, was kommt. Ich habe das bei ihm vor siebzehn Jahren auf dem Dampfer Kanzler, und vor neun Jahren, als wir zusammen mit den Buren ritten, und gelegentlich noch auf St. Helena, als wir zu viert gefangen saßen, obgleich er damals etwas vorsichtiger geworden war, doch schon alles gehört, und von vielen anderen dasselbe auch, jetzt kommt: Wie in England alles anders sei, und die Engländer es in allem besser hielten und verständen."

Jedoch er irrte sich. Sondern mit einem Male hatte der Keetmanshooper und Richter sich im hellen Lobe der deutschen Kolonie Deutsch-Südwestafrika und deren deutschen Menschen gefunden. Cornelius Friebott sagte: „Sieh mal an, sieh mal an, und ich meinte, das Preislied auf England sollte kommen." Richter antwortete: „Hast du im Burenkriege und in St. Helena und auf deinem Weiterwege nicht zugelernt? Und, daß ich mit euch anderen zulernte, das weißt du genau. Und in diesen Dingen braucht ein richtiger Deutscher länger als irgendeiner sonst. Denn bekommt er was mit? Er bekommt gar nichts als tönende Worte mit aus seiner Schule, und nachher von seiner Kleinstaatregierung und seiner Partei und seinem Vereine und allen seinen Leithämmeln hört er immer wieder tönende Worte. Und vor dem bin ich zweimal weggelaufen. Darum sei jetzt nicht bos-

haft und wirf mir nicht alte Schwachheiten vor. Ich werde auch behaupten, daß wir von den Engländern allerlei lernen könnten. Ich glaube aber, ich unterscheide mich darin von euch anderen Englandfeinden und Englandgönnern, daß ich richtig erfuhr, was am Engländer ist, und daß ich zum Beispiel nicht die Freiheit bei ihm holen will, und daß ich den großen englischen Bluff eines Tages ganz durchschaute, und das ist das Schwerste, denn den durchschaut der brave Engelsmann selber gar nicht." Da sagte der Keetmanshooper, er habe auch drüben im englischen Südafrika angefangen, aber jetzt sei von Deutsch-Südwest die Rede. Und er sagte zu Richtern gewandt: „Wenn Sie erst im letzten Halbjahre 1903 in das Schutzgebiet gekommen sind, dann war das knapp vor dem Aufstande; und Sie könnten meinen, es habe nur der Aufstand die Besiedelung und den Fortschritt zurückgehalten, das ist aber falsch. Vielmehr hatte die Regierung nur ganz wenig Land zur Verfügung für Menschen, die aus Deutschland heraustrachteten; das Land gehörte teilweise den Stämmen und zum anderen Teile Landgesellschaften in Deutschland und in England, die kaum einen Pfennig je hergegeben hatten, und die hohe Preise für Grund und Boden forderten, und die es mit nichts eilig hatten, und die darauf warteten, daß durch die Ansiedler und das Steuergeld und unsere Einrichtungen ihr faul ruhendes Land einen dicken Verkaufswert gewinne." Und er sagte: „Durch den Aufstand haben wir etwas Luft bekommen. Durch den Aufstand und zuletzt durch den gelungenen Erckertzug kann die Regierung endlich von neuem Platz anbieten." Und er sagte: „Aber das Geld hat uns doch noch gefehlt hier im Lande, das Geld, das nicht erst aus Deutschland kommt, vom Reichstage bewilligt oder hergeliehen von den Geldsäcken, die aber uns nichts liehen, weil sie meinten, aus unserer Dürre und bei unserer Widerborstigkeit sei für sie nichts zu holen; und nun, nun scheint es wahrhaftig, daß wir unsere eigenen Schätze finden, und daß unsere eigenen

kleinen Leute, weil die Geldsäcke immer noch keinen Mut haben, alles durch sich selber machen werden. Und so müssen Sie das ansehen, Friebott! Die paar vergehenden Häßlichkeiten, an denen Sie sich stoßen, gelten nichts, aber daß wir dem Mutterlande mit seinen vielen zipfelmützigen Menschen nicht mehr auf der Tasche liegen und es nicht mehr um jeden Dreck fragen müssen, das gilt unendlich viel." Und er sagte: „Ja, Richter, so ist das wirklich, hier haben die Leute begriffen, daß etwas aus sich sein und aus sich werden, mehr ist als etwas durch andere zu gelten. Und sogar die Beamten und Offiziere, die von daheim kommen, lernen es hier außen rasch genug, wenn sie Kerle sind, und brauchen doch kein Lot dessen zu verlieren, was an ihnen zu Hause tüchtig war, und was wir Preußen preußisch nennen. Und hier gibt's auf einmal nur die schwarzweißrote Flagge; und hier gibt es auf einmal keine Parteien; und hier, wo zwei Säufer von Hererokapitänen und Witboi preußische Orden tragen, ersehnt niemand solche Kameradschaft; der ganze Mumpitz ist wie weggeblasen, wenn einer eine Zeitlang die Luft hier außen atmet, oder wer vom Mumpitz nicht abkann, der drückt sich merkwürdig geschwind." Und er sagte: „Ja, was wir nun mitbringen und was hier außen uns zugegeben wird, das weiß ich auch nicht. Aber es muß doch in dem Deutschen stecken, und vielleicht haben die daheim nur zu viele Hauptstädte aus ihrer Geschichte geerbt und zu ungleiche Sonne und zu wenig Gelegenheiten für Mut und zu viele Menschen; und wir hier, wir hier dürfen noch einmal anfangen, wo die alten deutschen Urväter aufhörten im großen Raume und bleiben dabei doch Menschen der Gegenwart..." Cornelius Friebott horchte die ganze Zeit zu und ließ die anderen reden. Er dachte: „Hanke aus Keetmanshoop ist sonst nüchtern genug, aber wenn er auf sein Südwest zu sprechen kommt, dann beginnt er ordentlich zu leuchten."

Cornelius Friebott und der Keetmanshooper nahmen am

nächsten Morgen verschiedene Aufträge an von jenen Leuten, die sich, wie Hanke es ausdrückte, den Kopf um Maschinen zerbrachen, die sie aufstellen wollten. Die Auftraggeber sagten einer nach dem andern: „Das Geld habe ich aber eben nicht..." Hanke antwortete jedesmal: „Das Geld werden Sie haben!" Er sagte zu dem Genossen: „Ich besitze gewiß keine unerschöpflichen Summen; dennoch, was da ist, das müssen wir jetzt aufs Spiel setzen und müssen auch bereit sein, eine Zeitlang krumm zu liegen. In diesem Augenblick gilt es, daß wir in der Kolonie einander helfen. Aber von den Diamanten und erst recht von den Gründungen wollen wir beide unsere Finger lassen. Das ist nicht unser Geschäft."

Cornelius Friebott fühlte sich erfrischt durch den Besuch und auch durch die Wiederbegegnung mit dem alten Kameraden. Er traf den Kameraden in den folgenden Wochen selten. Am Hereinsprechen hinderte ihn weniger die Abneigung gegen das Treiben und Lärmen im Schenkraume als die zunehmende Arbeit. Er baute am meisten außerhalb des Ortes an Fund- und Arbeitsstellen rasche Schutzbauten; zuweilen kam er gar nicht in den Ort zurück; wenn es des Abends doch geschah, und vornehmlich des Sonntags, hing er hinter wirtschaftlichen Büchern. Er sagte sich: „Jetzt, wo hier im Sande mit einem Schlage alles in Bewegung kommt, möchte ich die Zusammenhänge besser verstehen. Ich will sehen, was an der sozialistischen Behauptung ist, es müsse jedes Land erst einmal durch den Kapitalismus hindurch. Ich will zusehen, was nötig ist, an den Gründungen und Schachtelungen des Kolonialsekretärs, die eben anfangen, und von denen die Lüderitzbuchter erklären, sie dienten nur, in letzter Minute den Geldfürsten und Großbanken Berlins und Frankfurts, die hier gar nichts gewagt und geholfen haben, noch Gewinn und Einspruchsrechte am Diamantenabbau zuzuschanzen. Ich will wenigstens ohne Vorurteil zu erkennen trachten, warum dieses und jenes sich

ereignet. Vor allem Wissen liegt Erleben und Lernen. Und von den Dingen des Geldes und des wirtschaftlichen Schicksals hat auch Reinhart nichts gewußt; und wenn es keine ewigen Wahrheiten geben mag in der Wirtschaft, wir alle sind von ihr abhängig, einzeln und in unserer Gemeinschaft, und jeder rät daran herum und jeder schwatzt mit und schwatzt nach und zankt und zürnt. Wie geht so etwas zu? Wie geht es zu?"

Im Verlaufe der ersten Wochen kam der Bezirksamtmann Böhmer aus Europa nach Lüderitzbucht zurück; er kehrte vor Ende seines Urlaubs wieder, die Verwaltungsarbeit wurde schwierig durch die großen Diamantenfunde und die plötzlichen Verordnungen und Bestimmungen, da mochte er an seinem Platze nicht länger fehlen. Der Beamte ging in freien Stunden von einem zum andern der Neuen des Ortes, um sie kennenzulernen, und weil ihm jeder Landsmann, der sich von daheim gelöst hatte und auf die Suche eines frischen Weges gegangen war, der Nachfrage wert und wichtig erschien. Der Beamte saß in Friebotts Mietsstube, er sah die wirtschaftspolitischen und finanzpolitischen Bücher an, Sombart und Naumann und Calwer und Helfferich. Er sagte: „Na, guten Erfolg! Aber es ist freilich wahr, einen Katechismus für gestern und heute und morgen gibt es in diesen Dingen nicht." Dann fragte er los und sprang bald auf und bat, daß er sich eine Zigarre anzünden dürfe, und fegte nach seiner Art vor Cornelius Friebott, der sitzen bleiben mußte, um in dem engen Zimmer nicht im Wege zu sein, auf und ab, und sagte zuletzt: „Kernproblem bei Ihnen das soziale Problem! Bei mir auch! Und ist das deutsche Problem schlechthin und ist als die deutsche Frage ein Problem des Raumes und der Ansiedlungsart! Geben Sie acht, darauf kommen Sie notwendig heraus! Wahrscheinlich haben Sie das schon erlebt."

Vor Swakopmund lief eine starke Dünung wie gewöhnlich. Auf dem Dampfer waren sie ungeduldig, die aussteigenden Reisenden loszuwerden und fortzukommen. Leeseits tanzte und qualmte der Schlepper, er wartete, daß ihm die Trossen des Leichters wieder zugeworfen würden. Das Brett mit dem Stuhle hatte die letzten Abfahrer an Bord geschafft, bei jeder Luftfahrt eine Frau auf dem Stuhle, die Männer rundum in die Seile verkrallt; es ruhte schon eine Weile stille auf Deck. Der erste Offizier hatte gesagt: „Es geht mit einem Male. Es steigen nur fünf Leute aus. In den Stuhl muß der Mann aus der dritten Klasse, der gestern in Lüderitzbucht zugekommen ist, der ist nicht bei Kräften." Dann kam Rosch, von einem Steward herbeigeholt und gestützt, er atmete puffend und sah, so meinten die Umstehenden, erschrocken auf das Brett, das hochgehievt und über das unruhige Wasser ausgeschwungen und in den springenden Leichter hinabgefiert werden sollte. Einer von der Mannschaft drückte ihn in den Stuhl. Ein Woermannangestellter von Land stellte sich vor ihn. Die vier andern Männer griffen die Seile. Zuschauer von oben sagten: „Wie dem schlecht ist vor Seekrankheit, und nun noch in die Höhe und dann die Fahrt bis an die Mole!" Der Offizier befahl: „Anhieven!" Der Kran rollte das Drahtseil auf und klapperte den Gegenweg, zweimal stillgehalten, und ließ das Drahtseil sich abwickeln, und unter dem Ladebaum des rollenden Dampfers schwebte das Brett in die Höhe und senkte sich weit außenbords, zweimal stockend, dem hüpfenden Leichter zu, bis es dort im rechten Augenblicke gefaßt und hingestellt werden konnte.

Rosch blieb auf dem Stuhle sitzen. Einmal warf sich der Kopf einer Welle ins Boot; die anderen sahen den Überfall kommen, an diese Landung gewohnt, sie wichen aus, Rosch

wurde durchnäßt. An der Mole halfen sie ihm alle und fragten: „Was fehlt Ihnen eigentlich? Waren Sie so sehr seekrank? Ja, wenn es einer nicht brechen kann. Wo wollen Sie hin? Sie müssen unbedingt jetzt ein paar Stunden liegen, Sie müssen ganz ruhig liegen!" Sie luden den Taumelnden, ohne daß er sich wehrte, auf einen kleinen Schiebewagen; ein Bambuse drückte den Wagen die kleinen Schienengeleise entlang durch den Sand in den Ort. Rosch erinnerte sich später nicht, daß er den Namen eines Gasthauses angegeben hätte; aber der Schiebewagen hielt vor der Wirtschaft eines früheren Truppenkameraden, und der Bambuse ging hinein. Als der Besitzer herauskam, stand Rosch, sich stützend, großäugig neben dem Wagenstuhle. Der Besitzer sagte: „Das ist doch Rosch, dich habe ich lange nicht mehr gesehen. Was ist, alter Freund? Warst du so seekrank? Und dein Gepäck, wo ist dein Gepäck? Und was willst du hier? Na, ich soll dich erst mal richtig schlafen legen, das läßt mir der Schiffsarzt mitteilen, dann ginge es vorüber." Rosch murmelte: „Ich muß aber zur Kolonialgesellschaft, da muß ich hin!" Der Kamerad sagte: „Du kannst hin, wo du hin willst, und ich gehe mit dir, wenn du willst, aber komm vor allem rein!" Schon an der Türe stimmte Rosch zu, er könne vielleicht erst mal ein wenig schlafen ...

Als er abends um sieben Uhr mühselig aufstand und sich hinausschob, sah ihn niemand; auch auf der Straße fiel er merkwürdigerweise nicht auf. Er fand das Kontor der Gesellschaft. Der Hauptvertreter war allein da, er sagte: „Ja, jetzt sind keine Geschäftsstunden mehr ..." Er sagte: „Was?! Deshalb sind Sie von Lüderitzbucht eigens hergefahren? Warum denn das? Es kommt doch ein Telegramm nach dem andern; daß man das telegraphisch machen kann, haben Sie sicher gewußt? Was ist eigentlich mit Ihnen?" Er sah den verbrannten, weitäugigen, schweratmenden Fremden prüfend an: Was ist eigentlich mit ihm los? Hat

er etwa einen zu viel genommen? — Da fing ihn der Mann zu dauern an. Er sagte: „Na, setzen Sie sich mal, daß Sie wieder zu Puste kommen. Sie sind wohl etwas in Aufregung geraten, weil Sie gehört haben, daß wir die Ausgabe der Schürfscheine nun einstellen. Aber das wissen Sie gewiß, daß Sie dann noch nach der Bergverordnung schürfen können. Sie meinen", er lächelte, „das sei dann alles kleiner, durch uns käme man noch an die großen Schürfkreise ...?" Er sagte: „Sehen Sie mal, ich mache seit Wochen Überstunden, und unsere Leute kommen auch gleich wieder. Wenn wir nun nach Schluß noch Nachfrager hereinlassen und bedienen, wann sollen wir dann aufarbeiten?" Er sagte wieder prüfend blickend und wieder irgendwie und irgendwoher bewegt: „Sie haben eine anstrengende Geschichte hinter sich, was? — Ja, ihr Lüderitzbuchter, ihr wollt eben zu rasch reich werden." Er sagte: „Na, ich will es noch mal tun, damit Sie nicht vergebens gefahren sind; es ist sonst doch vorbei. Wieviel also? Sie haben doch wohl das Geld?" Rosch arbeitete an der Brieftasche herum. Er legte braune tausend Mark auf den Zahltisch. Der andere sagte: „Sechzehn? — Sechzehn Scheine? — Sie haben es gut vor. Eigentlich sollte ich die nicht mehr auf einen Happen abgeben!" Danach tat er die paar notwendigen Fragen. Er sagte beim Ausfertigen lächelnd: „Sie haben ja sicher schon was Bestimmtes im Kopfe? Sind's sehr große Reichtümer? Aber Ihr Asthma müssen Sie loswerden." Rosch griff die Scheine mit zitternden Händen. Er dankte, er lachte auch. Die Angestellten des Kontors kamen an ihm vorüber herein zur Abendarbeit und sahen ihn erstaunt an. Der Vorsteher rief: „Ihre vierzig Mark! — Sie haben die vierzig Mark der Herausgabe liegen lassen, die wollen Sie uns gewiß nicht schenken?!" Aber Rosch wandte sich nicht, ein Angestellter mußte sie ihm nachbringen.

Beim Heimwege dachte Rosch mühsam: „Tausend Mark und vierzig Mark wieder. Tausend Mark und vierzig Mark

wieder. Was ist jetzt sonst noch da? Ich brauche das Geld für das Weiter... Ich brauche das Geld."

Am Morgen wurde der Arzt in den Deutschen Hof gerufen. Er fand einen Mann angezogen in ziemlich abgenutztem Zeuge auf einem Gastbette liegen, den Kopf nach rückwärts in die Kissen gepreßt und die rechte Hand auf dem Herzen. Der Mann atmete sehr hastig, er schwatzte dann und wann aufgeregte Worte und atmete nach solchem Sprechen noch hastiger. Er hatte die Augen meistens überweit offen, sie waren schreckhaft und starrten an allem vorbei. Der Wirt sagte: „Wir haben ihm eben nur die Stiefeln ausgezogen und die Gamaschen. Wir wollen ihn gleich ganz ausziehen. Wir haben ihn noch mit Stiefeln und Gamaschen auf dem Bette gefunden, er muß sich gestern so hingehauen haben. Er war gestern abend zwischen sieben und acht noch auf der Kolonialgesellschaft und hat sich Schürfscheine geholt, das habe ich erst heute erfahren. Er liegt ja noch auf welchen. Danach muß er sich hingehauen haben. Vorher war er ausgezogen und lag richtig zu Bette. Das habe ich selbst gesehen. – Er heißt Rosch, er ist ein Kamerad von mir von der Truppe, er hat eine kleine Farm im Namalande, aber die Farm wurde im Aufstande zerstört. Er ist gestern von Lüderitzbucht gekommen, er scheint unter die Schürfer gegangen zu sein, er hat vielleicht was gefunden. Er hat niemand was erzählt. Die bei Woermann sagen, er sei dritter Klasse hergekommen von der Bucht, er habe in Lüderitzbucht im letzten Augenblick die Fahrkarte genommen, und er sei schon krank und ohne Gepäck gewesen; aber Geld muß er doch haben, ohne Geld gibt die Koloniale keine Schürfscheine heraus."

Der Arzt fühlte den Puls. Der Kranke murmelte: „Tausend Mark und vierzig Mark wieder." Und klagte: „Keine Scheine mehr, keine Scheine mehr!" Dabei wurden die Augen unheimlich. Der Arzt sagte: „Ja, ziehen Sie ihn aus. Ich komme gleich wieder, ich werde ihm erst einmal

eine Spritze geben." Er war auch gleich wieder da. Er sagte: „So, später bekommt er Morphium zur Beruhigung." Er sagte achselzuckend: „Wenn er auch früher nichts am Herzen gehabt hat, er hat irgendeine ganz blödsinnige Überanstrengung hinter sich." Er sagte: „Bis so was in Ordnung kommt, das dauert sehr lange; das müssen Sie schon wissen."

Es dauerte sehr lange. Der Juli verging, und der August verging, und der September verging. In den ersten Tagen des Augustmonats behauptete der Ungeduldige, er sei gesund. Der Kamerad sagte: „Treibe nur jetzt keine Dummheiten. Was hast du davon, wenn du dich mit einem Schlage wieder verdirbst; das zweite Mal löffelt man immer langsamer an solcher böser Suppe!" Aber Rosch zog sich eines Morgens an und schleppte sich zum Woermannhause. Wann irgendein Dampfer in den nächsten Tagen nach Lüderitzbucht gehe? Er brach im Woermannhause selbst zusammen. Danach hielt er Ruhe. Er verlangte nicht einmal mehr Zeitungen mit Nachrichten von Lüderitzbucht zu sehen. Er schrieb in den ganzen Wochen zwei Postkarten mit Bleistift und in schlechter Hand. Die erste war nach Gibeon gerichtet an Cornelius Friebott und besagte: „Ich bin krank. Ich liege schon lange bei einem Kameraden in Swakopmund. Unsere Sache steht günstig. Du brauchst nichts zu fürchten. Ich schreibe bald wieder von unten, und dann ist alles in Ordnung. Ich sage nochmals, Du brauchst nichts zu fürchten." Er behielt die vielbesonnene Karte noch runde acht Tage zum Überlegen bei sich. Die zweite Karte ging an Martha Rosch auf Farm Gründorn. Die Karte an die braune Frau hatte den gleichen Anfang wie die Karte an Friebott. „Ich bin krank, ich liege schon lange Zeit bei einem Kameraden in Swakopmund," dann hieß es: „Du kannst mir einmal schreiben in einem Briefe, wie es jetzt mit dem Hause und dem Viehe steht. Du kannst den Brief an das Postamt in Lüderitzbucht zum Abholen richten."

Der Arzt und der Kamerad wunderten sich, daß der

Kranke so geduldig geworden sei. Er widersprach nicht, er drängte nicht; man konnte meinen, er läge von den vier Kissen gestützt, nach und nach ohne die Hand auf das Herz zu pressen und starre und horche unablässig durch die Wände in eine Ferne und auf ein Ziel. Ja, daß die Augen entgegen ihrer früheren ängstlichen Verlorenheit ein Ziel fortwährend hielten, das wurde immer deutlicher. Nicht nur der Arzt bemerkte es und der Kamerad und dessen Frau, wer von Teilnehmenden vorsprach oder nur verstohlen zum Fenster hereinblickte, konnte es sehen. Und sie beobachteten richtig.

Als nach dem Unfall im Woermannhause die ersten Schmerzen vergingen und eine günstige Nacht gewesen war, zwang sich bei dem Erwachenden der Wille vor. Der Wille bestimmte wie seinerzeit auf dem müden wasser- und nahrungslosen Fußmarsche: „Wenn du nicht völlig gesund wirst, kommst du nie mehr bis zu deiner Fundstelle; dann helfen dir auch die sechzehn Scheine nichts, die du gerade vor Torschluß dir verschafft hast, dann bekommst du kein Abbaurecht, dann ist Friebott um sein Geld gebracht, dann kannst du für Luisens Kinder niemals nichts schicken!“ Und der Wille oder die Morgensonne verhießen zugleich: „Wenn du dich ganz stille hältst, wenn du immerfort hinsiehst auf die drei Tafeln, wirst du völlig gesund werden, und so lange du die Tafeln von hier aus im Auge behältst, wird niemand anders hingelangen!“ Der Arzt fragte den Wirt, als es auf die fast erstaunliche Genesung hinging: „Ist er schon bei der Truppe so teilnahmlos gewesen?“ Die Wirtin antwortete: „Teilnahmlos, Herr Doktor? Er ist doch nicht teilnahmlos, er hält nur eben jedes bißchen Kraft fest, weil er es braucht!“

In der letzten Septemberwoche kam ein Fremder, von dem der Wirt dem Kameraden erzählte, er sei in Lüderitzbucht gewesen und sei nach Swakopmund gekommen, um auch Windhuk zu besuchen, und er könne deutsch reden. Durch einen Bambusen ließ Rosch eine halbe Stunde später dem Wirte sagen, er wünsche sehr den Gast zu sprechen,

wenn dieser sich bemühen wolle; ihn gelüste es, etwas von Lüderitzbucht und dem Kaplande zu hören. Es war das erste Verlangen, das Rosch richtig äußerte seit dem Zusammenbruche im Woermannhause.

Am Abend dieses Tages verkaufte Rosch in seinem Zimmer bei geschlossenen Vorhängen weit unter Wert die drei Diamanten, um Geld in die Hand zu bekommen für die Bezahlung des Arztes und des Aufenthaltes im Gasthause und für die nächste Zukunft. Der Käufer versprach gerne, vor niemandem etwas zu erwähnen.

Danach war Rosch eigentlich plötzlich gesund. Die vollen Kräfte und die neue Spannung waren seinen Augen abzulesen und seiner Stimme abzuhören für jeden. Der Kamerad sagte: „Rosch, ich glaube, du bist übervorsichtig geworden!" Rosch lachte dazu.

Zwei Tage vor Abfahrt des Lüderitzbuchter Dampfers erschien er beim Arzte, er wolle übermorgen fort und bitte, seine Schuld bezahlen zu dürfen. Der Arzt sagte: „Ja, Sie können fahren, und meine Hochachtung, Sie haben sich gut gehalten. Über das Honorar können wir uns später verständigen, wenn wir uns wieder begegnen." Er sagte: „Mann, Sie haben doch eben nichts. Und was Sie haben, brauchen Sie jedenfalls nötig genug selber!" Die Bezahlung des Kameraden war noch schwieriger. „Ich habe in deinem Hause gelegen, ich habe dein Brot gegessen, ich habe Zeug von dir getragen, deine gute Frau hat mich gepflegt . . ." An diesem Tage gelang es nicht. Am Abend stand es schwer vor Rosch: „Ich bin in seinem Hause gewesen, ich habe sein Brot gegessen, ich habe seine Kleider getragen, er hat mir geholfen, er und die Frau haben mich keine Frage gefragt, ich habe ihnen keine Erklärung gegeben." Am folgenden Tage sagte er zu dem Kameraden: „Du bist kein reicher Mann. In deiner Dankesschuld bleibe ich ohnehin. Aber hilf mir jetzt von den Vorwürfen, die ich mir sonst mache", und er log, „ich besitze viel mehr als du denkst, viel mehr,

und vielleicht kann ich dir später reinen Wein einschenken!“ Da sagte der Kamerad: „Ich werde mit meiner Frau sprechen!“ Und er sagte zu seiner Frau: „Ich glaube ihm kein Wort; er hat immer gemeint, er hätte etwas zu vergeben, das ist seine Art.“ Aber die Frau rief, es sei besser, und da nahm der Wirt vor der Abfahrt kopfschüttelnd einen kleinen Betrag an.

Auf dem Dampfer war von anderen Mitfahrern allerlei zu hören, um das man sich jetzt wieder kümmern mußte. Seit dem zweiundzwanzigsten September sei das ganze Gebiet der Namibwüste von Lüderitzbucht bis zum Oranjefluß zugunsten der Kolonialgesellschaft gesperrt worden. Rosch sagte: „Ja, das weiß ich; aber wer noch Schürfscheine von der Kolonialgesellschaft hat, der kann Felder belegen, genau wie früher. Nur aus der Schürffreiheit ist nichts geworden, nur nach der Bergverordnung kann niemand schürfen!“ Und er lachte in sich hinein, während die andern über das unverständliche Geschenk des Kolonialsekretärs an die Kolonialgesellschaft zankten. Einer sagte: „Warum sperrt der Kolonialsekretär für die Gesellschaft und sperrt nicht für das Reich? Die Gesellschaft hat nichts für das Land getan. Dem Reich wäre es zu gönnen. Warum? Und am Bogenfelsen sind jetzt auch Diamanten gefunden worden! Wieviel mag noch zukommen zwischen dem Bogenfelsen und dem Oranje!“

„Am Bogenfelsen? Am Bogenfelsen?“ — Der Bogenfelsen, das vom Meer ausgewaschene Felsentor stand ein weites Ende südlich von Roschs Stelle an der Küste. Rosch lachte nicht mehr. Das Herz tat einen kleinen Augenblick weh wie in den schlechtesten Zeiten. Dann meisterte er sich und fragte laut: „Am Bogenfelsen? Und zwischen Elisabethbucht und dem Bogenfelsen, was liegt da?“ Die drei Sprecher wußten alle Antwort: „Zwischen Elisabethbucht und dem Bogenfelsen liegt nichts. Ganz und gar nichts außer Sand und Klippen. Nein, nein, das ist gewiß!“ Und

52*

der eine war wahrhaftig schon selbst über Elisabethbucht hinausgewesen der Küste entlang. „Klinghardt, der die Bogenfels-Diamanten gefunden hat, soll überhaupt von Kubub heruntergekommen sein mit Kamelen.“ Da konnte Rosch wieder lautlos und ohne eine Miene zu verziehen in sich hinein lachen. Aber es waren noch nicht alle Schrecken vorüber. Von den drei Sprechern offenbarte der, der vergeblich suchend über Elisabethbucht hinausgewesen war, er besäße drei Schürfscheine und sei bisher nicht fündig geworden. Er sagte: „Für den einzelnen ist überhaupt nichts mehr zu machen. Ich dachte, ich bekäme in Swakopmund oder Windhuk etwas Geld ...“ Er sagte: „Die Miete eines Pferdes kostete tausend Mark für den Tag, als ich unten fortreiste. Wie soll man das aufbringen, wenn man wochenlang ergebnislos schürft? Aber selbst, wenn einer fündig wird, wie soll er's dann bezahlen? Er muß doch fortwährend nach seinen Pfählen sehen, es liegt doch ihm ob, sie in Ordnung zu halten, bis vermessen ist und bis er abbauberechtigt wird. Und wie lange wird das jetzt erst unter der Sperre dauern?“ Er sagte: „Na, Hafersiebe zum Waschen des Sandes habe ich mir von Windhuk und Swakopmund mitgebracht. So viel Hafersiebe als überhaupt zu haben waren, sechsundzwanzig Stück. Wenn die Hafersiebe in Lüderitzbucht noch immer so teuer sind wie in der Woche vor meiner Abfahrt, dann ist wenigstens diese verdammte nutzlose Reise schön bezahlt durch das, was ich an den Sieben verdiene.“ Er sagte: „Ja, was bleibt einem denn nun übrig? Mit ein paar Mark geht's nicht mehr, auch nicht, wenn die paar Mark ein paar tausend Mark sind. Sondern, ob man will oder nicht, die einzige Möglichkeit, die einem bleibt, ist, daß man seine Schürfscheine in eine Gruppe unterbringt und eine Bareinlage dazu macht, und daß man dann trachtet, für die Gruppe loszuziehen, und für die Gruppe Pfähle aufzustellen, wenn die Gruppe nicht schon jemand hat. Am Ende sind allerdings viele Mitesser und Teilhaber da!“ Als er

sich ganz ausgeredet und ausgeklagt hatte, begann Rosch sich zu erkundigen; es gelang ihm sogar wie scherzend zu fragen: „Tausend Mark Miete für ein Pferd den Tag, Mann? Das erzählen Sie einem anderen." Aber der Schweigsame von den dreien mischte sich ein, er sagte: „Die Preise sind gewiß Zufälle des Tages, trotzdem will ich eine Wette mit Ihnen wagen, Herr Rosch, tausend Mark bar gegen eine Runde Whisky und Soda, die Sie morgen abend für uns viere bei Kapp bezahlen sollen — die tausend Mark zähle ich Ihnen in die Hand und will dazu eine Runde ausgeben — wenn Sie augenblicklich erstens in Lüderitzbucht ein Pferd oder Maultier überhaupt kaufen können, es sei denn ein Rennpferd, und das hält Ihnen in der Namib nicht aus, zweitens ein brauchbares Tier mieten können unter fünfhundert Mark für den Tag und ohne einen Einsatz, vor dem Ihnen schwindelt. Sie sollen zur Suche und zu dem Geschäfte von der Ankunft früh bis zum Abend Zeit haben. Meinetwegen gebe ich Ihnen zwei Tage Zeit. Wollen Sie nicht einschlagen?"

Nach diesem Schrecken verließ Rosch die Sprecher. Er gab an, er sei müde. Er schlief nicht ein, obgleich in der zweiten Klassekammer statt der vier Mann nur noch einer lag, die anderen waren in Swakopmund abgegangen, und obgleich dieser Mitschläfer nicht schnarchte und die Bullaugen offen standen, und obgleich Rosch diese Nacht der rauschenden vorüberlaufenden See, da es wieder auf Lüderitzbucht zugehe, so sehr ersehnt hatte. Er lag durchaus nicht vor Freude wach, die alte dumme Sorge stand vor ihm: „Wie soll ich es ohne Geld anfangen, wie soll ich es ohne Geld weiterbringen? Wie?" Er wagte sich selbst gar nicht vorzuschlagen, den Fußmarsch nochmals zu versuchen. Als die Gedanken sich zu diesem Vorschlage flüchten wollten, stach das Herz und kam die Angst nach Luft. Die Erinnerung war so stark, daß er kniete und den Kopf an das Bullauge brachte und tief Atem holte. Er dachte natürlich an die zwei Maul-

tiere, die auf der Polizeistation in Lüderitzbucht ständen. „Aber füttert die Polizei drei Monate lang Tiere für einen, der sie nicht abholt, der sich nicht meldet, der sich mit keinem Schritte selbst darum bemüht? Das fällt ihr gar nicht ein.“

An demselben Tage, an dem Rosch aus dem Landungsdampfer der Woermannlinie in Lüderitzbucht ans Land stieg, kam George Friebott mit der Bahn von Seeheim heruntergefahren. Sie wußten nichts voneinander. Sie hatten sich beide niemandem angemeldet. Wem hätte sich Rosch anmelden sollen? Daß Cornelius Friebott sich in Lüderitzbucht befinde oder doch eine Wohnstube besitze und inzwischen für sich und den Unternehmer auch eine Schreibstube mit einem Buchhalter aufgetan habe, war ihm unbekannt.

Cornelius Friebott befand sich im Charlottentale, er verbrachte die dritte Nacht dort, damit die mühsam zusammengeworbenen weißen Handwerker ihm nicht weggeholt würden und wegliefen vor Arbeitsende. Er und Rosch konnten sich also nicht zufällig in der Straße begegnen. George Friebott pochte, von der Bahn kommend, des Abends umsonst an die Schreibstube und an die Wohnstube des Vetters. Von den Hausleuten erfuhr er, der Verwandte baue irgendwo außerhalb der Stadt.

Cornelius Friebott hörte von Georgens Anwesenheit im Orte, als Richter, der Anteile der Felder im Charlottentale besaß, mit einem Kapstädter Deutschen zufällig herausgefahren kam. Er erschrak. Er fragte: „Mein Vetter? Mein Vetter? Was will er denn?“ Er dachte: „Wenn George nur vom Schürfen die Hände läßt!“ — Richter sagte: „Du weißt, scheint's, noch gar nichts? — Mann, das war keine kleine Aufregung gestern an der Diamantenbörse ...“ — so nannten sie in Lüderitzbucht die Zusammenkunft aller an den Diamantenfunden beteiligten Männer in einem Gasthause, wo Anteile verkauft und Gruppen gebildet und

Neuigkeiten besprochen wurden, — „das war keine kleine Aufregung! Oben im Lande, irgendwo in Fischflußnähe, wollten zwei Kerle, die aus dem Burenlager in Lüderitzbucht stammen sollen, Diamanten gefunden haben. Das hatten zwei oder drei Mann unter der Hand und bei Schweigegebot schon erfahren, denn die Kerle brauchten natürlich Geld und suchten Teilhaber, um voranzukommen mit ihren Funden. Aber die ersten Mitwisser haben den beiden Buren, oder wer die beiden Entdecker nun sind, nicht recht getraut, und diese wollten, was ihnen nicht übel zu nehmen ist, nicht mit der Sprache heraus. Na, dann ist das so gekommen, daß die Buren auf deinen Vetter trafen und mit ihm scheint's halbpart machten. Und vorgestern ist der eine Entdecker wieder erschienen mit Georgen Friebott zusammen, und George Friebott hat Steine vorgewiesen, die er gefunden hat; und nu mit eurem Namen und mit den Steinen war die Sache anders; den einen der Fremden haben wir hinausgekauft, und das Syndikat ist schon gebildet. Und ich habe jetzt mitgemacht. Und eine richtige Expedition, ordentlich ausgerüstet, wird losgehen. Es wird natürlich nicht gesagt, wann und von wo. Denn auf einmal haben mächtig viele die Ohren spitz und die Augen scharf, um hinterher zu fahren und gleich nebenan zu schürfen." Er fragte: „Was ist denn? Dein Vetter ist doch ein ordentlicher Kerl?" Cornelius Friebott sagte: „Aber wer sind die zwei Buren?" Richter antwortete: „Der eine ist ja schon raus." Er sagte: „Mann, tue nicht so. Wenn du nicht so schwerfällig wärest, müßtest du überall Anteile haben, und ich glaube, du hast keine, wahrhaftig gar keine." Und er sagte: „Mann, wir wollen dich noch hineinnehmen. Das haben wir beredet. Es wird eine ganz große Sache werden. Das mußt du verstehen. Da oben ist nicht gesperrt. Und wir haben hier was zugelernt. Wir im Syndikate werden uns dieses Mal vor Nachläufern und Mitläufern zu bewahren verstehen, bis wir alles belegt haben, was wir selber brauchen und was

uns etwas wert ist." Als er noch im Sprechen war, trat der Kapstädter hinzu, da schwieg er.

Knapp vor der Abfahrt bat Cornelius Friebott um einen Platz im Wagen, obgleich die Arbeit noch nicht fertig war und ihr Termin eingehalten werden mußte, und obgleich die fremden Handwerker erst am Morgen erklärt hatten, sie hätten keine Lust mehr, und sie wollten wenigstens am Abend einem weißen Menschen begegnen und in eine Bar gehen und sich den Sand aus der Kehle spülen können. Richter sagte: „Na, Gott sei Dank! Na, selbstverständlich!"

Aber Cornelius Friebott fuhr nicht mit, um sich an einem Syndikate zu beteiligen, und weil etwa der Rausch des Schätzefindens plötzlich wieder über ihn gekommen war; er fuhr mit, um Georgen zu sehen und zu sprechen, er fuhr am meisten mit aus einem unangenehmen Angstgefühle heraus. Seitdem Richter als erste Entdecker die zwei Mann aus dem Burenlager erwähnt hatte, hatte er immerfort jene Gesellen vor sich, in deren Gesellschaft er den Vetter in Keetmanshoop gesehen hatte. Er sprach sehr wenig auf der schönen Abendfahrt zur Bucht durch den stillen Sand; doch ein Stummer fiel neben Richtern nicht auf.

Richter sagte am Ziele: „Komm zu mir; George wohnt nicht bei mir, aber ich lasse ihn holen, ihr könnt beide mit mir essen." Cornelius Friebott entschuldigte sich, er sei tagelang nicht aus den Kleidern gekommen, er wolle sich waschen, er wolle sich umziehen. Richter sagte: „Ich wasche mich auch. Ich ziehe mich auch um. Das ist kein Hindernis!" Cornelius Friebott erwiderte, sie sprächen vielleicht im Laufe des Abends vor.

Während er sich umzog, kam dröhnend und lachend George Friebott herein. „... Nein, es ging auf einmal ganz schnell. Wie sollte ich dir da schreiben und zu was denn, wenn man sich doch bald sieht? Nicht wahr? – Nein, herumzigeunert habe ich gewiß nicht. Gar keine Rede. Ich war ganz richtig mit den Wagen fort. Jawohl. Ich war auch

auf der Farm bei dem Mädchen. Ich war sogar auf unserer künftigen Farm. Nur beim Zurücke kam mit eins die andere Sache wieder auf. Ja, so dieses und jenes wußte ich schon; so dieses und jenes hatten mir die beiden schon erzählt. Sie waren doch auch Frachtfahrer, und an den Kampfeuern redet man doch leichter mitsammen. Ja, nun wird es freilich eine Zeitlang kein Frachtfahren geben. Wir müssen erst einmal belegen, was sich belegen läßt. Das ist doch klar." Er sagte: „Mensch, die mit dabei sind, und du sollst auch mit zugehören, die waren gestern wie aus dem Häuschen." Er sagte: „Mensch, ich habe noch keinen Abend und keine Nacht so viel getrunken. So wie ihr das hier treibt. Jedoch ich habe alles schön weggeschlafen." Cornelius Friebott entgegnete: „Wie wir das hier treiben? — Irre dich nur nicht!" George Friebott schwatzte und lachte weiter, und sein Lachen und seine Jugend und sein Eifer und seine Hoffnung und sein Glück, dazu später Richters Pläne waren stärker als alle Bedenklichkeit.

An diesem Abend wenigstens glaubte Cornelius Friebott durchaus, daß dem Verwandten eins gelungen sei, und freute sich.

Am Morgen, als sie zusammen zur Diamantenbörse gingen, war der Bur englischen Namens mit dort. Er war rasiert und hatte einen kleinen Aufwand gemacht in Wäsche und Kleidung und neuen hohen, bis zum Knie verschnürten Stiefeln. George Friebott und der Bur wurden von allen Seiten angestarrt; daß sie die großen Entdecker an irgendeiner gänzlich unerwarteten Stelle des Landes wären, wußte inzwischen jeder. Dieser und jener versuchte auch mit dem Buren in ein listiges Gespräch zu kommen; der Bur hielt sich sehr ruhig und bescheiden, er ließ George reden, er wies geradezu an ihn. George Friebott verriet nichts, dazu war sein Witz zu geschwind; es geschah ihm aber in diesen Tagen zum ersten Male im Leben, Mittelpunkt zu sein, nicht nur ein jüngerer Zugehöriger, und er geriet daher in Schwung

und Fahrt. Viele Hörer rechneten den Schwung und die Fahrt der Entdeckung zugute. Und im Verlaufe der Börse wurden ohne Georges Wissen einige Anteile des Syndikates mit fünfhundert Prozent Aufgeld verkauft. Cornelius Friebott beobachtete den Buren mit dem englischen Namen eine Zeitlang. Er dachte: „Kleider machen doch Leute. Warum hatte ich ihn in solch schlechter Erinnerung? Oder war es der andere Mann aus Komgha, der den Eindruck eines schmutzigen Galgenvogels machte?" Einmal geriet er in die Nähe des Fremden beim Gange auf den Hof. Er meinte zu hören, daß diesem Angebote gemacht würden. Der Fremde erwiderte kurz: „Nicht genug! Nicht genug!", und sagte dann plötzlich: „Gut!" Cornelius Friebott erzählte Richtern, was er belauscht zu haben meinte. Richter antwortete: „Na ja, was wird es sein? Er wird noch einen seiner Anteile verkauft haben. Er hat doch noch genug davon. Und er hat nicht viel Geld in die Hand bekommen und hat vielleicht drängende Schulden!"

Am Nachmittage fuhr Cornelius Friebott nach Charlottental zurück. George Friebott fuhr mit ihm. Er sagte: „Es braucht mich morgen früh niemand einsteigen zu sehen, wenn der Zug von Lüderitzbucht abfährt und alles auf dem Bahnhofe steht." Sie sprachen danach fast nur von der Farm. George sagte: „Siehst du, nun ist es doch gut, daß sie in Windhuk solange mit der Zuschreibung warten, denn im Augenblicke sind wir beide festgebunden." Er sagte: „Well, wenn wir dann beide etwas Richtiges aufzuwenden haben, das gibt gleich eine ganz andere Geschichte mit der Farm." Und dann war er unversehens bei der eifrigen Schilderung des Mädchens. Er sagte: „Ich glaube, es ist alles in bester Ordnung. Zwar wirklich verlobt haben wir uns noch nicht, indessen sind wir uns einig. Und sie wartet jetzt, daß du auch hinkommst." Cornelius Friebott begleitete den Vetter an den Zug. Er dachte den ganzen Tag an ihn: Nicht an Georges Glück mit den Diamanten — wer selbst tüchtig zu

tun und ausreichenden Verdienst und kräftig zu essen hat, bleibt an dergleichen nicht lange hängen — er dachte an Georges Glück mit dem Mädchen. Es stand fast greifbar vor ihm, blond und groß und mit frischem, vergnügtem Gesichte. —

Er war dann vierzehn Tage hindurch wieder meistens außer Ortes und zwar nach Süden hin, nahe der Küste, wo Holz- und Eisenhäuser für eine neue Polizeistation errichtet wurden, die dem Schutze der Felder dienen sollte. Die Gehilfen waren in dieser Zeit fast alle auf eigene Rechnung bauen gegangen; wenn man vorwärts kommen wollte, blieb gar nichts übrig, als jede Arbeit mit- und voranzutun. Der Keetmanshooper hatte gegen Erwarten Aufträge an der Strecke Seeheim—Kalkfontein erhalten, er litt auch an der Leutenot und kam deshalb nicht zur Unterstützung, wie geplant.

Weil ein Zweifel entstand wegen der Stallung, ritt Cornelius Friebott nach Lüderitzbucht. Der Polizeiwachtmeister und der Sekretär und der Assessor rieten: „Sprechen Sie lieber mit dem Bezirksamtmann selber!" Der Bezirksamtmann entschied sich für den rundum geschlossenen Stall. Er sagte: „Vielleicht komme ich übermorgen hinausgeritten!" Er fragte: „Wie geht's mit den volkswirtschaftlichen Büchern?" Er sagte: „Nein, ich komme auch zu nichts; wir erleben augenblicklich unsere Volkswirtschaft hier, nachlesen und durchdenken müssen wir sie dann später." Er sagte: „Setzen Sie sich noch einmal hin. Erzählen Sie mir etwas über Ihren Vetter. Das ist doch Ihr Vetter, der George Friebott, der mit Richter und dem Buren Gower und ein paar andern im Fischflußsyndikat ist, und der jetzt da oben im Auftrage des Syndikats angeblich schürft und Felder belegt?" Er sagte: „Ja, daß er aus der Kapkolonie ist, das weiß ich. Ordentliche, fleißige Leute? Das dachte ich auch." Er sagte: „Ich hatte einen guten Eindruck von ihm, das muß ich zugeben. Er ist mit Ihnen gekommen. Er mußte

drüben nicht fort, was? Er hat drüben niemals etwas ausgefressen? Er kam mit Ihnen, weil er von den Engländern fort in eine deutsche Kolonie wollte. Er war hier die ganze Zeit mit Ihnen? Den Erckert-Zug hat er mitgemacht als Vormann bei der Staffel. Er wollte doch zur Truppe? Er konnte wohl nicht, weil er britischer Untertan war und nicht ausgebildet? Sie haben zusammen eine Kriegsfarm beantragt?" Cornelius Friebott gab die Antworten. Der Beamte äußerte sich in den Bestätigungen eigentlich nur günstig; dennoch empfand Cornelius Friebott das Ausfragen als unheimlich. Er bat zuletzt: „Ist es etwas wegen unserer Farm? Mein Vetter hat beantragt, deutscher Untertan zu werden." Der Beamte erwiderte: „Mit der Farm hat es nichts zu tun. Ich kann Ihnen jetzt weiter nichts sagen. Ich wollte Sie einmal hören." Cornelius Friebott ging zu Richters Gasthaus zum Essen. Er dachte: „Vielleicht weiß Richter etwas." Er mochte nicht zu fragen anfangen. Richter rief: „Hallo, du Fremder, wo steckst du eigentlich?" Er sagte: „Was ist denn mit dir, du bist ja furchtbar zerstreut, du gibst ja gar nicht acht, bist du nicht wohl? Hast du Unannehmlichkeiten gehabt?" Er sagte: „He he, natürlich, jetzt kann ich es mir denken! Du hast erfahren, daß die paar Syndikatsanteile, die im Handel sind, an der Börse heute Käufer suchten!" Er sagte: „Das laß dich nicht kränken, das bedeutet gar nichts. Es ist nur so gekommen, daß eine andere Gesellschaft doch herausgefunden hat, wo unsere Leute schürfen, und daß sie fast daneben zu prospektieren begonnen haben, und daß sie nichts gefunden haben; das ist doch ohne jede Bedeutung, so ist es hier fortwährend gegangen. Neben den reichsten Lagerungen gab es die ganz tauben großen Flächen." Cornelius Friebott erwiderte: „Mir hat niemand etwas erzählt. Aber wie geht es oben? Hat George geschrieben?" Richter sagte: „Sie haben unsere Felder belegt, es scheint gut zu gehen..." Da berichtete Cornelius Friebott, der Bezirksamtmann habe ihn nach

dem Vetter ausgeforscht, er habe wohl freundlichen Sinnes gesprochen, aber die Erkundigung sei auffällig gewesen, und auf eine Frage habe er entgegnet, er könne sich nicht erklären. Richter zog die Brauen hoch, aber dann winkte er ab. „Ach, er ist neugierig; ach, er hat den Ehrgeiz, die Leute hier und in der ganzen Diamantengeschichte genau zu kennen, und das soll er ja auch!" Er sagte: „Mensch, du bist immer gleich in Nöten für nichts und wieder nichts, das liegt dir so im Blute."

Zwei Tage später, als Cornelius Friebott und die zwei Gehilfen eben die Frühstückspause beendigt hatten, bellten die Stationshunde, die der Hottentottpolizeidiener schon angebracht hatte. Die drei Weißen und der eine schwarze Handlanger und der Braune sahen sich um; sie entdeckten zugleich, daß unter den Dünen der Bezirksamtmann mit zwei Mann der Polizeitruppe und einem zweiten Polizeidiener heranzogen. Der Beamte befand sich auf seinem Rundritte; er war bald da, er lobte die entstehende Station. Er sagte zu dem einen begleitenden Sergeanten: „Ihre Hunde haben Sie schon hergeschickt?" Er sagte: „Wir wollen aber erst später eine längere Rast machen, — nur mit Ihnen könnte ich einen Augenblick sprechen." Da erblaßte Cornelius Friebott zu eigenem Ärger. Der Bezirksamtmann wandte sich einem Klippenkopfe zu, davon sich Aussicht bot, und Cornelius Friebott schritt ihm nach. Der Beamte sagte, sobald sie außer Hörweite waren: „Herr Friebott, Ihr Vetter muß sich etwas in acht nehmen. Sie werden das ja jetzt erfahren, wenn Sie hier fertig sind und in den Ort kommen. Das mit den Fischfluß-Diamanten ist eine ganz faule Sache gewesen. Es ist gut, daß wir gleich Verdacht hatten, und daß es nur ein paar einzelne sind, die wirklicher Schaden trifft, Ihr Freund Richter ist einer davon, und Ihr Vetter wird ja selbst Haare gelassen haben." Er blieb stehen, er fragte: „Was ist denn mit Ihnen, hatten Sie etwa auch eine Summe in das Syndikat gesteckt?" Corne-

lius Friebott sagte, er sei mit wenigen hundert Mark beteiligt, „aber, aber, was ist denn geschehen?“ Der Beamte sagte: „Es ist nichts andres geschehen, als drüben im britischen und burischen Südafrika vielfach aufgeführt worden ist, die beiden angeblichen Buren haben die Felder gesalzen.“ Cornelius Friebott fragte bei rotem Kopfe: „Gesalzen? Gesalzen? Ich habe mich um solche Dinge nie bekümmert...“ Der Beamte sagte: „Also kurz, die zwei angeblichen Buren haben erst mal auf irgendwelchen anderen Feldern Taschen voll Diamanten gestohlen und haben diese da oben in den Sand gebracht; und weil sie wußten, daß ihnen bei uns nicht gleich einer trauen werde und wir uns die Leute doch etwas ansehen, haben sie sich Ihren Vetter ausgesucht und haben ihn die Steine finden lassen. Und das Geschäft wäre dann gewesen, mit dem Aushängeschild von Ihres Vetters Namen die eigenen wertlosen Anteile teuer zu verkaufen und selber über die Ostgrenze zu verschwinden. Aber ich habe die beiden verhaften lassen, den, der seine Teile schon los geworden war, und den, der zum Scheine noch mittat, und am Anfang war auch Ihr Vetter bei den Verhafteten. Er ist wieder losgelassen. Er muß es sich zur Lehre nehmen. Wir wollen von drüben gern lernen, doch von unserer Genauigkeit wollen wir lieber nicht lassen.“

Bei der Weiterarbeit merkte Cornelius Friebott, daß die zwei Gehilfen durch die Polizeireiter das Ortsgespräch von den gesalzenen Fischflußfeldern erfahren hätten. Sie tauschten lachend Meinungen aus über den groben Schwindel. Sie behaupteten, manches Feld sei wohl gesalzen, das gegenwärtig in Syndikate eingebracht werde. Es war anfangs eine harmlose Unterhaltung, ein richtiges Geschwätz zu eintöniger, heißer Arbeit in eintöniger Umgebung und unter heißem Himmel. Cornelius Friebott bewegte sich finster zwischen den beiden, ihm schien es, das Gerede sei mit Anzüglichkeiten gepfeffert. Es war auch nicht zu unterscheiden, wen die beiden vorhatten, wenn sie, natürlich bei gesenkter

Stimme, den Namen Friebott nannten. Das mürrische Schweigen des Arbeitsherrn fiel den Schwätzern allmählich auf, und wenn er irgendwann um eine Ecke herum war, wies der eine oder andere mit dem Daumen in seiner Richtung und sie zwinkerten sich zu mit den Augen, und sie sagten: „Der war gewiß auch dabei. Der hat allerhand verdient, was hat er davon? Hat er jemals gelebt? War er jemals bei Rennen zu sehen? Nicht einmal einen ordentlichen Trunk hat er sich abends gegönnt. Und nun, nun ist sein Geld wohl weg." Als der Arbeitsherr das Schweigen auch nach Schicht dauern ließ, gingen die beiden allein an die See zum Bade, und von da an hörte ihre Unterhaltung auf, harmlos zu sein. Sie fragten einander: „Was ist noch mit ihm?" — Sie sagten: „Wer ist denn schuld an der Geschichte, daß jetzt Menschen ihr Geld dicke los werden? Hätte den zwei Buren einer geglaubt? Die Menschen sind seinem Vetter auf den Leim gegangen. — Oh, sein Vetter und er haben am Ende gar nichts verloren. Nein, verloren haben sie nichts außer den Gründungsgewinn, hinter dem sie her waren; um den sind sie gekommen."

Wenn verkehrtes Geschwätz einmal hinaus ist, verstummt es nicht von heute auf morgen. Daß die beiden Gehilfen und Landstreicher nach beendigter Arbeit, als sie dreiviertel ihres Verdienstes zunächst in Lüderitzbucht vertranken, die Gerüchte über das Fischfluß-Syndikat nicht verschönten, das lag nicht zuletzt an Cornelius Friebotts einsamem und empfindlichem Stolze. Und die Landstreicher waren nicht sonderlich boshaft, sie wollten nur mitsprechen.

Am nächsten Tage bellten die Stationshunde wieder. Die Helfer saßen jeder mit einem Farbtopfe auf dem Dache, der eine auf dem zukünftigen Polizeiwohnhause und der andere auf dem Schuppen für die braunen Polizeidiener; Cornelius Friebott arbeitete im

Wohnhause. Cornelius Friebott hörte, wie der bequeme Strich des Pinsels über seinem Kopfe gleich innehielt. Der Helfer auf dem Schuppen rief dem Helfer auf dem Wohnhause zu: „Jetzt bekommen wir noch was anderes Neues zu hören!“ Cornelius Friebott dachte: „Das soll mich ärgern ...“ Er dachte: „Wer kann es aber sein? Die Polizei wird erst am Montag einziehen ...“ Die Hunde bellten auch nicht in der Richtung nach Norden und also nicht nach Lüderitzbucht zu und nicht nach Osten in der Richtung der nächsten Felder zu, sie liefen nach Süden, nach dem Meere hin. Danach fing in der Ferne ein Esel oder ein Maultier grüßend zu schreien an, und das Maultier des braunen Polizeidieners, das schon im Stalle stand, schrie kräftig Antwort; die beiden Helfer und die braunen Polizeidiener lachten alle drei laut aus, sie riefen sich unter dem Lachen zu, es sei einer auf einem kleinen Esel, seine Beine hingen so lang, wie der Esel hoch sei.

Da sagte Cornelius Friebott zu sich, obgleich jeder augenblickliche Anlaß fehlte, und obgleich er den Kameraden niemals auf einem Esel oder Maultiere gesehen hatte: „Es könnte Rosch sein. – Es ist Rosch!“ Er legte das Werkzeug hin. Er versuchte sich noch zurückzuhalten, er murmelte spöttisch: „Weil ich, weil ich gestern und am Abend und in der Nacht an ihn denken mußte? Deshalb? Deshalb?“ Aber die Anmeldung und der Trieb waren stärker. Er stülpte den breitrandigen Hut auf. Er trat rasch hinaus, er ging nicht erst ein paar Schritte vor die Häuser, um mit der Hand über den Augen oder mit dem Glase zu prüfen, er hielt stracks auf die Ferne zu, wo die Hunde den Eselreiter blaffend ansprangen. Es war eine plötzliche drängende Angst in ihm, die zwei Beobachter könnten belauschen, was Rosch und er einander sagen würden. Die Gehilfen waren nicht wenig erstaunt, als der eifrige, unermüdliche Pflichtmeister auf ein Hundegebell hin, und sei es hier außen, die Arbeit hinlegte. Sie waren so sehr erstaunt,

daß sie sich nicht einmal verstohlen zuwinkten, sondern sich nur aufstellten auf ihre Sitzbretter und wie der braune scheele Polizeidiener mit offenem Munde verharrten. Sie sahen den Reiter aufmerksam werden, sie sahen ihn unruhig werden, sie deuteten es später: „Er hat von der Station hier noch nichts gewußt.“ Sie konnten natürlich über die vierhundert Meter weg kein Wort hören, das die beiden miteinander sprachen.

Cornelius Friebott kam ohne jede Freude an. Cornelius Friebott sagte dem Kameraden entgegen: „Wo kommst du her? Wo kommst du jetzt her?“ Da stieg Rosch von dem kleinen Tiere und war richtig erschrocken über diese unerwartete Begegnung. Er sagte: „Ich habe dir nach Gibeon geschrieben, und dieses Schreiben hast du, scheint's, nicht erhalten.“ Er sagte: „Daß ich dir früher nicht geschrieben habe, das ist freilich nicht recht.“ Er sagte und rührte Friebotts Arm an und versuchte es heiter herauszubringen: „Du brauchst nicht zu denken, daß bei unserer Sache irgend etwas in Unordnung wäre. Ich habe selbst Schürfscheine in Swakopmund geholt, das war vor meiner langen Krankheit; es ist aber die ganze Zeit hindurch niemand an unserer Stelle gewesen. Und ich habe die sechzehn Pfähle richtig aufgestellt, und ich werde jetzt das Abbaurecht beantragen.“ Er sagte: „Ja, ja, so ist es.“ Er sagte bei angestrengtem Lächeln: „Du mußt wissen, ich bin nicht mehr so stark wie damals. Und ich hatte Schwierigkeiten, ein Tier zu bekommen.“ — Er sagte: „Vielleicht hast du von meinen zwei Maultieren gehört, die auf der Polizeistation standen, aber ich war in dieser Zeit nach Swakopmund gefahren, und ich hatte insofern Glück, als ich gerade vor Torschluß die Scheine bekam. Aber als ich dann krank lag, konnte ich mich um die zwei Maultiere nicht kümmern.“ Er sagte: „Ja, ich meinte, du könntest von den Tieren gehört haben, weil die Leute doch von den schlagenden Tieren sprechen. Eschen wollte die Tiere niemandem abgeben, er erklärte, sie sind

Roschs Eigentum. Nachher, als ich nicht kam, und als die Kosten der Fütterung anstiegen, da sind die Tiere dann freilich verkauft worden." Er sagte: „Die Polizei konnte mir die Tiere nicht wiederverschaffen. Doch, weil ich sonst nichts bekam, haben sie mir zu dem Esel verholfen, und ich konnte an Wasser und Proviant wenigstens hinreichend mitnehmen und konnte mich einen Teil des Rückweges tragen lassen." Roschs Sprechen war stotternd und ganz sprunghaft; nach den vergeblichen Versuchen heiterer Steigerung, sank er seltsam in sich zusammen. Friebott stand erstaunt und innerlich ärgerlich vor ihm ohne Verständnis und Echo. Als Rosch zu dem Versuche seiner Erklärung gelangt war, wie er an den Esel gekommen sei, kauerte er sich hin auf die rechte Ferse. Er sagte: „Kamerad, wenn du etwas zu trinken hättest ... Ich habe doch ein bißchen zu lange herumgemacht, und heute morgen hat es nichts mehr gegeben. Und wenn ich auch bis Abend in den Ort zu gelangen hoffe ..." Da sagte Cornelius Friebott: „Willst du mit hinüberkommen? Wir bauen die Polizeistation. Es sind noch zwei Männer mit mir an der Arbeit. Und der braune Polizeidiener ist da. Natürlich kann ich sie am Horchen nicht hindern."

Danach fingen die beiden Pinsler auf den Dächern wieder sachte zu malen an, denn sie sahen, daß Cornelius Friebott zurückkehrte. Sie riefen ihm zu: „Wo bleibt der Gast? Und wer ist er?" Cornelius Friebott antwortete: „Er will nicht erst herüber, er hat schlapp gemacht, ich hole ihm etwas zu trinken und zu essen, er ist ein Erckert-Kamerad."

Cornelius Friebott brachte den ganzen Rest der eigenen Vorräte an. Er dachte: „Ich kenne ihn doch gut. Wenn er erzählt, er habe heute morgen nichts gehabt, dann hat er schon zwei Tage nichts mehr Rechtes im Leibe. Er sieht auch erbärmlich aus. Und putzt er alles weg, bis morgen mittag sind wir ohnedies hier fertig und etwas Brot und

Kaffee kann ich den beiden andern zur Not abkaufen." Er sagte zu Rosch: „Schnaps habe ich keinen, aber eine Flasche Kapstädter Bier." Er sagte: „Ja, nun iß erst einmal!" Er sagte: „Eine Karte oder einen Brief habe ich von dir nie erhalten. Ich bin auch seit Mai von Gibeon fort, und jetzt ist Oktober. Ich habe in Keetmanshoop gebaut. Jetzt baue ich in und um Lüderitzbucht. Ich bin mit dem Keetmanshooper noch zusammen. Und ich will auch mit ihm zusammen bleiben bis zur Übertragung der Farm. Ich hoffe, daß die Übertragung nun bald geschehen wird. Ich habe an dem Leben in Lüderitzbucht keine Freude, obgleich ich ohne Zweifel hier viel mehr verdiene, als wir das auf der Farm sobald können werden. Ja, wir könnten hier wohl zu gutem Gelde kommen, der Keetmanshooper und ich, wenn wir es ganz richtig und geschäftsmäßig betrieben und auf lange Sicht einrichteten. Aber bin ich nach Deutsch-Südwestafrika gekommen, um Geld zu verdienen oder um ein Leben auszuleben bis in die Ecken ganz hinein ...? Das hier und jetzt, das ist doch nur drüberweg ..." Rosch trank und aß und schlürfte und kaute. Er begann sich selbst zu wundern über seinen Hunger und über die große Freude, die reichliches Essen verursachen könnte. Er lachte zuweilen auf und besonders, wenn der Esel ihm Brot aus der Hand zupfte, das er sich abgeschnitten hatte, und wenn das Tier aus dem Blechbecher kalten Kaffee zu trinken verstand. Er spürte, daß das ordentliche Essen und Trinken Mut mache. Er dachte: „Ja, ja, das ist doch der Kamerad Friebott; und nun wäre eine Gelegenheit zur Besprechung. Warum redet er so an allem vorbei? Was gilt denn das jetzt, was er da sagt? Es gilt nichts." Als er meinte ganz satt zu sein, begann er etwas umständlich und in Tönen zu reden, teilweise, weil er wirklich nun Stolz in sich aufquellen fühlte, und teilweise, weil ihm schien, nur auf diese Weise sei seine Sache richtig anzubringen, nur auf diese Weise könne sie trotz dem Esel und der Verhungerung und dem eigenen zer-

fallenden Anzuge und der deutlichen Ungewaschenheit und den Monaten ohne Benachrichtigung und der Geldnot, davon er doch sprechen müsse, richtig gewertet werden. Er sagte: „Ja, Kamerad, du und ich, wir sind nun auf dem Wege dazu, wohlhabende Männer zu werden. Zwar weißt du, daß es mir nicht geglückt ist, als erster an erster Stelle die Diamanten zu finden, dennoch bin ich ein erster geworden, wo noch niemand war. Und das Vertrauen, das du mir entgegen brachtest, wird also seine Belohnung finden. Das kann ich dir heute erklären. Ich habe auch die Schürfpfähle in deinem und meinem Namen zusammen aufgestellt. In deinem und meinem Namen soll jeder Schritt geschehen." Er sagte: „Wir sind so weit, wenn man alles überlegt und namentlich die große Entferntheit des Fundortes, billig zu unserem Besitze gekommen: Du hast mir dreitausend Mark mitgegeben, und wir sind beide noch verantwortlich für das Pferd, das ich leider verloren habe, ich habe meine Kenntnis der Diamanten hinzugetan und vielleicht darf ich behaupten, daß ich mein Leben gewagt habe, und daß von meiner Gesundheit ein Stück dahinbezahlt ist. Ich denke gar nicht daran, die beiden Seiten gegeneinander aufzurechnen, Kamerad, du sollst nur erkennen, daß von mir nichts vertan worden ist. Denn die dreitausend Mark sind allerdings verbraucht; ich habe dazu den Erlös von drei schönen Steinen einsetzen müssen; ich habe geknausert, das kannst du glauben!" An dieser Stelle unterbrach Cornelius Friebott zum ersten Male, er hatte bis dahin auf dem Sande liegend und mit dem Zeigefinger im Sande stochernd und ohne das Gesicht zu zeigen, sich still verhalten, er sagte: „Höre, falls du Steine bei dir haben solltest, ich weiß nicht, wie lange du draußen warst, aber ohne Berechtigungsschein, sie nennen es ohne staatliche Lizenz, darf sich keiner mehr im Besitze von Rohdiamanten befinden. Sie sind jetzt mächtig dahinter her, weil von den Feldern so viel geschmuggelt und gestohlen wurde. Ich wollte dich nur daran erinnern,

ehe ich es vergesse, und damit du nicht in böse Ungelegenheiten kommst.“ Die Unterbrechung geschah an störender Stelle. Rosch sagte: „Ja, ja, Steine habe ich dieses Mal nicht mit. Und die Verfügung kenne ich. Wir haben doch auch zum Aufzeigen Steine eben nicht nötig. Wir wollen ja nicht mit anderen zusammen ein Syndikat gründen.“ Es war nicht sehr ermutigend, daß Cornelius Friebott unverständlich spöttisch hinsagte: „Nein, wir wollen kein Syndikat gründen!“ Es klang so, als wenn Cornelius Friebott schlechthin ungläubig geworden wäre. Rosch sagte und gab sich Mühe: „Wir wollen also kein Syndikat gründen, jedoch zum Weiterkommen ist Geld nötig; wir müssen die Pfähle in Ordnung halten, wir müssen die Umwandlung in Abbaufelder beantragen, wir müssen vielleicht eine lange Wartezeit ertragen, ich kann in dieser Wartezeit arbeiten für andere Unternehmen, ich muß dennoch bereit sein, loszugehen...“ Er sagte: „Ja, das ist doch so...? Oder verstehst du es anders? Geld ist nötig, du kannst weit und breit fragen, ob nicht viel mehr Geld nötig ist, als einer denkt. Und wenn wir es nicht aufbringen, wir beide, dann bleibt doch gar nichts übrig, als daß wir andere hineinnehmen...“ Er sagte: „Sieh mal, ich bin jedermanns Gutfreund, aber in diesen Dingen bin ich vor anderen bange...“ Da sagte Cornelius Friebott, und es klang steif und ungeschickt und hochmütig und sogar feindselig, er habe aber kein Geld mehr zu Glücksspielen, ihm sei am liebsten, wenn er, da er noch anderen Ortes törichterweise eins gewagt habe, die dreitausend Mark, oder soviel davon gerettet werden könne, in nicht zu ferner Zeit zurückbekäme, er müsse Geld haben, sobald es mit der Farm Ernst werde. Es sei ihm auch gar nichts daran gelegen, daß bei Verhandlungen mit Dritten sein Name genannt werde. Der Name möchte nach Dingen, die dazwischen geschehen seien, das sagte er fast höhnisch, die geschehen seien ohne seine Schuld, einer Sache nicht einmal gut tun... Er sagte: „Rosch, es gibt

ein gutes Wort, Schuster bleibe bei deinen Leisten; und die nicht zu Händlern geboren sind, die sollten nach dieser Seite nicht laufen. Es geht bei ihnen jedesmal so zu, daß sie auf die unehrliche Seite rutschen oder gestoßen werden, der händlerische Weg ist ein so glatter Weg ..." Er sagte: „Ja, das Schätzesuchen, das liegt an den Händlerwegen, das meine ich; ich meine, alles liegt am Händlerwege, bei dem für geringe Leistung einer zu einem unverhältnismäßigen Gewinne zu kommen trachtet." Rosch sah ihn an. Rosch sagte leise: „Kamerad, ist meine Leistung so klein? Kamerad, ich bin doch zweiundvierzig Jahre alt, ich habe mich doch immerfort bemüht, zu etwas zu kommen." Er sagte: „Kamerad, du kannst doch meine Wege nachprüfen, du kannst doch alles nachprüfen ..." Er sagte: „Gut, Kamerad, gut, wenn du meinst, du könntest von hier aus nicht hinreiten, weil das Gebiet gesperrt sei und du eine Erlaubnis haben müßtest, gut, Kamerad, dann beantrage die Erlaubnis in Lüderitzbucht, und ich bin jederzeit bereit, und du kannst dich mit mir zusammen überzeugen ..."

Sie kamen aber nicht zu gegenseitigem Verständnis und taten sich nach einer Viertelstunde auseinander. Rosch ließ sich den Rest der Vorräte einpacken, und Cornelius Friebott ging zur Arbeit zurück. Cornelius Friebott war in keiner Weise mit sich zufrieden. Er dachte fortwährend: „Nein, Rosch ist kein Betrüger, sondern er glaubt nur stets, wo er hofft. Und was er mag durchgemacht haben und wie sah er aus!" Bei Rosch wirkte die gute Sättigung nach einiger Zeit von neuem, er begann zu lachen, er sagte vor sich hin: „Cornelius Friebott will um keinen Preis glauben, daß er ein wohlhabender Mann sein wird; er will um keinen Preis glauben, daß ich ihn zum wohlhabenden Manne gemacht habe." –

Cornelius Friebott hatte einen schlechten Empfang erwartet in Lüderitzbucht, aber ihm schien, die Wirklichkeit übertreffe die Erwartung. Wo er ging und stand, wurde er

auf die eine Sache hin angeredet; und es gab kein Weglaufen, und die Nachfrager richteten es auch so ein, daß man ihnen nicht übers Maul fahren konnte. „Nun, Sie sind wohl auch ordentlich gezwickt worden? — Ein paar Leute sollen ihre ganzen Groschen verloren haben; hatten Sie sehr viel dabei? — Es ist eine Schande wert, daß die beiden sogenannten Buren Ihren Bruder so mißbrauchten. Es ist doch Ihr Bruder? — Wo ist denn Ihr Vetter? Er hätte gar nicht mit verhaftet werden dürfen. Ist er wieder frei? — Es ist nur gut, daß die anderen Prospektoren gleich nachgekommen sind und die Schwindler entlarvten. Was? Es war ein Glück für alle die, die bereit waren, Geld zu wagen. So scheint mir. — Das Ganze ist wie ein ungeheurer Witz: Der eine Bur läßt sich Anteile einer angeblich geheimen Entdeckung abkaufen. Die Käufer sind stolz darauf, daß es ihnen gelang, wenigstens den einen Entdecker gleich und, wie sie meinen, billig loszuwerden. Der Biedermann läuft hin und verrät an neugierige Prospektoren, wo die Stelle seines verkauften Geheimnisses sich befinde, damit sie nebenan beginnen könnten. Der Verrat bringt ihm ein anderes Stück Geld ein. Für so etwas wird gut bezahlt. Und die zweite Expedition, die zum Ärger der ersten und trotz allen Vorsichtsmaßregeln zur Geheimhaltung plötzlich nebenan erscheint, auf ungesalzenen Stellen, deckt den Schwindel auf, dem sie und die erste Expedition zum Opfer gefallen sind. Sie sind ja nur ein kleiner Verlierer, Sie müssen nicht böse sein, daß ich einmal auf die spaßhafte Seite hinweise." — Solche Fragen, solche Anreden können ganz harmlos, ja freundlich gemeint sein; es kann auch zufällig sein, daß, wo man hinkommt, die Menschen mit Betonung von dem großen Fischfluß-Betruge sprechen. Cornelius Friebott lachte einmal selber, das war gleich im Anfang, als Richter ihn, wahrhaftig Richter ihn, zur Rede stellte, wie George Friebott sich so sehr habe zum Narren halten lassen mögen. Sein hartes Lachen brachte Richtern

zur beschämten Besinnung. Richter führte als Entschuldigung oder als Erklärung an, wenn man Tag für Tag die Menschen ihr Zeug schwatzen höre, dann käme man endlich dazu, statt sich selber an der Nase zu fassen, die Schuld bei anderen zu suchen, sogar die Schuld der Dummheit. – Kein Lachen verursachte der besorgte Brief des Keetmanshoopers, was denn wirklich geschehen sei, ob die Sache noch anders stünde, als die Zeitungen verbreitet hätten, ob Cornelius Friebott doch eine besondere Rolle mitgespielt habe, ob er vergessen habe, was sie beide sich zugesagt hätten, daß sie an Gründungsgeschichten nicht namentlich beteiligt sein wollten.

Am schlimmsten wurden die paar Tage, an denen George Friebott plötzlich erschien, ziemlich ahnungslos, schon wieder vergnügt, und als die beiden in den Straßen und bei der Mahlzeit zusammen gesehen wurden. George Friebott sagte: „Du, es wäre doch schön gewesen!" Er sagte: „Nein, nein, ich lasse gewiß meine Finger von diesen Dingen. Das Mädchen hat mir auch deshalb geschrieben." Er sagte: „Du, ich habe doch meinen Farmanteil damals schon in Windhuk hinterlegt. Und von dem Verdienste bei Hesselmann habe ich Vieh gekauft, das weißt du." Er sagte: „Es sind nun ein paar Forderungen entstanden gegen mich in Verbindung mit der Syndikatssache. Ich möchte es auf einen Prozeß nicht ankommen lassen. Kannst du mir den Betrag vorschießen?" Cornelius Friebott gab das Geld her. Schon am zweiten Abend kam Richter in die Wohnung hinüber, wo die beiden Vettern beieinander saßen. Er sagte: „Ich will dich nicht wieder ärgern. Ich hätte dich auch lieber allein gesprochen. Höre mich geduldig an. George muß weg. Am besten ist, er fährt gleich morgen früh. Die Leute hatten sich etwas beruhigt, da kommt er an. Und es sind doch nun einmal welche, die nicht begreifen wollen, daß George am schlimmsten angeführt wurde." Er sagte zu Georgen: „Ja, von Ihrem guten Gewissen rede ich gar nicht, ich rede von der Dummheit anderer Menschen. Wenn

die Verhandlung gegen die zwei Schwindler stattfindet, und das letzte Stäubchen Ihnen abgebürstet wird, und wenn das blank und klar auf dem Bezirksgerichte zu hören und in den Zeitungen zu lesen ist, ja, auch dann bleiben Sie noch besser eine Weile von hier fort." Er sagte: „Vielleicht ist der geschäftliche Schaden für Ihren Vetter nicht groß, vielleicht erleidet er durch Ihren Besuch gar keinen Schaden, der in Zahlen am Monatsende ausgedrückt werden kann, denn daß er gewissenhaft und genau und rasch arbeitet und noch zu kleine Preise macht, das weiß jeder, und also erkennt jeder seinen Nutzen an ihm. Aber in der Kolonie, drüben und hüben, wo es noch wenige Menschen gibt, wird jedem von allen ein ganz verflixtes geheimes Konto der Nachrede geführt." Er sagte achselzuckend: „Ja, auf diese Weise halten sich nun einmal wenige Menschen gegenseitig in leidlicher Ordnung. Das ist so in der ganzen Welt. Ist es daheim in den Dörfern anders?" George Friebott hörte zu wie ein gescholtener Junge. Cornelius Friebott sprach entgegen und verlangte endlich in hellem Ärger, daß das Gespräch verlassen werde. George Friebott mußte kämpfen, daß Cornelius Friebott ihn abfahren ließ. –

Obgleich schon seit dem einundzwanzigsten Oktober sich niemand mehr im Besitze von Rohdiamanten befinden durfte ohne Erlaubnis des Bezirksamtes, kamen noch mit jedem Schiffe jüdische Diamantenkäufer von Kapstadt an und waren in den Straßen des Ortes und in den Schenken zu sehen, und mit jedem Schiffe kehrten welche nach Kapstadt zurück. Es war ein beständiges Hinundher. Sie hatten den englischen Diamantenkäufern voraus, daß sie entweder selber in Deutschland geboren waren oder von in Deutschland geborenen Eltern stammten oder aus Rußland und Polen herrührten, und dann jiddisch sprechend, jeden verstehen und von jedem verstanden werden konnten, und daß ihnen auch deutsches Wesen nicht ängstlich fremd war wie den Briten. Sie und die gelegentlichen englischen und fremden Aufkäufer

sagten natürlich nicht, was ihr besonderes Vorhaben wäre. Sie erklärten dem Einwanderungsbeamten des Bezirksamtes, sie wollten sich nach Geschäften umsehen und seien britische Untertanen. Sie erklärten bei und vor der Abfahrt und schon in den Gasthäusern mit verächtlicher Stimme und bewegten Händen, in Lüderitzbucht sei gar nichts zu holen, und die Deutschen verstünden es eben nicht, was sie ja selber wüßten und selber sagten. Daß für die kommenden und gehenden Händler dennoch etwas los sei, wußten das Bezirksamt und das Zollamt genau. Sobald das Schiff Anker hoch gegangen war und in der Richtung Kapstadt und in den Abend dampfte, setzten sich die scheinbar verstimmten Männer im Rauchzimmer um Kartentische und wurden vergnügt und lärmend und bestellten Sekt in Lagen und spielten nicht Skat und Whist und Bridge, sondern Poker um schwere Einsätze und blieben oft die ganze Nacht dabei. Sekt und Poker und hohe Einsätze, wenn sie immer wiederkehren, sind keine Zeichen dafür, daß vorher nichts los gewesen ist. Das kaiserliche Bezirksamt und das kaiserliche Zollamt gaben sich große Mühe; und die Kapstädter Polizei wurde auch immer aufmerksamer; ihr lag an Hehlergeschäften und unerlaubtem Diamantenhandel bei den Deutschen nicht sehr viel, sie meinte indessen, wer das Geschäft in Deutsch-Südwest mache, werde dem gleichen, kostbaren, verbotenen und hochbestraften Geschäfte im Kaplande nicht ganz fremd sein, vielmehr schon im englischen Südafrika gelernt haben, wie man's umsichtig betreibe. Daß die Herren sehr geschickt seien, sahen die deutschen Behörden nach und nach ein; die Kapstädter Polizei wußte es schon lange. Die bürgerlichen Lüderitzbuchter betrachteten die Herren mit gemischten Gefühlen, sie sagten, sie bringen Geld her; sie sagten: laßt sie doch auf die Börse kommen, sie verhelfen Anteilen, hinter denen etwas steckt, zu ihren wirklichen Werten; sie sagten stolz: wo der Jude hinkommt, da wird Geld verdient, sie zeigen unsere Bedeutung an; sie sagten: die

Leute kommen als englische Untertanen — das unterstrichen die Fremden fortwährend, auch wenn sie herzzerreißend englisch redeten — schon deshalb muß man ein Auge zudrücken, es kann nachher nicht mehr heißen, daß wir Deutsche immer nur zum Engländer laufen und bei ihm Geschäfte suchen. Die ablehnenden Urteile und Meinungen braucht man nicht weiter anzuführen; daß die Besitzer von Abbaurechten keine Freude am Erscheinen fremder Hehler hatten, auch wenn diese Hehler sich ihrer englischen Untertanenschaft brüsteten, und daß die Beamtenschaft des Staates fremde, schlaue, spöttische, patzige Gesetzesübertreter nicht mit warmer Menschenliebe betrachtete, ist selbstverständlich.

In Lüderitzbucht sprach alles laut, noch lauter als die Menschen an der Meeresküste meistens sprechen. Aber trotz dem deutschen Geschrei waren die Fremden immer herauszuhören durch das schnellere Zeitmaß und das angestrengte Krähen eines kleineren Brustkastens und durch das beflissene Einmischen englischer Worte und englischer Flüche in die eigene verbasterte Sprechweise.

Als George abgereist war und Cornelius Friebott am Abend einmal wieder hinter den seltenen Büchern saß, mehr sich zwingend, um die Gedanken abzulenken, als aufmerksam und aufnahmefähig, hörte er vor seinem Hause drei der Fremden sich unterhalten. Er versuchte nicht die Unterhaltung zu verstehen, er grub die Fäuste in die Ohren. Er merkte immerhin, daß nach einer Weile ein Abschiednehmen stattfand; dann wurde an seine Türe gepocht, und als er nicht gleich aufsprang, an das verhangene Unterfenster und wieder an die Türe. Er öffnete unwirsch. Er rief hinaus: „Das ist ein Irrtum, die richtige Haustüre ist nebenan." Der Fremde sagte: „Nein, Herr Landsmann, ich will Sie besuchen! Sie werden mir die späte Stunde nicht übelnehmen, old chap!" Der Fremde drückte wider die Türe und schob sich herein. Er lachte, weil Cornelius Friebott ein langes, törichtes Gesicht zog. Er sagte: „Warten Sie, Lands-

mann, wenn ich die Lampe hochhalte..." Er ging auf den Tisch zu und ergriff die Stehlampe. Danach war Henry Denver nicht länger zu verkennen. Cornelius Friebott dachte: „Damals, damals, als ich von Aliwal nach Rouxville lief und mit dem schweren Packen nicht weiter kam und ganz ausgepumpt war, damals hat er mir doch geholfen, das bleibt bestehen." Cornelius Friebott reichte die Hand hin, er sagte: „Setzen Sie sich, Herr Karfunkelstein, setzen Sie sich. Wie geht es Ihnen, sind Sie auch einmal hergekommen?" Denver setzte sich. Denver verbesserte die Verwechslung seines neuen mit dem alten Namen nicht. Denver sagte: „Well, Landsmann, Sie haben mir nie geschrieben. Haben Sie die Karte verloren, die ich Ihnen im vorigen Jahre gab?" Er sagte: „Look here, Landsmann, habe ich es vorausgesagt, jetzt sind Sie unter die Schürfer gegangen, und die Diamanten sind gefunden." Cornelius Friebott antwortete, die Diamanten seien allerdings gefunden; und durch die Diamanten habe er gleich vielen schöne Verdienstgelegenheit als Handwerker bekommen, bis die angestrebte Farm ihm zugeschrieben werde, aber mit dem Schürfen habe er gradeaus nichts zu tun. Danach ging es eine Weile wie beim Ballspiele zu; Karfunkelstein-Denver tat in immer neuen Wendungen dar, daß Cornelius Friebott am Diamantengeschäfte beteiligt sei und seine geheimen Wissenschaften haben müsse, und Cornelius Friebott wehrte jedesmal ab. Cornelius Friebott dachte: „Was will er? Er will doch irgendwo hinaus?" Er wurde nicht ärgerlich, als Karfunkelstein schließlich beinah grob sagte: „Landsmann, daß Sie früher ein Schlemihl gewesen sind, das weiß ich gut. Sie haben für die Buren gekämpft, Landsmann. Sie haben gemeint wie so ein richtiger eingebildeter deutscher Fulder, wenn er sich nicht quält mit Handarbeit bis zum Verrücktwerden, dann sei es nichts Rechtes..." Cornelius Friebott erwiderte gleichmütig, vielleicht sei es so, sie seien auch verschieden alt, fünfzehn Jahre auseinander, und Denver sei

achtzehn Jahre länger in Südafrika, und wenn diese Jahre ihm selber hinzugekommen wären, dann müßten sie zusehen, was jedem gelungen sei. Da rückte ihm Denver näher, er tupfte ihm auf die Brust, er sagte leise: „Look here, old man, this is no use ...“ Cornelius Friebott lehnte sich zurück aus der Berührung, er sagte: „Sie können das auch deutsch sagen, es heißt: Diese Art Unterhaltung hat keinen Wert ...“ Denver sagte leise wie vorher: „Gut, Herr Friebott, das meine ich; jetzt machen Sie den Oberflügel der Fenster zu, man kann doch hinaushören, wie man hereinhört ...“ Cornelius Friebott sah den Besucher einen Augenblick erstaunt an, aber er schloß die Fenster, er sah auch zur Türe hinaus. Er sagte: „Es wird heiß im Zimmer von der Lampe; es ist doch kein Gasthaus hier in der Straße, es geht kein Mensch mehr hier vorbei, es sei denn ein Heimkehrer, der schwer geladen hat ...“ Denver sagte gedämpft: „Ich weiß, daß Sie am Fischfluß-Syndikate beteiligt waren ...“ Er sagte, obgleich Cornelius Friebott zunächst nichts erwiderte: „Ja, ich weiß, daß Ihr Vetter am meisten damit zu tun hatte.“ Er sagte: „Ich weiß auch, daß Sie verloren haben ... Woher werde ich das wissen? Es wird überall erzählt.“ Cornelius Friebott dachte: „Fängst du davon an? Davon mag ich endlich nichts mehr hören; schwätzt ihr untereinander weiter, was ihr wollt ...“ Aber er verbot nicht, ihm fiel ein: „Wenn ich verbiete, kommt er noch schwerer zum Ziele, und das Ziel will ich doch wissen.“ Der andere sagte: „Wer verliert gern? Das tut keiner. Ein Geschickter hätte die Anteile vorher verkauft, bevor der Spaß heraus war ...“ Er sagte: „No, ich weiß, daß Ihnen das nicht liegt. Sie haben noch zugezahlt, Sie haben für Ihren Vetter bezahlt; Sie haben bezahlt, was Ihr Vetter gar nicht schuldig war.“ Er nickte mit dem Kopfe; ob der Ausdruck nun lächelnde Freundlichkeit oder gutmütigen Spott oder wohlgesonnene Herablassung vermitteln sollte, war nicht ganz ersichtlich. Er kam auch einer Erwiderung

zuvor, er beschwichtigte tippend: „Ich weiß es doch, Landsmann, ich habe es doch genau gehört, und wir sind unter vier Augen. Landsmann, Sie haben Ihr ganzes Geld an Ihren Vetter gegeben, und Sie müssen für die Farm bezahlen, und Sie sind dann in Schwierigkeit ..." Er blickte wirklich anteilnehmend. Er sagte: „Aber hören Sie, Sie brauchen sich nicht zu sorgen ..." Er flüsterte: „Sie und Herr Rosch haben zusammen einen sehr schönen Fund gemacht ..." Er lachte: „Na, sehen Sie, daß Sie unter die Schürfer gegangen sind ..." Er sagte: „Old man, ich will nicht versuchen, Ihnen Ihre Anteile abzuhandeln. Herr Rosch will nicht verkaufen, und Sie sollen auch nicht verkaufen, obgleich Sie noch genug Schwierigkeiten haben werden mit den Anteilen." Er sagte: „Behalten Sie, behalten Sie, und machen Sie das Geschäft, aber geben Sie's niemand anderm, ich zahle mehr als die andern, ich zahle Ihnen viel mehr." Er flüsterte: „Hören Sie, Sie haben die Schürfgebühren bezahlt, Sie und Rosch, Sie haben die reiche Stelle gefunden, Ihre Steine liegen da draußen im Sande. Sie brauchen jetzt Geld? Ist das recht?" Er flüsterte eifrig: „Ist das recht, daß man Ihnen Schwierigkeiten macht, wenn Sie und Herr Rosch Geld brauchen?" Er flüsterte: „No, die Steine im Sande gehören doch Ihnen und Herrn Rosch? Oder gut, sie werden Ihnen gehören, und Sie sind auf die Steine nichts schuldig." Er flüsterte hastig: „Ich will von dem kaufen, was Ihnen gehört. Ich zahle richtige Preise für die Ware. Ich kaufe nicht von Diamantendieben ..." Cornelius Friebott horchte und horchte und wunderte sich. Er dachte: „Hat Rosch mit ihm gesprochen? Woher weiß er dies alles? Sind Roschens Funde solche Mühe wert? Hat Rosch Schwierigkeiten mit dem Abbaurechte oder ist es nur die gewöhnliche Schererei? Hat Rosch in der Tat großes Geld im Sande liegen? Wo ist Rosch? Warum geht mir Rosch aus dem Wege?" Der Besucher faßte ungeduldig nach ihm: „Well, Landsmann,

well?" Da schob Cornelius Friebott die Hand zurück, er sagte in seiner langweiligsten Weise, er habe bei dem Schwindelsyndikate ein ganz Geringes verloren, er habe dem Vetter zur Rückzahlung an Geschädigte einen geringen Betrag geliehen, der schon gedeckt sei — dies war unwahr —; er sei keineswegs in irgendwelcher Verlegenheit — dies war wahr —; er sei trotz der wiederholten Behauptungen kein Schürfer, er habe dem Kameraden Rosch lediglich eine kleine Summe vorgeschossen — das war wiederum unwahr, denn er empfand die Summe durchaus nicht als klein —; er besitze keine Steine, im übrigen würden Steine auf Schürffeldern erst Eigentum nach Erteilung der Abbaurechte und könnten solange nicht weggenommen und nicht verkauft werden, aber auch der Verkauf von Diamanten an irgendwen sei verboten und werde bestraft. Denver versuchte nach einer Weile und immer flüsternd und jetzt mit lebhaften und genau sehenden Augen abzuprüfen, ob Cornelius Friebott im Ernste sei oder vielleicht doch nur hinter einer Maske hervorrede. Cornelius Friebott hätte gern erfahren, wie der Besucher zu seinen Nachrichten gekommen sei, deshalb gab er weiter knappe Antworten und ertrug die Hitze des geschlossenen Zimmers. Jedoch Cornelius Friebott erfuhr nichts, und auch Denver lenkte endlich in ein anderes Gespräch. Bevor Denver ging, schrieb er unverlangt noch einmal Straße und Hausnummer seines Geschäftszimmers in Kapstadt auf; er sagte, in fünf Wochen gedenke er wieder nach Lüderitzbucht zu kommen und hoffe dann den Landsmann wieder anzutreffen. Die Einladung zu einem schnellen Nachttrunke in der nächsten Bar lehnte Cornelius Friebott ab.

Im Dezember begann Cornelius Friebott nach Rosch zu fragen im Orte. Richter antwortete: „Rosch, das ist der lange, dürre Prospektor, den kennt doch jeder, der rennt genug herum. Dem wärest du nie in der Straße begegnet? Sie haben eben den Kutter Schwalbe gemietet und segeln an der Küste hinauf und wollen in der nördlichen Namib zu schürfen versuchen. Er arbeitet für eine Genossenschaft, die andere Welt ist den armen Teufeln von wegen Dernburgs Guttat an die Berliner Finanz doch verschlossen."

Knapp vor Weihnachten empfing Cornelius Friebott einen Brief vom Bezirksamte in Gibeon, mit der Farm sei es so weit, im Januar möchten die zwei Antragsteller sich einfinden zur Besprechung einer notwendigen Grenzänderung und zur ersten Zahlung, danach könne die Übernahme erfolgen. Cornelius Friebott holte die Post selbst ab, er las den Brief gleich vor dem Postamte. Er geriet in helle Freude. Er dachte: „So, jetzt baue ich mein Haus, jetzt tue ich unsere Arbeit, jetzt komme ich auf eigenen Boden, jetzt kann ich fort aus diesem staubigen Orte, darin außer dem Bezirksamtmanne, der einen Narren daran gefressen hat, niemand an nichts denkt als an Geldverdienen, damit er nur wieder davon kann. Und an was soll er sonst denken?" Er sah das geplante Haus vor sich auf der Farm Gute Hoffnung, wie sie sie nennen wollten. Er sah Wollschafherden auf der ungeheuren Fläche. Er sah den Brunnen und die entfernteren Wasserstellen, wo überall Tiere getränkt werden konnten. Er sah den grünen Obst- und Gemüsegarten, der in ganz knappen Jahren unter der richtigen Bewässerung reich aufwuchs. Der Duft der Orangenblüten war gleich in der Luft und mischte sich mit dem Duft der goldenen Blütenbällchen der Dornbüsche. Er sah die Schwemme für die Schafe und die erste Schur und sah und hörte die schweren Frachtwagen poltern, davor acht und

zehn Paar Bullen mit den anderthalb Ellen spannenden Hörnern unter den acht und zehn Jochen der Zugkette gingen, und darauf gepreßt und hochgetürmt die schweren, Sackleinen umhüllten Wollballen ruhten. Er hörte die kräftige Anschlageglocke am Vordache des Wohnhauses zur Arbeit und zum Feierabend rufen. Er stieg zu Pferde mit der Büchse, um zur Jagd zu reiten und Fleisch zu holen, die Hunde der Farm waren unruhig um ihn herum. Er hörte aus der Mondnacht die Kibitze schreien und hörte von den Pontoks der farbigen Farmarbeiter her das Singen und Händeklatschen. Er sah, daß sie alsbald ein zweites Haus bauten, nicht unmittelbar neben dem andern, sondern an einer Stelle der Farm, die er erst entdeckte, und davon eine lachende weite Aussicht war auf die sonnigen Flächen; wenn man sehr viel änderte: wie die Aussicht von Jürgenshagen war von der Guten Hoffnung am Bramwalde über Jürgenshagen; wenn man etwas weniger änderte: wie die Aussicht war von der Freistaatfarm. Sie konnten das zweite Haus um so leichter bauen, da sie auch an dieser Stelle Wasser ergruben und da sich auch an dieser Stelle ein ausgiebiger Brunnen anlegen ließ unter einer schnurrenden Windmühle. Sie bauten das zweite Haus, weil doch in dem ersten Wohnhause George Friebott mit der jungen Frau und was dazu wüchse ihr richtiges, ungestörtes, freies Beieinander haben sollten; und weil er, Cornelius Friebott, nun auch endlich seine Frau heranbringen wollte; und weil er und George beide verstanden, daß zwischen Mann und Mann und Frau und Frau bei aller Vernunft, bei aller Bereitschaft, Raum sein müsse. Er sah sogar die Frau, die er selber anbrachte in das zweite neue, bessere, stolzere Haus, er sah die Frau genau, er sah auch verschwommen, aber es gleich in großer Liebe fühlend, das Kind, den Jungen. Es war nicht in diesem Augenblick des ersten Sehens, doch später beim Nachhängen und Nachbesinnen der Erscheinung ganz erstaunlich, daß die junge Frau, seine junge

Frau, die er in das zweite, neue, bessere, stolzere Haus führte, dem schönen Kinde Melsene glich. Sie war ebenso jung wie das Mädchen Melsene, sie war ebenso schlank, ihre feine Haut war ebenso braun gebrannt, und die Augen waren ebenso blitzend und das Haar war ebenso blond und voll. Nur war dieses andere Kind Melsene, nur war die ganz junge Frau in allem erstaunlich ernster und fester und herber. Es lag nicht daran, daß sie etwa nicht gelacht hätte, sie lachte vor Gesundheit und Hübschheit; nur glitt das Lachen plötzlich von festgeschlossenen Lippen her wie ein hurtiger Vogel und schlüpfte in fest geschlossene Lippen zurück. Niemals standen die Lippen offen über schimmernden, wartenden Zähnen wie Melsenens Lippen. Und sie war ganz ohne Spielkram und ganz ohne Künstelei und ganz ohne Äußerlichkeit. Wenn sich der Wille bei ihr merken ließ, trachtete er nicht nach Glanz und war brennend und leidenschaftlich zum Erstaunen zu spüren.

Cornelius Friebott sah bei erhelltem Geiste, während er zusammen mit seiner Freude vom Postamte zur Geschäftsstube schritt, manches, das sich wundervoll erfüllte, obgleich es sich hinzögerte, und manches, das für ihn niemals eintrat.

Von der Geschäftsstube aus, als die Freude noch mächtig in ihm war, aber die Einbildung zurückgesunken war hinter der Arbeit, hinter den geschäftlichen Briefen und Anfragen und Rechnungen und Rissen, die nach zweitägiger Außenarbeit durchgesehen und überprüft sein wollten, schien ihm bei einem zufälligen Aufblick, es sei jenseits auf der Straße ein Bekannter rasch vorübergegangen. Cornelius Friebott sah die Summe einer Kapstädter Rechnung in englischem Gelde nach, deren einzelne Beträge sich über drei lange Seiten reihten, und die zwei grobe Zählfehler enthielt; er wollte sich nochmal vergewissern und ließ sich deshalb nicht unterbrechen. Sobald er zum gleichen Schlußbetrage gekommen war wie das erstemal, meldeten die Sinne nach: „Der, der vorüberging, ist Rosch gewesen.“ Da sprang er

auf und rannte hinaus an dem erstaunten Buchhalter vorüber und lief bis zur Straßenecke und sah Rosch schreiten, und er rannte wieder ein Stück und rief laut den Namen des Kameraden; dieser ging schneller, dieser bog bei erster Gelegenheit ein, aber die anderen Weißen in der Straße riefen den Zuruf weiter, da wandte er sich und gab die Flucht auf. Sie gerieten also zusammen und schüttelten sich die Hand; und weil es sich so traf, daß die Wohnstube in nächster Nähe lag, leitete Cornelius Friebott den Kameraden darauf zu und drängte ihn hinein.

Seinem frohen Herzen tat das Finden Roschens sehr wohl. Er sagte: „Läßt du dich endlich erwischen..." Er sagte: „Nein, so viel Zeit mußt du für mich haben..." Er sagte: „Wir wollen auch was besprechen; wir haben doch Vieh bei dir auf Gründorn stehen, und nun, denke dir, nun sollen wir die Farm im Januar bekommen, es ist entgegen der ersten Anforderung eine Grenzänderung nötig; sobald die Grenzfrage ins reine gebracht ist, und sobald wir bezahlt haben, sobald können wir Besitz ergreifen, und das wird alles im Monat Januar geschehen. Ist das nicht schön?" Er sagte: „Aber du sollst mir noch mehr von dir erzählen, das sollst du! Wir sind uns wahrhaftig zum letzten Male bei der neuen Polizeistation am Wüstenkönig begegnet. Und danach bist du mir, so kommt es mir fast vor, geflissentlich aus dem Wege gelaufen!" Er sagte lachend: „Ach, einen Whisky habe ich auch und Zigarren, und nun rauche und trinke eins, Junge; ich weiß, daß du zu den Schürfern im Norden gehörst, und ich freue mich, daß du mit dem Leben davon gekommen bist! Und wie ist es euch ergangen?" Und er dachte beim Sprechen: „Wie es ihm ergangen ist, das kann einer freilich leicht erraten, er ist dürr und ausgetrocknet wie Leder, und die Kleider kommen ihm nicht allzuoft vom Leibe und vertrügen Erneuerung, nachher muß er von meinen Sachen etwas mitnehmen, wenn es ihm nur paßt, und er muß auch mit mir sich satt

essen. Und wo mag er schlafen?" Rosch paffte gleich starke, verhüllende Wolken, er trank hastig hinein; auf einmal hatte er den Bericht über die Schürferfahrt nach Norden mit eiligem Eifer aufgenommen. Er erzählte: „Ja, Mann, das war eine Sache. Meine Gesellschaft, für die ich prospektiere, — denn ich muß doch auf diese Weise arbeiten, um mich in Brot zu halten —, wollte die nördliche Küste, darüber es keine Sperre gibt, und wo noch niemand war, auf Diamanten ansehen lassen. Wir mieteten also den Kutter Schwalbe, wir gelangten in zwei Tagen bis an die Spencer Bucht. Wir legten uns hinter die Merkurinsel vor Anker. Wir lagen drei Tage hinter der Insel, denn der Kapitän wollte nicht landen wegen der Brandung. Wir sagten am dritten Tage des Abends zum Kapitän: ‚Brandung steht an der ganzen Küste von Südwest, das weiß jeder. Wir haben die Schwalbe nicht gemietet, um spazieren zu fahren und zu kotzen und hinter der Merkurinsel vor Anker zu liegen, sondern um zu landen und um zu schürfen.' Am vierten Tage gab der Kapitän das Beiboot her. Er sagte: ‚Na, tut was ihr wollt!' Da machten zwei Norweger und ich und zwei Krujungen, ja, wir drei Mann und die zwei Schwarzen, den ersten Versuch zu landen. Wir sahen sieben Brandungen. Die Wellen liefen an sieben Stellen wie zu einer Mauer zusammen, die sich jedesmal schwer überschlug, wenn sie hoch genug stand. In der dritten Brandung schlug die Mauer unser Boot mit um, obgleich wir sehr achtgaben. Wir brachten aber das Boot und die Riemen und uns richtig an Land, und es ging nur ein Wassersack, den wir mithatten, verloren. Wir sahen uns ein wenig um, wir trockneten unsere Sachen in der Sonne, wir ruhten uns ein wenig aus bei einer Pfeife. Wir sagten: ‚All right, jetzt wissen wir, wie es geht, jetzt wollen wir die Sachen und die zwei andern Mann holen.' Wir ruderten ohne Unfall durch die sieben Brandungen zu dem Kutter Schwalbe zurück. Der Kapitän hatte inzwischen etwas mehr

Mut bekommen, er hatte sich besser herangelegt. Vielleicht hatte er sich nur näher herangelegt, um uns ordentlich beobachten zu können. Er sagte: ‚So, ihr wollt noch einmal? Ihr seid doch vorhin schon fast ersoffen. Aber wenn ihr eure Lebensversicherungsgesellschaften schädigen wollt, ihr seid ja keine Daisies, ihr seid alle volljährig. Nur wegen eurer Diamantengier will ich nicht gerade umkommen. Rettungsversuche kann ich nicht unternehmen. Wenn das Wetter schlecht wird, gehe ich in See, und wenn ihr bis morgen abend nicht zurück seid, dann segle ich heim nach Lüderitzbucht. Da unten warten noch andere, die die Schwalbe chartern möchten, um hier irgendwo umzukommen. Und wenn ihr auf eurem Schein besteht, ich habe auch einen Schein zu zeigen.‘ Wir sagten: ‚Gut.‘ Wir packten den anderen Wassersack in das Beiboot und ein paar Siebe und Spaten und Kost, die zwei andern Mann ruderten ebenfalls. Wir kamen gut durch sechs Brandungen. Das Boot schlug erst in der siebenten Brandung um, und es geschah sonst nichts, nur das Wasser ging wiederum verloren. Wir standen also ohne Wasser am Strande. Die Rückfahrt zur Schwalbe wollte an diesem Tage kein einziger wagen. Alle sagten: ‚Nein, nicht zu oft, nicht noch einmal!‘ Wir stellten aber das Zeichen auf, das heißen sollte: ‚Sind ohne Wasser, brauchen notwendig Wasser.‘ Danach begannen wir gleich zu schürfen im Sande. Wir fanden schon am ersten Tage Diamanten. Wir fanden am zweiten Tage mehr Diamanten. Wir fanden auch am dritten Tage Diamanten. Aber man kann Diamanten nicht trinken. Man kann auch mit Diamanten kein Wasser kaufen, wo niemand ist, der Wasser zu verkaufen hat.“ Rosch sagte: „Warte, ich muß jetzt erst zählen, denn das ist doch nicht so einfach. Wir haben bei ziemlich eifriger Arbeit vier ganze Tage ohne Wasser ausgehalten, wenn man den Tag der Landung nicht mitrechnet und das ist eine Sache. In der, warte, in der vierten Nacht, sagten wir: ‚So, jetzt muß etwas geschehen, sonst können

wir morgen anfangen unsere Gräber zu graben.' Am sechsten Morgen sagte der eine Krujunge: 'Master, Schwalbe wieder da, ship come back.' Wir sagten: 'Wenn wir's noch schaffen können?' Wir sagten zu dem Norweger, der ein gutes Glas hatte: 'Kuck doch, was der Skipper macht.' Da sahen wir, daß sie von der Schwalbe Fässer in die See warfen und winkten und Zeichen gaben, da begriffen wir, die Fässer sollten mit der Tide schwimmen und ans Land gewaschen werden. Sie sandten von der Schwalbe zwanzig Faß an Land, davon wurden sechzehn Faß angespült. Danach war das Geschäft besser und richtig." Rosch sagte: „Ja, ja, und was glaubst du wohl? Am anderen Morgen riefen die Krujungen: 'Polizei!' Da kamen Wachtmeister Schimke und Polizeisergeant Peters von Lüderitzbucht geritten. Die wußten schon, daß wir im Norden schürften und wahrscheinlich Diamanten gefunden hätten. Und da ließ sie der Bezirksamtmann den verzweifelten Ritt durch die Dünen und der Küste entlang wagen, weil dieses Mal die Regierung dabei sein wollte. Wachtmeister Schimke sagte: 'Eilt euch man mit euren Schürfpfählen, denn das könnt ihr mir glauben, es kommen noch viele nach, vorausgesetzt, daß sie durchdringen, vorausgesetzt, daß sie sich nicht in den Dünen verirren, vorausgesetzt, daß sie nicht in Sandsturm und schlechtes Wetter geraten. Der ganze Ort weiß schon, daß ihr fündig geworden seid. Ich glaube, sie haben von der Schwalbe eine Brieftaube hochgelassen. Wenigstens wird das erzählt. Wartet nur, so viele werden kommen, als in Lüderitzbucht Reittiere eben aufzutreiben sind.' Er sagte am Donnerstag abend: 'Wir wollen man eine Volkszählung abhalten für die Spencerbucht, heute und am Sonntag wieder, was dann mehr da ist.' Er zählte: 'Heute sind wir hier sieben Weiße und vier Eingeborene mit euren Krujungen. Nun wartet mal!' Am Sonntag, als er wieder aufschrieb, waren zweihundertneunundfünfzig Weiße da und ungezählte Eingeborene zusammen und dazu alle Reittiere,

die Pfaffmann und Vogt zu verleihen hatten, und dazu die meisten Rennpferde von Lüderitzbucht, und die Leute, die kamen, hatten alle ihren Beutel Reis und Wasser mit, Wasser in zugelöteten Büchsen und Wasser im Wassersack, und alle wollten schürfen." Rosch sagte: „Vom Sonnabend bis zum Montage kam aber niemand zum Schürfen, weil wir, die da waren, und die, die durch kamen, immer wieder in die Dünen mußten, um Verirrte und Verdurstende zu retten. Das war eine Sache." Als Rosch so weit gelangt war, sagte er, deutlich ängstlich, er möchte aufstehen dürfen, er habe nichts mehr zu erzählen. Cornelius Friebott entgegnete lachend: „Nein, du darfst nicht aufstehen, erstens sind wir noch gar nicht fertig, zweitens sollst du mit mir Mittag essen, drittens habe ich ein Kleidergeschäft mit dir vor." Und er fragte: „Wenn ihr da oben nun fündig geworden seid, wirst du vielleicht zu etwas Gelde kommen...?" Da wurde Rosch bleich, er begann die Hände zu reiben, er sagte leise und langsam: „Ja, nun mußt du die Farm bezahlen, nun mußt du dein Geld haben, das wußte ich wohl, wie sollen wir das machen?" Er sagte: „Mann, ich habe kein Geld, ich habe keinen Pfennig..." Er sagte demütig: „Bitte, zwinge mich nicht, unsere Felder zu verkaufen! — Warum bist du nie mit mir hinuntergeritten? — Sie sind richtig eingetragen für dich und für mich, und für uns beide ist das Abbaurecht beantragt, und ich habe mehrere Zeichnungen gemacht, und ich habe viele Fragen beantwortet, und es ist alles richtig geschehen, das sollst du glauben, und du magst dich gerne erkundigen bei der Kolonialgesellschaft und beim Bergamte." Er sagte aufgeregt: „Aber da kann ich nichts für, daß sie das Abbaurecht vorläufig nicht geben wollen, weil mit eins die Erben eines Engländers und eines portugiesischen Juden Land- und Minenrechte behaupten da unten an unserer Stelle, darum der Engländer und der Portugiese und ihre Erben sich doch seit sechzig Jahren nicht einmal gekümmert haben. Aber so geht

es zu, wir finden, wir werden darüber krank, wir sterben darüber, wir quälen uns das Fleisch von den Knochen, wir geben dran was wir haben, wir machen Schulden dazu, und dann behaupten irgendwo in Berlin und London und Kapstadt welche, die mit fetten Hintern auf bequemen Lederstühlen sitzen, ihnen stände es zu." Er sprang auf, er sagte mit großen rollenden Augen in dem ausgedörrten, verhungerten Gesicht: „Es tut mir sehr leid, Kamerad, daß ich dich jetzt nicht bezahlen kann. Aber du und ich, wir sind durch meine Entdeckung da unten dennoch zu wohlhabenden Leuten geworden. Wir müssen nur etwas warten. Wir müssen nur noch etwas abwarten." Cornelius Friebott konnte nicht anders, als wieder hell auflachen, er rief: „Gut, gut, wenn es dahin kommt, werden wir es zu ertragen wissen, nicht wahr, Kamerad?" Rosch weigerte sich, die Einladung zum Essen anzunehmen, er umging auch beharrlich die Frage, wo er wohne. Ein paar Kleidungsstücke ließ er sich geben. Er sagte: „Ich werde sie dir später bezahlen, wenn alles in Ordnung kommt."

Um Mittag erfuhr Cornelius Friebott zufällig, der Prospektor Rosch liege mit anderen seines Geschäftes oder mit anderen Glücksrittern oder mit anderen Abenteurern, wie man die Männer besonderer Gelegenheit nun nennen will, in einem Seitentale hinter der Eingeborenenwerft; sie hätten sich dort Zelte hingestellt, und manche seien auch ohne Zelte und schliefen in ihrer Felldecke im Sande. Aber weil die nahe Abreise drängte, konnte er sich vorerst nicht um den Kameraden kümmern und ihm etwa das eigene Wohnzimmer anbieten, so lange es unbenützt wäre. —

Sie trafen in den Weihnachtstagen in Keetmanshoop zusammen, Cornelius Friebott und der Teilhaber und George Friebott, um zu besprechen, wie alles werden solle. Der Unternehmer sagte: „Jetzt plötzlich? Jetzt auf einmal ganz fort? Das muß doch nicht sein? An der Kalkfontein-Strecke habe ich noch eine Weile zu tun. Ich könnte auf sechs Wo-

chen dort weg, meinetwegen; ich muß aber zurück. Wenn Sie jetzt in Lüderitzbucht Schluß machen mit dem Geschäfte, das Sie so schön und so schnell in die Höhe gebracht haben, dann ist das Geschäft dort für alle Zukunft verloren. Nachher, wenn wir erst ersetzt sind, arbeiten wir uns in Lüderitzbucht sehr schwer von neuem hinein. Hören Sie meinen Vorschlag an, reiten Sie nach Gibeon, verhandeln Sie, zahlen Sie, bringen Sie alles in Ordnung, reiten Sie in Gottes Namen auf die Farm, sehen Sie sich an, was dann Eigentum geworden ist, das sieht jeder erst mal gerne, besprechen Sie sich an Ort und Stelle; so lange will ich Sie in Lüderitzbucht vertreten, aber dann, dann lassen Sie Ihren Vetter den ersten Anfang alleine machen, und Sie, Sie kommen noch einmal nach der Bucht zurück, bis ich Sie dort endgültig abzulösen vermag, bis ich an der Strecke fertig geworden bin." Er sagte: „Friebott, wir wollen gerne einen neuen Vertrag aufsetzen. Was von Lüderitzbucht aus verdient wird, soll ganz Ihnen gehören. Sie sollen in jeder Beziehung Gewinner sein. Ich glaube Ihnen, daß es Sie nach der Farm zieht. Aber da oben genügt beim ersten Anfange einer, da oben verdienen Sie sobald nichts. Und ich, ich kann in Lüderitzbucht keinen Neuen an Ihre Stelle setzen. Lüderitzbucht ist noch gefährlich. Bei einem Neuen kann man nie sicher sein, ob er nicht eines Tages losreitet und alles im Stiche läßt und irgendwo mutet, oder ob er nicht eines anderen Tages irgendwo mitgründet und den letzten Pfennig verspielt. Bei Ihnen bin ich sicher!" Er bat und drängte unaufhörlich. Da wurde Cornelius Friebott bedenklich. Er sagte: „Ja, daß das Geschäft an der Bucht eingehen soll, das will ich auch nicht. Und natürlich ist besser, daß wir, solange die Farm noch ganz im Anfange steckt, zuverdienen. Und ich kann mehr verdienen als George. Und wenn einer von uns beiden Fracht fährt, um zuzuverdienen, dann sieht nicht viertels so viel heraus, als wenn ich nochmals nach Lüderitzbucht gehe. Aber ich habe mich bannig gefreut,

ganz aus dem Sande wegzukommen und von dem Diamantengeschwatze." Der Unternehmer antwortete: „Sie haben jedenfalls ein paar Wochen Abwechslung vor sich. Wer weiß, ob Sie dann nicht wieder Lust zur Bucht gewinnen?" Sie machten also aus, der Unternehmer solle die Arbeit an der Kalkfontein-Strecke von seinem Vorarbeiter weiterführen lassen, wie es eben ginge, und solle von Neujahr an das Geschäft in Lüderitzbucht leiten, bis Cornelius Friebott zurückkehre und wieder Leiter sei in Lüderitzbucht. Cornelius Friebott sagte: „Aber verstehen Sie mich recht, ich binde mich nicht auf Stunde und Tag und Woche. Ich komme, sobald ich gut abkann und nicht vorher. Weiter, ich verpflichte mich nachher nicht, auf Zeit und Ewigkeit in Lüderitzbucht sitzen zu bleiben. Wenn wir einen neuen Vertrag machen, soll höchstens von einem Jahr gesprochen werden." —

Cornelius und George Friebott ritten sehr guter Dinge auf Gibeon zu. Cornelius Friebott sagte: „An der Küste, das ist ja gar nicht Afrika. Afrika fängt erst binnen an. Die Städte zum Geldverdienen, darin die Menschen Europa schlecht und häßlich nachzuahmen suchen, die sind auch nicht Afrika. Junge, was hast du es gut gehabt vor mir in allen diesen Monaten, und jetzt, jetzt hast du sogar noch ein Mädchen auf dich warten ..."

Der Bezirksamtmann von der Gröben sagte: „Na, kommen Sie wirklich ... Mit den Farmen, das dauert immer länger, als man denkt ... Und außerdem gab es die Rückfrage in der unglücklichen Syndikatssache, Sie wissen ja..." George Friebott errötete, und der feine Beamte, der so ungern einem Menschen ein empfindliches Wort sagte, errötete mit. Sie zahlten ihre Summen; es wurde beschlossen, daß der Bezirksamtmann in vier Tagen ihnen folge, und daß die Grenzänderung an Ort und Stelle festgelegt werden solle. Als sie aus dem Bezirksamte heraustraten, fragte George: „Höre, könnten wir jetzt nicht den Umweg über Borns Farm machen? Wenn wir das Vieh abholen von

Gründorn, kommen wir noch einmal vorüber, und du wolltest Greta Born doch auch richtig sehen und kennenlernen."

Nach zwei Kampfeuern und einem Nachmittagsritte war unter den bunten Abendfarben das wiederaufgebaute Wohnhaus von Borns Farm zu sehen, und war ein einstöckiger, kahler Bau von Luftziegeln am Fuße eines Hügels wie viele andere mit flachem, etwas schrägem Dache. Cornelius Friebott dachte: „Das Haus ist nichts Sonderliches, wenn ich das zweite Haus baue auf der Guten Hoffnung, das wird anders." Sie wurden sehr freundlich empfangen, und das Wohnzimmer war ganz ohne Firlefanz und war mit Hörnern umhängt und mit selbstgeflochtenem Riemengestühl bestellt in hübscher Ordnung. Der Farmer sprach klug und vernünftig, als einer, der viel gesehen und erlebt hatte und Zeit gehabt hatte wie die meisten hier außen, zu lesen, zu beobachten und darüber nachzudenken, und der also nicht hastig nachzuschwätzen brauchte, sondern selber zu vergleichen vermochte. Die Hausfrau war eine einfache Burin, sie war sparsam und sonst stille und verdarb dem Manne nichts. Greta Born saß mit den viel jüngeren Geschwistern, die dazwischen waren gestorben, den Vettern gegenüber. Cornelius Friebott stand dem Vater fortwährend Rede und Antwort. Er sah selten hin zu dem blonden Mädchen mit den großen, horchenden Augen; er sah mit angestrengtem Willen immer seltener hinüber, weil er bemerkte, daß ihre Augen warteten und immerfort leuchtend bereit waren, wenn er zu ihr blickte. Dabei schien von irgendeinem Spiele oder irgendeiner Gefallsucht gewiß nichts vorhanden, sondern sie freute sich wahrscheinlich nur, daß der Vater eine seltene Gesellschaft hätte und aus sich herauskäme, und freute sich am Zuhören und war wohl auch ein wenig stolz, daß der seltene Besuch durch sie in das einsame Haus gekommen sei. Cornelius Friebott gab sich ungefähr diese Erklärung, während er zum Farmer hin antwortete und hin erzählte. Er dachte: „Sie ist sehr hübsch; und bereite Mädchenaugen

sind für mich nicht gut, sie möchten sich an meinem Durste versehen, und George soll nicht zu kurz kommen."

Als sie sechsunddreißig Stunden später weiter ritten, und das Haus und die winkenden Menschen verschwunden waren, sagte George und stammelte wahrhaftig: „Du sprichst gar nichts von dem Mädchen. Hat sie dir nicht gefallen? Ist es, weil sie die Mutter hat, die nicht recht lesen und schreiben kann? Aber der Vater ist dir doch recht? Und Greta ist genau wie der Vater, und er hat sich Mühe gegeben, und sie hat viel mehr gute Bücher gelesen als ich; und ich kann dir auch verraten, du hast ihr sehr gut gefallen, sie ist nur in Angst, sie sei dir nicht recht. Sie meint, du gingest ihr aus dem Wege." Cornelius Friebott gab eine ziemlich törichte, inhaltlose Antwort, wie einer leicht auf Fragen gibt, die er beantworten muß und doch nicht ganz wahr beantworten kann.

Der Bezirksamtmann mit zwei Polizeireitern und zwei farbigen Polizeidienern wartete schon auf der Farm, als sie hingelangten. Er rief: „Sie haben mir aus Lüderitzbucht keine Neuigkeit mitgebracht, Herr Friebott, aber vielleicht habe ich jetzt eine Lüderitzbuchter Neuigkeit für Sie. Also Professor Scheibe und der Diamanten-Stauch haben in der südlichen Namib, wo man bisher nichts mehr vermutete, ein Diamantenlager entdeckt, das an märchenhaftem Reichtum alle anderen Vorkommen weit übertreffen soll; und sie haben das Tal, wo der märchenhafte Segen oben auf den Sand hingestreut liegt, das Märchental genannt." Sie hatten sich unterdessen alle um den Kaffeekessel gesetzt, während die Pferde der Vettern vor dem Besichtigungsritte über die neue Farm tranken und fraßen und rollten. Cornelius Friebott fragte bei wunderlichem Gefühle: „Und wo ungefähr läuft das Märchental? In welcher Gegend ist es genauer zu suchen? Oder wird das noch geheimgehalten?" Von der Gröben antwortete: „Nein, nein, es ist ganz offenkundig. Das Tal ist nahe der Stelle, wo vor sehr vielen

Jahren eine Kapstädter Firma ohne Erfolg Kupfer gegraben hat, und die sie wohl wegen der Nähe der Pomonainsel die Pomonamine nannten. Und die Nachkommen der Firmenbesitzer sind auch schon in Bewegung und machen ihre Vorrechte in Berlin und London geltend." Cornelius Friebott sagte: „Ach! So! Da ...!" Er sagte nicht: „Da unten hat mein Kamerad seine Diamanten gefunden, da unten stehen, denn Rosch wird solches kaum erlügen, schon seit manchem Tage Schürfpfähle, deren Tafeln meinen Namen mittragen. Und daß der Engländer und der Portugiese nun packen möchten, was andere fanden, das hat mir Rosch bereits Weihnachten erzählt ..." Er sagte alles dies nicht, aber er dachte fortwährend daran. Er dachte sogar: „Jetzt wäre es in der Tat gut, wenn ich mich in Lüderitzbucht befände. Wird Rosch sich allein helfen können gegenüber anderen Wettbewerbern, ist er einmal geschwind genug, ist es sicher, daß er nicht im entscheidenden Augenblick an eine Flasche gerät und dann das Dringlichste vergißt? Kann er sich überhaupt recht helfen, da er sich immer in Geldnöten befindet?" Er dachte ärgerlich: „Als ich in Lüderitzbucht war und mich überzeugen konnte, habe ich die ganze Sache für nichts geachtet. Was ist das für eine Torheit, sich jetzt auf einmal aus der Ferne her kümmern zu wollen! Was ist das für eine Riesendummheit!" Er entschuldigte sich zugleich vor sich selbst. „Woher das kommt? Das kommt, weil ich jetzt frei bin. In Lüderitzbucht war ich niemals frei, in Lüderitzbucht hatte ich niemals Zeit. In Lüderitzbucht ließ die Arbeit nichts zu, wenn ich durchdringen wollte, und das wollte ich!"

Und so geschah es, daß der erste Ritt über die Farm als Besitzer, der erste Ritt über eine große Weite eigenen Landes, der hätte stolz sein dürfen, und zu dem der Schatten des toten Vaters sich ganz gewiß hätte rufen lassen, aus dem fernen Grabe an der Weser, völlig ohne Eindruck und ohne Singen und Dröhnen der Gedanken verging. Die Ge-

danken suchten vielmehr mit einer unbegreiflich zunehmenden Ängstlichkeit zu enträtseln, was Rosch eben täte.

Der feine Bezirksamtmann wunderte sich sehr, er machte die Ritte, die einem Deutschen wiederum Land gaben, und die ihm jedesmal der Anfang einer neuen deutschen Zukunft schienen, so gerne mit. Er hatte erwartet: „Aus dem älteren Friebott wird es wie Feuer schlagen!" Statt dessen ritt gerade der ältere Friebott in sich gekehrt dahin und schien nicht mehr bewegt als irgendein Besitzer bei irgendeiner gleichgültigen Vermessungssache. George Friebott lachte selbstverständlich und scherzte mit den Polizeireitern und lärmte jungenhaft; aber diese leichte und etwas fremde Art, darin sich schon kecke, oberflächliche, angelsächsische Kleinbürgerlichkeit mischte, war nicht, worauf der feine Mann horchen mochte. –

Sie schossen am nächsten Tage mit von der Gröben und den Polizisten zusammen. Die Springböcke zogen gerade in großen Geschwadern über die neue Farm. Die Polizeireiter und von der Gröben selbst halfen ihnen noch einen halben Tag, das Wildpret in Streifen zu schneiden und in der Luft aufzuhängen zum Dörren; denn die Eingeborenen, die ihnen zugewiesen werden sollten, waren nicht eingetroffen. Am Nachmittage versuchten der Bezirksamtmann und seine Leute zu schlafen, sie wollten die halbe Nacht durchreiten.

Am Abend saßen sie alle das letztemal um ein Feuer; es war ganz windlos, die Sterne hingen wie funkelnde Lichter aus dem nächtlichen Himmelsgewölbe, von Stimmen wilden Getiers war es auf der Fläche ungewöhnlich still, dafür dufteten die Dornbäume und die Pflanzen der Steppe, und dufteten nicht Rauschdüfte, sondern kräftige, gesunde Freude, als gäben sie das Beste aus den Sonnenstrahlen des Tages nun langsam her.

Die Männer sprachen wenig, vielleicht waren die Polizeireiter noch müde vom Nachmittagsschlaf; daß Georgen, der bis zuletzt gearbeitet hatte, bald nach Eintritt der Finsternis die Augen zufielen vor Schlaftrunkenheit, war zu sehen;

von der Gröben und Cornelius Friebott aber schwiegen, um nicht durch unnütze, gleichgültige Worte das fast greifbare, ausruhende Schweigen der Steppe zu stören. Sie wunderten sich dann alle, daß, als aus sich selbst das ganz geringe und gering gehaltene Feuer eine lohende, hohe, singende Flamme dem Nachthimmel zusandte, der Bezirksamtmann von der Gröben, der sonst Ansprachen nicht leiden mochte, aufstand und mit klarer guter Stimme über die singende, züngelnde Flamme und das schweigende nächtliche Land hinsagte: „Durch Friedrich von Erckert und die zweitausendachthundert deutschen Soldaten in der Erde unserer Kolonie ist auch diese Farm der Arbeit bewohnbar geworden. Die Farm soll Gute Hoffnung heißen. Die Farm soll wie eine jede Farm, darauf ein Deutscher siedelt, eine Hoffnung sein für Deutschland. Denn es scheint unmöglich, daß wir uns in heimischer Gebundenheit erneuern, sondern die Geschlechter, die einmal helfen sollen, müssen in eigener Freiheit aufgewachsen sein und müssen gelernt haben, aus der Ferne das Große groß und das Kleine klein zu sehen. Und zwar aus deutscher Ferne. Anders kann es niemals werden!" — Er befahl nach der Rede, knapper und kürzer als sonst und ohne sich wieder zu setzen: „Fertig machen!" Die Polizeireiter sprangen auf und salutierten; und es war auf einmal alles förmlich und genau, wie wenn ein straffer Offizier mit seiner Patrouille im Dienste abreitet.

Die folgenden Wochen der Besitzergreifung vergingen im Fluge. Cornelius und George Friebott ritten zur nächsten Polizeistation, um die ihnen zugewiesenen Eingeborenen abzuholen. George Friebott wurde mit zwei Hottentotten abgesandt, weil sie beide zusammen nicht fort könnten, um das auf Gründorn stehende Vieh und die Pferde in Empfang zu nehmen. George kam, den Tieren voraus, zurück, er blieb nur eine Nacht auf Borns Farm, um so wenig Zeit als möglich zu verlieren. Es wurden zwei gute, uralte Wasserlöcher wieder aufgemacht und gaben zum Überraschen reich-

lich Wasser, ein notdürftiges Haus entstand. In Gochas wurde der große Wagen gekauft und bei Berger, dem früheren Missionar und jetzigen Händler, voller notwendiger Dinge geladen, die viel Geld kosteten. Es wurde gearbeitet und geplant und geplant und gearbeitet. Sie zählten die Tage nicht und hatten das Datum und den Tagesnamen verloren. Einmal kam Polizei durch und einmal eine Streifwache der Truppe auf Kamelen und erkundigte sich, wie es ihnen ginge. Sie erfragten den Wochentag und vergaßen ihn wieder, wie sie ihn nach Gochas vergessen hatten. Aber trotz der fliegenden Zeit, trotz den unabsehbaren Schaffensgelegenheiten, trotz allem anderem Vergessen bohrte der Gedanke an Rosch fortwährend weiter. Wenn immer sich Cornelius Friebott allein befand, war er gegenwärtig. Es genügte, daß Cornelius Friebott eine Strecke allein ritt, daß er für sich stand und fügte und hämmerte und abmaß und daß er für sich lag in den viel zu kurzen Schlafnächten. Cornelius Friebott verspottete sich selber: „Es ist Einbildung, es ist krankhaft. Es ist ganz sinnlos." Aber Spott und Vornehmen änderten doch nichts.

Dann brachte ein Farbiger zwei Briefe aus Lüderitzbucht, die der Postbeamte in Gochas ihm mitgegeben hatte. Die Briefe waren dem Poststempel nach eine Woche auseinander, das bedeutete nicht viel bei der kargen Verbindung von Keetmanshoop oder Seeheim, wie die Briefe nun reisten nach Gochas hinauf. Cornelius Friebott erkannte an der einen Handschrift den Unternehmer; die andere Handschrift war fremd, aber rückwärts auf dem Umschlage befand sich der Name eines Anwaltes. Cornelius Friebott schob die Briefe in die Tasche. George Friebott sagte lachend: „Du magst sie gar nicht lesen, weil du merkst, daß du fort sollst." Cornelius Friebott hörte nach einer Weile auf zu arbeiten. Er sagte: „Ich will doch zusehen, was in den Briefen steht. Denn der Bambuse muß morgen Antwort mitnehmen." Er ging außer Sicht auf die Schattenseite des Hauses, er setzte

sich dort auf eine Kiste. Er öffnete den Brief des Teilhabers zuerst. Der Brief war ein launiger Brief. Cornelius Friebott habe sein Wort wahr gemacht und habe sich an Stunden und Tage und Wochen nicht gehalten, inzwischen seien zweieinhalb Monate herum; es folgten viele kleine Scherze voll heimlichen Ernstes, zuletzt stand unverhohlen die Bitte da, Cornelius Friebott möge nun an sein Versprechen denken und wiederkommen, so rasch als er irgend könne, denn der Schreiber sei nötig an der Strecke nach Kalkfontein. Bei dem Anwaltbriefe dachte Cornelius Friebott: „Jetzt, jetzt kommt etwas über Rosch.“ Er täuschte sich nicht. Der Brief teilte mit: „In der Strafsache gegen Rosch hat mich der Angeklagte gebeten, ihn zu verteidigen. Der Angeklagte ist ohne Barmittel, er ist mir indessen wohlbekannt aus den Zeiten seiner Zugehörigkeit zur Truppe. Herr Rosch will mit Ihnen gewisse Schürfrechte im Pomonagebiete gemeinsam besitzen. Herr Rosch meint, daß Ihre Zeugenaussage in der recht schwierigen Lage, in der er sich befindet, ihm dienlich sein könnte. Ich möchte mich jedenfalls mit Ihnen besprechen und bitte mir anzugeben, am besten durch Drahtung, ob Ihre persönliche Rückkehr nach Lüderitzbucht, wie Ihr Herr Teilhaber Hanke meint, nahe bevorsteht, und wann etwa Sie zu erwarten wären. Ich würde gegebenenfalls Verlegung des Termines beantragen.“ —

„In der Strafsache gegen Rosch? — In der Strafsache gegen Rosch? — Strafsache gegen Rosch?“ — — —

„Ja, ja, daß der Keetmanshooper einmal mahnen würde, das ließ sich annehmen. Aber was hat in dem Anwaltbriefe gestanden?“ — George Friebott war neugierig. Cornelius Friebott antwortet: „In dem Anwaltbriefe? In dem Anwaltbriefe? Ach, das war Geschäft!“ — Cornelius Friebott sagt: „Wir müssen heute und morgen alles fertig besprechen. Ich will von Gochas drahten lassen, daß ich übermorgen abreite, und dann sind wir, wenn nichts Außergewöhnliches vorfällt, ein Jahr lang auseinander.“

Es ist merkwürdig, wenn man aus der Einsamkeit zu ihnen kommt, scheinen die anderen Menschen alle zusammenzuhängen.

Sie redeten schon in Gochas und Gibeon von Lüderitzbucht; sie redeten in Keetmanshoop und in dem großen, luftigen Personenwagen der Eisenbahn mit den Korbmöbeln und auf der Aussichtsplattform und an der Übernachtestelle überhaupt von nichts anderem. Es fing immer so an: „Haben Sie es denn gehört, der Kolonialsekretär Dernburg, der deutsche Kolonialsekretär, verstehen Sie, hat ein Kriegsschiff nach Lüderitzbucht beordert, weil die Lüderitzbuchter in Aufstand seien, die deutschen Lüderitzbuchter!" — „Ja, ist denn irgend was los unten? Ist denn irgend etwas geschehen?" — „Geschehen? Gar nichts ist los, gar nichts ist geschehen." — „Hat es denn irgendwelche Unruhen gegeben?" — „Keine Rede von Unruhen." — „Ja, ja, aber —, jemand muß doch das Kriegsschiff verlangt haben! Hat vielleicht der Bezirksamtmann von Lüderitzbucht das Schiff verlangt?" — „Der Bezirksamtmann von Lüderitzbucht lag krank", sie wußten es alle, „da kam des Abends der Adjutant vom ‚Sperber' in sein Krankenzimmer und meldete sich und fragte nach der Lage, den Sperber habe vor Swakopmund der Befehl von Berlin erreicht, er sei mit beschleunigter Fahrt heruntergedampft; was sei zu unternehmen?" — Der, der diese Einzelheiten anzugeben vermochte, sagte: „Denken Sie sich man, der kranke Bezirksamtmann, der konnte doch nun gar nicht auf- und abrennen, sondern mußte bei stillem Liegen und bei scheußlichen Schmerzen dem erstaunten Offiziere auseinandersetzen, daß in seinem Bezirke an Unruhen und Aufstand niemand denke!" — Und dann fragten sie alle: „Aber woher kommt's?" Und verspotteten sich gegenseitig, daß der und der und der von dem unzünftigen Kolonialsekretär, von dem neuen Herrn aus dem Kaufmannsstande, das Heil erwartet habe. Sie sagten: „Du warst doch De-

mokrat! — Und du nanntest das Demokratie! — Und Ihnen war doch die Ernennung Dernburgs zum Kolonialsekretär Wasser auf die Mühle! — Und Sie behaupteten doch auch, nun beginne das Tausendjährige Reich, weil es vorbei sei mit der Alleingültigkeit des juristischen Staatsexamens und weil er kein Junker sei und kein Korpsstudent und kein Reserveoffizier. Und Sie, Sie erklärten, nun habe der liberale Gedanke gesiegt, endlich sei in Deutschland der Liberalismus obenauf."

Aber die streitenden deutschen kolonialen Menschen, die in ihrem weiten Raume bei allseitigem Zupacken und Handeln und Erleiden unversehens und fast unbewußt und zum ersten Male Herren ihrer Zusammenhänge geworden waren, fanden sich nach einer Weile. Sie sagten: „Wir waren allesamt Demokraten; wir sind heute noch wirkliche Demokraten, wenn das heißt, daß der Allertüchtigste vornean gehen soll, wenn das heißt, daß bei uns keine Klasse ein träges Sonderrecht behaupten darf, wenn das heißt, daß die Ehre und der Nutzen und die Gesundheit des ganzen Volkes mehr gelten muß als jedwedes Einzelschicksal und als jeder Klassenanspruch und auch als irgendein Zwangsaberglaube. Wir lassen aber mit uns nicht Schindluder spielen, wir sind nicht mehr dumm genug, um uns einer Karre vorschirren zu lassen, deren Fahrgäste auch einmal vornehin möchten und es von alleine nicht können. Wenn die daheim es Demokratie nennen wollen, daß die fetten Geldsäcke und die Börsenbrüder mit den Würstefingern die erste Geige spielen, dann ist das ihre Sache; die daheim stecken so tief und fest in ihren eingezäunten Berufswegen, daß sie gar nicht mehr selbst übern Zaun rüber gucken können, und daß sie einfach auf Schwatz horchen und ihren Zeitungen glauben müssen. So geht's daheim zu. Wir wissen wohl, daß unser Staat was von 'ner Schulstube an sich hat, aber ist ein anderer Staat so genau, so sauber, so unbestechlich, so ehrenhaft bisher gewesen? Na also! Das soll erstmal bleiben; das soll uns keine neue Mode

ändern. Bei den Beamten, die wir bisher hatten und die zuweilen vergaßen, daß sie unsere Angestellten sind, war's immerhin so, daß sie keine Geldverdiener waren und auch die Geldverdiener nicht für die wichtigsten hielten. Und von den richtigen Junkern muß man sagen, daß sie auch in den Tod voranliefen. Und das soll auch beides verlangt werden von neuen Leuten." –

Cornelius Friebott hörte das Reden an bis Lüderitzbucht hinunter. Er nahm nur ab und zu durch eine Frage teil. Was eigentlich sei mit dem Kriegsschiffe, wurde ihm nicht klar. Als der Zug in Lüderitzbucht einlief, zeigte sich die Aufregung dort noch viel größer. Der Sperber lag friedlich im Hafen, die Urlaubsmannschaften und Offiziere gingen an Land herum und machten sich Freunde und freuten sich, daß sie das bis vor kurzem noch so verachtete und armselige Sandnest in seiner jungen Berühmtheit sahen, und freuten sich wohl am meisten, daß sie nicht Büttel zu spielen hätten gegen andere Deutsche um irgendwelcher Zänkereien willen. Cornelius Friebott dachte beim Aussteigen: „Das wird fein werden: wem ich von jetzt an begegne, der wird mich ausfragen nach Roschens Angelegenheit, von der ich nichts weiß, oder er wird darauf anspielen. Es wird ungefähr sein wie damals bei der Fischfluß-Syndikatsache, es wird sich ja um Ähnliches handeln." Er schritt in solcher Erwartung schnell und finster vor sich sehend vom Bahnhofe fort und dem Geschäftszimmer zu, denn der Teilhaber war nicht am Zuge gewesen. Er wurde unterwegs gegrüßt aber nicht angesprochen. Der Keetmanshooper saß am Schreibtische, der Keetmanshooper rief: „Nanu?! Wie ist denn das möglich? Ich habe nach Ihrer Depesche genau ausgerechnet, daß Sie frühestens übermorgen abend, weil morgen doch kein Zug kommt, hier sein könnten!" Er sagte: „Na, Gott sei Dank, Sie Ausreißer!" Er sagte: „Zu tun ist stief. Ich habe einen ganzen Trupp deutscher Maurer aus dem Kaplande herkommen lassen." Er sagte: „Nu

kann ich ja wohl in drei Tagen fort, was? Denn ich bin einfach nötig an der Strecke, das haben Sie gewiß unterwegs gesagt bekommen?!" Er sprach kein Wort von Rosch. Als das geschäftliche und das persönliche Hinundher ausgeglichen war, kam er auf den Sperber zu reden. „Haben Sie's gehört?" Cornelius Friebott antwortete: „Ich höre seit Gochas davon, aber was eigentlich geschehen ist, das habe ich nicht begriffen." Da sagte der Keetmanshooper: „Es kommt wohl alles von der deutschen Kolonialgesellschaft und der deutschen Diamantengesellschaft her, denen zuliebe Dernburg das südliche Diamantengebiet sperren ließ. Die haben Angst bekommen, es könne ihnen durch die Schürfer, die die reiche Pomonaentdeckung gemacht haben, trotzdem ein Marsch abgewonnen werden. Na, und sehr sachte reden ja die lieben Schürfer auch nicht immer. Und was wird es sein? Die D.D.G. wird ihren Angstschrei nach Berlin gekabelt haben. Und der demokratische neue Herr zeigt sich nun mal gern forsch wie alle diese Scheindemokraten, wenn sie einmal Sporen angeschnallt bekommen. Und also haben wir die immerhin peinliche Neuigkeit erlebt, daß ein deutsches Kriegsschiff geschickt wurde, um Konzessionen an das Kapital durch Waffengewalt gegenüber deutschen Vorposten zu verteidigen. Und wenn der sächsische Bezirksamtmann nicht so 'ne unbequeme preußische Pflichthaut trüge, konnte es sogar übel ausgehen." Er sagte: „Nun will ich Ihnen meine Meinung nicht vorenthalten, ich bin nicht so lüderitzbuchtisch wie die andern hier. Daß der Kolonialsekretär die Gelegenheit der Diamantenentdeckung benutzen möchte, um das wirkliche Kapital, um Bank und Börse und Jude — nicht die paar Reederchen und großköpfigen Hamburger Warenkaufleute und biederen Fabrikanten, die ja freilich meinen, sie wären's — mit unseren Kolonien freundlich zu machen, das ist gewiß nicht falsch. Das wirkliche Kapital verlangt doch nu mal so 'n fetten Speck, und wir hatten noch in keiner Kolonie einen.

Sondern bisher war da immer noch sture Arbeit nötig und war das Leben zu verlieren, und das gehört bei Bank und Börse nicht zu. Und Bank und Börse und Jude scheinen doch nu mal nötig, erstens, damit sie was herleihen, und zweitens, damit sie das Schimpfen sein lassen, denn das tut ja auch gar nicht gut. Und wie man's für die Leute richtig macht, das muß der Staatssekretär am besten wissen, denn er kommt doch selbst davon her. Er weiß allerdings nicht, wie er mit euch Querköpfen umgehen soll; dafür kann er nichts, daß ihr dachtet, er wäre euer Mann, und daß ihr hier außen so viel heller geworden seid! Und es mag sein, daß er Bank und Börse und Jude zu wichtig nimmt, und daß es für ihn Freiheit bedeutet, wenn die drei auch in aller Öffentlichkeit vornean gehen. Aber halten wir nicht alle das für das Wichtigste, womit wir uns am meisten beschäftigen? Was Sie für das Wichtigste halten, das weiß ich freilich immer noch nicht. Bei Ihnen wartet scheint's der deutsche protestantische Zorn noch immer auf seinen letzten richtigen Ausbruch, denn den deutschen protestantischen Zorn, den haben Sie unbedingt in den Augen." —

Cornelius Friebott dachte: „Ich gehe morgen zum Anwalte. Ich bleibe abends zu Hause. Ich lege mich früh schlafen. Ich will nichts mehr hören." Aber der Keetmanshooper kam ihm nach und holte ihn heraus. „Auf, Mann! Wir setzen uns einen Augenblick zu Richter. Wir müssen Ihre Ankunft feiern."

Der Lärm in der Schenkstube war ohrenbetäubend. Die ganzen Grammophone und Lärminstrumente des Ortes schienen gejungt und sich gekreuzt zu haben wie Meerschweinchen in den vergangenen warmen Monaten. Es war völlig verwirrend nach den stillen Abenden an den Feuern der Guten Hoffnung. Richter zeigte sich, was sein Geschäft anging, sehr befriedigt. Er schwatzte noch eifriger als früher, er behandelte selbstverständlich die Sperber-Angelegenheit ausgiebig, Rosch wurde auch von ihm mit keinem Worte

erwähnt. Da merkte Cornelius Friebott aufatmend, daß vor der öffentlichen Aufregung die Strafsache gegen Rosch vergessen sein müsse; und er begann zu hoffen ohne innere Überzeugung, es möchte sich vielleicht um ein ganz unbedeutendes Geschehnis handeln, das nur dem ungeschickten Kameraden groß erscheine.

Als Cornelius Friebott am Morgen beim Anwalte vorsprach, war dieser nicht anwesend, aber er hatte einen Zettel zurückgelassen in verschlossenem Umschlage. Auf dem Zettel stand, er habe schon gehört, daß Cornelius Friebott angekommen sei. Er sei den ganzen Vormittag mit einer Gründungssitzung beschäftigt, er nehme an, daß Cornelius Friebott am Morgen erscheine, andernfalls sollte ihm der Brief gegen Mittag zugetragen werden. Herr Rosch befinde sich, da er ja eine Wohnung hier nicht habe und bis auf seine Farm nach Gründorn nicht hätte entlassen werden können, im Lüderitzbuchter Polizeigefängnis in Untersuchungshaft. Es sei aber dort schlecht eine Besprechung für Weiße möglich, und deshalb habe er Schritte getan, daß Rosch am Abend um halb neun, wenn es außen finster sei, in Begleitung eines Polizeisergeanten unauffällig in die Anwaltsstube käme zur Besprechung seiner Sache. Er, der Anwalt, setze voraus, daß Cornelius Friebott sich zu dieser Zeit freimachen könne. Cornelius Friebott möge die Kanzlisten verständigen. Cornelius Friebott erschrak beim Lesen des Zettels. Der Schreiber versuchte ein Gespräch anzuknüpfen, sobald er sah, daß Cornelius Friebott mit dem Zettel zu Ende gelangt sei. Er sagte: „Herr Friebott, Sie sind doch wegen dem Schürfer Rosch gekommen. Nicht wahr? Ja, Herrn Rosch, den hat nun einer von den Kapstädtern hineingeritten, und der Kapstädter ist natürlich durch die Lappen gegangen; es ist ein rechtes Pech!“ Cornelius Friebott antwortete nicht, Cornelius Friebott sagte kurz hin: „Ich sei um halb neun Uhr hier.“

Cornelius Friebott hatte vor, zuerst zu kommen, aber

Rosch saß schon rauchend im Zimmer des Anwaltes. Der Sergeant war nicht gegenwärtig. Der Anwalt sagte: „Schön jetzt können wir zuschließen, sonst läuft auf das Licht hin noch einer herein und stört uns." Die Begrüßung von beiden Seiten, von Roschens Seite und Cornelius Friebotts Seite, war ungeschickt. Der Anwalt sagte: „Warten Sie, ich will eben die Akte holen..." Er sagte in Bewegung zu Cornelius Friebott: „Sie wissen genau, worum es sich bei Herrn Rosch handelt." Cornelius Friebott antwortete, er wisse gar nichts. Der Anwalt legte die graue Akte vor sich auf den Schreibtisch und setzte sich und sah befremdet von einem der beiden Männer zum andern. Cornelius Friebott erklärte steif: „Ich bin fast drei Monate fort gewesen zur Übernahme meiner Farm, ich habe Ihren Brief erhalten, ich wollte einen Dritten nicht fragen, und heute morgen waren Sie nicht da." Der Anwalt blickte einen Augenblick vor sich, er sagte: „Gut, also müssen wir ganz von vorne anfangen." Er sagte zu Cornelius Friebott gewandt: „Ich bitte zu unterbrechen und richtigzustellen, wenn ich falsch oder nur ungenau schildere. Das gilt natürlich für Sie auch, Herr Rosch. Ich werde Sie später selbst erzählen lassen." Er sagte: „Sie haben sich im Verlaufe der Erckert-Unternehmung kennengelernt, an der Sie beide teilgenommen haben. Als die Unternehmung zu Ende ging, wurde davon gesprochen, was jeder im bürgerlichen Leben anfangen wolle. Rosch äußerte sich in jener Zeit zum ersten Male Ihnen gegenüber, er wisse von einem Edelmineralvorkommen; er deutete an, daß Ihre Beteiligung ihm erwünscht wäre. Sie zeigten nur schwache Zuversicht und geringe Lust. Es lag nicht daran, daß Sie Ihrem Kameraden mißtrauten, Sie hatten zum Glücksspiele und besonders zum Schätzesuchen nach Ihrer Art und auch nach Ihren allgemeinen südafrikanischen Erfahrungen keine Neigung. Nach der Entlassung in Gibeon haben Sie dann Ihren Standpunkt geändert. Rosch legte Ihnen seine Kenntnisse und Pläne offen dar, er zeigte Ihnen

einige kleine Diamanten, die er gefunden hatte. Sie lehnten die tätige Mitwirkung von neuem ab, doch liehen Sie jetzt eine Summe Geldes her, und zwar dreitausend Mark; was für Ihre damaligen Verhältnisse einen großen Betrag und ein starkes Vertrauen bedeutete. Sie liehen diese Summe her, obgleich Ihnen bekannt war, daß Herr Rosch außer der zerstörten und belasteten Farm Gründorn und einigem Vieh und einigen frisch erworbenen Einrichtungsgegenständen über Eigentum nicht verfügte. Sie besorgten des ferneren ein Pferd für Ihren Kameraden und standen für die Rückgabe des Pferdes gut. Sie wußten, daß Sie das Geld brauchen würden alsbald nach Übergabe der Farm, die Sie damals im Oktober spätestens erwarteten. Sie erklärten dem Empfänger ausdrücklich, in Jahresfrist müsse das Geld unter allen Umständen wieder in Ihren Händen sein. Zinsen wurden nicht vereinbart, dagegen trug Ihnen Herr Rosch die volle Teilhaberschaft bei seinen Funden an, und Sie schlugen dieselbe nicht aus. Herr Rosch, der in seinem Leben nie zu Mitteln gelangt war, scheint den Wert von dreitausend Mark im allgemeinen und für seine Unternehmung im besonderen stark überschätzt zu haben. Immerhin ist zuzugeben, daß ihm selbst auf seine kleinen angeblichen Diamanten in der Streichholzschachtel hin damals niemand drei- bis viertausend Mark Wert ohne Nachprüfung an Ort und Stelle und ohne Sicherheitsleistung in die Hand gezahlt hätte. Bei einer vorherigen Nachprüfung an Ort und Stelle durch irgendeinen fremden Geldgeber hätte sich unser Freund leicht ausgeschieden sehen können. Herrn Rosch mußte — Sie verzeihen, Herr Rosch — bei seiner Weltfremdheit, bei seiner Ungewandtheit in geschäftlichen Dingen, fast noch mehr an der unbedingten Anständigkeit seines Geldgebers — der Anwalt verneigte sich leicht — als an dem Gelde liegen; oder anders ausgedrückt, die sichere Anständigkeit seines nunmehr stillen Teilhabers war ihm etwas wert." Der Anwalt sagte: „So ist es doch? Aber vielleicht

wollen Sie sich einmal erklären, was Sie bei den Abmachungen in Gibeon im Mai vorigen Jahres erwarteten? Sie gedachten Ihrem Kameraden zu helfen, Sie werden aber doch auch die Möglichkeit eines Gewinnes erhofft haben?" Cornelius Friebott antwortete: „Ich gab das Geld gar nicht gern; es schien mir für die Farm unbedingt nötig; ich wollte ihm sonst wohl helfen; ich war aber einen Tag dennoch wie berauscht von seinen Schilderungen; ich hätte später den Betrag gern wieder gehabt, doch habe ich ihm das weder geschrieben noch gesagt..." Er antwortete ein wenig gereizt; er dachte mit seiner Mutter Gedanken: „Wie ist das verkehrt, daß ich mich von einem Fremden hier ausfragen lassen soll!" Dazu war es sehr heiß im Raume. Der Anwalt sagte: „Na ja, ich habe den noch nicht gesehen, der nicht einmal gerne leicht Geld verdiente, und wollte gewiß keinen Vorwurf anbringen, nicht offen und nicht versteckt, wie Sie anzunehmen scheinen. Mit unserem Freunde Rosch ist es seltsam zugegangen. Vor allem, seine Schilderungen waren zutreffend und hätten, nach unserer heutigen Kenntnis der Dinge gesehen, jedeinen in Rausch versetzen dürfen. Aber unser Freund wurde, wie es das Schicksal nun wollte, nach seinen zwei geduldigen Wartejahren nicht der erste. Der ganz große Preis fiel ihm nicht zu. Er hat sich dessen nicht verdrießen lassen. In seiner zähen und bescheidenen Weise, die ich von früher her kenne, unternahm er es, Gefahr und Anstrengung mißachtend, sich dahin vorzuarbeiten, wo niemand etwas erwartete als Verirren und Dursttod. Seine Hilfsmittel waren ganz unzulänglich; sein Gelingen bei versagender Kraft, ohne Wasser, ohne ausreichende Nahrung, seine zwei Züge, namentlich der letzte, sind fast ein Wunder. Sein Gelingen läßt sich so bezeichnen, daß er viele Monate vor andern und auf sich gestellt die ersten reichen Vorkommen in dem Gebiete entdeckte, das wir heute wieder das Pomonagebiet zu nennen gewohnt sind. Ich muß hier einschalten, er brachte von der

ersten Expedition nur drei große schöne Steine mit, um doch irgendeinen Nachweis bei sich zu führen. Er hätte in jener Anfangszeit sich Hände voll mitnehmen können, wie es die anderen Schürfer auch taten; er hätte damals höchstens formal gegen die Ehrlichkeit verstoßen, formal und gegen ein sehr geschärftes Gewissen; er hätte niemanden beraubt, eine Verordnung über die Diamantenverwertung gab es damals auch noch nicht. Er hätte durch einen stärkeren Zugriff sich jedenfalls bequemere Zeiten verschaffen, ja vielleicht Ihnen, Herr Friebott, Ihren Vorschuß sofort zurückzahlen und seine Entdeckung für sich weiter verwerten können. Aber das lag ihm nicht, damals nicht und später nicht. Bei der zweiten, bei der unglaublichsten Expedition, von der ich je gehört habe, die er in Hast unternimmt, um festzustellen, ob ein Kapjunge und ein berüchtigtes Subjekt, die seine Maultiere gestohlen haben, sich seine Entdeckung etwa zunutze machen, auf diesem zweiten Zuge sieht er sich das große gelbe Soldatensacktuch, von dem noch die Rede sein wird, das er mit den erlesensten Steinen der ersten Suche prall gefüllt und vergraben hatte, an, aber er bindet es wieder zu, aber er scharrt es zufrieden wieder ein, weil er das Empfinden hat, daß die Steine rechtens noch nicht ihm gehören, weil er das deutsche Empfinden hat, daß alles ordentlich zugehen soll, daß er sich seine Schürfscheine geholt haben und erst das Abbaurecht verliehen bekommen haben muß.

Auch die drei großen Steine stößt er später nur in der Not ab, um die Entdeckung weiter behaupten zu können, die Entdeckung, die er nicht preisgeben will, die er nicht verkaufen will, obgleich sie nach dem Erwerbe der Schürfscheine, nach der Aufstellung und Anmeldung der Pfähle ganz gewiß einen erheblichen verkäuflichen Wert darstellte. Und die Not, seine Not war groß. Er kommt schon vom zweiten Zuge todkrank nach Lüderitzbucht. Er wagt aus seinem Schwächegefühle, aus seiner Unsicherheit heraus nicht

durch Dritte, nicht auf telegraphischem Wege sich die nötigen Schürfscheine, nötig wie er meint, von Swakopmund zu bestellen. Er hat das Gefühl, seine Kraft reiche nur gerade noch zum Selberhandeln aus, nicht dazu, andere für sich in Bewegung zu setzen, nicht dazu, sich gegen geschäftliche Listen gegen Schnellere, gegen Klügere zu wehren. Er begeht einen scheinbaren Unsinn und tut das für ihn einzig Richtige, er fährt todkrank nach Swakopmund, er erreicht in Lüderitzbucht den Dampfer im letzten Augenblick, er schleppt sich in Swakopmund mit den letzten Kräften zum Kontor der Gesellschaft und erhält geradezu aus Mitleid die letzten Schürfscheine, die noch ausgegeben werden. Danach folgt ein langes Krankenlager in Swakopmund, erst in verzehrender Ungeduld verbracht, dann als er selbst spürt, daß es um das Letzte geht, mit dem kalten Willen ertragen: die Entdeckung muß gerettet werden, die Entdeckung, die den Entdecker vor sich selbst, vor der Verwandtschaft zu Hause, und vor der Freundschaft hier außen, vor Ihnen, vor uns allen, rechtfertigen soll ..."

Cornelius Friebott denkt: „Er mag es gut mit ihm meinen, er mag alles recht gut meinen; aber wie scheußlich ist das, wenn einer einem so das Innerste bloß macht, und man sitzt selber dabei. Und will er das auch vor offenem Gerichte aufführen? Du lieber Gott!" Der Anwalt hält inne, als habe er die sich sammelnde Abweisung gespürt; der Anwalt läßt es ein Atemholen lang ganz stille sein. Rosch ist vor dem groben Rauche seiner Pfeife, vor dem beizenden Rauche des scharfen Schutzgebiettabaks gar nicht zu erkennen, oder auch weil das Licht der Stehlampe nicht hell zu ihm hinreicht, oder weil man ihn doch nicht genau und prüfend ansehen kann; die Augen können nur ein paarmal hinüberspringen. Der Anwalt sagt jetzt zu dem widerwilligen Hörer gewandt: „Ja, so ist das! – Ich muß bei dieser Sache an die Wurzel der Dinge. Das muß ich. An der Oberfläche hat Ihr Kamerad einfach unrecht. Von der

Oberfläche weg muß ich mir gefallen lassen, daß der Antrag gestellt wird auf ein Jahr Gefängnis, und daß das Bezirksgericht ein entsprechendes Urteil fällt. Verbüßung in Deutschland. Transport als Strafgefangener nach Hause. Das ist doch keine Kleinigkeit. Selbst wenn ein Jahr vergeht und einer wiederkommen kann." Bei dieser Erklärung räuspert sich Rosch, es soll klingen wie Räuspern, wie Ausstoßen verschluckten, allzu scharfen Rauches, es kann auch Stöhnen sein.

Der Anwalt spricht weiter: „Sie sind sich beide im letzten Viertel des vorigen Jahres, das Datum tut im Augenblick nichts zur Sache, durch einen eigentümlichen Zufall am Wüstenkönig wieder begegnet. Rosch kam von seinem dritten Zuge zurück, den er mit den Schürfscheinen unternommen hatte, und bei dem er alles in Ordnung fand und in letzte Ordnung brachte, um das Bergwerkseigentum beantragen zu können. Rosch hatte vor Antritt dieses Zuges erneut erkannt, daß die Mittel zur Durchführung nicht reichten, er hatte sich, als bei seinen Pfählen nichts geändert war und angesichts des offensichtlichen, ungewöhnlichen Reichtums seiner Schürfkreise halb und halb entschlossen, mit einer erneuten Forderung an Sie, Herr Friebott, heranzutreten oder doch wenigstens mit Ihnen zu besprechen, wie ohne Hinzunahme störender Dritter und ohne Preisgabe der Entdeckung die nötigsten Mittel aufgebracht werden könnten. Das ganz unerwartete Zusammentreffen, als er alles besann, hat ihn ja wohl verwirrt und hat ihn, nennen wir es, entmutigt. Das Wissen um seine Entdeckung trat zunächst zurück vor dem Bewußtsein, daß er nicht, wie versprochen, erfüllt habe, daß er Ihnen Rechenschaft schuldig sei, und daß Sie eine geringe Meinung von ihm haben müßten." Der Anwalt sagt: „Herr Rosch, auf dem Busche herumklopfen kann ich jetzt nicht. Ich meine, daß es so war. Sie gingen jedenfalls ohne Einverständnis auseinander." Der Anwalt sagt: „Unser Freund Rosch hat dann das Nötige

beantragt, er hat ein paarmal Zeichnungen machen müssen; er hat beschreiben müssen, — wieviel da unnötig beanstandet und geschrieben wird, wissen wir alle — er hat seine Pfähle aufrecht erhalten; er hat, um leben zu können und sich Mittel zu verschaffen, für andere beruflich die Schürfertätigkeit hin und wieder ausgeübt. Das Trinken gehört zu dieser Tätigkeit. Ich möchte aus meiner Beobachtung bestätigen, daß Rosch kein Verschwender war, daß er alles in allem genommen nur das Notwendigste vereinnahmte." Der Anwalt sagte bei halber Wendung: „Rosch scheint Ihnen, Herr Friebott, in dieser Zeit mit Bemühen aus dem Wege gegangen zu sein, obgleich er es bestreitet. Sie sind sich wieder begegnet, knapp vor Weihnachten, als Rosch von seiner bekannten Fahrt zur Spencerbucht zurückkehrte. Rosch gibt zu — er behauptet in Eile gewesen zu sein —, daß Sie ihn gegen seinen Willen mit in Ihr Zimmer nahmen. Sie hätten ihn nach seinem Ergehen gefragt, er hätte Ihnen die Geschichte seiner neuesten Fahrt erzählt, aber — — — meint er, es sei doch alles gewesen, weil Sie ihm von der endlichen Zuweisung Ihrer Farm Mitteilung machen wollten, und weil Sie ihm, nicht fordernd, das lehnt er selbst ab, sondern von der Tatsache her, deutlich machen wollten, daß die Rückzahlung der dreitausend Mark Ihnen nunmehr willkommen oder sogar nötig wäre." Der Anwalt hebt die Hand, der Anwalt sagt: „Ich habe Herrn Rosch gleich erklärt, daß er sich bei dieser Annahme im Irrtum befunden habe. Ich habe unsern Freund bei dieser Gelegenheit gebeten, sich in Zukunft mehr an die Dinge als an seine Meinung von den Dingen zu halten. Die Dinge sind meistens viel nüchterner und nicht so gut und nicht so schlecht, als sie scheinen. Ich habe ihm gesagt, Sie, Herr Friebott, seien kaum um dreitausend Mark verlegen." Der Anwalt sagt: „Inzwischen war für Roschens Entdeckung ein neues Hindernis eingetreten. Die Sache ist gegenwärtig in anderer Verbindung in aller Munde, sie wurde durch die folgende

Entdeckung von Scheibe und Stauch und sämtlichen Nachfolgern Roschens zu einer allgemeinen Angelegenheit. Die Erben einer einstigen Kapstädter englisch-portugiesisch-jüdischen Firma meldeten Rechte auf das Pomonagebiet an, sie bestritten, daß das Pomonagebiet in das Sperrgebiet der Kolonialgesellschaft einbezogen werden könne, sie behaupteten, die Firma habe dieses Gebiet einmal von den Bethanierhottentotten, die freilich dort nie wohnten, wo niemand wohnen kann, und denen es freilich nach keinem Rechte gehörte, gekauft, die Firma habe dort einmal Kupfer gesucht, und nicht gefunden; sie geben zu, die Firma habe seit sehr vielen Jahren die Stelle verlassen und nie mehr berührt und von einem Edelsteinvorkommen sei ihr nichts bekannt gewesen, aber auch nach einem älteren Vertrage mit der deutschen Regierung gehöre das Gebiet nach wie vor ihr oder den Erben der Inhaber, und zwar mit allen Rechten, und also seien auch die Diamanten deren Eigentum." Der Anwalt sagte: „Sie haben das ja beide gehört. Sie wissen, daß ein Erbe De Pas seine angeblichen Rechte mit Berliner Interessenten teilte, um Helfer zu gewinnen. Sie wissen, daß niemand der verschiedenen, die Rechte haben und zu haben behaupten, die Rechte aufgeben will, und daß, nachdem die Eingriffe des Kolonialsekretärs mißlangen, nunmehr auf langem Wege die Gerichte die Entwirrung herbeiführen müssen. Das Hindernis für unsern Freund war, daß er, als er schon meinte, durchgedrungen zu sein, kein Abbaurecht bekommen konnte; er muß warten bis zur allgemeinen gerichtlichen Entscheidung, er sah sich plötzlich der Notwendigkeit gegenüber, statt endlich zu ernten, neue und noch ganz unbestimmte Beträge aufbringen zu müssen, um seine große Entdeckung wiederum nur behaupten zu können." Der Anwalt zieht die Uhr aus der Tasche und legt sie vor sich. Der Anwalt sagt: „Ja, Herr Rosch, ich bin nun an dem Punkte, von dem aus ich Sie bitten wollte, den Fortgang Ihrem Kameraden zu erzählen ..." Der An-

walt sagt: „Ich habe den Sergeanten gebeten, Sie bis zehn Uhr hierzulassen, aber wir müssen natürlich noch alles besprechen ...“ Der Anwalt sagt: „Also irgendwie ist Roschens Entdeckung bekannt geworden bei Leuten, die nach so was horchen; er meint, durch ihn sei es nicht geschehen, auch nicht am Trinktische, durch Sie natürlich ebenfalls nicht. Eines Tages im Januar kommt nun ein Kapstädter zu Rosch, einer von denen, die früher freiweg Steine kauften und die jetzt angeblich der Börse wegen herkommen, um Anteile zu erwerben usw. Er kommt ganz öffentlich, er suche einen erfahrenen Schürfer zu einer Expedition, er läßt sich richtig an Rosch weisen in offener Schenkstube: ‚Sie sind doch schon einmal mit der Schwalbe nach Norden gesegelt?‘, fängt er an. Weitergesprochen wird natürlich in des Fremden Zimmer und nicht zu laut. Der Fremde unterhandelt scheinbar wegen einer Expedition noch über die Spencer Bucht hinaus, die Rosch führen solle. Er nennt Roschens Forderung gering. Er bricht plötzlich ab, er faßt unsern Freund am Arm, er sagt zu ihm — — —“ Der Anwalt unterbricht sich: „Nun, Herr Rosch ...?“ Rosch gehorcht jetzt, er spricht aus seinem Rauche heraus etwas heiser: „Er sagte zu mir so 'n büschen leise; mich erstaunte, daß er auf einmal sehr leise redete, ich hätte doch auch so 'ne reiche Entdeckung gemacht, da unten bei der Pomonainsel, und ich hätte gar nichts davon und ich hätte doch auch noch nichts davon gehabt. Er sagte, er wisse es bestimmt, es stehe doch in den Akten. Ich sagte: ‚Meinetwegen. Die Schürfkreise sind eingetragen, die Tafeln sind richtig aufgestellt.‘ Er sagte: ‚Es ist wohl doch nichts Gutes, was?‘ Ich sagte: ‚Wir brauchen nicht davon zu sprechen, ich verkaufe keine Rechte, ich behalte die Schürfkreise.‘ Er sagte: ‚No, will ich sie denn? Wir unterhandeln nur über den Norden. Aber haben Sie denn da unten in der Tat was gefunden? Wirklich und wahrhaftig?‘ Ich sagte: ‚Ich habe da unten in einem Suchen mit der Hand ein Sacktuch voll

großer Steine aufgelesen, das kann man im Norden natürlich nicht erwarten.' Er sagte: ‚Wo ist denn das Sacktuch?' Ich sagte: ‚Es ist noch dort.' Er sagte: ‚Sie haben ein Sacktuch voll großer Steine und ...'" Der Anwalt ermuntert: „Weiter! Da ist doch nichts dabei, wenn einer aus Not keine Unterkunft hat." Rosch heisert noch mehr: „Ja, er meinte, wie das sein könnte, weil ich keine Unterkunft hätte. Er sagte: ‚Gehört das Sacktuch mit Steinen Ihnen?' Ich sagte: ‚Ja, ja, es gehört wenigstens niemand anderem, es wird doch einmal mir gehören.' Er sagte: ‚Es ist doch nicht gestohlen?' Ich sagte: ‚He, Sie, ...' Er sagte: ‚Ich bin nicht einer von denen, die von Dieben Diamanten kaufen, wie das dieser und jener tun mag, der von Kapstadt kömmt. Sie sollen mich also nicht falsch verstehen.' Er sagte: ‚Bei mir ist gar keine Gefahr dabei.' Er sagte: ‚Wir können das wegen der Expedition nach Norden gleich ausmachen.' Er sagte: ‚Es wäre aber doch besser, Sie bekämen einmal genug Geld in die Hand, um Ihre Entdeckung halten zu können.' Er sagte, wenn es sehr schöne Steine wären, könne er vielleicht zehntausend Mark geben. Er sagte, vom Bezirksamte bekäme ich doch einen Erlaubnisschein, um in das Sperrgebiet zu reiten und nach meinen Schürfpfählen wieder zu sehen. Er sagte: ‚Wenn auch Stauchs Wächter da unten für Sie mit aufpaßt, weil er Sie kennt, Ihre Pfähle können umgefallen sein; man weiß nie, was eintritt, wenn man sich nicht selber kümmert, Sie sind doch schon einige Zeit nicht mehr unten gewesen, was?' Er sagte: ‚Weil Sie kein Reittier hatten, nicht wahr?' Er sagte: ‚Also hören Sie, ich werde Ihnen einen kleinen Vorschuß geben für unsere Expedition nach dem Norden und ich werde Ihnen ein Pferd ausleihen, und dann können Sie erst mal runter reiten und nachsehen, denn ich bleibe noch ein paar Tage hier.' Er sagte so nebenher auch: ‚Mit mir handeln bringt keine Gefahr, weil ich die Verkaufsberechtigung habe, weil ich von Dieben niemals kaufe.'"

An dieser Stelle schweigt Rosch, an dieser Stelle steht Cornelius Friebott auf und läuft ein paar Schritte auf und ab und sagt aufgeregt: „So ein Kerl ist auch bei mir gewesen ..." Der Anwalt fragt: „Mit derselben Zumutung etwa?" Cornelius Friebott antwortet: „Mit dem Anliegen, daß ich ihm von Schürffeldern, die uns beiden gehörten, Steine verschaffe, weil ich nach seiner Meinung Geld brauche, so meinte er." Der Anwalt fragt: „Wann?" Cornelius Friebott spricht zu dem Kameraden hin: „Bei mir war es vor Weihnachten, noch bevor ich dir begegnete." Sie vergleichen das Aussehen. Das Aussehen stimmt überein, obgleich Rosch so etwas schlecht sich verbildlichen und beschreiben kann. Sie vergleichen den Namen. Rosch sagt, er habe Denton verstanden, nicht Denver. Der Anwalt sagt: „Die Identität wäre festzustellen." Der Anwalt fragt: „Herr Friebott, haben Sie geradeaus das Gefühl gehabt, daß Ihnen der Fremde eine Straftat zumuten wolle?" Cornelius Friebott stutzt, Cornelius Friebott sagt: „Nein, das habe ich nicht gehabt, das habe ich eigentlich nicht gehabt." Cornelius Friebott sagt: „Ich halte auch den Mann, wenn es derselbe Mann ist, nicht für einen ausgemachten Halunken, sondern für einen Händler, wie nun viele sind da unten."

Cornelius Friebott sagt dem Kameraden zugewandt: „Ich sehe jetzt gut, was geschehen ist, du hast dir den Erlaubnisschein geholt. Er hat dir ein Pferd geliehen. Du bist hinunter geritten. Du hast das Sacktuch ausgebuddelt, du wolltest nur sehen, ob es noch da sei. Du hast die Steine betrachtet. Vielleicht waren es sehr schöne Steine. Du hast gedacht, du könntest einmal hören, ob er zehntausend Mark oder vielleicht mehr für die Steine geben werde. Du hast gedacht, mit zehntausend Mark sei allerhand anzufangen, und du hättest genug für alle Kosten, du hättest genug, um mir Geld anzubieten und so weiter. Ja, das hast du gedacht und hast das Sacktuch eingesteckt. Und dann bist du geschnappt worden hier oder schon unterwegs und bist unter-

sucht worden ..." Cornelius Friebott spricht sehr schnell. Cornelius Friebott sagt: „Es ist sehr einfach." Der Anwalt sagt bei halbem Lächeln in dem kniffeligen und sauren oder auch kranken Gesichte: „Ja, es ist ziemlich einfach. Die einschlägigen Strafbestimmungen der Bergverordnung," er klappt das Taschenbuch der Gesetze und Verordnungen auf, „lauten: Erstens mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark oder mit Gefängnis bis zu sechs Monaten wird bestraft, sofern nicht nach den bestehenden Vorschriften eine höhere Strafe verwirkt ist, wer unbefugt in einem Schürffeld anstehende Mineralien in der Absicht wegnimmt, sie sich rechtswidrig anzueignen; zweitens, mit Gefängnis bis zu einem Jahre, neben welchem auf Geldstrafe bis zu hunderttausend Mark erkannt werden kann, wird bestraft, wer es unternimmt, Diamanten der Verwertung nach Maßgabe der Kaiserlichen Bergverordnung betreffend Handel mit südafrikanischen Diamanten zu entziehen. Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann in diesem Falle ausschließlich auf die Geldstrafe erkannt werden." Der Anwalt sagt: „Es kommt alles darauf an, daß wir die mildernden Umstände glaubhaft machen können, und daß, wenn es glückt, jemand bereit und fähig ist, die Geldstrafe zu erlegen." Der Anwalt sagt: „Daß Rosch ausdrücklich erklärte, er wolle nur nach seinen Pfählen sehen, und daß er bereitwillig den Erlaubnisschein zum Ritt durch das Sperrgebiet und zum Besuch seiner Schürffelder vom Bezirksamte erhielt, wird den mildernden Umständen nicht ganz dienlich sein, die Anklage wird auf den besonderen Vertrauensbruch hinweisen."

Es ist einen Augenblick stille, Cornelius Friebott hat sich gesetzt und den Kopf in die Arme gestützt, der Anwalt spielt mit einem Bleistifte; da beginnt Rosch rasch zu reden, als wäre das nun eben alles nicht gewesen, als müsse er nun einfach anknüpfen und fortfahren: „Ich habe mir auf dem Bezirksamte den Erlaubnisschein geholt; er hat mir ein

ordentliches Pferd geliehen; er hat mir Geld gegeben, er hat gesagt, das ist Vorschuß; er hat nicht gesagt, Vorschuß für Steine, nein, das hat er nicht gesagt; der Ritt war schön; ich habe mich auf der neuen Polizeistation Pomonapforte abgemeldet, danach habe ich das Sacktuch mit den Steinen wieder an mich genommen. Ich habe unterwegens die Steine in eine große Feldflasche getan, die Feldflasche war beinahe voll von Steinen, ich habe ein Stück Tuch über die Steine gestopft, ich habe etwas Kaffee oben über dem Tuche und den Steinen stehen lassen. Die Polizeistation Prinzenbucht habe ich links liegen lassen. Ich habe auch Elisabethbucht liegen lassen. Ich wäre beinahe durchgekommen."

Rosch hat zu rauchen aufgehört, er ist dem Schreibtische näher gerückt, er ist jetzt gut zu sehen. Er ist hager und braun wie immer, nicht mehr und nicht weniger ausgedörrt und ausgehungert als vor Weihnachten. Er bekommt auf einmal seine rollenden Augen, er schießt einen Arm vor, er spricht nicht lauter, eher sucht sich die Stimme zu verhalten: „Ich wäre beinahe durchgekommen. Ich habe dann den Kapjungen zuerst gesehen, der meine Maultiere im vorigen Jahre gestohlen hatte. Danach ist der Sergeant gekommen. Der Sergeant hat gesagt: ‚Rosch, warum hast du nun die Dummheit gemacht? Lange mir mal die Feldflasche her. Na ja, nun reite ruhig mit, es geht nicht anders.' Ich habe gesagt: Habt ihr den Kapjungen als Hilfe nötig, der meine Maultiere gestohlen hat? Macht ihr jetzt solchen Dreckdienst?" Rosch ist aufgesprungen und rollt mit den Augen und fährt mit beiden Armen herum. Der Anwalt sagt: „Herr Rosch, ich habe Ihnen ein paarmal erklärt, daß die Sache mit dem Bambusen nicht dazugehört. Die Polizei muß in den Diamantensachen Spitzel beschäftigen. Sie laufen mir nun jedesmal vom Wege ab, und vor dem Richter nützt Ihnen das ganz gewiß nichts!" In diesem Augenblick klopft es, der Anwalt geht an die äußere Türe,

er kehrt zurück, er sagt: „Herr Rosch, Sie möchten kommen ... Zunächst muß ich ohnedies mit Herrn Friebott sprechen." Rosch gehorcht zögernd; er kann einem doch mächtig leid tun, wie er so den Anwalt ansieht.

Der Anwalt sagt: „Er ist ganz halsstarrig. Ich dachte, vor Ihnen könnte vielleicht etwas anderes herauskommen. Er will unbedingt zugeben, daß er die Steine an den Kapstädter zu verkaufen beabsichtigte. Er hätte das anders drehen können, ich meine nur. Er besteht darauf, von dem Kapjungen sollte etwas vorgebracht werden." Der Anwalt sagt: „Es ist Ihnen ja deutlich, was ich Sie als Zeugen fragen werde. Und wir sind beide im Bilde. Wie ist das aber mit dem Aufkommen für Geldstrafe und Kosten? Ich glaube nicht, daß trotz den reichen Schürffeldern bei der gegenwärtigen unbestimmten Lage im Pomonagebiete durch einen Verkauf von Roschens Rechten sehr viel zu erlösen wäre, ganz abgesehen davon, daß ein solcher Verkauf unsern Freund sehr schwer träfe. Indessen müssen Sie wissen, Herr Friebott, was Sie können und nicht können." Cornelius Friebott antwortete gepreßt: „Ich muß das alles erst bedenken. — Rosch kann doch nicht als Strafgefangener nach Deutschland geschleppt werden wie irgendein gemeiner Dieb. — Ich kann ihn doch nicht in das Gefängnis schicken lassen. — Ich müßte mir Geld leihen ..." Er sagt überlegend, es gilt kaum dem Anwalte: „Ich könnte einen Vorschuß bekommen, wenn ich mich hier auf mehr als ein Jahr verpflichtete ..." Er fragt: „Welcher Betrag kommt in Frage?" Er sagt: „Nein, die Schürfrechte wollen wir festhalten, wenn es irgend geht, dafür gibt es eben nichts." Der Anwalt antwortet, er wisse nicht, ob eine Geldstrafe an Stelle der Gefängnisstrafe überhaupt zu erwirken sein werde. Er sagt: „Herr Friebott, auf acht- bis zwölftausend Mark müssen Sie sich gefaßt machen ..." Er sagt: „Rosch ist fast der erste, und sein Fall soll ohne Zweifel abschrecken ..."

„Acht- bis zwölftausend Mark? Acht- bis zwölftausend Mark? Acht- bis zwölftausend Mark?" – Wenn man fast sein ganzes bisheriges Leben lang, bis auf einen Zufall und bis auf die letzten neun Monate, sein Geld in Mark und Schillingen hereinverdient hat, eine Mark, ein Schilling fast fühlbar soundsoviel Arbeit, dann können einen diese Summen wohl schlaflos machen. Der Gedanke, daß Rosch, Rosch vom Erckertzuge, Rosch von Gründorn, Rosch der Namibschürfer ins Gefängnis soll, ist noch unerträglicher. Rosch über das Meer geschafft, Rosch daheim eingesperrt in irgendeiner Enge, in irgendeiner Enge ohne Sonne, dieser Gedanke ist völlig verrückt. Cornelius Friebott träumt, der Namibsand solle eingesperrt werden und die Kalahari steppe und die Dornbäume und flüchtiges Großwild. Es ist eine schlimme Nacht, es ist eine scheußliche Nacht.

Am Morgen unternimmt Cornelius Friebott etwas durchaus Kleinbürgerliches aus dem aufgeregten Gefühle heraus, natürlich ohne den Anwalt zu fragen. Er geht auf das Bezirksamt. „Der Bezirksamtmann ist noch nicht da." Der Sekretär Etling fragt: „Kann ich nicht Auskunft geben? Um was handelt es sich?" Cornelius Friebott sagt: Nein, nein, er wolle den Bezirksamtmann selber sprechen in besonderer Sache. Etling sagt: „Wenn es nur heute angeht..." Cornelius Friebott kommt wieder: „Jetzt ist er da." Der Sekretär geht fragen. „Sie können gleich hinein, sobald der Besuch herauskommt." – Und dann tritt Cornelius Friebott ein und wird sich zugleich bewußt, es sei ein törichter Gang, es sei ein Gang, wie ihn ungefähr eine Frau unternehme, um mit einem Beamten, der pflichtgemäß vorgeht, zu hadern, weil er ihretwegen keine Ausnahme mache, die er nach ihrer Meinung gewiß machen dürfe und könne und müsse. Cornelius Friebott trägt, wie ihm scheint, seine Angelegenheit ganz ungeschickt vor. Aber der Beamte hört ihn an ohne Störung. Cornelius Friebott sagt am Schlusse, während er sich den ärgerlichen Schweiß von der Stirne

wischt: „Ich weiß, daß Sie Anklage erheben müssen, Herr Bezirksamtmann. Ich weiß, daß Sie auf Bestrafung dringen müssen. Ich weiß jetzt wirklich nicht mehr genau, warum ich zu Ihnen gekommen bin. Ich habe alles erst gestern abend gehört, ich habe die ganze Nacht kaum geschlafen. Ich bin dann gleich heute morgen hergelaufen. Ich meine nur, mein Kamerad Rosch ist kein Dieb, mein Kamerad Rosch ist doch nicht unehrlich, er ist doch im ganzen Schutzgebiete bekannt als anständiger Kerl. Er ist doch ein echter Mann. Er wollte sich doch nicht bereichern, Herr Bezirksamtmann. Er hat das einfach falsch verstanden mit der Summe für mich, so scheint es doch. Er meinte, ich müsse die Summe haben, und er wollte sie zurückzahlen. Er hat doch die braune Frau, er möchte doch trotz der Frau ein wenig gelten. Er möchte doch auch einmal, daß er sichtbarlich was fertig bringt. Er hat doch nicht viel Glück gehabt, er hat doch richtig Unglück gehabt bei seiner Entdeckung. Er fängt ja vielleicht alles etwas verkehrt an. Das tut er gewiß. Das ist sein Schicksal. Er wollte doch nun diese eine Entdeckung aufrechterhalten und wußte nicht, wie er es anfangen sollte ohne Mittel. Und es sind doch seine Schürffelder oder auch unsere Schürffelder. Aber ich spreche jetzt für ihn. Und wenn es irgendein richtiges Recht gibt, dann muß er die Schürffelder einmal als Abbaufelder erhalten. Das muß er doch. Und dann, Herr Bezirksamtmann, dann hätte er von sich selber gestohlen. Denn, wenn er Gefängnis bekommt und die Leute davon sprechen, dann wird es als gemeiner Diebstahl aufgefaßt. Und das muß doch ein bißchen, wenigstens ein kleines bißchen vor Gericht und auch bei Ihnen gelten, wie so etwas aufgefaßt wird, wie so etwas nachher eines Menschen Leben beschmiert. Und dann ist noch etwas zu sagen: er hat doch die Steine aufgelesen, als noch alle Schürfer Steine auflasen, ohne daß ein Hahn danach krähte. Und wenn er damals sein Taschentuch voll mitgenommen hätte, statt es einzuscharren, damals

hätte sich niemand darum gekümmert! Und damals hätte er doch auf der Treppe des Bezirksamtes die Steine an irgendwen verkaufen können, und Sie hätten ihm vielleicht zugesehen aus dem Fenster hier. Damals gab es die Verordnung noch nicht, das weiß ich wohl. Aber daran, daß er damals eingrub, können Sie sehen, daß er ein ehrlicher, genauer Mensch und für sich ganz unbegierig ist. Und, Herr Bezirksamtmann, das werden Sie ihm doch glauben, daß die Steine schon damals gesammelt waren in das Bündel, und daß er jetzt keine aufgelesen hat. Das müssen Sie ihm, bitte, durchaus glauben. Und, Herr Bezirksamtmann, wie ist denn das? Wodurch ist die neue Verzögerung gekommen, daß ein deutscher Mann, der sein Schürffeld richtig bezahlt hat, der sein Leben und seine Gesundheit und seine Arbeit an eine Entdeckung gesetzt hat, nun Jahr und Tag hungrig auf der Lauer liegen und Geld wegzahlen soll? Wodurch? Die Verzögerung ist dadurch gekommen, daß Nachkommen eines Engländers und eines portugiesischen Juden Rechte auf den Sand behaupten, um den sie sich selber niemals gequält haben, und in dessen Nähe ihre Großväter einmal vor sechzig oder Gott weiß welchen Jahren nach Kupfer graben ließen, ohne einen roten Pfennig zu finden, und daß sie solches Recht behaupten, seit Unsere etwas fanden. Oder ist das anders?" Cornelius Friebott wirft sich in richtiger Erschöpfung zurück auf seinen Stuhl. Dann beginnt der Beamte zu antworten, nicht von oben herunter wie aus einer Wolke, sondern wie die Beamten reden, die jahrelang hier außen gewesen sind und Leben im Raum erlebt haben und Wind und Wetter der andern gespürt haben. Er sagt ungefähr: „Ich habe Sie sprechen lassen, jetzt müssen Sie mich auch ausreden lassen. Es ist ganz richtig, daß Sie kamen. Sie meinen nach dem volkstümlichen Irrtume, der Staatsanwalt, an dessen Stelle ich in diesem Falle etwa stehe, sei auf jeden Fall des Angeklagten Feind und suche mit allen Mitteln ein Urteil gegen den Ange-

klagten herbeizuführen. Das ist falsch. Herr Friebott, wir sollen den Sachverhalt erforschen und suchen nicht weniger eifrig, was zugunsten spricht. Und ich habe von Ihnen doch allerlei in dieser Richtung erfahren." Er sagt ungefähr: „Sie wissen, daß wir alle einen Stolz hegen darauf, wie die Entdeckungen sich hier vollzogen haben. Nachdem die ersten Diamanten, die oben auf dem Sande liegen und an denen in der Wüste jahrein jahraus die Menschen vorübergezogen sind, entdeckt waren, lief eigentlich jeder hinaus, der Beine hatte, und im Norden dringen die Leute ja immer noch vor. Und bei dieser Jagd und bei diesem Rausche und bei der übermenschlichen Anstrengung ist keine einzige Untat vorgekommen; es ist kein Gewehr und kein Revolver im Bösen losgegangen und ist keiner ausgeraubt und keiner je blutig geschlagen worden. Sondern die Menschen, die um die Wette liefen, halfen sich, wenn sie in Not waren. Und obgleich in Deutschland die Linkser behaupten, ein Vertrauen zu den Gerichten bestehe nicht mehr — in der Wüste, wo noch nie ein Gericht war, sagten sie, wenn sie sich nicht einigen konnten, gut, gut, dann muß das Gericht unseren Streit in Ordnung bringen." Er sagt ungefähr: „Herr Friebott, es ist nötig, daß wir uns den Stolz der Ordentlichkeit hier erhalten. Von uns aus darf es in der Diamantensache nicht drunter und drüber gehen, in keinerlei Weise. Es darf nicht. Zweierlei Volk sieht begehrlich auf unser Wunder: Das ist erstens das Großkapital, das meint, da es nun wirklich ein Wunder ist, müßten die kleinen Leute heraus, die könnten so etwas nicht richtig fingern; es sind zweitens die Leute von den britisch-südafrikanischen Diamantenminen, die bisher den Weltpreis der Diamanten bestimmten und die sich die Haare raufen über die Funde hier." Er sagt ungefähr: „Herr Friebott, Sie haben doch den Sozialdemokraten sehr nahe gestanden? Das wird doch erzählt; Sie wissen doch selbst, welche heillose Not die sozialistischen Führer dem kolonialen Gedanken gemacht

haben, obgleich er am meisten dem gemeinen tüchtigen Manne zu dienen geeignet ist. Sie wissen doch, daß die Bekämpfer der Kolonien unter anderm immer wieder darauf hinwiesen, unsere Kolonien schluckten nur Geld. Sie wissen ja auch, daß wir, Sie und ich und wir alle hier außen, dem Reiche in der Tat was gekostet haben; denn die ganzen öffentlichen Mittel für Deutsch-Südwestafrika, die brachte der Steuerzahler in Deutschland ohne Zweifel auf.“ Er sagt ungefähr: „Nun haben wir durch die Diamanten, durch den Zoll auf die Diamanten, ich will es so nennen, endlich eine Gelegenheit, nicht mehr Kostgänger der Heimat zu sein. Wir gewinnen den Zoll dadurch, daß die Diamanten nur von einer Stelle aus unter staatlicher Aufsicht verkauft werden dürfen. Das ist den einzelnen Förderern vielleicht nirgends ganz recht. Der Staat muß es also erzwingen, weil in solchem Falle die Allgemeinheit ganz gewiß mehr bedeutet als der einzelne. Und da der Gewinn durch Umgehung des Gesetzes groß ist, muß die Strafbestimmung schwer sein.“ Er sagt ungefähr: „Herr Friebott, das angebliche Recht der Herren Spencer und De Pas oder ihrer Erben gefällt mir so wenig wie Ihnen. Es gefällt mir so wenig wie die ganzen Gesellschaftsrechte hier außen, die sich nur auf eine Verleihung und auf keine Leistung und keine Aufwendung gründen. Aber was ist, ist, und ob der Kläger oder Beklagte oder Zeuge ein Deutscher oder Engländer oder Portugiese oder Bur oder Jude ist, danach können wir nicht sehen, das liegt unserer deutschen Verwaltung und Rechtspflege nicht.“ Er sagt das alles eifrig, sehr eifrig, wie er immer spricht, aber ohne jede Schärfe, und, trotzdem die Arbeit in Stößen wartet, noch bereit, Gegenreden hinzunehmen.

Cornelius Friebott entgegnet nichts; er geht, er weiß nicht, ob er Roschens Sache genützt oder gar geschadet habe.

Der Keetmanshooper fragt: „Na, wo waren Sie denn?“ Cornelius Friebott erzählt alles ganz knapp. Er sagt: „Wenn

wir mildernde Umstände für ihn zugebilligt bekommen und die Gefängnisstrafe abwehren, muß ich die Geldstrafe vorläufig ganz bezahlen. Vielleicht kann mir Richter etwas vorschießen, einiges werde ich selber aufbringen, um den Rest gedachte ich Sie zu bitten oder hoffte Ihre Vermittlung bei der Bank zu gewinnen. Ich möchte meinen Anteil an der Farm nicht als Pfand geben, ich bin aber bereit, mich statt eines weiteren Jahres auf zwei weitere Jahre hier zu verpflichten." Er machte ein hartes, bitteres Gesicht dazu. Er denkt: „Zwei Jahre hier. Noch zwei Jahre hier. Und die Farm und unsere Pläne warten, und das Leben steht nicht zwei Jahre still." Er denkt: „Eine Frau für die Farm, die hätte ich allerdings auch nicht." Er fragt: „Was für Aufträge sind da?" — Der Keetmanshooper erwidert: „Friebott, wenn Sie zwei Jahre hier bleiben könnten, das wäre ausgezeichnet, ich brauchte dann in Keetmanshoop gar nicht abzuwickeln. Geben Sie acht, es wird doch noch erträglicher als Sie denken. Die Sache mit dem Gelde werden wir in Ordnung bringen." Er fügt nach einer Weile hinzu: „Friebott, ich möchte sehr gerne, daß Sie blieben; aber das Geld würde ich Ihnen auch zu verschaffen trachten, wenn Sie den Vertrag schließlich nicht ändern und doch nur noch ein Jahr aushalten wollen."

Sechs Tage später findet das öffentliche Strafverfahren gegen den Schürfer Paul Rosch vor dem Bezirksgerichte in Lüderitzbucht statt. Es ist kein Zuhörer da. Der Anwalt zeigt sich gewandt, das Zeugnis des Bauunternehmers Cornelius Friebott ist wirksam, Rosch mit seinem ehrlichen Wesen und seiner ungeschickten aber anständigen Vergangenheit macht einen guten Eindruck; der öffentliche Ankläger selbst weist darauf hin, daß mildernde Umstände vorliegen trotz dem einen Vertrauensbruche. „Wir wollen nicht einen ehrlichen Mann und tüchtigen alten Soldaten hier unehrlich erklären." Der Anwalt sagt beim Schlußworte: „Der Angeklagte bekennt sich schuldig. Der Angeklagte bittet um eine

Geldstrafe; im Falle der Geldstrafe unternimmt es der Angeklagte, das Diamantengebiet freiwillig zu verlassen."

Die Geldstrafe lautet auf fünftausend Mark; die beschlagnahmten Steine wurden nach der Verordnung eingezogen.

Die Geldstrafe wurde von Cornelius Friebott und dem Keetmanshooper Unternehmer Hanke sofort bezahlt, damit Rosch freigehen könnte. Cornelius Friebott nahm ihn in sein Zimmer, Cornelius Friebott stattete ihn frisch aus. Cornelius Friebott sagte: „Nein, von Dank ist keine Rede, sondern du hast an mich gedacht, aber ich habe zu wenig an dich gedacht." Cornelius Friebott sagte: „Sei ruhig, es wird nichts verkauft. Ich kümmere mich darum. Nach dieser Not wollen wir doch die Früchte erleben." Rosch bat: „Und wer zahlt dem Kapstädter den Vorschuß zurück? Denn es war doch vielleicht ein Vorschuß für die Schürffahrt nach Norden. Denn er mag diese doch im Ernste gemeint haben. Denn er hat doch von dieser so viel gesprochen." Cornelius Friebott stutzte, er war daran, spöttisch aufzulachen; aber wenn man Rosch so sah mit der großen Nase in dem dürren Gesichte und den noch etwas ängstlichen Augen, verging der Spott. Cornelius Friebott fragte also: „Wieviel war es doch?" Er sagte: „Ich werde den geringen Betrag hinschicken, wenn es derselbe Mann ist; ich werde bei ihm anfragen."

Sie verbrachten einen Abend zusammen, der ihnen beiden gefiel. Es war wie eine Erlösung über dem Befreiten. –

Sie ahnten beide nicht, daß das vorsichtige Urteil dennoch ein Schuß in des Verurteilten Herz gewesen sei, der ihn nach zehn Jahren um alles bringen sollte, das heißt um das, woraus sein ganzes Leben bestand, und in der Folge um dieses Leben selbst.

Die zwei anderen Jahre in Lüderitzbucht vergingen ohne Ereignung, Tag hinter Tag und Woche hinter Woche und Monat hinter Monat und Jahreszeit hinter Jahreszeit, insofern sich die Jahreszeiten im Küstenlande überhaupt abheben und unterscheiden. Was in der großen Welt geschah, scholl selbstverständlich in die Hafenstadt hinein; sie waren vom ersten bis zum letzten lebendig genug geworden, darauf zu horchen und ihre Bemerkungen daran zu knüpfen; und was ihre Kolonie anging und wiederum das benachbarte britische Südafrika, besprachen sie natürlich nicht weniger eifrig.

In Deutschland wurde Bethmann Hollweg Kanzler; der Diamantenstreit mit Dernburg ging weiter; in die Kolonie kam der Prinz Leopold von Bayern zu Besuch und schoß im Schonbezirke gehegte achtzig Stück Großwild ab; in der Kolonie wurde die Schulpflicht eingeführt, und einsam wohnende Eltern, die nicht Mittel genug für Hausunterricht besaßen, wehrten sich laut, daß sie ihre Achtjährigen hergeben sollten; in Berlin ließen die sozialistischen Führer die gehorsamen Massen gegen das verkehrte preußische Wahlrecht ab und zu lauten Lärm schlagen, und Reuter besorgte diesen preußischen Straßenlärm planvoll um die Erde; in Berlin trat Dernburg von seinem Amte zurück, und Lindequist nahm seine Stelle ein; in Kapstadt wurde die Einigung des britischen Südafrikas ausgerufen, des Kaplandes, des Oranjefreistaates, des Transvaals und Natals.

Es war alles wichtig genug für sie, aber Cornelius Friebott begegnete in diesen zwei Jahren keiner großen Freude und keiner großen Not, an denen sich die Seele nährt oder verzehrt. Er ging seinen pflichtigen Weg, er war übereifrig dabei, vielleicht um sich selbst nicht zu wecken. Er ging den pflichtigen Weg klug und geschickt, aber aus dem rasch wachsenden Geschäfte, aus dem Gelingen flog ihm ebensowenig ein Rausch zu. Auch das Leben, das zu einem Menschen in

Freundesbriefen drängt, war nicht heiß und nicht kalt. Ein paar Briefe aus Johannesburg kamen: „Für Martin beginnt jetzt die Arbeit im Verein erst recht. Wir hören bis hier her, daß Du Erfolg hast. Ein Drittes fehlt immer noch bei uns.“ Und die alte Frage: „Hast Du etwas wegen Deines Hauses in Jürgenshagen unternommen?“ Das war der Inhalt der drei Johannesburger Briefe. Von der Farm meldete George Friebott gelegentlich, was er täte, und gab diese und jene Bestellung auf; er erzählte, daß er die aus Manoga-Lehm gestrichenen Ziegel oder Ziegelwände jetzt außen firnisse, er erzählte vom Vieh und den Farbigen, er wünschte, daß die zwei Jahre um wären, und erklärte dazu jedesmal ausdrücklich, es sei keineswegs nur deswegen, weil am Ende dieser zwei Jahre der alte Born seiner Tochter endlich die Heirat gestatten wolle, sondern auch, weil dann Cornelius Friebott komme und das schnellere Voran einsetzen solle. Er fügte auch jedesmal die Mahnung und Frage bei: „Aber eine Frau mußt du mitbringen, hast du noch keine gefunden?“ Rosch schrieb am Ende des ersten Jahres von Gründorn aus. Er berichtete, er habe sein Haus neu aufgebaut, er erkundigte sich etwas umständlich und mit mühsam verhaltener Angst, wie es der Entdeckung gehe, ob irgendeine Entscheidung getroffen sei, ob Cornelius Friebott einmal die Schürffelder angesehen und nachgesehen habe, wie es doch nötig wäre, wie er doch versprochen habe. Cornelius Friebott antwortete im Drange und Zwange der Arbeit; aber als er antwortete, konnte er mitteilen, er sei vor langem unten gewesen und habe auch wieder nachsehen lassen, von den Oberflächensteinen sei wohl manches verschwunden, doch seien die Felder gewiß noch sehr reich. Nach einem neuen Plane sollten die gesamten Felder des Pomonagebietes in eine Diamantengesellschaft eingebracht werden. Eine Anzahl Schätzer werde hinaus gehen, um in allerdings roher Weise durch das, was einzelne Spatenstiche zutage brächten, die Felder zu bewerten. Nach diesem Schätzwerte

sollten die einzelnen an der Gesellschaft beteiligt sein, und so werde man vielleicht über den toten Punkt und ohne eine Unendlichkeit von Rechtsstreiten zur Ausbeute gelangen, und anders sei es nicht möglich, und der einzelne käme nicht durch, doch bis zu dieser ersten Ernte sei es noch weithin. –

Ja, in den zwei Jahren hatte Cornelius Friebott nicht einmal das Erlebnis von Büchern wie früher in Monaten des Wartens und Sammelns und Vorbereitens. Zu Büchern fehlte die Zeit und die Frische und auch die Lust. Wenn er dann und wann bei Otzen eintrat, der die Lüderitzbuchter Zeitung schrieb und zugleich die Buchhandlung besaß, fand meistens die gleiche Unterhaltung statt. Otzen zeigte: „Das ist neu, und das ist neu!" Und sagte: „Darüber wird so geurteilt und darüber so. Und das halte ich davon. Und interessiert Sie denn das nicht mehr?" Und Cornelius Friebott antwortete: „Ich habe jetzt einfach keinen Verstand zu ordentlichen Büchern. Ich bin jetzt ganz und gar ausgepumpt am Abend. Aber warten Sie, wenn meine zwei Jahre hier herum sind, die gehen auch herum, die sollen Neujahr 1911 herum sein, so haben wir uns geeinigt; also, wenn die zwei Jahre herum sind und ich ganz auf die Farm ziehe, dann nehme ich mir noch zuletzt einen ordentlichen Packen Bücher von Ihnen mit."

Und dann kam der Dezember 1910, und am Schlusse eines Geschäftsbriefes an den Keetmanshooper Teilhaber erinnerte Cornelius Friebott daran, daß in vier Wochen die Zeit um sei und längstens in sechs Wochen auch um sein müsse. Er verweilte beim Durchlesen des Briefes über diesem Satze. Es ward ihm wunderlich zumute. Er dachte: „Zwei Jahre? Sind es schon zwei Jahre? Und wie gleichgültig sind die dann vorbeigelaufen!" Er dachte: „Die beiden Jahre, nein, die zweieinhalb letzten Jahre waren so gleichgültig und leer für mich, weil ich mich nur um mich selber kümmerte!" Er dachte: „Ich habe mich nicht einmal um mich selber gekümmert, ich habe mich selber völlig liegen

lassen, ich habe mich um das Geschäft gekümmert, ich habe reichlich gegessen und habe mit nichts geknausert, um bei richtiger Kraft und auch bei richtigem Ansehen für Geschäft und Arbeit zu bleiben. Meine Sorge war, daß ich versprochene Fristen einhielt, und daß es ohne schlechte Schulden abginge." Er dachte danach in gefügten Worten und Sätzen nicht weiter, doch er starrte, die zur Unterschrift bereite Feder in der Hand, noch eine Weile mit weit offenen Augen vor sich auf das Papier. Cornelius Friebott wußte selbst nicht, wie ungeheuer begierig zu leben er wieder geworden sei, zu leben ganz weit und tief in das große Leben hinein; er wußte selbst nicht, daß es aus ihm schon wie eine Stichflamme in seine Zukunft zu brennen beginne. Aber weiß ein Menschenkopf und Menschenherze überhaupt, wann das letzte große Ruhen und Schichten und Reifen in ihm gewesen ist, daraus die gesammelten Leidenschaften zu Zweck, zu Sinn und zur Vollendung drängen? Kein Mensch weiß das, sondern wenn die Zeit erfüllt ist, und wenn er berufen ist, dann loht er auf.

Der Keetmanshooper antwortete, ob Cornelius Friebott sich den Entschluß nicht überlegen wolle. Wie Cornelius Friebott wisse, beginne im Jahre 1911 der Bahnbau von Keetmanshoop bis Windhuk mit allen den vielen Möglichkeiten für ein Baugeschäft. Dieser und jener Auftrag sei auch schon im voraus gesichert, und es werde nicht anders zugehen, als daß das leistungsfähigste Geschäft am besten bedacht werde. Und sie seien sich wohl beide einig, sie könnten es darauf ankommen lassen. Wenn nun Cornelius Friebott daran liege, einmal eine gehörige Abwechslung zu haben, von der Küste fort, was wohl zu verstehen sei, so schlage er vor, sie sollten in der Leitung einen Tausch machen, und Cornelius Friebott solle die Ausführungen an der neuen Bahn übernehmen, die ihn schließlich auch in größere Farmnähe bringen werde. Cornelius Friebott glaube doch selbst nicht, daß er vom sechsunddreißigsten Jahre an und noch

ohne Frau und nach seinem langen und wechselvollen Suchegang das Jahreinundjahraus einer abgelegenen südafrikanischen Farm ohne raschen Überdruß ertragen werde, trotz Verwandtschaft, trotz Pferden, trotz Jagd, trotz der Herrichtung einer Musterwirtschaft aus dem Nichts heraus. Die Unruhe werde ihm viel größer sein als die erwartete Beglückung; denn er sei neben seiner eingebildeten Einspännerei ein Menschenmensch. — Der Brief fruchtete nichts.

Der Keetmanshooper kam in den Weihnachtsfeiertagen zur Bucht hinunter, und sie rechneten sich auseinander. Es kam ein Betrag zugunsten Cornelius Friebotts heraus, der diesen erstaunte. Der andere sagte: „Hören Sie einmal zu, ich kann das glatt auszahlen, wenn Sie wollen. Wenn Sie durch Keetmanshoop durchkommen, können Sie es abheben, oder ich kann es auch überschreiben lassen, wohin Sie mögen. Ich habe aber noch einen Vorschlag, Sie kennen das Geschäft genau, lassen Sie diejenige Summe, die Sie nicht gleich brauchen, weiter anstehen; und bleiben Sie vorläufig stiller Teilhaber mit der Übereinkunft, daß Sie, wenn Sie in den nächsten drei Jahren wieder tätiger Teilhaber werden wollen, solches jederzeit können." Diesen Vorschlag nahm Cornelius Friebott an.

Und dann erschienen wirklich die Tage, an denen sich Cornelius Friebott von der Kundschaft verabschiedete und vom Bezirksamtmann Böhmer und vom Bürgermeister Kreplin und von Richter und den andern, und der Tag, an dem er bei Kapp mit Sekt und Bier und Reden und langen Zigarren und was sonst noch dazu gehört, weggefeiert wurde, und der Tag, an dem er zu Otzen in die Buchhandlung trat und sagte: „Da bin ich. Ich komme, mir die Bücher für die Farm zu holen, die ich mitnehmen wollte." Otzen erwiderte: „Was soll ich Ihnen gleich empfehlen?" Sie griffen beide einzelne Bände auf und blätterten, wie es Bücherfreunde gerne tun. Otzen sagte: „Übrigens hier ist ein einigermaßen

seltsames Buch, ich habe es nur eben angelesen. Es ist von dem Sozialdemokraten Gerhard Hildebrand geschrieben, vielleicht ist Ihnen der Name aus den Zeitungen geläufig. Er ist der einzige von den Roten, der bisher für Kolonien einzutreten wagte, und der einzige, der zu begreifen scheint, daß die koloniale Frage den deutschen Arbeiter viel mehr angeht als irgendwen sonst im Reiche. Wegen der kolonialen Richtung hat mir der Verlag in Jena das Buch wohl heraus geschickt, und ich hätte es gern in der Zeitung besprochen, aber wann komme ich sobald dazu, und wenn Sie wollen..." Cornelius Friebott blickte auf von dem Buddenbrook-Bande in seiner Hand... Er fragte: „Gerhard Hildebrand? Gerhard Hildebrand? Wie, wie heißt das Buch? ‚Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus'...?" Er legte den Roman hin und faßte das zugereichte Werk und sah hinein und bat bald. „Ja, das möchte ich freilich lesen." Und so wurde der Hildebrand mit Manns Roman und etlichen deutschen und englischen Büchern, die damals wichtig erschienen, eingepackt und verschnürt für die Farm.

Es dauerte aber beinah ein Jahr, bis das Paket auf der Guten Hoffnung geöffnet wurde, und bis die Bücher an die Reihe kamen.

Cornelius Friebott verbrachte die ersten vier Wochen, so wie er und George vereinbart hatten, auf der Schäferei Drab. Er wollte für ihren gemeinsamen besonderen Zukunftsplan von anderer Erfahrung lernen; und zu sehen und zu lernen war viel. Eine leise Enttäuschung bereitete die Erkenntnis, daß, wenn es ihnen wirklich gelänge, in einer Reihe von Jahren zu den großen Schafhaltern des Landes zu gehören, sie selbst dann, wie die andern, auf lange hin mit ein paar hundert Pfund Wolle im Jahre zufrieden sein müßten. Er begriff, daß von dem schnellen Geschäfte der Menschen in der Stadt, von den Zufällen des Glückes, er sich wieder umdenken müsse zu der langsamen, ringenden

Landarbeit mit den ungebändigten großen Kräften der Natur Gottes. Aus der immerhin kärglichen Steppe Südwests konnte nur sehr geduldige Mühe vieler Menschen nieversagende Weiden machen für große breite Herden, die wirklich Wolle für den Handel hergeben.

Cornelius Friebott dachte, wenn er zugriff auf der Schäferei und auch, wenn vom alten Herrmann gesprochen wurde, der 1891 mit den ersten zweitausend Merinoschafen in Deutsch-Südwest auf Kubub begonnen und die Mühen auf seiner Farm Nomtsas fortgesetzt hatte, bis er dort im Aufstande erschlagen worden war: „Viele Jahre, viele Jahre. So viele Jahre? Habe ich so lange noch Zeit? Ich muß schneller voran, sonst komme ich nicht hin.“ Er wußte selbst nicht, was bei den unruhigen Gedanken das sonst und das hin bedeuten sollte. –

Von der Schäferei Drab ritt Cornelius Friebott den langen Weg nach Borns Farm. Auf Borns Farm wollten sich die beiden Vettern treffen.

Eines Abends um die Zeit, wann die Sonne davon gehen will und ihr Licht nicht mehr grell und hart und nüchtern und heiß und verdorrend ist, sondern weich und heimlich, und wann mit dem frühen Morgen und seinen Himmelsgemälden und mit der Vollmondnacht Afrika am schönsten ist, lag der bekannte Hügel da und stand das einstöckige Haus aus gelbroten Luftziegeln mit dem flachen abgeschrägten Dache und der große Wagen am Fuße des Hügels. Und obgleich Cornelius Friebott doch nur einmal hier war vor zwei Jahren und beim ersten Sehen für das kahle Haus vor dem kahlen Tassenkopfhügel geringe Achtung verspürt hatte, schien es jetzt, als sei die Zwischenzeit ausgelöscht, als sei dieses Haus und dieser Hügel die Wirklichkeit und Gewohnheit von gestern und vorgestern und von lange her. Und durch die scheidende Sonne und durch die sanften Abendschatten, und vielleicht weil es ein Ziel war und vielleicht um geheimer Erwartung willen, schien das Haus wie das war-

tende Haus eines Gedichtes. Cornelius Friebott sagte sich: „Greta Born ist allein da mit den Kindern. Die Alten sind fort auf Pad.“ Cornelius Friebott sagte sich: „Wie sollen die Alten auf Pad sein? Die Karre und der große Wagen stehen neben dem Hause.“ Cornelius Friebott sagte sich: „Vielleicht ist der alte Born mit Georgen irgendwo hingeritten. Das kann wohl zutreffen.“ Er brachte das Pferd, das angesichts des Hauses zu hurtigem Burengange ansetzte, zurück in Schritt. Und dann war, vom Hundegebell herausgelockt, auf einmal Greta zwischen dem Kroppzeug von Geschwistern vor der Türe zu sehen, Greta und die Mädchen unter weißen Hauben wie Burenkinder, und sie blickten nach dem Ankömmling aus. Und Greta riß die Haube herunter und begann zu winken, und die zwei Mädchen taten es nach, und die zwei Jungen, die nichts zum Winken in den Händen hatten, schrien laut. –

Greta sagte: „Vater und Mutter sind zu Besuche gefahren.“ Greta sagte: „Wir haben doch noch einen Wagen. Und Vater will Kost kaufen für das Volk. Vater hat heute einen Zettel gesandt, sie sind schon unterwegs. Vater fährt gern in der Nacht, und sie werden bei morgen früh da sein.“ Greta sagte: „Nein, George war schon lange nicht mehr hier, aber, daß ihr euch hier treffen wollt, das hat er geschrieben.“

Sie hatte rechts und links ein Schwesterchen an der Hand und errötete fortwährend bei den Auskünften und lachte zugleich und zeigte blanke, glückliche Augen. Die zwei Jungen waren mit dem Pferde davon gegangen; als sie wieder kamen und wichtig sagten, das Pferd habe gerollt und habe reichlich Wasser gelassen, und sie hätten es abgerieben, und sie wollten jetzt tränken und füttern, wenn es dem Onkel recht wäre, entschied Greta, sie werde die beiden Schwestern zu Bette bringen, in der Zwischenzeit dürften die Jungen noch Gesellschaft leisten, dann sollten diese sich auch trollen; und wenn sie so weit wäre, käme dem Gaste

ein Butterbrot und eine Tasse Tee, selbst wenn er jetzt keinen Hunger spüre, vielleicht doch recht...

Greta rief ein paar Male nach den Jungen; da sie endlich gehorchten, blieb das Mädchen noch eine lange Weile aus. Sie sprach dann von der Türe her und entschuldigte sich und forderte ihn auf hereinzukommen. Sie sagte: „Du mußt jetzt essen, das will ich; draußen ist es zu dunkel geworden zum Essen, nach dem Essen können wir uns gerne wieder hinaus setzen.“ Er folgte. Er sah, daß sie sich umgezogen und schön gemacht hatte. Sie leuchtete vor Frische. Auch dem Zimmer war eben fertiges Waschen und Bürsten und Reiben anzumerken. Das Weißzeug war neu aufgelegt und die Bestecke blinkten. Es schien alles geschehen, damit er sie bei richtigem Lichte in Staat sehen könnte, und vielleicht, daß sie ihn ordentlich sähe. Sie sagte: „Nun setze dich!“ Er sagte: „Ei was, erst will ich bewundern und erst will ich dich richtig betrachten, ob du älter geworden bist, und ob dir das neue Kleid steht, und was es etwa sonst noch Feines gibt.“ Aber nach dem lachenden Beginne fanden sie im gleichen Tone nicht weiter und waren nach schneller Mahlzeit beide froh, als eins vom andern merkte, daß es jetzt gerne draußen säße und in den verhüllenden Abend hineinschaue. Sie sprachen draußen zunächst auch ganz vernünftig, wann Gretas und Georgens Hochzeit sein könne, daß der Vater sich nun nicht länger widersetzen werde, wie sie sich die erste gemeinsame Haushaltung auf der Guten Hoffnung dächten, was auf Borns Farm geschehe und was auf der Guten Hoffnung ebenso oder anders geschehen solle in Sachen der Bewirtschaftung, was auf Orab zu lernen gewesen sei und dergleichen. Danach setzte Schweigen ein, aber das Wesen des schweigenden Mannes und des schweigenden Mädchens war wie versponnen ineinander. Danach sagte Greta Born: „Wenn ich dir nur recht bin auf der Guten Hoffnung?!“ Cornelius Friebott versuchte es noch einmal mit Lachen: „Mir recht, Mädchen? Du heiratest

Georgen und nicht mich, und dem bist du ganz sicher recht, das sollst du wohl glauben." Sie antwortete nichts. Sie blieben stumm, und Cornelius Friebott dachte, jetzt wäre es besser, wir säßen drinnen bei Lichte, oder George wäre da oder der Alte, und er atmete einmal tief hin. Sie fragte leise: „Bist du sehr müde? Bist du sehr früh aufgestanden?" Er erwiderte, er wäre wohl früh aufgestanden, aber über die große Mittagshitze weg habe er geschlafen. Er sagte: „Wie ein brauner Hottentott auf dem Bauche und das Gesicht auf dem Hute und den rechten Fuß im zur Erde gestreiften Zügel des ebenfalls schlafenden Gaules." Er dachte: „Es ist schwer mit ihr, weil ich älter bin. Und ich kann noch nicht alt sein mit einem Mädchen." Sie sagte dann auf einmal hastig: „Ich muß jetzt schlafen gehen ..." und lief hinein mit dem Stuhle, und sagte von der Türe aus, „ich glaube, Gesa hat gerufen", das war eines der Schwesterchen, „ich komme dann nicht mehr heraus. Du mußt dich nicht stören lassen, wenn Vater noch vor Tag zurückkehrt. Du sollst gut schlafen ..." Cornelius Friebott war erstaunt, er stand auf, er wollte sagen: „Warte, ich komme auch, ich bringe den Stuhl mit, wir wollen uns doch noch die Hand geben ..." Er machte ein paar Schritte auf die Türe zu, aber da war sie schon fort und innen in einem der Zimmer.

Cornelius Friebott freute sich, daß ihm ein Zuber hingestellt war außer der großen Waschschüssel, dazu zwei mächtige Kannen Wassers, und daß er also noch am Abend den Staub des Weges ganz los werden konnte. Er schlief rasch ein nach dem Geplätscher. Ein paar Stunden später hörte er, erst im Schlafe, dann bei langsamem Erwachen, das ferne Knallen einer langen Wagenpeitsche. Er horchte, ob es wirklich sei, oder ob nur ein Traum mit der Ankunft des Hausherrn gespielt habe. Beim Horchen merkte er, daß der frühe Morgenwind aufgekommen sei, und der Wind trug in der Tat den Peitschenknall mit sich, der wie ein

Schuß ist, und auch Zuruf und auch anscheinend Poltern des Wagens. Da bekam Cornelius Friebott Lust, dem Wagen entgegenzugehen durch das Milchlicht der Dämmerung.

Er traf nach einer Viertelstunde auf den Wagen. Born führte selbst die Peitsche und war nicht in bester Stimmung. Er hatte seinen alten kleinen Wagen mitgenommen, am Wagen klapperten die ausgefahrenen Naben ärgerlich; er hatte probeweise junge Ochsen eingespannt, die jungen Tiere zogen selbst das leichte Gewicht schlecht, und einer war aus irgendeinem Grunde, den Cornelius Friebott nicht sofort verstand, an der Pad verreckt, der Jochgenosse schritt ohne Last hinten am Wagen angebunden. Cornelius Friebott deutete und fragte: „Schläft Ihre Frau auf dem Wagen?" Born sagte: „Nein, sie ist noch auf ..... zurückgeblieben", und er nannte einen Namen mit Hottentottenschnalzlauten. Cornelius Friebott half ausspannen und schlief bald wieder. Er meinte, es sei kaum eine Stunde gewesen, als Born ihn weckte. Born sagte vor der Kammertür: „Wie ist es, ich muß zu einem Viehposten reiten, wollen Sie mit?" Er schien trotz der lachenden Sonne und trotz der hellen reinen Luft des Morgens noch brummig.

Er fing, kaum daß sie aus der Hausnähe waren, zu sprechen an. Er sagte: „Ich weiß, was Sie wollen und warum Sie Georgen vorausgekommen sind, Sie wollen mich überreden, daß ich das Mädchen jetzt loslasse." Cornelius Friebott versuchte zu antworten, er sei mit keiner solchen Absicht gekommen, sondern George habe ihm vorgeschlagen, daß sie sich hier träfen, und er habe gedacht, er sähe das Haus gern wieder und sie würden willkommen sein; er habe Georgen zwei Jahre lang nicht gesprochen, er habe durch Briefe gehört, daß die Heirat auf Wunsch des Vaters hingezögert werden solle bis ungefähr zur gegenwärtigen Zeit, er habe nicht gewußt, daß irgendein Zerwürfnis entstanden sei, auch Greta habe hiervon am Vorabend nichts erwähnt. Und was sein Vorauskommen angehe, so sei das zufällig. Es war ein

Versuch des Antwortens; weil Born fortwährend murmelte und nicht hinzuhören schien, und wegen des Murmelns und Murrens wurden die Sätze schärfer. Aber Born hatte gut verstanden. Er sagte nach einer Pause: „Von Zerwürfnis ist gar keine Rede. Ich habe gar nichts gegen Georgen. Ich habe gegen euch beide gar nichts. Aber das werden Sie einsehen, daß es mir sehr schwer wird. Es wird mir sehr schwer, denn, wen habe ich, wenn ich das Mädchen weggebe? Wen habe ich? Einer, der so gottverlassen weit weg sitzt, muß doch jemand haben." – Er sagte und hielt das Pferd zurück: „Sie glauben wohl, daß ich mich jetzt beklage. Wenn Sie das glauben, dann irren Sie sich. Ich, ich bin auf Borns Farm stolz, ich, ich könnte doch auch nirgendwo anders mehr leben. Aber einen Menschen muß einer haben." Er sagte: „Die zwei Kinder zwischen ihr und den Kleinen, die sind weg. Für die Kleinen bin ich schon zu alt, als daß sie neben mir fast wie neben einem Bruder hochwachsen, wie es doch mit dem Mädchen, außer ihrer deutschen Zeit, geschehen ist." Er sagte: „Auf das Mädchen habe ich meine ganze Freude angewandt. Mit wem soll ich in Zukunft sprechen?" Er sagte leiser und mit einer ungewohnten, fast singenden Stimme: „Ich habe auf das Mädchen alles angewandt, das für mich feierlich war. Das Mädchen ist das, was mehr geworden ist als ich." Er fragte: „Glauben Sie, daß das Mädchen glücklich sein wird bei Ihrem Vetter?" Er fragte: „Glauben Sie, daß Ihr Vetter ausreichen wird?" Er sagte: „George Friebott war den Frauen auf Pad behilflich. Auf diese Weise ist er hergekommen. Ich weiß auch, daß er gesund und reinlich und gerade gewachsen und fleißig und lustig ist und nicht trinkt; ich weiß auch, daß er das Mädchen gern hat. Sie waren nun beide in dem Alter. Und sie denken, das sei genug. Und sie macht sich was vor. Und Ihr Vetter wird nicht zu kurz kommen ..." Er sagte: „Ja, Sie können mir auch nicht mehr Gutes über Ihren Vetter erzählen, als ich selber weiß." Er sagte wieder mit der leisen,

fast singenden ungewohnten Stimme: „Greta ist doch mein Kamerad, Greta ist doch mein Kamerad ...“

Er kam die sechs Stunden des Rittes nicht zur Ruhe. Immer von neuem kämpften die Gedanken um die Tochter, die sie hergeben sollten, hinein in die Ehe nach dem Willen der Natur. Cornelius Friebott antwortete wenig, die Unruhe das andern tat ihm nicht gut. Er erklärte am Abend, er wolle die Ankunft Georgens nicht abwarten, vielleicht hätten sie sich wegen des Treffens überhaupt mißverstanden. Beim Weiterritte, bald nach Verlassen des Hauses, fiel ihm ein: „Hoffentlich kommt mir George nicht bald entgegen, damit ich nicht wieder herum muß ...“ Er fragte sich nach seiner Art: „Warum will ich denn nicht wieder herum?“ Er antwortete sich: „Weil ich George mit ihr jetzt nicht zusammen sehen möchte.“ Die eigene Antwort erschreckte ihn. Er sagte sehr laut und spöttisch, daß das Pferd richtig erschrak: „Ich werde die beiden oft genug zusammen sehen.“ Er ritt danach den ganzen Tag hindurch einen Umweg, auf dem er dem Vetter sicher nicht begegnen konnte; er war aber doch froh, als er bei der Rückkehr zur geraden Pad keine neue Reiterspur fand in der Richtung auf Borns Farm zu. –

Die beiden Vettern enttäuschten einander bei dem gemeinsamen Wiederanfange auf der Guten Hoffnung. George sagte: „Was? Was? Da bist du? – Wir hatten doch ausgemacht, wir wollten uns bei Borns treffen. Ich dachte bestimmt, du wärest damit einverstanden. Ja, wenn du drei Tage vor Absicht von Orab fortgeritten bist, und da ich den einen Tag über Absicht aufgehalten wurde, ist es zu verstehen. Aber, aber hättest du nicht etwas verweilen können? Ich hätte mich morgen früh hingemacht. Wann komme ich jetzt wieder hin? Du solltest doch auch mit dem alten Born sprechen, darum hätte ich dich dort gebeten.“ Er sagte halb weinenden und halb lachenden Auges: „Sieh mal meine Kleider an. Sieh mal, wie dürr ich geworden bin. Sieh mal, wie das Zeug jetzt um mich schlappert. Das muß nun ein

Ende nehmen. So jahrelang auf die Entfernung liebhaben, das macht einfach krank, das hält keiner aus. Da magst du wohl ein spöttisches Gesicht machen, da weißt du eben gar nichts von." Er versuchte am ersten und an folgenden Tagen immer wieder von dem Mädchen zu sprechen oder vielmehr den Vetter zu bewegen, von ihr zu sprechen. Cornelius Friebott erzählte auch das Tatsächliche, er erzählte, was Greta gesagt habe, und ungefähr, was der alte Born gesagt habe. Aber allem andern wich er aus. Er war am nächsten Morgen früh auf vor dem Jüngeren, weil er nicht schlafen konnte. Er ging hastig und scharfäugig herum. Er sagte beim gemeinsamen Frühstücke: „Wir müssen von nun an sehr fleißig sein." Er sagte: „Wir sind jetzt zwei, wir müssen jetzt einholen, was nicht geschehen konnte, als du allein warst." Aus seinen Worten klang deutlich, daß er nicht recht zufrieden sei.

Als sie nach dem Frühstück zusammen herumgingen, wunderte sich George Friebott, wie wenig er vorzuweisen hätte, und wie schnell gezeigt sei, was immerhin die Mühe von einundzwanzig Monaten gekostet hatte. Er wurde ganz kleinlaut. Er sagte: „Du denkst, es sei fast nichts getan worden; ich hätte aufschreiben müssen, was wir Tag für Tag gemacht haben, es geht einem aus der Erinnerung, man kommt sich ganz dumm vor, man glaubt selbst, man habe die Zeit in ein Loch fallen lassen. Und dir ist auch vieles auffällig, weil du von der Schäferei Drab eben kommst, wo sie mit andern Mitteln und Kräften und unter andern Verhältnissen arbeiten und nicht im gröbsten Anfange stecken, und wo alles im Schusse ist ... Ich konnte doch nur vorbeireiten. Ich habe so vorbereitet, wie wir es besprachen; und ich darf nicht einmal behaupten, daß ich etwa besonders schlechtes Arbeitsvolk hätte. Sie bringen sich gewiß nicht um, sie müssen auch beinah in allem unterwiesen und aufgepaßt werden, aber Schwierigkeiten haben sie mir nicht gemacht. Mit dem Versuche, die Afrikanerschafe zu Wollschafen auf-

zukreuzen, habe ich mich ganz nach der Vorschrift gerichtet. Wir sind jetzt bei Herde drei angelangt, und die guten Böcke, die du in Orab bestellt hast, sind sehr nötig." Cornelius Friebott widersprach nicht. Er vermochte kein Lob zu finden. Er dachte: „Mit Orab hat er recht; wenn man von Orab kommt, sieht es hier verflucht anders aus." Er dachte: „Gearbeitet hat George gewiß, aber ihm gehört die Gute Hoffnung mit; zu loben ist Herrenarbeit nur, wenn sie besonderen Erfolg hat und besondere Umsicht erkennen läßt." Als sie an die Wasser und Trinkstellen kamen, zeigte er sich richtig ungeduldig. Er sagte: „Was ist das für eine Wirtschaft? Das wäre doch das Allernotwendigste gewesen, Wasserhebeeinrichtungen an den Brunnen zu schaffen und reinliche Krippen zum Saufen! Nun haben wir die beiden starken Wasserstellen und sind stolz darauf, und die Schafe von Herde eins und zwei werden notdürftig in der offenen Stelle getränkt, die noch dazu nur zufällig seit einem Jahre Wasser hält, und die Tiere werden weite Strecken herangetrieben wie Fettschwanzschafe."

Sie gingen beide mit dem ganzen Volke schon nächsten Tages zu Werke, um an dem einen Wasserloche mit hohem Wasserspiegel einen einfachen Hebearm aufzustellen und über das andere Loch mit tiefem Spiegel eine Winde zu errichten, von der an rohledernem Riemen ein Faß in das Loch hing, das Faß konnte von Menschen oder einem vorgespannten Ochsen heraufgezogen werden. Sie bauten an beiden Wasserstellen Holzkrippen und legten sie mit Blech aus. Sie schafften Steine zusammen und vergrößerten und verbesserten den großen Klippenkraal, an dem sie schon vor zwei Jahren gearbeitet hatten; sie schichteten in der Nähe des Hauses mehrere kleinere Kraale für Schur, für kranke Herden und für das Aussuchen der Tiere. Sie bauten eine Schwemmanlage nach dem Muster der Anlage in Orab. Sie bekamen durch unerwartete Gelegenheit einen Posten eiserner Zaunpfähle und zäunten auf dem besten Felde, wo

rötliches Berggras wuchs, zwei Abteilungen ab, um die Herden hin und her schieben zu können. Sie suchten immer wieder nach neuen Wasserstellen und machten wenigstens bei einer Grabung einen dauerhaften Wasserfund. Sie waren bei diesen Vorbereitungen nicht weniger um ihr Großvieh besorgt. Es war ein fieberhaftes Arbeiten. In der Werft sagten die Bambusen: „Die Wollschafe, dafür alles geschieht, sind noch gar nicht da. Warum geschieht so viel voraus? Der große Herr ist mächtig hastig, der große Herr will in einem Jahre so viel schaffen, als wie in ein ganzes Leben hineingeht. Der große Herr lacht wenig, der kleine Herr hat viel gelacht. Der große Herr spricht immer schon vom nächsten Tage, aber vor dem nächsten Tage steht doch die Nacht zum Ausruhen und der Feierabend zu Sprechen und Tanzen und Vergnügen."

Einmal zu Beginn, während sie sich, allerdings ohne Zank und Zwietracht, nicht leicht ertrugen, sagte George Friebott ein Ähnliches zu dem Vetter. Er sagte: „Ja, wir haben in diesen Wochen wirklich was hinter uns geschafft, aber an das Mädchen habe ich die ganze Zeit hindurch kein Wort geschrieben, ich habe nicht einmal abends im Bette an sie denken können, so müde war ich. Immer möchte ich nicht so fort machen, ich meine doch, daß man arbeitet, um zu leben, und nicht lebt, um zu arbeiten." Er sagte: „Nun kannst du mir es glauben, weil ihr das manchmal so toll treibt, deshalb seid ihr Deutschen von Deutschland den Engländern so unheimlich." Georges deutsches Blut nahm aber selbst nach ein paar weiteren Wochen den unerbittlichen, harten Rhythmus auf, darin ein verspätetes Volk einzuholen trachtet, was an ihm vor Jahrhunderten gesündigt wurde und was es jahrhundertelang an sich sündigte; und dann hatten sie im Gleichklange Rauschabende der Arbeit und fühlten sich wie Fürsten und blickten stolz und sicher voraus in Leistung und Vollendung, wie es bei Deutschen so zugeht, wenn sie nur Bahn und Raum haben.

Die Zustimmung Borns, daß Greta und George nunmehr ein Paar würden, war eines Tages überraschend da zugleich mit der Nachricht, daß der Vater das Aufgebot schon veranlaßt habe. Es war kein frisches Drängen vorausgegangen, weder George noch Cornelius Friebott waren von neuem auf Borns Farm zu Besuch gewesen, noch hatte sich Born auf der Guten Hoffnung gezeigt, noch waren irgendwelche Dritte zwischen ihnen hin- und hergegangen, noch hatten sich die Verlobten sehr oft geschrieben. Cornelius Friebott sagte: „So? So? Das paßt jetzt sehr schlecht. Du hast die Böcke im vorigen Jahre spät springen lassen, und wir stehen vor einer späten Lammzeit und haben daneben schon alle Hände voll, und es ist nach Mitteilung des Bezirksamtes möglich, daß die australischen Merinos, die die Regierung besorgt hat, in den nächsten Wochen ankommen, und dann muß einer nach Keetmanshoop oder sogar nach Lüderitzbucht zur Abnahme und hat den wochenlangen Zug hierher vor sich. Nein, es paßt so schlecht, daß es bis Mitte Juni einfach nicht angeht. Das Aufgebot kann statt einer Woche auch acht Wochen aushängen." Da stemmte George die Arme in die Seite und lachte hell auf. Er sagte: „Alter Kerl, ich heirate einmal. Und da Greta also mich jetzt haben will, heirate ich sie jetzt. Und in vierzehn Tagen bin ich zurück, und daß ich nicht länger als achtzehn Tage fort bin, das verspreche ich gern. Ich will doch Greta nicht auf Borns Farm haben oder irgendwo sonst, ich will sie hier haben, wo ich hingehöre und wo sie hingehört. Ich will sie doch hier sehen, ich will sie doch hier hören. Warte nur, warte nur, wie das dann sein wird, wenn hier eine so feine und so lustige und so geschickte Frau herumgeht. So etwas kann man wahrhaftig nicht verschieben; nein, Mann, so viel Lust habe ich doch nicht zu unsrer Arbeit, und so viel Trost gibt sie mir auch nicht. Und wenn bei den paar tragenden Müttern von Herde drei das

Lammen morgen anfängt, dann reichen die Hirten aus, um den Lämmern, die Mutter- und Vatertiere werden sollen, den Schwanz zu kappen. Und die australischen Merinos kommen in den nächsten zehn Tagen ganz bestimmt nicht an, das schreibt nur so ein Schreiber. Und bei der andern Arbeit, die du als notwendig ausgeheckt hast, mußt du dich einmal alleine vergnügen. Ich will indessen dazu versprechen, meinen Teil rechtschaffen nachzuholen, aber gegen Abend reite ich ab nach Borns Farm." Er sang den ganzen Vormittag, bei allem, das er noch anfaßte, wie ein Eingeborener sein Vorhaben vor sich hin: „Vor heute abend reite ich ab nach Borns Farm. Vor heute abend reite ich ab nach Borns Farm. Vor heute abend reite ich ab nach Borns Farm." Er hatte keine sehr musikalische Stimme. Als er unter Tisch ansetzte, sagte Cornelius Friebott bei ärgerlichem Lachen: „Ich weiß es jetzt wirklich." Sie sprachen sich dann ruhig aus, daß Cornelius Friebott zurückbleiben müsse eben wegen der Lammzeit; wenn die Herde, bei der das Lammen zunächst beginne, auch noch recht klein sei, es gehöre sich so.

Die zwölf Tage ohne Georgen Friebott waren keine schlechten Tage. Es war wohltuend, einmal niemanden zu hören des Abends als die Stille. Von der eigentlich geplanten Arbeit tat Cornelius Friebott viel weniger, als er sich ausgemessen hatte. Es drängten sich auf einmal lauter Arbeiten auf, die der jungen Frau wegen nötig erschienen und ihr gefällig sein sollten. Cornelius Friebott fing gern zu denken an, daß Greta hier herumgehen und ruhig sprechen und mit ihren Augen ihn beim Gespräche mustern werde.

Georg Friebott erschien erst vor Ankunft des Paares in Gedanken neben ihr; von da an waren die Gedanken zuweilen unlustig.

Am zwölften Tage kam ein Bambuse gelaufen und rief: „Herr, sie sind da!" Cornelius Friebott sagte: „Was? Unsinn! Einen Wagen und auch eine Karre hätte ich bis hierher gehört." Der Bambuse antwortete: „Herr, sie sind ge-

ritten, sie sind doch zu Pferde!" Und dann kamen beide zu Pferde heran und winkten von weitem, und Cornelius Friebott konnte nicht anders, er mußte ihnen entgegengehen. Er sagte: „Aber wie ist denn das? Ich dachte, ihr wolltet mit Sack und Pack angerollt kommen." Greta entgegnete lachend: „Er mochte dich nicht so lange allein lassen bei der Arbeit." George Friebott wehrte sich: „Nein, nein, das ist ganz und gar nicht wahr. Ich wäre viel lieber mit dem Wagen gefahren. Sogar ihr Vater hat gesagt, es wäre das Richtige für sie, aber sie hat auf dem Ritt bestanden, sie hat ihren Kopf durchgesetzt. Sie hat bestimmt, Cornelius soll rasch jemand haben, er soll nicht warten und ärgerlich werden. Nun stelle dir vor, du hast endlich deine junge Frau, und du darfst zwei Tage, was hast du, was kannst du, neben ihr herreiten, statt deine vier Tage mit ihr zusammen auf dem Wagen zu sitzen und in die Gegend zu sehen und so weiter und nur deshalb, damit sie recht schnell für einen andern kocht. Und nun rollt der Wagen mit den Sachen, der schon gerichtet war, und auf dem wir es bequem und schön gehabt hätten, hinter uns her und ist erst in drei Tagen da, und diese Zeit hätten wir auch für uns haben können, ganz für uns."

Die junge Frau sang vom ersten Tage an in dem notdürftigen Junggesellenhause der Guten Hoffnung. Die junge Frau sang und lachte, und es fiel schon am ersten Abend wie Sonne auf den Mann, der nicht mit ihr verheiratet war. Ihre Lebendigkeit setzte ihn noch an diesem Abend in Bewegung. Sie sagte: „So schön, wie es hier bei uns ist auf der Guten Hoffnung, wenn wir drei zusammensitzen, so schön war es zu Hause nie. Wenn es euch recht ist, muß ich meinen Vater bald zu uns einladen, damit er auch etwas davon hat." Cornelius Friebott dachte an diesem ersten Abend: „Ich bin froh, es wird alles gut gehen. Sie versteht es ganz richtig. George hat seine junge Frau und ich habe eine sehr angenehme Gefährtin erhalten. Ich nehme ihm nichts fort.

Jeder von uns dreien hat etwas gewonnen." Das gute Verhältnis dauerte mehrere ungetrübte Wochen. Greta sagte: „Seht doch, wie wohl Cornelius aussieht, seht doch, wie lustig er geworden ist; das habe ich gemacht, darauf bin ich stolz. Seht ihr wohl, was ich alles kann!" Greta sagte auch: „Als ich euch zum ersten Male zusammen hatte, damals bei uns zu Hause, damals, als ihr von Gibeon geritten kamt und euch mit dem Bezirksamtmann hier treffen solltet wegen der neuen Grenze und wegen der Übernahme, damals schien mir Cornelius furchtbar viel älter als George, damals dachte ich, er kann fein erzählen, aber er ist sehr stolz, man muß ein bißchen Angst vor ihm haben. Damals habe ich Georgen gefragt, wie ich dich anreden müßte, ob ich dich auch fernerhin Sie anreden müßte, und ob ich dich Onkel anreden müßte oder wie?" Und sie fügte hinzu: „Ist das nicht komisch?" Sie wiederholte den Ausspruch mit andern Worten zuweilen; indessen geschah es die folgenden Male, wenn George nicht hinhörte.

So oft Cornelius des Abends unter ihrer Einwirkung gesprächig und lebhaft zu werden begann, sah er ihre Augen auf sich gerichtet wie an ihres Vaters Tische, wie er es in den Tagen des Alleinseins vorausgespürt hatte. George Friebott saß neben ihr, er hielt vielleicht einen Arm um sie geschlungen, sie gab vielleicht die Hand spielend her, aber die Augen, und was aus den Augen spricht, war unverwandt auf den andern gerichtet.

Als sie eine Zeitlang beieinander waren, wurde Cornelius Friebott von einer Schlange in den Fuß gebissen. Er ging auf nackten Sohlen von seiner Schlafkammer zum Troge, der in einem Verschlage als Bad diente. Die Schlange lag unter der Matte. Cornelius Friebott spürte den Stich und sah die Puffotter, er erschrak, er ließ sich unverweilt von dem nächsten Bambusen die kleine Wunde mit glühenden Streichhölzern und mit einem angeglühten Drahte ausbrennen, er rieb zwischendurch in die Brandstelle Kalium-

permanganat. Er schluckte, weil es der Bambuse riet, die Galle der getöteten Schlange. Es geschah alles um des bösen Namens der kurzen, fetten, faulen Giftschlange willen. Das Gift wirkte nicht. Die Wunde entzündete sich von der zu derben Behandlung her, und weil Cornelius Friebott in den ersten Tagen den Fuß zu wenig schonte.

Gerade an dem Morgen, an dem Umschläge nötig wurden und sich keinerlei Schuhwerk anziehen ließ, kam von Aukam Polizei geritten. Die Merinoschafe seien schon in Lüderitzbucht eingetroffen; was die Vettern vorhätten, sie brauchten nicht abzunehmen, es seien genug Nachmeldungen da; wenn sie abnehmen wollten, sei es am besten, die Tiere gingen auf ihre Gefahr und Kosten nach Keetmanshoop, dort kämen sie aber dann auch in den nächsten Tagen an, und die Polizei solle drahten, und einer von den Vettern müsse sofort los. Sie saßen zusammen in der Stube, die Vettern, Greta und der Polizist, und verhandelten. Der Polizist aß und trank dabei. Cornelius Friebott wechselte fortwährend die nassen Tücher auf dem Fuße, er sagte: „Wir nehmen unbedingt. Es kann doch leicht sein, daß mein Fuß bis morgen abgeschwollen ist.“ Greta sagte: „Ihr müßt nehmen, aber daß du reitest, das leide ich nicht. George kann das ebensogut machen.“ Der Landespolizist sagte: „Herr Friebott, der Fuß ist bis morgen nicht heil, und es ist ein verdammtes Stück Weg; machen Sie lieber keine Geschichten.“ George sagte: „Na ja, ich muß reiten, für das Abnehmen bin ich auch. Wann haben wir solche Gelegenheit wieder? Und von der Kapkolonie aus scheint man nun einmal mit Bastardtieren angeschmiert zu werden; und wir wollen auch Besseres leisten.“

Als George den Polizisten nach der Rast zu Pferde begleitete, sagte Greta: „Warum bist du nur so ungeduldig? Traust du ihm so wenig zu? Ich freue mich, daß ich dich jetzt einmal allein habe so wie den einen Abend zu Hause, den Abend vor der Nacht, in der Vater zurückkam. Und

jetzt kennen wir uns doch viel besser. Und morgen und übermorgen bist du auch untertags zu Hause. Und wir können uns nun erzählen, was uns beiden gefällt. Freut dich das nicht auch?" Cornelius Friebott sah sie betroffen an, da wurde sie rot, da wurde auch er rot, da sagte er: „Ja, Greta, ich freue mich!"

Aber irgendwie wurde das Zusammensein keine Freude, oder wenigstens keine Freude, wie Greta gemeint hatte, bei der man lachen kann, das heißt, der man lachenden Herzens zugeht am Morgen und von der man lachenden Herzens am Abend scheidet. Greta versuchte es am ersten Tage, sie stand zuerst auf, sie schlüpfte leise aus und ein. Das Frühstück war hergerichtet wie für einen Gast, es standen Blumen auf dem Tische, sie trug ein frisch gewaschenes Kleid. Sie sagte: „Wir wollen es jetzt immer so halten, du hast es gern und ich auch." Er sagte: „Immer so?" Sie sagte: „Warum denn nicht?" Indessen gelang schon bei diesem Frühstück kein richtiges Gespräch. Sie kam während des Vormittags wieder herein, Cornelius Friebott machte sich mit Lineal und Feder an einem neuen Herdenbuche zu tun. Sie sagte: „Ich könnte jetzt etwas hier sitzen, wenn es dir recht ist." Sie sagte: „Ich will dir erst noch frisches Wasser holen für den Fuß." Sie sagte: „Siehst du, daß es nicht besser geht! Denn, es geht doch nicht besser?" Sie sagte: „Siehst du, wie gut es war, daß ich dich nicht fortgelassen habe!" Sie sagte: „Siehst du, jetzt wärest du unterwegs an diesem merkwürdig heißen Tage im Winter; und dein Fuß schmerzte gewiß; und bis zum Abend wäre alles viel schlechter." Sie sandte hinter jedem Satze ein kleines Lächeln drein zu dem Manne am Fenster. Sie konnte ihn nicht gut sehen, weil er sich vom Lichte wandte und den Kopf so sehr über das Heft beugte. Sie kam einmal nach einem Schweigen heran und wechselte das nasse Tuch auf seinem Fuße, gerade, als er es tun wollte. Sie sagte nur: „So!" und sah hinauf, und auf dieses Lächeln lächelte er wieder.

Er sagte am Abend, als sie sich trennten und die Hand gaben: „Du mußt nicht böse sein, Greta, ich kann das Stillsitzen nicht vertragen, es müßte alles vorbereitet werden für die Merinos, die George anbringt. Statt dessen sitze ich hier wie ein Krüppel für nichts und wieder nichts. Warte nur, übermorgen, wenn ich mich wieder bewegen kann, dann wird es besser." Er hielt ihre Hand fest, solange er sprach, und streichelte die Hand; sie stand dankbar stille neben ihm. Sie war sehr erschrocken, als er plötzlich die Hand fahren ließ und aufsprang und zur Türe hinkte und im Davon fast wie nach einem Zanke rief: „Also, Gutenacht", sie war so erschrocken, daß sie erst gar nicht vom Flecke kam. Sie war noch eine Stunde später nahe daran, an seine Kammer zu klopfen und zu fragen: „Was ist denn nur?"

Cornelius Friebott lief nach zwei Tagen wieder herum, obgleich er selbst merkte, es täte noch nicht gut. Er suchte eine Beschäftigung möglichst weit fort vom Wohnhause. Er schützte vor, er könne erst abends heimkehren. Aber am dritten Tage, an dem er mittags nicht wieder erschien, kam Greta angeritten, ein wenig verlegen, aber immer wieder bereit, froh zu sein. Sie konnte von daheim her Arbeitseinteilung rasch genug auffassen, um zu verstehen, daß er nicht habe fernbleiben müssen. Sie sagte verwirrt: „Cornelius, entweder ist dein Fuß nicht gut, und du kommst deshalb untertags nicht zum Hause, oder, oder du willst sonst nicht!" Er antwortete nichts. Danach wurde das Zusammensein leichter, als er wieder in richtigem Arbeitsschwunge ging. Manchmal an den Abenden bei der Mahlzeit und nach der Mahlzeit flogen sie doch durch Licht und Glück wie ein paar Vögel mit starken Flügeln, die zusammengehören. Aber das gemeinsame Schweben dauerte nie. Von irgendwoher traf es den Mann plötzlich, dann merkte Greta auf einmal, daß sie allein sei, dann hörten auch ihre Kraft und ihr Mut auf.

Zuletzt erschien Gretas Vater unangemeldet auf irgendeinem Wege. Er sagte: „Ach, — George ist gar nicht da?

So, er holt die Merinos? So, die habt ihr doch genommen? So, so? So ist das!" Er erzählte, seitdem der unterhaltsame Schulrat des Landes bei ihm durchgefahren sei, sei keine Menschenseele mehr vorübergekommen. – Er genoß den Abend sehr. Um halb elf verlangte er, die Tochter solle schlafen gehen, sie gehorchte, wenn auch schmollend, aus alter Gewohnheit. Born sagte: „Sie bleiben doch noch, Friebott, Sie und ich, wir kommen so früh nicht mehr zusammen." Um elf Uhr sagte er leise: „Greta wird jetzt schlafen. Ich muß jetzt erstmal etwas loswerden, das ich nicht vergessen möchte und deswegen ich das Mädchen fortgeschickt habe." Er sagte immerfort leise: „Hören Sie mal, ich, ich hätte an des Mädchens Stelle auch lieber Sie als Ihren Vetter geheiratet. Aber George war jünger. Und George war zuerst da. Und nachher haben Sie sich wohl auch nicht gemuckst, obgleich Zeit genug war. Wenigstens habe ich da nichts von erfahren. Und ich kann das auch von Ihnen verstehen. Aber jetzt ist's zu spät. Und jetzt macht mir um Gottes willen beide keine Geschichten." Er flüsterte: „Ich möchte mit dem Mädel lieber nicht davon sprechen. Sie weiß vielleicht noch gar nichts von, was doch jeder weiß, der sie nur reden hört; und je länger sie nichts von weiß, um so besser. Es gibt auch nur einen einzigen Ausweg, wenn ihr hier beieinander bleibt, daß Sie heiraten. Daß Sie eine heiraten, die zu Ihnen paßt, wie vielleicht Greta zu Ihnen gepaßt hätte, oder womöglich noch besser. Dann, dann wird es für das Mädel sogar ein Glück sein, daß ihr hier beieinander wohnt. Dann wird es für sie ein wirkliches Glück, daß sie Sie zu Georgen dazu hat." Er sagte leise: „Sie verstehen doch gut, daß ich fortwährend an mein Mädchen denke..." Er brach so unvermittelt ab, wie er begonnen hatte, und redete sich noch eine halbe Stunde satt an den politischen Dingen, die die aufgeregten Zeitungen in die Einöde brachten: an der Sendung des Kriegsschiffes Panther nach Agadir und an der Hetze gegen Deutschland

in England, die fast darauf schließen lasse, daß zwischen England und Frankreich ein festes Bündnis bestehe; denn wie sei sonst das englische Geschrei zu erklären? Cornelius Friebott horchte dem späten politischen Gespräche kaum zu, nicht nur, weil es ihn langweilte, den Zeitungsinhalt wiederholt zu hören von einem, der sich wohl weit zu denken trachtete, aber doch keinerlei anderes Ausland als die deutsche Kolonie kannte; er hing an der väterlichen Äußerung erschreckt fest. Welcher Mann hörte dergleichen gern? „Und wenn Greta nur redete, sollte es jeder gleich wissen? Was soll jeder wissen? Es gibt nichts zu wissen!"

Als der Farmer Born vierundzwanzig Stunden aus dem Hause war, sagte Cornelius Friebott: „Ich muß dich morgen allein lassen, ich habe es mir überlegt, ich muß Georgen und den Schafen entgegen." Er sagte, weil Greta zu erblassen schien: „Hast du etwa Angst, allein zu bleiben?" Sie antwortete, sie hätte keine Angst, sie sei zu Hause oft genug allein gewesen mit den Kindern, sie wundere sich nur, es sei mit keinem Worte von solchem Vorhaben bisher die Rede gewesen, nicht vor Georgens Abritt, nicht nachher, und nicht während des Besuches des Vaters. Cornelius Friebott entgegnete: „Ja, zu Hause hattest du eben die Kinder bei dir, da war es weniger einsam. Indessen werden wir hoffentlich bald zurück sein. Ich bin in Unruhe wegen der Tiere. Es ist ein zu weiter Weg nach der langen Seefahrt." Sie widersprach nicht mehr, sie sagte nur beim Nachtessen: „Das ist unser letzter Abend." Er antwortete bei erzwungener Lustigkeit: „Ja, das ist unser letzter Abend bis Mitte der Woche, Greta, oder es kann natürlich auch Ende der Woche oder Anfang nächster Woche werden."

Es wurde Ende der nächsten Woche. Ein Hottentott kam voraus mit der Meldung. Greta ließ sich das Pferd holen vom Felde. Sie mußte länger unterwegs sein, als sie erwartete, vom Morgen bis zum Abend, und sie ließ das Pferd immer von neuem seinen klappernden, raschen Burengang

laufen. Gegen Abend sah sie eine Staubwolke, die bei fließender Luft ihr entgegen trieb, dann hörte sie das klagende Bähen der müden, ziehenden, durstigen Tiere; dann sah sie die Schafe, die dürr geworden waren und den duldenden Kopf so eigentümlich vorgestreckt trugen und die Beine so eigentümlich ausgreifend setzten; es roch sehr nach den Tieren und nach Staub. Sie fragte einen farbigen Hirten, der voran ging: „Wieviel habt ihr noch?" Er sagte: „Herrin, noch dreihundert!" Sie fragte: „Wo sind die beiden Herren?" Er deutete, sie seien hinter dem Staube. Da ritt sie im Bogen um den Staub und den Stank und das Bähen herum. Cornelius und George Friebott waren bei einem kranken Tiere zurückgeblieben, der Haupthirte lud es sich gerade auf den Nacken. Sie sagten beide: „Mädchen, Mädchen, so weit!? Wir erreichen erst morgen gegen Abend die Farm. Wir wollen jetzt bis zu Ende dableiben, sonst gibt's mehr Verluste." George war ganz mager und viel weniger launig als sonst, vor Überanstrengung. Er sagte: „Es war eine schlimme Zeit, bis Cornelius hinzukam. Es war schlimm, weil es anfangs mit den Hirten nicht klappte, und weil es an Wasser fehlte, und der Weg ist viel zu weit für eine ziehende Schafherde. Es ist ein Wunder, daß wir schon hier sind und nicht noch mehr verloren haben. In Keetmanshoop sagten die Leute: ‚Sie bringen keine dreißig durch.'"

Sie aßen nach manchen Wochen am nächsten Abend wieder alle drei zusammen im Hause. George war ungeduldig beim Essen wie niemals vorher. Er sagte: „Nun mach zu! Ich bin müd." Sie bat: „Lasse uns doch noch etwas sitzen, das Sitzen ruht auch aus!" Cornelius Friebott merkte, daß George die junge Frau von da an wiederholt ansah, und daß er unzufrieden ihren Augen folgte, und ihre Augen gingen den gewohnten Weg.

Cornelius Friebott sagte, als sie in der Frühe im Steinkraale die Füße der fußkranken Tiere einzeln durchprüften

und behandelten, wie zufällig: „Ich möchte mir, sobald wir jetzt Leute frei bekommen, ein eigenes Haus bauen. Ihr seid junge Eheleute, und da ist der Dritte im Wege. Nein, wehre dich dagegen nicht; wenn ihr es noch nicht empfunden habt, um so besser. Und schließlich möchte ich auch heiraten früher oder später. Und wenn ich es bei euch so gut habe, fehlt der rechte Anreiz."

Die Farbigen wurden frei, und Cornelius Friebott begann zu bauen an der ausgesuchten Stelle. Das Haus mit drei Räumen war bis zur Schurzeit im Oktober unter Dach, und im Oktober stand das nötigste Gestühl darin. Sie sprachen unten alle drei wie auf Verabredung nicht viel von dem neuen Hause, aber einmal kam Greta allein hinauf, um den fertigen Hausrat anzusehen. Sie fragte: „Und nun? – Nun wird's abgeschlossen, bis du die Frau findest?" Er antwortete: „Nein, Greta, nun ziehe ich her." Sie sagte: „Na ja, du hast hier auch ein besseres Schlafzimmer, aber am Abend nach dem Essen ist der Weg her umständlich." Er sagte: „Greta, ich werde auch hier essen, ich will mich an das Haus gewöhnen." Sie sagte: „Du willst wirklich ganz her? – Warum denn? – Du bist nicht gescheit." – Er sagte: „Ich möchte Sonntags immer bei euch essen dürfen."

Und dann begann Cornelius Friebott mutterseelenallein zu wohnen. Ein Hottentottenweib kochte für ihn, wie so ein braunes Mensch kocht. Aber das Kochen focht ihn nicht an. Für die Ordnung sorgte er selber, nur die Abende waren gleich ganz unerträglich trotz der Stille in der noch größeren Reinheit der Luft. An den ersten Abenden geschah ihm, daß er bei Einschlafenszeit plötzlich in der Richtung des alten Hauses ging und erst umkehrte, als die Hunde unten unruhig wurden und meldeten. Er warnte sich: „Mensch, bist du verrückt geworden?" Dann versuchte er es mit übertriebener Arbeit vom ersten Hellwerden bis zum letzten Lichte, ununterbrochen. Aber der völlige Verbrauch der Körper-

kräfte an jedem Tage sichert noch keinen Schlaf. Dann fiel ihm in Furcht vor einer schlechten Nacht ein: „Ich habe doch meine Bücher mit, und dazu die ungelesenen Bücher, die ich bei Otzen einpackte. Die Kiste steht unten im Verschlage." Er holte die Kiste zum Erstaunen der beiden andern noch am Abend. Greta sagte: „Bücher? Bücher? Davon hast du mir nichts erzählt. Ich dachte, es seien Geschäftspapiere aus Lüderitzbucht in der Kiste oder so was. Nun warte, nun habe ich einen Grund, öfter zu dir zu kommen." Das Reden der jungen Frau und das Anbringen der Kiste machten ihm Spaß. Und er öffnete und stellte auf. Die Buddenbrooks und das Hildebrandbuch aus dem Packen Otzens legte er sich besonders.

Er griff zuerst nach den Buddenbrooks, weil sie gestaltetes, fertiges Leben enthielten und es also schien, als könnten sie ihn am raschesten und leichtesten von sich hinwegführen. Er ging auch an fünf Abenden in der bürgerlichen, wohlhabenden Händlerfamilie auf, die sich in enger Selbsttäuschung wie freier Adel fühlt, und trug deren Schicksal. Der Rauschzustand war besonders tief aus drei Gründen: Er horchte der ungemein gebildeten Geschicktheit der Sprache zu, nach der ein besonderes Verlangen in ihm von je begehrte; er las von einem Geschehen durch Geschlechterfolgen und hatte so oft im Elternhause vom Geschehen an der Geschlechterfolge reden gehört; endlich nach Jahren körperlicher und geschäftlicher und nüchterner Arbeit in der neuen, weiten Kolonie war das vieltönige Buch aus einer reichen Enge wie drängender Samen in frisches, wartendes Land. Aber als das Schicksal der Händlerfamilie deutlich und schwächlich zu zerrinnen begann an ihrer Beschränktheit, gab es in dem einsamen Leser einen Widerstand. Er wußte ihn nicht gleich zu nennen. Er merkte zuerst nur, daß er den Roman hinlegte und nach dem andern Buche faßte. Er las laut vor sich hin: „Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus." Er sagte: „Ach, zu

Schwierigkeiten habe ich keine Lust." Er dachte: „Ich halte das Vorwort noch aus," und las vorsichtig von Wort zu Wort. Und las vor Auslöschen des Lichtes den Leitspruch wiederum laut: „Man muß den Mut haben, an die Zukunft seiner Nation glauben zu wollen."

An den folgenden Abenden las er die beiden Bücher nebeneinander her. Er fing noch jedesmal mit dem Romane an, weil dieser noch immer und ohne Anstrengung aus der eigenen Gegenwart hinweghalf, aber die freigesetzten Kräfte verlangten bald nach einer Beschäftigung, die mehr Trotz und mehr Mark und mehr Aussicht hätte. Und dann kam das andere, beschwerliche und ungestaltete Buch an die Reihe, und die freigesetzten Kräfte erhielten nun freilich zu tun und mußten selber bauen und mußten selber gestalten und mußten Wege zurück und mußten ausscheiden und mußten zuholen, wie es eben zugeht, wo ein Schriftsteller aufbrennender und noch unfertiger Erkenntnis zur Auseinandersetzung auffordert. Und während von dem müden Stoffe des Romanes in den nächsten Tag nichts hinüberstand als größere Empfindlichkeit und im besten Falle ein Verzicht und eine Gleichgültigkeit gegenüber den wirklichen Dingen, ritten und schafften und jagten sich die Überlegungen aus dem zweiten Buche als männliche Genossen mit durch.

Er und George hatten in Gochas einen kleinen Schuppen erworben, der dort bei der Truppe lagerte; die Platten brachte ein zufälliger Frachtfahrer an, und sie setzten sie zusammen als Schurhaus. Cornelius sagte bei der Arbeit: „So, jetzt weiß ich's." George fragte erstaunt: „Was weißt du?" Sie hatten nichts gesprochen, dabei von Wissen oder Nichtwissen die Rede gewesen wäre. Cornelius Friebott sagte: „Ach, ich lese des Abends zwei Bücher . . ." George fragte: „Gleich zwei auf einmal?" Cornelius Friebott sagte: „Hintereinander weg; die Bücher haben gar nichts miteinander zu tun." George sagte nach einer Pause: „Ich habe

dich noch immer nicht ganz verstanden. Du wüßtest jetzt ... Du wüßtest jetzt?" Cornelius Friebott antwortete: „Man meint manches zu wissen und kann es nicht recht ausdrücken." Und er sagte: „Wenn man selber irgendwie in Not ist, dann kann einem doch eine Selbstbespiegelung niemals helfen, ..." Und er sagte: „Die meiste einzelne Not ist doch eine Schwäche und Krankheit und Verkehrtheit. Einer Schwäche und Krankheit und Verkehrtheit muß man sich doch schämen ..." Er sagte: „Es gehört doch jeder zu einem Lande und zu einem Volke, ohne diesen Zusammenhang ist doch gar niemand wichtig ..." Er sagte: „Es hat doch nur solche Not Bedeutung, die mit allgemeiner Not irgendwie zusammensteht ..." Er sagte: „Soll man sich und anderen Schwächen und Erbärmlichkeiten schön machen, das ist doch Unsinn." George Friebott horchte und schüttelte den Kopf; er erwiderte zuletzt, weil es am leichtesten war, bei Lachen: „Ich wußte gar nicht, daß du in Not wärest, denn so muß ich dich verstehen."

Er sagte aber am nächsten Tage: „Greta meint, deinen Roman könnten wir vielleicht auch lesen, wenn er nicht langweilig ist. Was steht nun in dem zweiten Buche?" Cornelius Friebott antwortete: „In dem zweiten Buche steht ungefähr, daß das, was die Menschen am nötigsten haben, Nahrung und Kleidung immer zuletzt vom Bauern kommen. Und daß also der Fabrikant und der Arbeiter beide von Bauernmenschen gefüttert und gekleidet werden, obgleich sie es zuweilen vergessen. Und daß in der Welt und in einem Lande unter keinen Umständen mehr Menschen bestehen können, als die Bauern des Landes und der Welt füttern wollen. Und daß kein Volk frei ist, bei sich zu tun und zu lassen, was es für gut hält, das nicht so viel Bauernland hat, als es zu seiner Wirtschaft braucht. Und daß die Industrieländer, darin die meisten Menschen in die Fabriken müssen zur Arbeit und dort ihr Geld verdienen, nur noch reiche Länder scheinen, daß aber in Wahrheit die Leute auf

Bauernerde und in Bauernland und bei Bauernarbeit immer mehr zu der reichlichen Nahrung und reichlichen Kleidung gelangen; denn durch die Masse der industriellen Anlagen stiegen alle Bauernpreise und sänken infolge des Wettbewerbs der stets zuwachsenden Fabriken die Preise der Fabrikerzeugnisse. Und hinter dem Stolze der Industrie und hinter dem Streite der Fabrikanten und Industriearbeiter lauere eine große Hilflosigkeit und Ohnmacht, aber hinter dem Bauern läge der Acker. Und wenigstens nicht die ganze Jugend eines Volkes dürfe unfreiwillig und unwiderruflich in Hilflosigkeit und Ohnmacht hineingelassen werden." George Friebott stand da, wie junge unbeschwerte Kolonisten wohl dastehen, die Hände im Sacke, den Mund etwas offen, einen Haarschopf keck über der Stirne und mit einer kleinen, gutmütig oberflächlichen, spöttischen Heiterkeit von den Augen her. Er fragte: „Was ist da Besonderes bei? Da ist nichts Besonderes dran." Cornelius Friebott sagte: „Das ist doch nicht so einfach. Das Leben in Deutschland ist zuerst damit gemeint. Wovon glaubst du, daß die Deutschen in Deutschland leben?" — Er sagte: „Es kommt eine Wunderlichkeit dazu, das Buch ist von einem Sozialdemokraten geschrieben." George Friebott antwortete bei nun ganz gleichgültiger Miene: „Well, ich weiß nichts von Sozialisten; einige Leute bei uns behaupten, die deutschen Sozialisten gingen nicht in die Kirche und bemühten sich stets Krach zu schlagen; andere Leute erklären, in die Kirche gingen die Sozialisten allerdings nicht, jedoch sie bemühten sich, armen Leuten zu helfen. Ob nun das eine oder das andere wahr ist, warum soll einer von denen nicht eine einfache Richtigkeit aussprechen dürfen?" Als Cornelius Friebott nichts entgegnete, fuhr er fort: „Ich bin froh, daß wir nicht in Deutschland wohnen. Ich möchte Deutschland wohl besuchen und ansehen, aber ich könnte doch nicht in einer Fabrik arbeiten und so was. Und was geht dich das ganze zweite Buch, das ich doch nie richtig verstehen würde, hier an? Es

geht uns gar nicht an. Denn was ist das hier? Hier, das ist doch Bauernland. Und sie müssen für sich, und wir müssen für uns sorgen. Und gilt das nicht überall und für jeden?" Cornelius Friebott antwortete langsam und in einzelnen Fragen, wie es die Arbeit zuließ, die sie jenachdem auseinander und nebeneinander brachte, und wie es die Handhabung und das Geräusch der Werkzeuge erlaubte. Er sagte: „Warum sind deine Voreltern ausgewandert? — Warum stehe ich hier außen? — Und wer hat dich und mich mit diesem Bauernlande versorgt? — Kommt das nicht alles von Deutschland her? — Und haben wir nicht immer wieder damit zu tun gehabt, wie es dort zugeht? — Und vor einer deutschen Not kannst du dich nirgends verstecken auf der Erde, wenn du ein Deutscher bist, und das weißt du von dir selbst, und das weiß ich von mir selbst, sie findet dich doch. — Und meinst du nicht, daß die Not irgendeines der großen Völker, wenn sie nicht richtig geheilt, sondern nur verhüllt wird, wann die Zeit kommt, von allen anderen Völkern und von jedem Menschen mitgetragen werden muß?" —

An diesem Abend fragte Greta ihren Mann: „Über was habt ihr beide euch heute unterhalten?" George sagte: „Ach, immer noch über die langweiligen Bücher, die er liest." Sie sagte ein wenig gereizt: „Das weißt du doch nicht, ob die Bücher langweilig sind. Hast du ihn gefragt, was in dem zweiten Buche steht?" George erwiderte: „Da stünde drin, daß die Leute in Deutschland in die Fabriken müssen, damit sie dort nur leben können, und daß das auf die Dauer nicht angehe, sondern ohne Land hätten sie schließlich doch nichts, und daß ein Sozialist es geschrieben hat, das soll was Besonderes sein. Und er meint, das alles betreffe uns mit. Wenn er lieber dann und wann zur Unterhaltung abends herunterkäme, man kann doch auch von anderen Dingen sprechen!" Sie bestätigte eifrig: „Du mußt ihn bitten; er bildet sich ein, daß er uns stört."

In dieser Nacht träumte Cornelius Friebott von dem Hildebrandbuche. Er schaute viele Menschen, Männer und Frauen und Kinder aus Dorfhäusern und Einzelhöfen und Weilern aufbrechen. Er hörte sie erzählen, an den Tischen ihrer Herkunft seien sie zu zahlreich geworden für Fleisch und Butter und Milch und Mehl und Wolle und Leinen, aber sie trösteten einander, in der Industrie sei für jeden Arbeit, und was die dummen Bauern hätten, das könne einer in der Industrie sich auch leisten und noch mehr dazu. Und er sah auch am Ziele des Weges, den die Menschen zogen, ein erleuchtetes, ungeheures Geschachtel von Fabrikgebäuden und Essen, von Zechenhäusern und Hochöfen. Er sagte: „Und sie loben wahrhaftig ihre Not, und sie begreifen gar nicht, was ihnen geschieht!" Durch das eigene Reden wurde er fast wach, so daß die Gedanken sich den Traum ansahen. Cornelius Friebott dachte: „Alles das ist mir schon einmal begegnet. Dieser Zug Menschen ist schon einmal an mir vorübergegangen."

Das Volk ohne Raum

Der Dampfer Bürgermeister der deutschen Ostafrika-Linie fuhr durch Sonne und Wärme und blaues Tropenwasser. Er hatte die gewohnten Fahrgäste der westlichen Heimreise an Bord: Die paar Afrikaner, die den Weg um das Kap wählten statt durch den Suezkanal, weil sie Südafrika nicht kannten und die träge Hitze des Roten Meeres fürchteten; verschiedene Skat spielende Wollkäufer aus Natal und dem Kaplande; zwei zu Gelde gekommene Storehalterfamilien aus dem Transvaal; einen harmlosen Engländer, der sich wegen seiner Mitfahrt auf dem westlichen deutschen Schiffe für wagemutig und vorurteilsfrei ansah; zwei wichtige Gouvernementssekretäre von Südwest auf Urlaub; zwei alte Schutztruppenoffiziere ebenfalls aus Südwest, die nicht recht wußten, wie man die Fahrgäste von weiterher, bei denen der Henkel des Titels fehlte, zu nehmen habe, und etliche bürgerliche Südwester. Im ganzen war es eine ungewöhnlich kleine Zahl Reisender; und die Stille auf den Decks und bei Tage und bis zu den Kanarischen Inseln war noch größer als die Stille einer Heimfahrt ausruhender Menschen sonst ist.

Am meisten zu erzählen hatten die Südafrikaner; es ist kein geringes Erlebnis, wenn einer nach Jahren aus einem fremden Staatswesen heraus wieder auf deutschen Boden kommt, wie ihn ein Schiff unter der schwarzweißroten Flagge doch darstellt. Sie berichteten: „Ja, ja, wir haben da unten nichts zu leiden. An die Jingoes und ihren Schnack gewöhnt man sich schließlich.“ Sie fragten die Südwester: „Was habt ihr aber zu der Rede unseres Ministers Smuts

gesagt, es sei die Zeit nicht mehr fern, daß ganz Südafrika zur Union gehören werde? Das klingt seltsam, und als Sir Gordon Spring noch erster Minister der Kapkolonie war, hat er auch schon behauptet, Südwest sei den Deutschen nur geliehen, sie sollten es nicht vergessen." Die Südwester, ob es die Bürgerlichen oder die Offiziere oder die Sekretäre waren, lachten nur. Und welche Deutsche des alten Reiches und des Jahres 1912 lachten etwa nicht, wenn sie hörten, daß kleine Krähhähne in der Welt ihrem Lande etwas wollten? Aber die Südafrikaner beharrten, nicht aus wirklicher Sorge heraus und bedeutungsvollem Glauben, vielmehr aus Freude etwas Eigentümliches vortragen zu können. „Ob in Berlin bekannt ist, daß wir in der südafrikanischen Union jetzt die allgemeine Wehrpflicht bekommen? Die Parlamentsverhandlungen in Kapstadt waren reichlich merkwürdig. Oder ist das nicht merkwürdig, wenn der Kriegsminister erklärt: Die Union sei stark genug, sich gegen Eingeborenenangriffe zu schützen, aber für den Angriff einer Großmacht müsse sie gerüstet sein; oder wenn Smuts selbst bei Einführung des Gesetzes sagte, andere Staaten hielten begehrliche Augen auf Südafrika gerichtet, weil es die reichsten Mineralschätze der Welt und die ausgedehntesten und billigst abzubauenden Zechen habe, das Wehrgesetz solle diesen Nationen als Warnung dienen; ist dieser Wink nicht deutlich? Und die zweite Reihe von Rednern nannte Deutschland einfach bei Namen und Sir Percy Fitzpatrick und die übrigen Hetzer natürlich erst recht. Aber auch einer von den paar Leuten, die das Gesetz bekämpften, sagte, ob Bur und Brite sich vor ein paar nicht akklimatisierten, uneingeübten Deutschen in Swakopmund zu fürchten hätten? Man solle abwarten, ob auch die deutsche Flotte so stark werde, daß sie auf dem hohen Meere bestehen könne."

Die südafrikanische Unterhaltung tauchte hin und wieder von neuem auf, namentlich des Abends im Rauchzimmer, weil sie immerhin von der besonderen Gemeinsamkeit han-

delte. Einer der reichgewordenen Storehalter aus dem Transvaal fragte schließlich den Schutztruppenhauptmann, als sie zufällig allein nebeneinander saßen: „Deutschland wird am Ende keinen Unsinn vorhaben? Sie haben bei Ihnen doch nicht gar wirklich Absichten auf den Transvaal und die Union?“ Da wurde der Hauptmann empfindlich: „Schämen Sie sich denn nicht?“ Der Storehalter entschuldigte sich kleinlaut: „Man kann doch nie wissen?“ Als das alte Gespräch an diesem Abend noch einmal aufwallte, bat der Schutztruppenhauptmann in guter Meinung, man möchte es unterlassen, es könne zu Mißverständnissen führen. Er sagte, und er wurde von den Ostafrikanern und den Sekretären und dem Kapitäne unterstützt: „Wir haben diese politischen Exkurse wohl samt und sonders bisher nicht zu ernsthaft genommen, sie enthalten dennoch einen bitteren Kern, darüber gar nicht zu lachen ist: In aller Welt nennt man uns unbekümmert als Popanz, meistens meint man uns gar nicht wirklich, sondern hat zu irgendeinem geheimen Zwecke einen politischen Kinderschreck nötig; das Schlimme aber ist, daß der Stoff zu dem frechen Märchen vom bösen Deutschen seit sehr vielen Jahren von gebürtigen Deutschen geliefert wird und aus dem töricht geführten deutschen innerpolitischen Kampfe immer wieder stammt. Bei Marx und bei Moses Heß und bei Engels und bei Liebknecht und bei Jacoby und bei Pfau, wenn Sie die Namen noch alle kennen, bis hin zu Harden können Sie es lesen, was die Hetzer in der Welt gegen uns nachschwätzen; und früher hieß es Preußen, und dann hieß es das verpreußte Deutschland und der Kaiser.“ —

Unter denen, die sich namentlich zu Anfang, als die Glieder die ungewohnte, träge Ruhe noch vertrugen, einzeln hielten, war Cornelius Friebott. Er hörte die Gespräche und die gelegentliche Musik von ferne, er lag lässig in der Stille im Deckstuhle und horchte der Schraube des Schiffes zu, die wie ein sehr eifriges Herze pocht, er sah über die ruhige,

schwere, warme, blaue Weite mit den weißen Spritzern von der Bewegung des Schiffes und den spielenden und springenden und fliegenden Fischen. Wann er dann meinen konnte, er sei ganz allein und ganz für sich, schnellte er sich zuweilen im Stuhl auf und fühlte Kopf und Stirn und Arme an und prüfte vorsichtig, ob er wache, ob es denn wahr sei, ob er wirklich an Bord eines Europa und Hamburg und Deutschland entgegen ziehenden Dampfers sich befinde nach sechzehn Jahren der Abwesenheit, und ohne daß ein dringlicher Grund vorliege, und ohne daß mit dieser Reise ein wohlerwogenes und genau und seit langem geplantes Vorhaben ausgeführt werde? Aber die Körperlichkeit war da und die Tatsache blieb bestehen. Und er besann sich jedesmal von neuem, wie es eingetroffen sei. Die Antwort dauerte je nachdem kürzer oder länger, aber in den Hauptpunkten blieb sie dieselbe, wie es freilich auch nicht anders sein konnte.

Eines Tages schrieb Hanke aus Lüderitzbucht einen Brief: „Sind Sie die Farm noch nicht müd? Ich möchte Sie nämlich geschäftlich sprechen. Die Reise ist jetzt nicht mehr so schlimm, auf der Nordsüdbahn gehen schon Bauzüge. Und die Kosten soll die Firma tragen. Und Sie hätten eine Abwechslung." George sagte: „Fahre doch!" Wer glaubt indessen gleich, daß er Zeit habe? Und Hankes Anliegen schien auch nicht sehr wichtig. Acht Wochen später schrieb der Keetmanshooper wieder und schrieb: „Ehtsch, jetzt müssen Sie kommen, Sie und Rosch. Jetzt bildet sich die Diamantengesellschaft endgültig. Jetzt ist Ihres braven Kameraden Entdeckung Trumpf geworden. Schöne kleine Anteilchen bekommen Sie beide, das darf ich sagen. Aber nötig sind Sie zu dieser Auseinandersetzung, und nebenbei kann ich Sie dann also sprechen in unserer Sache." Am Tage der Ankunft des Briefes kam eine mahnende Depesche: „Nicht zögern, sofort abreisen, Rosch-Sache ist zu wichtig." Da sagte Greta auch: „Jetzt mußt du fahren!

Und gib acht, was ich dir prophezeie, jetzt werdet ihr, du und dein Rosch, reiche Leute!" Dann gab es zuerst das Zusammentreffen mit Rosch im Zuge und ohne Verabredung. Die Nase ragte noch mächtiger als früher aus dem hageren Gesichte; der Kamerad sagte: „Darauf habe ich lange gewartet, aber ich erlebe es doch noch!" Der Kamerad sagte: „Was meinst du, das wird? Welche behaupten, du und ich, wir kämen mit am besten weg, und so muß es auch sein, wenn es bei der Schätzung nur halbwegs mit rechten Dingen zugegangen ist." Sie hatten dann in Lüderitzbucht gar nichts Sonderliches zu tun, sie wohnten einer Versammlung bei, sie mußten ein paar Unterschriften leisten und ihre Zustimmung geben, wo anderes als Zustimmung nicht mehr möglich war, sie empfingen ihre Anteile, sie bekamen in Lüderitzbucht auf der Börse, aber auch durch vermittelte Telegramme wildfremder Menschen aus Kapstadt, London und Berlin sofort Kaufangebote auf ihre Anteile. Hanke sagte: „Ja, na, mit dem Manne, den ich an Ihrer Stelle angenommen hatte, kann ich nichts Rechtes anfangen." Er sagte: „Bleiben Sie vier Wochen hier, dann kommt mein Bruder heraus. Eben reiße ich mich mit dem Hinundher zwischen Lüderitzbucht und der Nordsüdbahn einfach in Stücke." Er sagte: „Und wann die vier Wochen um sind und mein Bruder da ist, dann folgen Sie meinem Rate. Dann setzen Sie sich einmal auf 'n Dampfer und fahren Sie nach Hause und erholen Sie sich und suchen Sie sich eine Frau. Was ist denn das für ein Leben, das Sie führen? Auf einer Farm mit einem jungen Paare und Sie in irgend so einer Hütte, noch 'ne halbe Stunde vom Wohnhause weg, und ein paar Hottentotten und Schafe. Da ist doch schon was Verkehrtes bei! Da machen Sie mir doch nichts weiß, wenn Sie sich auch selbst was vormachen. Und nach ein paar anderen Jahren sind Sie einfach wunderlich geworden, und da heilt Sie dann keiner mehr von, keine Frau und keine Heimfahrt und kein Arzt und kein

Nichts. Und Sie überhaupt, ich glaube, Sie würden aus lauter Sparsamkeit nicht heimfahren. Soll ich Ihnen einmal vorrechnen, wieviel Sie haben, Sie Junggesell? Für Ihre Anteile bekommen Sie heute hier an der Börse 250000 Mark. Sie können es ja bei Rosch sehen, der gleich verkauft hat. Was, Sie glauben's nicht? Wollen Sie verkaufen? – Na also. Ich sage, Ihre Anteile werden noch viel mehr wert, dann kommt Ihr Guthaben bei uns im Geschäft dazu, dann kommt Ihr Anteil an der Farm an dem lebenden und toten Inventar dort dazu." Er sagte: „Wenn die vier Wochen um sind, fahren Sie nach Hause. Das ist jetzt einfach Ihre Pflicht, und da fällt mir ein, Sie haben doch auch noch Besitz im Wesertale. Das stimmt doch? – Sehen Sie, sogar drum kümmern müßten Sie sich. Die Aufgabe heißt: Erholung, Wesertal und Frau, davon stellen Sie vornehin was Sie wollen. Daß Sie dort bleiben, davor habe ich keine Angst. Wer tut denn das? Ich sage immer, es ist, als wenn man in einer gemütlichen Weinstube gleich wohnen bleiben sollte; wir brauchen doch mehr Spielraum für Arme und Beine und nicht so verschnürte und verrauchte Luft auf die Dauer. Das ist unsere Verwöhnung. Ein halbes Jahr müssen Sie aber wegbleiben, sonst haben Sie nichts davon. Und Sie, Sie finden auch so schnell keine Frau. Und nach dem halben Jahre und mit der Frau zusammen bedenken Sie die Sache nochmals, ob Farm oder Geschäft, und ich hoffe, Sie werden sich zum Geschäfte bekehren. Ich will aber nicht etwa Ihr Geld, ich will Sie." –

Die vier Wochen gingen sehr schnell herum. In den vier Wochen schrieb erstens Ilsabeth und mahnte an das Elternhaus. „Wenn Du doch nicht wieder heimfährst, auch nicht zum Besuche, dann verkaufe nun; dann kannst Du meinen Bruder bescheiden, und er kann den Verkauf unternehmen. Denn was jetzt ist, das ist eine Schande wert; das sagen zu Hause alle, und das findet Martin auch." In den vier

Wochen schrieb zweitens George Friebott, Greta und er sprächen davon, ob der Vetter vielleicht eine Frau mitbringe, ob er vielleicht gleich nach Deutschland zu fahren vorhabe, dort eine Frau zu suchen.

Hanke und er gingen zusammen an Bord, um den Bruder Hanke abzuholen. Der Bruder erzählte, wie manche Leute zu erzählen vermögen, daß man richtige Lust bekam. Hanke sagte: „Na, jetzt bin ich neugierig, welches die Wirkung auf Sie sein wird." Auf so was antwortet es sich leicht: „Ich auch." – Hanke sagte alsbald: „Ich habe bei der Linie zu tun gehabt. Ich habe mit Bieler und Beuster gesprochen. Sie meinten, der Bürgermeister werde ziemlich leer bleiben, Bieler hat einen guten Platz für Sie vorläufig belegt." Hanke sagte wenige Tage später: „Bieler fragte vorhin wegen der Anzahlung, ich habe den Buchhalter mit dem ganzen Betrage hinübergeschickt. Sie können immer noch umbuchen, wenn Sie erst auf die Farm zurück wollen, aber wozu das? Jetzt sind Sie losgelöst. Nachher erscheint es viel schwieriger, das ist immer so. – Den unrichtigen Betrag? – Wieso? – Das ist der einfache Fahrpreis erster Klasse. Vorbehalten ist, daß Sie in Hamburg Nachzahlung leisten können zu einer Rückfahrkarte oder zu einer Rundreise durch das Mittelmeer und um die Ostküste. Aber das warten Sie ab, da lassen Sie Ihre Frau entscheiden. Was? Wer Ihr Geld hat, der fährt erster Klasse; Sie passen auch nicht in die Gemütlichkeit der zweiten Klasse, das glauben Sie mir." Zufällig kam Richter herein mit dem Plane, seine Gaststätte zu vergrößern. „Natürlich mußt du einmal nach Hause! Natürlich ist jetzt die beste Gelegenheit! Was du da sollst? Du hättest dort keinen mehr?! Also, du kannst Reinhart besuchen in Chemnitz, das kannst du doch zum Beispiel. Und der freut sich, und du kannst dir von ihm irgendeine unnötige Kur verschreiben lassen; so was tut doch jeder Überseer. Du kannst dich doch mal in Berlin amüsieren, ich gehe in den Wintergarten und die

Friedrichstraße und so weiter, du kannst ins Kaiser-Friedrich-Museum gehen, und das is sogar noch 'n billigeres Amüsemang, ich glaube, es kost' jar nischt. Und dann ist doch noch München da mit dem Hofbräuhaus und dem Deutschen Museum, in die gehe ich beide. Und dann ist doch noch der Rhein da. Und in das, was das alte Zuhause war, guckt jeder schließlich auch gerne rein. Man darf es nur nie zu lange tun. Und dann kannst de vielleicht auch mal im Reichstage zuhören, wenn die über die Kolonien schnacken; das ist das allergrößte Theater, das es gibt. Na und dann hast du die Mordsfreude, Mensch, daß du wieder abfahren kannst, und die ist auch was wert." –

Von allen Vorhaben und Vorschlägen blieb, wenn man so lag und über das Meer sah, als richtig denkbar nur bestehen, daß Reinhart zu besuchen sei in Chemnitz, und daß das Elterngrab zu besuchen sei, und daß Ordnung zu schaffen sei mit dem Hause in Jürgenshagen, und daß bei dieser Gelegenheit ein Gruß gebracht werden könne zu Martin Wessels Mutter und Geschwistern in Gottsbüren, zu dem, was sich von den Geschwistern noch dort befinde, und ein Gruß zu Ilsabethens Bruder. Sonst blieb nichts übrig, am wenigsten blieb übrig von dem Plane der anderen, in den paar Monaten sei eine Frau zu finden unbedingt und mit Vorsatz, so ungefähr, wie man ein Stück nötige bessere Ware kauft, dabei es heißt, man muß sie haben, und wenn man nicht genau bekommt, was man möchte, so nimmt man, was man bekommt, das nächste dran, und das genügt auch. Dieser Plan der andern und in dieser Gestalt stieß ab. –

Von den Kanarischen Inseln an hatten die Glieder des Ausruhens, der erzwungenen Ruhe genug. Das Einzelsein hörte auf, die Wanderungen auf Deck zu zweien und dreien wurden eifriger. Die Mitwanderer sagten: „Wie lange sind Sie fort? Sechzehn Jahre? Sechzehn? Sechzehn? Sie werden Deutschland gar nicht wiedererkennen." Dann bekam

Cornelius Friebott am Abend in der Kammer beinahe Ängste wie ein Hinterwäldler alten Schlages von der Oberweser, der zum ersten Male nach Berlin soll. „Ich habe keinen dort außer Reinhart. Und es kann auch sein, daß Reinhart den Brief über Kapstadt gar nicht erhalten hat. Und ich habe mich mit ihm seit Jahr und Tag nicht mehr geschrieben. Und er hat seinen Beruf und hat seine neuen Freundschaften ..."

Der Dampfer Bürgermeister mit seinen von fernher heimkehrenden Fahrgästen und den fremden Besuchern Deutschlands, die unterwegs hinzugekommen waren, hatte vor Cuxhaven eines von den kleinen, dummen deutschen Erlebnissen, wie sie kleine Beamte jeder Art, die querköpfig und ungeschickt auf ihrem kleinen Rechte und ihrer kleinen Würde bestehen, zu ärgerem politischem Schaden als sie sich je träumen lassen, viel zu oft verursachen. In der Nähe eines Hafens des Kaplandes waren Fälle von Beulenpest unter Farbigen vorgekommen. Der Dampfer Bürgermeister hatte diesen Hafen vor vier Wochen angelaufen nach dem Fahrplane. Er hatte keine farbigen Reisenden aus dem Hafen mitgenommen, die ganzen vier Wochen hindurch war der Gesundheitszustand an Bord gut gewesen, in Deutsch-Südwest, auf den Kanarien, im englischen Hafen Southampton, in Antwerpen ruhte auf dem Schiffe kein Pestverdacht. Die Schiffspapiere wurden in gewöhnlicher Weise geprüft, und die Reisenden hatten den Verkehr mit dem Lande frei. Der Dampfer Bürgermeister kam morgens um drei Uhr nach Cuxhaven an die Elbeinfahrt. Die Reisenden hatten den letzten Tag gepackt und hatten, als das Schiff an der holländischen Küste und an den holländischen Feuerschiffen vorbeizog, den letzten Abend der Fahrt gefeiert; sie waren jetzt alle samt der Mannschaft voll großer Erwartung und Sehnsucht nach jedem, das unter Heimat verstanden wird. Sie freuten sich, die lange Entfernten besonders, fast wie Kinder auf die Fahrtstunden elbauf in der Sonne eines

Julimorgens, vorbei an den zahllosen, grüßenden Schiffen des größten Hafens Deutschlands, der während ihrer Abwesenheit der zweitgrößte Hafen der Welt geworden war, vorbei an reichen Bauernhöfen und mächtigen Viehweiden, vorbei an Fischer- und Schiffer- und Lotsendörfern, vorbei an den Landhäusern und blühenden Gärten der in allen Erdteilen reichgewordenen Kaufleute, vorbei an den größten hämmernden Werften der Erde, und vorbei zuletzt am steinernen Bismarck. Sie freuten sich und schliefen in lachender, aufgeregter Müdigkeit. Um drei Uhr, nach drei oder zwei Stunden ersten Schlafes wurde von den Stewards der Wache an alle Kammertüren gepocht: Der Hafenarzt sei an Bord gekommen, die Reisenden möchten sich im Damenzimmer des Schiffes einfinden. Die Reisenden von weither aus den deutschen und englischen Kolonien antworteten jeder für sich, und je nachdem die Störung ihren Schlaf verdarb oder nicht verdarb, ärgerlich oder gleichgültig, das, was sie in der Kolonie auf solche Anforderung geantwortet hätten, es sei drei Uhr, sie schliefen, wenn der Arzt etwas von ihnen wolle um diese Stunde und es nicht auf eine vernünftige Zeit verschieben könne, möge er sich zu ihrer Kammer bemühen. Die von näher her, die erst gehorchen und dann schimpfen, die Ängstlichen und das Frauensvolk begannen aufzustehen, es wurde eine Weile sehr unruhig unter Deck. Aber die Stewards kamen wieder mit einer Bitte des Kapitäns: Wenn die Herren beharrten und liegen blieben, wolle der Hafenarzt das Schiff erst bei Tage abfertigen, dann werde die Hamburger Ankunft um so viele Stunden verzögert. Da standen alle auf und saßen notdürftig angezogen, Männer und Frauen, im Damenzimmer. Die meisten waren jetzt übernächtig, es war auch ziemlich kühl auf dem Wasser. Sie fragten immer wieder: „Was ist eigentlich los?" — „Das Schiff ist pestverdächtig." — „Pestverdächtig? Pestverdächtig?" — Weil in Durban oder East London Nähe Farbige an Pest gestorben sein sollen." — „Ist ja nicht

wahr, sind seit Monaten keine mehr gestorben." Die aus den Kolonien wurden sehr spöttisch. Daß draußen im Morgenlichte eine schwarze Torpedobootflottille aufkam, das zog sie hinaus. Nach einer Stunde Wartens erschien im Damenzimmer mit einem süßlichen Lächeln der Hafenarzt und verbeugte sich und dankte und sagte, es sei gut. Als die von den Kolonien von draußen hereintraten, war alles erledigt. Sie fragten: „Was? Was? Was?" Einer sagte: „Seht ihr's!" Ein anderer sagte zum Kapitän: „Es ist doch eine Affenschande, meinen Sie nicht? Die Frauen haben zum Teile anderthalb Stunden frierend dagesessen." Sie gingen auch alle noch einmal schlafen, aber die Stunden elbeauf und auch Empfang und Anfang waren irgendwie verdorben.

Die Angestellten der Linie, die am Petersenkai neben den Abholern warteten, brachten Briefe und Telegramme für die Reisenden an Bord. Von Reinhart war beides da, eine Depesche und ein Brief. Die Depesche bot sehr herzlich Willkommen und kündete den Brief an, der also noch vor dem Empfänger in Hamburg angekommen war. Der Brief klang nüchtern, oder dem Empfänger schien es so. Es fühlt sich jeder, der einen langen Weg kommt, über eigenes Eingeständnis hinaus wichtig, und wenn er auf dem langen Wege ein paar einzelne Menschen im Sinne trug als lebendige Ziele, dann hat sich verstohlen die Forderung eingestellt, er müßte für sie nicht weniger als Ziel gelten. Reinhart wiederholte, er freue sich ungemein darauf, mit dem Mitgefangenen eine Weile zusammensein und Erinnerungen und Erlebnisse austauschen zu können. Wenn Cornelius Friebott nun nach Chemnitz zu reisen gedenke, aber auch bei anderen Treffpunkten schlage er den Septembermonat vor. In diesem Monate wolle er sich vertreten lassen und ausspannen, das sei schon seit Frühjahr der Plan. Dann stehe er ganz zur Verfügung, sie könnten zusammen reisen oder könnten nur Ausflüge machen. Er, Reinhart, sei ja allein

geblieben, und sobald er nur Urlaub vom Berufe habe, sei er bewegungsfrei. Cornelius Friebott dachte: „Bis September? Bis September? Er kann mich vorher nicht gebrauchen. Was soll ich bis dahin anfangen?"

Am Nachmittage, als er, noch mehr mit nach innen gerichteten Augen und selbstbeschäftigt und für die Vorübergeher auffällig, durch die Straßen Hamburgs strich, entschloß er sich, die Hausangelegenheit in Jürgenshagen und die Besuche in Jürgenshagen und Gottsbüren vorher zu besorgen und auch im übrigen zuerst allein sich umzusehen, vielleicht sei es gerade gut so, könne er doch dieses und jenes Neue in der Folge mit dem einstigen Freund besprechen. Am Abend schrieb er eine bloße Karte, er danke, und es passe ihm, und im September werde er antreten. Am nächsten Morgen schienen die Enttäuschungen verflogen, und die Augen begannen eifrig aufzunehmen.

Die Wochen vergingen viel schneller, als Cornelius Friebott je geglaubt hätte. Die an Bord hatten recht gehabt, Deutschland war nicht wiederzuerkennen; von den alten Landmarken der Geschichte und der Natur und von der Sprache abgesehen, schien es beinahe ein anderes Land, ein Land voller Reichtümer und Geschwätzigkeit und Lärm, und Zigarren und Zigaretten allerorts. Cornelius Friebott sagte sich, daß er zum ersten Male hier miterlebe, selber nicht jeden Pfennig zu Rate halten zu müssen, aber die Bereitschaft zur raschen Geldausgabe merkte er am meisten in den Klassen gewachsen, die früher als die einfachen, ja bedürftigen angesehen wurden. Wenn einer stille zuhörend unter ihnen saß an Gast- und Vergnügungsstätten und besonders in den Zügen, wirkte es wunderlich, wie sie immerfort bereit waren, trotz ihrer eigenen augenblicklichen Wohlversorgtheit über irgendein angebliches Unrecht laut zu reden und irgendeine Einrichtung zu bekritteln oder irgendwelchen Landsleuten irgendwelche habsüchtigen, unredlichen und unedlen Beweggründe unterzuschieben. Im allerersten An-

lange wallte des stummen Hörers Zorn auf, nicht gegen die Schwätzer, die mit biederen, bewegten Worten sich gegenseitig im Tadel und Mißvergnügen bestärkten, sondern gegen die Verhältnisse, die in einem so wohlhabenden Lande so sehr verfahren wären. Er dachte nach dem alten Gemeinspruche: „Wo Rauch ist, da ist auch Feuer." Aber dann geschah es, daß hier und dort bei den Gesprächen über Tod und Teufel und Kaiser und Polizei und Junker und Militär und Wahlrecht und Rußland und Arzt und Richter dieser und jener Wichtigtuer auf die Kolonien und deutsche koloniale Verkehrtheiten und englische Freiheit zu sprechen kam, da gab der Hörer gut acht. Ein paar Male sagte er aus seiner Schweigsamkeit heraus: „Das ist aber nicht so", und versuchte zu erläutern. Er merkte zu seinem Erstaunen, daß den Leuten an wirklicher Erkenntnis gar nicht gelegen sei. Entweder sie hörten trotz scheinbarer Anteilnahme über die ruhigen Erklärungen weg und wiederholten alsbald ihre alten törichten Meinungen, oder der jeweilige Redeführer zeigte sich feindlich und gewann sich mit Sätzen als wie: „Sie sind wohl auch so ein Nutznießer?" „Sind Sie vielleicht einer von denen, die den Hottentotten die Diamanten gestohlen haben? Haben Sie Tippelskirch- oder Woermannaktien?" das dumme Lachen der andern. Nach dieser Erfahrung wurde des Heimkehrers Zorn vorsichtiger, dennoch blieb es eine quälende Frage: „Warum ist das so? Warum ist das in dem reichen Vaterlande so, wo es heute gewiß acht Menschen von zehnen viel besser haben, als sie nur hoffen konnten, warum?"

Neben der lauten Begehrlichkeit und Ehrfurchtslosigkeit der sommerlichen Massen fielen dem Suchenden die tüchtigen, bescheiden wie selbstverständlich, vollzogenen Leistungen des Staates und der Städte für ihre Bürger immer mehr auf. Bei Bahn und Post angefangen, durch die Vielheit der Sammlungen und Büchereien, entlang schönen Straßen und Anlagen, überall war pflichtfrohe Sorgfalt und artige

Hilfsbereitschaft und Stolz über braves Gelingen zu spüren. Der Unterschied schien ganz wunderlich; waren Bahn und Post und Sammlungen und Büchereien und Krankenhäuser und Schulbauten und Straßen nicht Zeugnisse für ein und dasselbe Volk?

Der August ging in Regen auf, aber in den Museen und Landesbibliotheken, denen sich Cornelius Friebott zugewandt hatte, störte der früh verregnete Sommer nicht. Als ein Augustabend in Kassel hell wurde und das Wetterglas einen sonnigen Morgen versprach, mahnte er sich, es sei Zeit für Jürgenshagen, sonst käme noch die Chemnitzreise dazwischen. Er kaufte einen großen Strauß Rosenknospen. Sie standen die Nacht über benetzt im offenen Fenster und füllten doch sein Zimmer mit Duft. Er tat sie in weißes Papier für die Fahrt und nahm auch das Glas mit, damit sie daraus während der Tage seines Aufenthaltes über dem Elterngrabe blühen und prangen und grüßen möchten. Er ging zuerst nach Hilwartswerder und durch das Dorf zum Friedhofe, der schon unter Bäumen des Reinhardswaldes liegt. Er dachte, beim Hause habe ich Ärger, das Haus muß ich verkaufen, ich will mich auch hier gar nirgends mehr fest sehen, es wäre sinnlos, es ist doch ganz sinnlos; niemand kann zurückleben, niemand kann ungeschehen machen; was vorbei ist, bleibt vorbei. Aber wie die Eltern begraben liegen, das möchte ich vor Augen behalten.

Das Grab mit dem Steine war in leidlicher Ordnung dank Ilsabethens fördernden Briefen. Cornelius Friebott schnitt und jätete ein wenig, er füllte das Glas im nächsten Hause, ohne sich zu nennen, er drückte es vorsichtig in die Erde und stellte die Rosen hinein und besprengte sie mit Wasser. Im Friedhofe war um die Mittagszeit des Alltages kein Mensch; das Grab lag rückwärts, daß man einen Sitzenden auch von der vorüberführenden Straße aus gewiß nicht bemerken konnte. Da kauerte er sich hin auf den niederen Stein nebenan und sah die beiden Namen

Georg Friebott und Anne Friebott, geborene Dilling an und begann, wie es ein zurückgekehrter Mensch tut, der allein ist, zu rätseln und zu fragen und auch wohl inständig zu bitten, aber er erlebte wie andere an ihren Gräbern, daß seine Toten nichts zu sagen vermöchten, daß auch von ihnen und für ihn das augenlose Wort gelte:

Wir denken nicht an das, was wir verließen,
Wir denken nicht an die, die uns verlassen,
Nicht derer, die uns oben wollten hassen,
Nicht derer, die sich unsere Freunde hießen.
Wir denken nicht an Blumen oder Quellen,
Nicht an die blaue Luft der späten Tage.
Wir denken nicht und können keine Frage
Als Antwort dir auf deine Frage stellen.

Der Weg nach Jürgenshagen führte über die neue eiserne Brücke. Konrad Rödden war nicht in seinem Hause; die Frau, Ilsabethens Schwägerin, sagte: „Mein Mann ist im Walde, mein Mann lädt Holz." Da stieg Cornelius Friebott langsam und schwerfällig und gesenkten Blickes weiter auf die Gute Hoffnung zu. Gewiß hatten die schnellen, unruhigen Augen, als er vor dem Röddenhofe anhielt, schon gesehen, daß es mit dem Elternhause viel schlimmer stehe, als die mahnenden Briefe seit Jahren andeuteten. Er wußte, ehe er ankam und ehe er die Blicke wieder hob, daß das Haus ganz schief und müde hänge, daß die Fenster blind und zersprungen wären, daß auf die Wände kein weißer Kalk und auf die Eichenständer und Balkenköpfe kein schwarzer Teer mehr gebracht worden sei, alle die Jahre hindurch, seitdem die Nachbarn Anne Friebotts Sarg zu dem großen Dielentore hinausgetragen hatten, und daß von den schweren steinernen grauen Weserplatten auf dem müden, buckligen Dache, wo sie nicht überhaupt zersprungen und abgerutscht wären, keiner mehr die fetten, zerstörenden Moospolster abgekratzt habe. Er wußte sogar, daß der

Hausspruch kaum noch zu lesen sein werde, da ihn erst recht niemand gegen Wind und Wetter und Zeit verteidigt hatte. Cornelius Friebott versuchte sich zu beschwichtigen vor der letzten Ankunft: „Das Alte kann nicht neu werden. Das Haus ist uralt. Und Ilsabeth hat es oft genug geschrieben. Und wenn ein Fremder im Elternhause sitzt, und der Sohn ist über dem Meere und tritt sein Elternerbe nicht an, wird es auf ähnliche Weise immer zugehen. Und fast zwei Monate bin ich selber in Deutschland und habe diese zwei Monate hindurch nicht Ordnung geschafft." Die Selbstanklage diente kaum zur Beschwichtigung, er entgegnete laut: „Nein, ich habe nicht Ordnung geschaffen, nein, ich habe alle diese acht Wochen hindurch nicht nachgesehen, weil ich richtige Furcht hatte vor der elenden Wirtschaft, die ich vorfände. Deshalb!" Und dann war er vor dem Hause angelangt und stand still fünfzehn oder zwanzig Schritt von der großen Dreschdielentüre, wo Wanderer und Besucher früher stille standen, um das alte Haus zu betrachten; und jetzt mußte er doch hinsehen. Es war alles so mit Wänden und Dach und Fenstern und Ständern, es war noch viel ärger, die Dreschdielentüre hing verwahrlost und ganz brüchig in den Angeln, die Mieter hatten nicht einmal zu eigenem Besten, um vor Zug und Winterkälte geschützt zu sein, das elendeste Kistenbrett über klaffende Spalten und Löcher genagelt. Es war, wenn man vergleichen wollte, als wie wenn ein alter verlassener Mann, der sich selbst nicht mehr zu helfen vermag, in irgendeine schlechte Pflege gegeben wird, wo sie die paar Mark gierig nehmen und nützen, aber er selbst kann ihretwegen verrecken, und er murmelt herum, das graue Haar und der graue Bart lang und filzig und gelb vor Schmutz, und Gesicht und Hände und Körper ungewaschen, und der alte Anzug ohne Knöpfe und ungeflickt, und wartet abmagernd auf das Ende. Cornelius Friebott sagte zu der Frau, die aus der Türe trat: „Für das Haus haben Sie nicht viel

getan.“ Sie antwortete: „Das Haus gehört nicht uns.“ Sie fragte: „Was sind Sie denn?“ Sie sagte, als er sich nannte: „Der sind Sie doch nicht, der ist doch in Afrika! Was wollen Sie denn?“ Sie sagte: „Mein Mann ist heute zufällig zu Hause. Er arbeitet sonst bei den Holzfällern.“ Sie winkte dem Fremden einzutreten. Der Eintritt kostete Überwindung; Cornelius Friebott dachte: „Es muß doch sein, einmal muß es noch sein. Ich muß es einmal spüren, wie Vater und Mutter es gespürt hätten, sonst ist es nicht gerecht verteilt zwischen uns.“ Die Stube diente auch den Mietern als Wohnstube. Der Mann und verschiedene Kinder saßen darin. Der Mann lahmte, er habe einen Unfall gehabt, deshalb sei er nicht zu Holze gegangen. Weder Herr Rödden noch der Bürgermeister von Hilwartswerder habe ihm sagen lassen, daß der Besitzer zu Besuch erwartet werde, aber er wolle es ihm schon glauben. Er wolle auch gleich sagen, worauf es ihnen ankomme: in den beiden besten Kammern oben stünde alter Kram von früher her, Bücher und Kasten und auch Stühle und so was. Herr Rödden und auch der Bürgermeister hätten erklärt, sie könnten nichts dabei machen. Aber das sei doch nicht recht. Die Kammern seien doch für Menschen da und nicht für alten Kram; und nächstens käme auch seiner Frau Bruder hinzu, und sie hätten sechs Kinder, und es fehle ihnen sehr an Platz.

Cornelius Friebott war erstaunt, wie mit einem Schlage durch des Mannes und der Frau eindringliches Reden die ganze Stellung vertauscht schien. Sie hielten ihm in seinem verwüsteten Hause, in einem unreinlichen Raume, der einst die reinliche, stille Stube seiner genauen Eltern gewesen war, vor, was er ihnen in der Heimat schuldig sei, was er alles nicht erfüllt habe. Der Mann tat es vorsichtiger und mit hochtrabenden, allgemeinen Worten, die Frau nannte ihre Dinge: „Für das alte, schlechte Haus war doch niemand da. Da wollte doch niemand herein. Und was glauben Sie wohl, was aus dem Hause geworden wäre, wenn wir

nicht hereingezogen wären? Und mein Mann ist fortwährend krank und die Kinder auch, und von was kommt denn das, das kommt nur von dem alten, schlechten Hause. Und er hat zu mir gesagt, für das Haus haben Sie nicht viel getan. Das haben Sie gesagt. Das könnte Ihnen wohl passen, daß wir für Sie aus dem alten, schlechten Hause ein neues Haus herrichten durch unsere Arbeit." Cornelius Friebott setzte sich nicht, Cornelius Friebott mühte sich, nicht hinzuhorchen, er dachte: „Laßt die Toten ihre Toten begraben, das gilt auch von den Dingen. Einmal ist alles um." Er sagte, da die anderen noch immerfort redeten in Erwartung der Antwort: „Ich werde mir jetzt den Schlüssel der Kammern bei Röddens holen." Sie sagten: „Ach, der Schlüssel ist hier." Er sagte: „So? Der Schlüssel ist hier?!" Sie schielten sich an, und gaben ihn her. Sie gingen bis an den Fuß der Stiege mit, aber, als er sie nicht aufforderte, blieben sie unentschieden stehen.

In den Kammern war keine dumpfe, eingeschlossene Luft und lag der unberührte Staub nicht ungestört dicht auf ineinander geschachteltem Gestühle, wie Cornelius Friebott wohl erwartete. Sondern bei Öffnen der Türe zog es, weil Fensterflügel fehlten; die Gegenstände waren auseinander gezerrt und hatten hierbei, wenn es auch sonst nicht an Schmutz mangelte, die alte Staubschicht zum Teil verloren. Die Fenster mußten vor längerer Zeit verschleppt worden sein, die Regenspuren an der Kammertapete und auf dem Fußboden kündigten es an, die Durchsuchung dagegen schien erst in der allerletzten Zeit stattgefunden zu haben. Cornelius Friebott verharrte einen Augenblick unentschlossen, er meinte durch die Türe die Stiege hinunter zu sehen, er meinte zu bemerken, wie Mann und Frau dort miteinander tuschelten und sich noch nicht klar wären, welche Lüge sie ihm auftischen und mit welcher Frechheit sie ihn anfallen sollten, wenn er sich beschweren und sie beschuldigen werde. Aber dann lag mit zersplittertem Glase ein

Bild auf dem Boden, das die Stöberer heruntergestoßen und achtlos liegen gelassen hatten, das Bild mußte er aufheben. Er sah beim Bücken, daß der Vater die Rückseite beschrieben hatte. Er las: „Das Haus auf der Farm Onverwacht im Oranje-Freistaate in Südafrika, wo unser Nelius sich jetzt befindet"; und als er das Bild umkehrte, war unter dem zerbrochenen Glase das Wohnhaus von Onverwacht zu sehen. Cornelius Friebott sammelte die losen Splitter ab vom Bilde, damit es nicht zerkratzt werde, und stellte es neben die Türe zum Mitnehmen. Von dem Bilde wandte er sich einer geöffneten Kiste zu, daraus Vaters Bücher staken, aber nur die oberste Reihe war bewegt und mit offenen Deckeln und angerissenen und verknüllten Seiten und Eselsohren wieder zurückgeworfen worden. Die Reihe bestand aus den Bänden von Giesebrechts „Deutsche Kaiserzeit", sie schien den Mieter enttäuscht zu haben. Die folgende Reihe war ganz unberührt, und Buch neben Buch war eingepackt. Cornelius Friebott dachte: „Diese Bücher hat Mutter noch selbst gepackt. Daran ist kein Zweifel"; als er die erste Schicht glatt und ordentlich rückte, fand er wahrhaftig einen Zettel von der Mutter Hand, der ganz obenauf gelegen haben mochte für einen Öffner. Auf dem Zettel stand: „Diese Bücher sollen bestimmt für Cornelius Friebott zurückbleiben. Ich weiß, daß dies auch seines Vaters Wille war. Sie sollen für ihn aufgehoben werden, bis er kommt." Die andere, sehr schwere Bücherkiste war nicht aufgebrochen. Cornelius Friebott begegnete der Sorgfalt der Mutter und zugleich ihrer Sparsamkeit noch einmal; er sah eine Truhe klaffen, daran in ihrer Zeit, als nur sie und Vater und er im Hause waren, immer ein Schloß hing. Die Truhe klaffte, weil ebenfalls von unordentlicher Hand darinnen gekramt war. Aus dem Gegensatze heraus war in dieser Truhe die Wirrnis vielleicht am ärgsten und ärgerlichsten. Die Mutter hatte die Stücke je nachdem in Leinen oder Papier eingeschlagen und verschnürt, und Zettel hingen an jedem Packen,

60*

was er enthalte. Die Zettel hatten aber den Eindringlingen nicht genügt, sie hatten alle Umhüllungen aufgerissen und hatten sich auch wohl die kräftigen Stücke der Leinenhüllen angeeignet. Die Hülle der Felldecke war ganz entfernt, und diese war nicht einmal wieder zusammengerollt oder -geschlagen. Kampfer war noch daran zu merken, und Motten waren noch nicht an die Decke gelangt. Auf dem Zettel stand: „Felldecke von Frau Prinsloo, Vater hat sie nur in der letzten Zeit ein paarmal benutzt, als er so kalt hatte, sonst stets aufbewahrt." Es war auch die Strickjacke da, die Carlotta Prinsloo für die Mutter gestrickt hatte, und sie war ungetragen. Es waren Arbeiten da von Ilsabeth, und Ilsabeth hatte den Zettel dazu geschrieben: „Dieses habe ich gemacht für die Friebott-Tante, ich hoffte, sie werde es verwenden, aber sie hat es aufgehoben." Es war noch vielerlei da, auch ein ganz kleines Päckchen und war nicht geöffnet, wahrscheinlich wegen der schon äußerlichen Geringheit; auf dem Zettel stand in Mutters Hand geschrieben: „Von Melsenen, als sie ein Kind war und oft herkam." Das Päckchen enthielt nichts als einen Lappen mit ziemlich kindlich gesticktem Rande und mit dem Namen Melsene mittendrin in Kreuzstich. Cornelius Friebott erinnerte sich nicht, die kindliche Handarbeit je bei der Mutter gesehen zu haben. Cornelius Friebott packte die Truhe von neuem und nahm einen der Leinenlappen und wischte von der alten Uhr und den alten Stühlen und dem alten Schranke und Bücherbrette und von allem, was zu erreichen war, den Staub ordentlich ab, und es geschah wie eine Liebkosung. Er blieb zwei Stunden in den Kammern.

Als er die Treppe herunter kam, das Bild in der Hand, wagte es die Frau und dann auch der Mann, aus der Stube auf die Diele herauszutreten. Cornelius Friebott sagte: „Die fehlenden Fensterflügel müssen morgen oben neben der Kammertüre stehen." Er sagte: „Wenn man eine Felldecke offen liegen läßt, kommen die Motten hinein, und dann ist sie

verdorben und nützt niemand." Die Frau und der Mann sahen beide dumm und wortlos drein; was sie hörten, stimmte nicht zu dem, das sie sich zurecht gemacht hatten. Cornelius Friebott sagte: „Ich bin hier, um das Haus zu verkaufen, Sie werden heraus müssen..." Der Mann meinte, jetzt hätte er eine Gelegenheit, er sagte wichtig: „Kauf bricht aber nicht Miete, das weiß ich genau." Cornelius Friebott sagte: „Miete? Miete? Sie haben noch nie etwas bezahlt, und in Ordnung haben Sie auch nichts gebracht..." Die Frau und der Mann sagten: „Die paar Pfennige, die das wert ist, die kann er haben, die können Sie bald haben." Der Mann sagte: „Aber auf ordentlicher Kündigung müssen wir bestehen..." Die Frau sagte zu dem Manne: „Ja, so ist das nun, wenn man in solches altes, schlechtes Haus zieht, und deshalb kümmet hei von Afrika her." Da ging Cornelius Friebott hinaus.

Konrad Rödden war zurück vom Holze, aber es wurde ein verlegener Besuch. Konrad Rödden schien an der Schwester und ihrem Aufenthaltsorte nur geringen Anteil zu nehmen; vielleicht meinte er, sie sei bald sechs Jahre davon und käme doch nicht wieder, und sie schriebe ja auch, und was gäbe es da noch, zumal Cornelius Friebott sie auch seit vollen vier Jahren nicht mehr gesehen habe. Er fragte nur ungläubig: „Seid ihr denn so weit auseinander?" Mit dem Gespräche klammerte er sich an das Haus. Er sagte: „Der Mann und die Frau sind beide schlecht." Er sagte: „Der Bürgermeister hat sie hingewiesen, weil niemand anders sie haben wollte." Er sagte: „Mit den Leuten wirst du noch deine Not haben, du hättest dich früher darum kümmern müssen, das habe ich Ilsabethen bestimmt geschrieben. Das mußte sie dir wiederschreiben. Die Kisten will ich gerne für dich aufheben. Warum hat der Bürgermeister diesen Leuten den Schlüssel deiner Kammer gegeben. Das kann ich nicht verstehen. Du brauchst ihm das von mir aber nicht zu sagen, wenn du gleich zu ihm gehst."

Der Bürgermeister sagte: „Ich habe Ihren Schlüssel zweimal hergegeben, weil die Leute sagten, es regne durch; sie haben ihn das erstemal gleich wieder gebracht. Ich kann aber nicht allem nachlaufen. Ich weiß auch, daß die Leute nichts wert sind.“

Selbst der Besuch in Gottsbüren nach einer Nacht bei Niemeyer in Lippoldsberg war ein verlegener Besuch. Martin Wessels Mutter lebte und war körperlich rüstig, doch abnehmenden Verstandes. Sie schwatzte: „Warum ist Martin fortgefahren? Nun muß er immer bei den Schwarzen bleiben, ach, der arme Junge.“ Danach begann sie Martin mit ihrem zweiten Sohne zu verwechseln, von dem seit Jahr und Tag keine Nachricht mehr eingetroffen war. Die anderen Geschwister lebten verheiratet im Orte und kamen auch alle herein. Sie hatten wegen des Vaters unglücklichen Nachrufs anscheinend sämtlich ein wenig hinunter geheiratet zu Männern und Frauen geringerer Selbstachtung. Am besten hatte es wohl die hübsche junge Schwester von ehemals getroffen. Sie erkundigte sich auch am eifrigsten nach dem Bruder und nach seiner Frau und ließ sich das Haus des Paares in Johannesburg beschreiben, darin Cornelius Friebott mitgelebt hatte, und fragte viel. Aber, obgleich sie doch verschiedene Jahre jünger war als Cornelius Friebott, sah sie alt aus zum Erschrecken von übermäßiger Arbeit und Anstrengung. Sie begleitete den Bruderfreund bis zur Höhe der Forsthäuser und achtete nicht des wieder einsetzenden Regens. Sie sagte: „Ich glaube nicht, daß Martin auf uns hier sehr stolz wäre. Aber wäre es besser, wenn wir ledig geblieben wären und mit Kindern ohne Vater herumliefen, wie es sonst zugeht? Fritz hat sich nicht mehr um unsere Mutter und uns gekümmert. Martin schickt Mutter und uns allen Geld; und das müssen Sie ihm sagen oder schreiben, daß Mutter es gut hat.“

Cornelius Friebott kam am Abend nach Chemnitz. Reinhart erkannte ihn von weitem und winkte. Cornelius Friebott wäre an dem lächelnden, starken Manne, dessen Äußeres von Wohlleben zeugte, vorübergegangen. Er sagte: „Was? Das sind — Sie? Das bist du?" Reinhart packte den Gast in einen Wagen, sie saßen sehr bald einander gegenüber in einem großen, bequemen Zimmer auf breiten Stühlen und vor ausgesuchtem Essen und ausgesuchten Weinen. Die Haushälterin und ein Mädchen in schwarzem Kleide und weißer Haube trugen Speisen auf und wechselten die Teller und Bestecke; und die lobende Unterhaltung Reinharts mit der Haushälterin über die einzelnen Gänge, auf welche Weise sie zubereitet wären, welches die Zutaten seien, wo dieses und jenes erstanden wäre, nahm einen großen Teil der Essenszeit ein. Auch die Sonderheiten und die Köstlichkeit der Weine erklärte Reinhart viel mehr ihr als dem Gaste, und sie vermochte aus Erfahrung und Gewohnheit ihres Hausherrn zu antworten und das hinzuzutun, was ihm gefiel. Vom Kaffee und den vielfachen Schnapsflaschen und Zigarettenkisten und der brennenden Wachskerze an blieben die beiden Männer allein; Reinhart sagte: „Ich will dir jetzt erst einmal meine Lage auseinandersetzen, weil du noch immer dein unerbittliches, unverändertes Gesicht machst. Ich bin nämlich kein Schlemmer, sondern jetzt habe ich Ferien, und die dauern kurz genug, und ich habe dich zu Besuche. Ich will immerhin zugeben, daß ich bei viel Arbeit jahrein, jahraus und bei einer guten Praxis mit recht leidlichem Einkommen, wozu ich es gebracht habe, von schlechtem Leben auch sonst nichts halte. Der Körper muß lachen dürfen, wenn die Pflicht geraten soll." Der Sprecher schien aber in diesem Augenblicke selbst nicht ganz zufrieden, denn er fuhr gleich fort: „Ihr seid da draußen, Deutsche, Engländer und Buren durch zweierlei verwöhnt, durch eure geringe Anzahl und

durch eure Entferntheit. Ihr seid da draußen allesamt Herrschaft, und an wem irgend etwas ist, der fühlt sich besonders verpflichtet und berechtigt; und durch die Entferntheit kommt von den vielen Dingen, die für die ganze Welt in Europa gedacht und erfunden und geschrieben und gesprochen werden, nur das Wesentliche zu euch. Und dann meint ihr draußen, ihr wärt's."

Als er geendigt hatte, begann Cornelius Friebott zu erzählen, von der deutschen Kolonie und den Diamanten und dem Erckert-Zuge und von Bernhards Ende und von Richters Leben und von den eigenen äußerlichen Fortschritten. Er gab sich Mühe, den alten Helfer gut zu unterhalten, er gab sich auch Mühe, zu lächeln und Lustigkeiten einzuflechten, damit diesem die kleine Mißstimmung verwischt werde. Ein Reden von Mann zu Mann wie im Zelte und vor dem Zelte auf der Insel und wie beim Ritte durch Natal vor dreizehn Jahren war es freilich nicht mehr. Cornelius Friebott verschwieg alles Ungelöste seines Lebens, als habe solches nie bestanden, oder als bestehe es doch nicht mehr; er stellte auch keine Fragen, wie er es vorgehabt und wie er sie noch bei der Herfahrt in der Eisenbahn bedacht hatte, über die neuen Erlebnisse in Deutschland und alles, was ihn seit Cuxhaven bewegte.

Wenn es aber dahin kommt, daß Männer verschiedenen Berufes und ungleichen Alters und anderer Freude und Umgebung und nur eines Erinnerns nicht mehr jung und fragend sein mögen voreinander, dann ist das beste Erinnern bald ausgeleert, und sie wissen nicht mehr, was sie miteinander sollen.

Die gemeinsamen Tage fingen also rasch an, ihnen schwer zu werden, trotz den Fahrten nach Dresden und Leipzig und ins Erzgebirge. Reinhart meinte noch fortwährend, mit gutem Essen und gutem Trinken und anderem Aufwande werde die Schwierigkeit wie bei ihm so auch beim Gaste am besten behoben werden. Aber die leichten Fleisch- und Wein-

räusche halfen dem Gaste nicht über seine Unruhe und seine Enttäuschung.

An dem Abend ihrer Heimkehr von auswärts wurde Cornelius Friebott aufmerksam im Bahnhofe, er sagte: „Was? Ihr habt den sozialdemokratischen Parteitag in Chemnitz?" Reinhart antwortete gleichmütig: „Der Parteitag muß fast vorbei sein, er hat am Montag angefangen, als wir abfuhren." Er fragte: „Hättest du gern einmal zugehört auf der Tribüne? Hätte ich daran gedacht!" Sobald sie im Hause waren, sagte er: „Geh voran hinauf, ich käme gleich..." Er kam bald nach. Er sagte: „Es ist, wie ich dachte, morgen ist der letzte Tag. Und die großen Aussprachen, darunter eine über den Imperialismus, sind vorbei, wenn es bei den Leuten überhaupt Aussprachen gibt; sie haben doch von Anfang bis zum Ende der Dinge alles fix und fertig in der Brusttasche, und sie schwadronieren eigentlich nur zum Fenster hinaus und darum sind sie mir langweilig geworden." Er sagte: „Ich habe aber einen Bekannten um die zwei Karten gebeten, denn, wenn sie morgen Parteistreitigkeiten schlichten, säßen sie zuerst über einen kolonialfreundlichen Genossen zu Gericht, der sich gegen den Ausschluß aus der Partei heftig wehre. Und vielleicht bekommst du etwas für dich zu hören."

Cornelius Friebott meinte, das viele Herum der letzten Tage, der Städte, der Trinkstuben, der Fahrten, der Wanderungen, der fortwährende ungewohnte rasche Wechsel hielten ihn wach. Wenn er schlief, begann sich der Traum mit dem Manne zu beschäftigen, der von der sozialistischen Genossenschaft nicht lassen wollte, den aber die Genossen in Scharen von sich zu stoßen trachteten; es kam jedesmal dahin, daß der verfemte Mann er selber war. Und daß er selber sich zu seiner Verteidigung rüstete und auch gleich die Verteidigungsrede für sich begann. Er sah sich um im Saale, er hörte wohl, daß die zum Parteitage Abgesandten einander geringschätzig zuriefen: „Er ist nicht einmal ein-

geschriebenes Mitglied der Partei. Er ist vor sechzehn Jahren einmal eingeschriebenes Mitglied der Partei gewesen." Er fing an: „Nein, ich bin nicht eingeschriebenes Mitglied der Partei, aber ich gehöre doch zu euch; zu wem gehörte ich denn sonst? Es kommt doch darauf an, daß einer helfen will; es kommt doch darauf an, wie einer fühlt; es kommt doch darauf an, daß einer für euch die Lebensprobe macht!" Sobald die ersten Sätze laut hinaus gingen, wachte er auf. Reinhart hörte in seinem nebenan gelegenen Zimmer das laute Sprechen und fragte wiederholt: „Was ist? – Was ist denn mit dir?"

Der seltsame Eindruck der Verbundenheit mit dem, der vor dem Parteigericht stehe, dauerte fort bei Anziehen und Frühstück und auch auf dem frühen Wege, den sie zu Fuße machten. Reinhart erzählte vergnügter Stimmung allerlei Launiges und Spöttisches von den sächsischen Bewohnern der Stadt. Cornelius Friebott hörte scheinbar zu, aber es blieb nichts haften. Sein Denken ging voll seltsamer Aufregung voraus. Er merkte auch nicht Straßen und Richtung. Er erinnerte später nur, daß der Saalbau, dem sie zustrebten, nicht in der eigentlichen inneren Stadt, aber auch nicht in einem Vororte, sondern in einem neuen Stadtteile im Südwesten gelegen habe, und daß sie über eine Brücke schritten, darunter sich ein Wasser befand; aber ob es ein Bach gewesen sei oder ein Kanal oder ein Fluß, das hatten die Augen nicht aufgenommen.

Sie trafen beizeiten ein und fanden ihre Plätze auf dem nach Süden gelegenen Teile der Empore. Der Saal war eine große, gleichgültige Halle mit einer Bühne. Die Empore lief an der Längsseite und der einen Schmalseite der Halle her. Auf der Bühne war der Vorstand versammelt, die Männer standen noch herum, teils bequem schwatzend und lachend, teils in eifrigem Zwiegespräch und mit heftigen Armbewegungen. Unten im Saale zwischen den Tischen der Teilnehmer ging es ähnlich zu wie auf der Bühne. Es

kamen dort immer noch Männer und Frauen an und grüßten und wurden begrüßt, es wurden Drucksachen herumgetragen und auch weitergereicht, es war sehr viel Papier zu sehen für einen Ungewohnten, auf den Tischen und in den Händen, und es war auch sehr laut. Den Schmuck des Saales bildeten zwei große weiße Gipsbüsten auf der Bühne vor Rosen von roten Fahnen; Bündel von roten Fahnen waren auch an den Trägern der Empore befestigt, und die leere Rednerkanzel, die am Rand der Bühne an Stelle des Einhelferkastens sich befand, war mit rotem Tuche beschlagen. Zum Schmucke sollte wohl auch das Spruchband über der Bühne gehören mit dem Satze: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Cornelius Friebott sagte: „Ja, das ist der Saal." Reinhart sah ihn fragend an. Cornelius Friebott sagte: „Ich kann das jetzt nicht so schnell erklären ..."

Dann erscholl das Zeichen, es gab noch ein Gehaste und Gescharre und Gemurmel, dann war die Tagesordnung im Gange.

Und Cornelius Friebott bekam in der Tat etwas für sich zu hören; und wenn er sofort ergriffen und aufgewühlt wurde, die ganze eifrige, selbstmörderische Leichtfertigkeit der deutschen Menschen dieses merkwürdigen Versammlungstages und dieser Zeit kam ihm doch oft erst später recht zu Bewußtsein, von See aus, als Deutschland wieder hinter England entrückte, und von der Kolonie aus in den Pausen einer hastigen Arbeit, und vom Windhuker Gefängnis aus, und von der monatelangen Flucht des Geächteten aus.

„Als Vorsitzender und Berichterstatter der Beschwerdekommission habe ich Ihnen über den Fall Hildebrand Bericht zu erstatten. Die Beschwerdekommission des deutschen Parteitages hat die Berufung Hildebrands gegen seinen Ausschluß mit fünf gegen vier Stimmen zurückgewiesen. Ich zweifle nicht, daß der deutsche Parteitag zu demselben Ergebnis gelangen wird." Ein schwarzer Mensch spricht,

weder angenehm zu sehen noch zu hören, aber geschickt von Wort und mit der Anwaltsgabe, selber teilnahmlos sachlich zu erscheinen und dennoch Anklage hinter Anklage aufzudrängen. Der Schwarze erzählt von dem, was nach Ansicht der Kläger gewesen sei: „Hildebrand trat ein für Kolonien, für Schutzzölle, für den Marokkorummel, ja für den Militarismus ... Hildebrand äußerte, wir in Deutschland würden noch am besten regiert ..., wir dagegen haben uns auf den Parteitagen geeinigt, jede Kolonialpolitik zu bekämpfen ..., Hildebrand hat vor zwei Jahren ein Buch herausgegeben, das Buch heißt: ‚Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus', in dem er sich zu den Grundforderungen der Partei in scharfen Gegensatz stellt ..." Um dieses Buch geht es.

Reinhart sieht den Freund sich vorlehnen, Reinhart fragt leise: „Kennst du ihn etwa?" Cornelius Friebott flüstert unter Atem: „Ich kenne das Buch, ich habe das Buch draußen auf der Farm gelesen ..."

Der Schwarze sagt: „Nach Paragraph 1 der Organisation der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands gehört zur Partei, wer sich zu den Grundsätzen des Parteiprogrammes bekennt und eingeschriebenes Mitglied ist; nach Paragraph 23, Absatz 1, kann zur Partei nicht gehören, wer sich eines groben Verstoßes gegen die Grundsätze des Parteiprogrammes schuldig macht."

Der Schwarze nennt die Grundsätze des Parteiprogrammes, die in Betracht kommen sollen, in ihrer ganzen Breite und mit den schweren Hauptworten und mit den Fremdworten, die sie zu einer Art Kirchenlatein machen ... „Die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebes ... Sie trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln und verwandelt ihn in einen besitzlosen Proletarier ... Die Produktionsmittel werden das Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern. Das

Privateigentum von Produktionsmitteln ist heute zum Mittel geworden, Bauern, Handwerker und Kleinhändler zu expropriieren und die Nichtarbeiter — Kapitalisten, Großgrundbesitzer — in den Besitz des Produktes der Arbeiter zu setzen. Nur die Verwandlung des kapitalistischen Eigentums an den Produktionsmitteln — an Grund und Boden, Gruben und Bergwerken, Rohstoffen, Werkzeugen, Maschinen, Verkehrsmitteln — in gesellschaftliches Eigentum, und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, daß die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde ... Die Umwandlung kann nur das Werk der Arbeiterklasse sein, weil alle anderen Klassen auf dem Boden des Privateigentums an den Produktionsmitteln stehen und die Erhaltung der Grundlagen der heutigen Gesellschaft zum gemeinsamen Ziele haben."

Der Schwarze berichtet: Hildebrand habe schon vor seinem Buche behauptet, auf das In-Worte-fassen eines Gesetzes über die wirtschaftliche Entwicklung komme es gar nicht an, sondern darauf, ob die Arbeiterklasse zum Sozialismus gelangen wolle.

Der Schwarze beginnt Stellen aus Hildebrands Buch vorzulesen, daraus dessen Anschauungen zu erkennen seien:

„Konservative, Liberale, Sozialisten, Freihändler und Schutzzöllner, Militaristen und Verständigungspolitiker, Nationalisten und Völkerverbrüderer vertreten manche richtigen Ansichten, aber sie zeichnen sich gemeinsam aus durch die einseitige Überspannung ... oder auch gewohnheitsmäßige Verflachung, die eine fruchtbare Anwendung lebensfähiger Grundgedanken ausschließen. Die Fehler entspringen aus kurzsichtiger Selbstsucht und Klassenbefangenheit ..."

„Es gibt eine absolut sichere, unveränderliche Grundlage

für die weitere Gestaltung aller gesellschaftlichen Abhängigkeitsverhältnisse. Das ist die einfache Tatsache, daß unter keinen Umständen eine größere Anzahl Menschen existieren kann, als es die jeweilige Möglichkeit der Nahrungsbeschaffung gestattet ..."

„Auch der Sozialismus in seiner bisher entwickelten Form vermag die Industrieanlagen nicht in Getreide- und Baumwolland, das Industrieproletariat nicht in ein Bauernvolk umzuwandeln. Das Gemeineigentum an den Produktionsmitteln kann weder Nahrungsmittel noch Kleidungsstoffe aus den Schloten qualmen lassen ..."

„Gesetzt, es gelänge den Industriearbeitern in England, Frankreich, Deutschland, Belgien, Holland und der Schweiz gleichzeitig oder in einem der Länder für sich die politische Macht zu erobern und die Produktion auf kommunistischer Grundlage zu organisieren; daß der Kreislauf an Güterverteilung und Gütererzeugung innerhalb eines so organisierten Produktionsgebietes nicht geschlossener wäre, als er heute ist, kann als selbstverständlich gelten. Das Gegenteil würde sich zeigen. Die Industriearbeiter wollen zunächst einmal besser essen und trinken und sich besser kleiden. Der Bedarf an Qualitätsnahrung und Kleidungsstoffen würde gewaltig in die Höhe schnellen. Diese Beschaffung würde aber um nichts gesicherter sein als gegenwärtig, vielmehr im Verhältnis zum Wachstum des Bedarfes die Abhängigkeit von der ausländischen Bauerngrundlage erhöhen ..."

„Kann das Proletariat der Industriestaaten, indem es etwa die politische Macht erobert, die Produktionsmittel unter seine Kontrolle bringt, den vorhandenen Besitz gleichmäßiger verteilt, kann es die entschwindende Nahrungs- und Kleiderbauerngrundlage ersetzen oder festhalten? So richtig gestellt, erfordert die Frage ein klares unerbittliches: Nein! ..."

„Das Industrieproletariat erfährt in Hunger und Blöße, daß es überflüssig ist, sobald ihm die feste Bauerngrundlage unter den Füßen fehlt. Überflüssig und zugleich hilflos.

Es nutzt nichts mehr, die Kapitalisten enteignen zu wollen, denn die industriellen Produktionsmittel sind nicht mehr verwendbar."

„Wenn Deutschland mit der Entwicklung zum Industriestaate seine wirtschaftliche Unabhängigkeit verloren hat, dann können auch seine inneren Interessengegensätze nicht mehr unabhängig ausgefochten werden. Dann erstreckt sich die Kraft jeder Interessenpartei höchstens soweit, ... als die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland gestattet..."

„Haben wir damit zu rechnen, daß die Nahrungs- und Kleiderdecke im ganzen zu kurz wird, daß die Industrie in ihrer Gesamtheit schweren Entwicklungsstockungen entgegengeht, die nicht aus der sozialen, sondern aus der nationalen Besitzverteilung entstehen, so wird zwar der Klassenkampf, das heißt, der Kampf um den Anteil an den vorhandenen Gütern nicht aufhören, aber er wird zurücktreten müssen hinter der gemeinsamen Sorge für die Sicherung einer zureichenden Bauerngrundlage..."

„Die besitzenden und bevorrechtigten Schichten vertreten allüberall Sonderinteressen, die der Verwirklichung der gemeinsamen Notwendigkeiten entgegenstehen... Die Arbeiterbewegung muß also den Kerntrupp im Kampf gegen die industrielle Überfütterung liefern. Versagt sie, so nimmt der Prozeß bis zur Katastrophe seinen Fortgang, aber bis zu einer Katastrophe, die durch keinen industrie-sozialistischen Zukunftsstaat abgelöst werden kann."

„Möge das soziale Verantwortlichkeitsgefühl bei allen Beteiligten stark genug sein, um sie Vorstellungen überwinden zu lassen, die Unzähligen lieb geworden sein mögen, sich aber bei vorurteilsfreier Betrachtung des Gesamtprozesses als gefährliche Befangenheiten erweisen..."

Satz folgt auf Satz, dazwischen ein paar verbindende Worte. Man kann selbst geballte Sätze in Sang und Klang hinein vorlesen, wenn man will, wenn man Sang und Klang in sich hat; man kann auch Sätze, in denen es hinter

scheinbarer Nüchternheit des Gegenstandes und der Worte bittet und schüttert und Sturm läutet, so vortragen, daß sie Gleichgültigen und Abgeneigten nur ärgerlich und langweilig vorbeiziehen. Cornelius Friebott denkt: „Ja, das habe ich alles gelesen in meinem Hause auf der Guten Hoffnung in Deutsch-Südwestafrika am stillen Abend, das habe ich alles für mich gelesen, nur war bei mir der Ton anders." Cornelius Friebott sieht, daß Reinhart gespannt horcht; doch auch ein spöttischer Zug ist fast von Satz zu Satz um seine Lippen zu bemerken. Cornelius Friebott kann an den Schwarzen nicht heran, er wehrt sich also gegen Reinhart, er wendet sich ihm zu. „Du lachst?" Reinhart antwortet leise: „Nein, — aber daß einer mit solchen Erkenntnissen sich für einen deutschen Sozialdemokraten hält!" Cornelius Friebott gibt gereizt zurück: „Wieso?"

Reinhart zuckt mit den Schultern, die Antwort kommt nach kurzem Dazwischen von seiten des Schwarzen:

„Hildebrand erklärt, er habe sich überzeugt, daß für die Landwirtschaft nicht die Entwicklungstendenzen gelten, die in der Industrie herrschen, daß in der Landwirtschaft vielmehr der mittlere Betrieb die Richtung angebe, daß ihm die Zukunft gehöre und infolgedessen am Privatbesitze festgehalten werden müsse..."

„Für Hildebrand ist nicht das Entscheidende der Klassenkampf und die Unversöhnlichkeit der Klassengegensätze, sondern die Schaffung der Bauerngrundlage..."

„Während wir der Meinung sind, daß auf der einen Seite die Arbeiterschaft steht, ausgebeutet und geknechtet, auf der anderen Seite der Kapitalismus in allen seinen Erscheinungsformen, nimmt Hildebrand eine geographische Scheidung vor..."

„Hildebrand fordert, daß wir die Kolonien halten und neue Kolonien erwerben. Es ist klar, daß das zu Reibungen mit anderen Staaten führen muß."

„Hildebrand behauptet, lege sich die deutsche Sozialde-

mokratie auf bestimmte Formen des Marxismus fest, so unterscheide sie sich eben von der Sozialdemokratie in anderen Ländern."

„Er ist der Meinung, daß die Arbeiterschaft klassenbefangen sei, er spricht von ihrer marxistischen Verbohrtheit. Aber gerade Klassenkampf und Klassenbewußtsein ist das Entscheidende, was die Arbeiterschaft von ihren Gegnern trennt."

Und dann ist die Antwort für Cornelius Friebott da: „Die Sozialdemokratie kann als Kampfespartei unmöglich darauf verzichten, von gemeinschaftlicher Grundlage und gemeinschaftlichen Grundsätzen aus ihre politischen und sozialen Kämpfe durchzufechten. Für sie ist entscheidend die Eroberung der politischen Macht, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und die Erkenntnis, daß es eine Versöhnung der Klassengegensätze unmöglich gibt. Es kann jemand an die Versöhnung der Klassengegensätze glauben; aber ein Sozialdemokrat muß sich darüber klar sein, daß es eine Überbrückung der Klassengegensätze zwischen den Arbeitern und ihren Feinden nicht geben kann. Hildebrand spricht von der Klassenbefangenheit, in der die Arbeiter begriffen sind. Damit bringt er am besten selbst zum Ausdruck, daß der Boden, auf dem wir bisher gestanden haben, nicht mehr der seinige ist, oder vielleicht niemals der seinige gewesen ist. Er sagt, er trete ein für die sozialen Forderungen der Arbeiter; das Eintreten für soziale Forderungen macht noch nicht den Sozialdemokraten. Es gibt eine ganze Reihe Männer außerhalb unserer Partei, die die sozialen Bestrebungen der Arbeiterschaft unterstützen aus sozialem Verständnis und sozialem Mitgefühl, aber Sozialdemokraten sind sie noch lange nicht... Es ist ein Unfug, daß so viele sich daran gewöhnt haben, Sozialisten und Sozialdemokraten als gleichbedeutend anzusehen... Wir würden auf eine schiefe Ebene kommen, wenn wir jemandem die Aufnahme gewährten, bloß weil er erklärt, ich bin Sozialist..."

Der Schwarze gelangt zu Ende. Reinhart sagt: „Hast

du gehört?“ Cornelius Friebott sagt: „Warte doch. Da unten die Männer und Frauen haben das letzte Wort, dazu sitzen sie hier.“ Reinhart wiegt den Kopf.

Zur Sache, um die es für Hildebrand geht, um die es im Herzen und bei weniger klarer Bewußtheit auch für Cornelius Friebott geht, zur deutschen Frage, ob die Führerschaft der deutschen Massen das Leben und die Not des Volkes überhaupt zu erkennen vermag und ihr dienen will, unbekümmert um alle fremderfundenen Glaubenssätze, hat der schwarze Berichterstatter eigentlich alles ausgesprochen. Im Fürundwider, im Hinundher der kommenden Verhandlungen und Reden treibt das Menschliche um die Dinge viel mehr hervor, ohne an diesen zu ändern.

Eine Viertelstunde nach dem Schwarzen tritt der Angeklagte selbst auf die Kanzel; er steht dort, ziemlich groß und hager und versonnen. Es ist kein schöner goldener Tag draußen, es leuchtet nicht herein durch die Fenster über die Empore, es strecken sich nicht Strahlen hin zu dem Kämpfenden und bringen Hoffnung hin und Trotz und Erhöhung. Da er stets ein wenig nach rechts gewendet spricht, vielleicht weil die Augen unwillkürlich das Licht suchen, bleibt immerhin sein Gesicht besonders hell. Dreierlei fehlt dem Manne, die Phrase, der Ehrgeiz und Jüngerschaft, dafür man auch Klüngel setzen mag. Das ist schnell zu merken. Die Wackeren, die für ihn sind, sind für ihn, weil sie alle einzeln und für sich sind, mehr für sich als für seine Sache. Es fehlt ihm noch etwas, oder es schwächt ihn noch etwas, daß seine Lehre trotz den vielen Zahlen, die sie stützen, aus dem grübelnden, eindringenden Verstande herkommt, ohne Leidenschaft und Grobheit und Haß. Zwar das Gesetzbuch der Partei ist erst recht zusammengedacht am Schreibtische, aber es ist zusammengekittet mit Haß und hat sich jegliche Unzufriedenheit herangeholt als Band; aus ungeheuer heiß erlebtem Leben müssen die Liebe und der Verstand und der Zorn kommen, um es zu überwinden! Und ist solch heißes,

freies Leben der Tiefe und der Höhe im engen Deutschland überhaupt noch zu erleben?

Der Angeklagte zeigt ganz kurz die Faust, als er vom Schwarzen spricht, der unter der Maske des Berichterstatters dem bestellten Ankläger voraus zwei Stunden lang angeklagt habe, und wieder, als er ruft: „Ich bin der Meinung, jemand kann zur sozialdemokratischen Partei gehören als ein sehr radikaler und radikal sehr angesehener Genosse und er kann im Grunde ein Selbstling sein, der nur seine Karriere, seine eigene Stellung, seinen eigenen Aufstieg betreibt, und zwar mit den Mitteln eines zur Schau getragenen buchstabeneifrigen Sozialismus; und ich glaube, Sie hätten besonderen Anlaß, mit dem vorsichtig zu verfahren, dem es niemals auf die eigene Karriere angekommen und immer nur um die Sache zu tun gewesen ist."

Alles andere sind zuletzt und fühlbar Äußerungen wehrloser Einsamkeit: „Meine Ansichten sind mir vollständig unerwartet aus dem Gange meiner Studien hervorgetreten; — sie sollen das Programm nicht ersetzen, sondern ergänzen ... Man kann nicht zu jeder Zeit ein beliebiges sozialistisches Programm zur Durchführung bringen, sondern die einzelnen Maßnahmen müssen sich anpassen an den gesamten Stand der wirtschaftlichen Entwicklung ... Will man mir zum Vorwurf machen, daß ich eine wirtschaftliche Erörterung beabsichtigte, an die sich unter Umständen gewisse schwerwiegende Folgen aus den sozialistischen Grundsätzen heraus für die sozialdemokratische Parteipolitik ergeben würden? ... Eine solche Erörterung ist allerdings nicht eingetreten; mag sein, daß das Buch schlecht ist, und eine solche Erörterung nicht lohnt. Dann habe ich mich im Werte meiner Arbeit geirrt. Wenn aber nur annähernd das sich verwirklichen kann, was ich in meinem Buche als große Wahrscheinlichkeit dargestellt habe, dann ist es meine verfluchte Pflicht, die Arbeiterklasse vor dem unsagbaren Elend zu warnen, das aus einem Gehenlassen folgt ..." Am Ende

61*

der Rede ringt sich noch einmal der bittere Spott als Waffe durch. Der Angeklagte sagt: „Bei der Schiedsgerichtsverhandlung machten wir den Vorsitzenden aufmerksam, daß drei der Beisitzer nicht einmal das Buch gelesen hätten. Wir erhielten die Antwort, das sei ein Vorzug, um so unbefangener könnten diese drei Genossen urteilen."

Als der Angeklagte abtritt von der Kanzel, weg aus dem kühlen Lichte, sagt Reinhart: „Er glaubt treulich mit dem Haufen ziehen zu müssen, wie will er da die Massen gewinnen? Keine Masse kann das vertragen. Sondern, wenn es geht, geht es nur umgekehrt. Wer helfen will, muß bezwingen." Und Cornelius Friebott widerspricht nicht mehr.

Der bestellte Ankläger ist der rotblonde Dittmann mit dem maskierenden Barte am schwachen Kinne. Die Anklage klingt ehrlicher als des Schwarzen Bericht, aber sie klingt gewiß nicht klüger: „Es kommt bei Hildebrand auf seine Grundanschauung an, deshalb ist gleichgültig, ob einer das Buch gelesen hat oder nicht... Wir stellen voran die Eroberung der politischen Macht durch den Klassenkampf, um die Sozialisierung der Gesellschaft nach der Erringung der politischen Macht durchführen zu können. Hildebrand leugnet zwar den Klassenkampf nicht, auch nicht das Streben nach der Erringung der politischen Macht, er sagt aber, das alles komme erst in zweiter Linie. Er sagt, die Klassen und Völker des westeuropäischen Kulturkreises müssen sich bewußt sein, daß sie in verhältnismäßig kurzer Zeit genötigt sein werden, in ausgesprochenen scharfen Gegensatz zu den andern Weltwirtschaftsgebieten zu treten. Er stellt die Arbeiterklasse der westeuropäischen Staaten in einen scharfen Gegensatz zu den Arbeitern in Amerika, in Rußland, in Ostasien und Indien. Eine solche Auffassung steht in vollständigem Widerspruch mit dem Prinzip der internationalen Solidarität unseres Parteiprogramms! Hildebrand sagt weiter, England und Frankreich hätten im Laufe der weltwirtschaftlichen Entwicklung einen zu großen Anteil an den

Kolonien erhalten, während Deutschland zu kurz gekommen sei. Er fordert für Deutschland koloniale Bauernländer, in denen Nahrungsmittel und Rohstoffe erzeugt werden können ..., er kommt von seiner Forderung nach ausländischen Bauernländern zur Befürwortung der Kolonialpolitik, und, da er die Kolonien nötigenfalls andern Ländern abgepreßt wissen will, zur Billigung der Flottenpolitik und der Verstärkung der Wehrmacht zu Lande, kurzum zum Militarismus und Imperialismus ..."

Reinhart ruft jungenhaft: „Hu, hu, hu!" Von rechts und links sehen die Umsitzenden her, mißfällig oder doch erstaunt, obgleich es ja im Saale längst nicht mehr ruhig ist, denn die Zuhörer unten kommen und gehen, viele unterhalten sich ohne Scheu, gespannt folgen eigentlich nur die Kämpfer auf den Flügeln mit Rufen und Gegenrufen der langen Verhandlung: die, die den Ausschluß unbedingt erzwingen wollen, und die, die ihn verhindern wollen. Reinhart flüstert unbekümmert dem Begleiter zu: „Ob er das auch sagen wird am Tage, an dem der Hunger da ist: Eine solche Auffassung steht im vollständigen Widerspruche mit dem Grundsatz der internationalen Solidarität unseres Parteiprogramms? — Oder gibt es bei ihnen Leute, die den Hunger sogar wollen, weil sie vom Hunger der andern leben und durch ihn ihre Karriere machen?"

Der Verteidiger, der Berliner Rechtsanwalt Wolfgang Heine, der Mann, der wie ein freundlicher Arzt aussieht, der Mann, von dem das Wort stammt, guter Wille und Unfähigkeit seien die Eltern alles Unheils in der Welt, spricht überraschend kurz; vielleicht fühlt er, ein geschliffener Degen sei, wo geknüppelt wird, doch unterlegen, wenn nicht die ersten Fechterstöße gleich treffen.

„Der § 23 des Parteistatuts zählt als Ausschließungsgründe auf: groben Verstoß gegen die Grundsätze der Partei, ehrlose Handlungen, beharrliches Zuwiderhandeln gegen Parteibeschlüsse, also immer Handlungen, nicht Meinungen ...

Der Berichterstatter behauptete, es müsse doch möglich sein, Meinungen, die nicht in die Partei passen, auszuschließen. — Nein, das muß nicht möglich sein!" — Er schreit es hinaus, weil so viele unterbrechen. — „Es darf nicht möglich sein, weil es dann gar keine Grenzen, gar keine Entscheidungsmerkmale gibt. Wer kann über Meinungen und Gesinnungen als solche richten? Sogleich wird der Streit entstehen, was gemeint gewesen sei. Der eine faßt eine Meinung so auf, der andere so. Das hat sich bei diesem Falle deutlich gezeigt, wo der Angeklagte erklärt, er wolle den Sozialismus, und der Ankläger behauptet, der Angeklagte wolle ihn nicht. Damit sind wir bei den Glaubensgerichten der Kirche angekommen... Aus unzähligen Büchern rinnt der Strom des Sozialismus zusammen, und seine Gewalt wird nicht dadurch vergrößert werden, wenn Sie künstlich Zuflüsse abdämmen aus Angst, es könnte Ihnen Ihr Wasser getrübt werden. Der Strom des Sozialismus reißt mit elementarer Gewalt alles mit sich, was ehrlich, treu und wahr zum Volke hält. Darum tut nicht, was Dittmann verlangt. Ihr schädigt die Partei!"

Bei dem folgenden rascheren Redegezänke horchen die Hörer, mehr die Hörer und Gäste anderer Anschauung auf der Empore als die ungeduldigen Parteiabgesandten unten im Saale, noch einmal auf. Ein Hamburger sagt: „Wenn ich Hildebrands Auffassung in wenige Sätze zusammendrängen soll, ruht der Bestand der ganzen Gesellschaft auf dem Bauerntume. Die Industrie gerät in wachsende Abhängigkeit vom Bauerntum. Bauerntum läßt sich nach ihm in Deutschland nur auf der Grundlage des Privateigentums denken. In der Industrie allein ist demokratischer Sozialismus möglich. Der Sozialismus ist also nach Hildebrand auf ein Produktionsgebiet beschränkt, das in unbedingter Abhängigkeit steht von einem übergeordneten Produktionsgebiet, das sich allein auf individualistischer Grundlage denken läßt. Und dieses individualistische Produktionsgebiet ist

das ausschlagende, das herrschende, das wachsende. Dieser Gedankengang, wenn man ihn folgerichtig durchführt, ist gleichbedeutend mit der Verneinung der Möglichkeit des Sozialismus auf dem Boden der Gesamtgesellschaft..." Der Hamburger sagt hiermit vielleicht das verständigste Wort des Tages, aber es geht gleich unter, es geht schon bei ihm selbst unter.

Der Schluß der Verhandlung ist nicht deshalb so sehr bedrückend, weil der Parteitag die Ausstoßung des Wahrheit suchenden Genossen gutheißt. Sondern Cornelius Friebott und einige auf der Empore und einige im Saale, die aufgestanden sind, als der Vorsitzende Haase die Feststellung macht, und die lauter Leute sind, die aus Stimmen des Blutes, aus Erleben seiner Nöte, aus Kenntnis der Weltwirklichkeit, aber auch aus aufgezwungenem, gekämpftem Kampfe für ihr Deutschtum heraus ihr Volk schwer liebhaben, erbleichen, weil die Parteiabgesandten im Saale klatschen und jubeln. Die Genossen klatschen und jubeln, als sei den deutschen Menschen in den verengten deutschen Landen, den hoffenden, sehnsüchtigen, wartenden unsicheren Männern und Frauen und Kindern, die gerne gut und schön und kräftig und freundlich und aller Welt hilfreich sein möchten, das neue Ziel gewiesen oder der wirkliche, der mögliche Weg jetzt gezeigt worden. Und sie haben doch nur im groben Haufen einen stillen, lauteren, dienenden Mann als Ketzer mit verdammt. Und die Ketzerei ist begangen gegen Gesetze, die sie selbst gar nicht erdacht haben, die Fremde ohne Liebe ihnen zugespielt haben. Die Ketzerei besteht darin, daß einer auf das Leben deutete und an die Liebe erinnerte; daß einer meinen konnte, seine deutsche sozialdemokratische Partei müsse den deutschen Massen in den verengten deutschen Landen, den hoffenden, sehnsüchtigen, wartenden unsicheren Männern und Frauen und Kindern, die gerne gut und schön und gesund und kräftig und freundlich und aller Welt hilfreich sein möchten, in

Wirklichkeit helfen, daß sie —, daß sie nicht der Pflicht, nicht der Arbeit, nicht dem Kampfe, aber dem ohnmächtigen Zwange der Lohnknechtschaft entrönnen, daß sie aufstiegen, daß sie sein könnten, was sie leisteten und verdienten und vermöchten; denn die Verneinung alles dessen drückt den Zwang zur Lohnknechtschaft aus.

Der Beifallssturm klang noch im Saale wider, als die Freunde die Treppe herunterkamen und das Gebäude verließen; Reinhart sagte: „Ende einer Theatervorstellung...", er schien bereit zu Spott und Neckereien. Aber als er merkte, Cornelius Friebott täte nicht mit, redete er gemütlich von anderen Dingen. Cornelius Friebott begriff erst nach einiger Zeit, daß sie einer bestimmten Weinstube zuwanderten. Reinhart sagte: „Schon wieder? — Was ist sonst mit dir anzufangen? Im übrigen, wie lange dauern meine Ferien noch? Wie lange habe ich dich noch? Drei ganze Tage. Später tue ich's natürlich auch, aber seltener, und dann bin ich allein."

Der letzte gemeinsame Abend war ein guter Abend, er kam lind ohne Nebel und Kühle über einem durchsonnten, unerwartet schönen Nachmittage nach schier ewigen Regenwochen. Von der Sonne her brachten die beiden Männer jeder ein Stück Aufleben und Freude zueinander. Die gemeinsamen Erinnerungen wurden noch einmal kräftig und für den Älteren besonders leuchtend. Er malte die Erlebnisse jugendlich aus, er schilderte jenen anderen Trennungsabend auf St. Helena, an dem um die Gefangeneninsel die Seegewitter standen. Er sagte zuletzt: „Du hast es besser als ich, weil für dich noch keine Entscheidungsstunde geschlagen hat wie damals für mich; du kannst dich noch immer wundern, was für dich und von dir wird, und

magst glauben, bei deinem Wege werde dir unversehens Gottes Engel begegnen." Und er sagte bei Schwingender Stimme: „Wenn ich dich jedes Jahr einmal bei mir sehen könnte, so lange es noch in dir wartet, das täte mir gut." Er sagte: „Jedes Jahr? Jedes Jahr? Wie keck man wird durch einen sonnigen Mittag! Als sei das kurze Leben wiederum endlich!" Er sagte: „Aber wenn ich dich nun hier hätte, Woche für Woche, das machte mich zu unruhig. Das paßt nicht hierher, daß man immer etwas hoffen soll wie im afrikanischen Draußen, daß man immer etwas hoffen soll, das wahrscheinlich nie eintrifft." Und er sagte kühler: „Ich habe vor zehn Tagen dir an dieser Stelle eine Erklärung gegeben; ich wies darauf hin, man müsse sich in Deutschland einzurichten lernen auf das, was sei, während ihr euch in wenig zu schicken habt, sondern selber Schickung seid und neu beginnen dürft. Wir bürgerlichen Menschen leiden in Deutschland an dem, was unsere Vorväter unterlassen haben. Ich müßte sagen, wir feinbürgerlichen Menschen, wenn es nicht nach einer Dienstbotenanzeige klänge. Die Unterlassung geht sehr weit zurück. Was sollen wir heute tun? — Wir verbohren uns also in unsere Berufe. Mir scheint, wir sind in unseren Berufen noch ausgezeichnet durch Treue und Erfüllung." — Danach ließ er plötzlich die Faust auf den Tisch fallen. „Aber, daß das nicht genug ist, das weiß ich auch. Wir haben nicht einmal die eigene Tradition zu wahren verstanden, und die deutsche Tradition ist mit zum Teufel gegangen. Wir haben uns alles wegnehmen lassen, und zuletzt haben wir die Führung überall dort aufgegeben, wo die Geister täglich bewegt werden." Er sagte: „Man kann es auch so ausdrücken, wir sind allesamt und aus lauter Anständigkeit und lauter Einsicht nationalliberal geworden; und ein paar junge Ungeduldige sind zu Naumann gelaufen, aber Unzufriedenheit und schöne Herzen, die machen's auch nicht, und was hat Naumann erreicht? Naumann schimpft auf die Junker, die es viel-

leicht verdienen, und wir sind stolz auf den Titel von Reserveoffizieren und so weiter und warten auf Orden und fürstliche Ansprachen, und es gibt so viele Titel und so viele Orden und so viele deutsche Fürsten; und unterdessen zieht eine Zeit herauf, in der nur das Geld gelten will, und die Völker, die es merken, erobern sich die Erde. Und die Sozialdemokratie ist genau so von gestern, wie wir es sind, und nur von gröberer Manier und kleinerer Verantwortung. Man kann als Engländer etwas tun und als Russe und als Amerikaner und vielleicht sogar als Franzose, aber in Deutschland kann ein anständiger Mensch vor dem Staate nur mehr erfüllen und verwalten, das ist so geworden!"

Cornelius Friebott fuhr am Morgen aus Chemnitz heraus, er hatte den Plan, einige Tage in Berlin zu verweilen und Potsdam anzusehen, danach wollte er eine Schäferei im Braunschweiger Lande besuchen, danach sollte durch eine kurze Einkehr in Carlshafen bei Notar und Grundbuchamt und durch einen letzten Gang oder eine Dampferfahrt nach Hilwartswerder der Verkauf der Guten Hoffnung und das Schicksal des Nachlasses vollzogen werden, danach würde die Zeit gekommen sein zur Hamburgfahrt, zu den aufgegebenen und eigenen Besorgungen und zur neuen afrikanischen Ausreise.

Und die Ausreise drohte nicht schreckhaft, und er versuchte nicht ein ganzes Gebirge von Vorhaben und Spielerei vor sie hinzubauen, damit er sie noch nicht sähe; die Ausreise lachte ihn vielmehr an als Heimkehr mit Geschenken und Freundlichkeiten für ein paar Menschen und mit vielen neuen Eindrücken und Gewinnen des Auges und Geistes, die erst zum Besitze werden sollten und dann mitgeteilt werden könnten, und die Ausreise schien auch die Umkehr zur Sonne, zu blauem Himmel und zur Wärme.

In der Abfahrtsstunde von Chemnitz war der Morgen unentschieden, nicht warm, nicht kalt, nicht grauer Regen und nicht goldenes Licht, aber schon nach einer Stunde lief

eine große Heiterkeit durch den eilenden Zug. Einer nach dem andern sagte auf seine Weise: „Es ist September, wir haben keinen Sommer gehabt, wir sollen ihn jetzt im Herbste gottlob bekommen.“ Und es waren auch gleich Leute da, die mit Wetterberichten und Prophezeiungen und Weissagungen und mit letzten Neuigkeiten aus Amerika die Annahme belegen konnten. Cornelius Friebott dachte auf einmal: „Nach Berlin? — Wie schön wäre heute der Reinhardswald anzusehen!“ Er dachte, weil Scheu und Abwehr sofort bereit waren: „Wenn ich, wenn ich mitten in den Wald ginge, denn es ist doch zum letzten Male...“ Er dachte: „Die Sababurg liegt mitten im Wald, und da liegt sicher noch immer das Gasthaus daneben, und ich kann von der Sababurg auf das Amtsgericht nach Carlshafen laufen und zum Notar und nach Hilwartswerder zu den Eltern und zu Rödden, und ich brauche mich sonst um niemand zu kümmern und an nichts zu kränken und war doch noch einmal zu Hause.“

Er entschied sich nicht. Aber als sie in Kottbus einrollten, stand da wartend und bereit ein anderer Schnellzug, und an dem Wagen über den Bahnsteig weg, dem gegenüber Cornelius Friebotts Fenster zu halten kam, hing ein Schild Breslau—Kassel. Da sahen die Mitreisenden, daß der schlanke, braune, stille Mann ihrer Gesellschaft schnell aufsprang und sein Gepäck aus den Netzen raffte und kurz grüßend aus dem Wagen rannte dem andern Zuge zu. Sie gaben sich große Mühe um ihn, einer sagte noch im Abteile, als Cornelius Friebott das Gepäck zusammengriff: „Sie wollen doch nach Berlin? Sie brauchen doch nicht umzusteigen, der Wagen geht bis Berlin-Görlitzer Bahnhof.“ Einer sprang ihm nach und versuchte umsonst ihn zu haschen. „Sie dürfen hier nicht hinaus!“ Einer öffnete das Fenster bis unten und rief winkend hinüber: „Sie, Herr, der Zug fährt aber nach Halle und Kassel!“, und er verlangte vom Schaffner: „Sagen Sie es dem Herrn doch, der Herr ist

falsch umgestiegen.“ Cornelius Friebott merkte die Aufregung kaum, die er verursachte. Er fühlte sich ganz übermütig, als die Maschine anzog. Er sagte zum erstaunten Schaffner: „Ja, ich habe eine Fahrkarte nach Berlin. Aber das Wetter ist zu schön geworden, und nun will ich erst nach Hause, und das müssen wir also in Ordnung bringen.“

Es fuhr wahrhaftig noch ein Zug von Kassel hinaus nach Warburg an Hofgeismar vorbei. Cornelius Friebott dachte: „Gut! Bis Hofgeismar. Und da bleibe ich über Nacht und gehe am Morgen hinauf. Nur, wie kommt mein Gepäck hin?“

Es geschah indessen alles wie vorbestimmt und vorbestellt. Ein Landmann war im Zuge von Kassel an und erzählte, er gehöre nach Schöneberg und wolle in Hofgeismar hinaus. Da fragte Cornelius Friebott, auf welche Weise Gepäck zu dem Gasthause bei der Sababurg zu schaffen wäre. Der Landmann sagte: „Die haben doch einen Fernsprecher oben und kommen herunter, wenn es verlangt wird“, und in Hofgeismar sei Fuhrwerk, und es könne sich auch so treffen, wenn es nur nicht gerade der späte Zug wäre, daß einer da sei … Der Landmann kam in Hofgeismar von draußen zurück in die Bahnhofshalle gelaufen und sagte: „Es ist jemand da, der will Ihnen helfen.“ Er trug selber die eine Tasche und begann die Verhandlung wichtig zu führen. Er sagte: „Der Mann ist nicht von der Zapfenburg, er ist von Gottsbüren, er hat morgen beizeiten auf der Sababurger Mühle zu tun, da will er Ihr Gepäck mitnehmen, und Sie müssen ihm ein paar Groschen vergüten.“ Der Mann vor dem Bahnhofe bei dem geringen Einpferdewägelchen und in der schwachen Beleuchtung sagte: „Sie können auch mitfahren und in Gottsbüren übernachten, nach der Zapfenburg kann ich das Gepäck heute nicht mehr bringen.“ Cornelius Friebott hatte das Gepäck hinaufgereicht, er war einen Augenblick im Zweifel, er dachte: „Es ist dunkel, und ich kenne weder den einen noch den

andern; und wo kommt mein Zeug hin ohne mich?" Er sagte: „Ich heiße Friebott, und mein Vater hat drüben in Jürgenshagen gewohnt. Ich kenne auch Leute in Gottsbüren, wie heißen Sie?" Da ergab es sich zu beider Überraschung, daß der Mann vom Wagen der Schneider aus Gottsbüren sei und Martin Wessels Schwager, und daß sich das Gepäck also in sicheren Händen befinde, ja bei einem, dem es besonderen Spaß mache, es zu fahren. Der Wesselschwager mußte erst sein Teil eines Gespräches haben; er lud eifrig ein nach Gottsbüren, er berichtete, er habe in Hofgeismar zu tun gehabt, und obgleich es nun so spät gewesen wäre, habe er gedacht, was ihm sonst noch nie eingefallen sei, er wolle am Kasseler Zuge nachsehen, ob da nicht irgendeiner wäre, dem er helfen könnte. Nach dem Gespräche fuhren er und der Schöneberger los, einen dunklen Baumgang hinauf, und Cornelius Friebott ging in die Stadt.

Der nächste Tag lag wiederum in Sonne; der Morgen war zu schmecken wie ein Junimorgen, an dem noch nichts fertig ist, sondern alles sich in erstauntem Werden spürt. Die schweren alten Eichen der Landgrafen und Kurfürsten entlang der alten Straße nach Beberbeck standen frisch und dicht, als habe es nicht einen Sommer lang verdrießlich auf sie gepladdert. Von dem häßlichen neuen Rande der alten, guten, kleinen Stadt an bis über den Gesundbrunnen hinaus sangen die Amseln sich zu; und als Cornelius Friebott mit dem Eichengange in den Wald gelangte, jubelten dort die Singdrosseln und läuteten die Meisen; ja, in Beberbeck bei den gelben, wohlgehaltenen Gebäuden des Gestütes mit den Kurhüten und kurfürstlichen und landgräflichen Namensbuchstaben über den vielen Toren, wo er von zehn bis zwei anhielt, um zu sehen und zu lernen und Mittag zu machen und zu rasten, schrien von den Bäumen in den Springbrunnenhöfen der Ställe die Grünfinken ihr unablässiges, eintöniges „Grügrügrü" in die strahlenden, warmen Mittagstunden, das jedesmal wie ewige Wärme klingt.

Von Beberbeck führen zweierlei Wege zur Zapfenburg. Der, den die Menschen gewöhnlich gehen und fahren, die richtige Straße durch den Wald, und dann die schnurgerade, breite Eichenzelle, die sich die Landgrafen und Kurfürsten erdachten für ihre Karossen und ihre Jagd und ihren Prunk und ihre Sinnenfreude, mitten durch die Beberbecker Hute durch über einen kreisrunden Eichenplatz zu einem anderen Kreise und vom zweiten Kreise fast in rechtem Winkel ab wiederum schnurgerade durch den Urwald zum roten Tore des Tiergartens und zwischen den sich öffnenden Flügeln in den Tiergarten hinein und immer unter den schweren Eichen hindurch über ein drittes gemessenes Eichenrund zu ihrem Freudenschlosse.

Die Kurfürsten und Landgrafen sind gewesen, die Natur ist mächtig geworden über ihre Wege. Aber Hute und neuer Forst und vergangenes Fürstenspiel und die Freiheit des Urwaldes haben sich gegenseitig nirgends ausgetilgt, sondern sind zusammengewachsen zu einer neuen Schönheit.

Cornelius Friebott ging die Eichenzeile und sah auf der Hute rechts und links die freien Rudel der Blutpferde des Gestütes dahinjagen im Spiele; und in der welligen grünen Hute auf kleinen Wurten für sich standen immer wieder einzelne Eichen, und über der Hute war der Himmel hart blau, und durch das harte Blau segelte hier und dort eine feste, schneeweiße Wolke, wie es zum Sommer des Reinhardswaldes gehört.

Hinter den Teichen bog der Wanderer in den Urwald ein, er wand sich eine Weile durch das ungestörte vielfache Unterholz und Gestrüpp und die hüftenhohen Farnen, er blieb stehen vor noch lebenden und toten seltsamen Eichenriesen, die mit ihren ungeheuren kahlen Stoß- und Fangarmen, mit wunderlich hohlen Stämmen, mit Augen und Gesichtern, mit jederart Narben einer tausendjährigen Waldesgeschichte gar nicht mehr als Bäume, sondern als Fabelwesen wirken. Als er meinte, die Mauer des Tiergartens

müsse bald erreicht sein, an der er entlang zu gehen hätte, da das Rote Tor doch geschlossen sei, war da vor silbernem Birkicht das Bild dreier Fabelwesen besonders eindrucksvoll, sie schienen in irgendeiner Beziehung zueinander einst gelebt zu haben; in ihrer zweien trieb kein Saft mehr zu Zweigen mit Blättern, aber der Stamm, der seinen allerschwersten Ast in ungelösten Splittern fallen gelassen hatte, der lebte noch.

Cornelius Friebott setzte sich in das gestürzte Astwerk. Er dachte: „Ich habe jetzt Zeit genug. Wenn es lange dauert, komme ich in dreiviertel Stunden hinüber. Und solchen Wald sehe ich auch nicht wieder." Und die Gedanken wurden nicht schwer und nicht grübelnd, sie ruhten zwischen den drei Riesen und in herbstlicher Abendsonne und bei abendlichem Drossel- und Amselschlage einfach aus und lobten den raschen und beinah törichten Entschluß, und Cornelius Friebott hörte sich selber lachen.

Es war da, als er sich wunderte und an sich erst recht heiter wurde, daß es ihm schien, verstohlen und wohlklingend und leise habe etwas sein Lachen aufgenommen. Er horchte, und weil es sich weiter regte, stand er behutsam auf und tat ein paar sachte Schritte und blickte prüfend herum. Und dann schimmerte ein Weißes aus dem einen alten, aufrechten, toten Baumriesen, und vor dem breiten Stamme stand in Kanzelhöhe ein schönes, schlankes Mädchenkind, barhaupt mit blonden kräftigen Zöpfen, die vorneaus über das schimmernde, weiße Matrosenhemd hingen und in kurzem, blauem Faltenrocke und in schwarzen kurzen Strümpfen. Aus dem gebräunten Gesichte zwischen den goldenen Zöpfen des Mädchenkindes sahen scharfe Augen her und lächelte es jetzt etwas verlegen. Weil sie so kindlich und spielig schien da oben, sagte er du zu ihr: „So, du bist es gewesen!" Da warf sie die Zöpfe mit raschen Handbewegungen über die Achseln und sprang geschmeidig herunter in die Farne; und er sah, daß sie doch größer und älter da

stand, als er gedacht hatte. Er sagte: „Aber wie kommen Sie hierher? Oder wer von uns beiden ist nun fremd hier? Ich will ins Gasthaus bei der Burg." Sie sagte: „Ja, das dachte ich wohl. Ich glaube nämlich, ich weiß, wer Sie sind. Heute morgen hat einer aus Gottsbüren Gepäck gebracht, und der Eigentümer käme nach und sei aus Deutsch-Südwestafrika. Und das könnten Sie wohl sein. Wir sind auf zehn Tage oben." Cornelius Friebott sagte: „Ach, das könnte ich sein? Wollen Sie mir das ansehen?" Sie sagte: „Ich habe es gemeint, als Sie durch den Wald kamen..." Sie sagte: „Der Stamm ist oben hohl, ich habe da im Stamme gesessen, man kann von hinten ganz bequem hinauf; ich habe mäuschenstill gesessen, Sie konnten ja auch ein ganz Fremder gewesen sein und wollten vielleicht vorübergehen." Er sagte: „Und dann, dann hast du, dann haben Sie zugelassen, daß ich hier so ohne Ahnung rastete und haben mich beobachtet und haben mich ausgelacht." Sie sagte verwirrt: „Ich habe nicht gelacht, weil Sie komisch waren; aber wenn einer lacht, dann kann man doch mitlachen..." Er dachte, und war auf einmal auch verwirrt: „Wer ist das Mädchen? Wie sieht das Mädchen aus? Wer ist sie doch?"

Und dann kam ein Augenblick, da sahen sich der Mann und das Mädchen beide an ohne Wort, ohne Lächeln, ohne Verwirrung, und Jahre schienen nicht zwischen ihnen...

Sie merkten etwas später beide, daß sie ganz selbstverständlich nebeneinander her bis zum Roten Tore zogen, und ein Beobachter hätte deuten können, es sei die Schwester, die dem älteren Bruder entgegengelaufen wäre, und sie hätten sich das erste schon weggezählt und genössen eine Weile das stille, lautlose Nebeneinanderschreiten im Abendwalde.

Beim Roten Tore, wo der Weg nach links biegt, sagte sie „Hier!" und begann harmlos lustig zu schwatzen. Sie seien von Kassel, sie hätten den ganzen Sommer her wollen wie im Vorjahre und früher, und es hätte immer geregnet;

aber vorgestern, da es auch mit den Ferien paßte, an dem schönen Nachmittage hätten sie es wahrgenommen. Sie hätten keinen Menschen mehr getroffen im Gasthause, und der Kutscher, der sie abgeholt habe, sei richtig erstaunt gewesen, daß es noch jemand wage. Und die Mutter habe eigentlich auch Wintersachen einpacken wollen, wo man erst jetzt Sommersachen zu brauchen anfange. Die Mutter käme der Waldluft wegen gern herauf, am Laufen sei der Mutter nicht viel gelegen. Aber sie, sie möchte doch richtig im Wald herum; nur manchmal, wenn sie so fortgehe, bekäme die Mutter Angst und erzähle dann, es sei hier in der Gegend der Sababurg schon einmal ein Mann von einem Gottsbürener Wilderer erschossen worden. Sie sagte: „Mutter will es genau in der Zeitung gelesen haben, als alles vor dem Gerichte verhandelt wurde." Sie sagte leiser und ernsthaft und alt und viel mehr von weither: „So ein richtiger schlechter Mensch kann der Wilderer, der den andern erschossen hat, doch nicht gewesen sein. Denn, als der Erschossene fortblieb von Hilwartswerder und als die Leute in Hilwartswerder dachten, etwas könnte ihm geschehen sein, und als auch die Kinder von der Schule in den Wald suchen gingen, da hat er selber zwei Kindern den Toten gezeigt und hatte ein trauriges Gesicht dabei und hat ihn auch mit dem Lehrer, der bei den Kindern war, zusammen in das Dorf getragen. Und Malzfelds erzählen, es sei überhaupt alles nur ein schweres Unglück gewesen und ein fehlgegangener Schuß..." Cornelius Friebott antwortete nichts. Als sie die Landstraße erreichten knapp unter dem Gasthause, fragte er, und sie hörte wohl, daß er mühsam fragte: „Wie heißt du aber?" Sie meinte, es sei wegen des raschen Gehens oder, weil er gerade über den breiten Graben der Straße gesprungen sei, und antwortete unbefangen den abgekürzten Vornamen und sagte: „Alle nennen mich so — Melsene" ... —

Der Gast ward in ein Zimmer gewiesen, das im ersten

Stockwerke nach vorne lag. Die beiden Handkoffer und die Tasche waren schon hineingestellt. Er packte aus, hing Anzüge in einen Schrank mit knarrender Tür, tat Wäsche in Schubladen und nahm sie wieder heraus, weil die Schubladen muffig rochen von dem Regensommer her. Er saß eine Zeitlang am Fenster, eigentlich bei einem Gefühle des Stillestandes alles Lebens. Als er hörte, daß unter ihm im Hauseingange zwischen den Wirtsleuten gefragt wurde: „Kommt der Herr nicht mehr herunter? Wollte der Herr nicht zu Abend essen?", fiel ihm auf, daß es völlig dunkel und dazu kühl geworden sei. Er entschuldigte sich vor sich selber, er sei von dem ungewohnten Wege unerwartet müde gewesen. Er wiederholte nach raschem Umkleiden dieselbe Entschuldigung unten an der Treppe vor den Wirtsleuten. Er fragte: „Wo soll ich hin?" Die etwas derbe Magd bezeichnete die Stube, sie sagte: „Es ist noch gedeckt." Er dachte: „Das Zimmer ist unter meinem Zimmer. Ich habe aus diesem Zimmer niemanden sprechen hören..." Er zögerte vor der Türe mit jenem Zögern, das einer nur selber merkt. Er dachte: „Wenn niemand innen wäre!" Er dachte: „Was? Was? Wenn sie doch noch innen wäre! Aber ich habe zu lange oben gesessen." Als er voll aufgeregter und unverständlich glücklicher Erwartung die Tür öffnete, war Licht im Zimmer, und am Ende des Eßtisches mitten im Zimmer saßen zwei lesende Frauen und blickten beide auf von Zeitung und Buch. Das Mädchen saß der Türe gegenüber, er sah ihr zuerst ins Gesicht, sie grüßte noch vor ihm mit großen, vergnügten Augen. Sie hatte nicht mehr das weiße Matrosenhemd an, sondern eine blautuchne Matrosenbluse, darüber das volle Haar noch stärker leuchtete. Sie sah im Sitzen über den Tisch hin viel älter aus. Vielleicht, weil er erschrak, vielleicht, weil er überlegen mußte: „Ist sie es denn? Ist es nicht eine Schwester, eine um drei oder um vier oder um fünf Jahre ältere Schwester?", kam ihm ihr Gruß zuvor. Nach dem Gruße freilich

war kein Zweifel. Nach dem Gruße war nur der schnelle Gedanke ein wenig störend, daß er sie am Nachmittage als Kind genommen und als Kind zu ihr gesprochen habe. Die Mutter saß da im Jackenkleide mit grauem Haare und einem länglichen, vornehmen, guten Gesichte. Die Mutter nickte freundlich der Tochter nach. Es war nur der eine Tisch gedeckt und unter die Hängelampe gerückt in der Stube, und ein ungebrauchtes Gedeck wartete an dem andern Ende des Tisches. Cornelius Friebott ging darauf zu, er verbeugte sich nach den beiden Frauen hin. Die Mutter sagte lächelnd, wie jemand, der wohl gewohnt ist, den Ton anzugeben: „Melsene und ich, wir haben heute vormittag und bei Tische schon auf Sie gewartet, und ich glaube, sie will es freilich nicht eingestehen, sie ist, während ich ruhte, richtig auf die Suche nach Ihnen gegangen ...“ Das Mädchen widerstritt: „Mutter! Mutter! Daß du nun so etwas sagen magst. Wer von Hofgeismar kommt oder Beberbeck und will hierher zu wohnen, läuft der jemals den alten Weg und noch hinein in den Urwald? Bist du jemals so heraufgekommen? Und ich habe in meiner Eiche gesessen und habe gelesen.“ Sie zeigte ihr Buch: „Du kannst selbst sehen, wieviel weiter ich bin als gestern.“ Die Mutter sagte lustig: „Du hast jedenfalls gefunden ...“; und sagte teils spaßend, teils stolz, teils neckend: „Das Mädel kann nämlich viel mehr wollen und durchsetzen, als man den zwei Zöpfen schnell zutraut,“ und sie berührte die Hand des errötenden Kindes.

Da hatte Cornelius Friebott, um dem Mädchen zu helfen, Gelegenheit von seinem Wege und seiner Fahrt zu sprechen, daß er eigentlich in die Stadt gewollt habe, und daß er zu dem Umwege gekommen sei, er wisse selbst nicht wie. Und danach bestand der Abend in einem gemeinsamen Lobe des Reinhardswaldes, und nach anderthalb Stunden gingen sie fröhlich voneinander.

Und auch in der Nacht, da der Wald von draußen her=

62*

einrauschte, saß die Fröhlichkeit an des Mannes Bette. Er hatte fortwährend das Gefühl lachend zu schlafen bei köstlicher Erquickung. Als die Sonne hereinstand, erwachte er und sagte vor sich hin oder hörte sich bei stummen Lippen sagen: „Die Freude wartet auf dich ...“ Er plätscherte aus den winzigen deutschen Gasthauswaschschüsseln und Krügen, soviel sie hergaben, er zog sich danach möglichst lautlos an, daß er nicht des Mädchens Schritt oder Stimme irgendwo draußen überhöre. Er bezwang sich, nicht zum Fenster zu gehen, es sollte als Überraschung und Glück auf einmal zu ihm hereindringen ...

Es kam etwas anders. Er hörte einen Wagen im Trabe vorfahren und hörte jemand absteigen und in den Hausgang hineingehen. Er hörte den Ausgestiegenen die Pferde anrufen, als diese sich mit dem Wagen bewegten. Die Mahnung schien aber nicht vorzuhalten, oder die Tiere waren lebhaft und ungeduldig, oder, wie es denn auch zutraf, sie wurden durch Ungewohntes erschreckt. Auf einmal war zu hören, daß sie wieder in Bewegung und in ungestümer Bewegung seien. Cornelius Friebott merkte am Tone, daß irgendeine Verkehrtheit sich zu ereignen beginne, noch bevor jemand laut schrie. Er sprang ans Fenster. Er sah einen gelben, hohen Wagen; auf dem Bocke saß niemand, auf einer der beiden Bänke hinter dem Bocke war eine zu sehen, die mit den Armen fuchtelte und um Hilfe krisch. Es war zu erkennen, daß sie ganz kopflos sei, sie versuchte nicht, sich auf den Bock zu werfen und etwa die Zügel zu ergreifen, sie versuchte auch nicht, was ein leichtes gewesen wäre, die niedere Türe zwischen den beiden Bänken aufzustoßen oder zu übersteigen und sich rückwärts aus dem Wagen zu lassen. Die Pferde vor dem Wagen waren in zunehmendem, geängstigtem Galopp, das Sattelpferd hatte mit der äußeren Hinterhand den Strang übersprungen, es versuchte bei den ersten Sprüngen das Hindernis rückwärts wegzuschlagen und traf splitternd in die vordere Schutzwand,

dazu fiel die Straße bergab; der Wagen wurde schleudernd vorwärts gerissen in der Richtung von Gottsbüren. In diesem Augenblicke, da selbst ein Sprung aus den Fenstern des ersten Stockes, wenn von solcher Höhe einer überhaupt auf die harte Straße hätte springen können, nichts zu helfen vermocht hätte, wie denn von rückwärts überhaupt nichts geschehen konnte, und nur die Fragen galten: gehen die Pferde beide verloren, wird der Wagen ganz zersplittert, was geschieht der Frau, und geschieht es gleich oder geschieht es weiter unten und außer Sicht? — in diesem Augenblicke sah Cornelius Friebott von der Seite der Straße das weiße Matrosenhemd und den blauen Faltenrock und die kurzen Strümpfe; das Mädchenkind schien fast in die Straße hinein zu fliegen, nicht aus dem Weg, sondern in den Weg der schreienden, kopflosen, stürzenden Not.

Es geschah so, daß Cornelius Friebott, obgleich er das Zimmer zu durchmessen und die Türe aufzureißen und die Treppe hinunterzugelangen hatte, noch um einen Atemzug früher als der Kutscher an jener Stelle war, wo an der Seite der Straße, denn die Tiere hatten auszubiegen versucht, das Mädchenkind an Kopfgeschirr und Zügel des einen Pferdes verkrallt hing; das andere Pferd hatte sich aus ihrem Griffe wieder herausgerissen und trachtete in erschreckter Raserei sich über ihr schlagend aufzurichten. —

Cornelius Friebott und der Kutscher und ein Knecht vom Gasthause bändigten mühsam die Tiere und brachten das Geschirr in Ordnung. Als Cornelius Friebott loslassen und sich umwenden konnte, weil andere Helfer kamen, stand das Mädchenkind und sah ihnen zu und war auch ein wenig blaß, und obgleich sie es zu verbergen trachtete, auch noch außer Atem. Cornelius Friebott sagte leise: „Ich habe dich von meinem Fenster aus gesehen, ich habe von meinem Fenster aus gesehen, wie du darauflosgegangen bist. Ich glaube, ich bin meiner Lebtage nicht so schwer in Angst gewesen.“ Sie antwortete noch leiser: „Ich war ja auch so

erschrocken ... Ich habe mich ja auch so gefürchtet ..." Er sagte: „Ja, ja, ja, wenn dir nun etwas geschehen wäre, Melsene, wenn dir nun etwas geschehen wäre ...!"

Um den Wagen und mit der Frau im Wagen redeten und erklärten die anderen Helfer. Sie beide gingen eilig zum Gasthause zurück und in das Frühstückszimmer hinein. Cornelius Friebott sprach nichts von dem Ereignisse, weil das Mädchen darum gebeten hatte. Die Mutter kam und fragte: „Was ist vorhin draußen gewesen, es gab doch einen plötzlichen Lärm? Und die Leute sind scheint's alle hinausgelaufen." Das Mädchen erwiderte, es sei nichts Sonderliches geschehen, ein Paar Pferde hätten ohne Kutscher mit einem Wagen davongewollt und im Wagen hätte eine furchtsame Frau gesessen; das Gespann sei rechtzeitig aufgehalten worden. Die Mutter sagte: „Du hast dich aber erschreckt. Du siehst sonst nicht so aus ..." Sie wandte sich mit einem fragenden Blicke dem Manne zu. Gerade da brachte die Wirtin den Bericht herein, einen abgeschwächten Bericht, wie ihn der Kutscher und die Mitfahrerin im Wagen gegeben hatten aus der wiedergewonnenen Sicherheit heraus. Die Wirtin sagte: „Melsene, du hast sogar die Pferde mit aufgehalten und hast dich gar nicht gefürchtet." Sie sagte: „Wie darf er zwei Beberbecker allein stehen lassen?! Weil unsere Gänse an ihnen vorübergeflogen sind, sollen sie scheu geworden sein. Es konnte doch malören." Cornelius Friebott dachte: „Sie wollen das Mädchen, das sie für ein Kind halten, um seine Tat bringen. So geht es zu." Aber sobald die Wirtin hinaus war, streichelte die Mutter das Mädchenkind. Sie sagte bei einem Seufzer: „Ich kann mir schon denken, wie es gewesen ist." Sie sagte zu dem Manne: „Sie nennt das mittun, statt zusehen. Wir haben jetzt Mädchen und Jungen, die meinen, nicht bei den angenehmen, sondern allein bei den harten Dingen gelte das Mittun. Ist das nicht auch verkehrt?" —

Cornelius Friebott ging fort nach dem Frühstücke, er

trieb sich den ganzen Tag im Walde herum. Er hatte ein Buch in der Tasche, aber er zog es nur zweimal heraus; was die Augen lasen, nahm er nicht auf. Er redete sich hin und wieder vor: „Ich muß etwas tun. Ich will doch von hier aus nach Carlshafen und nach Hilwartswerder, und in Gottsbüren erwarten sie mich gewiß. Und was soll ich sonst anfangen?" – Wenn er irgendwo saß oder lag an Stellen, wo sich Wege und Pfade kreuzten, gab er scharf acht, ob er jemand höre, ob jemand käme. Der Hegemeister von der Sababurg und zwei Köhler gingen vorüber, sie sprachen von einem nahen Weiler; etwas entfernt zog singend wandernde Jugend dahin. Waren die Belauschten heran, so empfand der Wartende eine unfreundliche Enttäuschung. Er tadelte sich: „Was ist das? Das ist törichtes Spiel. Ich habe hier niemand zu erwarten." Er tadelte sich und horchte doch wieder scharf und wußte auch genau, daß er sehr hoffe, das weiße Matrosenhemd zwischen den Bäumen schimmern zu sehen oder sonstwie das Mädchenkind auf einem Gange durch den Wald zu erkennen. Als er bei Dunkel zurückkehrte ins Gasthaus, sagte er an der Küchentüre, er sei weggewesen, und log, er habe schon gegessen, und zwang sich, keine Frage zu tun, und zwang sich an dem Gastzimmer vorüber und aß im Schlafzimmer von dem, was er noch von der Reise hatte; er mühte sich sogar, nicht hinzuhorchen, als es draußen vorüberging mit vorsichtigen Frauenschritten, und war müde und verstimmt.

Er kam am Morgen sehr frühe in die Küche und bat um Kaffee und erklärte, er wolle nach Gottsbüren und Hilwartswerder. Er merkte bald, daß ein leichter Schritt die Treppe herunterkäme, er blickte auf die Türe des Zimmers, aber das Mädchen trat nicht herein, es stand dann plötzlich vor dem Hause beim Weggange. Sie sagte: „Kommen Sie heute abend auch nicht?" Cornelius Friebott sagte: „Ich will heute rechtzeitig zurück sein. Ich habe gestern im Walde zuweilen gedacht, ich sähe Sie." Er sagte: „Ich bin

auch an unserem Platz gewesen ..." Sie sagte: „An unserm Platz ..." Er winkte und sie winkte wieder.

Dieser ganze Tag schien voller Lachen. Jeder Mensch war gefällig, und alles war gut anzusehen und gut zu hören. In Wahrheit ging es vielleicht so zu, daß Cornelius Friebott gar nichts recht sah und gar nichts recht hörte, sondern daß durch alles hindurch der Abend glänzte, der Abend im Gasthause mit dem wartenden, schönen, lieben Mädchenkinde und seiner Mutter.

Martins Schwester sagte: „Denken Sie doch, denken Sie doch, gestern ist ein Brief von Ilsabethen eingetroffen, von Martins Frau; und unser Martin ist vielleicht bald hier, und Sie müssen mit zu unserer Mutter gehen und den Brief lesen und können ihn uns vielleicht auch erklären." Er merkte erst beim zweiten lauten Lesen, und weil die Mutter und die Schwester mit Taschentüchern an ihren Gesichtern wischten, daß es für Ilsabethen ein schwerer Brief nach schweren Tagen gewesen wäre. Ilsabeth schrieb: „Ich muß euch schnell, vordem die Post dieser Woche fortgeht, etwas zu wissen tun. Hier ist also ein großer Streik gewesen von den Bergleuten, was ihr dort auch kennt, was das ist. Es sind dabei auch Menschen erschossen worden. Nun ist doch Martin einer von den Führern. Und nach dem Streike, als schon alles vorüber war, hat die Regierung bei Abend alle Führer verhaften lassen, und Martin ist in seinem Vereine verhaftet worden, und ich habe erst nichts von gewußt, bis Martins Freunde kamen. Und die Regierung hat die verhafteten Führer hinausgebracht vor die Stadt an die Bahn und hat sie dort in einen wartenden Zug gesetzt, und der Zug ist gleich losgefahren bis zum Hafen von Natal und bis in den Hafen hinein, und da mußten die Männer sofort auf ein wartendes Schiff gehen. Und dieser Dampfer fuhr schnell ab und fährt jetzt gerades Weges und ohne irgendwo anzuhalten nach Europa. Und das ist alles, was ich weiß. Und Martin hat nur vom Hafen einen Zettel geschrieben,

daß er gesund ist. Und es ist alles ohne Gericht und Recht geschehen, und nur weil die Kapitalisten der Gruben und die Regierung die Führer gern los sein wollten, damit es nicht wieder etwas gibt, und weil die andern ohne Führer nichts unternehmen. Und Martin wird euch nun sicherlich besuchen, aber ohne mich. Er wird aber bald umkehren, darauf freue ich mich sehr, obgleich ich hier keine Not leide und nur an Martin denke." Cornelius Friebott sagte: „Die arme Ilsabeth tut mir leid wegen des Schreckens, und weil sie allein ist, aber sonst ist nicht viel dabei." Die alte Frau sagte: „Aber sie haben ihn doch verhaftet, die Schwarzen, und das kenne ich dann schon. Und warum sind Martin und Fritz fortgegangen?" Cornelius Friebott sagte: „Wesseltante, er kommt zu euch zu Besuche, er ist ganz frei; ihr braucht euch wahrhaftig nicht zu grämen."

Er ging bald weiter, selbst der Besuch in Jürgenshagen war leicht an diesem Tage. Er erzählte die Neuigkeit aus Gottsbüren. Er sagte zu Ilsabethens Bruder: „Ich will meine paar Sachen alle behalten; das kostet nicht die Welt, wenn ich sie hinausschicken lasse." Er stand vor dem neuen Aufstiege in den Wald ganz kurz an seinen beiden Gräbern. Er dachte, wie gern die beiden Eltern einstmals das andere Kind Melsene gehabt hätten ... Er dachte beim Aufstiege an den eifrigen Freund, den jetzt das Schiff heranbringe, und der vielleicht schon in England oder Amsterdam gelandet sei, und der mit den anderen ausgewiesenen Führern gewiß einen leidenschaftlichen Krieg beginnen werde gegen den Gewaltstreich der südafrikanischen Regierung. Das Denken war trotz dem Bedauern für Ilsabeth ein belustigtes Denken. Er fragte ein paarmal laut in den Wald hinein: „Martin, wo ist deine britische Freiheit? Martin, wenn dir das in Deutschland geschehen wäre?! Sie haben euch wahrscheinlich samt und sonders bei großen Tönen gepackt. Was für Augen ihr gemacht haben mögt, als es auf diese freche Reise ging! Sie müssen euch ohne Zweifel wieder aufneh-

men, aber sie sind euch doch zehn Wochen los gewesen; inzwischen haben sie euch auch sicher erster Klasse fahren und gut leben lassen; auch zu solchem Spaße sind sie imstande."

Er kam beizeiten nach Hause und zog sich sorgfältig um. Das Mädchen stand im Eßzimmer im weißen Kleide mit blauer Schärpe und hatte wie ein englisches Mädchen, das unter dem neunzehnten Jahre und nicht ganz flügge ist, das volle Haar nur einmal mit einer weißen Schleife gebunden, von der Schleife an hing es frei und wellig. Er dachte: „Sie gleicht in vielem Melsenen Vollmar und ist doch ganz anders; Melsene Vollmar sah immer zugleich über jeden fort, was hinter ihm etwa mehr und besser käme. Sie sieht einen fest an. Bei Melsenen Vollmar waren immer die offenen weißen Zähne da. Bei ihr sind die Lippen fest geschlossen, und wenn sie lacht, das ist wirklich wahr, dann schwingt sich ihr Lachen plötzlich und mit irgendeinem Vogelrufe von den geschlossenen Lippen her und schlüpft, wann der Flug herum ist, hinter fest geschlossene Lippen zurück. Sie hat Melsenen Vollmars blitzende Augen, und sie hat Melsenen Vollmars Haar, und sie ist zugleich schlank und fest und biegsam wie Melsene, und ihre Haut ist so sonnenwarm und sonnenbraun wie Melsenen Vollmars Haut am Bramwalde war. Und von ihr könnte Vater noch besser meinen, sie sei aus Grimms Märchen heraus; er könnte erklären, sie sei wie aus Grimms Märchen heraus, aber nicht nur für den Sonntag und den Feierabend, und wann sonst gespielt und schön getan wird, sondern sie sei so durch die ganze Woche und durch die Arbeit durch."

Die Mutter sagte: „Melsene hat viel vor mit Ihnen, Sie sollen von Afrika erzählen, und sie hat einen Gang nach Bursfelde im Sinne, und Sie wollten auch dorthin, und weil ich sie nicht gern ganz allein gehen lasse, möchte sie mit Ihnen gehen, wenn es so paßt. Und sie behauptet, alles das müßte ich angeben."

Vielleicht wußte die Mutter so wenig wie die meisten

Frauen ihres Alters und ihrer Zeit von den deutschen Kolonien und der wirklichen deutschen Not und empfand alles vielmehr wie einen fremden, wunderlichen Sport, aber sie war aus der verbindlichen Frauenzeit her und war geschickt, einen Mann recht herausreden zu lassen. Melsene saß den ganzen leuchtenden Abend stille und nahm das auf, das doch für sie bestimmt war. Die Mutter sah einmal schärfer und gestört her, so schien es dem Sprecher später, das war, als er zufällig Jürgenshagen als Ort seiner Geburt, seiner Jugend und seiner Eltern erwähnte. Sie fragte: „Wo? In Jürgenshagen? Dahin man von der Bahnstation Bodenfelde gelangt?" —

Sie machten an diesem Abend aus, daß der Gang nach Bursfelde schon am nächsten Tage stattfinden solle, man müsse die Gunst des Wetters nützen und jetzt jeden Tag schnell annehmen.

Der gemeinsame Morgen fing so an, daß Cornelius Friebott, als sie bei erster frischer Helle vor dem Hause zusammentrafen, aufschrak oder — wenn das ein unrichtiges Wort ist — daß es in ihm stutzte: Das Mädchen stand wohl lachend und fest da, aber das Mädchen in dem kurzärmligen blauen Wanderkittel und dem kurzen Lodenröckchen und mit den kräftigen Beinen, die ganz so braun waren wie Halbstrümpfe und Stiefel an den Füßen, war noch und wiederum ein Kind. Er hatte, da sie sich die Hand reichten und da sie gleich auf eine Wegfrage Antwort verlangte, keine Zeit, sich Rechenschaft zu geben. Sie schritten auch sofort tüchtig aus, und das Mädchen begann harmlos heiter zu erzählen, so daß gar nichts gelten konnte als eben dieser frühe Morgen. Und um des Morgens und ihrer Art willen sagte er wieder du zu ihr. Die Harmlosigkeit von älterem Bruder und jüngerer Schwester,

die wunschlose Gegenwartsfreude dauerte den ganzen Marsch die kühle Olbe hinunter. Sie sahen herabkommend im Wesertale noch die rauchenden Nebel stehen, sie sahen sie aufsteigen; und als sie endlich am Flusse entlang gingen und sich die Bramburg zeigten und die Breite im Walde vor Bursfelde, darauf Ludwig der Deutsche alle Niedersachsen zu einem Reichstage zusammengerufen hatte, geriet ihr Fluß erst ganz in Sonne. Sie setzten über mit der Fähre und gingen an Gut und Kirche vorbei zur Mühlenwirtschaft. Sie saßen dort ziemlich stille und sahen auf das glitzernde, schnellfließende Wasser. Sie holten sich danach in dem Arbeiterhause den Schlüssel der Kirche gegen die Groschen, die die Evangelischen verlangen, wenn einer alltags und außerhalb des Pfarrers Rede zu Gott will. Sie sprachen jetzt wieder. Cornelius Friebott sagte leise: „Komm, wir wollen zuerst vorne an das hölzerne Gittertor der Vorkirche gehen, du mußt von außen hineinsehen. Hier außen haben auch unsere Vorväter gestanden, als sie es zum ersten Male sahen und haben sich gewundert."

Und es war zu verwundern an ihrem Tage wie an jenen Tagen der Bekehrung vor runden tausend Jahren. Sie hatten die steilen alten Waldberge des Reinhardswaldes und Bramwaldes mit Buchen und Eichen und Nadelbäumen mit dem rauschend eingezwängten Flusse eng und fast bedrängend um sich; sie sahen von dieser Stelle trotziger deutscher Landschaft, der die freien, heidnischen Niedersachsen der Frankenkriege noch kaum eine Änderung anzumerken vermöchten, durch geschlossenes hölzernes Gitterwerk in eine fremde Welt. Es war da die hohe morgenländische Vorhalle einer uralten Kirche mit Säulengängen rechts und links und runden Bogen, an den Steinsäulen wuchs ein metallenes, goldenes Grün des Alters hinauf, von dem Bunt alter, steifer Malereien befanden sich allseits Überreste, am buntesten schaltete die Sonne bei ihren Spielen durch die Fenster und Bogen und mit den alten, fremden Farben und bei

ihren Läufen und Tänzen auf den weißen Steinfließen der leeren Halle. Cornelius Friebott flüsterte: „Siehst du es?! Siehst du es?! Sollte man glauben, es könnten dort Täuflinge dieser Gaue wartend knien? Möchte man glauben, es wären dort deutsche Mönche, aus deutschen Höfen geboren, in weißen Kutten leise dazwischen gegangen? Vielmehr sind uralte Seiden und Teppiche und Turbane zu erwarten und gelbe und braune und schwarze Männer, die sich niederwerfen und mit dem Gesichte Stein und Hände berühren und in ungewohnten Lauten beten. Und es ist doch mitten im deutschen Walde, und es scheint, als hätte hier besonders den gehorsamen Mönchen aufgezwungen werden sollen, daß sie sogar anderer Irdischkeit seien und daß sie mit dem Walde keine Gemeinsamkeit mehr hätten, mit dem Walde nicht und mit der Weser nicht und mit dem langsamen, hartnäckigen Volke nicht mehr."

Sie gingen danach beide in die Kirche, wo in ungeschickter Zeit der breite Zwischenraum hineingebaut ist, und wo einst nur eine halbhohe und oben unter weitem rundem Bogen geöffnete Wand war, darüber das Singen und Murmeln der Mönche und der Duft des Weihrauchs und das Latein der heiligen Dienste und der aufregende silberne Ton der Schellen vor Wandlung und Opfer geheimnisvoll in die Vorkirche drangen. Die Vorkirche wirkte auch von innen trotz der bunten Heiterkeit morgenländisch befremdlich. Und es konnte einer, der aus seinem Walde heraus suchend und sehnsüchtig hier gekniet hatte, wohl das Gefühl gewinnen, daß er weiter müßte, durch den Vorhof hindurch und zur Heiligkeit selbst.

Sie gingen beide ein wenig suchend und beklommen hinein in die alte Kirche der Mönche, das Mädchen, weil es wie jene frühen Menschen irgend etwas sehnsüchtig hoffte und erwartete, und der Mann, weil er sich von Jugend her zu erinnern meinte, es geschähe in diesem Raume eine Enttäuschung, welche, das wußte er selber nicht deutlich.

In der dunklen Mönchskirche ist alles wie ein Zwang; schwere nahe Burgmauern, darüber knappe, gedrungene, runde Bogen, darüber verwischte große Gestalten nehmen die Andächtigen, die Beklommenen, die Versunkenen zwischen sich; die schmalen Seitenschiffe außerhalb der Burgmauern, zu denen sich die knappen Bogen öffnen, diese beiden Scheidungen selbst von den äußeren Kirchenwänden, scheinen den Raum noch mehr zu verschnüren; wenn eine Kämpferschar erstarrter Engel Jehovae, Schwert, Lanze, erzenen Helm und undurchdringliche Rüstung tragend, und jeder fünfmal manneshoch, bis zur flachen Decke aufgestellt wäre in zwei harten Gliedern und die Beter zwischen sich empfinge, sie erzwängen dasselbe Gefühl: Nicht rechts, nicht links, nicht von rückwärts ist eine Hoffnung und Erwartung geblieben, sondern das Einundalles ist vor dir, vor deinen sich demütig erhebenden, suchenden Augen.

Sie traten beide zusammen vorne in das erste Gestühl, sie sahen beide zusammen auf. Es stand die paar Stufen hinauf der kleine, nüchterne, billige Altar da, der gegenwärtigem Gottesdienste dient. Es war da über dem kleinen Altare die mächtige Rundung des hohen Chores, darinnen die Blicke der Beklommenen und Suchenden und Bedrängten und Gedrängten unter den Mönchen und Bekehrten und Wallfahrern einst empfangen und berauscht wurden von seliger Kunst, von ungeheurem, andächtigem, nie gesehenem Bildwerke, von den Augen der Mutter und des heiligen Kindes zwischen singender Liebe, es war diese mächtige Rundung jetzt ganz tot und leer und nüchtern weiß getüncht.

Das Mädchen sagte in sich hinein: „Man soll hinsehen, man muß es, und dann, dann ist gar nichts da!" Cornelius Friebott dachte: „Ich habe es mir als Junge nicht ausdrücken können, aber daran hat meine Enttäuschung gelegen." Er sagte: „Sie haben es nur weggenommen, Melsene; sie haben es weggenommen, wo es am nötigsten ist.

Sie haben es sicher weggenommen denen zuliebe, die Gott nannten und sich meinten." —

Als das Mädchen flüsterte, es fröre, gingen sie hinaus.

Sie gingen dann ziemlich stille in den Wald zurück. Sie hatten den anderen Weg vorgehabt, der nahe der Weißen Hütte in Windungen hinaufklettert. Aber, während sie übersetzten, sagten sie beide wie aus einem Munde: „Wir gehen lieber wieder an die Olbe..." Sie hatten wohl beide unbestimmt im Sinne, der Olbeweg, den sie am Morgen zusammen gemacht hätten in Freude, sei ihnen eigener und brächte wieder, was zu fehlen beginne.

In anderthalb Stunden stetigen Ganges war eine Lichtung und ein Bruch zu bemerken und darüber das Gatter. Da sagte das Mädchen: „Wir sind schon hier; wir haben noch nicht Mittag gemacht, wir sind gewiß beide hungrig, wir wollten richtig rasten, wir wollten den Tag über fortbleiben. Wenn wir so weiter laufen, sind wir in anderthalb Stunden zu Hause." Cornelius Friebott antwortete: „Das sind wir wohl..." Da gab sie sich Mühe und tat heiter und sicher und bestimmte: „Hier wird haltgemacht auf zwei ganze Stunden, hier ist Gras und Wasser und warme Sonne, hier ist unter einem Schattendache eine richtige Bank von Holzhauern hingebaut, hier können wir essen, und hier kann schlafen, wer will; ich will etwas schlafen, es war doch ein früher Morgen."

Und sie setzten sich und aßen; und dann lag das Mädchenkind neben ihm und ruhte und hatte das Gesicht in den Armen, daß nur Ohr und Wange zu sehen waren, und Cornelius Friebott meinte, daß sie schliefe. Er hielt die Arme über den Knien verschränkt, er merkte, daß er sehr unruhig geworden sei; er bemühte sich, an den Waldbäumen eine Aufgabe für die Augen zu finden, damit sie abgelenkt würden und die Sinne ablenkten. Er fuhr mit dem Kopfe fortwährend hin und her. Als die abgewiesenen Gedanken zu hart drängten, sprang er auf und schlüpfte durch das

Gatter und lief oberhalb auf und ab und beugte sich dann und wann zu einem Grase, zu einer Blume oder zu einem Steine, nur damit er eine Entschuldigung hätte vor sich. Als er leise zurückkam und sich wieder an den alten Platz setzte, fragte das Mädchen aus seiner Lage heraus und ohne das Gesicht zu zeigen: „Warum sind Sie da oben auf und ab gegangen?“ Er antwortete: „Ich wollte rauchen und mochte Ihnen mit dem Rauche die Waldluft nicht verderben...“ Sie fragte: „Was war das heute morgen, als Sie aus dem Hause kamen?“ Er begann: „Heute morgen? Heute morgen...“, und sprach nicht weiter.

Sie saß auf und verschränkte wie er die Arme über den Knien, sie sahen beide gerade aus in den Wald. Da meinte er, das Schweigen sei zu schwer, und er sagte, weil es ihm so durch den Kopf glitt: „Einmal, als ich ein ganz junger Mensch war, saß ich da drüben am Bramwalde mit einem Mädchen, das Mädchen hieß ebenfalls Melsene und war Ihnen in manchem ähnlich, sie nannte sich erwachsen; man konnte von da drüben auf die Weser hinuntersehen, man konnte den Fußweg sehen, der von Gottsbüren nach Lippoldsberg hinunterführt zur Lippoldsberger Fähre...“ Sie fragte: „Was ist da gewesen?“ Er sagte: „Ich glaube, ich habe ihr etwas erzählt...“ Sie sagte eifrig bittend und voll Hoffnung, daß sie beide wieder in Klang und Leben kämen: „Jetzt sollen Sie mir erzählen...“ Er sagte: „Was soll ich erzählen? Ich weiß es gar nicht mehr. Was soll ich Ihnen heute erzählen?“ Er quälte sich, daß er etwas fände. Er sagte: „Ich weiß nichts, ich weiß gar nichts...“ Sie sagte: „Sie haben gestern den ganzen Abend erzählt, Sie sind immerzu bei etwas dabei gewesen...“ Er sagte zögernd: „Gestern —, gestern war ich zuerst in Gottsbüren bei der Frau des Mannes, der hier nahe beim Wildern den schwarzen Muck erschossen hat, davon Sie auch wissen...“ Er fühlte, daß sie sich ihm zuwende, und sprach schneller: „Die beiden Kinder, denen der Mann den Toten zeigte, waren

Melsene und ich, denn wir gingen und suchten mit der Schule, wir waren aber weit zurück und allein oben an der Waldstraße und wir waren dem Manne schon einmal begegnet, und vielleicht dachte er, daß wir ihm nachgingen, und meinte, er könnte es nicht mehr verbergen; und es war ein großes Unglück für ihn, denn er hatte keine andere Schuld als eben das Wildern, als daß er draußen sein mußte und sich von Zeit zu Zeit vor Tier und Wetter erproben mußte, und dafür ist doch in Deutschland keine Gelegenheit mehr, und das andere war ein elender böser Zufall, und der schwarze Muck hat ihn mit einem seiner Possen selbst herbeigeführt..." Er sagte: „Melsene war damals jünger als Sie, ich glaube, ich war vierzehn und Melsene war dreizehn Jahre alt..." Er sagte: „Der Mann ist im Gefängnis gestorben, und seine Leute, die Frau und die Kinder, hatten sehr schwere Zeiten durchzumachen, weil doch die Menschen gerne die eigene Sünde in dem verachten, dessen Vergehen öffentlich geworden ist und der wehrlos geworden ist obendrein." Er sagte: „Als sie der älteste Sohn von der Weser fortholte, war ich selbst unter den Jungen, die dem Wagen schreiend nachliefen..." Er sagte: „Mein Vater stand unversehens in der Straße und wurde sehr böse und schlug mich..." Er sagte: „Mein Vater und ich haben dann den Leuten geholfen ihre Sachen vom Wagen in den Weserkahn zu schaffen; mein Vater und der älteste Sohn und ich, wir trugen alles über die Laufbretter hinüber, weil der Schiffer auch nicht recht half..." Er sagte: „Danach traf ich Martin Wessel wieder, als ich in Wilhelmshaven bei der Marine diente... Martin Wessel hinkte durch einen Unfall, er hatte eine gute Stelle gefunden an der Kaiserlichen Werft... er erhielt Mutter und Geschwister... er galt als sehr tüchtig... es war aber auch so, daß er bei seinen jungen Jahren, von dem Gehalte abgesehen, ungefähr so weit gelangt war, als er gelangen konnte... weil ihm doch Schule und Prüfungen und die Berechtigungen fehlten, die

von Schule und Prüfungen kommen ..." Er sagte: „Martin Wessel war ein unruhiger Mensch und war erbittert durch des Vaters Unglück und war erbittert durch die eigene Lage, und er war ohne Zweifel fähig und ehrgeizig, und er wollte vorwärts, er wollte vorwärts um seiner selbst willen und vielleicht auch, um nach rückwärts wieder Ansehen zu werfen auf den Vater ... Er begann zu suchen, und er geriet zu den Roten, er meinte wohl, es sei dort allgemein und überhaupt eine Lösung zu finden und eine Gelegenheit für ihn selber, ja, er dachte alles beides." Cornelius Friebott sagte: „Das ist nicht nötig, daß Sie jetzt ein stolzes Gesicht machen. Was wissen Sie davon? Sie wissen nichts davon." Er sagte: „Ich habe später manches geglaubt, was Martin Wessel geglaubt hat, und ich bin heute noch nicht fertig mit Suchen, nur die Gelegenheit für mich selber, die ist mir nicht so wichtig ..." Cornelius Friebott sagte: „Es ist so gekommen, daß er von der Kaiserlichen Werft fort mußte, daß er bei seinen norddeutschen Parteigenossen auch nicht Fuß zu fassen verstand, vielleicht war er denen zu eigengläubig, denn sie haben doch auch ihre Art Schule und Prüfungen und Glaubensartikel ..." Er sagte: „Martin Wessel ist dann nach Südafrika hinaus ... ich war dort mit ihm zusammen ... und er hat ein Mädchen aus Jürgenshagen, das uns den Haushalt führte, geheiratet." Er sagte: „Die weißen Arbeiter in Johannesburg, die haben ihn unter sich etwas werden lassen, er hatte auch sonst eine gute Stelle und verdiente sehr gut ..." Er sagte: „Martin Wessel bezahlte seine Führerschaft unter englischen Arbeitern damit, daß er sich vormachte, wie es sich die deutschen Roten gern vormachen, er hätte sein Deutschtum überwunden und die internationale Solidarität gelte mehr ..." Er sagte: „Bei den Engländern kommt die internationale Gemeinsamkeit nur voraus, wo sie ihnen nützlich ist, weil fast die ganze Welt englisch ist, haben sie sie fast nie nötig, sie lassen sich aber das Wort gefallen und den, der es übt zu ihren Gun-

sten ..." Er sagte: „Martin Wessel merkte nicht, daß er etwas bezahlte ..., er meinte, es sei alles die große Freiheit, wie sie in Deutschland nicht und nirgends zu finden wäre..." Cornelius Friebott sagte: „Ich bin vom britischen Südafrika nach Deutsch-Südwest gegangen, weil ich nicht anders als deutsch bleiben konnte ..." Cornelius Friebott sagte: „Jetzt ist es mit Martin Wessel seltsam zugegangen ... Jetzt ... jetzt kommt Martin Wessel nach Hause und hat vielleicht gelernt, daß die fremde Freiheit viel kleiner ist ..." Cornelius Friebott sah das Mädchen an und sagte verwirrt: „Ich, ich habe nichts zu erzählen ... Es ist mir nur von gestern her alles eingefallen ..."

Das Mädchen sagte: „Ich habe doch gut zugehört, Sie haben doch etwas von sich gesprochen, ich möchte dies doch alles wissen ..." Sie sagte nach einer Pause: „Ich will Ihnen auch alles von mir sagen; ich habe Mutter sehr lieb, aber sie ist nicht meine richtige Mutter, die mich geboren hat, sondern sie ist meines toten Vaters Schwester, und ich war bei ihr von kleinauf, und Vater und Mutter selber habe ich nie gesehen, und mehr weiß ich nicht, und Mutter weiß gar nicht, daß ich so viel weiß, und ich mag sie auch nicht fragen, damit sie nichts Falsches denkt ..." Sie sagte und versuchte es lachend zu sagen: „Heute morgen haben Sie mich du angeredet, den ganzen Morgen hindurch, und in der Kirche haben Sie mich auch noch einmal du genannt, das weiß ich bestimmt; bin ich jetzt fremder geworden?" Sie fragte rasch weiter, als gehöre es dazu: „Und heute morgen, ehe wir weggingen, als Sie aus dem Hause kamen, was war das? Es hatte mit mir zu tun, das habe ich genau gespürt." Er antwortete nur auf die eine Frage. „Wenn wir zurückkommen, kann ich vor Ihrer Mutter nicht du sagen ..." Er sagte: „Ich habe vor Ihrer Mutter mit Sie angefangen, und dabei muß es nun bleiben."

Sie brachen dann auf ohne gegenseitige Aufforderung und Zustimmung. Als sie die Waldstraße kreuzten und auf

63*

die Straße kamen, die gerade und offen durch den letzten Wald und dann über Feld der Burg zuläuft, gingen sie, so lange der Wald noch dauerte, Hand in Hand, der siebenunddreißigjährige Mann und das fünfzehnjährige Mädchenkind; sie wußten beide nicht, wie es kam, es geschah ohne Willen, ohne Aufforderung und ohne Zustimmung.

Als Cornelius Friebott am nächsten Morgen die Treppe herunterkam beim ersten Lichte und in das Eßzimmer sah, rief ihm die Magd zu, er müsse sich aber gedulden, es sei noch nicht einmal Feuer im Herde. Er entgegnete, am Frühstück sei ihm nichts gelegen, er habe in Carlshafen zu tun auf dem Gerichte und werde bis Abend fortbleiben und vielleicht den folgenden Tag dazu. Er blieb die beiden Tage fort. Er sagte zum Notare: „Ich möchte alles fertig sehen, damit ich abreisen kann; wenn es Ihnen lieber ist, werde ich hier übernachten, das gibt etwas mehr Zeit ..."

Am zweiten Abend fragte die Wirtin aus der Küche: „Wollen Sie noch essen? Mühe macht es nicht. Essen ist für Sie warmgestellt." Er hatte von Gottsbüren an gedacht: „Soll ich noch in das Eßzimmer gehen? Ich bin doch hungrig." Er hatte sich beim Heran links auf der Straße gehalten, um das Haus schnell ganz übersehen zu können, er hatte bemerkt, daß das Gastzimmer beleuchtet sei, und er hatte die Frage wieder gehört; „Soll ich hinein?" Er stand unentschieden an der Küchentüre. Die Wirtin sagte ein anderes Mal: „Wenn Sie hungrig sind, es macht wirklich keine Mühe ..." Er antwortete: „Ja, ich bin hungrig ... ich komme."

Im Gastzimmer saß die Mutter allein. Sie sagte: „Ach, Sie sind doch noch gekommen? – Wir wußten gar nicht, daß Sie solange wegwollten ..." Sie sagte: „Melsene ist vor kurzem hinauf ..." Sie sagte: „Übermorgen, übermorgen ist doch unsere Zeit hier zu Ende, und mir ist lieb, wenn sich Melsene die letzten Tage ausschläft ..." Sie sagte: „Und das Wetter wird auch wieder schlecht ..." Sie

sagte in irgendeinem Zusammenhange, den Cornelius Friebott sogleich vergaß: „Sie müssen verstehen, daß Melsene beides ist, noch ein Kind und gar kein Kind mehr.“ Ja, er verlor den Zusammenhang sofort, er dachte: „Was will sie nur damit sagen? Was will sie nur damit sagen?“ Er dachte es fortwährend, und hörte nicht mehr auf das, was die feine Frau mit der singenden Stimme sprach, und was er ihr antwortete.

Er war am Morgen später auf als irgend jemand. Draußen jagte ein stürmisch springender Wind und schüttelte dann und wann raschen Regen aus einer Wolke. Selbst im Walde waren die Windstöße stark zu spüren. Als Cornelius Friebott durch den Urwald kam vom Sababurger Bruche herauf, um, wie er meinte, anzusehen, was die Böen an alten Eichenriesen umgerissen hätten, hörte und sah er das Mädchen, sie kam auf ihn zu. Er sagte: „Ich dachte nicht, daß Sie draußen wären ...“ Das Mädchen blieb vor ihm stehen, sie sprach nicht gleich. Er sagte: „Sie sehen krank aus ...“ Er sagte gegen seinen Willen: „Wenn ich nach Berlin gefahren wäre, wenn ich nicht hergekommen wäre, wieviel besser wäre das gewesen ...!“ Sie fragte: „Warum ...? Warum ...?“ Er sagte: „Mädchen, du bist ein Kind ...“ Sie sagte: „Ich bin fünfzehn Jahre ... so müßt ihr andern mich nehmen und Sie auch ...“ Cornelius Friebott behielt von diesem kurzen Gegenüber das Bild eines braunen blassen Gesichtes mit festgeschlossenen, herben Lippen und mit ernsten Kinderaugen, daraus sich aber der Wille brennend und zum Erstaunen leidenschaftlich anbot ... Sie gingen zusammen zurück, ziemlich schnell, weil der neue Regen heftig wurde und anhielt.

Bei der Abfahrt anderen Tages war Cornelius Friebott nicht zugegen, obgleich er sich im Hause befand, obgleich er den ganzen Morgen überdacht hatte, wie es bei dieser Abfahrt zugehen könnte. Aber um elf Uhr wurde er zum Fernsprecher gerufen, jemand in Lippoldsberg wolle mit ihm

sprechen. Der Sprecher war Ilsabethens Bruder, Konrad Rödden von Jürgenshagen. Konrad Rödden erzählte aufgebracht, er stehe seit einer Stunde auf dem Amte und warte auf Anschluß und er müsse Holz fahren und habe gar keine Zeit. „Martin Wessel ...“, als er nach der Klage so weit geraten war, diesen Namen zu nennen, riß die Verbindung das erste Mal ab. Die Vermittlungsstelle in Hofgeismar verlangte, der Angerufene solle am Fernsprecher bleiben. Konrad Röddens Stimme war nach verschiedenen Zwischenrufen voller Mißmut wieder da. Er schrie jetzt sehr und war schwer verständlich. Cornelius Friebott mußte immer wieder fragen: „Was ist? — Was ist? Hallo, was ist?“ Die Verbindung riß noch zweimal ab. Aus Gezank und Schreien und Fragen und Unterbrechungen und Zwischenrufen und Mahnungen verschiedener Zwischenstellen war nach einer guten halben Stunde der Anstrengung zu verstehen, Martin Wessel habe von London aus an den Schwager geschrieben; Martin Wessel habe verlangt, wenn Cornelius Friebott noch in Deutschland wäre, solle ihm auf schnellste Weise und auf des Schreibers Kosten mitgeteilt werden, er käme von London zu einer Besprechung nach Hamburg auf wenige Tage, und vielleicht könnten sie sich dort begegnen. Von Hamburg müsse er wahrscheinlich wieder nach Amsterdam, und wann aus dem Gottsbürener Besuche etwas würde, wisse er nicht ... Einmal, als das Gespräch richtig im Flusse war und Konrad Rödden eine Stelle in seines Schwagers Brief ziemlich rasch herunterbuchstabierte, hörte Cornelius Friebott vor der Türe sagen: „Man kann ihn jetzt nicht unterbrechen, Melsene ...“ Er hörte dann ganz kurz vor Ende den Wagen abrollen. Er lief nach Ende so schnell hinaus, daß, wer da im Gange stand, angestoßen wurde; es war natürlich ganz leer vor dem Hause. Er rief: „Wo sind sie? Wo sind sie?“, und fremde Menschen sahen ihn töricht und unverständig an. Er lief unter das Vordach mit den Sommersitzen, von wo aus man die Hofgeismarer

Straße und die Mauer des Sababurger Tiergartens sehen kann, da rollte der Wagen auf der Straße außer jeder Reichweite und etwa gerade dort, wo der Weg an der Mauer abzweigt zum Urwalde, und wo er sie beim ersten Zusammen gefragt hatte, wie sie hieße, und wo sie geantwortet hatte: „Melsene..." Er winkte mit dem Arme. Vom Wagen aus winkte niemand zurück. Es war auch das hintere Verdeck aufgeschlagen wegen des sachten Regens. Die Wirtin kam, die Wirtin sagte: „Es hat ihnen sehr leid getan. Sie haben sogar gewartet, aber sie müssen doch zum Zuge zurechtkommen. Sie lassen bestens grüßen und gute Reise wünschen nach Afrika."

Gegen Abend ging Cornelius Friebott, wie er anfangs meinte, mit sich zu Rate: „Was soll ich hier länger? Das gute Wetter ist vorbei. Wie kann einer glauben, daß es zu Septemberende noch einmal Frühjahr wird? In Südwest ist jetzt Sonne, in Südwest ist immer Sonne. In Berlin regnet es. Und was habe ich von dem Lärme dort? Was ist das für ein Hinundher, nach Hamburg, um Martin zu begegnen, nach Berlin, auf die Schäferei und wieder nach Hamburg! Berlin ist für mich nicht nötig, und die Schäferei ist auch nicht unbedingt nötig, denn ich kehre vorerst nicht auf die Gute Hoffnung zurück zu Georgen und Greta. Sondern ich trete wieder ein ins Geschäft. Denn was soll ich jetzt auf der Farm? Ich bringe keine Frau mit, soll ich in meiner Hütte weiter allein wohnen?" — Er redete vor sich hin: „Ich werde morgen abfahren; Martin und ich werden in Hamburg zusammentreffen; ich werde in Hamburg bleiben und dann dort vier ganze Wochen früher abfahren; ich werde gleich nach Lüderitzbucht schreiben, damit Hanke weiß, daß ich wieder eintrete; Reinhart soll auch hören, daß ich den früheren Dampfer benützen will; ich kann die beiden Briefe morgen mitnehmen und unterwegs aufgeben; dann erreicht der Lüderitzbuchter Brief den englischen Postdampfer, der am Sonnabend aus Southampton abgeht." Er merkte,

daß er gar nicht lange zu erwägen und nachzudenken brauche, sondern daß schon alles in ihm fix und fertig sei, und daß er nur auszuführen habe. Die mühelose Klarheit stimmte ihn beinahe heiter, trotzdem vor dem Hause und die Straße hinauf und hinunter — er saß die ganze Zeit überlegend und vor sich hinsprechend an seinem Fenster und die Augen suchten und die Ohren horchten unbewußt fortwährend — kein Mädchen und kein Kind mehr zu sehen war.

Er stand nach runden sechsunddreißig Stunden vor dem Reedereihause in der Großen Reichenstraße in Hamburg, er war dort, ehe die Bürostunden begannen. Eine plötzliche Furcht hatte ihn angefallen, der frühere Dampfer könne voll besetzt sein, und er müsse dann doch die vier Wochen durch warten. Aber es gab genug Platz; er freute sich an dem Fahrscheine, er zog ihn mehrmals heraus zu nichts anderem, als um ihn zu fühlen.

Dann stieg, einen Tag verspätet, Martin Wessel im Hauptbahnhofe aus dem Kölner Zuge. Er sah ganz englisch aus, nur die heftigen Armbewegungen waren nicht englisch, er grüßte kaum, er fing sich sofort laut zu beschweren an über das, was ihm und den anderen Arbeiterführern in Johannesburg durch die südafrikanische Regierung Botha und Smutsens geschehen sei. Die Beschwerde klang beinahe wie die Rede für eine englische Volksversammlung. Die Leute auf dem Bahnsteige und auf den Treppen hinauf zur Sperre und wiederum in der großen Eingangshalle des Bahnhofes, in deren Nähe sie gerieten, wandten sich alle dem eifrig hinkenden und scheinbar eben gereizten Sprecher zu und starrten ihn an. Spott oder Gelächter war nirgends zu merken, nur Verwunderung. Cornelius Friebott fühlte sich dennoch beschämt für den Freund. Er versuchte ein paarmal abzulenken: „Ja, ja, Ilsabeth hat es an deine Mutter geschrieben. — Ilsabeth hat gleich nach Gottsbüren geschrieben, als es dir geschah. — Die arme Ilsabeth ist nun

allein, sie hat sich gewiß schwer geängstigt im ersten Augenblick. — Ich war ein paar Tage im Gastzimmer bei der Sababurg. Dort hat mich Rödden antelephoniert. — Deiner Mutter geht's gut. Sie erwarten dich sehr in Gottsbüren. Ja, sie erwarten dich fast wie einen Fürsten." Vielleicht sagte er seine Sätze nicht laut genug, jedenfalls redete Martin Wessel jedesmal über sie weg; und weder die gute, ferne Frau, noch Gottsbüren, noch die alte Mutter, noch die Geschwister dort, noch der Schwager in Jürgenshagen, noch der Freund selbst an seiner Seite, noch die große ehrgeizige Kaufmannsstadt schienen von irgendwelcher Bedeutung für ihn. Er schoß noch mehr als früher englische Sätze in die deutsche Rede und freilich auch mit besserem Akzente: „You must understand the enormity of it all. — The enormity of it all you must well understand — The enormity of it all in a British Country!" Als das British Country allzu oft erklang, wurde Cornelius Friebott verdrossen. Er sagte: „Glaubst du das alles selber? Glaubst du das alles immer noch? Oder sind es jetzt nur Redensarten, an die du dich für deine Ansprachen gewöhnt hast?"

Sie kamen nächsten Tages noch einmal aneinander. Martin Wessel sagte: „Wir sind auf Deutschland gespannt; nun muß sich zeigen, ob in Deutschland ein wenn auch langsamer Fortschritt eingesetzt hat, ob die Demokratie irgend etwas fertig bringt, ob die Millionen sozialdemokratischer Wähler nicht ebenso viele bedeutungslose Michel darstellen wie die andern auch; und deshalb bin ich hier und deshalb werde ich von Amsterdam nach Berlin fahren." Cornelius Friebott fragte: „Was? Was soll Deutschland? Deutschland soll sich gegen die britische südafrikanische Regierung erklären, weil diese ein paar hitzige Engländer und Holländer und auch einen Deutschen, der britischer Staatsbürger geworden ist, ohne Recht und Urteil auf eine Seereise erster Klasse gesandt hat? — Ja, was wollt ihr denn eigentlich noch? — Hier verlangen so ungefähr dieselben Leute wie du,

Deutschland soll sein Militär wegschicken und Rußland anrempeln und seine Kolonien aufgeben und die Löhne verbessern, und bekämpfen den Imperialismus und verlangen Gelegenheiten und Aussichten für jeden Tüchtigen und so weiter und so fort, das habe ich alles selbst gehört in ihren Versammlungen. — Und jetzt bist du wieder eine neue Nummer." — Und er sagte: „Nein, einmal komme ich auch an die Reihe. Ich spreche auch einmal zu Ende und du hörst zu: Um was geht es bei euch da draußen? Um hohe Löhne bei kurzer Schicht und dann und in der Hauptsache, daß die bequemen Arbeiten bei hohen Löhnen ein unberührtes Vorrecht des weißen Arbeiters bleiben, und daß die groben Arbeiten und die niederen Löhne den Farbigen zufallen, und daß die Frage der Tüchtigkeit und Leistung nicht gestellt werden darf zwischen Schwarz und Weiß. Das ist euer Sozialismus und eure Solidarität da draußen, und ich will nichts dagegen einwenden, weil ich gelernt habe, daß es keine Allgemeingültigkeiten gibt, und weil ich selber ein Weißer bin. Ich will auch dagegen nichts einwenden, daß euer Sozialismus und eure Solidarität da draußen und überall, wo Angelsachsen den Ton angeben — nicht im öffentlichen Worte, aber in der Übung — die bequemsten Arbeiten und die höchsten Löhne für die angelsächsische Rasse natürlich beansprucht. Ich will dagegen nichts einwenden, aber daß wir solche Esel sein sollen, uns um der Internationalität willen immer wieder vor fremde Karren zu spannen, dagegen wehre ich mich. Ihr seid stark genug, euch selbst zu helfen. Oder fällt es irgendeinem Menschen bei euch und in der weiten Welt ein, zu sagen: Die Erde muß endlich neu verteilt werden nach Zahl und Leistungsfähigkeit und außerhalb des Zufalls; von allen Völkern haben die Deutschen nach Zahl und Leistungskraft am wenigsten Raum und am wenigsten freie Gelegenheit, und deshalb ist Deutschland so unruhig! Fällt irgendeinem ein, das zu sagen und sich für uns in Harnisch zu setzen? Was? Was?" Und Cornelius

Friebott sagte: „Fertig! — Du brauchst gar nicht zu antworten. — Ich erkenne den Unterschied auch. Ihr außen wißt bis zum letzten, was euch fehlt. Und in Deutschland haben sie es vor lauter Wortmacherei nie erkannt und haben in der Enge jede Sicht verloren."

Da Martin Wessel wieder davon war, empfand Cornelius Friebott eine quälende Leere. Die Besorgungen waren viel schneller gemacht, als er erwartete. Danach blieben noch vier Tage bis zur Abfahrt des Dampfers. Reinhart sandte einen überraschenden Brief: „Ich mache mich auf vierundzwanzig Stunden los, ich will wenigstens mit Dir an Bord gehen." Cornelius Friebott dachte: „Also drei Tage allein, noch drei Tage, noch drei lange Tage." Er dachte: „Und Reinhart kommt den ganzen weiten Weg her, um eine Weile mit mir an Bord herumzustehen, und um dann anzusehen, wie der „Adolf Woermann" loswirft vom Petersenkai, und wie ihn die Schlepper hinausbringen in die Elbe..." Er dachte: „Was ist Deutschland klein, daß einer von seiner Ostseite so rasch herüberkann; die Haushälterin wird den Kranken sagen, er ist auf einen einzigen Tag verreist..." Er ging zum Hauptbahnhofe, um spielerisch nachzusehen, wann der Freund daheim abfahre. Der eine Schalter der Auskunft war merkwürdig leer, da fragte er obendrein nach guten Zügen nach Kassel und von Kassel. Er dachte: „Reinhart kann zu mir fahren in vierundzwanzig Stunden her und hin, und ich, ich habe noch achtundvierzig Stunden, und wenn ich will zweiundsiebenzig Stunden, und mein Weg wäre kürzer." Er schritt rasch und kräftig und wie im Rausche der Freude zum Gasthofe zurück. Er packte pfeifend die Sachen, die noch ungepackt lagen, für die Seereise. Er packte die leichte Tasche besonders und stand gegen Mittag wieder im Bahnhof und löste die Karte nach Kassel, hin und zurück. Die bequeme, rasche Fahrt von sieben Stunden saß er mit geschlossenen Augen angelehnt. Seine Gedanken spra-

chen unaufhörlich zu Melsenen, oder sie gingen wie Musik zu Melsenen, denn für richtige Worte und Sätze und die ganze Ordnung der Sprache waren sie viel zu schnell. Sie sagten in ihrer Musik, in ihren Tönen: „Ich muß dich jetzt sehen, wir müssen jetzt zu einem Verständnisse kommen, weil mein Schiff in drei Tagen abfährt, wir müssen jetzt zu einem Einverständnisse kommen, wann du und ich die Fahrt einmal eins und zusammen machen. Zum Verständnis einer Hoffnung wollen wir kommen. Nicht wahr?" Die Gedanken musizierten und tönten auch, daß alles ganz leicht und ganz richtig sei, und sie neckten, daß er, als er mit dem Mädchen war, so ganz erfindungslos gewesen sei.

Der Abend in Kassel verging etwas langsam, die Nacht war etwas unruhig, aber die Vorfreude hörte keinen Augenblick auf. Er machte gegen Morgen einen Plan: „Ich muß doch erst mit ihr sprechen, mit ihr allein. Wenn sie heimkommt von der Schule, wenn ich vor ihrem Hause warte, das ist zu kurz. Ich muß an der Schule warten, wir können dann zusammen gehen." Er hielt sich zurück, daß er nicht vor Schulanfang auf dem Ständeplatze stehe und sie ankommen sehe. Aber zu Schulende um Mittag stand er wie ein verliebter Tanzstundenjunge beobachtend hinter dem Löwenbrunnen; der Vergleich fiel ihm ein, er lachte ihn fort und schämte sich doch. Er geriet in große Aufregung, als die Glocken der Martinskirche und das schnarrende Läuten der Schule zugleich zu hören waren, und die Aufregung war so groß, wie er sie seit dem Tage, da Melsene Volmar und deren Mutter auf dem Bahnhofe von Bodenfelde vor ihm auf und ab gingen und den Zug erwarteten, nicht mehr durchkostet hatte; und die Aufregung wuchs noch, als es herausquoll aus der Türe, die Jüngsten beweglich und bunt, und dazwischen bald Lehrerinnen und Lehrer und größere Mädchen und wieder kleines Zeug. Er begann erschreckt zu denken: „Wenn sie krank ist, wenn sie aus irgendeinem Grunde früher fort ist, wenn sie aus irgend-

einem Grunde nicht gekommen ist, was dann? Was dann? Was dann?" Gerade als er dachte: „Ich muß vielleicht näher heran, damit ich sie sicher sehe," und als er doch zögerte, weil er meinte: „wenn ich davor stehe, erschrickt sie vielleicht; wenn ich gerade davor stehe, ist es ihr vielleicht nicht recht," gerade, als er dies dachte und vortrat und zurücktrat und auch mit neuem Erschrecken sah, daß die Quelle aus dem Tore fast versiegt sei und nur noch einzelne Nachzügler die Stufen der Treppe eilig heruntersprangen, hörte er über die hundert Meter weg neues Schwatzen und Lachen aus dem Gebäude und ganz deutlich und ohne Zweifel einen Zuruf: „Melsene!" Und dann stand da richtig in der Türe und verharrend an der obersten Stufe ein neuer Trupp größerer Mädchen und mitten zwischen ihnen stand Melsene in blauer Matrosenbluse und braun und helläugig und ungefähr anzusehen wie am ersten Tage im Gastzimmer des Reinhardswaldes neben der Mutter wie ..., wie eine um zwei, um drei, um vier Jahre ältere Schwester. Aber dieses Bild dauerte ganz kurz. Die Mädchen mit ihren schwingenden Taschen kamen zu dritt und viert und zweit die Stufen hinunter, da waren die meisten aufgemacht als Erwachsene mit wenig Geschmack und winkten plump, und nur ein paar liefen schlank und fest in den hellen Herbstmittag hinein noch in kurzen Röckchen und Socken und offenen Haaren oder Zöpfen. Und Melsene gehörte zu ihnen. Der Trupp ging auf der linken Seite des Ständeplatzes und kam über den Ständeplatz hinüber und ging, nachdem einige Kameradinnen nach links davongeschlüpft waren, die häßliche Hohenzollernstraße entlang. Rechts auf dem Fahrdamme des Ständeplatzes fuhr ein Lastwagen, der Lastwagen bog richtig in die Hohenzollernstraße ein, der Lastwagen hielt fortwährend einen Abstand von zehn Metern zu den ziehenden Mädchen. Rechts rückwärts vom Lastwagen und durch ihn verdeckt ging Cornelius Friebott. Er hatte das Mädchenkind fortwährend im Auge. Es war jetzt

nichts mehr zu denken; es war höchstens zu denken, sie darf mich nicht sehen, es war höchstens zu denken, „ich biege, sobald der Wagen seinen Weg ändert, nach rechts hinauf". Das Mädchenkind begann schon auf dem Ständeplatze sich gestört umzusehen, die Kameradinnen taten es ihr nach, und es war auch zu merken, daß sie sie fragten. Das Mädchenkind wurde noch unruhiger in der Hohenzollernstraße; in der Hohenzollernstraße fast dem Postamte gegenüber löste sie sich von den Kameradinnen und schlüpfte in einen Laden, da hielt auch der Wagen; sie kam heraus, als sich der Wagen wieder bewegte, sie sah sich jetzt fortwährend nach allen Seiten um. Da sagte Cornelius Friebott: „Ich will dich doch nicht in Unruhe bringen, das will ich doch nicht, deshalb bin ich doch nicht gekommen." Und er bezwang sich, und bevor der Wagen seinen Weg änderte, bog er nach rechts hinauf. Er kam nach einiger Zeit noch einmal sehr vorsichtig die Straße hinunter. Er wußte selbst nicht, was er eigentlich wollte; vielleicht wollten die Füße nur auf der Seite zurückgehen, auf der sie gelaufen war, vielleicht wollten die Hände nur den Drücker der Ladentüre fassen, den sie vor kurzem gefaßt hatte. Aber, als er mit den scharfen Augen prüfend die Straße absuchte, war das Mädchenkind zwei Ecken weiter noch zu sehen und jetzt auf der rechten Seite und wie jemand, der sucht aus irgendeinem Gefühle heraus, daß er suchen müsse, daß etwas warte...

Da kehrte Cornelius Friebott rasch um, und fuhr in zwei Stunden von neuem aus Kassel heraus; es war sehr schwer, viel schwerer als die Not des Bodenfelder Bahnhofes, obgleich er es nicht glauben wollte, obgleich er vorgab an Martin Wessel zu denken und gar nicht an das Mädchenkind, obgleich er in seine Wirrnis hinein sagte: „Martin Wessel, Martin Wessel hat ein Ziel. Martin Wessel erfüllt eine Berufung, Martin Wessel ist überzeugt, daß er eine Berufung erfüllt. Aber ich, ich finde mein Ziel nicht und ich, ich höre meinen Ruf nicht!"

Als Cornelius Friebott ein anderes Jahr mit Hanke zusammen gearbeitet hatte, wurden die Briefe von der Guten Hoffnung dringlich. Sie schrieben beide, Greta und George, hintereinander her. Die junge Frau verlangte: „Du mußt jetzt einfach kommen. Weihnachten arbeitet Ihr nicht. Du mußt kommen und unsern Jungen ansehen, der Deinen Namen trägt, und zu dem Du Pate bist und von dessen Taufe Du Dich ferngehalten hast trotz meinen Bitten. Du mußt jetzt kommen, sonst glaube ich doch, daß zwischen Dir und Georgen irgend etwas sich ereignet hat, wenn Ihr es auch beide abstreitet. Du mußt ferner den artesischen Brunnen ansehen, der bei uns erbohrt worden ist, nachdem es Auob abwärts in Klein-Nabas so gut gelang. Du sollst das springende Wasser anstaunen, davor wir immer wieder wie vor einem himmlischen Wunder in großer Dankbarkeit stehen hier, wo Wasser so köstlich und selten war. Du und George, Ihr müßt Euch auch aussprechen über die Farm, denn mit dem neuen Wasser haben wir ganz neue Möglichkeiten gewonnen, und das sagt Vater auch." George bat nicht weniger eifrig um den endlichen Besuch, er schrieb wie Greta von der Bohrung, er wies darauf hin, daß sie doch gemeinsame Besitzer der Farm seien, und daß sie sich klar werden müßten, wie in Zukunft alles zu halten sei.

Außer den Aufforderungen der Verwandten trafen in den letzten Monaten des Jahres 1913 noch zwei Einladungen zum Weihnachtsfeste bei dem stillen, rastlos tätigen Manne in Lüderitzbucht ein. Rosch, der vor anderthalb Jahren die kleine trockene Farm Gründorn am Ostrande des Bastardlandes verkauft hatte und aus dem Erlöse seiner Diamantenanteilscheine sich im Bezirke Grootfontein ein mächtiges, fruchtbares Stück Land gekauft hatte mit „stief"

Wasser und Palmen und weißen Termitenhügeln und gutem Grase nach seiner Beschreibung, bat sehr um Besuch, „denn jetzt bin ich so weit, daß Du auch ein ordentliches Zimmer vorfindest, und jetzt will meine Schwester ihren Sohn als Lerner zu mir herausschicken, und jetzt fehlt nur noch, daß Du meine neue Farm Lurup auch schön findest, damit sie mir ganz gefällt."

Die andere Einladung kam von Ilsabeth, sie sagte: „Es ist freilich umsonst, denn Du wirst solchen weiten Weg nicht fahren. Du sollst indessen von jetzt an immer von neuem eingeladen werden, bis Du es tust. Es ist hier alles wieder in Ordnung, so meine ich, Martin behauptet dagegen, es sei gar nichts in Ordnung. Sie haben ihn aber mäuschenstill zurückkommen lassen, ihn und die andern, und haben sich gegen keinen gewandt. Und schließlich bin nur ich um die Reise nach Deutschland betrogen worden, weil wir doch in diesem Jahre zusammen gefahren wären, wenn sie ihn nicht voriges Jahr weggeschickt hätten. Nun erklärt er, er habe vorläufig keine Zeit und kein Geld für die Reise. Reisen wir jemals, so kommen wir an Lüderitzbucht vorbei, denn daß er dann mit einem deutschen Dampfer fährt, dafür werde ich sorgen, und dann besuchen wir Dich, Junge. — Er erzählt zuweilen von Dir, er erzählt, Du hättest Dich wenig verändert, nur seiest Du in Deinen Ansichten viel zu langsam; das tadelt er freilich an vielen. Wir haben auch im Oktober einen Brief von Martins Schwester gehabt und schreibt diese, bei Martins Mutter sei ein junges Mädchen aus Kassel gewesen, es ist von der Sababurg heruntergekommen, wo es mit seiner Mutter bei Malzfelds sich aufgehalten hat, und hat gefragt, wie es Dir wohl gehe, Du seiest im vergangenen Jahre mit ihr und ihrer Mutter bei Malzfelds zusammen gewesen. Martins Mutter konnte ihr keine Antwort geben, denn sie hatte doch nichts mehr von Dir gehört, und sie scheint jetzt auch die Menschen zu verwechseln und in der Erinnerung durcheinanderzuwerfen.

Aber das Mädchen war wirklich da und hat Deinen Namen genannt."

Cornelius Friebott nahm Ilsabethens Einladung nicht an, aber Cornelius Friebott schrieb und tat die verwunderliche Bitte, ob er den Brief von Martins Schwester mit der Erwähnung der Sababurger einmal einsehen dürfe. Und Ilsabethens Brief setzte ihn in solche neue Bewegung, daß er den Verwandten schrieb, er werde Weihnachten endlich zu ihnen kommen, und daß auch Rosch keine ganze Absage erhielt. Er antwortete ihm, Weihnachten müsse er auf die Gute Hoffnung, die Verhältnisse hätten sich dort geändert, Wasser sei im Flußtale erbohrt und solle hervorsprudeln, ja fast springen, und eine Besprechung sei nötig. Doch gedenke er in der ersten Hälfte des Jahres 1914 zur geplanten Landesausstellung und Dreißigjahrfeier der Kolonie nach Windhuk zu kommen, und dann, dann wolle er von Windhuk aus den viel gerühmten reichen Norden einmal recht ansehen und mit Freuden des alten Kameraden Gastfreundschaft annehmen.

Als Hanke von diesen Plänen hörte, sagte er: „Wachen Sie wieder auf? Gott sei Dank. Aber wie geht das zu, und was ist mit Ihnen gewesen? Fleiß in Ehren, mit Ihrer Arbeitswut haben Sie mich und meinen Bruder im letzten Jahre fast umgebracht. Man kann doch nicht bequem neben Ihnen sitzen, wenn Sie schuften. Ich bin wirklich froh, wenn Sie etwas zu feiern anfangen." —

Greta fragte ebenfalls: „Was ist mit dir gewesen in dem letzten Jahre? Du bist vor der Zeit von Deutschland abgereist; du hast dich wieder mit Hanke zusammengetan, statt auf die Farm zu kommen, wie wir alle annahmen, und wie auch abgemacht war; du bist nicht einmal zu des Jungen Taufe hergefahren, du hast auf nichts, was man dir schrieb, richtig Antwort gegeben. Was war nur mit dir los? Und die Frau, die du mitbringen solltest, hast du auch nicht mitgebracht. Oder, oder wartet sie zu Hause? Oder,

oder hast du irgendeine Überraschung vor?" Sie wiederholte die Fragen jedesmal, wenn sie und Cornelius Friebott im Zimmer oder unter dem Vordache allein beieinander saßen; sie wiederholte die Fragen in immer anderen, vorsichtigen, tröstenden Worten. Sie sagte zu ihrem Manne: „Zu Hause ist was vorgekommen, wenn er auch nichts davon zu wissen behauptet. Ich glaube ihm schon, daß er nach einem Regensommer rascher zurück wollte und daß er die Arbeitslosigkeit und das Herumhängen nicht länger vertrug, und daß er sich einsam fühlte — denn, wen hat er zu Hause noch? — und daß ihm politische Dinge wider den Strich gingen, wie er nun einmal ist. Nur, wenn es sonst gar nichts gegeben hätte, dann hätte er sich gefreut, wieder im Schutzgebiet zu sein, und wäre gleich hergefahren zu uns. Statt dessen hat er ein Jahr ganz in sich eingesponnen im Geschäft gesessen und hat nur gearbeitet und eigentlich nicht gelebt und gibt das zu und sagt selber, schön sei das Jahr nicht gewesen. Und jetzt, jetzt ist er wenigstens zuweilen ganz vergnügt. Und du meintest auch gleich, der Brief, damit er sich ankündigte, habe anders geklungen als seine sämtlichen Briefe vorher. Also ist wieder etwas geschehen." George entgegnete: „Wenn du nur von ihm sprechen kannst. Er scheint uns aber die Gute Hoffnung lassen zu wollen. Er sagt, wenn es für ihn noch einmal ans Farmen ginge, dann kaufe er vielleicht im Norden, wo Rosch gekauft habe. Und vielleicht erklärt er sich damit zufrieden, daß ich ihn in kleinen Beträgen von Jahr zu Jahr ausbezahle. Das sollten wir nun leisten können, seitdem das neue Wasser da ist."

Greta redete nicht wieder zu ihrem Manne über Cornelius Friebotts Nöte, aber sie machte sich den Nöten erst recht auf die Spur. Sie dachte sich an diesem Abend ein neues Verfahren aus. Das Verfahren bestand darin, daß sie ihm mit großer Anteilnahme jedes Erlebnis abfragte von Lüderitzbucht und der Heimfahrt und Hamburg und Jür=

genshagen und Chemnitz bis zur Rückfahrt. Sie ließ sich die Personen jedes Erlebnisses einzeln nennen und beschreiben. Als Cornelius Friebott sah, daß er ihr ein Vergnügen bereite, erzählte er gern und manches umständlich.

Greta saß allein und nährte ihren Jungen, sie überlegte: „Von den Wesselleuten in Gottsbüren wird es doch niemand sein? Zwar hat er seines Freundes Martin Wessels älteste Schwester mehrfach erwähnt und er hat so genau erzählt und er hat so genau erwähnt, wie sie mit ihm gelaufen sei bis zu den Forsthäusern trotz dem Regen, und daß sie halbwüchsig schon damals in Wilhelmshaven ein helles Mädchen gewesen sei. Aber ist das zu glauben, daß Cornelius Friebott ein Verlangen habe nach eines kleinen Dorfschneiders Frau?" Sie saß starr und geärgert, da begann das Kind zu weinen. Sie herzte das Kind und beruhigte es, und lachte dann über die eigene Torheit.

Am nächsten Tage hatten sie den landwirtschaftlichen Sachverständigen der Regierung zu Gaste und ritten mit ihm alle drei zum artesischen Wasser, um seine Ratschläge zu hören. Am Wasser entschieden sich George und der Sachverständige zu einem weiteren Ritte Auob aufwärts. Die junge Frau mußte zum Hause zurück des Jungen wegen und auch, weil wiederum ihr Körper ein Kind zu tragen begann. Cornelius Friebott kehrte mit ihr um. Sie verlangte: „Jetzt erzähle weiter." Er sagte: „Das von Chemnitz habe ich euch beiden schon erzählt." Sie sagte: „Du wolltest aber von Chemnitz nach Berlin? Und wie war es dann doch? Du hast unterwegs deinen Plan geändert, weil es im September plötzlich warmer Sommer wurde. Da dachtest du an den Reinhardswald und bist einfach hingefahren?" Cornelius Friebott antwortete: „Ja, so ist es gewesen." Greta fragte: „Und —, und hast du die Reise nun allein gemacht? Ihr Männer, ihr trefft doch manchmal jemand, den ihr kennt. Ich meine, bist du ganz allein drauf verfallen? Oder hat dir jemand die Sababurg angeraten?"

Er antwortete belustigt: „Angeraten, Mädchen, angeraten? Die Sababurg gehört in mein Jugendland hinein, die kannte ich gut genug." Sie sagte: „Ja, das weiß ich nicht alles so. Für mich ist es nur ein Name." Sie fragte: „Was hast du da nun gemacht ganz allein in dem Gasthause im Walde?" Er antwortete: „Was macht man als Feiernder daheim im Walde? Man läuft eben herum und liegt herum." Sie sagte: „In einem Gasthause sind doch immer noch andere Menschen. Du hast doch mit ihnen in der Wirtsstube zu Abend gegessen, und waren da keine bei zum Spazierengehen?" Sie sagte: „Du mußt bedenken, wir sitzen hier so einsam, da möchte man gern von allem genau hören..." Er sagte: „Ich war nicht lange auf der Sababurg. Ich war ja nur ein paar Tage auf der Sababurg. Ich bin in den paar Tagen noch weg gewesen nach Gottsbüren und Carlshafen und Jürgenshagen. Denn die Sache mit meinem Elternhause mußte geordnet werden. Und zuletzt fing der Regen wieder an." Sie fragte: „Wieder in Gottsbüren?!" Er sagte: „Im Gasthause waren nur noch zwei Gäste, eine Mutter und eine Tochter aus Kassel." Er sagte: „Mit dem Mädchenkinde bin ich einmal in Bursfelde gewesen, in Bursfelde an der Weser in einer alten Kirche." Sie fragte: „Mit dem Mädchenkinde? Mit dem Mädchenkinde?" Sie sagte: „Das klingt so eigentümlich..." Sie fragte: „Wie alt war die Mutter? Wie alt war das Mädchen?" Er antwortete: „Die Mutter mag fünfzig Jahre alt gewesen sein, Melsene war fünfzehn Jahre alt, fast sechzehn Jahre." Sie fragte: „So? — Melsene? — War das ihr Name? — Ist das ein Wesername?" — Er sagte: „Ich glaube, die Mutter war eigentlich die Pflegemutter, aber sie waren wie Mutter und Tochter zusammen." Sie fragte: „Wie sah das Mädchenkind aus, das mußt du mir jetzt beschreiben!" Sie sagte, als sie sechzehn Jahre alt gewesen sei, habe sie soundso ausgesehen. „Sah dein Mädchenkind ähnlich aus?" Sie sagte: „Erzähle mir noch etwas

von dem Mädchenkinde..." Er sagte: „Was gibt es viel zu erzählen, wenn man so kurz beieinander war." Aber er erzählte dann doch von dem Urwalde, und wie Melsene die durchgehenden Pferde aufgehalten habe, und vom Gange nach Bursfelde. Zwischen den Berichten fragte sich Greta her mit immer schnelleren Fragen. Als er schwieg, sagte sie: „Jetzt möchte ich wissen, wer zuerst fortgefahren ist?" Cornelius Friebott sagte: „Die Kasseler sind zuerst fortgefahren." Er sagte: „Die Ferien gingen zu Ende." Er sagte: „Das Wetter wurde wieder schlecht."

In Hausnähe begann Greta noch einmal zu fragen: „Hast du das Mädchenkind an der Sababurg, von dem du mir vorhin erzähltest, vor der Abreise noch wiedergesehen?..." Cornelius Friebott antwortete: „Das Kind? Ja, ich habe das Kind auf der Straße in Kassel von ferne gesehen." Greta fragte: „Nelius, hast du von dem netten Mädchen niemals wieder etwas gehört?" Er erwiderte und lachte dazu: „Denke dir, Ilsabeth Wessel hat mir neulich von Johannesburg im Transvaal mitgeteilt, das Mädchen und die Mutter seien in diesem Sommer wieder auf der Sababurg gewesen, und das Mädchen sei nach Gottsbüren gekommen und habe sich bei Wessels erkundigt, wo ich hingekommen sei und wie es mir gehe. Aber Wessels wußten nichts von mir. Ist das nicht ein Umweg des Hörens! Die Kasseler haben sich also erinnert, und es ist freundlich."

Daheim beim Vespern sagte Greta: „Wenn es in deinem Reinhardswalde so schön ist, möchte ich einer Freundin nach Deutschland davon schreiben, vielleicht könnte sie hingehen, du mußt mir richtig angeben, wie das Gasthaus heißt, du kannst es mir gleich hier aufschreiben." — Greta Friebott hatte nach der Rückkehr vom Ritte einen großen Plan gefaßt. Greta Friebott gedachte bei den Wirtsleuten des Sababurger Gasthauses anzufragen, wer die Mutter von fünfzig Jahren und das Mädchen von vollen fünfzehn Jahren aus Kassel wären, die sich zugleich mit Herrn Cornelius Friebott

aus Deutsch-Südwestafrika Ende September des Jahres 1912 als einzige Gäste dort aufgehalten hätten und die angeblich im Sommer 1913 wieder auf der Sababurg gewesen seien, und wie ihre richtige Anschrift laute. Nach dem Empfange der Auskunft gedachte sie an das Mädchen oder an die Mutter oder an beide zu schreiben. Sie wußte noch nicht genau was, sie wollte ungefähr schreiben, daß Cornelius Friebott sich wohl freuen würde, wenn er wüßte, wie es ihnen ginge; sie wollte vielleicht auch anderes schreiben, wenn sie ihn noch besser ausgefragt und ausgehorcht hätte. Sie konnte sich diesen zweiten Brief noch manche Wochen gut überlegen. Sie meinte genau zu wissen, daß sie jetzt auf der richtigen Spur sei. –

Greta Friebott überlegte sich nicht erst den zweiten Brief, sondern schon das Schreiben an die Wirtsleute sehr lange. Aus den Wochen wurden sechseinhalb Monate. Bei Briefen besonders scheinen Vorsatz und Ausführung himmelweit auseinander zu liegen, und Greta Friebott hatte ihren vollen Arbeitstag, und George sollte von diesem Briefe nichts wissen, der Brief mußte also in seiner Abwesenheit hingemalt und auch unter der Hand zur Post besorgt werden; außerdem wuchs die Schwierigkeit selbst dieses Schreibens, sobald man nun richtig daran wollte, außerdem fühlte sich die junge Frau in Erwartung des zweiten Kindes häufig nicht wohl.

Greta Friebott schrieb den Brief im südwestafrikanischen Winter und deutschen Sommer des Jahres 1914. Und da sie so lange gezögert hatte und nun rascher gutmachen wollte, stieß sie zu eigener Überraschung jedes Bedenken plötzlich beiseite und legte einen Brief an Mutter und Mädchen ein und gab an, wer sie wäre, und sagte, daß ihr Cornelius Friebott von dem Mädchenkinde und dem Urwalde und von Bursfelde so nach und nach erzählt habe, und daß sie selber ganz neugierig geworden sei, und daß sie immerfort denken müsse, wenn der Mann nur wieder einmal höre

von Mutter und Tochter, so werde es ihn gewiß herzlich erfreuen. Und zu dieser Freude möchte sie ihm verhelfen.

Kaum daß der Brief von der Farm war, mitgenommen von einem Beritt der Kamelkompanie in Gochas, traf, als wie gerufen, eine Nachricht von Cornelius Friebott ein. Die Nachricht war nicht gut. Er sei nach Windhuk gefahren über Swakopmund zur Landesausstellung, wie sie ja wüßten, er habe von Windhuk die Bahnfahrt nach Grootfontein machen wollen und habe die Reise bei schlechtem Befinden auch angetreten, um den Kameraden Rosch nicht zu enttäuschen. Er sei aber auf halbem Wege wieder umgekehrt und sei gerade rechtzeitig in Windhuk angekommen, um sich mit ausbrechendem schwerem Typhus in die Pflege des Windhuker Krankenhauses begeben zu können, und dort habe er die Wochen hindurch gelegen; der Arzt sage, er könne demnächst hinaus, aber er müsse sich noch sehr schonen und sich von Anstrengungen fernhalten und in das Geschäft dürfe er noch nicht zurück und in den Norden zu Rosch solle er auch nicht, hingegen mit der Guten Hoffnung sei der Arzt einverstanden, und George und Greta möchten das sogenannte neue Haus freundlichst richten und ihm nach Möglichkeit einen ordentlichen Bambusen besorgen. Und obgleich es nun unerwartet sei und die Pläne störe, freue er sich, daß er überhaupt lebe und sich wieder bei Mut zu fühlen beginne, und daß sie auf diese Weise wieder eine Weile zusammenkommen sollten.

Greta wurde blaß und aufgeregt bei der Nachricht. Sie sagte ungescheut: „Ich habe so viel an ihn gedacht seit seinem Hiersein um Weihnachten. Ich glaube, ich habe jeden Tag an ihn gedacht. Ich habe dennoch nicht geahnt und nicht gefühlt, daß er krank sein könnte.“ Sie sagte: „George, er hätte sterben können, und wir hätten es nicht gewußt.“ Sie machte sich Vorwürfe, daß sie so lange gezaudert habe mit dem Sababurger Briefe, als stehe dieses in irgendeiner Verbindung mit der Krankheit. Aber nach dem ersten

Schrecken freuten sie sich beide auf seinen neuen Besuch. Und sagten beide: „Weihnachten war es gar nichts, die paar Tage. Jetzt soll er ebenso viele Wochen oder noch länger hier bleiben. Und er soll sich recht erholen." Sie sagte: „Nur mit ihm reiten, das kann ich jetzt nicht, er muß meinen Zustand nun freilich mit in Kauf nehmen." –

George holte den Vetter von der Haltestelle der Bahn ab, wo sie ihre Gäste in Empfang nahmen. Cornelius Friebott war schmal und keineswegs bei Kräften. Schon die Wagenfahrt in dem gutfedernden, zweirädrigen Wagen strengte ihn an. Greta sagte: „Bis du etwas herausgefüttert bist, mußt du bei uns im Hause wohnen. Das mußt du schon meinetwegen tun, sonst laufe ich jeden Tag den unnützen Weg, um bei dir nachzusehen." Er wehrte sich nicht, er stimmte auch nicht eifrig zu, er nahm alles eben hin und hielt sich selber still.

Es dauerte fünf Tage. Es war so ruhig um das Haus wie niemals. Die farbigen Mädchen und die Bambusen schwatzten ganz leise innen und rundum, und selbst der kleine Junge war kaum zu hören. Am Abend des fünften Tages besprachen sich die Eheleute flüsternd in ihrem Zimmer: „Wird es wieder schlechter mit ihm? Was ist dann zu tun? Soll man einen Arzt den weiten Weg herholen? Soll man ihn vorher darum fragen? Wenn man vorher fragt, wird er es nicht zugeben. Könnte man es so einrichten, daß der Arzt wie zufällig vorüberkommt?" Sie merkten, daß sie beide in Angst seien.

Am nächsten Morgen begleitete Greta ihren Mann eine Stunde fort vom Hause, wo sich ein großer Leopard in der Falle gefangen haben sollte. George schoß den gefangenen Räuber in der Falle. Als sie zurückkehrten, hörten sie die Farbigen laut reden und singen, und beim erstaunten und ungehaltenen und auch erschreckten Heran war Cornelius Friebott zu sehen, wie er mit seinem Patenkinde spielte und lachte, und das Kind krähte vor Vergnügen. Da waren sie

froh und eilten sich und schüttelten ihm die Hand und sagten: „Heute scheint es dir endlich besser zu gehen! Gott sei Dank.“ Und Greta sagte dazu: „Du hast auf einmal wieder glänzende Augen.“ Und sie brachten das frische Fell des Leoparden an und rollten es vor ihm auf. Cornelius Friebott sagte: „Während ihr fort wart, hat ein Bastard hier Post abgegeben. Es ist aber für euch nichts da als die Zeitung.“ Mittags aß er zum ersten Male wieder mit ihnen und war gesprächig wie in früheren Zeiten und erzählte von der Landesausstellung. Und Greta lobte: „Damals, als ihr beide auf dem Wege hierher wart zur Übernahme und als ihr uns besuchtet, da hast du ebenso lustig erzählt und dann nie wieder.“ Cornelius Friebott sagte: „Ihr müßt aber einmal die Zeitung aufmachen. Meine Zeitung ist noch nicht mit da. Die letzten Wochen, als ich in Windhuk lag, meinten welche, es sei Grund zur Sorge, weil in Bosnien, in Serajewo, der österreichische Kronprinz samt seiner Frau von einem Serben ermordet worden ist.“ Sie hörten kaum darauf. George sagte: „Der österreichische Kronprinz? Der österreichische Kronprinz? Ich weiß gar nicht, wer das ist.“ Danach sprachen George und Greta von der Ausstellung in Windhuk, die sie kannten, und sagten: „Wir hätten unsere Bohrstellen und unser sprudelndes Wasser aufnehmen lassen müssen und hätten wenigstens die Bilder aushängen lassen sollen. Das ist was zum Zeigen. Das bedeutet was; wenn je wieder Ausstellung ist, dann muß es auch geschehen.“

Am Nachmittage, als George fortgeritten war zu den Arbeiten am Wasser, setzte sich Greta neben den Ruhenden. Sie zögerte: „Ich möchte dich etwas fragen ...“ Er sagte lächelnd: „Nun?“ Sie sagte: „Hast du heute morgen einen Brief bekommen?“ Er erwiderte: „Ja ...“ Sie fragte: „Hast du auf einem Umwege etwas von den Kasselern gehört? Ich meine von denen, die mit dir auf der Sababurg zusammen waren?“ Er antwortete und lächelte wieder: „Wie gerätst du darauf, Greta? — Das Mädchen hat mir

in der Tat geschrieben, und ich habe den Brief heute nachgesandt erhalten.“ Sie sagte: „Was? Was? Wie ist das möglich?“ Er fragte: „Was ist mit dir?“, denn sie wurde rot und sah fort. Da bekannte sie, sie habe gemeint, ein Brief von den Kasselern könne ihm vielleicht willkommen sein, und sie habe ihm den Brief verschaffen wollen und habe seit Weihnachten immerfort daran herumgedacht, wie es zu machen gehe; und vor vierzehn Tagen habe sie endlich an die Wirtsleute geschrieben, und weil sie nun so viel Zeit vertan habe, habe sie gleich einen Brief an Mutter und Tochter eingelegt. Sie sagte: „Bist du böse? Du bist doch nicht böse? Ich wollte es dir nie sagen. Und nun, nun ist es nicht einmal etwas nütze gewesen; nun ist mir dein Mädchenkind selber zuvorgekommen, und das ist für mich fast ärgerlich.“ Er fragte: „Greta, was hast du geschrieben?“ Sie sagte: „Warte! Ich kann es noch Wort für Wort auswendig. Es war ein kurzer Brief, und ich habe doch ziemlich lange dazu gebraucht. Und mitten inne mußte ich ihn wegstecken. Und George weiß noch heute nichts davon.“ Er berührte ihre Hand, er sagte: „Es war lieb und freundlich von dir, Greta!“ Er sagte: „Es ist doch schön, wenn man unverhofft hört, daß Menschen, an die man gern denkt, an einen denken.“ Und er sagte: „Also, also, dazu wolltest du mir helfen, Greta ...“

Wenn Greta Friebott den Brief Melsenens gelesen hätte, davon der Mann glücklich sprach, wäre sie enttäuscht gewesen. Sie hätte vielleicht gefragt: „Ist das alles?“ Aber Greta hätte die lebendige Stimme nicht sprechen hören aus Papier und Buchstaben heraus und hätte Augen und Hand und Atem nicht gespürt auf dem Bogen und hätte keine Erinnerung gehabt; Greta hätte nur das gesehen, was eben dastand und hätte kaum bedacht, daß sie selber mehr wisse und mehr erkenne als das ferne Mädchen. Melsene schrieb: „Wir, Mutter und ich, sind in diesem Jahre zu Pfingsten auf die Burg herauf, weil Mutter es nötig hat.

Es ist alles leichter in diesem Jahre, da die Schule vorbei ist. Als ich zum ersten Male in den Urwald ging, dachte ich an Sie, es gibt dort keine rasche Veränderung. Ich war auch allein in Bursfelde und dachte an Sie in der Kirche. Ich sah von neuem den Unterschied zwischen unseren alten, steilen Waldbergen und unserem Flusse und der bunten, leeren morgenländischen Vorkirche, und in der kalten, starren, engen Mönchskirche fehlte in der Rundung immer noch das Notwendigste, von dem Sie meinten, es sei weggenommen. Am dritten Tage nach unserer Ankunft marschierte ich, wiederum allein — ich bin jetzt siebzehn Jahre alt, und Mutter hat sich hineingefunden — nach Gottsbüren. In Gottsbüren war ich im vorigen Juli. Damals bemerkte ich den Namen Wessel. Damals klopfte ich an und fragte nach Ihnen, und obgleich einer alten, wirren Frau eine mittlere, lebhafte Frau zu Hilfe kam, konnten mir alle beide nichts Rechtes sagen. Dieses Mal hatten sie einen zerknitterten Brief aus Johannesburg in Südafrika, drinnen sogar Ihr Name erwähnt war. Den Brief lasen sie mir und anderen Zuhörern vor. Ich hörte, daß Sie die Weihnachtseinladung Ihrer Freunde nicht angenommen hätten, und daß es ja auch weit sei von Lüderitzbucht nach Johannesburg. Ich hörte, daß Sie noch nicht wieder auf Ihre Farm gegangen seien. Warum wohl nicht? Die mittlere, nicht unhübsche Frau war zugegen. Sie sagte, sie wisse aus einem anderen Briefe ihrer Schwägerin, der aber nicht zu finden war, weil die alte, wirre Frau ihn verlegt hatte, Ihre Anschrift sei Cornelius Friebott, Lüderitzbucht, Deutsch-Südwestafrika, und das genüge. Ich habe zu Mutter gesagt, so, jetzt schreibe ich ihm. Er soll ein Bild schicken, wie es um ihn aussieht. Hat er die Farm nicht mehr? Warum ist er in Lüderitzbucht geblieben? — Ich will Ihnen noch etwas berichten, es scheint mir, ich müßte es, seitdem ich es weiß: Meine richtige Mutter war Melsene Volmar von Jürgenshagen, mit der Sie als Junge den erschossenen Wilderer

fanden, und der Sie am Bramwalde Geschichten erzählten. Ich bin vor meiner Erinnerung, und als die richtige Mutter nach Hilwartswerder heiratete, zu Vaters Schwester gekommen. Aber, wenn Sie antworten, erwähnen Sie davon nichts. Mutter grüßt Sie, und der Wald soll durch den Brief grüßen, und immer grüßt Sie Melsene."

Wenn Cornelius Friebott an den folgenden Tagen ruhte, beantwortete er in Gedanken den Brief, wie er als ganz junger Mensch in Gedanken Briefe beantwortet hatte. Wenn er herumschlenderte, weil George und Greta sich noch dagegen wehrten, daß er an der täglichen Arbeit sein Anteil bekäme, trug er eine kleine Kamera in der Hand und nahm Bilder auf von dem Patenkinde und von den beiden Wohnhäusern und von der Schwemmanlage und von Herden und Hirten und der Werft und von den Tränken und von dem artesischen Wasser im Auobtale und von George zu Pferde und von einer großen Antilope, die dieser heimbrachte, und von Obstgarten und von den Balken im Scherhause, daran die Säcke für die Wolle hingen. Greta sagte: „Nur mich nicht, bei mir mußt du noch ein paar Wochen warten. Denn die Bilder sollen doch fort, und wohin sie sollen, das kann ich mir denken." Cornelius Friebott sagte lachend: „Ja, welche sollen fort, Mädchen. Und wenn ich mit dir noch einige Wochen warte, hätte ich vielleicht Grund, gleich ein zweites Mal hinterher zu schreiben unter dem Vorwande, dein Bild sei vergessen gewesen, und bei einer Farm gehöre die Frau vornehin. Und könnte ich dann nicht zwei Antworten hintereinander erwarten? Was meinst du wohl?"

Es war an dem Abend, an dem der Antwortbrief fort sollte samt den Bildern. In der Posttasche staken fünf andere Briefe, einer an Rosch, einer nach Johannesburg, einer an Reinhart, einer an Hanke und einer der jungen Frau an eine deutsche Schulfreundin, und jedem Briefe lag diese oder jene Aufnahme bei. Der braune Postreiter Andreas saß wartend vor dem Hause, er ließ es gern ge-

schehen, daß Greta ihm besonderes Essen gab. Georgen war nachträglich eingefallen, in Mariental sei eine Bestellung zu machen, er schrieb die Bestellung auf. Sie sahen vom Tische, daß der Braune zu essen aufhöre und horche und ausschaue und aufstehe. Sie hatten seit Wochenfrist keinen Fremden mehr auf der Farm gehabt, Patrouillen der Kamelkompanie in Gochas und Verbindungsreiter mit dem Kamelgestüt in Kalkfontein Nord kamen letzthin auch nicht am Auob herauf, weil sich die Truppe im Bastardland im Manöver befand. Sie waren über eigenes Wissen neugierig, wie Reisende auf längerer Seefahrt, wenn nur ein ziehendes Schiff ankommt. Cornelius Friebott rief: „Was gibt's, Andreas?" Und er und Greta traten hinaus. Da antwortete Andreas: „Ich glaube, Sergeant — Sergeant aus Karaam" und zwei andere Farbige riefen gleichzeitig: „Polizei ..." Von der Werft bellten Hunde, und die Hunde am Hause wurden unruhig. Greta kehrte um in das Haus, sie sagte: „Er braucht mich jetzt nicht stehen zu sehen." Es dauerte fünf Minuten, dann war der Reiter heran. Cornelius Friebott sagte: „Na?" Der Sergeant sagte: „Ja, ich trage Stellungsbefehle herum. Für Sie habe ich keinen. Aber für Ihren Vetter ist einer dabei." Cornelius Friebott sagte: „Was ist das? Nachträglich fürs Manöver? Das ist ja neu. Oder ... ist was los?" Da sagte der Sergeant: „Haben Sie's denn wirklich auch noch nicht gehört? Deutschland hat Krieg mit Frankreich und Rußland und Belgien und England. Das ist los." Cornelius Friebott sagte: „Andreas, du kannst jetzt erst dem Sergeanten sein Pferd abreiben und kannst dem Sergeanten seinem Pferde Wasser und Kost geben. Du kannst deinen Ritt noch ein bißchen aufschieben." Cornelius Friebott sagte: „Es ist besser, daß Sie alles drinnen sagen. Es ist vielleicht besser." Cornelius Friebott sagte: „Meines Vetters Frau erwartet in zehn Tagen ihre Niederkunft; wenn Sie etwas Einzelnes wissen, das sehr schlimm klingt, dann müssen Sie es uns nachher

mitteilen, aber sie ist auch in ihrem Zustande nicht schreckhaft." Der Sergeant antwortete: „Ich weiß so gut wie nichts ..."

Dann saßen sie um den Tisch und hörten es. Der Sergeant sagte: „Wir haben erst hinterher erfahren, daß England dabei ist. Zu Hause marschieren sie natürlich schon fünf Tage lang, und wer weiß, wie weit sie sind. Von Stories ist gar nichts zu glauben. Aber das ist wahr, daß die Woermanndampfer, ohne weiter zu löschen, sich aus Swakopmund und Lüderitzbucht davongemacht haben, und daß die Leichter auf Strand gesetzt sind, und daß die englische Kabelstation in Swakopmund keine Europatelegramme mehr veröffentlicht, und daß wir also Mobilmachung B haben, das heißt, verstärkte Schutztruppe gegen einen äußeren Feind und Aufruf des Landsturmes und Einstellung von Kriegsfreiwilligen." Sie hörten es und wiederholten es sich. Der Sergeant sagte: „Es braucht doch hier noch nichts zu geben. Es braucht deshalb noch lange nichts hier zu geben. Es geschieht aus Vorsicht. Hintennach kann man im Schutzgebiete nicht mobilisieren. Und es ist auch wegen der Eingeborenen." Er sagte etwas prahlig: „Und wer ist denn da? Zu uns schicken die Engländer keine Flotte herunter. Und die Südafrikanische Union? Wenn die Engländer dort möchten, dann werden die Buren nicht wollen. Und schließlich können sie alle beide nichts machen. Und wenn die Buren klug sind, dann benutzen sie die Gelegenheit und machen sich von den Engländern frei ..." Er sagte: „Sie beide sind nun die ersten, die ich lange Gesichter machen sehe." Er sagte: „Das werden Sie zugeben, zu Hause gewinnen wir's, wenn es auch viele sind. Und darauf kommt es an. Und wahrscheinlich merken wir hier gar nichts von, bis auf die Einziehungen, und daß es eine Weile hindurch keine Europapost gibt ..." Cornelius Friebott sagte: „Ja, unsere Briefe nach Deutschland, die können wir vorläufig aus der neuen Posttasche wieder herausnehmen."

Die beiden Männer begleiteten den Sergeanten hinaus. George holte selbst das Pferd. Der Sergeant sagte: „Nein, ich habe alles erzählt, wie es ist, ich habe nichts zurückgehalten ..." Cornelius Friebott und George Friebott sahen ihm nach. Cornelius Friebott sagte: „Was mache ich nun? Der Landsturm ist mit aufgerufen. Mein Gestellungsbefehl liegt sicher in Lüderitzbucht." Er sagte: „Wenn du dich bei der siebenten Kompanie in Gochas zu stellen hast, bist du vorerst nicht weit weg von Hause." George Friebott war sehr mürrisch, er sagte: „Was gehen uns die Häkeleien in Europa an? Wie komme ich dazu, Greta hier allein zu lassen vor der Niederkunft? Und sollen sich die Bambusen um unsere Schafe kümmern? Und fing die Arbeit mit dem artesischen Wasser nicht gerade an? Und wenn der Sergeant behauptet, in Europa werde alles entschieden und nicht hier außen, ja, dann heißt das mit anderen Worten auch, daß wir hier außen, wenn nichts Schlimmeres, die Unbequemlichkeit davon haben und keinesfalls für uns etwas gewinnen können." Cornelius Friebott sagte: „Bst! Bst! Stille! Stille!" George Friebott trotzte: „Nein, nicht stille, gar nicht stille! Sondern meine Großmutter und mein Großvater sind von Deutschland fortgegangen, weil sie es dort nicht gut hatten. Und sollen wir immer wieder Last tragen um unserer Deutschheit willen?" Cornelius Friebott entgegnete: „Hast du es hier gut gehabt oder hast du es hier nicht gut gehabt? Aber du denkst an Greta, und das ist zu verstehen." Er sagte: „Wenn ich bis zum vierzehnten oder fünfzehnten Zeit habe, so kann es auch geschehen, daß sie dich von Gochas noch einmal loslassen auf ein paar Tage, später bleibt ihr dort gewiß nicht sitzen. Ich werde morgen oder übermorgen nach Gibeon reiten und will auf dem Bezirksamte erfragen, wo ich hingehöre. Und wir wollen trachten, alles so rasch in Ordnung zu bringen, als es sein kann." Greta empfing sie beinah mit denselben Worten, sie sagte: „Wir haben wenigstens noch Zeit zu

überlegen und zu besprechen. Viele der deutschen Bauern mögen mitten aus der Ernte herausgerissen sein!"

Sie besprachen sich den ganzen nächsten Tag und ritten überall hin; Greta bestand darauf, mitzufahren in der Karre und alles mitanzuhören. „Denn", sagte sie, „wenn ihr beide wegkommt, dann bin ich der Farmer hier." Obgleich weder die Männer noch die Frau bis zum Morgen an irgendeinen Farbigen etwas vom Kriege gesagt hatten, und obgleich sie Andreas mit der Posttasche abends abgesandt hatten, schienen alle Farbigen plötzlich von dem Kriege zu wissen. Sie fragten überall: „Wo ist der Krieg? Wo ist der Orlog? Kommt Krieg auch hierher?"

Am Sonntage ritten beide Männer davon, der eine nach Gochas und der andere nach Gibeon. Cornelius Friebott sagte: „Ich komme jedenfalls noch einmal zurück, und es kann leicht sein, daß ich ebenso den Gestellungsbefehl zur siebenten Kompanie bekomme." Cornelius Friebott bemühte sich sehr, rasch zum Ziele zu gelangen. Er dachte, daß jemand bei Greta ist, wenn das Kind eintrifft, ist schon besser, und Georges Verdrossenheit ist zu begreifen. Er dachte: „Was geht in der Welt vor? Was geht in der Welt vor?" Er dachte: „Ich, ich habe des Mädchens Brief in der Tasche." Er dachte: „Und England ist gegen uns! England." Es war ein ganz merkwürdiger Ritt. Es gab vielerlei Begegnungen auf dem sonst so einsamen Wege ... Die Begegner hielten vom Horizonte her auf einen zu. Sie wollten alle etwas Neues erfahren, die weißen Männer und braune Hottentotten. Sie versuchten selber etwas zu erzählen von dem, was sie gehört hätten oder was sie gerade meinten, ohne je wirklich etwas zu wissen. Die meisten Weißen schienen guter Dinge und stolz und bereit und sahen die Lage etwa so an wie der Polizeisergeant. Nur zwei sagten: „Bei uns ist ja vieles faul, die militärischen Jahresbestellungen für 1914 sollen noch gar nicht von Deutschland eingetroffen sein. Bei uns fehlt Wasser und Weide.

Bei uns hat man zu lange gezögert mit den Wassererschließungen. Kraftfutter ist auch nicht da. Wir haben keine Pioniere und keine Kraftwagen. Die aktive Schutztruppe ist ganze 1600 Mann stark, und das Schutzgebiet ist anderthalbmal so groß wie Deutschland, und die Truppe muß zusehen, daß es unter den Farbigen ruhig bleibt. Und wenn alle Farmer einberufen werden und sich melden, die meisten muß man doch wieder wegschicken, hört die Einfuhr wirklich auf; wer kann sonst für die Ernährung sorgen?" Angenehm anzuhören war der prahlige Schwatz so wenig wie die Mäkeleien. Cornelius Friebott erwiderte jedesmal: „Mann, ich muß vorwärts. Mann, ich weiß selbst gar nichts, und auf unsere Meinungen kommt es überhaupt nicht an. Wie alles ist, so müssen wir es jetzt anfassen und aushalten."

Er merkte erst beim Eintritt in Gibeon, daß er von dem eiligen Darauflos und vielleicht von dem letzten Tage auf der Farm nach der langen Krankenruhe übermüdet sei. Er schlief gleich. Als er auf dem Bezirksamte vorsprach, sagte der Sekretär: „Sie sind Herr Friebott? — Sie sind gar nicht wiederzuerkennen." Der Bezirksamtmann sagte: „Wohin Sie zur Truppe sollen? Ich glaubte, Sie wollten mich fragen, wohin Sie ins Krankenhaus sollen. Hier liegt Ihr Gestellungsbefehl nicht. Aber es sitzt ein untersuchender Arzt nebenan. Hören Sie erst mal, was der befindet." Der schwitzende Arzt fragte: „Was ist denn mit Ihnen? Das Herz ist nicht in Ordnung oder noch nicht in Ordnung. Sie haben unbedingt was gehabt. Typhus? Wann? Wie alt sind Sie? Also Landsturm? Gedienter Landsturm? Was ist der Dienstgrad? Reiten Sie nach Hause! Und im übrigen schonen Sie sich auch noch!" Da ging Cornelius Friebott zum Bezirksamtmanne zurück und berichtete: „Der Arzt will mich vorerst nicht." Der Bezirksamtmann sagte: „Wenn er Sie auch gewollt hätte, Sie wären auf die Farm zurückgeschickt worden." Er sagte: „Ich soll nach eben empfan-

genen Instruktionen mit denen, die es angeht, etwas vertraulich besprechen. Also im Augenblicke weiß kein Mensch, wie sich die Südafrikanische Union verhalten wird. Wir stoßen in die Union nicht vor; abgesehen von anderen Überlegungen ist das Mißverhältnis der Kräfte zu groß, was Sie am besten wissen werden. Wir müssen versuchen, Übergriffe abzuwehren und unter den Eingeborenen Ruhe zu halten. Greift die Union und greifen die Engländer an, dann sind die Truppen, die sie hier verwenden, so viel weniger Truppen gegen Deutschland. Im trockenen Süden läßt sich das Schutzgebiet wenigstens eine Zeitlang auch mit unseren wenigen Mann gegen eine große Übermacht verteidigen. Je länger wir aushalten, um so besser, um so näher rückt die Entscheidung in Europa. Aber es steht nun so, daß die Einfuhr aufgehört hat. Zum Aushalten gehört Nahrung für Mensch und Tier. Fleisch ist genug da. Mais soll genug da sein. Zu denen, die das übrige mitbeschaffen sollen, gehören auch Sie auf der Guten Hoffnung, seitdem Sie Wasser haben. Wir denken uns das so, daß Sie sich vielleicht mit den Herren in Klein-Nabas verständigen, die unterrichtet sind ..." Cornelius Friebott fragte, was der Bezirksamtmann an beglaubigten Nachrichten von Europa mitgeteilt bekommen habe. Da erfuhr er die Nachricht von Lüttich und Libau, aber auch, daß die Reichsfunkenstation in Lome in Deutsch-Togo, darüber völlig überraschend nach Aufhören des englischen Kabels die Mitteilungen aus der Heimat gekommen seien, wegen des in Togo eindringenden Feindes, schon habe zerstört werden müssen; doch kämen von Nauen einzelne Nachrichten.

Er ritt in noch kürzerer Zeit von Gibeon zurück zur Guten Hoffnung, als er hergebraucht hatte; und dem Gefühle nach war es ein noch merkwürdigerer Ritt als der Ritt her. Durch den ungeheuren, stillen, leeren, friedlichen Raum des Landes schien es fortwährend zu rauschen. Cornelius Friebott dachte: „Was geht zu dieser Stunde in der Welt vor?"

Er dachte: „Ich, ich habe Melsenens Brief in der Tasche." Er dachte: „Und England ist gegen uns! England." Er begegnete Vorüberreitern und erzählte von Lüttich und Libau. Er traf drei oder vier Stunden vom Hause auf einen Unteroffizier und zwei Reiter und zwei Bambusen, die Pferde einholten. Er fragte: „Was ist mit Georgen?" Der Unteroffizier sagte: „Ich weiß das nicht. Dreißig oder vierzig Mann und zwei Maschinengewehre sollen erst noch mal in Gochas bleiben. Wo die siebente augenblicklich ist, weiß ich auch nicht. Wahrscheinlich ist unser ‚Wanderzirkus', wie sie uns neuerdings nennen, gleich vom Manöver weg auf Hasuur zu gezogen; da sollen wir wenigstens dieser Tage erst mal hin. Und sollen dort aufpassen, daß der Engländer nicht über die Dünen klettert und durch den Sand reinkommt."

Der zweite Junge auf der Guten Hoffnung wurde zu seiner Zeit geboren, er war ein kräftiges Kind, er machte der gesunden Mutter nicht viele Not. George kam in Uniform einen Tag vorher von Gochas herüber und ritt zwei Tage später wieder ab, um mit dem Nachschube nach Hasuur zu gehen, oder wo sonst die Kamelkompanie zur Aufklärung hinbefohlen werde. Er sagte: „Ich hätte auch noch eine Weile bei der Ortsbesatzung in Gochas bleiben können. Aber was soll das? Wenn schon, denn schon. Jetzt will ich auch was erleben. Die halbe Nähe von Frau und Kind und der Arbeit und dazu mehr oder minder faules Leben, das wäre viel schwerer auszuhalten. Und du bist doch hier." Seine Mürrischkeit war verflogen. Er sagte heiter: „Erst war es Greta zufrieden, daß das Kind, wenn es ein Junge wäre, George heißen solle wie ich, sie hat es sogar selbst vorgeschlagen. Jetzt verlangt sie, er solle Görge getauft werden, damit es ja nicht englisch klingt.

65*

Und es passe noch besser zu Friebott als Georg, und dein Vater hätte sich so genannt. Und für einen Engländer soll der Junge mir allerdings nie genommen werden." Er erzählte: „Sie wollen in Windhuk eine Burenfreischar aufstellen. Und sie haben auch bei uns angefragt, wer von den Kameraden in Südafrika geboren sei, und ob ich nicht dazu wolle. Aber so wenig wie ich Engländer bin, so wenig bin ich Bur. Und über Andries de Wet, der das Freikorps führen soll, habe ich seit Jahr und Tag meine Meinung."

Als George kurze Zeit fort war, begannen sachte die zehn Monate Waffenkrieg gegen das verlassene Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika und die zehn Monate Gegenwehr mit den Waffen; und dieser Kampf war nicht weniger ein Heldenlied als an den anderen abseits gelegenen Stellen, wo eine Handvoll Deutscher im Vertrauen auf ihr Volk und ihr Mutterland und in brennender Liebe zu ihrem Volke und ihrem Mutterlande sich wehrten; und zu einem deutschen Heldenliede gehört ja jede Menschlichkeit und zuletzt die Unbedanktheit und zuletzt, daß sich in Deutschland niemand darum kümmert. Der Krieg der Vergewaltigung, gegen die deutschen Menschen ohne Wehr, im verlassenen Deutsch-Südwestafrika dauerte natürlich viel länger.

Der Krieg fing im untersten Süden an. Da schossen sich ein paar Buren des Schutzgebietes, die ihren eigenen Kopf durchsetzen und ihr Vieh über die Grenze bringen wollten, mit einer Patrouille der zweiten Kompanie an einer Furt des Oranjeflusses; sie erschossen einen Unteroffizier und einen deutschen Reiter, die beide gute Mütter hatten und beide ihr Leben lieb hatten; eine andere Patrouille der zweiten Kompanie grub sich auf deutscher Seite der Ostgrenze zur Beobachtung der englischen Polizeistation Nakab ein.

Aus den beiden Vorkommnissen zog der erste Minister Südafrikas, der frühere Burengeneral Botha, seine Gelegenheit. Er verkündete, die Deutschen hätten die Grenze

verletzt und seien auf Eroberung und Knechtung aus, und also sei auch hier Krieg notwendig. Und er ließ abrollen, was seit Jahr und Tag geplant und ausspioniert und vorbereitet war, und dazu die Wehrpflicht eingeführt worden war in der Südafrikanischen Union.

Sehr verschiedene südafrikanische Leute hofften ihren Nutzen zu finden bei dem Kriege. Erst alle die Engländer und Juden, die mit der Diamantengräberei in Südafrika zu tun hatten, und denen die Diamantenfunde um Lüderitzbucht gar nicht gefielen, solange die Ausbeute nicht von ihnen geregelt und der Verkaufspreis nicht von ihnen bestimmt werde; danach die Burensöhne und Burenenkel, denen kein Land hinterlassen war, und die die Verwandtschaft als faule Beiwohner auf den südafrikanischen Farmen nicht länger dulden wollte, und die statt zu arbeiten zum Lebensunterhalte für sich und die Ehegenossin und die Kinder lieber wieder Farmen gewinnen wollten, darauf man mit etwas Beutevieh ohne Anstrengung jagen und hindämmern könnte, und die vorgestellt bekamen, dergleichen erwarte sie in Deutsch-Südwest; und dann natürlich die Händler, die an den Kriegen verdienen, und die in Südafrika so sehr zahlreich sind; und endlich die Berufspolitiker, die burischen und die englischen, die jeder für sich meinten, wenn sie nur in scheinbarer Eintracht gegen die verlassenen deutschen Außenposten mit viel Geschrei loszögen, sei es immer der andere, der dem einen die Kastanien aus dem Feuer hole und die geheimen Pläne fördere.

Von allen Teilen des großen Weltkrieges gegen Deutschland war der südafrikanische Krieg gegen Deutsch-Südwestafrika, insofern er von Buren ausging — und ohne Botha und Smuts und ihren Anhang wäre er nicht geschehen — sicher der allerniederträchtigste, sogar noch mehr als der hinterlistige italienische Krieg gegen Deutschland, denn es war ein Krieg ohne Notwendigkeit und ohne Haß und auch ohne verletzte und ohne entflammte Vaterlandsliebe und

nichts weiter als ein Feldzug niedersten Undanks und kalter Berechnung und gegenseitiger Vernuckerei auf Kosten eines Dritten und ohne jedes kleinste, ärmste Gotteslicht, das die ungeheure Häßlichkeit eines Menschenkrieges mit allen entfalteten Schlechtigkeiten der Schlechten doch adelt und segnet.

Aber als Botha und Smuts ihre Karten zu spielen anfingen, traten ihnen unerwartet noch drei Männer ihres Volkes in den Weg um der Ehre dieses Volkes willen, und der südafrikanische Oberbefehlshaber Beyers selbst und der Burengeneral Delarey mußten erst abgeschossen werden und der alte General und Wahrheitszeuge Christian Dewet und sein Anhang mußten erst gefangen gesetzt werden, bevor der Plan richtig in Gang kam. –

Die großen Nachrichten des Kampfes erfuhren sie auf der Guten Hoffnung stets bevor die Zeitung zu ihnen gelangte, zuweilen waren auch die kleinen Nachrichten vor der Zeitung da, und Stories liefen fast jeden Tag in ihre stille Einsamkeit. Die großen und die kleinen Nachrichten wurden von den streifenden Reitern der geringen Besatzung in Gochas angebracht und von Polizei, und sie gelangten auch von Klein-Nabas herüber. Die Stories kamen von überall und nirgends her und fanden an Hottentotten und Bastards besonders willige Träger. Wenn die Nachrichten und das hungrige Warten auf Nachrichten und das Herumraten an den Stories nicht gewesen wäre, hätten sie auf der Guten Hoffnung von einer beinah glücklichen Zeit sprechen können. Greta Friebott nährte ihr Kind und war gesund, und die beiden Kinder gediehen, und sie hielt straffe Ordnung in dem Hause und um das Haus und bei dem Volke, mit dem sie zu tun hatte. Cornelius Friebott betrieb emsig den neuen Anbau am Wasser von Bohnen und Gemüse und Kartoffeln nach der Verständigung mit Klein-Nabas und war zur Abwechslung hinter den Hirten her und bei den Schafen und merkte trotz der sehr langen Arbeitsstunden,

daß er erneut zu Kräften komme. Und er und Greta freuten sich täglich auf die sehr kurze gemeinsame einzige Feierzeit, die mit dem späten Nachtessen begann, und wenn sie nicht zu müde waren, anderthalb Stunden darüber hinaus dauerte. Sie besprachen beim Nachtessen die Arbeit des vergangenen und des kommenden Tages, sie besprachen die großen und kleinen Nachrichten und Neuigkeiten und Erlebnisse, sie redeten von den Kindern und von George. In den anderthalb Stunden nach dem Nachtessen liefen die Gedanken weiter hinaus und versuchten, sich in das ferne Deutschland hineinzuhorchen und zu Hindenburg und Ludendorff im Osten und hingen sich an größere Dinge als den eigenen Tag, an Land und Volk und Himmel und Schicksal. Es gab gar keine Unruhe mehr zwischen den beiden Menschen, sondern nur Ausgleich und Hilfe und Sicherheit und Gutheit. Einmal sprach Greta dies aus, das war an dem Abend, als die Kunde vom ersten richtigen Mißlingen Englands einlief am Septemberende und als das ganze Schutzgebiet voll Hoffnung war, und als die Prahler schon riefen: „Bis Deutschland gesiegt hat, halten wir durch, am Ende siegen auch wir noch in dem ungleichen Kampfe." Greta sagte an jenem stillen, dankbaren Abend: „Es ist gut, Nelius, daß ich die beiden Kinder jetzt habe, es ist gut, daß dir das nette Mädchen noch geschrieben hat vor Briefende zwischen Deutschland und uns, und daß es dich immerzu freut."

Ehe die Kunde von der englischen Niederlage bei Sandfontein zu ihnen gelangte, brachte Cornelius Friebott um die Mitte des Monats die anderen Nachrichten mit, so wie er sie außen empfangen hatte. „Ramansdrift ist überrannt; ein englischer Hilfskreuzer hat das arme Swakopmund beschossen ohne Warnung; Kanonen, die hinreichen bis zum Schiffe, haben wir dort nicht zur Verfügung; und die südafrikanischen Engländer sind zweitausend Mann stark in Lüderitzbucht gelandet unter Führung des früheren englischen Konsuls Müller aus Lüderitzbucht, der der Sohn

eines einstigen deutschen Missionars und einer Deutschen ist; und die deutschen Frauen und Kinder sind gleich auf schmutzige Viehdampfer gebracht und weggeschleppt worden, und dann wurde Lüderitzbucht geplündert, und Müllers Haus haben die Südafrikaner im Irrtum mitgeplündert."

Die Nachricht von den Frauen und Kindern, die aus ihren Häusern gerissen und auf schmutzige Viehdampfer verschleppt seien, und von der geplünderten Diamantenstadt wußten die Bambusen auf ihren Nachrichtenwegen ebenso rasch wie die Weißen; sie war, so meinte Greta, die bitterste Kunde des ganzen Waffenkrieges, nicht nur, weil man später von Monat zu Monat die schweren Nachrichten gewohnt wurde, sondern weil es die erste Nachricht von Niedertracht war. Greta fragte bei weiten Augen: „Was? Nein? Wahrhaftig? So einfach herausgerissen aus ihren Häusern, Frauen und Kinder, ohne Notwendigkeit auf schmutzige Frachtschiffe geworfen und in die Gefangenschaft gefahren?" Cornelius Friebott antwortete: „Das mit den schmutzigen Schiffen, das haben die Engländer unter den Südafrikanern veranlaßt, das weiß ich wohl. Und die Lüderitzbuchter Angreifer sollen auch lauter südafrikanische Engländer sein. Bei Engländern ist das ein besonderer Zug, daß sie den Feind, das heißt den, den sie sich zum Feinde erklären, auch äußerlich im Schmutze und Drecke sehen müssen, um sich über ihn erhaben und erwählt zu fühlen; und dann nährt sich ihre schwere Phantasie daran. Und das habe ich von ihnen schon am eigenen Leibe ebenso erlebt in den ersten Zeiten meiner Gefangenschaft im Burenkriege."

Die andere Nachricht der Niedertracht brachte Cornelius Friebott Ende Oktober abends herein, er erzählte sie in großer Aufregung. Er sagte: „Portugiesen an der Nordgrenze haben eine unglaubliche Schurkerei begangen. Der Gouverneur hat von deutschen Kaufleuten bei den Portugiesen Lebensmittel für das Schutzgebiet kaufen lassen, weil er meinte, wir könnten vor Kriegsende in Not kommen. Die

Lebensmittel wurden zu Lande angebracht wegen der englischen Gefahr auf See, und der Gouverneur sandte den Bezirksamtmann von Outjo, Dr. Schultze-Jena, an die Grenze zur Verhandlung und Abnahme. Der Oberleutnant Lösch und sieben Reiter der Truppe und vier farbige Polizisten ritten mit, um auf dem Wege durch Deutsch-Amboland die Bedeckung zu bilden. Als der Bezirksamtmann und die Wache in Erickson-Drift auf den Proviantzug und eine Unterredung mit dem portugiesischen Administrator warteten, kam am 18. Oktober der portugiesische Unterleutnant Sereno vom portugiesischen Fort Naulila mit fünfunddreißig Mann über die Grenze; er lud nach Hin und Her und nach genossener Gastfreundschaft den Bezirksamtmann und den Oberleutnant zu einem Besuche des Forts ein, im Fort befinde sich gerade der militärische Oberbefehlshaber des Bezirkes, der an dieser Stelle der Grenze zuständig sei, und mit dem sie sich also wegen der Transporte gleich besprechen könnten. Der Bezirksamtmann nahm an, der Oberleutnant weigerte sich eine Zeitlang aus einem unklaren Verdachte heraus; ihm war gemeldet worden, die portugiesischen Soldaten hätten sich in der Nacht in eigentümlicher Weise an die deutschen Pferde herangeschlichen. Aber als der Portugiese sehr dringend bat und die Herren aufforderte, für sich und ihre Begleiter die Waffen mitzunehmen, wurden Oberleutnant Löschs Bedenken zerstreut. Sie ließen die Patrouille zurück; sie ritten, der Bezirksamtmann, der Oberleutnant und die Kriegsfreiwilligen Roeder und Jensen samt drei ihrer farbigen Polizeidiener, guter Dinge inmitten der Portugiesen ab. Am Kunenefluß wurden die Pferde getränkt, Sereno sagte dort, er wolle nun einen Sergeanten vorausschicken, um im Fort Frühstück zu bestellen. In der Nähe des Forts kam der Sergeant zurück. Er meldete, der militärische Oberbefehlshaber, Kapitän Moor von Cuamato, habe leider abreiten müssen, er habe einen Brief hinterlassen. Da wurde Oberleutnant Lösch von neuem bedenklich

und riet zur Umkehr; auch der Bezirksamtmann meinte, der Besuch sei allerdings bedeutungslos geworden, doch der portugiesische Unterleutnant dürfe nicht gekränkt werden. Die Deutschen ritten in das Fort ein und saßen ab. Sereno ließ den Brief Moors holen und las vor: Befehl des Kapitäns Moor, der deutsche Bezirksamtmann von Damaraland und seine Begleiter sind gefangen zu nehmen und nach Cuamato zu bringen. Der Bezirksamtmann rief: Was? Gefangen? – Ich habe im Vertrauen auf Ihre Offiziersehre gegen Abmachung Ihre Einladung angenommen! Ich bin Ihr Gast. Wir reiten jetzt ab. Der Oberleutnant befahl: Sofort fertig machen! Da versuchten farbige Soldaten das Aufzäumen der Pferde zu hindern, da war der portugiesische Unterleutnant verschwunden und nur die gesamte Fortbesatzung stand plötzlich bewaffnet und drohend bereit. Die Deutschen sprangen aber auf und versuchten das Freie zu gewinnen. Da wurden noch im Fort der Bezirksamtmann und der Kriegsfreiwillige Roeder und die farbigen Polizeidiener durch Schüsse ermordet und die zwei andern Polizeidiener wurden verwundet aus den Sätteln gerissen. Der Oberleutnant und der Dolmetscher Jensen gewannen das Freie und gelangten ein paar hundert Meter weg, aber dann wurden sie von den Schüssen eingeholt. Und der Oberleutnant stürzte tot und Jensen verwundet vom Pferde. Jensen konnte sich eine Zeitlang verborgen halten, dann wurde er gefangen. Nach dem Morde erschien der Unterleutnant Sereno wieder. Die erste Darstellung erhielt die zurückgebliebene Patrouille durch den Reiter Kimmel. Der Reiter Kimmel ging auf Rat eines inzwischen hinzugekommenen deutschen Reisenden dem Bezirksamtmanne nach, um ihn zu warnen, irgend etwas sei verkehrt. Die Portugiesen ließen den Reiter Kimmel in das Fort herein und verlangten, der Reiter solle einen Brief schreiben, damit die ganze Patrouille nachkäme. Der Reiter hatte unterwegs Schüsse gehört und horchte herum, was die Eingeborenen

sprächen, und begriff, daß er in einem Mordloche sei, und daß die vor ihm wahrscheinlich allesamt umgebracht wären. Er erklärte sich bereit den Brief zu schreiben, aber durch einen Eingeborenen ließ er gleichzeitig sagen: Macht euch fort, ihr sollt hier jeder spurlos verschwinden, der Bezirks-amtmann und die andern sind ermordet, der Portugiese will verhindern, daß es jemand erzählen kann. Nachher soll es heißen, die Ovambos und Ukuanjamas seien es gewesen. Die zweite Darstellung erhielt die Patrouille durch die zwei verwundeten farbigen Polizeidiener, denen es zu entweichen gelang. Da ging die Patrouille zurück. Die dritte Darstellung gelangte durch den deutschen Reisenden Dr. Vageler nach Windhuk, der sich beim portugiesischen Administrator in Humbe aufgehalten hatte und sich mit diesem unterwegs befand nach Ericksons-Drift, als der Mord in Naulila geschah. Er ließ sagen, die Toten seien gleich ausgeraubt worden, und der Polizeidiener sei nur angeschossen gewesen und sei noch lebend den Krokodilen im Kunene zugeworfen worden, und Sereno habe gedacht, der Bezirksamtmann sei der deutsche Gouverneur selbst, der vor den Engländern geflohen sei, und er führe also einen großen Schlag aus. Und eintausendfünfhundert Mann seien von den Portugiesen an die Nordgrenze gebracht, angeblich zum Kampfe gegen Eingeborene, aber wahrscheinlich, um mit den Engländern zusammen zu arbeiten gegen das Schutzgebiet."

Cornelius Friebott sagte: „Was geschehe? Was geschieht? – Es ist gleich etwas geschehen! – So wenig Leute wir haben, und so notwendig wir sie gegen die Engländer in Lüderitzbucht brauchen, Oberstleutnant von Heydebreck hat den Major Franke mit dreihundertfünfzig Mann vom Süden losgeschickt, sie sollen sofort hinauf; wenn es gut geht, haben sie eine knappe Woche Bahnfahrt und sechs lange Wochen Marsch durch fast unerforschtes und unberührtes Kaffernland und durch Durst und durch Fieber. Das ist geschehen. Und Richter von Klein-Nabas war vor-

gestern an der Bahn und hat mit den Offizieren und Reitern gesprochen, als sie bei der Beförderung von Kleinfontein-Süd nach Norden vorüberkamen." Greta fragte: „Nelius, ist George mit dabei?" Er antwortete: „Nein, von der Siebenten ist niemand dabei", und er nannte ein paar Namen gemeinsamer Bekannter, die an dem ganz unerwarteten abenteuerlichen Zuge teilnähmen. Er sagte: „So ähnlich ist der Portugiese auch den paar aufrechten Buren im Burenkriege zuletzt in den Rücken gefallen. Und wir sollen noch keinen Krieg mit ihm haben."

Es war danach ein dunkler, schwerer Abend. Wenn man außen saß und in die Nacht starrte und horchte, gingen die Gedanken hinter den Ermordeten von Naulila her und zogen mit den Rächern, und sie rätselten daran herum, daß an das große, helle Deutschland der Schakal sich schon jetzt von rückwärts wage, der doch sonst erst kommt, wenn das Wundbett anfängt. Aber beim Gutenacht sagte Cornelius Friebott: „Portugal muß seit Jahr und Tag gehorchen, wenn England winkt; so muß man's ansehen und so ist's."

Am anderen Tage erschien der Bezirksamtmann und ritt in Offiziersuniform mit einem Polizisten. Greta sagte: „Mein Vetter ist am Auob, am Wasser. Wir kommen gut voran. Er ist wieder ganz bei Kräften. Er will sich in Windhuk melden für die Truppe. Der Mord von Naulila regt ihn sehr auf." Der Bezirksamtmann sagte: „Zur Truppe? Das ist unmöglich. Er soll um Gottes willen hier weiter machen. Daß Mensch und Tier was in den Leib kriegen, das ist das A und das O vom Aushalten. Die Kameruner Kompanie kommt demnächst nach Klein-Nabas, damit die Arbeiten dort ausgedehnt werden; und vielleicht könnten ihm Mannschaften und Gefangene abgelassen werden." —

Im November erzählten zuerst die Hottentotten: „Der Oberstleutnant ist tot", und wieder: „Herr, die Engländer landen jetzt auch Soldaten in Walfischbucht." Cornelius

Friebott wollte den Tod des obersten Truppenführers nicht glauben, er antwortete: „Ach, was ihr alles schwätzt.“ Aber dann war es doch wahr ... „Sie haben mit neuen Gewehrgranaten Schießversuche gemacht, dabei hat es ihn und andere umgerissen, und Major Franke, der jetzt der Führer ist, ist noch auf dem Zuge gegen die Portugiesen ...“ Um diese Zeit versiegte die wilde Hoffnung auf das deutsche ostasiatische Kreuzergeschwader, daran so viele eifrig festhielten, daß es plötzlich erscheinen werde vor Lüderitzbucht und Walfischbai und Swakopmund und den Feind im Nacken packen werde.

Vor Weihnachten kam George zu kurzem Austausche nach Gochas und ritt von Gochas die Patrouillen mit auf Koes und Arahoab, und am zweiten Weihnachtstage waren er und zwei Kameraden und Gretas Vater zur späten Taufe des zweiten Jungen auf der Guten Hoffnung. Die Reiter und der alte Born wußten zu berichten, daß der Zug gegen die Portugiesen gelungen sei, und daß über Naulila die deutsche Flagge einen Tag geweht habe, und daß das Fort dann verbrannt worden sei. Sie erzählten es jeder etwas anders, aber jeder hart und mit harten, blanken Augen. Sie standen dann, die drei Reiter und Born und Cornelius Friebott und der taufende Missionar mit der jungen Mutter vor den neuen Arbeiten am Auob. Born und der Missionar und auch George staunten. Born und der Missionar sagten: „Wenn es zu anderer Zeit wäre.“ Cornelius Friebott entgegnete: „In die andere Zeit wird es aber dauern ...“

Am Abend kam erst George zu Wort und berichtete von Wochen der Engländerbeobachtung in der Namib und von den Bergen der Namib aus, dazu er bald wieder zurück sollte. Er erzählte nach seiner kolonialen Art bummelig und unbeschwert, daß die Frau und die andern Männer oft laut auflachten. Er sagte am Ende: „Nur einen Gefallen wollen uns die Tommies nicht tun, in ein richtiges dickes

Gefecht wollen sie sich seit Sandfontein nicht mehr hineinlocken lassen. Sie wissen, daß sie alles haben, Mannschaften und Pferde und Kraftwagen und Kost und Futter und Waffen und Munition, und da wollen sie sich wenigstens nicht tot schießen lassen, sondern versuchen uns herauszumarschieren." Nach diesen Worten sagten die andern eine Weile nichts. Als sie von neuem sprachen, kam der Farmer Born an die Reihe. Er sagte: „Die Bastards geraten in Unruhe. Ich wohne lange genug unter ihnen, ich soll die Brüder doch kennen. Und wir alle, die bei der Bastardkompanie in Rehoboth sind, wissen es; seit der Engländer in Walfischbucht Schiffe liegen hat, und seit wir die Regierungsgefangenen in Bastardland haben, seitdem schnuppern sie in die Luft und erwarten etwas." Er wurde ärgerlich, weil der Missionar widersprach. Er sagte: „In Windhuk streiten sie es natürlich ab und der Sekretär in Rehoboth streitet es auch ab; das heißt gar nichts, und ich werde mich auch wohl hüten, irgendwo anders davon zu unken, aber hier unter uns..." Er sagte grob: „Ihr Himmelslotsen habt niemals eine Ahnung gehabt von dem, was bei eurer farbigen Brüderschaft ausgeheckt wurde."

Es ging dann merkwürdig zu, die Farmer und die Reiter befanden sich auf einmal, als ihre Blicke rundum gegangen waren, in nüchterner, kühler Übereinstimmung. Sie sagten: „Wenn Deutschland in Europa sich bald durchsetzt, und diese Hoffnung wird keiner aufgeben, dann waren wir gar nicht in Not. Wenn es aber in Europa noch lange dauert, wie es auch sein kann, dann — man darf es nicht glauben, man darf nicht zu Dritten davon reden, man mag es aber vor sich ruhig wissen, um bereit zu sein — dann umlaufen und umspinnen uns die Engländer und Südafrikaner so lange, bis wir eingelappt sind; und dann müssen wir hier erst einmal dafür bezahlen, daß der Engländer und der Franzose und der Russe, und wer noch sonst dazu gehört, in Europa nichts ausrichten." Sie sagten es nicht leise mit

einander zugestreckten nickenden Köpfen, sondern hart und knapp. Und bekamen harte und schwere und hölzerne Züge dabei. Und lachten dann wieder, und George und Cornelius Friebott sagten: „Aber vorher erzwingt die Truppe doch noch eine Schlacht; und sobald der Truppe gelungen ist, eine richtige Schlacht zu erzwingen, wird doch noch alles anders, ja, dann ist ganz gewiß alles gleich anders." Der Missionar fragte verstört: „Wie wollen Sie das machen, daß Sie etwas wissen, und es doch nicht glauben? Das kann ich nicht. Wie wollen Sie das anstellen?" Sie waren schon weiter im Gespräche und horchten unverständig auf. Gerade als Born polternd antworten wollte, nahm ihm Cornelius Friebott das Wort ab: „Wir wissen und glauben, daß es gut geht, hier wie zu Hause; das andere ist Schnack."

Der Januar war auch ruhig, die Namen bei Gefechten und Überfällen, die genannt wurden, waren immer noch Ortsnamen an der Grenze und über der Grenze; und von Lüderitzbucht schienen die Engländer nicht vorwärts zu kommen, und in Walfischbucht schienen sie ebenso langsam; und was der Funkenturm in Windhuk bei günstigem Wetter auffing an Mitteilungen aus der Heimat, klang keineswegs schlecht, und schlimme Nachrichten, die der Feind nach Kräften in das Schutzgebiet gelangen zu lassen versuchte, wurden schon durch die Ortsbezeichnungen Lügen gestraft für jeden, der die Landgrenzen und die Geographie und die Sprachen Europas nur ein wenig kannte.

Im Januar war es richtig stille auf der Guten Hoffnung vor Arbeit und Gleichmaß und Gesundheit und Zuversicht. An den Abenden, wenn Cornelius Friebott hereinkam zur Mahlzeit, sagte er jetzt zuweilen: „Geht der Krieg günstig für uns aus, fahre ich vielleicht bald wieder nach Deutschland. Geht der Krieg günstig für uns aus, muß mich Hanke loslassen, und dann werde ich doch noch Farmer." Er sagte: „Nein, zu euch werde ich mich nicht setzen.

Ich habe es auch Georgen schon versprochen, daß ihr die Gute Hoffnung für euch haben sollt, es gibt noch andere Farmen im Lande. Und den Norden will ich mir zuerst ansehen!" Greta Friebott antwortete: „Ja, du sollst nach Deutschland fahren... Daß du uns die Gute Hoffnung lassen willst, ist mir ebenfalls recht... Es scheint ja, daß es für Männer immer besser ist, wenn sie ein Stück auseinander sind und jeder für sich zu bestimmen hat... Nur, in der Nachbarschaft könntest du bleiben, in einer erreichbaren Nachbarschaft..." Sie sagte am Ende solcher Gespräche wie zufällig: „Das Kasseler Mädchen ist jetzt achtzehn Jahre alt. Wenn du nächstes Jahr fahren könntest, ist sie neunzehn Jahre alt. Und wäre es nicht hübsch, wenn du es einzurichten vermöchtest, daß du der Mutter und der Tochter in deinem Reinhardswalde wieder begegnetest, da sie Jahr für Jahr auf die Sababurg gehen? Und sobald der Krieg es zuläßt, mußt du schreiben. Denn was aus deinem Briefe geworden ist, den wir an jenem Tage, als der Sergeant die Einberufung brachte und als Görge noch nicht geboren war, durch Andreas noch fortbringen ließen, das weiß der Himmel." Sie brauchte natürlich nicht immer die gleichen Worte, aber wenn Cornelius Friebott von der Zukunft redete, brachte sie stets das Mädchen in solcher Weise in Erinnerung. Sie merkte, daß Cornelius Friebott es sehr gerne höre, obgleich er nichts erwiderte.

Der einzige Besucher im ganzen Monat Januar war der landwirtschaftliche Sachverständige der Regierung, der das große Werk in Klein-Nabas unternommen hatte, wo sie zu Kartoffeln und Hülsenfrüchten mit Kornfeldern begannen. Er kam an Kaisers Geburtstag, um anzusehen und zu beraten. Er trug die Uniform eines Oberleutnants. Er aß mit zu Abend, sie sprachen natürlich vom Kriege. Cornelius Friebott sagte: „Wir haben vier Wochen lang keinen Menschen gesehen..." Greta sagte: „Mein Mann hat nicht einmal geschrieben..." Der Gast sagte: „Seit vier

Jahren hat es im Süden nicht mehr geregnet. Jetzt kommt uns das einmal zustatten. Die südafrikanischen Massen gegen unsere Handvoll, die Tausende gegen unsere Hunderte können ohne Wasser nichts machen, von Lüderitzbucht aus nichts und vom Oranjefluß aus nichts und von der Südostgrenze aus nichts, und unsere Stellung bei Aus am Namibrande ist sehr stark, und wenn die Engländer wirklich von Lüderitzbucht heraufkämen und gegen Aus anliefen, wie wir es hoffen müssen, holen sie sich blutige Köpfe, und wenn sie es nicht anlaufen, werden wir sie zur Schlacht zwingen..." Cornelius Friebott fragte: „Und wenn Botha von Walfischbucht vorgeht mit den Massen...?" Der andere wiegte den Kopf: „...Dann müssen wir ihn bei Jakalswater und Pforte aufhalten." Cornelius Friebott sagte: „Das müssen wir allerdings, denn wenn das nicht glückt, dann müssen unsere Truppen aus dem Süden fort, sonst sind sie abgeschnitten."

Im Monat Februar bekam Cornelius Friebott einen Gestellungsbefehl nach Gochas zur siebenten Kompanie; auf der Guten Hoffnung sollte von Nabas aus Nachschau gehalten werden. An dem Tage, an dem Cornelius Friebott abritt, begann es selbst über der Guten Hoffnung schwer zu regnen. Cornelius Friebott ritt Auob abwärts. In Klein-Nabas hieß es, es regnet im ganzen Süden, von überall her wird Regen gemeldet. Jeder, der vom Regen sprach, machte nach alter Gewohnheit ein zufriedenes Gesicht; denn Regen im Süden ist ein ungeheures Gottgeschenk und wirkt wie ein Wunder; in ein paar Tagen macht Regen aus Wüsten lachende Weiden, und in einer Woche wird aus Meilen von Barrenheit ein leuchtendes Blumenfeld. Der landwirtschaftliche Sachverständige sagte: „Na ja, laß es dem Engländer was nütze sein. Aber was

bedeutet es auch für unsere armen, matten, überanstrengten Pferde und auch für unsere Leute im Süden, schon daß sie sich satt trinken können, schon daß sich alle einmal waschen können und ihre Kleider waschen können. Der Regen macht auch unsere Leute beweglicher, und den Vorteil der inneren Linie haben wir doch."

Cornelius Friebott kam triefend vor Nässe nach Gochas. Der Leutnant sagte: „Wieder einer?" Er sagte: „Welche sollen von hier zur Kompanie nach vorn. Und die sollen hier ersetzt werden." — Sie ritten die gewöhnlichen Patrouillen in die Dünen. Ein Feind war nicht in der Nähe. Sie jagten ab und zu, dann nannten sie die Patrouillen Fleischpatrouillen. Sie kamen auch zweimal auf die Gute Hoffnung, und Cornelius Friebott wurde zu seiner Arbeit beurlaubt und blieb zwölf und vierundzwanzig Stunden auf der Farm. — Und Regen fiel wieder und wieder, im Frieden wäre es ein gesegnetes Jahr geworden, wie es der Süden kaum mehr kannte, aber nicht minder ein gesegnetes Jahr für das ganze Schutzgebiet.

Im März lautete der Befehl: „Der Sergeant d. L. Friebott übernimmt zeitweilig das Stationskommando auf dem Außenposten Arahoab." Der Leutnant Aschenborn sagte: „Machen Sie ein saures Gesicht? Arahoab liegt einsam, es liegt doch heimelig, und Sie haben drei Mann dort, und weniger Fliegen sind dort, und Sie können Fleischpatrouillen machen, und Sie nehmen sich ein Buch mit!" Cornelius Friebott antwortete: „Es ist ein Nichtstueposten ..."

In Arahoab war gar nichts zu hören, bis eines Tages von Gochas mitgeteilt wurde: „Bei Jakalswater und Pforte soll ein Gefecht gewesen sein." Cornelius Friebott fragte den Leutnant durch den Fernsprecher: „Was geschieht ...?" Der Leutnant erwiderte: „Noch nichts! Aber Sie können wieder her, wenn Sie wollen, und ein anderer kann hin."

Danach geschah ein seltsames Zusammentreffen: Am zweiten Tage der Rückkehr ging eine Streife Auob auf-

wärts, um den Leitungsdraht, der von Gochas zum Kamelgestüt Kalkfontein-Nord lief und an irgendeiner Stelle gestört schien, nachzuprüfen. Cornelius Friebott führte die Patrouille. Bis zur Guten Hoffnung lief der Draht in Ordnung, aber eine Strecke oberhalb des artesischen Wassers war er durchgerissen und vielleicht sogar durchgeschnitten. Cornelius Friebott hatte vom Wasser einen Bambusen zum Wohnhause gesandt, er werde mit der Patrouille auf kurze Rast zum Hause kommen. Er wurde ein paar Stunden später zum Wohnhause getragen. Sein Tier war eines von den überhastigen, störrischen Aufspringern. Es warf ihn beim Aufspringen schwer und schlecht auf die Hüfte. Er lag erst ohnmächtig, und es schien sehr schlimm. Die Patrouille ließ ihn im Hause zurück.

Von Nabas wurde der Lazarettgefreite geschickt, der dort Dienst tat. Er erzählte: „Das Gefecht bei Jakalswater ist nicht glücklich gewesen. Und die Truppe im Süden hat Befehl, von Aus zurückzugehen auf Keetmanshoop, und das geschieht gewiß, weil im Norden Verstärkungen gebraucht werden.“ Er sagte zu der jungen Frau: „Sie haben doch gutes Fuhrwerk. Das beste ist, daß Herr Friebott nach Mariental gefahren wird, sobald die ersten Folgen der Erschütterung vorbei sind, und daß ihn von dort ein Zug mitnimmt nach Windhuk ins Lazarett. Ich kenne mich mit Hüftquetschungen nicht aus. Und ich weiß eben keinen Arzt in erreichbarer Nähe.“

Die ersten Folgen der Erschütterung schienen am zweiten Abend fast verschwunden, aber Cornelius Friebott wehrte sich trotz den Schmerzen sehr: „Jetzt? Jetzt? Auf keinen Fall!“ Er sprach nicht aus, aber er dachte: „Was auf einer Farm geschehen kann, wenn die Frau allein ist und der englische Feind kommt, das habe ich einmal erfahren. Wäre ich bei der Truppe, wäre es ein anderes! Aber wenn ich schon als Krüppel liegen soll, dann bin ich in Windhuk nur im Wege, und hier kann meine Gegenwart vielleicht etwas

66*

nützen." Er verlangte in den folgenden Tagen immer wieder zu wissen, ob irgendwelche frischen Nachrichten eingetroffen seien. Greta Friebott antwortete verwundert: „Du weißt selbst, daß hier wochenlang nichts zu hören ist; du bist nur von Gochas her gewohnt, daß da mehr erzählt wurde und die Meldungen einliefen, und deshalb bist du ungeduldig."

Nach drei Wochen bestand Cornelius Friebott darauf, aufzustehen, er ließ sich in die Karre heben und fuhr zu den Arbeiten. Der Leutnant kam vorher selber mit einer Streife von Gochas, er meinte achselzuckend: „Ja, wie lange wir noch in Gochas bleiben, das weiß ich auch nicht. Sie müßten nach Windhuk, meinetwegen können Sie hierbleiben, aber... den Mangel an ärztlicher Pflege und die möglichen Folgen, die müssen Sie selbst tragen."

Am dritten Tage, nachdem Cornelius Friebott aufgestanden war, wußten alle Bambusen auf der Guten Hoffnung: „Die Truppe ist jetzt aus Keetmanshoop fortgegangen, Keetmanshoop ist jetzt englisch." Cornelius Friebott fragte einen nach dem andern: „Wie kommt ihr dazu? Ich weiß von nichts." Sie entgegneten: „Wir haben es gehört. Es ist wahr." Ein schielender Bastard sagte: „Die Engländer kommen auch hierher." Von diesem Tage wurden sämtliche Farbige der Guten Hoffnung bei ihren Reden kecker und bei der Arbeit säumiger, die Weiber sowohl wie die Männer.

In der Frühe ließ sich Cornelius Friebott nach Klein-Nabas fahren, es war töricht mit der stark schmerzenden, unsicheren Hüfte. Der landwirtschaftliche Sachverständige sagte: „Mit Keetmanshoop das stimmt. Immerhin ist noch die Frage, ob die Unionstruppen gleich nachrücken. Man wird ihnen ja die Eisenbahn nicht so einfach überlassen; und Hauptmann von Kleist, der die neue Führung hat bei der Südtruppe, erzwingt vielleicht doch noch seine Schlacht, und wer weiß, was dann geschieht. Die Truppen sind eben im Norden jetzt nötig, und der Regen hat dem Engländer

geholfen. Und wir werden nun leider hier abbauen müssen. Ich erwarte noch Befehl. Für wen ist die schöne Arbeit nun gewesen? Sehen Sie hin!"

Am Abend des sechsundzwanzigsten April nach zehn Uhr, als sie schon die Lichter gelöscht hatten, kam Greta an des Mannes Türe. Er lag wach vor Schmerzen und hörte sie. Er fragte: „Willst du etwas? Suchst du etwas?" Sie erwiderte: „Wenn du noch wach bist ... mir scheint, es hat vorhin sehr weit fort mit Kanonen geschossen. Vielleicht sind es Sprengungen gewesen. Können sie schon so weit sein?" Er antwortete: „Wie willst du das bis hierher hören?" Sie sagte: „Es ist windig. Der Wind kommt von Südwesten her." Sie stand in der Nacht noch einmal vor seinem Zimmer, weil sie deutlich das Schießen zu vernehmen glaubte; aber da er nun fest schlief, störte sie ihn nicht. Am frühen Morgen hatte sie Not mit den Bambusen. Männer und Weiber lungerten in der Nähe des Hauses herum und griffen nicht recht an und hielten den Kopf schief und schwatzten leise und sagten: „Hörst du nicht die Kanonen?" Greta entgegnete: „Marsch jetzt, ich höre gar nichts, vielleicht ist es Donner." Sie weckte dennoch den Mann. Sie sagte: „Die Kanonen sind zu hören, das Volk wird wirr. Sie sollen dich nur sehen." Lange vor Mittag war nichts mehr zu hören, es lief auch kein Wind mehr.

An diesem sechsundzwanzigsten und siebenundzwanzigsten April wurde unter eigensinniger Führung das Gefecht bei Gibeon gefochten. Das Gefecht war am sechsundzwanzigsten abends ein vermeintlicher schöner Gewinn und am siebenundzwanzigsten morgens eine trostlose Schlappe: und die müde und ausgepumpte und doch eifrige Truppe und sehr treffliche Unterführer hätten Besseres verdient gehabt.

Die Kunde vom Gefechte war schneller auf der Guten Hoffnung als ein Reiter reiten kann. Cornelius und Greta bekamen nicht heraus, auf welche Weise die Kundschaften

hergedrungen seien. Cornelius Friebott sagte zu den Bambusen: „Wenn auch die Arbeit auf Klein-Nabas eingestellt wird, wir werden weiter arbeiten. Der Platz bei Nabas ist ein Regierungsplatz; dieses hier ist mein Platz, und hier bestimme ich und die Frau und Herr George, wenn er wiederkommt." Am Abend war noch eine Kundschaft da; die neue Kundschaft lautete: „Die deutsche Truppe macht mit den Bastards Krieg, oder auch die Bastards machen mit der Truppe Krieg." Cornelius und Greta Friebott sagten beide: „Jetzt schweigt still, das ist eine Story und sonst nichts." Sie wollten nicht zu viel sagen, damit die Farbigen nicht dächten, sie schenkten dem Gerüchte Glauben und seien in Angst. Sie waren nicht in Angst, auch Greta nicht. Greta sagte nur: „Ob Vater noch bei der Bastardkompanie in Rehoboth ist? Oder ob er auf der Farm ist? Für Mutter und die Kinder wäre es besser, er wäre auf der Farm."

Cornelius und Greta Friebott sprachen am achtundzwanzigsten April mit keinem der Farbigen über den Krieg und irgend etwas, das mit dem Kriege zu tun hatte. Cornelius Friebott ließ sich in Uniform an das Wasser fahren und bemühte sich zu lachen, obgleich er starke Schmerzen hatte. Der Hottentott Andreas fuhr ihn in der Karre abends zurück. Der Hottentott sah ihn immer wieder an bei halber Wendung des Kopfes. Als sie schon das Haus sahen, redete er: „Die Bastards haben doch weiße Menschen totgemacht; die Deutschen machen doch Orlog gegen die Bastards." Cornelius Friebott tat, als höre er ihn nicht.

Am nächsten oder übernächsten Tage waren alle Farbigen eifriger bei der Arbeit. Bei Abgabe der Milch begannen die Weiber zu kichern. Greta fragte: „Was ist denn mit euch?" Die Weiber antworteten: „Wir lachen, weil du nicht lachst." Greta sagte bei guter Laune: „Ihr seid nicht bei Troste." Die Weiber riefen: „Es ist doch wahr, du müßtest lachen, die ganze Kompanie kommt von Gochas am Riviere herauf zu Besuche, und sie haben noch mehr Kameltiere als früher,

und Herr George ist bei der Kompanie, und die Engländer haben die deutschen Soldaten doch nicht alle gefangen, ach nein, es gibt noch viele." Greta lief hinein: „Die Kompanie käme Auob auf, George sei dabei; was soll man nur davon halten?" Cornelius Friebott sagte: „Frage lieber nichts!"

Eine Stunde später war George im Hause, er kam zu Pferde an vor der ziehenden Kompanie. Sie saßen nur kurze Zeit zusammen im Wohnzimmer und sprachen leise; George schien nicht gedrückt, er spielte mit den beiden Jungen, während er redete. Er berichtete: „Wir waren auf dem Marsche von Maltahöhe über Gibeon, wir sollten die rückwärtigen Verbindungen des Feindes bei Hasuur und Kiriis-Ost stören. Wir meinten, es sei ein ganz schöner Auftrag für unsern ‚Wanderzirkus'. Inzwischen ist aber die Sache bei Gibeon geschehen, und der Hauptmann hat gestern die Meldung bekommen, daß Engländer von Gibeon aus nach Gochas kämen, und daß sie auch von Mariental Truppen ausgeschickt hätten, die an den Auob vorstoßen sollen." Er sagte achselzuckend: „Ja, ihr könnt sie vielleicht schon heute abend hier erwarten." Er sagte: „Sie sind aber hinter uns her und möchten uns fangen und werden bei euch nicht verweilen." Er sagte: „Mit Hasuur und Kiriis-Ost war es also für uns nichts. Sondern wir müssen dafür sorgen, daß wir selbst zur Truppe kommen und noch aufnehmen, was zu uns gehört im Auobtale." Er sagte: „Wohin es geht, weiß ich doch auch nicht. Die Truppe sammelt sich im Norden, das ist alles, was ich weiß." Er sagte: „Jawohl, Unteroffizier das bin ich geworden, ich will es auch noch weiter bringen." Er sagte: „Der Hauptmann läßt mitteilen, er halte es für das beste, wenn ihr nicht flüchtet. Von den Farmern im Süden, die mit ihrem Vieh flüchteten, sind sehr viele abgeschnitten worden, als es plötzlich so schnell ging. Ihr am Auob, ihr sollt bleiben. Das ist auch meine Meinung, denn die Farmen der Flüchtlinge sind alle ausgeraubt und ausgestohlen worden. Das wissen wir. Erst hat der

Feind das Beste kurz und klein geschlagen und danach haben sich die Farbigen über den Rest gemacht." Er sagte: „Ja, jetzt ist Krieg, das ist nichts Neues." Er sagte: „Wenn dir und den Kindern nichts geschieht, das andere wird schon wieder werden." Er begann Gretas Hand zu streicheln. Er sagte zu Cornelius Friebott gewandt: „Der Hauptmann läßt dir sagen, du sollst dich als ausgekleidet betrachten auf seine Verantwortung. Wir können Kranke nicht mitnehmen. Du mußt die Uniform beiseite schaffen, sonst schleppt dich der Engländer womöglich gefangen fort." Er sagte: „In Gochas haben wir alles geräumt und gut vergraben." Er sagte: „Über den Bastardaufstand hörten wir auch nichts Genaues. Jedoch im Aufstand sind diese Brüder. Und Vater hat es richtig vorausgesagt." Greta begleitete ihren Mann eine halbe Stunde zu Pferde.

Sie und Cornelius Friebott warteten bis elf Uhr abends zusammen im lichtlosen Zimmer, ob der Feind käme. Dann gingen sie schlafen. In der Nacht wachte Cornelius Friebott auf, er meinte sprechen zu hören am Hause und dann im Hause. Er machte sich hoch und humpelte an die Türe. Da sagte Greta außen: „Lege dich wieder hin, es ist alles in Ordnung, George ist noch einmal dagewesen."

Der Feind kam auch nächsten Tages nicht. Aber bei Abend, als es dunkel war, gaben die Hunde Hals, und der Hottentott Andreas klopfte an das Fenster, er sagte: „Herr, wir sind alle bange auf der Werft. Auf der Farm sind Reiter. Die Reiter waren in der Nähe unserer Häuser. Die Reiter hören doch die Hunde, warum bleiben die Reiter in der Finsternis?" Cornelius Friebott hinkte auf seiner Krücke hinaus. Er horchte, es war nichts zu hören, die Hunde liefen herbei und drängten sich an ihn. Er sagte ungeduldig: „Ach was, schlaft jetzt!" Er sagte drinnen: „Na ja, jemand von der Gesellschaft wird es schon sein. Und vielleicht meinen sie, das Haus sei noch von der Siebenten besetzt und sie könnten Feuer bekommen, und also werden sie den Morgen

abwarten." Er sagte: „Aber lege dich wenigstens hin, Mädchen."

Die Hunde blieben sehr unruhig nach verschiedenen Seiten. Nach einer Stunde hinkte Cornelius Friebott noch einmal hinaus. Da wurden die Hunde wieder ruhig, und dann kam Cornelius Friebott zurück und sprach gedämpft deutsch mit anderen Männern und brachte sie herein in die Wohnstube. Da war es eine Offizierspatrouille, die in dem Gefechte bei Gibeon versprengt worden und dann verfolgt worden war. Die Patrouille hatte gemeint, das Haus sei besetzt, und hatte bei den Hütten aus Besorgnis vor Verrat nicht fragen wollen und war auf keinen einzelnen Farbigen gestoßen. Greta Friebott brachte Essen, Cornelius Friebott half die Pferde füttern. Die Patrouille schlief im Hause in Betten bis eine Stunde vor Tagesanbruch. Sie ritt auf einem Umwege dem Flußbette des Auob zu, um die Spur der siebenten Kompanie zu gewinnen und sich dieser, wenn es gelänge, anzuschließen.

Am nächsten Tage kam der Feind zum ersten Male. Aber er kam nicht von Mariental von Westen her, nach der Erwartung, sondern den Flußlauf aufwärts von Gochas. Bambusen sagten: „Nochmals kommt Schwadron von Gochas, nicht sehr viele, Mister Duncan ist mit dabei." Cornelius Friebott und Greta Friebott aßen gerade Mittag. Cornelius Friebott sagte: „Wer soll das sein? Aber wenn einer der Duncans sie führt..." Er hinkte hinaus, er blieb am Schurkraale stehen. Ein Trupp Reiter hielt bei den Hütten und sprach mit zwei farbigen Frauen und einem Bambusen. Cornelius Friebott beschattete die Augen mit der Hand, er dachte: „Wo sind die her? Sie tragen Heimatsuniformen, und es ist alles durcheinander. Und seit wann ist es Mode, daß unsere Leute sich an die Werft machen, wenn das Wohnhaus fast daneben liegt?" Er merkte, daß die Reiter ihn sahen, auch wiesen die angesprochenen Farbigen auf ihn; da kamen die Reiter im

kurzen Galopp heran, sie ritten auf solche Weise, daß er umzingelt wurde. An der Art des Anreitens merkte er, daß es deutsche Truppe nicht sei, noch bevor er Worte hörte und bevor Gewehre gegen ihn gehoben wurden und noch bevor er die Maskerade richtig begriff. Er dachte: „Da seid ihr also!" Er dachte: „Wenn ich das gewußt hätte, euch wäre ich nicht entgegengegangen." Der, der unter den Fremden den Offizier vorstellte, sagte zu dem Führer Duncan: „Fragen Sie ihn, ob wir bei ihm Essen bekommen können. Fragen Sie ihn, ob deutsche Soldaten oder deutsche Polizei sich noch irgendwo auf seiner Farm befinden. Er muß die Wahrheit sagen, sonst geht es ihm sehr schlecht. Fragen Sie ihn, wann die Kamelkompanie zum letzten Male hier war." Duncan übersetzte ungeschickt und begann: „Herr Friebott, ich soll Sie fragen..." Cornelius Friebott überlegte: „Wann die Siebente hier war, wissen sie selbst, das läßt sich nicht verheimlichen. Sie holen die Siebente auch nicht mehr ein, Essen muß ich ihnen wohl geben." Er antwortete auf den Offizier zu in Deutsch, als wenn es den Dolmetscher und Führer nicht gäbe: „Am Hause ist die Siebente nicht vorbeigekommen. Mein Vetter, der zur Siebenten gehört, war vor etwa achtundvierzig Stunden hier, aber die Siebente war schon voraus. Sonst ist mir nichts bekannt. Deutsche Soldaten und deutsche Polizei sind meines Wissens nicht auf der Farm. Essen können wir geben, ich muß es der Frau sagen." Der Offizier befahl, drei Mann stiegen ab und gingen einer rechts, einer links, einer hinter ihm mit auf das Haus zu.

Greta sandte zu den Hütten, und sie und zwei Frauen und ein Bambuse richteten Essen. Cornelius Friebott machte sich vor dem Hause zu tun, daß die Fremden ihn recht sähen. Als Duncan einmal in der Nähe herumstand, überwand er sich und sprach ihn an: „Duncan, wenn die Deutschen zu Hause den Krieg gewonnen haben, was dann?" Er sagte: „Duncan, dein Vater und du, ihr habt uns unter Erckert

geführt. Weißt du es noch?" Er sagte: „Und warst du nicht sogar in diesem Kriege noch in Diensten der Siebenten? Und mit wem sind deine Schwestern verheiratet?" Er wartete die Antwort nicht ab. Er hörte poltern im Storeraum. Er hinkte rasch hin, er sah, daß das Schloß ungestört hing, er schloß es leise auf und stieß an die Türe. Zwei von den Fremden waren im Raume. Er fuhr sie an: „Was soll das?" Sie machten erst dumme Gesichter und standen unschlüssig, aber faßten sich rasch und erklärten, sie suchten verborgene Waffen. Das leichte Eisengitterwerk des einen Fensters war von außen eingedrückt. Er sagte: „Hier sind keine Waffen. Meine Büchse habe ich eurem Offizier abgegeben und die Patronen dazu. Raus hier!" Sie gehorchten. Als sie an ihm vorübergingen, hatten sie die Taschen mit Zucker und Kaffee und Plattentabak und dergleichen gefüllt und konnten es nicht verbergen. Cornelius Friebott sagte: „Ja, ja, ich merke, hinter welcher Munition ihr her seid." Sie antworteten: „Well Sir, it's war, and we are hungry." Bald danach strich Greta an ihm vorüber und war bleich und flüsterte: „Sie stehlen ja! Sie stehlen, Nelius!" Cornelius Friebott gab sich große Mühe, durch fortwährendes Aufpassen dies Schnüffeln und Stehlen zu hindern. Er nahm einem ihrer Unteroffiziere Gretas Schere und einen Briefbeschwerer aus der Tasche. Er sagte leise zu dem Manne: „Schämen Sie sich nicht?" Der Ertappte antwortete achselzuckend: „Warum? Ich möchte ein deutsches Kriegsandenken!" Cornelius Friebott beklagte sich nicht beim Offizier, er meinte, es werde wenig Gutes dabei herauskommen. Die Abteilung war nach zwei Stunden gesättigt und ritt ab. Greta kam am Nachmittage immer wieder an und entrüstete sich: „Du lieber Gott, wenn sie alle so sind! Das fehlt und das fehlt und das fehlt! Sie haben die Uniformen in Gochas alle ausgegraben, sie haben alles ausgewühlt, was die Siebente dort verscharrt hat an Kisten und Kasten und an Eigengepäck. Sie haben es selbst erzählt."

Am Morgen wurde Cornelius Friebott in aller Frühe gerufen: „Herr, du mußt an das Wasser kommen, sie verderben alles!“ Er ließ sich hinfahren entgegen Gretas Rat und Bitte. Die fremden Pferde standen in den Bohnen und fraßen gierig, und in allen Kulturen hatte das Vernichten begonnen. Es wallte in ihm auf. Er fragte: „Wer seid ihr eigentlich?“ Sie antworteten: „Was geht dich das an? Wir heißen K. H.“ Er fragte englisch: „Was heißt das?“ Welche antworteten: „Kalahari Horse, und daran sollst du denken, du belgischer Kindertöter.“ Er fragte: „Wer ist der höchste Offizier hier?“ Er fragte: „Kapitän, ist so was recht?“ Der Offizier sagte: „Die Pferde sind hungrig.“ Cornelius Friebott beharrte: „Aber hier wird nur vernichtet.“ Der Offizier sagte: „Was fällt dem Kerl ein? Wenn er noch ein Wort spricht, wird er weggebracht.“ — Es ging sehr scharf zu.

Als Cornelius Friebott heimkam, waren wieder welche am Hause gewesen. Und Greta sagte: „Jetzt treiben sie schon ohne Scham Vieh ab. Scheine haben sie nicht dafür gegeben.“ — In den nächsten Tagen wurden sie die seltsamen Besuche gewohnt, wenn man Wortmacherei, Fluchen und Stehlen und quälerische Beleidigungen der Heimat gewohnt werden kann. Sie wurden es gewohnt in der Weise, wie so etwas zur Gewohnheit wird, und zuweilen lachten Cornelius Friebott und Greta sogar über die Brüderschaft, die da als Engländer und Buren und auch dann und wann mit deutschen Namen vorbeikam, und davon fast jedeiner irgend etwas zu ergattern trachtete, und davon jeder zweite ernste, strafende Worte brauchte über angebliche deutsche Schandtaten in Flandern.

Und war es nicht komisch, wenn ein Kerl, dem man noch rechtzeitig eine gestohlene Kamera aus der Satteltasche wieder ausgepackt hatte, einem beim Abschiede bieder die Rechte schütteln wollte, als sei nichts geschehen, und wenn er dazu sagte: „Nun lebt wohl mit euren lieben Kindern, und be-

denkt, wenn ihr Belgier wäret und wir wären Deutsche, dann hätten eure lieben Kinder keine Hände mehr; aber wir sind christliche Menschen!" Und war es nicht komisch, wenn drei von den eigenen Bambusen beim Verzehren gestohlener Wollschafe ertappt, sagten: „O Herr, du behältst sie doch nicht. Die Tiere werden dir doch weggenommen. Warum sollen wir nicht so wenige nehmen dürfen?" Komisch? Nein, es war nicht komisch; es war in Wirklichkeit zum Aufheulen, dieses erbärmliche Geschehen ohne innere Notwendigkeit vor den Farbigen.

Aber Weinen war aus dem Wohnhause auch dann nicht zu vernehmen, obgleich das Dienstvolk sehr genau acht gab, als die schwere Kunde auf der Guten Hoffnung eintraf und bestätigt wurde, der Farmer Born sei von Bastards ermordet worden; unter den einzelnen von den Bastards ermordeten Familien befinde sich die des Farmers Born, Mann, Frau und alle Kinder; er sei noch nach Hause gekommen, und dann sei es gleich und unerwartet geschehen. Weinen war nicht zu hören; nur ging die junge Frau in ihrem schwarzen Kleide und befahl knapper und sah bleicher aus. Und das schwarze Kleid und die Stille verursachten es, daß die Frauen und die Männer des Volkes wieder eifriger wurden und gehorsamer.

Gute Nachrichten ließ der Engländer bewußt nicht durch; manche guten Nachrichten aus Europa waren immerhin aus seinen Zeitungen gegen seinen Willen gelegentlich herauszulesen. Aus dem Lande wurden nur schlechte Nachrichten bekannt. Im Mai wußte jeder fremde Soldat zu erzählen: „Bei Otjimbingwe hat der deutsche Reiter der Landwehr Witwer seine eigene dritte Kompanie verraten. So geht es bei euch zu, und jetzt ist der Weg nach Windhuk für Botha offen." Gleichfalls im Mai sagten sie: „So, jetzt ist Windhuk genommen, und jetzt ist es vorbei mit eurer drahtlosen Station, jetzt bekommt ihr keine Lügennachrichten mehr vom Kaiser Wilhelm; und der fahnenflüchtige Gefreite der

Landwehr Edgar Lange von der vierten Ersatzkompanie, der Gastwirt war in Klein-Windhuk, ist gleich zum Provostmarschall von Windhuk gelaufen und hat ihm alle die Leute aufgeschrieben, die bei euch Anstifter und Führer sind, und die kommen raus ..."

Nach dem Falle von Windhuk erschienen keine fremden Soldaten mehr, sondern nur noch gelegentliche Runden der Militärpolizei. Unter den Militärpolizisten waren hin und wieder ordentliche Leute. Sie sagten: „Was sollen wir in eurem Lande? Bei uns ist Raum genug. Bei uns ist das Farmen viel bequemer und leichter. Hier ist es verdammte Arbeit! Und was ist das für ein Geschäft, daß wir uns auf die Seite der braunen Hottentotten und schwarzen Kaffern stellen müssen gegen weiße Menschen? Pfui Teufel!" Sie sagten, wenn man vorsichtig fragte: „Was im Norden vor sich geht, wissen wir auch nicht. Es scheint, Botha wollte die Eisenbahn nördlich von Windhuk erreichen, bevor eure Truppe dort zusammengetroffen wäre. Das ist ihm nicht gelungen. Und jetzt herrscht Buschkrieg." Sie sagten einmal im Junianfang: „Es soll Waffenstillstand sein!" Aber von dem Waffenstillstande war dann nichts mehr weiter zu hören. Sie sagten: „Ja, um euer Vieh müßt ihr euch selber kümmern." Cornelius Friebott antwortete: „Die Farm liegt am Rande der Kalahari. Ich habe keine Büchse. Es wird täglich geräubert!" Sie zuckten mit den Schultern.

Eines Tages kam mit einer Runde ein Mann angeritten, er war nicht in richtiger erkennbarer Uniform. Als die Runde weiter ritt, blieb er zurück. Er sagte in geringem Deutsch: „Ich muß hier etwas wohnen ..." Cornelius Friebott fragte: „Was ist er? Was will er, Greta?" Sie erwiderte: „Ich dachte, du hättest die Polizei gefragt." Cornelius Friebott sagte: „Ich weiß nicht einmal seinen Namen." Der Fremde stand am nächsten Tage zwischen den Hütten. Er trug seinen Revolver sichtbar umgehängt. Es ist ein dummes Gefühl, wenn ein Fremder zwischen den

Pontoks des eigenen Dienstvolkes steht, und wenn man nicht mehr weiß, welches Recht er hat, und welches Recht man hat ihm gegenüber.

Cornelius Friebott ließ sich zum Wasser fahren. Er hatte vor, dort aufzuräumen und neu zu beginnen, aber er fuhr auch aus dem Wege, um den fremden Herumlungerer nicht länger zu sehen. Am Abend war der unerwünschte Gast fort. Greta sagte: „Er hat nach der Nachbarschaft gefragt. Er hat seine Sachen hier gelassen. Er will wiederkommen."

In der Frühe läutete die Arbeiterglocke später als sonst. Cornelius Friebott hörte Greta mit dem Hottentotten Andreas sprechen. Die unausgeheilte Hüfte bereitete ihm immer noch Schwierigkeiten und besonders beim ersten Aufstehen und Anziehen. Cornelius Friebott rief: „Andreas soll mir einen Augenblick helfen." Er fragte: „Was habt ihr denn?" Andreas antwortete: „Sie kommen nicht zum Melken. Sie bringen nicht Wasser. Sie bringen nicht Holz. Sie bleiben in den Hütten. Sie sagen, es sei ihnen noch zu früh." Cornelius Friebott sagte: „Du bist nicht gescheit. Du hast eine halbe Stunde später geläutet als sonst geläutet wird, von morgen an werde ich wieder läuten." Andreas sagte: „Baas, sie wollen nicht." Greta und ein Bastardmädchen, das Greta der Kinder wegen im Hause schlafen ließ, gingen draußen mit Eimern vorüber. Cornelius Friebott sah sie durch das Fenster. Er rief: „Was hast du vor?" Sie entgegnete: „Wir brauchen Waschwasser, irgend etwas ist verkehrt, ich komme gleich." Cornelius Friebott sagte zu dem Braunen: „So, danke. Jetzt gehe du zu den Pontoks. Jetzt sage du, wenn sie nicht sofort herauskämen, dann käme ich zu ihnen." Nach dieser zweiten Aufforderung erschienen die Mannsleute und Weibsleute ziemlich rasch bei ihren Verrichtungen. Sie grüßten, sie sagten nichts, und Cornelius Friebott fragte nicht. Greta sagte: „Sie sind schon gestern dummerhaftig gewesen. Ich wollte dich nicht damit ärgern. Sie sind dummerhaftig gewesen, seit der Fremde bei ihnen war.

Sie erzählten sich gestern, der Fremde sei Polizei, der Mann gehöre zur geheimen Polizei, um den Deutschen aufzupassen." Sie sagte: „Was hättest du davon gehabt, wenn du es gestern noch gewußt hättest? Du regst dich jetzt so leicht auf. Es läßt sich doch alles nicht ändern, Nelius."

Am Nachmittage oder Abend kam einer geritten auf ausgemergeltem Gaule. Sie erkannten ihn auf fünfhundert Meter. Er war als eine Art Verwalter in der Nachbarschaft zurückgeblieben, er war lange im Lande, er hielt sich mehr zu Bastards und Hottentotten als zu Weißen und trank bei Gelegenheit schwer mit den Farbigen und lag als Gutfreund in ihren Hütten und hurte mit farbigen Weibern und galt als dumm und ungeschickt und wenig wert. Er klagte: „Wen haben Sie zu mir gesandt, Herr Friebott? Er hat die Jungens zusammengerufen, die noch da sind. Er hat die Jungens gewiesen, sie brauchten sich von mir nichts gefallen zu lassen. Er hat die Jungens gefragt, ob schon mal was vorgekommen sei, jetzt oder früher. Sie haben ihm natürlich die Pelle voll gelogen, und weil ich das hörte, habe ich einem eine geklebt. Und nu soll ich dem Polizeimanne vierzig Mark bezahlen oder ich soll nach Keetmanshoop vor das englische Gericht. Aber, er will Papier nicht nehmen, sondern Silber oder Gold muß es sein. Und die habe ich nicht, und ich muß Sie sehr bitten, daß Sie mir das Geld leihen, Herr Friebott! Ich will nicht nach Keetmanshoop." Cornelius Friebott sagte: „Wenn Sie etwas haben, ist es ganz gewiß eine Weibergeschichte. Wenn Sie sich mit Hottentotten um braune Huren herumprügeln müssen, dann habe ich da kein Geld für." Cornelius Friebott fragte: „Was haben Sie dem Bambusen zugefügt, den Sie geschlagen haben? Hat er einen Schaden gelitten?" Der andere antwortete: „Herr Friebott, ich habe ihm eine geklebt, weil er dicke gelogen hat. Ich habe ihm nur eine geklebt, und es ist ihm nichts geschehen, und er hat mir wieder eine geklebt..." Er nahm den Hut ab und zeigte

eine Beule. Da mußte Cornelius Friebott lächeln. Er sagte: „Wie kommt der Fremde dazu, von Ihnen Geld zu verlangen? Ich bin lange in Südafrika gewesen. Das gibt es dort doch nicht.“ Er sah, daß Greta vom Fenster aus ihm zunickte. Er ging hinein. Sie redete leise zu: „Er ist doch ein Deutscher, und darum geschieht es ihm, nicht, weil er nichts nutze ist.“ Cornelius Friebott entgegnete: „Er ist schon eine feine Nummer, und soll man dazu helfen, daß der Fremde herumzieht und Geld auspreßt?“ Er gab schließlich vierzig Mark in deutschem und englischem Silber her, weil der andere sehr bat und große Furcht zeigte, von Hause weg zu müssen und vor dem englischen Militärgerichte zu erscheinen und womöglich wie andere Gefangene außer Landes geführt zu werden, und weil Greta ein zweites Mal für ihn bat. Cornelius Friebott sagte: „Für mich täte ich's nicht.“ Er blieb verstimmt und ärgerlich.

Nach einiger Zeit war der Fremde wieder da, er stand wieder bei den Farbigen, als Cornelius Friebott heimkehrend ihn sah. Cornelius Friebott fragte die Bambusen: „Was will der Fremdling von euch?“ Einige lachten, einige machten verlegene Gesichter, keiner wollte recht mit der Sprache herausrücken. Andreas sagte beim Ausspannen: „Baas, ich weiß aber jetzt, wie der Polizeimann heißt, der Polizeimann heißt Lagerwall, und beim Bahnbau von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop ist er schon dabei gewesen; der Bastard Smart hat ihn dort gesehen.“ Unter der Abendmahlzeit geriet Cornelius Friebott mit dem Fremden aneinander. Cornelius Friebott sagte: „Ich höre, Sie sind Herr Lagerwall!“ Cornelius Friebott sagte: „Ich möchte Sie bitten, wenn Sie mit unseren Bambusen etwas zu reden haben oder wenn Sie etwas ausfindig machen wollen, mich zu unterrichten!“ Obgleich der Fremde merken mußte, daß Cornelius Friebott argwöhnisch sei, wagte er ihn auszufragen nach angeblichen Vorkommnissen auf Klein-Nabas. Cornelius Friebott antwortete: „Ich kümmere mich nicht

um Werft- und Pontokgeschichten meiner Nachbarn. Und auf Klein-Nabas ist ganz gewiß nichts vorgekommen.“ Cornelius Friebott fragte: „Ist das Ihr Geschäft, den Hüttenklatsch aufzufangen und zu verbreiten?“ Cornelius Friebott sagte: „An der Lüderitzbuchter Eisenbahn war ein Namensvetter von Ihnen tätig, er hat zuletzt zwei Maultiere in Lüderitzbucht zu verkaufen versucht, die meinem Kameraden, dem Schürfer Rosch gehörten; er hat sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht.“ Cornelius Friebott dachte: „Das weiß ich längst, daß du der Maultierdieb bist.“ Die ganze Unterhaltung während und nach der Mahlzeit war ein notdürftig verhüllter Kampf. Greta horchte scharf zu und spürte große Unruhe. Der Fremde schien aber eine Haut von Leder zu haben und versuchte immer wieder, irgend etwas zu erhorchen. Er sagte so nebenher: „Wir haben schon ein ganzes Buch aufgeschrieben darüber, wie die Deutschen mit den Farbigen umgehen.“ Cornelius Friebott sagte: „Ach was? – Sind Sie dazu da?“

Der Fremde ritt am nächsten Morgen fort, ohne sich von dem Hausherrn zu verabschieden. Cornelius Friebott ließ der Torheit dieses Abends eine andere Torheit folgen, er schrieb einen Brief an den englischen militärischen Magistrat und beschwerte sich über den fremden Besucher. Er berichtete, wie jener es treibe und auch, daß er eine Vorgeschichte habe in der deutschen Kolonie. Er fügte unnötigerweise hinzu, aus Verärgerung und auch Angegriffenheit heraus, solche Art scheine ihm, der Südafrika kenne, weder englisch noch burisch, und sie diene niemand. Er bekam keine Antwort; jedoch von diesem Besuche und diesem Briefe an lernten die auf der Guten Hoffnung erst recht spüren, daß sie zu den Besiegten gehörten, zu den Menschen ohne jede Macht, zu den Deutschen, hinter denen das Deutsche Reich verschwunden ist, und die den andern kein Nutzen und keine Furcht mehr sind, sondern durch Fleiß und Mühe und Anständigkeit und Zweifel und Protest nur eine ärgerliche Last.

Unrecht? – Es geschah ihnen gar kein Unrecht. Es ist in der ganzen Welt üblich, daß der Eroberer das öffentliche Gut des eroberten Staatswesens einfordert, und daß er diejenigen als Diebe behandelt, die irgend etwas verbergen, um es für sich zu verwenden. Es ist richtig und gut, daß die Farbigen vor Übergriffen unrechter weißer Herren geschützt werden. Gegen eine mögliche Verschwörung der Unterworfenen muß sich der Eroberer bewahren. Niemand kann erwarten, daß in einem Lande mächtiger Entfernungen und halber Wildheit und während der Kriegszeit alle Verordnungen milde passen. Cornelius Friebott wurde einmal nach Keetmanshoop bestellt wegen eines angeblich aus Klein-Nabas verfahrenen Ochsenwagens der Kaiserlichen Schutzgebietsregierung; er wurde ein zweites Mal zum Magistrate beschieden wegen einer Eingeborenensache, die Eingeborenen kannten ihn nicht und er kannte die Eingeborenen nicht; Militär erschien und stöberte nach vergrabenen Waffen und vernahm die Bambusen; Beutevieh aus dem Bastardkriege wurde bei ihm vermutet und gesucht von frechen Bastards in Begleitung von Polizei; es wurde ihm angekündigt, das Land am Auob sei nötig, um dort Viehsammelstellen anzulegen und dergleichen. Aus Schreiben und Bitten und Erklärungen und Vernehmungen und nutzlosen Fahrten und Ritten schien Cornelius Friebott nicht mehr herausfinden zu sollen. Und das ganze Fremdvolk, das im ungewohnten Offiziersrocke in deutschen Amtsstuben dünkelhaft saß und verantwortungslose Herrschaft bis zum Rausche genoß, wurde auf ihn aufmerksam; und wenn die Bambusen der Guten Hoffnung auch nicht davonliefen, weil sie es gut hatten, sie verloren jede Gewohnheit und Lust zur Bemühung. Wie kann das ein farbiger Dienstbote vertragen, wenn er erkennt, daß sein Herr bei den neuen Mächtigen des Landes nichts mehr bedeutet? „Wat beteken hy nou? – Hy beteken niks ni.“ Die Hottentotten sagten es verwundert und ärgerlich und geringschätzig untereinander.

Der Krieg im Schutzgebiete, das heißt der Krieg mit Waffen, nicht der Krieg der Vergewaltigung gegen wehrlose deutsche Menschen, ging im Juli zu Ende. Im Juli hatten die sechzigtausend Mann Feinde mit ihrem reichen Troß und der freien Zufuhr über Meer und Land die Reste der Truppe von rund dreitausenfünfhundert Mann, denen schließlich das meiste mangelte, herausmarschiert. Am fünften Juli erfolgte die Übergabe bei Khorab im Norden. Vor der Übergabe wurde mit dem Feinde vereinbart: Die Schutztruppe selbst solle ihre Waffen behalten und solle unter Bewachung in Aus zusammenbleiben bis zum Schlusse des Krieges in Europa; alle Landwehr- und Landsturmleute dagegen sollten nach Abgabe ihrer Waffen und nach Unterzeichnung einer Verpflichtung an ihre Wohnorte zurückkehren.

Auf diese Weise gelangte George Friebott wieder nach Hause zu Frau und Kind. Er sagte: „Ich will jetzt gar nichts mehr vom Kriege hören, ich will jetzt arbeiten, ich habe die Faulpelzerei satt. Aber der Norden hat mir gefallen." Er erzählte: „Rosch und ich waren oft zusammen. Rosch ist auf seine Farm Lurup zurückgegangen. Er möchte wohl, daß jemand zu ihm käme. Sie haben in seiner Gegend vor raubenden Buschleuten Sorge. Die Buschleute sind durch den Krieg unruhig geworden. Und jeder, der dort oben allein wohnt, hat versucht, einen Bekannten zur Gesellschaft und Hilfe mitzunehmen. Und wenn ich jemand wüßte, den sollte ich hinschicken."

George Friebott erfuhr rasch, daß es in Kriegsläuften ganz und gar nicht gilt, ob einer vom Kriege hören mag und von den Erbärmlichkeiten und Niedertrachten, die als Aaszeug im Kriege mitfressen. Der Krieg ist stärker als jeder Wille, und das Aaszeug der Erbärmlichkeiten und Niedertrachten ist stärker als der kämpfende Krieg. George Friebott wurde genau so gequält wie Cornelius Friebott, weil er jetzt ebenfalls zur Guten Hoffnung gehörte.

Bei einer der unnötigen Vorladungen geschah es dann, daß George erst bei der Militärpolizei und dann in einer Amtsstube Jugendbekanntschaft traf und sogar entfernte angeheiratete Verwandtschaft aus dem östlichen Kaplande. Da begann er zu fragen. Die Bekannten erkundigten sich weiter. Und endlich hieß es: „Es muß von deinem deutschen Vetter herrühren. Über deinen deutschen Vetter sind scheint's überall schlechte Berichte hingebracht worden.“ George Friebott wehrte sich kräftig: „Dazu ist gar kein Grund. Dazu ist nicht der geringste Grund. Sondern ihr schleppt eine ganze Masse Gauner als Anhänger mit herum. Und wo die nicht durchdringen, da besorgen sie den Leuten Schweinereien auf den Hals. Es ist eine Schande für euch.“ Sie sagten: „George, sei still. Das wissen wir auch. Aber sei still, du bist doch des Kaisers Untertan geworden, und bist also selbst ein blutiger Feind, und du hast jetzt zu schweigen. Aber wenn du willst, daß es für euch besser wird, dann schlage du deinem Vetter vor, daß er wo anders hingeht, wenigstens auf einige Zeit. Mehr vermögen wir dir nicht zu raten.“ George fragte: „Wo soll er hingehen?“ Sie sagten: „Wissen wir das? Aber es kann ihm auch geschehen, daß er einfach gefangen nach Kimberley geschickt wird wie andere.“

George berichtete die Erkundung seiner Frau. Cornelius Friebott erfuhr zuerst nichts davon. Cornelius Friebott sagte selbst eines Abends: „Jetzt ist George da. Meine Hüfte ist so ziemlich ausgeheilt. Wenn ich euch jetzt allein lassen könnte, und wenn nicht so viel neue Arbeit da läge, und wenn ich ohne zu große Bettelei die Erlaubnis bekäme, dann ginge ich jetzt am liebsten einmal auf ein paar Monate nach Lurup, dann hätte Rosch Gesellschaft. Und ich hörte und sähe vielleicht weniger von unseren Eroberern. Und es ist ja ein alter Plan.“ Er wunderte sich, daß weder Greta noch George widersprachen, sondern ihn nur beide eigentümlich ansahen. Als George aus dem Zimmer ging,

sagte er: „Greta, mir scheint fast, ihr wäret nach eurer Trennung gern einmal wieder allein ... Was?" Da traten ihr Tränen in die Augen. Sie sagte: „Nein, so ist es nicht. Denn wieviel hast du mir schon geholfen, und wieviel haben wir beide gemeinsam erlebt ..." Sie sagte: „Ich muß dir die Wahrheit gestehen," und sagte: „George hat das und das erfahren, und ob es wirklich so ist, weiß ich nicht." Cornelius Friebott sagte: „Er braucht nicht zu wissen, daß du mit mir gesprochen hast." Cornelius Friebott überlegte die Nacht durch. Erst schien es ihm, er sei auf der Guten Hoffnung nötig geworden. Dann verspottete er sich: „Nötig, niemand ist nötig!" Dann sagte er: „Entweder oder. George hat aber schon mein Versprechen, daß die Gute Hoffnung ihm gehören soll. Und seine Kinder werden doch niemals meine Kinder."

Cornelius Friebott brachte die Rede wie zufällig wieder auf seinen Weggang. Er sagte: „Wenn Ihr nichts dagegen habt, möchte ich es versuchen." George sagte: „Ich will zusehen, ob ich durch meine Bekannten die Erlaubnis erwirken kann."

Die Erlaubnis wurde erstaunlich schnell erteilt. Dem deutschen Untertanen, dem Bauunternehmer Cornelius Friebott von Lüderitzbucht wurde gestattet, sich von der Farm Gute Hoffnung am Auob im Bezirke Gibeon, Besitzer Farmer George Friebott aus Gonubie, Kapprovinz, statt nach Lüderitzbucht, in Ermangelung von Arbeitsgelegenheit als Farmhelfer auf die Farm Lurup im Bezirke Grootfontein zu begeben, Besitzer der deutsche Untertan und Farmer Paul Rosch.

In Windhuk gab es einen Aufenthalt von vierzehn Tagen, weil die Züge nicht regelmäßig fuhren, und weil der fremde Gelegenheitsbeamte, der die Papiere nachprüfte, zeigen wollte, daß er von besonderer Wichtigkeit sei. Die vierzehn Tage schienen endlos.

Die Überwindung durch einen Besseren und Stärkeren läßt sich anerkennen und ertragen; aber die Vertreter der Überwinder in der Landeshauptstadt waren Kleinbürger mit dem geistlichen Dünkel von Sektierern; sie vergaßen, daß ihnen die Mehrzahl den Sieg über einige Verlassene vorübergehend verschafft hatte; sie täuschten sich vor, es sei ihrer eigenen Tüchtigkeit gelungen und sie müßten Gottes Strafe an Sündern vollziehen; sie hatten auch bei sich gar kein Unterscheidungsvermögen für Geschäftemacher und Gauner, sondern wer ihnen ums Maul ging und in ihr Eigenlob mit einstimmte, der war ihnen recht. Die Deutschen flüsterten einander zu: „Von unseren Beamten und Offizieren, wenn sie neu kamen, mag dieser und jener seinen Vogel gehabt haben, aber in dreißig Jahren sind es bis auf zwei lauter anständige Menschen gewesen. Ein anständiger Mensch muß einer doch sein als Beamter oder Offizier, das ist doch selbstverständlich. Und was ist das jetzt?" Die Unterlegenen der Hauptstadt waren völlig verwirrt und betäubt durch diese Unverständlichkeit.

Cornelius Friebott ging bei allen Bekannten herum und hörte und sah in allen Häusern dieselbe Not. Er sagte: „Und wir meinten, wir hätten es schlecht auf der Farm am Auob!" Sie fragten: „Wo wollen Sie jetzt hin?" Er sagte: „Aus dem Wege, auf die Farm Lurup im Bezirke Grootfontein." Sie sagten: „Was, in den Bezirk Grootfontein? Nördlich? Da gehen heute die Buschleute den paar deutschen Farmern an den Hals. Im Kriege hat es da oben mit dem Morden angefangen, und seitdem wir in unserem eigenen Lande vogelfrei geworden sind, ist dort keiner mehr seines Lebens sicher." Aber von denen, die abrieten, kam einer nach dem andern vor der Abreise zu ihm und bat unsicher: „Friebott, wenn Sie dort von einer Farm hören, wo man unterkommen könnte..., vielleicht dauert's doch noch länger mit dem Kriege zu Hause; man begreift ja gar nicht mehr, was ist, und wenn man das hier etwa noch

monatelang mit ansehen und mitmachen soll ... Es ist nur die verdammte Schwierigkeit mit den Möbeln und Sachen, sonst meint meine Frau auch: Lieber alles andere!"

Die Reise war sehr umständlich, teilweise zur Strafe und teilweise einfach aus Ungeschick der neuen Vormünder, aber von Otawi an hing es auf einmal wieder wie Freiheit um den Zug.

Die Mitfahrer sprachen laut und ungescheut, als gäbe es hier keine feindlichen Aushorcher mehr. Sie zogen den Burenpolizeireiter, der nach Grootfontein gehörte, mit ins Gespräch. Sie redeten hin und her von ihrer Wirtschaft und ihren Geschäften. Sie sagten zu Cornelius Friebott: „Bei uns läßt es sich leben, bis alles vorbei ist." Sie wandten sich zum Burenpolizisten: „Und bis du wieder nach Hause reitest, Jan Bur ..." Sie sagten: „Wenn ihr man inzwischen was nütze wäret und die Viehdiebereien der Buschleute abstelltet; euretwegen mögen wir aber gern totgeschlagen werden." Der Polizist wehrte sich, dem sei nicht so, nur was könnten sie machen, sie sollten glimpflich vorgehen gegen die Farbigen, sie sollten sich auf keine unsichere Sache einlassen, sie sollten mit den Kapitänen verhandeln, die es doch bei den Buschleuten nicht so gebe, und fortwährend kämen andere Verfügungen aus einer Windhuker Amtsstube ... Sie lachten, ein Farmer antwortete: „Jawohl, und weil es nun keine Kapitäne gibt, und weil ihr auch wißt, daß wenn ihr hinter Räubern drein seid, die nicht verhandeln, sondern schießen, und weil das allerdings eine unsichere Sache ist, und weil ihr ganz genau wißt, daß die Verfügungen so viel Unsinn sind, deshalb bleibt ihr mit schöner Vorsicht weg, wo es brenzlig ist ..." Und er sagte: „Soll ich dir was bedeuten, Jan Bur? Eure Herren in Windhuk, die wollen erstmal um jeden Preis den Farbigen gefallen. Sie meinen, wenn etwa abgestimmt wird, wer hier später Herr zu sein hätte, dem wollen sie sich empfohlen halten auf unsere Kosten, und da liegt's!"

Der Polizist widersprach nicht, und mit einem Schlage waren die Buschmanngeschichten im Gange wie um Lüderitzbucht die Diamantengeschichten. Cornelius Friebott hörte zu, er merkte bald, daß immer wieder der Name Haris genannt werde, als eines Buschmannräubers, der die Gegend nördlich Grootfontein seit Jahresfrist beunruhige. Der Farmer sagte: „Auf der Farm Lurup, auf die Sie wollen, ist er in der Zeit, als Rosch eingezogen war und als die Farm drei deutsche Reiter Besatzung hatte, auch schon gewesen, aber die drei Mann waren gerade an diesem Abend nach Arys geritten; und die Bande hat einen Herero abgeschossen, und als er halbtot dalag, haben sie ihm die Augen ausgestochen, das erzählten die Weiber; und ich habe ihn noch liegen sehen, denn ich war einer von den drei Reitern, und Vieh geschlachtet und geplündert haben sie natürlich." Da fragte Cornelius Friebott: „Wie ist es gekommen, woher hat er ein Gewehr?" Welche sagten: „Ach, wie kommt so was? Mit den Halbaffen ist nichts zu machen. Wenn sie keine Raupen und Wurzeln zu fressen haben, dann bekommen sie Fleischhunger; und Vieh findet sich rascher und müheloser als Wild, und weil das die Viehbesitzer, weiße und schwarze, nicht ganz gerne haben sollen, deshalb kommt's. Und weil das auch im Kaplande so war, deshalb sind vor Jahrzehnten die Halbaffen dort richtig gejagt und abgeschossen worden. Ist's nicht wahr, Jan Bur? Ihr habt keine mehr." Der Farmer sagte: „Mit der Harisbande ist es doch anders!" Die anderen sagten: „Ja, da ist noch eine Geschichte von einem Weibe dabei." Der Farmer sagte: „Ja, aber nicht in dem Sinne, den ihr meint." Sie sagten: „Was war denn anders oder was ist denn anders?" Der Farmer sagte: „Haris hatte ein Gewehr von dem Jäger Wegener bekommen. Der Jäger Wegener ließ immer Buschleute bei sich auf der Farm liegen und jagte mit ihnen. Haris blieb auf Wegeners Farm, als Wegener eingezogen wurde. Haris wußte, daß das Gewehr ihm abgenommen werden sollte."

Die anderen sagten: „Ja, so wird behauptet, das ist nichts Neues!“ Der Farmer sagte: „Ich erzähle es nicht für euch...“ Die anderen fragten: „Und weiter?“ Der Farmer sagte: „Jetzt kommt erst das, was ihr die Weibersache nennt. Zum Farmverwalter Ludwig in Guntsas kam ein Weib und verlangte Arbeit. Ein paar Tage später kam ein Buschmann und sagte, er heiße Karl, und das Weib gehöre zu ihm und das Weib solle zurückkommen. Das Weib wollte lieber bleiben. Als wir drei als Runde kamen, sagte Ludwig zu uns: ‚Wenn ihr von hier nach Neitsas reitet, nehmt doch das Buschmannweib mit, da soll sie hingehören. Ich bin für Hartung hier, während er eingezogen ist, ich will mir und seinem Vieh keine Bande künstlich heranlocken, die mir Scherereien macht.‘ Wir nahmen das Weib mit. Sie versuchte uns zu entwischen. Wir fingen sie wieder und gaben sie in Neitsas ab. Sie war ein paar Tage später wieder bei Ludwig. Sie sagte, sie wolle bei ihm bleiben, sie werde von Karls Werft bei Neitsas immer wieder weglaufen. Da ließ Ludwig sie bleiben.“ Der Farmer sagte: „Das andere wissen wir von Buschleuten, die wir fingen. Der Buschmann Karl ging zu Buschmann Haris und beklagte sich. Er sagte: ‚Du hast ein Gewehr, mit dem man weiter schießen kann als mit dem Bogen und dem Giftpfeile. Die Frau bei Ludwig gehört zu meiner Werft. Ich will die Frau wieder haben. Solange Ludwig auf Guntsas bleibt, geht sie dort nicht weg.‘ Der Buschmann Haris wurde stolz, daß der andere zu ihm käme und seine Hilfe gegen den weißen Mann erbäte. Er sagte: ‚Ich will dir mein Schießgewehr leihen, du mußt es wiederbringen.‘ Buschmann Karl lief bis zu Farmer Ludwigs Haus. Er sah Ludwig heimkommen und beobachtete ihn bis zum Einschlafen. Er lief zurück zu Haris' Werft auf Wegeners Farm. Er sagte: ‚Ich kann nicht! Du kannst schießen!‘ Der Buschmann Haris merkte wohl, daß sein Ansehen jetzt noch mehr steigen könne vor den Werften, und außerdem

war Krieg, und die Buschleute meinten wohl, das hieße allgemeiner Kampf, und er wußte auch, daß wir hinter ihm her seien wegen des Gewehres. Er sagte: ‚Ja, oppas, wie ich das mache.‘ Er und Karl liefen hin mit anderen am folgenden Tage. Der Tag war Karfreitag. Es war schon Abend, es war schon düster, Ludwig war schon heimgekehrt, es war auch empfindlich kühl, vielleicht hatte Ludwig wegen der Kühle ein Feuer gemacht auf seiner Veranda, Ludwig saß allein am Feuer im hellen Scheine. Er merkte nichts. Außerhalb der Veranda saßen Herero- und Buschmannweiber, die merkten auch nichts. Da schoß ihn Haris durch den Hals. Er war gleich tot, und sie taten ihm sonst nichts. Sie plünderten daraufhin das Farmhaus und gewannen vier Kugelgewehre und ein Schrotgewehr, die dem eingezogenen Farmer Hartung und dem ermordeten Farmverwalter Ludwig gehörten. Nach dem Morde begriffen Haris und Karl, daß sie jetzt als Räuber leben müßten. Weil sie keinen Tabak mehr hatten, überfielen sie am nächsten Tage mit acht Mann die Farm Klingenberg. Der Farmer war eingezogen. Sie stachen einen Herero tot und plünderten. Von Klingenberg gingen sie auf die Farm Lurup.“ Der Farmer sagte: „Danach wurde die Patrouille verstärkt, und wir haben uns mit der Bande geschossen und haben vier Mann erschossen und haben sechs Gewehre zurückgeholt. Danach versteckte sich die Bande, und wir konnten wegen des Krieges, und weil jeder an der Front nötig wurde, nichts mehr machen. Und danach sind die Engländer gekommen. Und als sie kamen, hat Haris wieder ein Gewehr gestohlen beim Farmer Miller mit sechsunddreißig Patronen.“ Der Burenpolizist sagte: „Er hat das Gewehr, das er von Wegener bekommen hatte, uns zugesandt.“ Da lachten sie alle und sagten: „Ja, sogar der Buschmann hat euch schon durchschaut. Ihr sollt prahlen können: Uns gibt er das Gewehr ab, darum alles angefangen hat! Er glaubt, und glaubt vielleicht richtig, er habe sich damit bei euch los-

gekauft.“ Danach brachen sie ab und redeten wieder von Säen und Ernten, und womit in diesen Läuften etwas zu verdienen sein werde, und ob die vorübergehende neue Herrschaft in Windhuk wohl Kafferkorn von den Farmern kaufen werde oder auf was man sich sonst werfen solle. Antwort konnte ihnen weder Cornelius Friebott noch der Burenpolizist geben.

Rosch stand am Geleise, als der Zug in Grootfontein einlief. Er war noch dunkler verbrannt als früher, und die Nase schien noch länger. Er sagte kleinlaut: „Ich warte eine Woche auf dich in Grootfontein, und da darfst du es nicht so genau nehmen. Sie haben mir erst vor vier Stunden erzählt, daß wieder ein Zug kommt.“ Mit jedem Sinne war zu merken, was der Kamerad die acht Wartetage hindurch getrieben hatte. Er hielt sich steif und ängstlich, um es nach Möglichkeit zu verbergen, er versuchte nicht zu lallen. Mit angestrengter und leise klagender Stimme versicherte er von neuem: „Ich hatte mich doch so lange auf dich gefreut, ich hatte mich doch so lange auf dich gefreut!“ Cornelius Friebott sagte: „Na ja, bis wir bei dir auf der Farm sind, kommt die Freude schon zurück!“ Er war so dankbar für das neue Leben, daß ihn die Schwäche des Kameraden dieses Mal nicht ungeduldig machte. Rosch sagte: „Was? Was? Sollen wir denn gleich fahren?“

Sie fuhren an den fünfundsechzig Kilometern zwei Tage, um die Pferde zu schonen, und damit Rosch Schnaps und Wein und Bier, und was es alles sei, aus sich herausschliefe. Es war eine schöne Fahrt durch weite einsame Grasflächen mit starken Baumgruppen. Aus den Dornbüschen ragten hier und da Palmen. Am zweiten Tage wurden, Resten von Türmen gleich, die weißen hohen Termitenbauten häufig; um die Termitenhaufen standen hohe Dornbäume und wucherten die niedrigen Fächerpalmen. Zuweilen konnte man meinen, es gehe durch einen ungeheuren Park und es könne gar keine andere Welt mehr geben.

Das Haus zeigte sich über Erwarten stattlich und wohlgehalten. Und es war zu erkennen, daß Rosch seinen Diamantengewinn an dieser Stelle wohl angewandt habe und auch, daß an der braunen Frau etwas sein müsse. Sie kam verlegen und lächelnd in einem Kattunkleide einen Augenblick heraus und knickste und begrüßte ihren lieben Herrn und den fremden Herrn. Es war danach und die ganze Folgezeit nichts mehr von ihr zu merken, als daß jemand vorhanden sein müsse, der die farbigen Weiber des Hauses anweise und in Ordnung halte, und der zusehe, daß im Hause nach seinem Verstande die Dinge ordentlich und zur rechten Zeit getan würden. Es war noch ein junges weißes Ehepaar da aus Grootfontein. Sie waren da, damit sie Unterkunft fänden während der Engländerzeit, und damit die Gegenwart eines zweiten weißen Mannes Buschleute, die böse Absichten hätten, von Lurup abschrecke. Rosch hatte die Grootfonteiner zu sich genommen, bevor er wußte, daß der Freund zu erwarten stehe. Rosch und Cornelius Friebott und das Ehepaar Haniel aßen an einem Tische, und es ging vom ersten Tage an alles gut zu.

Cornelius Friebott sagte: „Ich bin aber zum Arbeiten hierher gekommen ..." Rosch sträubte sich anfangs. Cornelius Friebott sagte: „Nein, es ist Krieg, wir haben den Engländer und den Buren im Lande; wir wissen nicht, wann zu Hause Friede wird; ich bin von Lüderitzbucht verdrängt und von der Farm am Auob; ich habe Menschen, an die ich fortwährend denke und von deren Leben ich nichts höre; man kann es auch hier nur ertragen, wenn man eine deutsche Arbeit tut. Und welche andere deutsche Arbeit kann ich hier tun, als daß ich deutsche Erde urbar und fruchtbar zu machen helfe. Denn diese Gewißheit besteht doch, daß jeder Spatenstich, den wir tun, und daß jede Pflugfurche, die wir hier ziehen, auch für einen Deutschen geschieht, der nach uns kommt. Und das ist das einzige, wie wir jetzt im Kriege unserem Volke gutzutun vermögen." Er sagte we-

niger ernst und mit einem seltsamen fragenden und verlorenen Blicke hinaus in die Parklandschaft: „Rosch, ich habe doch auch Hoffnung, ich bin doch auch noch nicht ohne Wunsch ..., wenn ich nun selber einmal hier wohnte, wenn ich nun selber einmal hier Eigentum besäße, wenn ich doch noch eine Frau brächte von Deutschland, es könnte doch sein; und wenn man als Bauer doch irgendwo wohnen will, muß man das Land lernen, und das möchte ich jetzt bei dir!"

Im September, als es noch nicht Zeit war für die großen Arbeiten, verbreiterten sie den Garten, damit sie mehr Gemüse- und Tabakland gewönnen; sie ließen Holz schlagen und schnitten für die Pflugzeit Ochsenjoche. Sie zählten abwechselnd morgens und abends das Vieh, und einer von ihnen stand stets dabei, wenn gemolken wurde von den Hererofrauen. Sie schossen das Fleisch, das sie brauchten, und nannten diese Ritte Fleischpatrouillen wie bei der Truppe.

Im Oktober begannen sie das Feld zu reinigen und fuhren Dünger aus den Viehkraalen, und der Regen fiel rechtzeitig und ausgiebig.

Im November gingen die zwei großen Zweischarpflüge auf den Feldern und hatten der eine achtzehn und der andere zwanzig Ochsen vorgespannt. Die Vorochsen waren gut eingelernt und schritten genau in der Furche ohne Tauleiter, und nur rechts und links des Zuges liefen schreiende Buschleute der Farm, um die Tiere anzutreiben und in gleichmäßiger Bewegung zu halten. Das Pfluggeschäft war ein heißes und schweres Geschäft. Es lagen noch immer große Steine und harte, uralte Wurzeln in den jungen Äckern, und der Pflug hing sich hinein. Dann mußten die zwanzig nun erst recht nach vorwärts drängenden Tiere zum Halten gebracht und der schwere Pflug zurückgezogen und herausgehoben und wieder eingesetzt werden. Hinter den Pflügen zogen bei leichterer Bespannung eine gewöhnliche

Egge und eine Scheibenegge und zerrieben die Schollen. Sie ackerten vorsichtig die Anwand und die Ecken, die sonst liegen bleiben, damit das Ganze ein Gesicht bekäme, ähnlich der deutschen Ackerarbeit der Heimat. Sie gaben sich Mühe, daß alle Furchen gleich gerade würden. Sie säten hundert Morgen weißen Mais mit der Säemaschine und sonst Kafferkorn und etwas Weizen und Ovambobohnen. Die Bestellzeit dauerte durch die Monate Dezember, Januar und Februar.

Im März, wenn dort das kurze Stillehalten für den Menschen ist und die Zeit, in der Gott und die Erde und die Sonne und der Regen allein an ihrer Reihe sind, legten sie einen geräumigen Maishock an, die Farbigen schnitten wiederum Jochhölzer, und dieses Mal für die Erntefuhren. Sie gingen um diese Zeit auch bei den Hütten herum, sie sagten an: „Wir haben eine große Ernte draußen. Sie soll uns gut herein kommen. Alle Weiber müssen mit." Sie begannen die Ernte im April und bekamen auch reichlich Hilfe. Selbst der Buschmann Chaporis, der zweitausend Meter von Lurup sich mit seiner Werft eingenistet hatte, und von dem man nie recht wußte, ob er nicht der Mörder eines Weißen sei, von dem man aber bestimmt wußte, daß er mit der Bande des Buschmanns Haris in Feindschaft lebe, und den sie deshalb und bei der unsicheren englischen Polizeihilfe in solcher unangenehmen Nähe schweigend duldeten, sandte seine Verwandtschaft. Und die reifen Maiskolben wurden abgebrochen und wurden entblättert und auf Haufen geworfen und von den Haufen in Wagen geladen und auf den Wagen nach Hause gefahren und in den Hock geschichtet zum Trocknen. Und die Rispen des Kafferkorns wurden abgesichelt und gedroschen. Und nach dem Kafferkorn kam der getrocknete Mais wiederum an die Reihe und wurde abgerebbelt und gesackt. Und so ging es zu.

Sie sahen Segen über ihrer Arbeit. Und die Hererofamilien und Buschleute, die als Volk auf der Farm saßen,

hielten zu ihnen. Die Fremden kamen nicht in ihre Gegend. Den Burenpolizisten war der Pfad durch den Busch zu weit und wegen der Buschmannbanden, mit denen sie sich im November 1915 einmal herumgeschossen hatten, zu unsicher. Von der Welt und dem Kriege war in Lurup nur zu hören, wenn sie einen Bambusen nach Grootfontein um Neuigkeiten und zu irgendeinem Einkaufe schickten. Sie sandten den Bambusen sehr ungern; Cornelius Friebott und Rosch und das Ehepaar Haniel, die vier Weißen, hatten ohne gegenseitige Aussprache das Gefühl, der Bote kann etwas nach sich ziehen, in des Boten Spur kann etwas heranschleichen, das unversehens überfällt. Noch mehr scheuten sie den eigenen Ritt zum Orte; in neun Monaten waren Rosch und Cornelius Friebott jeder ein einziges Mal dort, um sich zu melden, und das Ehepaar gar nicht; Cornelius Friebott kehrte am gleichen Tage um, Rosch blieb auch nicht länger als eine Nacht und einen Vormittag. Der Bambuse mußte hin und wieder geschickt werden, hin und wieder mußte man die angehäuften englischen Lügennachrichten dennoch sich holen lassen und mußte versuchen, mit Hilfe der Mitteilungen der deutschen Vertrauensleute einige Körnchen Wahrheit herauszusuchen, damit die geduldige Hoffnung ihre kleine Nahrung doch bekäme. Die Ritte zur Farmnachbarschaft, Nachbarschaft in Stundenfernen, wurden nicht unternommen wegen der Buschmanngefahr. Die Erinnerung daran, daß Lurup ausgeraubt worden war und die ausgestochenen Augen auf der Veranda erlebt hatte, als die drei Reiter Besatzung ahnungslos nach Aris geritten waren, wurde bei Hereros und den Buschleuten der Farm und bei der braunen Hausfrau, die alle die Mordnacht mitgemacht hatten, nicht vergessen; und die Farbigen erinnerten bei jeder Gelegenheit die Weißen daran. Die Angst vor den Banden hielt wiederum das Volk ab, selbst irgendwohin zu laufen und Dummheiten mitzubringen. Die Nähe des Hauses und der Schutz der vier Weißen war ihm am lieb-

sten; wenn das Volk etwas hörte, kam die Kunde oder Story von Chaporis' Werft.

Cornelius Friebott hatte neben der Arbeit viel Zeit zu grübeln und zu überlegen; das Ehepaar war jung und hielt sich zusammen; Rosch hatte keine anderen Sehnsüchte mehr, als daß wieder Friede würde und der erwartete Neffe, der auch Erbe werden sollte, frisch und gesund aus Deutschland komme, und daß also auch einer von der eigenen Verwandtschaft sehe, der Onkel in Deutsch-Südwestafrika sei trotz aller Schwächlichkeiten und trotz der braunen Frau doch etwas geworden und vielleicht mehr als alle Verwandten daheim.

Cornelius Friebott dachte, den Raum, der dem deutschen Volke fehlt, wird dieser furchtbare Krieg ihm verschaffen. Dieser Krieg ist gar nichts anders als der Krieg um Raum. Und es ist beinahe zum Lachen, daß die Deutschen selbst nicht zu wissen scheinen, was ihnen fehlt und worum es geht. Sie schrien es sonst in alle Welt hinaus: „Teilt die Welt auf nach Kopfzahl und Leistungsfähigkeit, danach ist jeder Friede möglich. Wenn solches endlich geschieht, ist auch kein Kämpfer dieses schweren, furchtbaren Krieges umsonst gefallen, dann sind alle für neues Menschenland gestorben. Schrien es die Deutschen in alle Welt hinaus, die Stimme wäre nicht zu unterdrücken, wir bekämen sie bis hierher zu hören." Cornelius Friebott dachte: „Es ist grauenvoll, daß die Deutschen selbst nicht wissen, worum es geht. Es ist ganz grauenvoll. Sie wissen nicht, was ihnen fehlt, und da sie sich selbst nicht begriffen haben, können sie sich den andern nicht erklären. Die andern gehen seit Jahr und Tag in Furcht vor dieser Unklarheit. Die andern rätseln seit Jahr und Tag an uns herum, was für sie daraus werde, was für sie daraus drohe, daß das zahlreichste und tüchtigste und leistungsfähigste weiße Volk der Erde, väterverschuldet und selbstverschuldet, in zu engen Grenzen sitzt und doch weiter wächst. Den andern war unsere Unklarheit und Unausgesprochenheit ein fortwährendes Unbehagen. Kein

Mensch kann ertragen, daß jemand eine Forderung nicht stellt, die er stellen muß. Wo eine notwendige Forderung nicht gestellt wird, muß jeder meinen, der Abwartende trage beides in sich, einen tückischen Plan und eine arge Hinterlist der Überforderung." Cornelius Friebott dachte: „Ich werde nach diesem Kriege in diesem Land bleiben. Das Leben ist nicht beliebig lang." Cornelius Friebott dachte: „Nach diesem Kriege möge mir Gott schenken, daß ich auch Frau und Kind gewinne." Cornelius Friebott dachte: „Wenn es nun sein könnte, daß sich Melsene an mich noch erinnert. Aber ich bin zweiundzwanzig Jahre älter als sie." Cornelius Friebott dachte: „Wenn es nun sein könnte und auf wunderlich weitem Wege sich alles erfüllte?" Cornelius Friebott dachte: „George und Greta behalten die Gute Hoffnung. Ich will aber aus Lüderitzbucht heraus. Ich will hier in dieser Gegend kaufen, ich will ein großes Haus bauen. Ich will das Haus schön machen für sie." Cornelius Friebott dachte: „Ob sie herauskommen möchte, ob sie die Fernheit und Einsamkeit mit mir ertragen möchte?" Cornelius Friebott dachte: „Wenn sie sich an mich richtig erinnert, so wie ich meine, dann mag sie wohl herauskommen, und die Fernheit wird ihr nichts gelten, und Einsamkeit wird es für sie nicht geben, sondern sie bringt das Glück mit, sie bringt das Glück mit für mich, wir beide bringen das Glück mit für einander." Cornelius Friebott dachte zuweilen erschrocken: „Wie kann einer ein Mädchen hierher führen wollen, wenn er sich dann nicht aus dem Hause trauen darf vor Furcht, etwas könne ihr geschehen?" Alles, was Cornelius Friebott in dieser Zeit bedachte und wünschte, hatte mit Deutschland und mit Melsenen zu tun; es schien ihm schließlich wie eine Sicherheit Gottes, daß aus dem langen und furchtbaren und niederträchtigen Kriege, aus Leiden und Tod für Deutschland und für ihn selber das späte Glück dennoch wüchse. Er prüfte nicht, ob es ein Traum sei, ob es ein Rausch sei, dazu einer hin muß, wenn nur ein Teil seines Wesens sich auswirken

darf und starke Kräfte und starke Süchte von Kind auf ins Leere gingen. Er merkte auch nicht, daß die alte Frage nach einer besonderen Berufung in ihm stille geworden sei. Vielmehr schien mit einem deutschen Frieden und dem Gewinne des Mädchens alles erfüllt und bei Ackern und Säen und Ernten und dem Heranwachsen eines Sohnes der Kreis seines Lebens geschlossen.

Im Juni, im Juli war beinah zu viel Gelegenheit zum Bedenken und zum Wünschen. Draußen konnte sonst nichts gemacht werden. Um etwas zu tun, wurde der Bau von Steinkraalen begonnen. Cornelius Friebott las Roschens Bücher durch, aber die Bücher waren nicht mehr reinlich, und aus irgendeinem Grunde schienen sie fernher, da er Gegenwärtigkeit brauchte. Juni und Juli vergingen langsam, auch der August mit dem Neuanfange im Garten und dem Schnitzen der Ochsenjoche für die Pflügezeit verging noch sehr langsam. Der Juli und August waren auch noch sehr kalt, und die Feldkost wurde mager. Die Buschleute aus der Bande des Chaporis kamen an das Wohnhaus und bettelten um Fleisch. Rosch sagte: „Jetzt werden die Diebstähle auf den Farmen wieder anfangen. Das ist klar."

Am zweiten September war Sonntag und war ein Jahr herum, daß Cornelius Friebott auf Lurup weilte. Er ritt am frühen Morgen aus zur Jagd mit den Hunden. Fleisch war nötig geworden für das Haus und die Bambusen; auch die Leute des Chaporis sollten Fleisch bekommen, damit sie nicht erst anfingen mit Räubereien am Kleinvieh. Cornelius Friebott betrachtete den Tag als Feiertag, an dem man stille denkt und stille bittet, deshalb ritt er allein. Zwei Gemsbockantilopen kamen unerwartet früh auf und wurden wahrhaftig von den Hunden gestellt. Cornelius Friebott überlegte: „Sollst du jetzt schon schießen?" Die Frage schien ihm selbst töricht. Wenn er die zwei Antilopen schoß, war Fleisches genug da. Und das Haus lag noch nicht in großer Weite. Es schien nur zu früh für einen

68*

Schuß, der den Morgen zerreißt. Er schoß, um Torheit und Laune nicht vorzulassen. Er schoß vorbei und fehlte auch ein zweites Mal, obgleich er das zweitemal sehr vorsichtig zielte und selber meinte, er sei gut abgekommen. Die zwei Fehlschüsse verstimmten ihn. Er redete sich ein, kaum daß die zwei Schüsse draußen waren, sie seien der Anfang von Mißgeschehnissen. Er sagte zu sich: „Mit Vorgefühlen jagen wollen hat keinen Sinn." Er pfiff bald die Hunde herein und lenkte um. Er steckte sogar das Gewehr in den Gewehrschuh, statt es auf den Schenkel gestützt oder über dem Sattelknopfe ruhend in der rechten Hand zu behalten. Die zwei guten Schweißhunde Roschens schlichen neben ihm mit eingezogenen Schwänzen, wie geprügelt, vor lauter Enttäuschung. An einer Wegeecke nahe dem Wohnhause sah Cornelius Friebott einen Viehwärter stehen, es war leicht zu merken, daß der Bambuse nur sichernd den Lauf unterbrochen hatte, als er das Pferd hörte. Cornelius Friebott fragte: „Was ist?" Da erzählte der Buschmann aufgeregt: Eine Bande von hundert fremden Buschleuten habe die Farm in der Nacht gekreuzt und habe Vieh zerstreut und habe vier Haupt geschlachtet. Cornelius Friebott zankte: „Zu was seid ihr eigentlich da?" Aber es fiel ihm gleich ein, besser sei, daß er sich nicht verweile und mit dem Kameraden und mit Haniel die Lage bespreche. Es ergab sich, daß Rosch schon einen Läufer nach Grootfontein abgesandt hatte, um das Erscheinen der großen Bande der Polizei zu melden und zu bitten, daß ihm noch mehr Patronen bewilligt würden. Cornelius Friebott antwortete: „Das dient nicht. Erstens ist nicht zu sagen, was der Bote dort erzählt. Zweitens nehmen die Buren einen Kaffern nicht ernst. Drittens werden auf diesem Wege die Patronen nicht bewilligt." Rosch entschuldigte sich, er selbst habe doch nicht fort können, da Cornelius Friebott auf Jagd gewesen sei; aus dem gleichen Grunde habe Haniel nicht fahren können. Sie berieten sich und entschieden, Cornelius Friebott solle

fahren mit einem Herero. Sie sagten: „Wir müssen Munition haben, wir haben auch lange nichts gehört, es ist am besten, daß der geht, der Buren und Engländer kennt und mit ihnen richtig in ihrer Sprache verhandeln kann.“

Cornelius Friebott fuhr alsbald ab. Er gelangte ohne Abenteuer nach Grootfontein. Unterwegs erhielt er die Bestätigung, daß eine große Bande sich vom Okawango her den Farmen zugewandt habe. Er ging zuerst auf die Polizei. Er erhielt die Antwort: „Ons sell net nou kom ...“, das heißt: „Wir kommen sofort ...“ Er mußte die Nacht über in Grootfontein bleiben der Pferde wegen, und damit er die Patronen mitnehmen könne, und weil er mit dem südafrikanischen Polizeileutnant von Maltitz selber sprechen wollte. Er traf von Maltitz richtig am Morgen. Er wiederholte die Bitte, daß unverzüglich eine Patrouille in Marsch gesetzt werde. Der Leutnant sagte: „Ihr seid doch auch Männer. Wenn es not tut, müßt ihr euch eben einmal selbst helfen!“ Cornelius Friebott entgegnete: „Wir hülfen uns am liebsten selbst, darauf können Sie sich verlassen.“ Zu hören war nichts in Grootfontein. Der frühere deutsche Bezirksamtmann von Zastrow, der, aus seinem Hause vertrieben, stille mit seiner Schwester im Orte lebte, sagte: „Ich weiß auch nichts!“ Cornelius Friebott war froh, als er wieder abfahren konnte. Er sagte bei der Heimkehr: „Die Polizei will gleich kommen. – Wir sollen uns selbst helfen. – Gott sei Dank, daß wir hier außen sitzen. – Lieber jede Art Buschmanngefahr, als Tag für Tag den Engländer und Buren hören und des Engländers Gift lesen müssen.“

Sie richteten einen Wachtdienst ein mit Hilfe der Farbigen. – Ein Weißer blieb jede Nacht auf. Das Vieh wurde sehr scharf bewacht. Späher aus Chaporis' Werft waren ebenfalls unterwegs. Die Farbigen waren sehr eifrig. Sie haßten und fürchteten die Banden noch viel mehr als die Weißen. Die Polizei kam nicht nach Lurup. Bis

Mitte Oktober war von ihr nichts zu sehen und nichts zu hören.

Mitte Oktober wurden von den Spähern wiederum zwei fremde Buschleute nahe dem Wohnhause bemerkt. Die Fremden liefen fort. Am selben Tage oder auch am folgenden Tage sandte der Farmer Winkel von der Farm Otjimikambo Botschaft: „Die Räuberbande Haris ist plötzlich bei mir aufgetaucht und hat fünf meiner Kühe geschlachtet; ich habe mich noch in der Nacht mit einem Eingeborenen zur Verfolgung aufgemacht, der Eingeborene hat eine weiße Jacke getragen, er bot im Finstern ein Ziel, er schrie unversehens auf, er hat einen Pfeilschuß durchs Gesäß bekommen, er ist bei der Fahrt nach Grootfontein an der Vergiftung gestorben."

Als die Nachricht kaum im Hause war und vor der weißen Frau noch verheimlicht wurde, kam der Buschmann Numkaub, der versucht hatte die Spur der zwei Fremden zu halten, zurück. Er konnte nicht Deutsch und nicht Kapholländisch und nicht Englisch und nicht die Hererosprache sprechen. Er erzählte den Buschleuten Jakob und Areb in ihrer Sprache: „Ihr sollt dem Herrn Cornelis sagen, Haris will bald nach Lurup kommen und will den Herrn Cornelis tot machen. Das läßt er bestellen." Der Buschmann Jakob lief zu Cornelius Friebott und dolmetschte gehorsam: „Haris will bald kommen und will dich tot machen." Cornelius Friebott erwiderte: „Mich im besonderen? Was habe ich ihm angetan?" Jakob antwortete: „Haris hat es aber sagen lassen, und Numkaub hat es bestellt."

Am Abend saßen Cornelius Friebott und Rosch rauchend vor der Türe. Jakob ging vorbei, da erzählte Cornelius Friebott das Eingeborenengeschwätz. Er war erstaunt, daß Rosch dieses Mal so rasch in Bewegung geriet. Rosch stand auf und ging dem Buschmann Jakob nach und redete auf ihn ein und schlug sogar mit der Hand nach dem Auswei-

chenden. Rosch kam zurück. „Es ist nicht mehr herauszubekommen. Aber das Hereroweib Elisabeth hat vorhin ebenfalls zur Frau gesagt, du solltest dich in acht nehmen."

Danach war es sechs bis sieben Tage ganz stille von Neuigkeiten und kein Fremder wurde gesehen.

Am sechsundzwanzigsten Oktober sandte Chaporis einen Buschmann. Weil Rosch schlief vor seiner Nachtwache, brachte Jakob den Fremden zu Cornelius Friebott. Jakob dolmetschte wie gewöhnlich. Der Fremde sagte ungefähr: „Haris sitzt heute nacht in Günab an der Wasserstelle. Zwei Stunden von hier. Wir wollen ihn fangen. Wir wollen ihn fangen und von der Polizei eine Belohnung verdienen. Haris hat dem Chaporis alle Waffen weggenommen, weil Chaporis nicht mit Haris zusammen räubern wollte. Das ist vor längerer Zeit geschehen, deshalb sind Chaporis und Haris entzweit. Du sollst fangen helfen. Du brauchst kein Gewehr mitzunehmen. Haris hat auch kein Gewehr. Er hat es verloren beim Kampfe mit der englischen Polizei. Du kannst hinterher reiten. Wir wollen vorne laufen und es machen. Du sollst nur mit aufpassen." Cornelius Friebott antwortete: „Jawohl, ich soll euch helfen, daß ihr an Waffen kommt..." Er sagte zögernd: „Wir müssen erst zu Abend essen. Ich will mich erst mit den Herren besprechen. Ich kann vorher keine bestimmte Antwort geben."

Frau Haniel hörte die Unterhaltung der Männer bei der Mahlzeit, sie zeigte sich sehr erschreckt. Die Männer beruhigten sie, es sei keine Rede davon, daß sie alle drei mitwollten, aber einer allein solle auch nicht reiten, weil dem Chaporis und seiner Werft nicht zu trauen sei. Sie beschlossen: „Am besten bleibt Rosch auf der Farm, und Friebott und Haniel machen den Ritt. Rosch behält die eine Büchse hier, Haniel bekommt die andere Büchse, Friebott nimmt die Selbstladepistole. Friebott und Haniel nehmen jeder einen von den Buschleuten der Farm mit." Sie einigten sich auf Signalschüsse. Sie kamen auch überein, daß bei

Gelingen Chaporis und seine Werft mit nach Grootfontein geführt werden sollten, damit die englische Polizei sie entwaffne und es nicht dahin komme, daß statt der Bande Haris es eine bewaffnete räuberische Bande Chaporis in fortwährender Nähe gebe. Sie besprachen es ganz leise, kein Farbiger konnte es hören. Cornelius Friebott ging hinaus, er sagte, er werde mittun. Chaporis sollte einen senden ihn zu wecken, wenn es Zeit wäre.

Die Boten weckten um vier Uhr. Die Weißen riefen: „Wir kommen." Sie waren gleich beide fertig. Sie ritten erst die zweitausend oder zweieinhalbtausend Meter in der Richtung von Chaporis' Werft, von wo der gemeinsame Aufbruch erfolgen sollte. Cornelius Friebott war wohlgestimmt. Er sagte: „Die Sache kann gut gehen. Am liebsten wollten alle Farbigen mit. Und wenn es dem gemeinsamen Eifer gelingt, die Bande aufzuheben, welches Glück wäre das für alle Farmen ..." Haniel sagte, er traue der Hilfe des Chaporis nicht recht ...

Auf der Werft des Chaporis lagen die Buschleute am Feuer. Cornelius Friebott rief: „Los! Los! Es ist ohnehin spät." Chaporis antwortete: „Ich habe schon gehört, daß ihr zu zweit mitwollt. Es ist gut. Ich selber kann nicht mitgehen, ich habe schlimme Augen bekommen. Vier Mann sollen von mir mitgehen. Dann seid ihr sieben Mann mit den drei Mann, die ihr mitgebracht habt, dazu ihr zwei Herren." Er sagte: „Haris liegt dieses Mal allein an der Wasserstelle Günab mit zwei Frauen, und er hat kein Gewehr. Dieses Mal ist er leicht zu fangen."

Die Buschleute liefen im Trabe voraus. Erst die vier Mann des Chaporis, dann die drei Bambusen der Farm, dann ritten die Reiter. Die Reiter ritten stille und etwas auseinander. Bei Günab, aber noch nicht an der Wasserstelle selbst, gaben die laufenden Buschleute Zeichen. Der Späher wies den Platz, wo Haris am vorhergehenden Tage mit den zwei Frauen gesessen hätte. Die Sonne stand schon

hoch. Die beiden Weißen kamen herzu und stiegen ab. Sie wollten sehen, ob nicht Gewehrspuren zu finden wären, und ob die Buschleute des Chaporis nicht lögen. Sie fanden keine Spur.

Sie ritten bis zum Wasser. Am Wasser trafen zwei Fährten zusammen. Cornelius Friebott wurde an dieser Stelle argwöhnisch. Er schlug vor, er wolle mit den vier Buschleuten des Chaporis auf der Fährte des Mannes und der zwei Weiber bleiben, Haniel sollte mit den drei Buschleuten der Farm die andere Fährte aufnehmen und wenigstens so lange verfolgen, bis sie beide ein klares Bild gewönnen. Cornelius Friebott sagte leise in Deutsch: „Ich vermute, daß die Fährten bald wieder zusammentreffen und daß Haris sich keineswegs allein mit zwei Weibern gerade hier herumtreibt.“

Sie hörten sich nach ganz kurzer Zeit aufeinander zukommen. Die Fährten stießen zusammen, etwa zweitausend Meter vom Wasser an der Schlafstelle der Bande. Sie fanden vier kleine abgekohlte Feuer. Sie fanden die Spuren von acht Männern und zwei Frauen. Die Anzeichen eines mitgeführten Gewehres waren wiederum nicht zu erkennen. Cornelius Friebott sagte aufgebracht zu den Buschleuten des Chaporis: „Was bedeutet das?“ Sie beteuerten, sie hätten nur Haris und zwei Weiber gespürt. Sie zeigten sich nach wie vor begierig, den Räuber zu fangen. Cornelius Friebott verlangte: „Also rasch weiter ...“ Cornelius Friebott drängte nicht nur, weil Zeit verloren schien und die Verfolgten einen großen Vorsprung haben mußten, sondern weil er und Haniel erschreckt merkten, daß die Fährte der Bande sich genau in der Richtung des Wohnhauses von Lurup halte.

Die Fährte wahrte die Richtung auf das Wohnhaus.

Das Wohnhaus von Lurup ist so gelegen, daß wenn einer von Südwesten her durch den dichten Busch geritten kommt, er das Haus auf dreihundert Meter Entfernung

unversehens im Freien vor sich hat. Der dichte Busch umzieht südlich und östlich im weiten Kreise die Lichtung. Zwischen Busch und Haus befinden sich Ländereien und befindet sich die Werft. Östlich vom Wohnhause steht ein Nebengebäude, hinter dem Nebengebäude und schon wieder in der Nähe des Busches ist ein Steinkraal geschichtet für krankes Vieh, hinter dem Hause beginnt der Garten.

Die Fährte änderte sich gerade dort, wo bei wenigen Schritten weiter, über das große Bohnenfeld weg, das Haus zu erblicken war, sie schlang sich zurück in den Busch nach Südosten und Osten. Die Männer lenkten zusammen. Haniel sagte: „Es ist auch möglich, daß sie verkehrt gelaufen sind und gar nicht an das Haus wollten, sondern daß sie auf dem Wege sind an die Wasserstelle Alt Sus, das glaube ich." Cornelius Friebott antwortete: „Ich will am Hause vorbei. Bleibt ihr auf der Spur. Wer an ihn kommt, der gibt die Signalschüsse ab." Er merkte an der eigenen Redeweise, daß er erstaunlich aufgeregt sei. Er ritt allein aus dem Busche heraus, ihm fiel gleich auf, daß in der Werft kein besonderes Wesen zu bemerken wäre. Wenn man sonst dieses Weges zog am großen Bohnenfelde entlang, war drüben in der Werft immer Bewegung zu erkennen. Er ließ das Pferd anspringen und war gleich am Hause. An einem Fenster stand Frau Haniel, an einem anderen Fenster stand die braune Frau. Frau Haniel sagte: „Ach wie gut, daß ihr zurück seid!" Rosch kam um das Haus gelaufen. Es war jetzt zu sehen, daß alle Eingeborenen beim Hause sich gesammelt hatten. Rosch hielt die Büchse in der Hand, Rosch rief: „Eben in diesem Augenblick ist Haris dagewesen; beim Steinkraale hinter dem Nebenhause hat er gestanden und hat herübergesehen!" Rosch vergaß zu sagen: „Er hielt ein Gewehr in der Hand." Es ging auch alles sehr schnell, viel schneller als genaue vorsichtige Überlegung. Cornelius Friebott sah den Sprecher an und blickte zum Kraale hinüber, er dachte: „Also hat er im Busche das Feld

umzogen ...," er fragte: „Und jetzt?" Rosch antwortete: „Die Leute meinen, er sei nach Neitsas zu gerannt." Cornelius Friebott rief: „Gut ..." Gerade als er wieder anritt, kam der Buschmann Guntsas aus dem Busche herausgelaufen auf den Reiter zu, Guntsas winkte und schrie: „Op di Kant is hy weg!" Das Pferd folgte gleich dem Farbigen, und der Buschmann blieb im Trabe.

Es dauerte gar nicht lange, sobald Cornelius Friebott im losen Busche durch das erste Dünental durch war und auf der zweiten Düne das zweite Dünental vor sich hatte, sah er vom Pferde aus Eingeborene laufen. Sie liefen in etwa dreihundert Meter Entfernung den Viehweg durch den lichten Busch des Tales. Sie trugen Lasten auf Kopf und Schultern. Cornelius Friebott konnte nicht unterscheiden, welches von den Laufenden Männer und welches Frauen wären und welche Art Waffen sie hätten. Er gab dem Bambusen Guntsas ein Zeichen. Guntsas wunderte sich, er hatte die Flüchtenden noch nicht bemerkt, weil er klein war und nicht zu Pferde saß. Cornelius Friebott zählte sechzehn Buschleute, er vermochte kein Gewehr zu erblicken. Er gab dem Bambusen ein Zeichen, die Spur wieder aufzunehmen, er dachte: „Wie kann ich nur ankommen an die Gesellschaft?"

Er nahm noch einmal Richtung, er entschloß sich, den Versuch zu wagen und geradezu zu reiten. Als er fünfzig Meter heran war, aber noch Übersicht hatte, wurde er gehört. Die Bande teilte sich, drei liefen nach rechts und die andern nach links. Als Cornelius Friebott nach rechts schon folgte, so rasch, als das Pferd in dem immer lichteren Busche laufen konnte, erkannte er zu seinem Schrecken, daß sie ein Gewehr hatten. Er rief laut: „Halt, halt, Hände hoch!" wie man einzuschüchtern trachtet, wenn einen selbst eine kalte Angst befällt. Er dachte beim Rufe oder vorher: „Chaporis und seine Leute haben gelogen. Die wußten genau, daß Haris nicht allein sei und daß er ein Gewehr

habe …“ Die Angerufenen flüchteten weiter. Der Busch im Dünentale hörte auf, und das harte, hohe Ochsengras begann. Der Flüchtling mit dem Gewehre blieb stehen und hob das Gewehr. Da kam Cornelius Friebott an ihm vorüber und duckte sich auf dem Pferde und schoß ein paar Male mit der Pistole. Er sah noch, daß der Mann das Gewehr aus den Händen warf und wiederum rannte. Das Pferd jagte den andern Flüchtigen nach; als Cornelius Friebott richtig sah, daß der Mann, der das Gewehr weggeworfen hatte, nicht bei ihnen sei, zwang er das hastende Pferd zu einer Wendung. Gerade als er die Schleife ritt, sah er, daß der Farbige, der das Gewehr weggeworfen hatte, sich an einen einzelnen Baum lehnte und sich niederließ. Er brachte das Pferd heran, er fragte vom Pferde: „Bist du Haris?“ Der Farbige saß klein und starr und scheinbar müde zusammengefallen unter dem Baume, dennoch antwortete er: „Ja, Mister, und du hast mich jetzt gekriegt.“

Cornelius Friebott hielt das unruhige Pferd an, da kam Guntsas aus dem Busche gelaufen. Cornelius Friebott deutete: „Guntsas, ist das Haris?“ – Guntsas antwortete: „Haris, Mister, Haris!“ Cornelius Friebott stieg vom Pferde und gab zwei Notschüsse ab und horchte; als auf das Zeichen nicht geantwortet wurde, gab er noch drei Schüsse ab. Die Antwort blieb wiederum aus. Cornelius Friebott dachte: „Ist doch etwas geschehen beim Hause? Ist doch etwas geschehen? Haben wir uns so sehr vernucken lassen?“ Er stand und wartete, weil es rundum frei war. Er sagte nach einer Weile: „Das Gewehr, das er fortgeworfen hat, muß in Sicherheit gebracht werden, sie schleppen es sonst weg.“ Er stieg zu Pferde, Guntsas lief neben ihm, sie fanden das Gewehr nach Suchen im hohen Grase. Guntsas hob es auf und öffnete das Schloß, da fiel eine Patrone heraus mit der Kugel darauf. Guntsas schüttelte den Kopf.

Gerade da wurden die Signalschüsse in nächster Nähe erwidert, und Rosch kam mit allen Buschleuten von Lurup die Düne herunter aus dem Busche heraus, Rosch zu Pferde und die Buschleute vorneweg zu Fuß.

Rosch rief: „Hallo! Hallo! Was hast du da?" Cornelius Friebott antwortete: „Das Gewehr von Haris." Rosch sah sich um und fragte: „Wo habt ihr ihn?" Er sagte: „Haniel ist am Hause, wir haben deine Schüsse gehört, und er wollte gleich umkehren, aber die Bambusen wollten mit ihm nicht laufen, weil Haris da sei und wegen der Schüsse, und weil Haniel zu neu sei." Er fragte wieder: „Wo habt ihr ihn?" Es herrschte starke Aufregung, weil niemand wußte, was noch geschähe und wo eben etwas geschehe. Cornelius Friebott antwortete: „Er hat es leider abgekriegt." Rosch sagte: „Na, das ist ja nicht das Schlimmste." Als sie an den Baum zurückkamen, lag der Räuber tot darunter, sonst war niemand mehr zu sehen und zu hören. Rosch sagte: „Ja, das ist der Kerl." Die Bambusen sagten: „Ja, das ist Haris, ja, das ist Haris, nun ist er tot, und niemand braucht sich mehr vor ihm zu fürchten." Sie liefen mit zum Hause. Sie drängten sich an Rosch und Haniel. Rosch sagte: „Auf seinem Kopfe sollen dreihundert Mark Belohnung stehen, meinen sie. Und es ist vielleicht besser, daß wir einen Beweis für die Polizei haben, daß es Haris war und kein anderer. Es ist vielleicht doch besser . . ." Da liefen die Buschleute der Farm mit den Leuten des Chaporis zurück und schnitten den Kopf des toten Räubers ab.

Cornelius Friebott rastete etwas und aß. Um zwei Uhr stand der Wagen fertig vor dem Hause. Gerade als Cornelius Friebott abfahren wollte, kamen Viehwärter. Sie berichteten: „Vieh ist heute morgen abgetrieben worden in den Busch. Die Fremden haben auch Vieh mitgenommen und haben vier Stück geschlachtet." Rosch sagte: „Das soll nun wohl vorbei sein."

Cornelius Friebott kam an diesem Tage nicht mehr nach

Grootfontein, es regnete sehr stark, und am Geschirre geriet etwas in Unordnung. Er spannte aus an der Wasserstelle Aukos und blieb bis zu den frühen Morgenstunden dort liegen. Als er in den Ort einfuhr, kam ihm der Gedanke, er könne zuerst bei dem deutschen Bezirksamtmanne von Zastrow vorsprechen. Er ließ den Bambusen halten und ging in das Haus. Er sagte: „Ich will zum englischen Magistrate, ich will ihm melden, daß ich den Räuber Haris erschossen habe." Er schilderte den Hergang. Der deutsche Beamte sagte: „Es ist gut, daß Sie sofort gekommen sind; jetzt wo so leicht etwas wider uns gekehrt wird; die ganze Bruderschaft ist auf der Suche nach Beweisstücken gegen uns!" Cornelius Friebott antwortete: „In Grootfontein auch?" Von Zastrow sagte: „Ich will mit Ihnen gehen zum Polizeileutnant, der ist zuerst zuständig." Der Leutnant sagte: „Da haben Sie Glück gehabt, daß Sie ihn endlich bekommen haben." Der Leutnant sagte: „Vor fünf Tagen habe ich bei Otjimikambo drei starke Patrouillen hinter die Bande gesetzt, aber wir haben ihn nicht bekommen." Von Zastrow sagte: „Möchten Sie nicht ein Protokoll aufnehmen? Herr Friebott wollte den Mann mit fangen helfen, er hat ihn in der Notwehr erschossen." Cornelius Friebott wunderte sich, denn der Leutnant hatte keinen Zweifel geäußert. Der Leutnant sagte: „Wir wollen die Sache gleich zu Protokoll nehmen." Er sagte zu Cornelius Friebott gewandt: „Sie können ganz beruhigt sein, Sie werden keine Schwierigkeiten bekommen. Wir sind dankbar, daß wir von dieser Not endlich erlöst sind. Für meine Leute ist ein Kopfgeld ausgeschrieben, wenn sie ihn gefangen nehmen. Ich habe darüber nichts zu verfügen. Wird das Kopfgeld ausgezahlt und Sie wollen es nicht annehmen, können Sie ja sonst darüber bestimmen." Er sagte: „So, danke, jetzt ist die Sache gut. Ich gebe es weiter." An der Türe kamen die Polizisten zu Cornelius Friebott und fragten: „Was? Der Haris ist tot? Wie haben Sie den er-

wischt? Der Mörder und Räuber hat uns genug Arbeit gemacht. Na, jetzt erhalten Sie die Belohnung."

Cornelius Friebott kehrte am gleichen Tage auf die Farm Lurup zurück. Er und Rosch und Haniel waren erstaunt, als am dreißigsten Oktober eine Patrouille der Polizei auf Lurup erschien und verlangte, die Weißen und sämtlichen Farbigen der Farm sollten unverzüglich nach Grootfontein kommen zum englischen Magistrate Brown. Rosch fragte: „Was ist denn los?" Die Reiter antworteten: „Ihr sollt alle vernommen werden wegen der Sache Haris." Die Reiter erkundigten sich und erklärten, Haniel könne zurückbleiben und dazu die Farbigen, die gar nichts wüßten.

Bei der Vernehmung in Grootfontein ereignete sich nichts Besonderes und nichts Neues. Nach der Vernehmung sagte der Magistrat: „Sie müssen in vierzehn Tagen wiederkommen." Cornelius Friebott fragte auf der Polizei an: „Warum geschieht das?" Der Leutnant antwortete: „Es ist von Windhuk aus verlangt worden." Als sie nach vierzehn Tagen wieder ankamen, ließ ihnen der Magistrat sagen: „Die Akten sind von Windhuk noch nicht zurückgekommen. Eine Polizeipatrouille wird Ihnen Bescheid bringen, wenn ich Sie wieder brauche."

Sie ritten verstimmt zurück. Cornelius Friebott sagte am Abend, da sie auf halbem Wege bei Aukos am Feuer saßen: „Ach was! Denen zu Hause hängt die halbe Welt am Halse! Und wo einzelne Deutsche sitzen, werden sie gequält. Wenn es für uns nur dieses Hinundhergezerre sein soll, dann geht es uns unverschämt gut."

Sie begannen am nächsten Tage Dünger zu fahren und nahmen noch mehr Land unter den Pflug als im Vorjahre, und feierten Weihnachten an einem sehr heißen Tage und säten. Sie sandten den ganzen November und Dezember und die drei ersten Wochen des Januarmonats niemand nach Grootfontein, und niemand kam zu ihnen. Sie dachten: „Wenn Frieden wird, wann der Engländer und der

Bur sich fortmachen, dann hören wir's schnell genug. Was sie uns dort jetzt vorsetzen, danach verlangt keinen."

An einem Samstage im Januar, als sie Mittag aßen, fragte Cornelius Friebott, ob Rosch etwas dagegen habe, wenn er den Hengst nehme und über Sonntag nach Grootfontein reite. Er war beim Frühstück und den Vormittag hindurch und auch zu Eingang der Mahlzeit auffällig stille gewesen. Sie wunderten sich alle drei, Frau Haniel sagte: „Sie nach Grootfontein? – Sie scheinen dort plötzlich eine besondere Erwartung zu haben." Sie sagte auch: „Wenn wir nur alle wieder hingehen könnten, wo wir hingehören! Diese Nachricht müssen Sie uns mitbringen, oder wenigstens, daß es nahe dran ist! Und vielleicht könnten Sie mir blaue Nähseide besorgen..." Cornelius Friebott gab keine Erklärung ab. Er hätte sich der Erklärung geschämt. Er hatte seit dem Vorabend das unruhige Gefühl, er müsse nach dem Orte hin und sonst nichts. Er überlegte fortwährend: „Was kann es sein? Keine Briefe kommen. Sie halten uns ganz abgeschlossen."

Weil die Aufträge sich mehrten, und weil Rosch es vorschlug, ließ er einen Bambusen mitreiten. Der Anblick des Ortes gefiel ihm gar nicht, aber der Aufträge wegen und des Bambusen wegen mochte er nicht umkehren. Er erfuhr die einzige Neuigkeit gleich. Der Kaiser habe um Weihnachten einen Friedensvorschlag gemacht, und die anderen hätten ihn abgelehnt. Als er sich auf der Polizei meldete, war an Stelle des Leutnants von Maltitz ein Unteroffizier Morris Kommandant des Postens geworden; er meinte, der neue Mann sehe ihn seltsam an. Er machte die Besorgungen, dabei ereignete sich nichts, die paar Kaufleute klagten nur über ihre Schwierigkeiten. Er aß dann Mittag in der Wirtschaft und dachte: „Mit diesem und jenem

spreche ich noch ein paar Worte, und dann reiten wir los." Gerade als er in den Hof hinaus ging, um nach dem Bambusen zu sehen und um ihm zu sagen, um halb fünf Uhr sollten die Pferde fertig sein, kam ihm der Wirt nach. Er strich an ihm vorbei, daß Cornelius Friebott schon erstaunt war; er trat in eine Geschirrkammer, und Cornelius Friebott sah, daß er ihm vom Fenster aus verstohlen winkte. Da tat Cornelius Friebott, als wenn er einen Riemen suche, und machte sich in die Geschirrkammer. Der Wirt zerrte an einem Geschirre, dabei flüsterte er: „Ich habe eben etwas mit angehört. Sie sollen vor Gericht gestellt werden wegen der Buschmannsache. Können Sie sich nicht verstecken? Aber Sie dürfen ja niemand sagen, daß Sie es durch mich gehört haben." Er sagte: „Ich rate Ihnen, verstecken Sie sich beizeiten, das sollte man dort draußen bei Ihnen gut fertig bringen, mit den Engländern und Buren kann es hier so lange nicht mehr dauern." Er sagte: „Was man so hört, wen sie vor Gericht stellen, der hat es schlimm gehabt. Lassen Sie sich gut warnen!" Er ging hinaus, er rief: „Ja, einen Riemen, wie Sie ihn brauchen, den habe ich nicht. Sie haben ja jetzt selbst alles durchgesehen." Cornelius Friebott wunderte sich nicht so sehr über das, was er hörte, er war vielmehr erstaunt darüber, daß er gleich denken mußte: „Deshalb bin ich nach Grootfontein geritten, um diese Warnung zu empfangen, das weiß ich jetzt bestimmt." Er zögerte bis fünf Uhr im Wirtshause herum und sprach mit und hörte die Gespräche an. Um fünf Uhr ging er zu dem deutschen Bezirksamtmann von Zastrow, er sagte: „Ich habe heute im Orte von einem Zwischenträger, der nicht genannt sein will, gehört, ich solle wegen der Buschmannsache vor das englische Gericht gestellt werden..." Der Bezirksamtmann antwortete: „Vor Gericht? Verstecken? Wollen die noch einmal die Sache klarstellen? Aber Sie haben keinen Grund sich zu verstecken. Das sähe ja wie böses Gewissen aus. Das haben wir nicht nötig."

Cornelius Friebott kam erfrischt nach Hause. Er und Rosch waren um Montagmittag bei einer Arbeit allein zusammen, da erzählte er: „Die Engländer wollen die Sache mit Haris noch einmal untersuchen, ob sie uns nichts anhängen können; und jemand hat mir sogar geraten, ich solle mich fortmachen, und der neue Unteroffizier Morris bei der Polizei soll ein ganz gefährlicher Kerl sein. Schweige aber stille!"

Die Vorladung traf schon nach drei Tagen ein für Cornelius Friebott und für die Buschleute als Zeugen. Die Polizeireiter behaupteten sonst nichts zu wissen.

Es war immerhin einen Augenblick atembeklemmend, als der Magistrat Brown sagte: „Der Kronanwalt in Windhuk hat gegen Sie die Anklage wegen Raubmordes erhoben." Aber da es Raubmord hieß, Raubmord, klang es zu unsinnig. Der Magistrat selbst schien die Klage als verkehrt zu empfinden. Der Verhandlung hörte niemand zu außer der deutsche Bezirksamtmann und ein paar farbige Herumlungerer. Die Verhandlung endigte damit, daß der Magistrat bestimmte: „Das Verfahren wird vor dem Sondergerichte seinen Fortgang nehmen; gegen Bürgschaft von fünftausend Mark sind Sie vorläufig entlassen."

„Raubmord? Raubmord? Raubmord begangen an dem Mörder und Räuber, dem Buschmann Haris?" — Die Deutschen des Ortes sprachen leise und aufgeregt miteinander. „Raubmord? Was ist der Raub? Daß er das Gewehr aufgehoben hat? Oder daß der Buschmann raubte?" Einige, unter ihnen der deutsche Bezirksamtmann, sagten: „Na ja, der Magistrat bekommt seine Anweisung von Windhuk. In Windhuk scheinen sie jede Gelegenheit wahrzunehmen, etwas gegen die Deutschen zu drehen. Und wir ernten jetzt Früchte der alten Hetze unserer deutschen Linksparteien in kolonialen Dingen. Man sucht neue Belege dazu. Man sucht Belege zur Propaganda gegen Deutschland. Aber in diesem Falle ist's ein Schlag ins Wasser." —

Auf der Farm Lurup ging die Säezeit zu Ende, und kam wiederum die kurze Rastezeit der Menschen, wenn Gott und Sonne und Erde ihre besondere Arbeit tun, und begann die Ernte und war gut. Die Monate Februar und März und April hindurch war von der Buschmannsache beim Gerichte nichts zu hören. Cornelius Friebott sprach auch nicht davon, Rosch und Haniel unterhielten sich hin und wieder über den möglichen Ausgang. Haniel meinte anfangs: „Er sollte sich jedenfalls fortmachen, er ist doch hier nicht festgebunden; bis sie ihn dann suchen und gar finden, ist ihre Zeit längst zu Ende. Warum soll er sich noch einmal ihrem Gefrage aussetzen." Als aber die Wochen vergingen, änderte auch er seine Meinung: „Sie haben's eingesehen und lassen das Spiel einschlafen. Und behalten bei dieser Gelegenheit die Belohnung, und einer von ihnen kann sie einstecken."

In den ersten Wochen des Maimonats fiel es auf, daß die Buschleute Guntsas und Jakob und Areb durch farbige Polizei nach Grootfontein geholt wurden und nicht wiederkamen.

Es war dann ein Sonnabend wie im Januar, und Cornelius Friebott fragte wie im Januar, ob ihm der Hengst zur Verfügung stehen könne zum Ritte nach Grootfontein. Die anderen wunderten sich dieses Mal nicht, Rosch sagte: „Der Hengst steht dir immer zur Verfügung." Und sagte mit Wärme: „Ich bin dir vor allen Menschen im Herzen dankbar." Sie reichten sich die Hand über den Tisch hin, obgleich im Augenblick gar kein besonderer Anlaß schien zur Beteuerung.

Cornelius Friebott ritt stracks zum deutschen Bezirksamtmanne, er sagte: „Ich bin Ihrem Rate gefolgt und auch meinem Selbstgefühle und bin nicht davongegangen, ich konnte es leicht. Zu einer Spielerei will ich aber dem Engländer auch nicht dienen. Die Polizei hat bei uns Zeugen fortgeholt, die Farbigen sind nicht wiedergekommen, die Sache wird also neu aufgezogen. Laufe ich schon nicht weg,

69*

so darf ich doch nicht zu stolz sein, mich mit allen Kräften zu wehren. Von einem Opfer hat in dieser Angelegenheit niemand etwas, mir scheint sogar, ich stehe für eine deutsche Angelegenheit, die verteidigt werden muß." Der Beamte erwiderte: „Ich habe gerüchtweise gehört, in Windhuk werde verhandelt werden. Ich will morgen nach Windhuk fahren und mit Rechtsanwalt Stark sprechen, daß er die Verteidigung besorgt." Cornelius Friebott erzählte nichts von dieser Besprechung in Lurup; aber als die andern einander noch fragten, was jetzt sei, war doppelte Nachricht an einem Tage da. Vom Magistrate Brown unterzeichnet, brachte Polizei die Mitteilung, das Sondergericht, vor dem Anklage wegen Raubmordes an dem Buschmann Haris zur Verhandlung stehe, werde in der letzten Maiwoche in Swakopmund tagen, und der Angeklagte Cornelius Friebott werde aufgefordert, in Swakopmund zu erscheinen und sich dort vor dem Sondergerichte zu verantworten; und zwei eingeborene Boten liefen zu und trugen einen Brief des deutschen Beamten, er habe in Windhuk erfahren, daß ein besonderes Gericht in Swakopmund tagen solle, er sei inzwischen schon nach Swakopmund gefahren, um sich mit dem Rechtsanwalte Gumbrecht dort zu besprechen, er werde alles Nötige veranlassen.

Sie warteten bei der gemeinsamen Mahlzeit, daß Cornelius Friebott sich äußere; er blieb stille und erwähnte die Vorladung nicht. Rosch folgte ihm nach einer Weile in das Zimmer. Er sah den Kameraden mit aufgestütztem Arme sitzen. Er setzte sich leise auf einen Stuhl an der Wand und sah gutmütig und dumm und besorgt und steif an der langen Nase her in die Dämmerung des Raumes. Er fand es schwer zu reden, da Cornelius Friebott nichts sagte, und meinte doch, daß er reden müsse. Er sagte endlich: „Willst du hingehen?" Da wandte Cornelius Friebott sich ihm zu und sprach mit gewöhnlicher Stimme und nur gedämpft, wie einer spricht, um außerhalb eines Raumes nicht ver-

standen zu werden: „Auf eigene Kosten nach der Zumutung werde ich nicht hingehen. — Ich will aber nachher nach Grootfontein reiten und werde veranlassen, daß die Bürgschaft zurückgezogen wird." Rosch sagte kopfschüttelnd: „Du! — Du selbst!? — Ich kann das auch tun. Denn, wenn deine Bürgen die Bürgschaft zurückziehen, dann versteht jeder, daß du auf und davon willst, und sie schnappen dich noch im Orte." Cornelius Friebott antwortete: „Ich weiß noch nicht, ob ich ausrücken werde, aber das weiß ich jetzt, daß ich es hätte tun sollen in den vielen Wochen."

Rosch ritt an diesem Nachmittage mit dem Kameraden nach Grootfontein, er bestand darauf. Er war zu sehr besorgt und auch zu ungeschickt, um ihn zu bereden. Er dachte nur fortwährend: „Warum ist Cornelius Friebott so halsstarrig? Wenn die Bürgen die Bürgschaft verlieren, können wir die doch beide ersetzen. Es ist ein ganz unsinniges Beginnen, daß er gleichsam seine Flucht ansagt. Aber vielleicht, vielleicht hätte ich auch so gehandelt."

Es kam dann alles, wie es kommen mußte. Die Bürgschaft wurde zurückgezogen, und Cornelius Friebott wurde verhaftet. An dem Abend dieses vierzehnten Mai lief Rosch im Orte herum und sagte verstört in den deutschen Häusern an: „Sie haben ihn verhaftet. Cornelius Friebott ist verhaftet worden." Er glich fast einem treuen, unruhigen Hunde, der nicht zu seinem Herrn kann und allerorts sucht und wittert, wo jener einmal Freundschaft hatte. In den deutschen Häusern konnte ihm keiner helfen. Sie antworteten: „So, so! — Was? — Wirklich? — Warum hat er auch die Sicherstellung zurückgezogen?"

Mit dem Gefangenen sprach der englische Magistrat am Abend. Er sagte englisch: „Ich glaube, daß Sie freigesprochen werden. Aber wie ist denn das? Hat etwa zu deutschen Zeiten eine Erklärung der deutschen Schutzgebietregierung bestanden, daß die Buschleute vogelfrei seien? Das müßten Sie doch angeben?" Cornelius Friebott sah ihn an,

Cornelius Friebott erwiderte englisch: „Ich verstehe noch nicht ganz, worauf Sie aus sind. Ich habe einen Mann in der Selbstverteidigung erschossen, als wir den Bandenführer und Mörder Buschmann Haris zu fangen trachteten, gegen den die südafrikanische Polizei eine zureichende Hilfe uns trotz Bitten nicht gewährte. Es traf sich, daß der von mir erschossene Mann der Bandenführer selbst war. Weiter weiß ich nichts. Das habe ich wiederholt erklärt."

Rosch blieb im Orte bis zum Morgen des fünfzehnten Mai, bis er sah, daß Cornelius Friebott durch drei Mann Burenpolizei an die Bahn gebracht wurde, und bis er sah, daß die drei Mann mit dem Kameraden im Wagen Platz nahmen, und bis der Zug davonrollte in das Steppental, und bis er nicht mehr winken konnte; denn die Polizisten hinderten den Gefangenen nicht am Abschiedwinken. Danach ritt Rosch nach Lurup zurück und wußte nicht, was er denken und tun und erwarten sollte und redete zuletzt vor sich hin: „Ich werde jetzt auch nach Swakopmund fahren;" und begann sich zu quälen, daß er nicht gleich in denselben Zug gestiegen sei wie der Gefangene, als wenn er ihm hierdurch hätte helfen können.

Die Burenpolizisten sagten in ihrem Afrikanerholländisch zu dem Gefangenen: „Du mußt nicht bange sein. Das ist eine englische Anklage. Aber da wird niemals nichts draus." Sie sagten auch: „Wenn die Deutschen in Deutschland den großen Krieg gewinnen — das kann doch wohl sein — meinst du, daß welche von uns dann hier im Lande bleiben dürfen, und daß die deutsche Regierung dann welche von uns in Dienst nehmen würde? Meinst du, daraus könnte etwas werden?" Sie boten von ihrem Proviant an und mühten sich gefällig zu sein.

Auf der langen Fahrt erfuhr Cornelius Friebott wiederum und noch deutlicher und auffälliger als bisher, daß einer außerhalb und vor Fremden genau so viel Achtung empfange, als sein Volk und Land und Staat Achtung zu ver-

breiten versteht. Wo sie meinen, ein Volk oder Land oder Staat habe Macht oder gewinne die Macht, da beugen sie sich vor seinem Letzten, und wo sie Ohnmacht merken und nahe Schwäche, da wagt sich der Letzte der Fremden an einen König. Cornelius Friebott erfuhr es auf der Fahrt und danach zweieinhalb Jahre lang am eigenen Leibe.

In Swakopmund wurde er in die Untersuchungszelle eingeschlossen. Der Gefangenenaufseher war ein Ire, er verstand kein Deutsch. Der Aufseher brachte einen Dolmetscher an, er ließ den Dolmetscher sagen: „Sie dürfen Besuche empfangen, Sie dürfen Nahrungsmittel von auswärts annehmen. Sie dürfen sich Ihr Essen von auswärts bringen lassen."

Die ersten Tage war es sehr stille um den Gefangenen, vielleicht trauten sich die Deutschen nicht heran, vielleicht wußten sie nicht, daß sie kommen dürften, und auch nicht, womit sie den Gefangenen unterhalten sollten. Es ist immerhin schwer, in solche Lage einen Scherz und ein Lachen zu tragen. Und sollte man ihm sagen: „Wir sind jetzt doch etwas in Angst um dich, wir sind in Angst, weil auf einmal vor acht Tagen an allen Ämtern der Engländer hat anschlagen lassen, daß der nächste ‚Mörder' eines Eingeborenen mit der vollen Strafe des Gesetzes zu rechnen haben werde. Und wir sind in des Engländers Hand gegeben. Und des Engländers Spiel kennt jeder. Jetzt sollen ihm die Welt und unsere Eingeborenen in die Falle gehen, und das Fangtier in der Falle, das bist jetzt du!" Kann man jemand so unterhalten? Das kann man nicht. Aber sie schickten dem einen Mann Essen, als habe er Zehnmännerhunger. Cornelius Friebott mußte lachen, als er die Schüsseln und Körbe und Pakete sah. Er war wieder gleichmütig. Das Einschlafen war etwas schwierig. Wenn es gar nicht ging, half er sich und horchte auf die Bewegung des Meeres und stellte sich vor, das unruhige Weltenwasser nehme seine Gedanken mit, und sie zögen rasch hin von Wasser zu

Wasser, unaufgehalten vom Feinde, und zuletzt weserauf, und sie grüßten zu den Elterngräbern über Hilwartswerder und zum Bramwalde und fänden sich zu Melsenen. Denn die Gedanken suchten etwas Freundliches, ja sie suchten eine Zärtlichkeit, obgleich sie die Gedanken eines zweiundvierzigjährigen Mannes waren.

Nach zwei Tagen kamen der Anwalt Gumbrecht und der deutsche Bezirksamtmann von Grootfontein zu dem Gefangenen.

Nach acht Tagen kam Rosch herein und sagte: „Ich bin jetzt da, ich will alles mit anhören." Und er erzählte eine richtige, lange Lügengeschichte, daß Cornelius Friebott sicher frei käme, daß aber auch der Krieg daheim schon gewonnen sei. Er wurde ganz jungenhaft vergnügt, weil ihm die Geschichte so gut gelang und auch selber so gut gefiel. Er sagte: „Du kannst mir glauben oder nicht. Nur daran möchte ich dich erinnern, daß du mir die Diamantensache auch lange nicht ordentlich geglaubt hast, und recht habe ich behalten." Cornelius Friebott lachte wirklich über des Kameraden Eifer, und er spürte, daß dieser Besuch ihm sehr wohlgetan habe; die unbeholfene, treue, ängstliche Liebe des Besuches blieb gleichsam bei ihm in der Zelle.

Der Fall Friebott war der letzte Fall, der vor dem Ausnahmegerichte zur Verhandlung kam. Der Fall Friebott wurde Ende Mai im Saale des deutschen Bezirksgerichts zum ersten Male ausgerufen.

Das einstöckige Gebäude liegt abseits des Ortes inmitten tiefen, toten Namibsandes, aber durch deutsche Geduld und Mühe und Fleiß ist wie um andere Häuser und wie in Höfen anderer Häuser ein Kranz gepflegter Bäume darum gewachsen. Als die Burenpolizisten den Gefangenen zu Fuß zum Gebäude geleiteten, sagten sie: „Mann, das sollst du verstehen, der Kronanwalt Walter, den du gegen dich hast, der ist ganz gerissen." Sie sagten: „Das brauchst du auch nicht zu glauben, daß der Richter Dogsbury einer von unsern

wirklichen Richtern wäre. Sondern er war einmal Rechtsanwalt und hat dabei nicht viel aufgesteckt und hat dann für die Goldminen gearbeitet. Aber Krieg ist Krieg. Und im Kriege kommt manch einer zu Stellung und Geltung, der es selbst nicht geglaubt hat, und von dem es die andern ganz gewiß nicht vermuteten. Und das ist bei euch hier nicht anders gewesen, und in Deutschland in Europa wird es jetzt auch nicht anders sein."

Als Cornelius Friebott in den Hauptsaal des Bezirksgerichtes hineingeführt wurde, sah er zur Rechten die Zuhörerbänke dicht gefüllt mit deutschen Landsleuten. Sie saßen alle durcheinander, neben den Bezirksamtmännern von Grootfontein und Swakopmund saß Rosch mit der langen Nase und saß der deutsche Bezirksrichter und saßen Kaufleute des Ortes und deutsche Offiziere und Handwerker und Hafenangestellte, und es schien dem Angeklagten einen Augenblick, während er hinübersah und sah, wie viele sich zum Gruße tief beugten, sie säßen beinahe mühevoller da, als er sich selber eben fühle.

Danach stand Cornelius Friebott in der Anklagebank und ein Polizist in bester Uniform stand neben ihm. Und Cornelius Friebott bemerkte, daß vor den Zuschauern einer an einem Tische stand dem Saale zugekehrt in dunklem Anzuge und ein langweiliges, hageres Gesicht hatte, und er begriff, daß dieser der Kronanwalt sei. Der bestellte Richter saß an einem erhöhten Tische dem Staatsanwalte und den Zuhörern gegenüber und also rechts von der geschlossenen Anklagebank, und der bestellte Richter trug eine schwarze Robe und hatte als Beisitzer rechts und links die Magistrate von Swakopmund und Windhuk, die von dem südafrikanischen Kriegsspiele her Majorsuniformen südafrikanischer Freiwilligenregimenter trugen. Als Cornelius Friebotts Beobachtung so weit gelangt war und die Verhandlung schon begonnen hatte, mußte er auflachen. Es war ein ganz kurzes hartes Vogellachen, niemand sah ihn gerade an, und wer

es hörte außer dem Polizisten neben ihm, dachte wohl, der Angeklagte huste. Aber Cornelius Friebott lachte auf, weil ihm durch den Sinn ging: „Ich bin schon verurteilt, dieses ganze Theater hier findet nicht statt, um dem Rechte zu dienen, um zu prüfen und zu wägen, sondern nur zu ihrem politischen Zwecke. Wer hätte das für möglich gehalten, daß es mit Deutschen so zugehen kann?" Und einen Augenblick schoß ihm alles Blut in den Kopf, und die Zähne bissen ineinander, und die Faust ballte sich und verlangte auf das Holz der Bank zu schlagen, und die Stimme verlangte zu schreien: „Ich aber, ich, ich bin nicht euer Narr!" Und dann überwand er sich und setzte sich und hörte ihrem Spiele zu, wie sie es mit Mühe zurechtgemacht hatten, und horchte manchmal gespannt und manchmal kopfschüttelnd, wann es ein Neues gab, wann es sehr seltsam zuging, wann die Verdrehung ungeheuerlich wurde, und lächelte auch mit, wann Spaß sich einmischte, als ginge ihn selber alles kaum an.

Die Kronzeugen sagten zwei Tage lang aus. Zuerst kam der Leutnant von Maltitz dran. Der Leutnant hatte nichts sonderlich Belastendes vorzubringen; nur daß von ihm ein Kopfgeld erwähnt worden sei oder Belohnung oder auch, daß er die Tat des Angeklagten gelobt habe, als dieser mit dem deutschen Bezirksamtmann erschien und die Anzeige erstattete, davon sprach er nichts und daran konnte er sich bei der Frage des Verteidigers ganz und gar nicht erinnern. Nach dem Leutnant kamen die Polizisten an die Reihe. Die Polizisten wußten ebenfalls keine richtige Beschuldigung vorzubringen, aber vor entschuldigenden Mitteilungen hüteten sie sich wie der Offizier. Nach den Polizisten wurden die Buschleute der Farm Jakob, Guntsas und Areb vorgerufen zusammen mit dem Dolmetscher. Obgleich sie echte wilde Buschleute waren, die nur eine Weile Hirten- und Spürerdienste leisteten auf Lurup, um sich den Bauch bei geringerer Mühe ordentlich vollzufüllen und vor allem um reichlich

Tabak zu gewinnen, wurden sie zum Erstaunen der Zuhörer vereidigt vor ihrer Aussage. Jakob und Areb sagten in einer Weise aus, daß sie ebensogut als Entlastungszeugen gelten konnten, dagegen machte Guntsas eine auffällige und schwerwiegende Angabe.

Der Kronanwalt stand in lässiger Haltung, er hatte den linken Fuß auf den Stuhl gesetzt, er stützte den rechten Arm auf den Oberschenkel, er fragte zur Zeugenbank hinüber in Englisch: „Du hast die Spur des Erschossenen aufgenommen, als dieser kurz vor seinem Ende und unerwartet neben dem Viehkraale von Lurup zu sehen war. Du hast den Angeklagten angerufen und hast ihn auf die Spur geführt, du bist vor ihm hergelaufen. Bei dieser Gelegenheit hat der Angeklagte zu dir gesprochen. Hat er das?" Der Dolmetscher übersetzte in das Zirpen und Gurgeln und Zungenschlagen, daraus die Sprache der wilden Zwerge besteht. Der Dolmetscher brachte zurück in Englisch: „Ja, Herr Friebott hat zu mir gesprochen." Der Kronanwalt fragte: „Hat er mit dir über den Ermordeten gesprochen?" Guntsas antwortete durch den Dolmetscher: „Ja, Herr Friebott hat mit mir über Buschmann Haris gesprochen." Der Kronanwalt fragte: „Hat er etwas von Schießen gesagt?" Guntsas antwortete durch den Dolmetscher: „Herr Friebott hat zu mir gesagt, Guntsas, passe gut auf, ich will heute Haris totschießen. Das hat Herr Friebott zu mir gesagt." Der Kronanwalt nahm den Fuß vom Stuhle und straffte sich. Der Kronanwalt sagte: „Ich verstehe dich doch recht, der Angeklagte hat wörtlich zu dir gesagt: Guntsas, passe gut auf, ich will heute Haris totschießen." Guntsas antwortete durch den Dolmetscher: „So hat Herr Friebott gesprochen." Der Kronanwalt sagte laut: „Ich bitte das Gericht, auf diese Wendung zu achten; die Verteidigung behauptet, der Angeklagte habe den Buschmann Haris nicht gekannt und in Selbstverteidigung seien die schicksalschweren Schüsse gefallen." — Als Guntsas seine Aussage beendigt

hatte, stellte der Verteidiger Gumbrecht Fragen an ihn. Der Verteidiger fragte: „Guntsas, sprichst du Deutsch? Oder in welcher Sprache hat Herr Friebott zu dir geredet?" Guntsas antwortete durch den Dolmetscher: „Deutsch." Der Verteidiger fragte: „Also Herr Friebott hat Deutsch zu dir gesprochen? Kann Herr Friebott eure Eingeborenensprache sprechen? Hat Herr Friebott in einer anderen Sprache zu dir gesprochen?" Guntsas antwortete durch den Dolmetscher: „Herr Friebott kann unsere Sprache nicht richtig sprechen, Herr Friebott hat Deutsch zu mir gesprochen." Der Verteidiger fragte: „Wie ist das möglich, du kannst kein Deutsch, Herr Friebott kann deine Sprache nicht sprechen, dennoch gibst du an, was er in Deutsch zu dir gesagt habe?" Guntsas antwortete durch den Dolmetscher: „Herr Friebott hat es gesagt in Deutsch." Der alte, braune, kleine Mann mit dem vielfaltigen Gesichte und den kleinen, einzelnen, grauen Haarflocken auf dem Eierschalenkopfe wiederholte die Antwort ein paarmal. Der Verteidiger sagte: „Ich muß jetzt bitten, daß mir eine Probe gestattet werde." Der Verteidiger sagte: „Kannst du zählen?" Der Verteidiger sagte: „Der Zeuge soll jetzt selbst in seine Sprache die Worte übersetzen: Guntsas, passe gut auf, ich will heute den Haris totschießen!" Der Verteidiger stellte die Aufforderung dreimal, und der Dolmetscher gab die Aufforderung dreimal weiter. Die Zuhörer lachten, weil der Buschmann Guntsas ebensooft wiederholte, er könne diese deutschen Worte nicht verstehen. Der Verteidiger sagte so laut wie vorhin der Kronanwalt: „Ich bitte das Gericht, auf die Aussage zu achten. Mir scheint, bei den verschiedenen neueren Polizeiverhören in Grootfontein hat dieser Zeuge sich etwas angehört." Der Verteidiger mochte vor dem feindlichen Gerichte nicht erklären: „Wir, die die gegenwärtigen Verhältnisse dort kennen, sind alle der Überzeugung, daß die Aussage des Guntsas vom Polizeisergeanten Morris in ihn hineinverhört worden ist." Er wollte es viel-

leicht nicht sagen, um nicht zu reizen, und hielt es vielleicht auch nicht für nötig.

Nach Jakob, Guntsas und Areb wurde der Anhang des Erschossenen vernommen. Die Engländer hatten aus der Bande vier Männer, zwei Frauen und zwei Kinder ermittelt und hatten sie nach Swakopmund gebracht zur Zeugenschaft. Die vier Männer aus der wilden Steppe und die zwei Frauen aus der wilden Steppe wurden eingeschworen auf die Bibel wie Jakob, Guntsas und Areb und irgendein weißer Mann; danach begann das Ausfragen. Sie sagten über dieses und jenes verschieden aus, sie gestanden, sie hätten alle gestohlenes Fleisch von einem Viehdiebstahle getragen, aber dem Angeklagten habe das gestohlene Fleisch nicht gehört. Sie sagten, sie seien bei Buschmann Haris gewesen, als der Angeklagte ihn verfolgt habe. Sie sagten, Bogen und Pfeile hätten sie wohl gehabt, und auch ein Gewehr sei von einem getragen worden, aber Buschmann Haris habe das Gewehr nicht getragen, und weder er noch ein anderer habe es auf den weißen Mann gerichtet, sondern beim Angriff des weißen Mannes hätte der Träger das Rohr gleich weit fortgeworfen. Sie sagten: „Ja, Buschmann Haris hatte noch fünf Patronen, er hat ein Warzenschwein geschossen, da waren es noch vier Patronen." Sie sagten: „Der weiße deutsche Mann war plötzlich auf der Düne zu sehen. Wir liefen schnell davon. Der weiße deutsche Mann kam plötzlich zu Pferde aus dem Busche und ließ das Pferd zwischen uns laufen und schoß zwischen uns und traf den Buschmann Haris in den Rücken; der weiße deutsche Mann schoß mehrere Male, er traf nur einmal, als er auf den Buschmann Haris zielte." Sie sagten: „Wir haben uns nicht gewehrt." Sie sagten: „Buschmann Haris konnte nicht so schnell laufen wie wir andern, denn er hinkte, er hinkte, weil er eine Vergiftung hatte am Fuße." Sie sagten: „Das ist wahr, der weiße deutsche Mann hat gerufen, wir sollten stehen bleiben, wir haben das richtig

verstanden; wir sind nicht stehen geblieben, weil wir Angst hatten." Sie sagten: „Das ist auch wahr, Buschmann Haris war ein Viehdieb."

Den Zeugen der Belastung folgten siebenundzwanzig Zeugen der Entlastung: Die deutschen Farmer des Grootfonteiner Bezirkes, auf deren Farmen die Bande des Buschmanns Haris Morde und Viehraub verübt hatte, der deutsche Bezirksamtmann von Grootfontein, britische und die früheren deutschen Polizisten, Hereros und Buschleute von den Farmen und Leute des Chaporis. Sie erzählten eintönig, welche Not die Bande seit Jahr und Tag dem schutzlosen Bezirke bereitet habe; erst, weil die deutschen Männer fort gewesen seien im Kriege, danach, weil die wilden Buschleute verwirrt worden seien durch den Kampf der Weißen gegeneinander, und weil sie eine Zeitlang meinen konnten, die Deutschen seien ganz rechtlos geworden, zuletzt, weil ein hinreichender Polizeischutz gefehlt habe. Sie behaupteten oder gaben zu, seit dem Tode des Bandenführers seien die Verhältnisse viel besser geworden. Dem Richter schienen die Entlastungszeugen ganz unwichtig; als sie an der Reihe waren, zeigte er sich gelangweilt und sprach dann und wann halblaut mit den beiden Beisitzern. Der Kronanwalt hielt am fünften Tage seine Rede. Der Kronanwalt sagte ungefähr:

„Wir wissen wohl, daß Haris der Führer einer Bande streifender Buschleute und ein bekannter Viehdieb war. Wir wissen, daß ihm Morde zur Last gelegt wurden. Was die Mordtaten angeht, so haben wir allerdings Grund anzunehmen, daß erhebliche Herausforderung vorlag. Immerhin sah auch die frühere Beamtenschaft seine Taten als Morde an, und wir geben zu, daß er der deutschen Bevölkerung als gemeingefährlich galt. Die Farmer und Eingeborenen um Gus merkten im letzten Viertel des Oktobers vorigen Jahres, daß Haris sich in ihrer Gegend befinde. Am sechsundzwanzigsten Oktober gelangte Nachricht nach Lurup,

daß Haris in nächster Nähe sei, und die Männer der Farm beschlossen ihn zu fangen. Vielleicht beabsichtigten sie auch von Anfang an, ihn umzubringen, Anzeichen sprechen dafür, geradeaus zu beweisen ist es nicht. Auf Lurup befanden sich der Angeklagte und zwei andere weiße Männer und eine Anzahl Farbige, alle einig in ihrer Abneigung gegen Haris. Am siebenundzwanzigsten Oktober nahm der Angeklagte, begleitet von dem Buschmann Guntsas, die Verfolgung des Haris zu Pferde auf. Er soll nach seiner Gewohnheit im Gewehrschuh die Büchse geführt haben, er hatte außerdem gegen seine Gewohnheit eine Browning-Pistole mit, die nicht ihm, sondern dem Besitzer der Farm Rosch gehörte. Die Anklage möchte besonders darauf hinweisen, daß, wenn der Angeklagte beabsichtigte, den Haris lebend zu fangen, er sich doch von einer Anzahl Farbiger und wenigstens einem der beiden andern weißen Männer hätte begleiten lassen. Der Angeklagte ritt indessen allein, er ließ sich, wie gesagt, nur von dem Buschmann Guntsas führen, und erst im Abstande folgte der Buschmann Quabub. Der Angeklagte sagte auch zu dem Buschmann Guntsas, der keineswegs als Freund, sondern als Feind des Haris auftritt: Paß auf, heute werde ich den Haris totschießen. Von der Verteidigung werden die Worte bestritten, aber der Buschmann Guntsas, der ein älterer Mann ist und gegen den die Verteidigung auch sonst nichts vorzubringen weiß, hat immer wieder die Aussage wiederholt, und zwar unter Eid. Bei dem Hinundherübersetzen darf man sich an einzelne Worte nicht klammern. Auf den Inhalt kommt es an. An dem Inhalte läßt sich nach dem Schwure des Buschmanns Guntsas nicht zweifeln. Als Zeuge in eigener Sache, wie er es gekonnt hätte, ist der Angeklagte auf Rat seines Verteidigers nicht aufgetreten. Und der Inhalt der an Guntsas gerichteten und von diesem beeideten Worte ist eidlich unwiderlegt geblieben. Haris war begleitet von einem Teile seiner Bande, dazu wenigstens vier Mann, zwei Frauen und zwei Kinder ge-

hörten, die gegenwärtig sind. Sie führten Pfeil und Bogen und eine Büchse. Die Art ihrer Bewaffnung scheint dem Angeklagten bekannt gewesen zu sein. Sie schleppten Fleisch von gestohlenem Vieh; hiervon abgesehen, hatten sie zur Zeit der Tat keine verbrecherischen Absichten, sie bewegten sich friedlich dahin. Der Angeklagte überholte nun die Bande, er sprengte plötzlich in sie hinein, er wandte sich sofort dem Haris zu und feuerte wenigstens dreimal die Pistole auf ihn ab. Erst der letzte Schuß traf, und dieser Schuß war tödlich. Der Angeklagte behauptet, Haris habe auf ihn angelegt. Haris habe auch die Absicht zum Schusse gehabt, augenscheinlich habe die Patrone versagt, und Haris habe das Gewehr weggeworfen, als der Angeklagte seinerseits schoß. Die Anklage hat durch ihre Zeugen den Beweis erbracht, daß Haris selbst das Gewehr gar nicht führte, daß das Gewehr auf den Angeklagten gar nicht angeschlagen wurde, daß die Flüchtenden es vielmehr gleich aus der Hand warfen. Diesen Beweis hat die Verteidigung nicht zu entkräften vermocht. Daß endlich der Angeklagte nicht in Notwehr handelte, geht aus seinen viel besprochenen Worten an den Buschmann Guntsas hervor oder aus dem Inhalt dieser Worte. Wir haben auch bewiesen, daß der Ermordete gar keinen Widerstand leistete, er lahmte von einer Blutvergiftung her, er war also ein Krüppel, er versuchte zu fliehen wie die andern und wieder dichten Busch zu erreichen, sein Zustand hinderte ihn, er bekam den Schuß in den Rücken, etwas unter Schulterhöhe mitten hinein."

Der Kronanwalt sagte abschließend: „Das Völkerrecht verlangt, daß auch Sondergerichte, wie das gegenwärtige, Recht sprechen nach dem Strafgesetzbuch des besetzten Landes; doch selbst das deutsche Strafgesetzbuch straft Mord mit dem Tode, und selbst nach deutschem Rechte darf niemand nach seinem Bedünken ein Leben vernichten, und sei es das elendeste und wertloseste. Und daß in diesem Lande wieder Recht werde, heiliges Recht für Weiß und Schwarz

ohne Ansehung der Person, dazu soll dieses Gericht helfen ..."

Die Rede des Kronanwalts schien den Hörern nicht stark und nicht überzeugend. Sie sagten beim Hinaus: „Ach was, er muß für die in Windhuk das Gesicht wahren. Das ist zu verstehen." Sie sagten: „Das Schimpfen auf Deutschland gehört aber dazu, die ganzen Köter der Welt heben eben ihre Beine auf, die tun sie auch wieder runter. Aber auf die Eide von Buschleuten wird selbst das Haßgericht nichts geben."

Vielleicht war der Verteidiger ihrer Meinung, er antwortete in ziemlich knapper Rede. Er sagte: „... Daß Guntsas kein Deutsch, kein Englisch, kein Afrikanerholländisch versteht, habe ich dargetan. Daß der Angeklagte die Buschmannsprache nicht spricht, ist anerkannt. Kein Gericht der Welt wird wagen, auf das, was ein Fremder aus einer Sprache, die er nicht spricht, verstanden zu haben glaubt, ein Urteil zu gründen. Aus irgendwelchen Worten zu Guntsas ist eine böse Absicht nicht herzuleiten. Und die Worte an Guntsas wurden in keiner Voruntersuchung, sondern zum ersten Male hier öffentlich vorgetragen." Er sagte: „... Wo bei einer Bande sich ein Gewehr befindet, da ist es unzweifelhaft in Händen des Führers ..." Er sagte: „Es ist ganz gewiß nicht anzunehmen, daß von einer Bande, die Diebesfleisch schleppt und von der zugestandene Morde mit dem Gewehre begangen worden sind, das Gewehr weggeworfen wird, wenn noch vier Patronen da sind und ein einzelner weißer Mann im Dünengelände auf sie zukommt, es entspricht besonders nicht den früheren Übungen des Haris ..." Er sagte: „... Der Kronanwalt will wissen, die Bande habe zur Zeit der Tat keine verbrecherischen Absichten gehabt, sie habe nur gestohlenes Fleisch getragen und habe sich sonst friedlich vorwärts bewegt ... Der Kronanwalt hat vielleicht höhere Einsicht in die Seele des Buschmannes. Aber ich frage, hat ein anerkannter Mörder und Räuber fried-

liche Absichten, der einem bestimmten Mann drohen läßt, es solle ihm an das Leben gehen? Denn eine drohende Botschaft hat der Erschossene an Herrn Friebott gesandt. Der Buschmann Jakob und die Hererofrau Elisabeth sind hier aufgetreten und haben gesagt, daß sie beide Warnungen an Herrn Friebott überbrachten ..." Er sagte: „... Warum die Drohung an Herrn Friebott besonders gelangte, vermögen wir nicht zu erklären, wir mutmaßen, daß Herr Friebott als Helfer und Mitschutz auf der Farm Lurup dem Bandenführer im Wege war bei neuen Raub- und Überfallplänen ..." Er sagte: „... Wir haben durch fast alle Zeugen der Entlastung und Belastung dargetan, daß Herr Friebott den Buschmann Haris von Angesicht zu Angesicht oder auch nach der Gestalt nicht kannte. Woher hätte er ihn auch kennen sollen? Weder ihm, noch einem der Farbigen der Farm und der Umgebung von Gus war bekannt, daß der Bandenführer von einer Blutvergiftung am Fuße her lahme. Also kommt auch die Lahmheit nicht als Erkennungszeichen in Frage. Ich bitte Sie, sich nun einmal an die Stelle des weißen Mannes zu versetzen, den ich vertrete: Er nimmt als entschlossener Mann sofort die Spur auf in einem Augenblick allgemeiner Verwirrung, und zwar die Spur eines Wilden, der mit einem Gewehre drei Weiße und angeblich vier Farbige schon erschossen hat. Er sieht die Bande noch im Busche. Er sieht, daß einer ein Gewehr trägt. Wird er sich nicht ganz selbstverständlich dem zuwenden, der das Gewehr trägt? Gibt es einen solchen Toren, der einen Feind mit einem Gewehre sich zur Seite oder im Rücken stehen lassen wird, um einen andern mit der Pistole anzugreifen? Der weiße Mann mußte denken, der Mann mit dem Gewehre ist der Bandenführer. Der weiße Mann machte nicht etwa den Versuch von fernher niederzuknallen. Er rief an, er machte auf sich aufmerksam. Die Leute des Haris, die hier sind, geben samt und sonders zu, sie hätten wohl verstanden, daß sie zum Stehenbleiben aufgefordert

wurden. Sie meinten aber davonkommen zu können, Herr Friebott erreichte sie unerwartet, und wir müssen dabei bleiben, wenn es hundert Buschleute unter Eid abstreiten — Buschleute unter Eid! —, da ging das Gewehr hoch, und als es galt, du oder ich, begann der weiße Mann natürlich zu schießen, so wie es am raschesten möglich war, mit der Pistole. Und hätte das ein einziger entschlossener weißer Mann in diesem Saale an seiner Stelle nicht getan? Er begann zu schießen, nicht in der Absicht zu töten, sondern in der Absicht sich zu verteidigen. Wir geben die Möglichkeit zu, daß Haris das Gewehr aus der Hand warf, bevor der dritte Schuß aus der Pistole heraus war. Wir sagen, es kann so gewesen sein: die Vorgänge spielten sich ungeheuer schnell ab, Gefahr bestand fortwährend, sämtliche Buschleute trugen ihre Bogen und vergifteten Pfeile, von jeder Seite konnte ein Pfeil schwirren. Guntsas war in diesem Augenblick noch zurück, der weiße Mann war ganz allein. Dann nach einiger Zeit kommt Rosch. Herr Friebott bedauert sofort ihm gegenüber, daß der Räuber und Mörder in der Notwehr erschossen worden sei. Herr Friebott tut mehr. Herr Friebott reitet sofort den langen Weg nach Grootfontein und meldet den Vorgang auf der Polizei, auf der Polizei, wo ihm vor kurzem gesagt worden war, ihr seid doch Männer, ihr könnt euch doch selber helfen in der Not, und wo ihm jetzt gesagt wird, Sie werden eine Belohnung erhalten. Und dann, und dann, und dann, ja, man greift sich an den Kopf, dann wird vom Kronanwalt gegen den Deutschen — der Verteidiger macht eine Pause, damit das Wort merklich dasteht — Anklage wegen Mordes erhoben, und wegen Mordes soll er sich hier verantworten!"
Der Verteidiger sagt: „Es dient niemandem, wenn ich jetzt bitter und politisch werde. Ich will nur noch etwas sagen: Der Angeklagte hatte monatelang Zeit zu fliehen, Sie hätten wochenlang nicht gewußt, daß er auf und davon gegangen wäre; und das Land ist groß, und überall reicht

Ihre Macht doch noch nicht hin. Er hätte zuletzt fliehen wollen? Er hätte vorher nicht an Ernst geglaubt? Vielleicht mochte er, der so Engländer als Buren vom langen Aufenthalte in der südafrikanischen Union kannte, an die Unerhörtheit dieser Anklage in der Tat nicht glauben trotz allen Warnungen. Dennoch, als er eines Tages begriff, das Unerhörte solle sich ereignen, da sagte er durch Aufhebung der Bürgschaften die Absicht einer Flucht gleichsam an, und erst jetzt wurde er verhaftet." Der Verteidiger sagt: „Sie müssen den Angeklagten freisprechen um der Ehre dieses Gerichtes und der Ehre Ihrer Nation willen. Und Sie werden es auch."

Der Angeklagte hat das letzte Wort, Cornelius Friebott erklärt nur widerwillig: „Ich habe keinen Mord begangen, ich habe einen gemeinschädlichen Mörder und Räuber ohne Absicht in der Selbstverteidigung erschossen."

Es ist um diese Zeit Mittag geworden am zweiten Juni 1917. Der Richter, die Beisitzer, alles, was zu ihnen gehört, erheben sich zur Beratung und zur Essenspause. Im Saale wird es lebhaft und unstreng. Rosch und andere treten von den Zuhörerbänken heran, so nahe die Polizisten sie lassen. Sie rufen: „Du kommst natürlich frei, du kommst heute nachmittag frei. Wenn das ihre ganze Kunst war. Diese Beunruhigung und diese Kosten hätten sie sich sparen können. Aber sie wollen nun einmal ihren Schaum schlagen, damit sie Stimmen erhalten von Schwarz und Braun und Gelb, falls es in den Kolonien wirklich die Abstimmung gibt, zu wem die Farbigen möchten." Die Zuhörer gehen hinaus, um rauchen zu können und um die Verhandlung ungehindert besprechen zu können und gehen fast alle weiter zu Tisch.

Es geschieht jetzt eine Merkwürdigkeit, die eigentlich nur Cornelius Friebott merkt. Er wird nicht abgeführt in die Stadt und in die Zelle. Der Polizist sagt achselzuckend: „Wir sollen hier bleiben. Das Essen wird hergebracht."

In dem Gerichtssaale ist es mittaglich stille, etwas Luft weht durch den Raum und stößt die Menschendünste langsam hinaus. Nach den fünfeinhalb Tagen und der langen Spannung — denn wenn man sich auch weismacht, es ginge einen nichts an, die Anspannung ist da und zehrt vielmehr, als es scheint — lehnt sich Cornelius Friebott an die elende Bank und schlummert halb. Dann wird das Essen gebracht und wird in den Gerichtssaal getragen und in die Bank gestellt; und Cornelius Friebott ißt, ziemlich stumpf und gleichgültig und ohne jeden Hunger, weil es eben dasteht. Das einzige, was gerade wohltäte, ein Glas Wein oder auch nur ein Glas Schnaps und eine Zigarre oder zwei Zigaretten, das ist hier nicht möglich und nicht zu haben, wo man es nun einmal brauchte und wirklich nötig hätte. Dann geschieht die andere Merkwürdigkeit. Polizisten kommen hinzu, sie fragen: „Haben Sie ein Messer bei sich? Haben Sie eine Waffe? Haben Sie irgendein Werkzeug?" Er tut die Gegenfrage: „Was ist denn los? Was wollt ihr denn? Warum fragt ihr das?" Sie antworteten nicht, sie befahlen: „Hände hoch!" und untersuchen seine Taschen und fühlen ihn ab. Und ohne daß sie noch ein Wort sagen, versteht jetzt Cornelius Friebott auf einmal die beiden Merkwürdigkeiten zusammen: „Frei? Nein! Aber auch nicht eine von ihren Zuchthausstrafen. Mich wollen sie jetzt zum Tode verurteilen."

Um drei Uhr ist der Saal von neuem gefüllt. Wenige Minuten nach drei Uhr tritt ein Engländer in südafrikanischer Offiziersuniform in den Saal. Alles erhebt sich, er liest von einem Blatte mit lauter Stimme fast wie ein Ausrufer: „Hört, hört, hört! Bei Verkündigung des Urteils hat jedermann Stillschweigen zu bewahren." Er liest den Satz englisch, dann holländisch, zuletzt deutsch ab. Und dann kommt der Richter herein mit den Beisitzern, und alles steht, und es ist ganz stille, und der Richter sagt: „Cornelius Friebott, Sie werden nach dem deutschen Strafgesetzbuche,

das bei der Beurteilung des Falles zugrunde gelegt wurde, wegen Mordes an dem Buschmann Haris zum Tode durch den Strang verurteilt. Und sei Gott Ihrer Seele gnädig."

Kann man hören, wenn einige hundert Männer erbleichen? — Kann man hören, wenn ihre Stille noch stiller wird? —

Der bestellte Richter begründet sein Urteil eine lange Zeit. Wem soll der Schwatz dienen? Schon nach altrömischem Gesetze schreie Blut wiederum nach Blut ... Er könne nicht annehmen, daß Guntsas beeinflußt sei, daß man ihn hierher als Zeugen geladen habe, um einem deutschen Manne das Leben absprechen zu helfen. Das Gericht habe den Eiden der Buschleute Glauben geschenkt. Haris habe kein Gewehr getragen. Haris sei ein Krüppel gewesen. Wenn der Angeklagte gewollt hätte, hätte er den Krüppel fangen können, aber der Vorsatz habe bestanden, ihn zu töten. Der Richter sagt auch: „Eine Berufung gegen die Urteile des Sondergerichtes gibt es nicht. Der Angeklagte muß warten, bis das Urteil in Windhuk vorgelegen hat zur Bestätigung. Ich bin geneigt, ihn der Gnade des Administrators zu empfehlen. Ich muß aber den Angeklagten warnen, allzu große Hoffnung auf Gnade zu setzen."

Um fünf Uhr ist alles vorbei. Um fünf Uhr will der Polizist den Angeklagten anfassen, Cornelius Friebott sagt laut: „Nein!", und auch der Richter hebt abmahnend die Hand. Also schreiten der Angeklagte und die Polizisten frei nebeneinander her. Die Hörer, die bleich und still hinauseilen in die reine Luft, grüßen tief, die Hörer folgen im Abstande wie, ja eigentlich wie man einem Toten folgt. Und sprechen natürlich jetzt aufgeregt unterwegs: „Wie ist das möglich? — Wie ist das möglich gewesen? — Wie konnte nur alles so weit kommen? Wie kann das reinlichste und anständigste und ehrlichste und tüchtigste und fleißigste Volk der Erde so völlig unter die Niedertracht geraten?" Denn daß es sie alle angeht, das ganze Volk, nicht den einen Ge-

schlagenen, das wissen sie alle. Der eine steht für sie. — „Was ist jetzt zu machen?" Die Beamten unter den deutschen Hörern sagen: „Und das Gericht, gegen dessen Urteile es keine Berufung gibt, hat ihn nach dem Raubmordparagraphen verurteilt!"

Als Cornelius Friebott in die Zelle tritt, findet er einen andern gefangenen Deutschen dort, der an einem Fluchtversuche von Offizieren beteiligt war und gefaßt wurde. Cornelius Friebott sagt: „Wissen Sie es schon, ich soll an den Strang kommen wegen Mordes!"

Es ist gut, daß jetzt einer da ist zum Sprechen, daß man mit einem rauchen kann.

Nächsten Tages kommt der Anwalt. „Sie sind wegen Raubmordes verurteilt. Es ist unerhört. Aber es muß uns helfen, eine zweite Verhandlung herbeizuführen." Und er kommt wieder. „Es hilft doch nichts. Es gibt bei diesen Gerichten, die keine sind, die sich nur als solche vortäuschen, einfach keinen Grund für eine Berufung." Er sagt am vierten Juni morgens: „Aber der deutsche Bezirksrichter ist zu den Engländern hingegangen und hat ihnen auseinandergesetzt, daß ein Fehlurteil ergangen ist. Und vom Gerichte aus haben sie sich jetzt nach dem Unterschiede von Mord und Totschlag erkundigt, den der Engländer und Südafrikaner in unserem Sinne nicht kennt. Und eine Eingabe an den Administrator ist von den Deutschen Swakopmunds aus gestern abgegangen und auch vom deutschen Gouverneur ist eine Eingabe unterwegs."

Am vierten Juni wurde Cornelius Friebott von drei Mann an die Bahn gebracht. „Wohin?" — „Nach Windhuk." Die deutschen Bekannten und Unbekannten standen am Bahnhofe und brachten Gaben. Die Freundlichkeit tat wohl. Er sagte heiter zu Rosch: „Ihr füttert mich ja tot, dann hat der Engländer keine Arbeit und Sorge mehr um mich." Dem Zuge flog ein Ruf nach von vielen Menschen, der seltsam klang, kein Jubel, kein Schmerz, sondern der Laut,

der nicht oft zu hören ist bei Deutschen, ein leidenschaftlicher Laut stöhnender Herzen, der Gottes Gewissen fordert.

In Windhuk wartete eine Einzelzelle auf den Gefangenen mit einer Wache Tag und Nacht; Licht in der Zelle des Nachts; vormittags und nachmittags eine Stunde Spaziergang im Hofe, entfernt von den andern. Die Burenwächter sagten: „Wir wissen nichts, wir wissen nur, daß du zu Tode verurteilt bist. Aber der Administrator hat das Urteil noch nicht bestätigt, und es ist noch nichts festgesetzt."

Am achtzehnten Juni, nach sechzehn Tagen Wartezeit, sagten die Burenwächter: „Es wird erzählt, daß du freikommst. Fast alle Deutschen des Landes haben Gesuche gesandt. Es war auch kein richtiges Urteil, das ist ebenfalls unsere Meinung." Cornelius Friebott sagte: „So? Ist es mit Deutschland und in Europa jetzt so weit?" Sie antworteten: „Was meinst du damit? Wir wissen doch nur, was die Engländer telegraphieren, und die wirkliche Wahrheit wissen wir nicht."

Am neunundzwanzigsten Juni stand in den Zeitungen von Deutsch-Südwestafrika zu lesen: „Der Administrator und der erste Minister der Südafrikanischen Union sind der Ansicht, daß in der vielbesprochenen Sache Friebott nicht Mord, sondern Totschlag vorgelegen hat. Das Urteil wird daher aufgehoben, und Friebott wird wegen Totschlags nunmehr zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt werden."

An demselben Tage erfuhr Cornelius Friebott sein neues Schicksal. Er wurde vorgerufen, das heißt, er mußte um halb elf Uhr aus seiner Zelle heraustreten. Der Verwalter des Gefängnisses kam mit einem Blatte Papier und hatte einen Dolmetscher mit, und ein paar Burenwächter und Polizisten standen schlaksig da. Der Gefängnisverwalter sagte: „Cornelius Friebott, der Administrator hat Ihnen Milde erwiesen. Die Todesstrafe soll an Ihnen nicht vollzogen werden. Sie sind zu zehn Jahren harter Arbeit im Zuchthause begnadigt worden."

„Zehn Jahre? Zehn Jahre? Zehn Jahre? Und nicht frei. Und nicht frei." Cornelius Friebott denkt: „Ich will nicht denken. Was wäre aus mir geworden, wenn ich in diesen vier Wochen versucht hätte zu denken? Außerdem dauert nichts länger, als bis Deutschland so weit ist. Wenn Deutschland so weit ist, dann hört alle Quälerei in der Welt wieder auf."

Um elf Uhr wurde Cornelius Friebott von neuem aus der Zelle gerufen. Der Hauptwärter sagte: „Gehen Sie jetzt in den Hof und arbeiten Sie mit, Sie kommen zur Tischlerei."

Der Engländer sandte viele Deutsche in das Windhuker Gefängnis. Ihrer fünf saßen im Gefängnis als Mörder und Totschläger, die andern als Diebe; bei den Mördern und Totschlägern handelte es sich in jedem Falle um Abwehr gegen vom Kriege und von den Verspechungen und Aufreizungen des Feindes verwirrte Eingeborene; die Diebe sollten irgendein Stück deutschen Staatsgutes nicht restlos dem Feinde ausgeliefert haben. Mit vier Monaten Zuchthaus war ein Gefangener bedacht, weil er, auf sein deutsches Jagdrecht pochend, Wild geschossen hatte, ohne beim Feinde einen Jagdschein zu lösen. Dem Feinde lag daran, so viele Deutsche wie möglich in aller Öffentlichkeit zu Galgenvögeln zu stempeln, denn in Windhuk stellte der Administrator Gorges ein Buch zusammen, das sollte als Blaubuch dem englischen Parlamente in London vorgelegt werden und sollte in alle Welt verbreitet werden. Das Buch sollte beispielhaft an dem besetzten deutschen Lande Deutsch-Südwestafrika dartun, daß die Deutschen unwert seien, irgendein Neuland zu verwalten und zu besitzen; zu den Beweisen sollte dienen erstens, was die unpolitischen Parteideutschen im Reichstage und in Büchern

und bei ihren politischen Reden in den Jahren vor dem Kriege gegeneinander ausgesagt hatten, und zweitens was verschiedene geworbene Eingeborene, namentlich aus dem zuletzt aufständischen Bastardstamme, von den Deutschen zu sagen hätten, und drittens, und gleichsam als Tatstücke zu den Wortstücken, als feste Brocken unter dem Schaume, die Urteile, die die Gerichte der Eindringlinge gegen die besiegten deutschen Einwohner des Schutzgebietes fällten. Das Buch schien den südafrikanischen Engländern nötig, weil Deutschland in Europa damals noch unbesiegt war und jede Waffe versucht werden mußte, um zu einem gewinnreichen Siege zu gelangen, nach dem englischen Spruche: „All is fair in love and war."

Die Zweckurteile der Engländer brachten es fertig, daß in dem Gefängnisse ein frischer Geist herrschte. Unter den Totschlägern war einer ein Lump, der horchte an den Türen und verriet. Das Urteil hatte den Mann gebrochen; vielleicht war er schon vorher nichts wert und war einer von jenen weggeschickten Söhnen, die keine reinlichen Abenteurer sind, sondern richtige Halunken, und bei denen es draußen in der Weite erst recht zum Ausbruche kommt wie bei den andern die innerliche Tüchtigkeit. Er meinte, Deutschland in Europa habe auch verloren und werde hier nie mehr etwas gelten, und er wolle sich der neuen Herrschaft empfehlen, daß auf irgendwelche Weise die unerträgliche lange Zuchthausstrafe wieder von ihm genommen werde. Der Lump paßte gut zu dem englischen Verwalter des Gefängnisses. Aber von dem deutschen Lumpen und von dem englischen Verwalter wußten die Insassen des Gefängnisses, daß beide falsch und hinterlistig seien, und nahmen sich vor ihnen so viel als möglich in acht und namentlich, wenn der Lump um sie herumlachte, und wenn der Verwalter, den sie mit Spitznamen Kaspar nannten, zur täglichen Revision kam und wie ein Pfarrer redete, als sei es ihm um nichts als Besserung, Güte und Rechtlichkeit zu tun. Die Insassen

begriffen, daß der Hauptwärter es schwer hätte zwischen ihnen und dem tückischen Verwalter, und sie sagten: „Er meint sich nicht anders helfen zu können als durch bulleriges Wesen." Sie verziehen auch dem Werkmeister den gelegentlichen unsicheren Übereifer. Am erträglichsten waren die einfachen Burenwärter Liebenberg und Jtzebet. Bis zu Liebenberg und Jtzebet hinunter wirkte Kaspar weniger kräftig und ängstlich als der Glaube an die Macht und den Glanz des fernen Deutschen Reiches. Die Gefangenen sagten ihnen zuweilen, wenn es nötig schien, mahnend: „Jungens, denkt dran, was wird. Denkt dran, was wird, wenn der deutsche Gouverneur erst wieder in Windhuk sitzt als Herr." Dann fingen Jtzebet oder Liebenberg bei erster Gelegenheit mit einem der älteren Insassen ein Gespräch an und entschuldigten sich vorsichtig und sagten: „Jhr versteht doch selbst, daß wir unsere Pflicht tun müssen, und ihr erklärt doch auch, daß ihr von uns nichts Unrichtiges wollt. Wir haben euch nicht verurteilt. Wir glauben auch, daß die Deutschen wiederkommen. Wir möchten doch dann im Lande bleiben." Dann wurde ihnen gewöhnlich geantwortet: „Jhr sollt euch nur anständig aufführen, mehr wird von euch nicht verlangt." Ja, so weithin wirkte das alte Deutsche Reich noch in der zweiten Hälfte des Jahres 1917 und in der ersten Hälfte des Jahres 1918 für seine fernen Einzelnen, an denen der Feind seinen Mut kühlte und sich rächte mit erschrecktem Gewissen.

Cornelius Friebott begann die Strafzeit bei einem Rauchverbote von drei Monaten, oder die Raucherlaubnis fing erst nach drei Monaten an nach Kaspars Regel. Weil er einmal dennoch rauchte und der Lump es hinterbrachte, erhielt er vom Verwalter drei Tage Dunkelzelle zugeschrieben, dazu als Nahrung nichts gehörte als Reiswasser nach südafrikanischer Einrichtung. Aber sonst blieb vorerst alles erträglich, weil die Kameradschaft ordentlich war, weil keine Hetzarbeit gefordert wurde vom Werkmeister, weil die Wär-

ter in Achtung blieben vor dem schwerkämpfenden Mutterlande der Gefangenen, das nur für eine vorübergehende Zeit diesen nicht helfen könne, und weil die Gefangenen selbst doch glaubten und wußten, daß eines plötzlichen Morgens der südafrikanische Abzug und die deutsche Rückkehr beginnen werde, so sicher als wie die deutschen Berge von Windhuk über den hohen Mauern mit den Glassplittern zu sehen waren, so sicher wie die läutenden Glocken über Windhuk deutsche Glocken waren und blieben.

Sie schliefen zu Dritt in einer Zelle, weil sonst die Zellen nicht reichten. Gefangene Schwarze machten die Zellen rein. Alle vierzehn Tage durften Besuche empfangen werden. Dann ging die Schelle. Dann fragte der schwarze Hilfspolizist zum Guckfenster hinaus, dann öffneten sich die eisernen Tore und die deutschen Besucher kamen herein und brachten die spärlichen Nachrichten, die den Gefangenen kaum Neuigkeiten waren, und brachten oft mehr Klagen mit, als sie innen hörten. Manche kamen ganz schamvoll herein, weil es ihnen so ganz entsetzlich erschien, daß sie an Schwarzen vorbei mußten zu Deutschen, die Zuchthäusler seien. Die Schamvollen gingen nachher zu eigenem Erstaunen fast stolz hinaus und erzählten flüsternd in der Stadt: „Oben im Gefängnis die meinen, es ginge jedenfalls gut aus. Deutschland behalte auf alle Fälle Deutsch-Südwest schon wegen des Selbstbestimmungsrechtes, von dem die andern jetzt so viel reden und Wesens machen."

Der erste Besucher für den Gefangenen Friebott war Rosch. Die lange Nase kam traurig herein. Rosch faßte die beiden Hände des Freundes und drückte die Hände und ließ den Kopf hängen und stammelte wiederholt: „Daß sie dich nicht frei gelassen haben, daß sie dich nicht frei gelassen haben. Daß sie nicht den Mut hatten, ihr Unrecht gutzumachen." Cornelius Friebott antwortete lachend: „Ach was! Wenn sie anfangen wollten, Unrecht gutzumachen, dann müßten sie sehr viel weiter gehen als zu mir. Aber Deutsch-

land wird das Unrecht ausstreichen an seinem Tage." Da horchte Rosch auf wie die andern Gedrückten und begann freier zu erzählen von der Farm Lurup, und wie es dort zugehe, und daß er den Kameraden jeden neuen Tag vermisse, und daß nun auch Haniel wegziehe, Mann und Frau. Von Buschmannot höre man nichts mehr, seitdem Haris aus dem Wege sei; seitdem Haris aus dem Wege sei, reite auch die fremde Polizei wieder ordentliche Runden. Haniel und Frau kämen nach Windhuk zurück. Haniel werde seinen Besuch machen alsbald nach der Ankunft, und wenn dann Cornelius Friebott etwas brauche, er, Rosch, habe ihm gesagt, er stehe für alles gut, und Haniel habe erklärt, er werde eine Herzensfreude darin finden, irgendwann helfen zu dürfen. Das verständen sie beide wohl, Haniel nicht weniger als er selber, daß Cornelius Friebott doch nur das trage und das habe ertragen müssen, was ihnen zugefallen wäre, wenn sie ebenso rasch entschlossen gewesen wären und einer von ihnen der Vorderste bei der Verfolgung des Räubers gewesen wäre.

Alsbald nach Rosch kam George Friebott angereist. Er war erst ein wenig verlegen. Er sagte: „Ich habe verspätet jenen Anschlag beim Magistrat in Gibeon gelesen, damit sie deine Sache weit und breit bekanntmachten." Danach wurde es erzählt. „Greta hat eine ganze Nacht für dich geweint und wollte durchaus mit herfahren." Er sagte, als Itzebet, der die Wache hatte, weit genug war: „Ich halte Zahlungen für dich bereit. Alle Zahlungen können gut und richtig erfolgen, wann du willst und wohin du willst, so oft sie fällig werden. Du brauchst nur einen Wink zu geben und den Namen zu nennen. Wir machen es in diesen Zeiten am besten stille ab auf Treu und Glauben. Denn wer weiß, ob sie nicht noch bei irgendeiner Gelegenheit nach deinem Eigentume greifen. Was wird aber überhaupt?" Cornelius Friebott erwiderte: „Jedenfalls bekommt Deutschland Deutsch-Südwest wieder, selbst wenn es den vollen Sieg in

Europa nicht erringen sollte. Jedenfalls gehen die Engländer und Buren hier wieder heraus. Denke doch selber nach, um was es für England eigentlich geht. Wir sind ihnen bis zum Kriege durch zweierlei im Wege gewesen, durch zweierlei, das eigentlich einerlei ist. Wir sind in unserem Deutschland zu viele Menschen gewesen, wir saßen dort am Tage der Kriegserklärung einhundertzweiundzwanzig Menschen auf tausend Metern im Geviert, wenn nämlich ganz Deutschland aufgeteilt wäre und nicht Wälder hätte und Moore; in jedem Jahre wuchsen welche zu auf die tausend Meter, und richtig leben und vorankommen konnten nur wenige mehr auf ihrem Geviert, sondern zum Leben, und damit die Unruhigen nicht Verbrecher aneinander würden vor lauter Ungestilltheit, war zweierlei nötig: Erstens, daß immerwährend welche außer Landes gingen und wenigstens auf Zeit, und die gingen am meisten in die englischen Kolonien, denn diese machen ein Drittel der Erde aus und das beste Drittel, und das habe ich anfangs getan, und das hat dein Großvater getan, und daß der Engländer uns deutsche Einwanderer als Last empfindet und sich gegen uns wehrt, das habe ich erfahren und das hast du erfahren und das steht jeden Tag in jeder englischen Zeitung der Welt auch zu lesen; und zweitens war nötig, daß Deutschland immer neue Fabriken zu bauen begann, damit die Deutschen, die kein Eigenland mehr vorfänden und auch nicht zu den Auswanderern und Weltläufern gehörten, durch Arbeit an der Maschine ihr Brot fänden; durch die Fabriken waren wir zum Handel in aller Welt gezwungen, denn das Brot, das im Lande fehlt, kann nur von außen hereingetauscht werden, und also hatte uns der Engländer auch bald als Fabrikanten und Händler neben sich und über sich. Das ist das Zweierlei und das Einerlei. Und also wird uns der Engländer kein Land fortnehmen lassen, wo wir hingehen konnten, ohne ihn zu stören. Jede deutsche eigene Kolonie ist ihm vielmehr was nütze, und wenn er klug ist,

gibt er uns noch was zu, wo die deutsche Überzahl besser seßhaft werden kann. Mit jedem Manne, der in eine deutsche Kolonie geht, ist er einen Wettbewerber zwiefach los und hat einen guten Käufer dazugewonnen. Und darauf kommt es ihm an." George sagte: „So? So? – Und wenn sie dennoch hier bleiben? – Ich habe noch keinen Engländer gesehen, der groß nachdächte. Das scheinen nur die Deutschen aus Deutschland zu tun. Bei den Engländern fängt doch jedes Besinnen mit Haben an." Ein paar Gefangene hörten zu. Sie sagten: „Dein Vetter meint also, der Engländer oder der Südafrikaner bliebe im Lande? Was dann für uns?" Sie antworteten keiner dem andern. Sie bekamen jeder einen scharfen Zug ins Gesicht und sahen die hohe Mauer an mit der schweren Glassplitterkrönung.

Nach George Friebott kam Hanke. Er sagte fast dasselbe wie George und sagte es auch flüsternd: „Geld für Sie ist bereit. Sie mögen es plötzlich irgendwohin brauchen. Es soll Ihnen nie fehlen, es gehört ja Ihnen!" Nach Hanke kam außer der Reihe ein erstaunlicher Besuch. Es hieß, der englische Magistrat von Grootfontein wolle den Gefangenen Friebott sprechen. Er wartete in der Schreibstube, es war kein Wächter und niemand gegenwärtig. Der Magistrat sagte: „Ich bin zufällig hier, ich wollte die Gelegenheit wahrnehmen und mich nach Ihnen erkundigen. Wie ist denn das, wären Sie jetzt bereit, mir anzugeben, ob nach einer deutschen Verfügung die Buschleute für vogelfrei erklärt waren, etwa wegen ihrer Untaten? Wenn uns eine solche Verfügung nachgewiesen würde, stände Ihre Angelegenheit in wesentlich anderem Lichte da, und es wäre vielleicht eine vollständige Begnadigung zu erwirken. Der Begnadigung könnte eine Ansiedlung in der Union folgen, wenn Furcht vor späterer deutscher Maßregelung bestünde." Cornelius Friebott horchte erstaunt hin. Er antwortete langsam: „Wollen Sie den Vorschlag aufschreiben, dann will ich mich erkundigen." Der Magistrat sagte: „Aufschrei-

ben??" Er fragte noch ein paar Fragen und ging; er sandte keinen Brief.

Als Cornelius Friebott sechs Monate in der Tischlerei gearbeitet hatte, bat er um Versetzung in die Schmiede. Er sagte: „Wenn ich schon niemand etwas nütze, will ich mir selber nützen und etwas zulernen."

Im neuen Jahre 1918 begann sich der Geist im Gefängnis zu ändern. Sie wurden allesamt ungeduldig und unmutig, weil die Wartezeit so sehr lange dauerte. Zuweilen zankten sie einander laut an. In diese Stimmung hinein kam ein neuer Gefangener und war auch ein Farmer aus dem Bezirke Grootfontein. Sie fragten: „Was ist mit dir los?" — Er antwortete: „Zehn Jahre Zuchthaus." — Sie sagten: „So, nur? Da hast du aber was angerichtet!" — Er antwortete: „Ich habe einem Farbigen eine über den Kopf gegeben. Und ich täte es wieder." Er sagte: „Der Kerl war in Windhuk und hatte sich vom Engländer lehren lassen, daß wir nichts mehr bedeuten, und als ihn meine Frau zurechtwies, da spuckte er ihr ins Gesicht, und da kam ich dazu." — Sie sagten und sahen in die Luft: „Ja, das kommt jetzt vor!" Er sagte und blickte sich um mit flackernden Augen: „Wie lange seid ihr jeder hier? Wie habt ihr das ausgehalten? Ich werde hier nicht so lange still sitzen ... ich wohne doch fünfzehn Jahre da oben ... ich muß doch zwölf Stunden reiten, um nur ein anderes Haus zu sehen ... Und nun soll ich mit euch hier eingeschlossen sein ... Pfui Teufel! Und was wird aus der Farm?" — — Sie sagten: „Dann halte es nicht aus, aber verrate uns, wie man das macht!" Der Neue vergrößerte die Ungeduld und den Unmut. Der Neue rannte sich die Stirne blutig an den Verordnungen, an denen er sich verging, der Lump hatte große Gelegenheiten des Verratens. Aber Quälerei und Strafhunger bändigten und brachen den Neuen nicht, sondern seine Gier nach Freiheit wurde nur größer. Er ging von einem zum andern. Als er

alle durchversucht hatte, wurde Cornelius Friebott der, an den er sich festhing. Er sagte: „Du rechnest mit dem besten Falle, wir müssen mit dem schlechtesten rechnen. Wir müssen uns selber helfen, das heißt du und ich, nicht noch soundso viele andere dazu, die in dem entscheidenden Augenblicke den Mut verlieren."

Im Mai, es war wohl im Mai, erlebte Cornelius Friebott eine unerwartete Freude. Im Mai kam Greta in das Gefängnis. Sie weinte, sie sagte: „Hier bist du! Du bist hier! Du Lieber bist hier! So lange wartest du Lieber hier! — Aber ich habe etwas für dich." — Sie sagte: „Erinnerst du dich wohl, daß ich für dich an die Wirtsleute auf der Sababurg geschrieben habe und daß ich einen Brief einlegte an Mutter und Tochter aus Kassel?" — Sie erschrak, weil Cornelius Friebott plötzlich erblaßte und ganz große Augen bekam. — Sie sagte: „Ja, es ist doch nichts Böses. Was hast du?" — Er sagte: „Ach, sprich doch, sprich nur." — Sie sagte: „Denke dir, das Mädchen Melsene hat von der Schweiz aus einen Brief an Martin Wessel senden lassen, an deinen Freund in Johannesburg. Sie wolle auf diese Weise wiederum die Verbindung versuchen, weil Gedanken nie wüßten, ob sie einer Antwort begegnen. Sie hat meinen Brief richtig bekommen vor bald vier Jahren. Sie ist jetzt Schwester, um auch zu dienen. Sie hat die Mutter verloren." Sie sagte und weinte auf einmal wieder: „Ich glaube, Nelius, sie hat dich lieb. Das meint Ilsabeth auch in ihrem Briefe an uns." Sie wiederholte dasselbe ein paarmal und ohne Weinen mit ihrer guten Stimme, wie um sein Herze zu streicheln. Sie sagte leise: „Wenn du sie lieb hast, wenn sie dich lieb hat, was ist dann noch?" Sie sagte: „Nein, ich habe den Brief nicht mit. Es wird einem doch alles abgenommen. Man darf euch doch keine Zettel geben. Das ist doch so." Als ihre Besuchszeit vorbei war und als sie sich schon verabschiedet hatten, und als der Wärter Liebenberg schon zwischen ihnen stand, um die Besucher zum

Tore zu geleiten, lief ihr Cornelius Friebott nach und stieß den zufassenden Wärter beiseite und bat und forderte: „Greta, ist es wahr mit dem Briefe? Ist es ganze, wirkliche, reine Wahrheit mit dem Briefe?" — Sie antwortete: „Ja, ja, ja!" —

Aber die große Freude machte auch nicht geduldiger. Zuweilen sagte Cornelius Friebott jetzt vor sich hin: „Wenn du sie lieb hast, wenn sie dich lieb hat, was ist dann noch? — Was dann noch ist, dann ist noch ungeheuer viel..." Von da an begannen er und Winkel von Flucht zu sprechen und noch mehr an Flucht zu denken. Sie sahen sich alles genau an jeden Tag und jede Stunde. Sie meinten: „Es ist nur in der Nacht möglich und durch das Zellendach, aber dann muß der mit, der mit uns schläft." Und sie zögerten ihn einzuweihen.

In der Mitte des Jahres kam ein Gerücht auf unter den Gefangenen, wie nun so verrückte Gerüchte bei aufgeregten, mißbrauchten Menschen aufkommen: „Deutschland erhält die Kolonie zurück, dafür ist gesorgt, aber die Zuchthausgefangenen werden vorher in englisch-afrikanische Gefängnisse abgeführt." Winkel sagte: „Ich nicht. Ich nicht. Ich ganz gewiß nicht. Ich tue jetzt irgend etwas. Irgend etwas muß ich tun." Er wurde so dringlich, daß Cornelius Friebott einem ungaren Plan zustimmte. Gerade da brach auch über Windhuk die Grippe herein, die in Südafrika ganz sicher die Lungenpest war, und schlug ins Gefängnis, und Winkel wurde zum ersten Male krank. Und alle Gefangenen wurden auseinander getan wegen der Ansteckung, daß jede Zelle nur ihren einen beherbergte.

Als die Lungenpest das Gefängnis und Land verlassen hatte, machten sie einen neuen Plan. Die Wärter erzählten ihnen aus den südafrikanischen Zeitungen: „Lettow-Vorbeck mit den Deutsch-Ostafrikanern kämpft jetzt in Rhodesien." Sie verlangten die Zeitungen zu sehen, und die Wärter und der Werkmeister wiesen ihnen die Stelle. Als sie allein miteinander sprechen konnten, sagte Winkel: „Es ist vielleicht

dreimal so weit wie von Hamburg nach München." Cornelius Friebott sagte: „So rechne ich auch..." Winkel sagte: „An das, was dazwischen liegt, darf man nicht denken. Aber es ist ein Ziel."

Cornelius Friebott besorgte Werkzeuge. In einer Nacht von Sonnabend auf Sonntag sollte alles geschehen. Da wurde Winkel ein zweites Mal krank an Fieber. Cornelius Friebott wurde von dem zweiten Mißerfolge so hart betroffen, daß er ein paar Tage wie gestört erschien. Im Verlaufe dieser Woche besuchte ihn der frühere deutsche Bezirksamtmann von Grootfontein zufällig. Er ging erschüttert fort, er meinte bei den Gefangenen Friebott und Winkel begänne die geistige Verwirrung als Folge der quälenden, schmachvollen, unrechten, harten Strafe und als Folge des täglichen und fruchtlosen Hoffens und Harrens.

Dann war eines Tages mit großem englischen Lärm die Nachricht von der deutschen Friedensbitte da. Die im Gefängnis sagten erst: „Es ist gar nicht wahr. Wir fallen nicht darauf herein!" Sie sagten, als die Nachricht dauerte: „Na ja, Waffenstillstand! Viele Hunde sind des Hasen Tod. Aber Waffenstillstand auf Grund von Bedingungen. Die Bedingungen sind die vierzehn Punkte. Zu den vierzehn Punkten gehört eine vorurteilslose Schlichtung aller kolonialen Ansprüche, und daß kein Volk einem anderen ohne seinen Willen unterworfen sein soll, damit ist die Südwester-Frage schon glatt erledigt. Und wir sehen ein Ende ab, obschon ein richtiger Sieg besser gewesen wäre." Winkel war wieder aus dem Lazarette heraus. Er sagte höhnisch: „So, ihr seht ein Ende ab? Ich noch nicht. Erstens ist noch nicht Frieden, zweitens will der Engländer uns doch mitreisen lassen. Und irgendeine Schweinerei wird uns jedenfalls zugefügt. Das weiß ich. Ich kenne den Bruder Heuchler, der immer schön tut und immer niederträchtig ist." Sie sagten: „Du bist eben nichts als ein Engländerhasser." Er sagte: „Richtig!"

Der November verging und brachte die Nachrichten von der sogenannten deutschen Revolution und sonst nichts. Im Dezemberanfang sagte Winkel: „In diesem Monat muß es gedreht werden. Sonst stehen wir eines Morgens aufmarschiert und werden abgefahren in ein englisches Gefängnis. Und wenn wir ihnen einmal entwischt sind, geben sie sich vielleicht nicht mehr so große Mühe. Und das sollte uns doch glücken, daß wir uns irgendwo draußen halten, vielleicht im Grootfontein-Bezirke, wo ich jeden Schlupfort kenne, bis Deutschland die Landesregierung hier wieder übernimmt. Ich glaube nie mehr was Gutes in meinem Leben, aber eine Ewigkeit wird das trotzdem nicht dauern."

Sie ließen durch einen andern Besucher bitten, Haniel möge einmal wieder nach ihnen sehen. Haniel kam am Besuchstage. Der Hauptwärter blieb immer nahe, und auch der Lump drückte sich mit seinem wässerigen Lachen viel in der Nähe herum; und wenn sie beide einmal ordentlich außer Hörweite waren, trat gewiß ein anderer Gefangener hinzu und schwatzte eifrig mit. Sie fanden es sehr schwierig, dem Besucher deutlich zu machen, was not sei. Cornelius Friebott sagte leise: „Gib gut acht auf einzelne Sätze!" Cornelius Friebott sagte: „Am heiligen Abend werden wir hoffentlich frei. Nach heiligen Abend sind wir wohl nicht mehr hier!" Cornelius Friebott sagte: „Man möchte doch dann gleich einen Anzug haben, wenn man frei ist, und muß doch dann sein Fortkommen finden, und mit zerfetzten Stiefeln können wir in Windhuk nicht herumlaufen. Und sonst ist einem doch auch noch allerhand nötig." Haniel sagte: „Ja, ja, ihr sollt euer Weihnachtspaket jedenfalls richtig erhalten, ob ihr nun entlassen werdet, wie ihr hofft, oder auch nicht; dafür laßt mich sorgen." Sie meinten: „Schön, der hat's verstanden." —

Sie sagten: „Ja, aber wie? Aber wohin?" Winkel sagte: „Aber Mensch, hast du ihm das nicht angegeben?" Sie waren sehr mißmutig, da sagte einer der farbigen Ge-

fangenen beim Reinigen der Zelle Cornelius Friebotts vor sich hin in Deutsch: „Bei der Schule. Bei der Schule.“ Cornelius Friebott wußte, daß der Ovambo tagsvorher außen gearbeitet hatte. Er konnte zurückfragen: „Bei welcher Schule?“ Der Ovambo antwortete: „Herr, mehr weiß ich nicht.“

Sechs Tage vor Weihnachten wurde Winkel in das Lazarett zurückgelegt, weil er fortwährend fieberte. Er und Cornelius Friebott konnten unterwegs miteinander sprechen. Winkel sagte: „Du mußt auch in das Lazarett kommen. Von dort aus geht es am besten. Du mußt Sägen in der Schmiede besorgen. Vor den Fenstern des Nebenraumes ist zwölf Zentimeter Eisengitter, wir können in den Nebenraum, so leicht haben wir es nie mehr wieder.“ Er brachte am einundzwanzigsten eine Rolle Chinin an, er sagte: „Nimm darauf los, bis du brichst. Selbst verrecken ist besser als zehn Jahre englisches Zuchthaus.“ Cornelius Friebott nahm dreieinhalb Gramm, er brach und quälte sich unter der Vergiftung. Ein Mitgefangener holte am Morgen den Hauptwärter herbei. Der Hauptwärter sagte: „Ja, mit dem ist was verkehrt, der ist krank!“ Er rief: „Itzebet, komm her, wir wollen ihn messen.“ Sie maßen hundertundzwei Grad Fahrenheit. Der Hauptwärter sagte: „Ins Lazarett mit ihm!“ Er sagte: „Schade, schade! Er war ein tüchtiger Mann!“, als sei Cornelius Friebott schon gestorben. Auf diese Weise gelangte Cornelius Friebott wirklich in das Lazarett.

Der erste Tag war ein sehr böser Tag ohne jede Kraft zur Freude. Das Gift rauschte in den Ohren, der Kopf schmerzte, die Augen wollten nicht sehen, die Mattigkeit war sehr groß. Sie waren vier Mann in der Krankenstube. Winkel rollte sich an ihn in der Nacht. Er flüsterte bei heißem Atem: „Die Sägen sind sicherer unter mir als unter dir.“ Er flüsterte: „Morgen mußt du alles herausgekotzt haben. Morgen müssen wir uns klar werden.“ Cornelius

Friebott überlegte langsam, insofern er zu denken vermochte bei seinem Zustande: „Was, was will er? Mußt du? Ich kann gar nichts ändern." Am dreiundzwanzigsten nachmittags aber wurde er frischer. Winkel sagte: „So, was geschieht mit den zwei andern? Sie passen beide nicht dazu. Der Alte macht nicht mit, und Störzer ist nicht kräftig genug." Er sagte: „Von dem Alten ist aber nicht voraus zu sagen, wie er sich verhält, wenn er etwas hört. Er ist ein unruhiger Besserwisser." Sie berieten, ob sie den Alten binden und knebeln sollten, es gefiel ihnen gar nicht. Sie sagten: „Vielleicht nimmt er gutwillig ein Schlafmittel, sonst wacht er durch das Sägen bestimmt auf." Sie machten einen Anfang mit dem Sägen in dieser Nacht. Der Alte erwachte sofort und fragte aufgeregt: „Was ist los? He? He?" Winkel sagte: „Ach, Friebott ist rasch ausgetreten in die Kammer. Es ging nicht anders. Nun macht doch keinen Krach, daß er nicht noch bestraft wird."

Der Alte nahm das Opiat am heiligen Abend gutwillig. Sie sagten: „Willst du es auch einmal versuchen. Man träumt so schön und schläft wirklich froh und fest." Der Alte antwortete: „Ach ja, wenn man es in der Weihnachtsnacht einmal gut haben kann." Als der Alte schlief, tat ihnen Störzer doch leid. Sie sagten: „Mann, höre rasch zu. Wir werden heute nacht einen Ausbruch versuchen. Du kannst von dem Schlafmittel auch nehmen, dann hörst du nichts, und weißt du nichts. Wir wissen noch nicht wohin. Es ist eine sehr gefährliche Sache. Du bist zu krank. Aber wir sind Kameraden, und wenn du durchaus willst, mache mit. Nur Federlesens gibt es dann nicht. Jeder muß sich um sich selber kümmern. Überlege es gut. Wir raten dir ab." Er erwiderte: „Bitte, bitte, laßt mich mit!" Sie antworteten: „Gut, ruhe man noch! Wir machen alles fertig!" Das Sägen schien ihnen sehr laut. Aber die Engländer hielten an diesem Abend, dem Weihnachtstage entgegen, ein großes Konzert ab auf dem Spielplatze, der zwischen dem Gefäng-

nisse und dem Bahnhofe liegt, und was etwa horchte in die heilige Nacht hinaus, horchte wohl dem lärmenden Blasen zu. Beim Sägen wechselten sie sich ab, damit für alle Fälle einer in der Krankenstube wäre und ein Zeichen geben könnte. Um einhalb zwölf kam Cornelius Friebott herein aus der Kammer und sagte: „Durch!" Er ging hin zu Störzers Lager und flüsterte: „Wir sind so weit. Wach auf, wenn du mit willst." Aber vielleicht, weil der Kranke schwer hörte oder sehr fest schlief, bekam er keine Antwort. Er und Winkel gingen in die Kammer, um das Gitter auszuheben. Sie ließen die Türe offen. Sie merkten zu ihrem Schrecken, daß Störzer in der Krankenstube ein Streichholz anstrich. Cornelius Friebott lief hinein. Er sah auch den Alten schlaftrunken auf dem Lager sitzen... Er bat: „Karl, mach aus, Karl, beruhige dich!" Störzer sagte: „Ich bin noch so müde, geht man!" Cornelius Friebott wartete einen Augenblick. Er merkte, daß der Alte schon wieder schlief und nichts gesehen hatte. Da flüsterte Winkel: „Schnell heraus!" Da gehorchte Cornelius Friebott und lief nicht einmal mehr zurück, als er merkte, daß er ja noch in Socken sei und selbst die Mattenschuhe in der Krankenstube gelassen habe. Sie kamen gut durch das Fenster. Gerade, als sie draußen standen, trug die Nachtluft das Gedudel und Gesinge der Fremden besonders laut herüber.

Sie schlichen die Bergstraße entlang, in der Mitte der Straße; es war böses Gehen auf Socken. Die Engländer spielten das Transvaal-Volkslied. Cornelius Friebott sagte: „Für die Burenfreiheit habe ich mir meine Wunde geholt und beinah den Tod dazu wie manche Deutsche. Und jetzt sitzt der Bur uns hier im Pelze mit dem Engländer zusammen, und ohne den Buren wäre es nicht so weit gekommen. So geht's!" Er sagte: „Wir müssen schneller machen; wenn sie die englische Volkshymne spielen, dann ist das Konzert aus, und dann laufen sie überall durch die Straßen; und wenn Polizei hinter uns her ist und uns auf-

halten will, hat sie Helfer." An der Bürgerschule lag nichts. Cornelius Friebott sagte: „Haniel wohnt ganz nahe bei, das weiß ich. Es ist besser, wir ziehen bei ihm vorbei und lassen es uns genau erklären." Winkel sagte: „Meinetwegen ..." Sie hatten Glück und gerieten an das richtige Haus und warfen Steine an das richtige Fenster, und der Mann innen und die Frau erschraken nicht und empörten sich nicht, sondern verstanden sofort, was gemeint sei. Haniel trat an das Fenster, er öffnete es vorsichtig, er sagte gedämpft: „Nicht gefunden?" Cornelius Friebott antwortete: „Nein." Er sagte: „Rechts vom Eingang der Eingeborenenschule, Kochgeschirr, Feldflasche, Zeltbahn, Wassersäcke, Stiefel." Cornelius Friebott sagte: „Danke!" Sie gingen durch den ganzen Ort. Einmal bellten Hunde auf. Sonst geschah gar nichts. Sie trafen dieses Mal gleich auf die Sachen. Sie zogen die Stiefel an Ort und Stelle an. Cornelius Friebott hatte Mühe mit den Stiefeln, die Größe war falsch. Gerade als sie zugeschnürt hatten, war die englische Volkshymne zu hören. Da überfiel sie beide die kalte Furcht, und sie liefen los statt nach Norden auf das Erosgebirge zu nach Süden, und waren beide zusammen so planlos vor Aufregung und Schwäche, wie es einer für sich nicht gewesen wäre. Bei Tagesgrauen fanden sie sich erschreckt am Funkenturme und sahen, daß über dem Orte Scheinwerfer spielten. Sie liefen darauf das Revierbett zwischen dem Funkenturme und der Stadt entlang bis sieben Uhr und brachten acht Kilometer hinter sich und fanden eine Anhöhe und beschlossen, auf dieser Anhöhe bis zum Abend zu liegen und abwechselnd zu schlafen und nach Windhuk hin zu beobachten.

Sie fühlten sich beide krank während der ersten drei Tage, sie liefen stur des Nachts und lagen mißtrauisch des Tages. Nach drei Tagen hatten sie kein Wasser und kein Brot mehr, und Cornelius Friebott sagte: „Ich muß was anderes an die Füße bekommen." Sie lagen an diesem vierten Tage über Osona und beobachteten eine Kleinsiedlung. Sie beschlossen am Abend, an das Haus heranzugehn, da farbige Männer nicht zu sehen waren. Sie mochten die Wahrheit nicht sagen, und das Erfinden der Herkunft war ihnen noch ungewohnt. Das halbe Lügen und Angst und Ermattung machten ihr Auftreten ungeschickt. Sie sagten: „Ja, wir sind Deutsche, denen es schlecht geht, wir wollen irgendwo im Norden Arbeit suchen. Wir sind überhungert. Mich drücken meine neuen Stiefel. Wir wollen das Brot gern bezahlen. Ich möchte die Stiefel gern tauschen." Der Mann und die Frau sahen sie zweifelnd an. Der Mann sagte: „Mein Hund war den ganzen Tag unruhig. Ihr kommt jetzt nicht von weit. Ihr habt euch schon lange um das Haus herumgedrückt. Das behaupte ich. Ich bin nicht so dumm." Sie bekamen aber Brot. Geld wurde von der Frau nicht angenommen. Cornelius Friebott bekam auch ein paar Stiefel in Tausch. Sie gingen dann los. Es war trotz Gelingen eine verstimmende, drückende Begegnung. Winkel murrte den ganzen Nachtweg. Im oberen Swakoptale trafen sie auf neue Werften, die die Engländer angelegt hatten. Sie wurden von den Werften bemerkt. Winkel sagte: „Jetzt kann nur helfen, daß wir uns offen zeigen." Sie gingen also an Pontoks vorbei und sagten: „Wir sind auf dem Wege nach Otjimtambi." Die Hereros antworteten: „Viele Deutsche kommen vorbei und suchen Arbeit." Da murrte Winkel wieder: „Hörst du's? – Was ist aus uns geworden!" Sie hatten Mühe, um die Polizeistation Otjosasu herumzukommen. Dann war es Neujahr, und sie sahen im Morgen-

grauen ein Farmhaus und hatten großen Hunger. Bei dem Farmhause war viel farbiges Volk. Sie brachten den ganzen Tag damit zu, sich zu fragen, ob sie sich am Abend zum Hause hintrauen sollten. Sie sagten: „Jetzt frühstücken sie, jetzt essen sie Mittag, jetzt trinken sie Kaffee, jetzt machen sie Abendessen." Als es dunkel war, sagte Winkel: „Mir ist alles eins, ich gehe hin. Du wartest hier und gibst Obacht." Cornelius Friebott paßte genau auf. Winkel machte es sehr geschickt, nichts war zu merken, und offenbar traf er auf gute Leute. Er kam nach einer Stunde wieder. Er sagte: „Zweitausend Meter sind es bis hin. Das Haus gehört dem Farmer Kruse. Er und seine Frau und sein Kind wohnen da. Kruse meint, wir sollten noch etwas warten. Seine Leute wären ordentlich, aber er könne auch nicht in jeden hineinsehen, und die Polizeistation Otjosasu läge nahe, und erst gestern hätten auf der Farm Polizeipatrouillen nach uns gefragt und gesucht. Die Belohnung ist noch ganz niedrig, sie bieten für jeden hundert Mark an, gesucht wird überall und nicht nur hier. Bei Kruse ist das Kind krank gewesen. Sie feiern erst heute heilige Nacht. Und wenn sie mit den Bambusen fertig sind, dann sollen wir dran kommen." Um halb zehn Uhr erleuchtete sich ein anderes Fenster des Hauses für wenige Minuten, das war das Zeichen. Winkel und Friebott setzten sich in Bewegung und gelangten gut an das Wohnhaus und hinein. Der Farmer hatte die Hunde vorher hereingelockt und hatte die Vorhänge abgedichtet. Der Empfang war fast feierlich. Der Farmer sagte: „Wir danken euch, daß ihr kommt. Wascht euch. — Eßt was ihr könnt. — Mitnehmen sollt ihr auch ordentlich etwas." Die Farmerleute bedienten, sie erzählten: „Das Kind ist so lange krank gewesen. Wir haben noch am vierundzwanzigsten Dezember beide nicht geglaubt, daß es je den Baum sehen werde, und jetzt ist es auf einmal so weit, und ihr seid dazugesandt." Nach der Mahlzeit tat der Mann die Türe auf zur Stube. Da stand die nachgeahmte

Tanne von neuem angezündet, und vor dem Baume stand ein Gabentisch mit weißem Tuche für die beiden Fremden. Deutlich war, daß die Geschenke der Frau an den Mann jetzt an sie verteilt würden. Auch das Kind kam herein im Hemde mit großen Augen, weil es ihm so versprochen war. Und es setzte sich zwischen die Fremden. Und unversehens wurden die beiden Eltern heiter vor Dankbarkeit. Und es war das erstemal, daß die Flüchtlinge selbst von Herzen froh wurden. Der Farmer gab um halb ein Uhr das Zeichen zum Aufbruch. Er sagte: „Die Frau möchte, daß wir euch über unsere heilige Nacht behalten. Aber was heißt das? Vor der ersten Helligkeit müßt ihr aus jedem Wege sein. Daran ist nichts zu ändern. Ich habe von Anfang an darauf hingewiesen, daß unsere Bambusen zwar noch nicht verdorben sind, aber ins Hirn kann ich ihnen nicht sehen. Wenn ihr wollt, schlaft noch zwei Stunden hier." Sie entschieden sich aufzubrechen ohne Schlaf. Der Farmer geleitete sie eine Strecke. Die Freundlichkeit des Abends war ihnen manche Tage und Nächte gegenwärtig und an der Freundlichkeit ruhte sich ihre Seele ein wenig aus.

Vor dem Sandfelde am großen Omuramba, darinnen es auf einhundertdreißig Kilometer Marsch keinen Tropfen Wasser gibt, und darinnen einst nach der Schlacht am Waterberge so viele Hereros verdursteten, rasteten sie fünf Tage; denn im Durstfelde mußten sie Tag und Nacht laufen, wenn sie es lebend überwinden wollten. Von der Freude von Otjikoko sprachen sie noch im Sandfelde. Die Mühe des Sandfeldes brauchte die Freude freilich auf. Winkel sagte: „Im Sandfelde gibt es aber einen neuen Spaß. Hier gibt es den Spaß, daß Deutsche in einem deutschen Lande auch bei Tage aufrecht marschieren dürfen ohne Furcht." Er wurde vom Sandfelde an, obgleich sie leidlich hindurchkamen, wieder sehr bitter und höhnisch.

Am sechsundzwanzigsten Januar gelangten sie in den Bezirk Grootfontein; an diesem Tage erkannten sie an den

Bergen, daß sie zwanzig Kilometer vom Orte Grootfontein entfernt seien. Winkel sagte: „Friebott, Mensch, merkst du was, jetzt sind wir zu Hause." Sie lagen an einem Vlei, wie die flachen Tümpel genannt werden; sie aßen das letzte Dörrgemüse. Winkel sagte: „Wo wir morgen hinkommen, da gibt's was." Cornelius Friebott sagte: „Einer kommt jetzt geritten ..." Es waren dumme Minuten. Winkel sagte: „Ach so. Na ja. Den kenne ich. Das ist der Farmer." Er stand auf und rief bald den Namen. Der Reiter kam im Galopp heran. Der Reiter stutzte und erblaßte. Der Reiter sagte: „Sie sind's, Winkel, ach Gott. Und der da, wer ist das?" Winkel sagte: „Donnerwetter, das ist ein schöner Empfang im Bezirke." Der Reiter antwortete: „Das mußtet ihr doch erwarten, daß sie hier im Bezirke zuerst nach euch suchen würden. Warum seid ihr auch hierher gekommen?" Winkel erwiderte: „Weil jedes Tier dahin strebt, wo es hingehört, und das Tier Mensch auch." Der Reiter sagte: „Meine Herren! — Ich warne euch, bleibt von Lurup und deiner Farm fort. Sonst habt ihr den langen Weg umsonst gemacht und werdet mit der Bahn rasch wieder zurückgefahren. Meine Herren! — Wie ist das überhaupt möglich, daß ihr durchgekommen seid? Es ist ein reines Wunder." Er sagte: „Dreihundert Mark oder fünfzehn Pfund Sterling werden jetzt für euch geboten. Ich habe den Anschlag vor zwei Tagen in Grootfontein gesehen." Sie sagten: „Aha, wir sind wertvoller geworden seit Otjosasu." Er sagte: „Heute war eine Patrouille da, die hat nicht nach euch gefragt. Ich will euch gerne geben, was ihr zu essen braucht. Aber zum Hause dürft ihr mir nicht. Ich will morgen zur Jagd reiten und dabei kann ich Vorrat verlieren, und die Stelle können wir gleich ausmachen. Anders geht es wirklich nicht. Denn das wißt ihr doch, es heißt jetzt, die Engländer wollen alle, die ihnen nicht recht sind, außer Landes schicken, und da muß einer vorsichtig sein." Winkel sagte: „O ja, seid nur recht vorsichtig! Aber

die Nachricht können wir euch Vorsichtigen doch von Windhuk mitbringen, daß nämlich die Kolonien deutsch bleiben. Hätte unsere Flucht sonst Sinn?" – Sie gaben dem Reiter an, was sie nötig hatten und verließen den Vlei. Winkel sagte: „Mich ekelt beinahe sein Zeug zu nehmen." Sie beschlossen, sich den Uitkomstbergen zuzuwenden, weil es dort die besten Schlupfwinkel gäbe, nachdem sie nun im Bezirke gesucht und erwartet würden.

Sie hatten die nächsten Tage fortwährend „schlecht Wetter" nach Winkels Redeweise. Denn Eingeborene und Eingeborenenspuren waren überall zu merken, und sie mußten Haken schlagen und geduckt liegen wie Hasen, weil nicht zu sagen war, wem zu trauen sei und wem nicht. Sie gelangten dann doch richtig in das Bergland, darinnen sich Kuppe neben Kuppe drängt und Kuppe neben Kuppe steil ist und mit Klippen und kurzem Dorn bewehrt steht. Sie fanden eine Kuppe, von der die ganze Fläche bis Grootfontein zu übersehen war. Zwischen der Kuppe und dem Nachbarhügel lief eine Schlucht hinunter. Die Schlucht war ebenfalls zu übersehen. Wo die Schlucht breit wurde, lag ein großer Viehkraal. Vom Viehkraale hatten die Tiere einen Weg ausgetreten, der Weg senkte sich zu einem Staudamme mit einem Pumpwerke. Der Viehweg, der Staudamm und vom Staudamm der Weg zum Farmhause, alles konnte von der Kuppe unter Beobachtung gehalten werden. Winkel sagte: „Donnerwetter ja, das ist die richtige Stelle, das ist wie für uns gebaut." Sie kannten beide den Farmer. Sie sagten: „Ja, er muß aber doch wissen, daß wir da sind. Es ist zu umständlich, wenn wir wo anders Futter holen wollen. Und wenn er gar selber argwöhnisch wird und selber Bambusen ausschickt? Nein, so geht es nicht. Nein, er muß es wissen." Sie sahen ihn an zwei Tagen ausreiten, aber auf die Fläche. Sie sahen ihn heraufkommen zum Kraale, aber er hatte Bambusen mit. Sie mußten in dieser Nacht zum Wasser, weil ihr Wasser zur Neige

gegangen war. Sie traten mit Vorsicht auf Steine und in die am meisten zerlaufenen Viehpfade, wo alles nach dem Morgendämmer vom Vieh schon wieder ausgelöscht wird. Sie hatten beraten, ob sie es wagen sollten oder ob einer es wagen sollte, vom Staudamme bis zum Hause vorzudringen, und waren zu keinem Entschlusse gekommen. Sie gestanden sich, etwas müsse geschehen, denn Essen war auch kaum mehr da... Sie sagten: „Zwei Männer sind im Hause, dann blaffen die Hunde und der Falsche kommt heraus." Sie hatten aber Glück in dieser Nacht. Als sie sich vollgeschlampt hatten und die Wassersäcke gefüllt hatten und gelockt von der köstlichen und ungewöhnlichen Wasserfülle, noch einer nach dem andern baden wollte, kam der Farmer allein an. Es war einen Augenblick Gefahr, daß er auf sie schösse. Er war aufgestanden, so berichtete er, weil ihn der Gedanke geweckt und wach gehalten habe, er sei am Staudamme nötig. Er sagte, er habe seinem Verwalter klopfen und ihn mitnehmen wollen und habe, schon vor dessen Türe stehend, den Klopffinger zurückgezogen. Er zeigte sich im übrigen trotz der Bekanntschaft nicht eben erfreut. Er sagte: „Wir sitzen hier alle auf einem Pulverfasse. Der Engländer möchte uns mit allen Mitteln fort haben. Sie haben mir das Farmhaus schon zweimal umstellt und haben jeden Winkel durchsucht, und nun seid ihr wirklich da!" Er sagte: „Der Verwalter darf nicht wissen, daß ihr hier seid. Der ist ein aufgeregter Mensch und kann nichts bei sich behalten. An das Haus dürft ihr nie kommen. Aber was ich helfen kann, das helfe ich. Einer von euch kann mich morgen abend am Viehkraale treffen, wenn ich aufrecht stehe ohne Hut, dann bin ich allein. Dann werde ich sagen, wo ich die Kost ablege. Und dann zeige ich euch einen Stein am Viehkraale, den will ich täglich richten, und aus dessen Lage sollt ihr erkennen, ob besonders große Gefahr ist, und ob ihr euch besser einmal fortmacht. Aber am meisten hütet euch Fußspuren zu hinterlassen." Er kam

richtig an den Kraal am nächsten Tage, und Cornelius Friebott sprach mit ihm. Er war an diesem Tage ruhiger und eifriger zu helfen. Er sagte: „Jeder weit und breit wird für euch tun, was er kann; nur die lange eigene Not und die Unsicherheit des Schicksals hat uns Menschen so verengt und ängstlich und eigensüchtig gemacht, wie wir niemals waren." Er brachte außer Kost ein Reiseschachspiel mit, einen flachen kleinen Kasten von rotem Leder, die schwarzen Offiziere und Bauern waren aus vergoldetem Metall, die weißen aus versilbertem Metall ausgeschnitten und waren von Feld zu Feld einzustecken mit einem kleinen Spieße in kleine Löcher. Er sagte: „Wenn das auch gefunden wird; daß es von mir kommt, und daß ich es mit hatte von meinem Vater, weiß keiner, auch niemand in meinem Hause; aber vielleicht hilft es euch." Er sagte auch: „Wenn ich das je hätte denken sollen, daß ich zwei vom Feinde unschuldig verurteilte Deutsche in diesem unserem einsamen, freien Lande von meiner Schwelle abweisen und meinem Hause fernhalten würde ...! Ach du lieber Gott!" Er sagte: „In den Guchabbergen läuft der Farmer Mattink gejagt wie ihr herum, weil er sich von ihnen nicht zum Diebe stempeln und ins Gefängnis stecken lassen wollte, und hat nichts anderes getan, als hat seinen eigenen Wagen sich wiedergeholt."

Sie lebten sechs Wochen bis Mitte März auf dieser Kuppe. Ihr Leben unterschied sich vom Leben wilden Getiers dadurch, daß sie mehr zu fürchten hatten, und daß mehr Verfolger auf einmal hinter ihnen drein waren, und daß sie stundenlang Schach spielten, und daß sie, wenn es sie überkam, stundenlang über Politik sprachen und dann finster ihre Wachen absaßen. Aller drei Tage gingen sie zu Wasser, nicht öfter wegen der Gefahr. Wenn der Wind zum Hause stand und die Hunde bellten in die Nacht, füllten sie nur rasch die Wassersäcke. Patrouillen kamen dreimal von Grootfontein am Abend und umstellten das Haus und blieben bis Morgen liegen und durchsuchten das Haus.

Aber im Hause und beim Hofe waren die Flüchtlinge nie. Der Stein wurde von dem Farmer stets vorsichtig gerichtet für den Fall, daß sie etwas übersehen hätten. Sie wichen in den sechs Wochen zweimal aus. Sie hatten beide Male Begegnungen mit andern Farmern. Der zweite Begegner wohnte auf der Fläche, er sagte ihnen: „Wo ihr jetzt seid, müßt ihr fort. Der Farmverwalter dort hat Verdacht geschöpft, er hat erzählt, bei ihnen auf der Farm seien irgendwelche Herumtreiber, die wolle er ausfindig machen."

Sie kamen unruhig zurück. Der Stein stand auf Warnung, aber noch schlimmer war, daß der Staudamm trocken lag, weil das Pumpwerk Schaden genommen hatte, und daß es also in ihrer Nähe vorläufig kein leicht zugängliches, offenes Wasser mehr gab.

Winkel sagte: „Zuweilen könnte einer aufheulen." Er sagte: „Nun denke einmal, wir wären Engländer, und das Land wäre englisch, und der deutsche Feind stünde im Lande. Ich sage dir, wir fänden bessere Hilfe." Cornelius Friebott sagte achselzuckend: „Erstens hätte uns der Deutsche nicht verurteilt. Zweitens weiß ich noch nicht, wie ein Engländer die Probe der Machtlosigkeit ertragen würde, die Machtlosigkeit ihres Landes, die haben sie noch niemals gekannt, sondern der Elendeste von ihnen stellt durch sein Land etwas vor." Winkel sagte: „Ja, und weshalb nicht?" Da antwortete Cornelius Friebott böse: „Weil der kleine deutsche Mann ein störrischer Esel ist; weil er nicht begriffen hat, daß er die nationale Macht am nötigsten braucht, um selber etwas zu sein; die Geldleute und die Fürsten sind nämlich ohnedies was und haben gar keine Nationalität nötig." Er sagte: „Der kleine Mann in England macht ganz gewiß auch nur i—a, aber seinen Nutzen hat er heraus. Bei uns in Deutschland haben die störrischen Esel siebenundvierzig Jahre lang von der zunehmenden Macht des Landes gut und besser gelebt und haben zugleich danach getreten mit den vier Füßen und mit dem Maule, weil ein

paar tückische Kerls ihnen vormachten, das sei was, und wenn sie nur hinträfen, dann seien sie keine Esel mehr. Und nun haben sie hingetroffen. Und das spüren wir auch, und wir waren ja auch bei den Eseln zu unserer Zeit."

Sie machten sich schon am folgenden Abend zurück auf die Fläche. Sie hatten Glück und konnten sich dem Farmer auf der Fläche bemerklich machen. Sie hatten eine zweite Unterredung mit ihm. Er sagte: „In Otjemokaku in den Guchabbergen ist fließendes Wasser. Ihr müßt euch dort einen Schlupfwinkel suchen." Er sagte: „Warum wollt ihr dem Besitzer ausdrücklich bekannt geben, daß ihr dort seid? Er kann viel leichter Rede und Antwort stehen, wenn er gar nichts von euch weiß. Essen holt ihr bei mir am ersten und fünfzehnten in der Nacht aus dem Hause. Dann gebe ich acht. Dann sind die Hunde eingeschlossen. Dann sollen sich keine Bambusen herumtreiben. Ich bin nicht beargwöhnt wie die andern in den Bergen. Ich werde, wenn es nicht geht und Gefahr ist, euch ein Zeichen geben. Ich will auch veranlassen, daß bei Kersten und Bergmann — er nannte aber zwei andere Namen — in den Nächten von Samstag zu Sonntag die Hunde zwischen Abend und Morgendämmer in die Häuser genommen werden, und daß sie auf den Wagen neben dem Hause ein Brot legen und eine Flasche Wasser hinstellen für alle Fälle. Ich werde nicht erzählen, daß es für euch ist." Er sagte: „In Deutschland scheint es freilich drunter und drüber zu gehen, aber der Meinung bin ich doch, daß auch die Erzberger und Bell und Müller und Scheidemann unser Land nicht hergeben werden, ohne uns selbst vorher zu fragen. Und ich glaube auch, daß Deutschland hier bald wieder Herr ist, und dann ist die Not vorbei für euch und auch für Mattink."

Sie lagen danach drei volle Wochen auf Otjemokaku ohne Wissen des Besitzers. Sie holten zweimal das Essen vom Farmer auf der Fläche und holten einmal Brot vom Wagen. Bei einem Gange zum Wasser merkten sie am

Ende der dritten Woche, daß ein Eingeborener hinter ihnen her sei, und daß sie also Spuren hinterlassen hätten. Sie warteten, und der Eingeborene suchte auf doppelte Stubenbreite an ihnen vorbei. Sie verlegten sofort das Lager, aber sie blieben noch auf Otjemokaku. Vom neuen Lager gingen sie in der Nacht wieder ans Wasser. Sie sahen schon am nächsten Tage Bewegung auf der Fläche. Drei berittene Engländer mit zwei Buschmannspürern und ein Haufen farbiger Polizei war mit dem Fernglase zu unterscheiden. Die Fremden holten sich Bambusen von der Farm herbei, und ein großes Suchen begann. Cornelius Friebott und Winkel verließen noch vor Abend die Berge und legten sich am Rande der Fläche hin. Am nächsten Abend begannen sie über die Fläche zu kriechen näher an des Farmers Haus heran, denn sie waren hungrig. Sie sahen Patrouille nach Patrouille reiten durch das Glas. Die Polizei von Grootfontein schien verstärkt und alle schienen hergerufen. Sie wagten das Haus nicht anzugehen und blieben unterhalb der Maisfelder auf der Fläche. Am nächsten Abend war der Farmer nicht da, sie warteten andere vierundzwanzig Stunden und blieben unentdeckt. Danach bekam Winkel einen von seinen Zuständen und sagte: „So, ich muß was essen, ich gehe hinein.“ Cornelius Friebott widersprach nicht. Als sie hineingelangten, war der Farmer da, aber sie hörten auch laufen und einen Reiter rückwärts davonreiten. Winkel riß sein Jagdmesser heraus und bekam böse Augen und ging auf den Farmer los und fragte unter Atem: „Was ist das?“ Da winkte der Farmer. „Laßt man! Eßt!“ Er kam gleich wieder herein. Er sagte lächelnd: „Er hat vor euch Angst bekommen. Es war Wilbrand, er hat Nachricht gebracht von Mattink. Mattink ist fort aus dieser Gegend und ist vorläufig in Sicherheit. Er hat vor, nach Portugiesisch-Angola zu gehen, das er gut kennt. Er will dort abwarten, bis der Friede geschlossen ist und das Land wieder deutsch wird. Oder, wenn es noch lange dauert, dann will

er durch Angola durch nach Spanisch-Guinea. Aber es ist ein ganz abenteuerlicher Gedanke!" Winkel sagte hitzig: „Ja, was glauben Sie denn, daß wir für ein Leben hier haben ...? Schlimmer kann es ihm auf seinem Marsche auch nicht mehr gehen." Der Farmer sagte: „In Grootfontein, wo vorige Woche der Preis für jeden von euch noch auf vierhundert Mark erhöht war, stand gestern an der Drostei angeschlagen, daß ihr straffrei gehen sollt, wenn ihr euch selber stellt." Winkel antwortete: „Jawohl, straffrei für die Flucht, aber noch neun Jahre Zuchthaus nachzuverbüßen. Dieses englische Geschäft können wir noch immer machen, wenn die letzte Puste aus uns draußen ist." Der Farmer sagte: „Ich weiß auch nicht, was ich euch raten soll, aber seid morgen abend noch einmal im Maisfelde."

Der Farmer kam zur bestimmten Stunde an das Maisfeld. Er sagte: „Mattink liegt fünf Kilometer von hier. Er möchte euch sprechen." Sie brachen alsbald auf. Wilbrand war mit Mattink zusammen. Mattink sagte: „Ihr habt meinen Plan gehört. Wir kommen eher durch, wenn wir zu dritt sind. Ich will, wenn es so sein soll, lieber von Ovambos erschlagen werden am Okawango als vom Engländer unter irgendeinem Scheine wegen Diebstahls verurteilt werden. Wilbrand hat versprochen, Pferde und Sättel und Tauschwaren und Chinin und Gewehre und Selbstladepistolen zu besorgen. Ihr könnt ihm gewiß beide Geld auszahlen lassen, wenn ihr mitwollt. Ich schlage vor, daß wir uns Mitte Mai in Dornbusch treffen und von dort losreiten nach Norden. Wilbrand wird die Sachen nach Dornbusch bringen." Sie stimmten sofort zu. Winkel sagte, er wolle noch seine Frau besuchen. Sie gingen gleich auseinander. Cornelius Friebott blieb eine Nacht bei dem Farmer auf der Fläche im Hause. Danach begann er den Fußmarsch nach Dornbusch, wo der Einarm wohnt. Er zog vorsichtig und unbelästigt. Er gelangte am vierzehnten Mai abends zwischen elf und zwölf Uhr durch die Brackbüsche an das Haus

72*

und in das Haus. Es lag still und dunkel. Er tappte drinnen herum. Als er in einem Raume Bewegung hörte, sagte er nach der Verabredung, nicht leise und auch nicht laut: „Wilbrand muß sein Pferd beschlagen lassen." Da kam die Haushälterin aus der Türe des unerleuchteten Zimmers und antwortete: „Ich weiß schon. Kommen Sie herein. Haben Sie gegessen? Sie sind doch nicht bemerkt worden?" Die tapfere Frau sagte ohne Erregung bei leisem Lachen: „Die Lage ist nämlich heute abend etwas eigentümlich bei uns. Erstens steckt Mattink anderthalb Kilometer vom Hause im Busche. Er ist schon gestern gekommen. Zweitens ist Wilbrand heute mit seiner Eselskarre eingetroffen. Er hat die Pferde in der Nähe und hat das andere mit. Drittens ist am Abend plötzlich eine Kamelpatrouille der Polizei von Norden her auf der Farm erschienen; sie ist drei Mann stark, sie liegen ganz nahe bei, und der Einarm und Wilbrand sind zu den Polizisten hinaus für alle Fälle, die Patrouille will aber scheint's nichts." Sie öffnete das Fenster und sagte: „Hören Sie?" Da klang noch Rede und Gegenrede der beiden Deutschen und der Burenpolizisten durch die Nacht. Sie sagte: „Ich hatte ein Gefühl, daß Sie oder Winkel vielleicht noch kämen." Sie sagte: „Legen Sie sich hin, ich wache. Wenn das wirklich nötig würde, können Sie zum Fenster hinaus." Der Aufenthalt auf Dornbusch dauerte bis zum siebzehnten Mai. Die Patrouille zog am Morgen des fünfzehnten Mai ohne Argwohn weiter; vielleicht waren es welche von jenen Polizisten, die keinen Argwohn haben wollten, weil sie zu begreifen begannen, der Krieg im allgemeinen und in Südafrika im besonderen sei eine ungeheure Vernückerei gewesen, und sie dienten einer schlechten Sache. Am sechzehnten Mai traf Winkel auf Dornbusch ein. Er kam finster an. Er sagte: „Jetzt muß es schnell gehen. Meine Frau sitzt allein. Wie lange soll ich das noch ertragen?" Und dann ritten sie ab.

Der Ritt ging ganz nahe an Lurup vorbei. Sie rasteten einen Tag an der Wasserstelle, von wo die Jagd auf den

Buschmann Haris ihren Ausgang genommen hatte. Sie trafen aber erst in Aris mit Rosch zusammen. In Aris wurde von dem Farmer ein Schwein für sie geschlachtet. Es war beinahe ein Festmahl. Jeder der da war sagte: „Wir sind dir zu großem Dank verpflichtet, Friebott; und ihr habt recht, lange kann es nicht mehr dauern, nicht nur weil es heißt, wenn die Not am größten ist, dann ist Gottes Hilfe am nächsten, sondern weil es Widersinn wäre, ganz blöder Widersinn, daß wir hier einem Lande zugeschanzt werden, das durch die große Kalahari von uns getrennt ist, und in dem noch nicht ein weißer Mann auf dem Kilometer steht, während Deutschland von Menschen birst. Und Widersinn hält sich nicht." Rosch und zwei andere Farmer begleiteten ihren Weiterritt durch viele Stunden. Unterwegs wurde vereinbart, daß Rosch sich alsbald nach der Rückkehr zum Magistrate Brown nach Grootfontein begeben und ihm melden solle, Cornelius Friebott und Winkel seien laut Botschaft über die Nordgrenze entkommen. Diese Meldung sollte gemacht werden, damit die Farmer in den Uitkomst- und Guchabbergen nicht länger belästigt würden. Rosch weinte beim Abschiede, das heißt er lachte mit den Augen, aber neben der langen Nase rechts und links liefen Tränen herunter. Er sagte statt guter Wünsche: „Ich habe mir die Augen erkältet. Ich habe mir die Augen erkältet, ja, ja."

Sie zogen einen Tag ganz stille weiter. Aber nach und nach begann es doch auf sie zu wirken, daß sie Pferde zwischen den Beinen und Gewehre im Gewehrschuh hatten, und daß rechts und links und voraus wieder Gottes freie Weite war ohne Engländer und Burenbüffel; und das ist etwas anderes, als zu Fuß sein und ohne Waffe und verfolgt sein von Polizisten und in Angst sein vor dem letzten Farbigen. Der Ritt ging glatt und gut vonstatten bis Tsintsabis am Omuramba-Ovambo. An der Wasserstelle von Tsintsabis trafen sie auf wandernde Buschleute. Die Buschleute erzählten: „Der Ovambo-Kapitän Cornelis ist in Tsintsabis,

er will nach Grootfontein zu den Engländern. In Korinkuru am Okawango sitzen keine Engländer mehr." Winkel kannte die Buschleute von seiner Farm. Er machte ihnen Geschenke. Er sagte: „Gut. Erzählt in Tsintsabis jetzt nichts von uns. Das Land wird wieder deutsch. Bringt meiner Frau einen Gruß." Sie bogen darauf ab von der Wasserstelle und umgingen Tsintsabis, damit Cornelis nicht in Grootfontein von ihnen erzähle und damit auch die Buschleute dächten, sie wollten zur Etoscha Pfanne. Sie fanden sich nach dem Umwege zur Pad nach Koringkuru am Okawango zurück.

Auch der Ritt bis an den Okawangofluß ging gut vonstatten; was man so gut nennen muß, wenn man auf der Flucht ist im Fiebergürtel eines vom Kriege aufgeregten Stück Wildlandes, wo es keine Hilfe gibt, wo man den begegnenden Weißen, der einst, einerlei aus welchem Volke, immer Freund war, noch mehr scheuen muß als farbige Buschklepper. Sie begegneten aber keinem Weißen, und die Farbigen zeigten ihnen Achtung, weil sie zu dritt waren, und weil viele der Ovambos untereinander sagten: „Die Deutschen müssen wiederkommen. Die Portugiesen quälen uns. Wir haben auch dann wieder genug zu essen. Wo ist der Major, der bei Naulila gesiegt hat?" Gegen das Fieber Winkels und Mattinks half das Chinin. Die Flucht war dennoch sehr anstrengend. Sie erreichten den Okawango oberhalb von Korinkuru.

Sie erlebten an diesem letzten Tage, als sie sich schon sicher fühlten, einen bösen Schrecken. An ihr Feuer kam am Abend ein Mann, dem man nur das eine sofort ansah, daß er ein Bastard sei. Aber welches die Mischung wäre, erkannten sie im Feuerschein und Halbdunkel nicht, und er verriet es nicht. Er sagte, er sei Händler und sein Wagen stünde nahe bei. Er begann sie kapholländisch anzureden und sprang gleich über in eine Art Deutsch. Er zeigte sich ungemein neugierig. Sie antworteten eine Zeitlang auf jede Frage. Sie dachten, es sei am besten so, vielleicht werde er dann dieses

und jenes herauslassen. Sie konnten natürlich nicht lautere Wahrheit antworten, und waren alle drei in stillem Zorne, daß des Mischlings Keckheit sie zu so vielen Lügen zwinge. Er nickte zu ihren Antworten und machte „Hm, hm", wie Kaffern tun, wenn sie einer Geschichte zuhören, und fragte weiter. Plötzlich sagte er unvermittelt, ob sie auch gehört hätten, daß die Engländer auf Deutsche aus dem Grootfontein-Bezirke, die sich auf der Flucht befänden, einen hohen Preis gesetzt hätten. Mattink antwortete, das wisse jeder, die drei Deutschen hießen Friebott und Mattink und Winkel, und sie seien Gott sei Dank schon durch nach Loanda, sie seien bei Naulila über den Kunene, und sie kämen wohl bald wieder, denn demnächst werde Deutsch-Südwest zurückgegeben an die Eigentümer im endgültigen Frieden. Der Mischling nickte wie vorher: „Hm, hm, hm!" Danach wurde die Unterhaltung schleppend, er fragte nichts mehr und erzählte nichts weiter von sich. Er sagte nach einer Weile, er müsse jetzt zu seinem Wagen gehen, er wünsche „Gute Pad". Winkel hatte in seine Büchse einen vollen Rahmen mit Patronen gedrückt und hatte das Schloß laut zugeschlagen. Er lud ebenso die Selbstladepistole von neuem, das heißt, er tat zu den drei Patronen sechs Patronen hinzu in die Kammer. Er schob die Pistole nicht in ihre Tasche zurück, er spielte offen mit ihr, als der Bastard aufstand. Er stand mit auf, er sagte: „Ich glaube, ich gehe mit dir und sehe mir deinen Wagen an, wenn es zwanzig Minuten fort ist, ist es kein Weg." Die andern sprachen dagegen. Sie sagten: „Ach was, wir sehen uns den Wagen morgen in der Frühe an." Sie sagten, als sei es ein Spaß: „Du bist immer neugierig. Aber auch bei solchen Dingen muß unsere Abmachung gelten, daß zwei über einen entscheiden." Sie saßen dann mißmutig und unschlüssig am schwachen Feuer. Winkel sagte: „Ihr habt nicht gewollt, daß ich Gewißheit schaffe, jetzt bleibt nur übrig, daß wir uns schleunigst davon machen. Dem Feuer muß zugelegt werden, damit es noch eine gute

Weile brennt.“ Cornelius Friebott antwortete: „Nein, wir haben dein Mitlaufen nicht gewollt, das ist wahr. Ich frage dich, was hätte es genützt?“ Mattink sagte: „Ich bin müde, im Dunklen kommen wir hier nicht weiter.“ Winkel sagte: „Woher wissen wir, daß Korinkuru nicht besetzt ist? Buschleute haben es uns gesagt...“

Cornelius Friebott und Mattink meinten beide bei sich, der Mischling sei verdächtig, und meinten beide zu spüren, daß hinter dem Busche und der Nacht sich etwas vorbereite; dennoch blieben sie störrisch. Aus einer Verstocktheit heraus, wie sie dann und wann überreizte Menschen anfällt, wollten sie an dieser Stelle nicht mehr fliehen; die letzte Nacht hatten sie sich anders gedacht und vorgenommen, und der neu aufgewachte Stolz wehrte sich; vielleicht wirkte mit, daß die Flucht im Finstern im Busche schwierig und ungewiß schien. Mattink drückte das Feuer aus. Er und Winkel sollten schlafen, Cornelius Friebott hatte die erste Wache. Cornelius Friebott saß fast an den vier Pferden. Er meinte, er säße wach in der Wachheit, die einer lernt bei langer Fährnis, dabei die Augen offen sind und alle Sinne auf genauem Beobachtungsposten stehen, dabei der Kopf aber allen Gedanken sich verschlossen hält und die Einbildungskraft verbannt ist.

Mattink und Winkel schliefen fest, als Cornelius Friebott sie weckte. Er sprach einem nach dem andern ins Ohr: „Wir müssen doch fort. Welche wollen sich an den Pferden zu tun machen. Vielleicht sind Farbige dazu ausgeschickt. Die Tiere waren jetzt dreimal unruhig. Ich habe nichts Bestimmtes wahrnehmen können, aber zuletzt hat einer versucht, meinem Fuchs in die Flechsen zu stechen. Das nasse Blut ist zu fühlen.“

Sie machten sich rasch auf und führten erst und ritten dann die Tiere. Es ging besser, als sie erwartet hatten. Sie ritten in den Tag hinein, und sprachen nicht von Absatteln. Dann wieherte vor ihnen ein Pferd. Sie hielten und waren

alle drei blaß. Ihre eigenen Pferde begannen zu drängen, und eines wieherte eine schwache Antwort. Mattink sagte: „Ach was, wir sind jetzt über der Grenze.“ Cornelius Friebott sagte: „Um eine portugiesische Grenze wird sich der Engländer groß kümmern, wenn er was vor hat.“ Winkel sagte: „Es ist zum Kotzen mit euch, macht los!“ Mattink ritt vor, sie folgten in Abständen mit entsicherten Gewehren. Sie sahen bald einen Frachtwagenzug ausgespannt auf der Rast. Zwei Pferde standen bei den Wagen und die Frachtfahrer, die sich zusammengetan hatten, waren zwei Portugiesen und ein Angola-Bur, jeder mit seinem Bambusen. Die Frachtfahrer waren freundlich, und luden zum Frühstück ein. Sie sagten: „Gewiß, ihr seid in Angola.“ Sie sagten: „Wir liegen schon vierundzwanzig Stunden hier. Durch Löwen wurden unsere Zugochsen flüchtig, wir haben sie wieder und haben nur einen verloren. — Von einem Bastard-Händler und seinem Wagen wissen wir nichts. — Daß Korinkuru noch von Engländern besetzt ist, scheint uns sicher. Vier Mann sollen dort liegen, davon sind immer zwei krank, so sehr leiden sie unter Malariafieber. — Wenn ihr zur amerikanischen Missionsstation Kulala wollt, so könnt ihr die Pad nicht verfehlen. Jeder Kaffer wird bereit sein, euch hinzuführen.“ — In politischen Dingen waren die drei Frachtfahrer ganz hinterwäldlerisch. Sie fragten: „Wißt ihr nichts Neues? Was geschieht in der Welt? Ist wiederum Krieg?“

Friebott und Mattink und Winkel leisteten der Aufforderung nicht Folge, einen Tag mit den Frachtfahrern zu jagen. Sie antworteten wie aus einem Munde: „Nein, wir wollen die Station erreichen.“ Sie sattelten nach zwei Stunden wieder auf. Die Pad war in der Tat nicht zu verfehlen. Das Volk unterwegs war auch gefällig. Sie wurden wiederholt angesprochen. „Ihr seid Deutsche? Wo ist der Major von Naulila? Wollt ihr uns helfen gegen die Portugiesen? Haben die Deutschen jetzt gesiegt?“ — Sie ritten

aber sehr stille auf der bequemen Pad, sie fühlten sich alle drei müde und verwirrt von der Nacht. Und es schien ihnen auch, als sei die Müdigkeit und Anstrengung der ganzen Flucht nun am Ende erst auf sie gehäuft. Sie sahen Kulala am folgenden Tage liegen, große, ordentliche, viereckige Hütten mit einer Kirchenhütte, rundherum Gärten und ein Zaun und alles zwischen Palmen in großer Fruchtbarkeit. Die Glocke von der Kirchenhütte wurde gerade geläutet. Sie hielten einige Minuten an, es geschah bei allen dreien aus Andacht, denn sie meinten, daß sie jetzt wirklich zu danken hätten. Sie taten vor einander, als wenn jeder sich äußerlich in Ordnung richten wollte. Mattink kämmte sich die Haare vor einem blinkenden Stückchen Spiegel, Winkel knöpfte am Rocke herum, Cornelius Friebott trennte mit dem Messer ein Stück des zerschlissenen Hutbandes ab. Mattink sagte frischen Tones: „Jetzt kommt es auf eines an, daß wir in Angola nicht lange sitzen müssen." Und Cornelius Friebott und Winkel bestätigten: „Darauf kommt es an!"

Der Amerikaner erkannte Mattink wieder. Er nahm sie christlich auf. Sie mochten ihm die Wahrheit nicht gleich gestehen, daß sie alle drei Flüchtlinge seien vor der englischen Polizei. Die Zurückhaltung fiel ihnen leicht, weil er nicht fragte; er nahm wohl an, sie seien unterwegs, sich Land anzusehen. Beim Mittagessen gab es einen Zusammenstoß. Cornelius Friebott berichtete, sie hätten seit Wochen keine Zeitung gesehen und keine Weißen außer den Frachtfahrern dieses Morgens. Die Frachtfahrer hätten gemeint, der Krieg sei wieder in Gange. Der Amerikaner entgegnete: „Der Krieg? – Dann wißt ihr gar nicht, daß letzthin mit euch Frieden geschlossen worden ist von allen, die Krieg geführt haben." Sie legten die Löffel hin. Der Amerikaner sagte: „Ja, die Bedingungen weiß ich auch nicht richtig, aber das scheint sicher, daß Südwestafrika an Südafrika fällt, und daß Deutschland auch seine anderen Kolonien hergeben muß." Da sprang Winkel auf und rief: „Lassen Sie sich nicht aus-

lachen!" Der Amerikaner sagte zu Mattink: „The chap has no manners. — Der Bursch hat keine Manier. Und warum sollte Deutschland Kolonien behalten dürfen ...? Seht euch das Blaubuch an, das die englischen Beamten der Verwaltung in Windhuk zusammengestellt haben, über die Behandlung der Eingeborenen durch Deutschland, dann wißt ihr, was los ist ..." Da stand auch Cornelius Friebott auf und sagte: „Fremde Blaubücher dieses Lügenkrieges liefern keine Beweise. In dem Blaubuche, das Sie nennen, stehe ich als gemeiner Mörder drin, das ist mir schon in Windhuk mitgeteilt worden!" Cornelius Friebott und Winkel gingen gleich zu ihren Pferden. Mattink kam ihnen nach. Er sagte: „Was wollt ihr? Der Mann redet auch nur, was er hört. Er meint, auf der französischen katholischen Mission, die sechs Stunden weiter ist, sitze ein Rheinländer, der habe vielleicht Zeitungen mit den Bedingungen." Sie sandten Mattink zu dem Amerikaner und ließen danken und ritten ab.

Sie erreichten die katholische Mission vor Abend. Der Rheinländer sagte: „Der Friede ist tatsächlich geschlossen. Deutschland soll alle Kolonien verlieren. Das kann aber doch nicht wahr sein bei den vielen Menschen in Deutschland; Deutschland müßte ordentliches Land hinzuerhalten bei irgendwelcher Vernunft. Wenn Sie aber morgen weiterreiten wollen, so werden Sie in etwa fünf Stunden die Handelsstelle Libollo erreichen. Dort sitzt ein Deutsch-Schweizer, der hat seine Zeitungen immer am frühesten und bekommt fortwährend Nachrichten von der Küste." Winkel sagte: „Jetzt gilt keine Abmachung mehr, daß zwei über einen bestimmen. Bleibt, wenn ihr wollt, ich reite heute abend weiter nach Libollo." Cornelius Friebott sagte: „Ich auch!" Der rheinische Pater sagte: „Was haben Sie davon, ob Sie es einen Tag früher oder später wissen?" Er zeigte ihnen aber selber auf langem Marsche eine Wegekürzung. Sie verloren in der Nacht das Packpferd durch Schlangenbiß, sie erreichten aber Libollo am Morgen. Der Schweizer

war zu Hause. Der Schweizer sagte: „Hier sind die Zeitungen. Es ist wahr. Deutsch-Südwest gelangt an die Südafrikanische Union oder an die Briten, was euch nun besser gefällt. Und sämtliche Kolonien sind abgegeben." Sie sahen sich an mit den müden Augen, die unheimlich groß schienen in den dunklen, ausgedörrten Gesichtern. Mattink sagte seltsam jämmerlich: „Aber wir, wir sind doch mit keinem Worte gefragt worden?" Da lachten die beiden andern, Winkel und Friebott. Und der Schweizer, der noch nicht recht verstand, was wäre, und daß dies Lachen für ein ungeheueres Weinen stand, lachte mit.

Am Nachmittage dieses Tages, als bei großer Hitze in ordentlichen Betten des Schweizers Mattink und Winkel unter Moskitovorhängen erschöpft schliefen, und Cornelius Friebott, nicht weniger erschöpft, nicht schlummern konnte, schrieb er einen Brief an Melsenen. Er schrieb: „Daß Sie sich an mich erinnerten, habe ich in Windhuk im Gefängnis erfahren, auch vom Tode Ihrer lieben Mutter, auch daß Sie Schwester geworden sind. Daß Sie sich an mich erinnerten, hat mich damals glücklich gemacht, so meine ich. Aber Ihnen schreiben konnte ich doch nicht. Das durften wir ja nicht. Die Engländer brauchten deutsche Mörder; weil ich in der Selbstverteidigung einen Räuber erschoß, den ich lieber gefangen hätte, haben sie mich des Mordes angeklagt und verurteilt und hatten also ein Beispiel mehr für ihr Blaubuch. Erst sollte ich hängen; danach sagten sie, nach deutschem Gesetze sei es Totschlag und nicht Mord; da begnadigten sie mich wie andere, denen es ähnlich gegangen ist, zu zehn Jahren Zuchthauses. Wir blieben überzeugt, die Kolonie werde an Deutschland zurückgegeben werden schon wegen der Selbstbestimmung. Wir ertrugen es also. Danach kam die blanke Furcht, die Kolonie werde wohl zurückgegeben werden müssen, aber uns könnten sie mitschleppen aus Rache. Da flohen wir und lagen im Freien in Schlupfwinkeln Monate hindurch und aßen, was Leute des Nachts im Dunkeln für uns

hinter ihren Häusern hinstellten. Dann, als unsere Helfer gequält und mit Ausweisung bedroht wurden, beschlossen wir drei Mann nach Angola zu flüchten, das ist die portugiesische Kolonie, die im Norden unseres Schutzgebietes liegt. Wir wollen in Angola den Frieden nach den vierzehn Punkten Wilsons abwarten und danach als freie Menschen nach Deutsch-Südwestafrika zu unserer Arbeit zurückkehren. Wir sind durch Fieber und Wildnis vorgestern endlich über die Grenze gekommen und hörten gestern und hörten heute endgültig, daß das neue Deutschland Südwest und jede Kolonie abgegeben hat; das heißt also, in ganz Afrika ist von jetzt an kein Platz mehr, wo wir ein deutsches Recht haben, und wo man uns wieder ehrlich sprechen kann. Ja, das heißt es. Das ist also das Ziel, das wir endlich erreichten. – Wir wollen jetzt auch nicht weiter flüchten, etwa zu den Spaniern. Wir sind dafür zu müde. Wir wollen uns hier sechs Tage ausruhen in Betten und bei einem reinlichen, ordentlichen Deutsch-Schweizer, wenn es glückt. Danach wollen wir uns in Benguela den Portugiesen stellen. Und dann soll das Schicksal den Lauf haben, den es will. Als ich mit dem Anfange der Ruhe noch nicht zu Wege kam, weil dieser ‚Friede' zu entsetzlich ist, fiel mir ein, daß ich wenigstens von hier frei an Sie schreiben könnte, und daß der Brief vielleicht sogar zu Ihnen käme. Er soll Sie ja nicht beunruhigen; sondern es war jetzt doch, als wenn Sie neben mir gesessen hätten, und das war sehr schön."

Nach diesem Briefe waren die quälenden Gedanken eine Weile von ihm gewichen, und Cornelius Friebott schlummerte ein und schlief ruhiger als die beiden andern, die sich hin und her warfen.

Es ist jetzt das Jahr, in dem sich so Ungeheuerliches erfüllte, daß das schwere Weinen von Hunderttausenden von Menschen unbeachtlich wurde und daß das deutsche Leiden der Einzelnen in der Welt ein völliges Nichts erschien, ein so gleichgültiges Nichts wie irgendeines Schmetterlinges Not. Es ist jetzt das Jahr, in dem die Ausführung des Friedensvertrages begann mit der Abtretung der altdeutschen Länder, mit der schwarzen Schmach, mit der Auslieferungsliste. Es ist jetzt das Jahr, in dem die lange Saat der marxistischen Lehre und der fremden geistigen Gängelung, die beide seit einem Menschenalter eine wirkliche freiheitliche Bewegung im Deutschen Reiche verhindert hatten, aufging und der deutschen Arbeiterschaft und dem deutschen Volke furchtbares Unheil zu tragen begann, wenn sie es auch beide noch nicht begreifen wollten. Es ist das Jahr der triumphierenden Zerstörung, des geilen Hasses, der lügnerischen großen Worte, der leichtfertigen Erzbergerei, des Generalstreikes der deutschen Regierung, und ist noch das Jahr der deutschen Träumer, die nie wußten, wovon sie lebten. Es ist das Jahr, in dem an dem ziellosen deutschen Volke die Umkehrung alles dessen geschah, das in dem Schillerworte enthalten ist: „Zu essen gebt ihm, zu wohnen; habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.“ Es ist auch das Jahr, in dem aus aller Welt die zurückgehaltenen kriegsgefangenen Deutschen in die Heimat zurückzukehren anfingen mit Schiff und Zug durch alle Grenzorte. Es ist auch das Jahr, in dem die Kolonisten und Kaufleute und Handwerker und Schiffer, in dem alle die, die in dem übervölkerten Deutschen Reiche einst Platz gemacht und die für sich und das deutsche Volk einst neue friedliche Wege und Ziele des Wachstums und der Leistung gesucht hatten, bedrängt, beraubt und bestohlen, gedemütigt und gequält vom Feinde zurückgeschafft wurden in die übervolle verkleinerte, ziellose Heimat, damit dort der Streit der

Zuvielen, die Not, die Enge unentwirrbar werde. Es ist das kleinbürgerliche Jahr, in dem der deutsche Aufstieg aufhörte und der Fluch der Lohnknechtschaft zum ersten Male von einer halben Wortsache zum ganzen Schicksal wurde. Das ist das Jahr.

In Deutsch-Südwestafrika, wie die englischen Zeitungen noch sagten, in Südwestafrika, wie die deutschen Zeitungsschreiber gleich schrieben, hing an den alten deutschen Bezirksämtern, darinnen jetzt die englischen und burischen Drosten zurecht saßen, eine Proklamation aus. In der Proklamation stand zu lesen, es solle, wer Verbrecher sei und gegen wen etwas vorliege und bei wem Gefahr bestehe, daß er der Armenpflege zur Last falle, außer Landes geschafft werden, wie die deutschen Beamten und die deutsche Schutztruppe; die Namenlisten könnten eingesehen werden. Die Proklamation enthielt die gewohnten Beleidigungen gegen die Wehrlosen, darum sich schon keine Seele mehr kümmerte. Unter der Proklamation stand das übliche Wort: „Gott erhalte den König", und hätte, wenn es nicht in der Zeit des geilen Hasses und der verlogenen Worte gewesen wäre, klingen müssen als Schmähung des heiligen Gottes und als Beleidigung eines Königs.

Die Proklamation gab einem Geschmeiß von Winkeladvokaten und Agenten und Aufkäufern aus Südafrika noch einmal Nahrung. Die Deutschen sorgten sich zunächst nur halb darum. „Ich bin kein Verbrecher; warum soll ich zu den Buchhandlungen hinkommen und die Liste einsehen?" Aber da begann die Polizei auszureiten und überbrachte die Ausweisungsbefehle. Die ersten Betroffenen sagten: „Was? – Was? – Was? Ich soll weg? Ich, hier von dieser Farm? Ich stünde auf der Verbrecherliste? Mann, das ist eine ganz lächerliche Verwechslung." Dann ritten oder reisten sie doch hin und sahen ihre Namen. Und erfuhren den Grund oder erfuhren keinen Grund. „Ja, Sie sind verdächtig. Ja, Sie sind vom deutschen Bezirksgericht vor zehn Jahren

einmal verurteilt worden zu einer Geldstrafe. Ja, Sie waren bei dem Lüderitzbuchter Streike mit tätig. Ja, Sie sind alt, wer soll Sie später ernähren?" Sie wehrten sich erst, sie bettelten danach beim englischen oder burischen Magistrate, er möge doch nicht ihr Leben vernichten, und möge sie doch nicht trennen von ihrer Farm in der Sonne und von ihrer Arbeit und von ihrem Kinderlande und von der Mühe und Liebe und der Frucht eines schweren Lebens. Sie weinten manche schließlich nur um Aufschub, und es war auch das meistens erfolglos. Und dann nahmen die Winkeladvokaten und Agenten und Aufkäufer den letzten Blutzoll aus ihrem Elende, bis die Verbannten begriffen, es sei alles umsonst, bis sie verstanden, der Administrator, der kalte Deutschenhasser Gorges, habe alle Deutschen samt und sonders außer Landes bringen wollen, und ein paar wenige rechte Buren von der aussterbenden Art Christian de Wets und Beyers und De la Reys hätten das letzte verhindert und hätten erzwungen, daß die Hälfte deutscher Menschen in diesem von Deutschen geschaffenen Lande bleiben dürfe. Und dann begannen sie verstört ihr deutsches Schicksal zu tragen wie die andern Heimkehrer, oder machten, ein paar von ihnen, die es eben nicht tragen wollten, mit sich ein Ende.

Auf die Farm Lurup kam ein Polizeileutnant geritten. Die braune Frau lag krank. Die Grippe, die auf und davon gegangen schien von den Menschen und nur noch bei den Affen wütete, war auf sie zurückgesprungen. Ein Hereromädchen meldete, Polizei sei da und habe ein Papier für den Herrn. Rosch hörte die erste Ansage nicht, er saß und starrte die Kranke an, er begann zu fürchten, ihr Ende sei nahe. Als das Mädchen wiederkam, fiel ihm ein, es habe schon einmal an der Türe gestanden. Er trat rasch heraus, er sah den Leutnant und einen Gemeinen, er sagte nicht: „Verzeihen Sie, meine Frau, — die Hottentottin ist nämlich meine richtige Frau, — liegt schwerkrank." Er sprach niemals ohne Not davon, daß er mit einer Braunen verheiratet sei.

Er murmelte eine andere unverständliche Entschuldigung. Aber es war wohl zu merken, daß er von Schmerzen käme und sich unter Schatten befände, und der Leutnant und der Gemeine waren beide von den ordentlichen Buren und keine Abenteurer und schönrednerischen Diebe. Sie erkannten, daß sie in besondere Trübsal geraten seien. Der Leutnant sagte: „Ja, Herr Rosch, es tut mir aufrichtig leid, daß ich Ihnen den Ausweisungsbefehl bringen muß. Ich weiß, daß Sie sehr lange im Lande sind. Ich kann nichts daran ändern. Sie müssen in acht Tagen — er nannte das Datum — das soll ich Ihnen mündlich mitteilen, zur Abreise nach Deutschland bereit, sich auf dem Amte in Grootfontein vorstellen; wenn Sie es unterlassen, muß die Festnahme erfolgen."

Rosch sagte wie viele andere: „Was? Was? Mein lieber Herr, ein Irrtum muß vorwalten." Er lachte auch gleich, um die Todesangst nicht zu zeigen, und bat in die Wohnstube und bot Getränke an und redete drin lachend weiter, unbedingt sei es ein Irrtum, und in diesem Augenblicke gehe es gar nicht wegen gewisser Zustände im Hause; und es gehe auch nicht, weil doch, sobald Deutsche herein dürften, sein Neffe, seiner Schwester Sohn, der wirklich noch lebe, und der schon vor dem Kriege habe eintreffen sollen, herauskomme, um zu helfen auf der Farm und um ihn schließlich zu beerben. Und es gehe auch nicht, weil, weil er, Rosch, nun einmal eine braune Frau habe, eine ordentliche Frau, und richtig geheiratet vor dem Sekretär und vor dem Missionar, und weil einer mit einer braunen Ehefrau doch nicht nach Europa und Deutschland könne. Und deshalb, und weil es nicht stimme, sei es unbedingt ein Irrtum. Es war ein hastiges Durcheinanderschwatzen und sich Verhaspeln und ein Vermischen von Lachen und Weinen, daß jedem Hörer bange werden konnte. Der Leutnant sagte: „Es ist sicherlich kein Irrtum. Aber wenn Sie aus einem besonderen Grunde Aufschub haben möchten, kann Ihnen vielleicht der Magistrat in Grootfontein helfen. Indessen muß ich Sie

vor jeder Hoffnung warnen. Sie können es sich wohl denken, daß alle wenigstens Aufschub haben möchten, jedeiner. Es ist auch sehr traurig." Er und der Gemeine verabschiedeten sich rasch, denn Rosch wurde jetzt schweigsam und blickte sie wie wirr an, und da wurde ihnen selbst die Qual zu arg.

Die braune Frau lebte noch am folgenden Morgen. Rosch setzte das Hereromädchen zu ihr ins Zimmer. Er sagte: „Wenn du sehr ordentlich aufpassest, bekommst du ein Kopftuch aus Seide und weiße Schuhe, und wenn die Frau gesund wird, bekommst du eine Uhr." Er ritt nach Grootfontein. Er ging im Orte zuerst zu einem Bekannten. „Ich soll auch auf der Liste stehen. Ich soll fort. Der neue Leutnant war bei mir. Es ist ja lächerlich. Es ist ein Irrtum, es ist vielleicht eine Verwechslung. Mein Neffe wartet schon auf die Ausreiseerlaubnis. Ich will mich beim Magistrate erkundigen. Ich habe nichts begangen, und welchen Verdacht könnten die Engländer gegen mich haben. Und denke dir nur", er lachte wieder, „was sollte ich jetzt noch in Deutschland anfangen, in meinem Alter? Ich bin zwanzig Jahre hier außen. Geht so was? So was geht doch gar nicht." Der Bekannte sagte: „Noch andere müssen fort aus dem Bezirke. Unser Bezirk ist sogar noch besser dran, als der Bezirk Tsumeb, wo der Magistrat Poppe mit dem deutschen Namen sich so scheußlich an den Deutschen gerächt hat, die sich über seine elende Wirtschaft beklagt haben. Und du hast es doch auch noch gut. Du hast doch noch Mittel hinter dir, und die gelten was heute in Deutschland. Ich glaube nicht, daß eine Verwechslung vorliegt. Wer heißt denn sonst noch Rosch? Ich weiß keinen im Schutzgebiete." Rosch fragte: „Und du?" Der andere sagte hart: „Ja, ich soll auch hinaus, es ist nichts zu machen."

Rosch lief ohne Gruß fort zum Amte. Der Schreiber antwortete: „Warum wollen Sie denn den Magistrat sprechen? Ihr wollt das alle. Er kann euch auch nichts anderes angeben als ich. Es liegt kein Irrtum vor und keine Ver-

wechslung, Sie sind der Schürfer Rosch, der im Jahre 1910 vom Bezirksgericht in Lüderitzbucht in einer Diamantensache verurteilt worden ist, und deshalb sind Sie jetzt ausgewiesen." Rosch sagte: „So, so, deshalb." Er sagte: „Bitte sehr, Herr Sekretär, ich möchte den Magistrat aber doch selber sprechen dürfen." Der Sekretär brummte und zankte auch etwas, aber er brachte ihn hinein um der guten, langen Nase willen. Rosch redete englisch innen, er meinte, es sei doch besser in dieser letzten Not; es war ein grauenvolles Englisch, und wo die englischen Worte fehlten, trieb Rosch kapholländische Worte hinein, so wie die braune Frau sie gebrauchte. Rosch sagte seltsamen Tones in der seltsamen Sprache: „Euer Ehren, ich bin auch ausgewiesen nach zwanzig Jahren. Ich habe eine braune Frau richtig angetraut vor dem Missionare und auf dem Amte. Wie ist das mit der braunen Frau? Ein Mann mit einer braunen Hottentottin zur Frau kann doch in Europa nicht leben." Der Magistrat antwortete: „Ich verstehe nicht, was Sie wollen; Ehepaare sind selbstverständlich gemeinsam ausgewiesen. Und Sie müssen fort. Sie können natürlich verkaufen. Sie können das Vieh und die Hauseinrichtung einzeln verkaufen, wie Sie mögen. Aber von den Einrichtungen auf der Farm, von den Gebäuden, von den Brunnen und Dämmen, von den Windmotoren, Tränken, Gestellen und auch Gärten darf nichts einzeln abgetragen und verkauft werden. Das muß zusammengehen und beieinander bleiben." Rosch sagte: „Euer Ehren, dann muß ich dennoch um Aufschub bitten, weil die braune Frau todkrank ist, und weil ich, fünfundsechzig Kilometer von Grootfontein fort, nicht von heute auf morgen verkaufen kann." Er schien sehr ruhig. Der Magistrat antwortete: „Wo komme ich hin, wenn ich für jeden Aufschub verlange? Die ganze Anordnung geht nicht von mir aus, aber sie ist da und muß ausgeführt werden. Aus Deutsch-Ostafrika und den andern deutschen Kolonien werden nach dem Versailler Vertrage § 122 alle Deutschen weggeschickt,

ihr habt es hier doch besser." Er sagte: „In Windhuk sind sie mit mir ohnehin nicht zufrieden und behaupten, daß auf meiner Liste zu wenige stünden ..." Er wartete, er fragte: „Ist die Frau wirklich krank und ernstlich?" Er sagte: „Meinetwegen! Sie können vierzehn Tage hinzubekommen. Vierzehn Tage später geht ein zweiter Schubdampfer; und zwei freiwillige Heimkehrer haben sich gemeldet, mit denen können Sie tauschen. Aber um einen zweiten Nachlaß brauchen Sie sich nicht zu bemühen." Rosch erwiderte: „Ich danke, Euer Ehren."

Vor dem Amte sprach ihn einer in vertracktem Deutsch an; weil Rosch nicht stehen blieb, lief er eifrig redend neben ihm, wie in gewissen französischen und belgischen und orientalischen Orten die Schmutzbilderverkäufer und Mädchenanschaffer: „Wollen Sie Aufschub? Sie sind doch Rosch von Lurup. Ich kann Ihnen Aufschub verschaffen, es ist nicht sehr teuer. Und soll ich für Sie verkaufen?" Als Rosch gar nicht antwortete, sagte der Agent grob: „Warten Sie nur. Sie kommen noch!"

Rosch ging zum früheren deutschen Bezirksamtmanne. Der Bezirksamtmann erwiderte: „Die haben das Recht dazu. Im sogenannten Friedensvertrage steht's drin. Und den hat das augenblickliche Deutschland so zeichnen lassen von Müller und Bell, um den Sozialismus zu retten. Wir können nichts machen. Ich komme mit dem nächsten Schub fort. Sie müssen zusehen, was Ihnen die Nachbarn abnehmen können. Die Farm würde ich nicht verschleudern."

Danach sprach Rosch mit niemand mehr und ritt heim. Auf dem gewohnten Ausspannplatze halbwegs wartete der Buschmann Jakob. Er hatte ein großes Feuer gemacht, damit Rosch von weither aufmerksam werde und nicht aus irgendeinem ungewöhnlichen Grunde den Ausspannplatz umreite. Er hatte vielleicht auch etwas Angst. Er schlief nahe den Flammen, als Rosch hinkam. Er sagte: „Herr, die braune Frau von dir ist gestorben, sie ist ganz und gar tot."

Sie gruben den Körper der braunen Frau unter einem Baume ein am nächsten Morgen. Das heißt, die Bambusen gruben sie ein und Rosch stand dabei. Die christlichen farbigen Männer und farbigen Weiber sangen ein Missionslied dazu, weil die braune Frau christlich gewesen war. Am folgenden Tage kam ein anderer Fremder herausgefahren von Grootfontein, er konnte nur Englisch. Er sagte: „Sie sind Mr. Rosch? Das sind Sie doch? Sie stehen auf der Liste. Sie müssen in acht Tagen fort. Sie verkaufen Ihr Zeug. Ich will mir die Farm ansehen. Die Farm ist nicht viel wert." Rosch antwortete: „Ich bin Rosch, ich muß in acht Tagen nicht fort, ich verkaufe die Farm nicht, ich verkaufe vielleicht von meinem Viehe und etwas vom Hausrate." Der Fremde sagte: „Vieh? Vieh? Das ist hier oben nichts wert. Ich will fünfzehn Schilling bieten für das Stück Großvieh." Rosch antwortete: „Dann verkaufe ich nichts." Er wurde empfindlich störrisch, und es kam fast zu Schlägen zwischen ihm und dem Fremden. Der Fremde schien zu meinen, er habe ein gutes Recht, alles auf Lurup zu besichtigen und irgendein fettes Geschäft jedenfalls zu machen. Er fuhr schimpfend vom Hause. Er war der erste Mann, dem Rosch keine Gastfreundschaft angeboten hatte.

Kurz, nachdem der Fremde fort war, kamen der Leutnant und der Gemeine noch einmal vorbei. Der Leutnant fragte: „Nun, haben Sie etwas ausgerichtet in Grootfontein?" Rosch erwiderte, er habe vierzehn Tage Aufschub erlangt. Der Leutnant sagte: „Ja, ich will Ihnen ja gern einen anständigen Preis bieten für das Vieh, aber mehr als zwanzig Schilling für das Stück kann ich auch nicht anlegen und gleich zahlen kann ich nicht. Die Preise sind eben gedrückt dadurch, daß so viele fort müssen, daran läßt sich nichts ändern. Das ist nun so." Rosch antwortete: „Und in Deutschland verhungern die Menschen ..." Die Nachbarn kamen, sie konnten ebenfalls nicht viel anbieten. Sie sagten: „Ja, wer hat denn Bargeld? Mußt du denn verkaufen? Läßt es sich

nicht irgendwie anders einrichten?" Dieser Tag der Nachbarn bestand hauptsächlich in Wegschenken. Und vielleicht ist Wegschenken erträglicher als Liebe und Mühe verkaufen für den Schein eines Wertes.

Dann waren ein paar Tage keine Menschen da und Rosch tat gar nichts; er wies keine Arbeit an wie früher; er griff nicht plötzlich mit zu, daß ein Wettschaffen begann, er rief nicht in kapholländischer Sprache oder in Hererosprache oder in Nama-Schnalzlauten oder in dem Zirpen und Summen der Buschleute Neckworte unter das schwatzende Volk vor ihm, daß sie auflachten. Sondern er wanderte auf und ab und murmelte, er stand im Garten und fühlte Stamm nach Stamm, er starrte den Windmotor an und die Brunnen und die Tränken und den Damm und alle Einrichtungen des Stolzes und der Sorgfalt. Er stand immerfort an derselben Stelle seines Rundganges prüfend und überlegend still. Die Farbigen begannen zu erschrecken, wenn sie ihn sahen, die Farbigen hörten nicht auf zu arbeiten und das Richtige zu tun, sie arbeiteten vielleicht sogar etwas fleißiger. Sie hatten auf dieser Farm und bei diesem Herrn das meiste bisher aus einer Art lustiger Liebe getan, sie schafften jetzt bei Furcht und mit Schielen nach dem düsteren, murmelnden Manne.

In dieser Zeit begrübelte Rosch, wie das nun wäre, wenn er Stamm nach Stamm im Garten fälle und den Windmotor zerschlage und die Brunnen sprenge und die Tränken und Gestelle verbrenne und den Damm zerwühle und so weiter. Manchmal schien der Zerstörungsgedanke wie ein gewaltiger, stolzer, lachender Trost, aber das meiste Mal war er mühsam, als wenn einer ein Kind totschlagen solle, damit es allein gelassen nicht verhungere. Und es geschah dem Manne auch, daß er nach den zwei Nachmittagen, an denen der Zerstörungsgedanke am stolzesten und wildesten war, in der Nacht aufstand und hinschlich und die Stämme streichelte und das eiserne Gestänge des Windrades und Pump-

werkes und das neue große Trockengestell für den Mais, daß er alles streichelte, wie man Wesen streichelt, lebendige, geliebte Wesen.

Als sechs Tage vergangen waren seit Grootfontein, ritt er fort. Er sagte auf der Farm: „Ich komme rechtzeitig wieder, aber wann ich wiederkomme, weiß ich noch nicht genau." Er stellte das Pferd ein in Grootfontein. Er ging zum Magistrate, er sagte zum Schreiber: „Ich muß den Magistrat noch einmal selber sprechen." Der Schreiber antwortete: „Jetzt hat es keinen Zweck mehr." Rosch sagte: „Es handelt sich um anderes als Sie sich einbilden. Ich will meine Farm an George Friebott verkaufen, mit allem wie sie liegt, an George Friebott, der aus dem Kaplande stammt, und der die Farm Gute Hoffnung bei Gochas zu eigen besitzt. Den schickt ihr kaum weg. Ich will später keine Scherereien haben, darum soll der Magistrat selbst zustimmen und Rat geben." Nach dem Gespräche mit dem Magistrate fuhr Rosch ab und reiste die Reise nach Windhuk und weiter nach Mariental, er bekam ein Pferd und erschien auf der Guten Hoffnung.

George und Greta Friebott freuten sich hell, ihn zu sehen. Sie sagten: „Da ist endlich wieder jemand. Und wo mag Cornelius Friebott sein? Und wie ist seine Flucht zuwege gegangen? Und was macht ihr denn im Norden, und wie steht es auf Lurup? Hier hat man's eben schwer genug." Und Greta fragte sogar freundlich: „Und wie geht es der guten braunen Frau?" Rosch sagte: „Cornelius Friebott ist bei uns vorübergeritten. Ich will es euch zuerst genau erzählen." Er erzählte, und er endigte: „Er ist nach Angola gelangt, und das ist alles was ich weiß." Danach wurde er langsam und steif. Er sagte: „Was die braune Frau angeht, die ist vor kurzem gestorben; ich meine auch, daß sie eine gute Frau war. Was mich selbst angeht, so bin ich ausgewiesen, und ich muß in knappen zwei Wochen davon sein, ich soll hier nicht mehr leben dürfen, weil die neue

Herrschaft in Deutschland einen solchen Vertrag gezeichnet hat, um ihre Stellung zu retten. Was Lurup angeht, so ist die Farm in besserem Stande als jemals, ich habe weder Geld noch Arbeit daran gespart." George und Greta hörten samt ihren Kindern auf zu lächeln, als die langsame, steife Rede begann. Die Rede war merkwürdig zu hören, nicht wie großer Schmerz, nicht wie großer Schrecken, aber auch nicht wie Gleichgültigkeit. Sie saßen alle vier und blickten ihn wortlos an. Rosch sagte: „Was Lurup angeht, so bin ich eben deswegen zu euch gekommen; du und Cornelius und ich, wir haben den Erckertzug zusammen gemacht, und Gretas Vater und ich waren zusammen in der Truppe, und ich will jetzt an deine Treue glauben." Er sagte: „Ich habe dem Magistrate erklärt, daß ich Lurup an dich verkauft habe. Es ist in der Eile nicht anders zu machen." Er sagte: „Ich will aber, daß du, wenn die Zeit kommt, daß mein Neffe in das Land darf, ihm die Farm übergibst, er soll sich an dich halten, und die Mühe, die du in dieser Angelegenheit hast, sollst du ehrlich mit ihm auseinanderrechnen. Diese Treue sollst du mir um Erckerts Tod gewähren, und Frau Greta soll auch beistehen, weil ihr Vater und ich zusammen in der Truppe waren. Anders weiß ich mir jetzt nicht zu helfen, ohne daß ich Vernückerei fürchten muß in dieser hundsföttischen Zeit." Sie sprachen den ganzen folgenden Tag über die Ausführung und schrieben alles auf für den Rechtsanwalt in Windhuk wegen des Verkaufes oder Scheinverkaufes. Sobald alles durchgesprochen war, sagte Rosch: „So, jetzt muß ich fort." Greta sagte: „Was? Was? Jetzt wollen wir doch noch einen Tag freundlich sein miteinander." Aber er bestand auf dem hastigen Abritt. Als sie winkten, sagte Greta: „Ach Gott, wenn einer so weg muß! Ach Gott, was wird aus ihm selber? Er kann doch gar nicht mehr fort. Er hat aber von sich gar nicht gesprochen. Nicht einmal zu merken war, ob es ihm selbst sehr wehe tut." Sie begann leise zu weinen. George Friebott

sagte: „Er geht doch erst zu seiner Schwester. Und er hat gewiß sonst noch Mittel, von denen er nichts erwähnte." Sie sagte: „Nein, nein, nein! So ist es nicht." Sie weinte noch ein paarmal auf in der Nacht.

Rosch saß einen halben Tag beim Rechtsanwalte in Windhuk. Da war die Farm Lurup zum Scheine verkauft an Georgen Friebott. Kurz vor dem Meldetage der Verbannten kamen drei Fremde hintereinander angefahren. Rosch sagte jedesmal bei Lachen: „Nein, ein Geschäft ist nicht zu machen, die Farm ist verkauft, wie sie liegt. Nichts gehört mehr mir. Sie haben sich unnötige Mühe gemacht." Er ließ die Fremden zahlen für Pferdefutter, Unterkunft und Mahlzeit, daß ihnen die Augen aus dem Kopfe standen.

Am Abend vor dem Meldetage sagte er zum Vormanne: „Ich muß mich auf dich verlassen. Du bist hier Meister, bis Herr George Friebott kommt und dich anweist." Er ritt dennoch nicht weg und ging auch am Meldetage selber herum und scherzte mit dem arbeitenden Volke in kapholländischer Sprache, in Hererosprache, in den Namaschnalzlauten und im Zirpen und Singen der Buschleute, wo er die Bambusen und Frauen antraf. Er schien wie ein vertrauter Gast, und alle lachten ihm zu.

Die Polizei kam schon am nächsten Nachmittage. Der englische Sergeant fragte: „Where is the German? — Wo ist der Deutsche?" Der Vormann zuckte mit den Achseln. Er sagte: „Der Herr ist noch nicht aus seinem Zimmer gekommen. Aber in der Nacht hat er viel Licht verbrannt und heute schläft er am Tage." Der Sergeant sagte: „Unsinn. — Wo ist sein Zimmer?" — Er ging hin. Die Bambusen sahen von ferne zu. Der Sergeant zog die Pistole heraus. Er klopfte, er sagte: „Rosch, I have got a warrant to arrest you." Das heißt: „Ich habe einen Haftbefehl." Als keine Antwort erfolgte, hob er die Pistole und hieß seinen Bambusen das Schloß aufstoßen. Der Riegel gab schnell genug nach. Der Sergeant hielt die Pistole in das Zimmer und

sagte wiederum sehr laut: „I have got a warrant to arrest you.“ Aber er bekam keine Antwort, es gab auch kein Geräusch oder Zeichen, daß sich einer zur Gegenwehr aufrichte. Sondern in der kurzen, tiefen Stille war nur zu hören, daß im Zimmer die Fliegen um den Mückenvorhang sehr aufgeregt schwärmten. Da tat der Sergeant ein paar rasche Schritte auf die Lagerstätte hin und packte durch den Mükkenvorhang und packte einen toten Mann. Er fragte danach eine Stunde erfolglos herum unter den Bambusen. Das war Roschens Ende, und sein Körper blieb auf Lurup.

Die gefüllten Schiffe mit den deutschen Verbannten fuhren dem deutschen Herbste und deutschen Winter zu, eines hinter dem andern, über alle Meere. Es waren meistens abgelieferte deutsche Schiffe mit fremder Besatzung, abgeliefert nach dem sogenannten Friedensvertrage. Unter den Beamten, die von den englischen und burischen Südafrikanern aus Deutsch-Südwestafrika vertrieben wurden, befanden sich die Tierärzte und Landmesser und Lehrer. Der Administrator sagte: „Deutsche Lehrer sind nicht nötig, die zurückgebliebenen Kinder können jetzt Englisch und Kapholländisch lernen. Und Tierärzte und Landmesser, die etwas verdienen wollen, haben auch wir. Die Deutschen sind entweder preußische Junker oder Sozialdemokraten, und das ist beides nicht zu brauchen.“ Es war ein ungeheures Erntefest, aber nicht eines verlorenen Krieges, sondern des vieljährigen, unpolitischen Geschwätzes in der zu engen deutschen Heimat; oder stützte sich der sogenannte Friedensvertrag und seine erbärmliche Ausführung nicht viel weniger auf das Glück der Waffen als auf die deutsche Zwietracht und Enge und Ziellosigkeit?

Unter den bürgerlichen Verbannten aus Deutsch-Südwestafrika war der Farmer Hartung von Otjikuara, weil er mehr Großwild geschossen hatte nach seinem deutschen Rechte, als die englische Erlaubnis zuließ; und war der Gasthausbesitzer Gerding aus Windhuk, weil laute Gäste in

seinem Hause angeblich die Polizeistunde übertreten hatten; und war der Tischlermeister Schmitz aus Lüderitzbucht, der als örtlicher Vorsitzender des sozialdemokratischen Vereins einen Lohnstreik der weißen Arbeiter auf den Diamantfeldern gutgeheißen hatte; und war Frau Stoß aus Kleinwindhuk, sechzig Jahre alt, dreißig Jahre im Lande, die von ihrem verstorbenen Manne eine Kleinsiedelung ererbt hatte, und die als Wirtschafterin ihren Unterhalt verdiente, und der gesagt wurde: „Ja, aber wenn Sie noch älter sind und nicht mehr arbeiten können, dann fallen Sie womöglich der Mandatsregierung zur Last"; und war der Kaufmann Hillmann von Maltahöhe, einundsechzig Jahre alt und dreizehn Jahre im Lande, dem niemand den Grund angeben konnte, und bei dem es wahrscheinlich eine Verwechslung war, wie bei dem Bergmann Fuchs von Tsumeb und bei Fritz Kretschmer aus Windhuk, der Mann zehn Jahre, die Frau zwanzig Jahre im Lande, und wie bei den verschiedenen Toten, die ausgewiesen wurden mit ihren leeren Namen, während ihre Leiber und ihre Liebe schon ganz und gar eins geworden waren mit dem deutschen Neulande; und war der Kleinsiedler Bree am Gobabis, sechsundfünfzig Jahre alt, zwanzig Jahre im Lande, dessen Frau sich beim Magistrate beklagt hatte, weil zwei weiße Kerls in englischer Polizeiuniform ihre beiden Mädchen auf einem Überlandgange belästigt hatten; und war der Pfarrer Hasenkamp von Lüderitzbucht, weil er in einem geschlossenen, unöffentlichen Briefe den sogenannten Vertrag von Versailles einen Pakt des Raubes und Unrecht genannt hatte; und war Uhlemann von Windhuk mit Frau und Kindern wegen feindlicher Gesinnung, weil er im Gebäude der Bank zu einem andern die Wahrheit gesagt hatte: „Seit die Engländer im Lande sind, ist es eine Schweinewirtschaft geworden;" und war der Farmer Krämer von Gibeon mit seiner Frau, weil die Frau deutsche Lehrerin an der Schule war; und war der Missionar Vedder von Gaub mit seiner Familie, der einzige ge-

lehrte Kenner und Grammatikschreiber des Buschmannzirpens, weil er deutsche Akten vergraben haben sollte, die aber nicht gefunden wurden, und in Wahrheit, weil der Magistrat Poppe von Tsumeb mit dem deutschen Namen seinen Renegatenhaß auch auf ihn geworfen hatte; und waren die katholischen Patres Anner und Schönwasser, denen niemand einen anderen Grund angeben konnte, als daß sie unerwünscht seien; und waren die bayrischen Farmer zu Kanus, die alle köstliche Arbeit von elf Jahren liegen lassen mußten, weil sie politisch verdächtig seien; und war das Haupt der rheinischen Mission, Pfarrer Olp zu Karibib mit seinem Haushalte, weil er in einem Hirtenbriefe an die Bastards von Rehoboth diesen wegen ihrer grauenvollen Mordtaten an den deutschen Familien im April 1915 ins Gewissen geredet hatte; und war ... und war ... und war, aber wer will ein paar tausend Namen nennen und hören, zu denen noch viel mehr tausend deutsche Namen aus aller Welt kommen müßten und kommen, kommen, kommen. Wer mag sie nennen und hören? Das schwere Weinen von Hunderttausenden von deutschen Menschen ist doch unbeachtlich geworden. Es könnte stören. Es könnte was stören? Es könnte die Bequemlichkeit stören, die kleinbürgerliche Bequemlichkeit und kleinbürgerliche Lüge und Aufgeblasenheit, die heute gelten und sich erhalten möchten.

Trotzdem soll noch erzählt werden, wie es den beiden Frauen der Sergeanten der Landespolizei ging, des Sergeanten zu Berseba und des Sergeanten Beling zu Windhuk, es soll ganz knapp erzählt werden für sie und für all die andern und Namenlosen, von denen niemand mehr hören will. Der Bersebaner bekam Befehl vom Magistrate, sich zu stellen zum Abschube. Er bat um etwas Zeit, die Frau sei schwer krank, und es ginge ihr auch an die Seele. Das Gesuch wurde abgelehnt, und er wurde gezwungen, die kranke Frau auf einen Ochsenwagen zu betten und die Fahrt zur Küste anzutreten. Auf der polternden Fahrt wurde ein Kind

geboren. Und bald danach auf der polternden Fahrt starben die Frau und das zu frühe Kind und konnten im Lande bleiben wie Rosch, neben der Pad, neben der Straße des Wagens darauf der Mann weiter mußte. Der Sergeant Beling bekam den Befehl drei Wochen nach der Geburt seines Kindes. Aber die Frau war noch sehr schwach und jämmerlich. Er bettelte ebenfalls umsonst. Die schwache Frau wurde dennoch verladen. Unterwegs schien ihr die Not und Trauer so ungeheuerlich, daß sie sich in die Pulsadern schnitt. Aber vor dem Verbluten kam Hilfe, als wenn Leben immer Hilfe wäre. Die Frau wurde an Bord des Schubdampfers getragen. Da stand sie des Abends auf in einem unbewachten Augenblick, als der frühere deutsche Dampfer mit der fremden Besatzung noch nicht den Abfahrtsschrei getan hatte und noch angesichts des mondbeschienenen weiten Landes vor Anker lag, und ging ohne Schrei über Bord, weil sie nicht weiter konnte und wollte, weil sie nicht wieder leben konnte drei Stock hoch oder vier Stock hoch, irgendwo eingepfercht in einer übervollen, steinernen, streitenden deutschen Stadt.

Nach diesen beiden Frauenopfern wurden die Gorges-Ausweisungen aus Deutsch-Südwestafrika etwas milder und furchtsamer vor dem rätselhaften allmächtigen Gotte. —

Die gefüllten Schiffe mit den deutschen Verbannten fuhren dem deutschen Herbste und deutschen Winter und dem armseligen Frühjahre ohne Sonne zu in den Halbjahren 1919 und 1920, eines hinter dem andern über alle Meere. Die abgelieferten deutschen Schiffe mit der fremden Besatzung luden ihre Sklavenfracht deutscher verhandelter Menschen meistens in Rotterdam aus aus Mißachtung und aus bösem Gewissen, und vielleicht damit die neutralen Holländer das warnende Schauspiel genössen. Wie Deutsche sind, sangen die Verbannten nach der Ausschiffung in Rotterdam, da sie zum ersten Male wieder aus Feindesgewalt

waren, zuweilen das Deutschlandlied. Viele Deutsche meinen ja, daß Singen genüge und schon Tun sei. Die fremden Besatzungen auf den früheren deutschen Schiffen lachten dann laut, nicht immer aus Bosheit, sondern weil ihnen dieses Singen des Deutschlandliedes unverständlich blieb. Die britischen Seeleute, es waren meistens britische Seeleute, sagten: „Was haben jene von ihrem Deutschland gehabt? Und sie singen doch das Lied, als ob Deutschland England wäre. Listen boys, listen! Und sie dürfen jetzt nirgends mehr wohin, und ihr Vaterland ist schon wie eine richtige Sardinenbüchse." Und dann winkten einige: „Good luck! Viel Glück!"

Am Kai war eine Halle geschmückt mit beiden, mit den schwarzrotgoldenen und schwarzweißroten Farben. Den neuerfundenen deutschen Gegensatz sahen die Verbannten jetzt zum ersten Male. In der Halle wurden sie gespeist und erhielten Gaben von deutschen Helfern, die Männer Zigarren und die Frauen und Kinder Schokolade. Am Nachmittage, wenn sie morgens angekommen waren, fuhr dann der Sonderzug ab, bestehend aus holländischen Wagen. Licht und Heizung gab es selten im Sonderzuge, und die Fahrt dauerte zuweilen zehn und elf Stunden, und der Himmel war meistens grau und naß nach der langen Sommergewohnheit der Entrechteten, und schmutziger Schnee lag draußen in häßlichen Resten. Aber schon in Rotterdam winkten jetzt nach dem Kriege, da die Holländer das deutsche Leid zu begreifen begannen, viele Menschen ihnen zu, in Utrecht kam Tee an die Verbannten- und Gefangenenzüge und wieder in Arnheim Tee und Äpfel. Und die, die Labung reichten, waren freundlich und hilfefroh. Und es ging doch fortwährend, fortwährend durch Nebel und Kühle der Heimat zu, wo irgendeine Liebe auf die meisten wartete, und jeder damals, – es kam bei manchen anders – noch sein eines Recht unbestritten zu finden meinte, als Deutscher seine ungestörten Wege deutsch zu gehen. In Zevenaar nahm die holländische Soldatenwache in strammer Aufstellung von dem Zuge, den

sie begleitet hatte, Abschied. In Elten an der Grenze grüßten aus der Nacht beleuchtete deutsche Willkommenworte; in Wesel am Rheine war der Bahnhof mit Tannen geschmückt, und Musik empfing die Züge, und Schwestern standen zu Hilfe da, und junge Freiwillige führten die Heimkehrer in das Sammellager in der Kaserne, wo sie in früheren Mannschaftsstuben die erste Unterkunft fanden, und wo wiederum dienende Schwestern zur Hand gingen. Vom Sammellager in der Kaserne fanden alltäglich die neuen Abbeförderungen in der Richtung statt, in der die Verbannten und Gefangenen zu Hause waren, oder einst zu Hause waren, oder doch erwartende Verwandtschaft wohnen hatten. Es war ein großes Kommen und Gehen in der Kaserne: Aus Brasilien Seeleute der vor fünf Jahren dorthin geflüchteten Ostafrika- und Woermanndampfer; aus England Frauen und Kinder ausgewiesener Deutscher, davon manche Frauen und Kinder kein Wort Deutsch verstanden; aus Australien deutsche Männer, Frauen und Kinder; aus Asien Männer und Frauen; Männer und Frauen von den verschiedenen afrikanischen Küsten und den lachenden Inseln der Südsee; es geschah ein großes, immer wachsendes Kommen und Gehen, die deutschen Menschen waren auch alle anders durch den verschiedenen Leidensweg und die lange, fremde, verschiedene Gewohnheit und die verschiedene Herkunft.

Als der zweite Zug Vertriebener aus Deutsch-Südwestafrika in Wesel ankam, war der frühere deutsche Bezirksamtmann von Lüderitzbucht der dreiundvierzigtausendste deutsche Verbannte von Übersee, der durch das Tor des Lagers trat. Als der zweite Zug Vertriebener aus Deutsch-Südwest zur Kaserne gebracht wurde, sagte eine junge Schwester zur andern: „Schwester Melsene, Sie nehmen doch besonderen Anteil an den Südwestern. Jetzt sind es wieder Südwester!“ Sie sagte es laut und fröhlich, denn dienende Jugend, die helfen will, muß doch fröhlich sein. Da sahen

welche von den Ankömmlingen hin auf die Schwester, die besonderen Anteil am Südwester Geschicke nähme, und grüßten nach ihr besonders hin und lachten ihr besonders zu. Da errötete Schwester Melsene über und über, und durch das Erröten war noch auffälliger, wie sehr schön das stolze, blonde Mädchen sei, das auf einmal solch suchende Augen zeigte. An den Tagen der zweiten und dritten und vierten und jeder Südwester-Ankunft erschöpfte Schwester Melsene ihre Kräfte noch mehr als sonst und merkte es doch gar nicht. Es steht ein Wort in Jesu neuem Testamente: „Was ihr tut dem Ärmsten meiner Brüder, das tut ihr mir.“ Für jede große Liebe darf es doch auch gelten. Bei Arbeit und Hilfe fragte die junge, schöne Schwester leise: „Haben Sie von Cornelius Friebott draußen gehört? Wie mag es ihm gehen?“ In allen neuen Scharen waren welche, die antworten konnten: „Gewiß haben wir von ihm gehört. Ihm ist das und das geschehen. Er ist in der Weihnachtsnacht des Jahres 1918 entflohen. Und hat dann als Flüchtling auf den Bergen gelebt. Und es ist ihm gelungen, sagt man, nach Angola zu entweichen. Er hat bis zuletzt, sagt man, darauf vertraut, daß Deutsch-Südwestafrika deutsch bliebe nach dem Selbstbestimmungsrechte.“ Schwester Melsene fragte: „Und dann? Und dann? So weit weiß ich es.“ Sie bekam stets die gleiche Erwiderung: „Ja dann, dann hatten wir so viel mit uns selber zu tun, und dann hat man wohl auch nichts mehr gehört.“ Darauf sagte Schwester Melsene sich entschuldigend: „Einmal, zwei Jahre vor dem Kriege, als ich noch ein Schulmädchen war, waren meine Mutter und ich mit ihm auf der Sababurg im Reinhardswalde einige Zeit zusammen, in einem späten, wundervollen Herbste; und da hat er uns sehr viel von Deutsch-Südwest erzählt, und deshalb frage ich.“ —

Menschen sagen wohl, das Schicksal möge seinen Lauf nehmen, hätten sie erst das und das getan; jedoch solange einer bei Sinnen und Kräften ist, hört er nicht auf, sich zu wehren.

Als die acht Ruhetage um waren, verkauften Mattink und Winkel und Cornelius Friebott ihre drei Pferde an den Schweizer. Der Schweizer fuhr sie im Wagen bis Benguela und empfahl sie dem Wirte des Gasthauses. Sie hängten beim Wirte die Gewehre hin. Sie sagten zu ihm: „Wir nehmen ein Angebot dafür. Wir alle drei haben Mittel, aber nicht hier. Und wir wollen nach Europa, da nun der sogenannte Friede zustande gekommen ist, und die Europafahrt kostet etwas.“ Sie gingen vom Gasthause aus zur portugiesischen Behörde. Sie hatten tagein, tagaus beratschlagt: „Was sollen wir angeben?“ Mattink sagte: „Ich kenne die Gesellschaft gut. Auf den Mann, den man trifft, kommt es an. Die Wenigsten von ihnen können es vertragen, wenn sie nicht vor einem Angst haben müssen. Erstens hat vor uns selbst niemand Angst, weil wir nur drei sind und ziemlich verwirtschaftet aussehen, und zweitens sind Deutsche nach dem Frieden doch so unbeträchtlich geworden, daß sie jeder Köter anzupissen wagt. Aber die Gesellschaft fließt auch nur von Liebe und Diensteifer für England über, wenn sie muß, und wenn ein Engländer mit dem Stocke dabei steht. Und es gibt immer welche, die tun dem englischen Vormunde unter der Hand jeden Tort an, den sie können, und haben ihre Ehre und denken an ihre alten Zeiten. Nur ist es nie vorauszusagen.“ Sie entschlossen sich im letzten Augenblick auf dem Wege zur Lüge. Sie erklärten also nicht: „Wir sind Friebott und Winkel und Mattink aus Deutsch-Südwestafrika, deren Erlebnisse Sie kennen werden, weil in den Südwesterzeitungen, die auch hierher kommen, genug von uns geschrieben worden ist, wir vertrauen uns Ihrer Ritterlichkeit an, wir wollen nach

Deutschland und bitten um Pässe und Hilfe." Sie erklärten vielmehr: „Wir sind Deutsche, die am Zambesi gesessen haben; wir haben dort gejagt, wir wollen nicht nach Südwest, da es nun englisch geworden ist, wir wollen irgendwie nach Hause, was sollen wir sonst? Wir haben unsere Pferde verloren. Mit den Pferden sind unsere Papiere verlorengegangen. Wir haben noch gerade Geld, um die Überfahrt bezahlen zu können." Sie bekamen ohne viel Gegenfragen Pässe aus dem Lande und erhielten zu ihrem Erstaunen Freifahrscheine bis zum Hafenorte Lobito. Sie gingen beschämt hinaus. Sie sagten zueinander: „Nun war es gerade einer von den Anständigen."

Bei der Ankunft erfuhren sie: „Der Dampfer Zaire kommt um elf Uhr an und fährt abends weiter." Sie meinten: „Dieses Mal glückt's." Vielleicht war es eine Torheit, daß sie nicht einzeln gingen. Als sie gegen Abend im Bahnhofsgasthause gut aßen, weil es doch schien, nun fände wenigstens die Furcht und Gehetztheit ihr letztes Ende, fiel jedem von ihnen ein Mann auf, der ein Europäer war und kein Portugiese. Der Mann tat, als kümmere er sich um gar nichts als um sein Futter und die Flasche portugiesischen Rotweins, die dazu gehört, aber wenn er auffah oder einen Blick warf, dann gingen die Augen zu dem Tische der drei Deutschen. Sie sahen die Blicke, sie sagten jeder zu sich: „Ach was! Ach was!" Sie merkten einer vom andern, daß ihm der Hunger vergehe, und daß er nachdenklich werde. Da zog Cornelius Friebott sein Taschenbuch heraus und schrieb scheinbar für sich etwas hinein. Er schrieb in Wirklichkeit auf eine Karte. Er klappte das Buch in der Hand zu und legte es auf das Tischtuch. Als er es nach einer Weile einsteckte, blieb die Karte liegen. Winkel griff die Karte mit dem Speisezettel. Er las: „Der Kerl beobachtet uns." Winkel sagte: „Ja, ja! — aber ich kann nichts mehr essen." Mattink sagte: „Ach, ich brauche nicht nochmal zu lesen. Ich weiß schon, was auf dem Speisezettel

steht, ich bin auch satt." Sie verstanden sich. Sie gingen jetzt einzeln fort, erst Cornelius Friebott und dann Winkel. Sie trafen sich auf dem Dampfer und ließen sich die Kammer anweisen. Weil Mattink ausblieb, gingen sie beide wiederum getrennt an Land zurück, zuerst Winkel und dann Cornelius Friebott. Dann kamen Mattink und Winkel richtig auf die Brücke, und Cornelius Friebott dachte: „Ich habe mich noch nie so gefreut, sie kommen zu sehen." Als sie ungefähr zusammen waren, aber mit Bedacht kein deutsches Wort wechselten, sagte ein fremder Kerl neben ihnen in englischer Sprache: „Ihr seid doch Deutsche?" Und er deutete keck mit dem Zeigefinger von einem zum andern. Sie sahen ihn dumm an und zuckten die Achseln, wie weißes Volk in der ganzen Welt tut, wenn es einen nicht versteht. Der fremde Kerl machte stechende Augen. Es war beinahe zum Lachen. Sie dachten alle drei: „Wenn du glaubst, daß uns das verblüfft, wir haben mehr durchgemacht." Der fremde Kerl sagte in einem Schauspielertone: „Ihr kommt doch von Damaraland, ich habe einen Steckbrief hinter Winkel und Friebott und Mattink her!" Die Portugiesen rundum sahen den Fremden an, und die drei sahen ihn auch wieder an, um nicht aufzufallen. Sie gaben so wenig Antwort wie irgend jemand sonst. Sie blieben aber natürlich auch nicht stehen, sondern gingen mit anderen weiter dem Dampfer zu. Da war der Engländer mit einem portugiesischen Geheimpolizisten gerade vor dem Übergange auf dem Dampfer wieder neben ihnen. Der Portugiese wies einen schmierigen Schein vor und verlangte die Pässe zu sehen. Der Engländer flüsterte fortwährend auf den Portugiesen ein. Der Portugiese sagte in seiner Sprache: „Ich muß Eure Exzellenzen dennoch bitten, mir auf die Hafenwache zu folgen." Mattink antwortete ihm sehr höflich: „Was will der englische Mann? Wir werden gern mit Ihnen gehen, damit Sie die Pässe prüfen können. Wir sind aber auf der Heimreise nach Deutschland und dürfen die Ab-

fahrt des Dampfers nicht versäumen, nicht wahr?" Leicht war zu merken, daß Mattinks Sprechen dem Portugiesen besser gefalle als des Engländers Befehle. Sie gingen der Wache zu, die drei in einer Reihe, links der Portugiese und links von dem Portugiesen der Engländer. Der Engländer schrie über den Portugiesen weg ein paar Male zu ihnen hin: „Ihr seid doch Friebott und Winkel und Mattink! Lügt doch nicht! Es stimmt ganz genau. Wartet nur, ihr werdet jetzt zurückgeschickt nach Damaraland. Wartet nur, wie es euch dort gehen wird!" Sie taten, als wäre er lauter Luft, als hörten sie ihn nicht mehr und sähen ihn nicht mehr. Der Beamte in der Wachstube wußte auch nicht recht, was er tun und lassen sollte. Der Engländer spielte sich auf und verlangte: „Sie müssen eingesperrt werden." Mattink sagte: „Wir haben einen portugiesischen Paß. Der Paß ist in Ordnung. Wir sind auf portugiesischem Boden. Es liegt hier nichts gegen uns vor. Wir wollen nach Deutschland. Der aufgeregte Fremde ist uns unbekannt. Wir bitten, uns nun nicht länger aufzuhalten. Die nächste Fahrtgelegenheit geht erst in sechs Wochen. Unsere Barmittel hier sind nach Lösung der Fahrscheine erschöpft. Fährt der Dampfer ab, dann müssen wir die sechs Wochen aus öffentlichen Mitteln erhalten werden und verlangen Schadenersatz für den Zeitverlust. Darauf darf ich aufmerksam machen." Der Beamte sagte: „Ja, dann will ich telephonieren." Mattink antwortete: „Bitte telephonieren Sie, nur fortfahren darf der Dampfer nicht. Unser Gepäck ist an Bord." Der Portugiese schellte an dem alten Telephone. Das Läuten schien niemand zu erreichen, so oft er es wiederholte. Es wurde stark dämmerig, und die Sirene eines Dampfers war zu hören. Der Engländer sagte: „Das Telephonieren bedeutet gar nichts. Ich kann den Steckbrief nicht durch das Telephon zeigen. Sie müssen festgehalten werden. Ich übernehme die Verantwortung." Mattink sagte zu dem portugiesischen Beamten: „Wir möchten, Euer Exzellenz, Ihnen

jedenfalls unnötige Unannehmlichkeiten ersparen. Es ist ja doch alles nicht Ihre Schuld. Wir möchten jedenfalls mit einem Ihrer Leute zurück an Bord gehen und unser Gepäck in Verwahrung nehmen. Vielleicht haben Sie bis dahin Auskunft erhalten. Und wenn nicht, so sind die Schwierigkeiten und Kosten doch schon etwas kleiner für alle Beteiligten, wenn der Dampfer mit unserem Gepäcke nicht davonfährt." Sobald der Engländer begriff, was geschehen solle, widersprach er. Der Portugiese aber sagte, gegen den Vorschlag sei nichts einzuwenden. Der Geheimpolizist, der sie angebracht hatte, begleitete sie zurück an den Dampfer. Der Engländer ging argwöhnisch hinter ihnen her. Der Argwohn war vielleicht begründet. Friebott und Winkel und Mattink meinten auch: „Jetzt wird es so zugehen, daß der Geheimpolizist zurückspringt, sobald wir an Bord sind, und daß der Dampfer dann rasch loswirft. Aber im nächsten Hafen können wir natürlich wieder verhaftet werden, England hat einen langen Arm, einen langen Zorn und einen langen Willen, und wenn es mit dem Arme und Zorne und Willen nicht gelingt, hat es einen dicken Geldbeutel. Aber wir haben wenigstens vierundzwanzig Stunden Ruhe und können es bedenken." Sie flüsterten auf deutsch leise miteinander. Ihr Kommen zum Schiffe machte Aufsehen, der Dampfer wartete schon ihretwegen. Sie merkten jetzt deutlich, daß der Geheimpolizist gar nicht mitgehen wollte an Bord. Aber der Engländer merkte es auch und lief vor und sprach auf einmal mit einem Mischling, und der Bastard sagte laut erst englisch zur Antwort und dann portugiesisch wegen des Geheimpolizisten: „Ja, diese drei Männer kenne ich. Ich bin ihnen unterwegs begegnet. Sie kommen nicht vom Zambesi. Sie kommen aus Deutsch-Südwestafrika." Da wurde der Geheimpolizist unsicher und rief welche von der Schiffsmannschaft an und hieß sie das Gepäck auf die Brücke zurückbringen. Und der Engländer sagte: „Endlich! Jetzt ist euer Spiel verloren. Ihr sollt immerhin bald ab-

reisen, nur in anderer Richtung." Winkel sagte: „Du Hund! Du Hund!" Sie ließen sich das Gepäck zureichen und kehrten um. Dann stand plötzlich in der Nacht ein Fahrzeug mit Maissäcken und wurde abgeladen. Sie gingen in einer Linie um das Fahrzeug herum, der Engländer, dann Winkel, dann Mattink, dann Cornelius Friebott, dann der Portugiese und der Mischling. Winkel und Mattink und Cornelius Friebott trugen jeder sein Gepäck, das waren ihre Satteltaschen oder -rollen und ihre Decken. Cornelius Friebott stieg über einen Sack, da hörte er den Portugiesen rufen und hörte den Engländer fluchen und sah Mattink laufen, Winkel war nicht mehr zu sehen hinter dem Fahrzeuge, da dachte Cornelius Friebott: „Die haben beide kein Geld, das ganze Geld, das wir noch haben, habe ich in der Tasche stecken", da lief er auch. Es schien ihm ein nutzloser Versuch. Aber es gelang. Sie waren gleich beisammen. Von den Portugiesen strengte sich keiner an. Sie schrien noch eine Weile, und man konnte auch den Engländer zanken und fluchen hören. Cornelius Friebott sagte: „Ihr hättet mich beinah sitzen lassen." Die beiden anderen antworteten: „Ja, warst du in Träumen?" Sie sagten: „Wir wollen uns den Atem sparen." Sie gingen langsam über die Insel zum Lande und bogen dann ab zu den Bergen. Sie blieben die ganze Nacht durch in Bewegung. So tief saß der Schrecken doch. Sie fragten: „Wohin aber?" Sie antworteten sich: „Erstmal zum Schweizer. Erstmal dahin. Erstmal weg von der Küste!"

Sie kamen auch hin, ohne Landkarte und ohne irgend jemand zu fragen. Es war beinahe ein noch größeres Wunder als die gelungene Flucht. Sie erreichten die Niederlassung in der Nacht und waren so müde, daß sie noch am nächsten Abend nicht einig wurden, ob sie sieben oder acht Tage von Lobito aus unterwegs gewesen seien. Auf der Niederlassung war niemand zu Hause außer einem alten Buren als Wächter. Die Schweizer waren fort zum Be-

gräbnisse eines Landsmannes. Der Bur fragte nicht viel. Sie sagten: „Wir möchten vor allem schlafen." Die Schweizer kamen am nächsten Abend wieder. Die drei Flüchtlinge erzählten ihre Geschichte. Der Schweizer sagte: „Es ist unerhört. Der elende Frieden ist geschlossen, und die Sieger führen den Krieg überall weiter und haben nur dafür gesorgt, daß die eigene Lebensgefahr aufhört. Aber wo wollt ihr hin?" Sie erwiderten: „Jetzt bleibt allein über, daß wir Spanisch-Guinea zu erreichen trachten. Das war schon einmal unser Plan." Er sagte kopfschüttelnd: „Jetzt und in der Regenzeit?" Sie fragten: „Was kann ein Deutscher sonst tun, hinter dem sie herhetzen? Für uns ist eben kein Friede gemacht." Er sagte: „Ich will für euch tun, was ich kann." Sie blieben fünf Tage bei dem Schweizer. Der Schweizer konnte Sohlen aufschlagen, er besohlte ihre Stiefel. Er gab ein Zelt her, das in drei Teilen getragen werden konnte, und neue Decken und eine Büchse Fett. Sie kauften und richteten, was sie sonst zu brauchen meinten. Eigentlich sollte der Aufenthalt noch länger dauern als fünf Tage, sie waren am fünften Tage nicht ganz fertig mit den Vorbereitungen. Aber die Farbigen in der Nachbarschaft begannen schon vom dritten Tage an zu reden. Die Kaffern sagten: „Die drei weißen Männer sind Deutsche. Die drei weißen Männer sind aus Damaraland gekommen. Die drei weißen Männer waren schon einmal da. Sie wollten nach Deutschland fahren. Sie sind zu Fuß zurückgekommen. Warum sind die drei Männer so rasch zurückgekommen? Warum sind die drei Männer nicht nach Deutschland gefahren?" Sie erzählten diese Geschichte immerfort nach ihrer Art. Und jeder neue Hörer sagte: „Hm, hm, ja, ja..." und trug die Geschichte weiter zu anderen Hörern. Im Laden der Niederlassung wurde von nichts anderem mehr geredet. Es war die einzige Neuigkeit, und es war deutlich, wie rasch sie in die Weite wuchs. Der Schweizer und die drei Flüchtlinge kamen am fünften Abend

überein, daß Gefahr im Verzuge sei, und daß sie sofort wegmüßten.

Da begann am elften Juli die neue Flucht in der Richtung auf Spanisch-Guinea durch die Regenzeit und das Fieber Portugiesisch-Westafrikas. Diese Flucht war ganz verschieden von ihrer früheren Notzeit. Es war keine große Hoffnung mehr in dieser Flucht, sie ritten nicht zu Pferde und mit Gewehren, bereit, wenn es sein müßte, sich bis zum Äußersten zu verteidigen, sie lachten nicht mehr dann und wann stolz und spöttisch auf, sie sagten nicht mehr zueinander: „Warte nur, wenn erst Friede ist, so gerät alles zurecht." Sie liefen vielmehr als fremde, unsichere, geängstigte Landstreicher durch fremdes Land, in dem sie nichts zu suchen hatten; sie kamen von Kräften; Mattink und Winkel wurden abwechselnd vom Fieber angefallen, dann lagen sie alle drei stille, bis Chinin und Furcht den Kranken wieder auf die Beine stellten. Winkel und Mattink sagten: „Und wenn wir durchkommen, und wenn wir dem Engländer durch die Lappen gehen, was fangen wir zwei dann an? Zurück können wir doch nie mehr, nie mehr, nie mehr!" Ihrem Zeuge und ihren Gesichtern war in Kürze anzusehen, daß sie weiße Herumtreiber seien, die es doch sonst in diesen Gegenden nicht gibt. Sie konnten es nicht vermeiden, gelegentlich eine der seltenen Portugiesen- oder Mulattenfarmen anzugehen, um das Nötigste einzuhandeln. Sie begegneten dann niemals einem freundlichen Gesichte, sondern mit sehr erschrecktem oder sehr finsterem Ausdrucke gaben die Leute her, wie Räubern und Erpressern hergegeben wird, und die drei zahlten doch stets reichlich und baten stets höflich. Wenn sie wieder fortgingen von den Farmen, sagte Mattink jedesmal: „Wir sind doch keine Bettler . . .!" Und er spuckte in die Luft. Und Winkel antwortete jedesmal: „Nein, aber wir sind Versailles-Deutsche, das haben wir noch nicht gelernt!" Nach einem der Farmbesuche, als sie nicht so schnell weg konnten, weil Winkel

hohes Fieber hatte, sahen sie sich plötzlich von Askaris, von schwarzen Soldaten, umstellt. Das war am ersten Oktober, und sie waren einundachtzig Tage auf der Wanderung.

An diesem Tage fing ihre portugiesische Gefangenschaft an, und das hieß schmutzig werden und von jeder Art Ungeziefer befallen werden, das in menschlichem Schmutze lebt. Der erste portugiesische Hauptmann, zu dem sie gebracht wurden, der Hauptmann in Kalulu war anständig, oder er hatte für Bütteldienste für England nichts übrig, denn sie selbst bedeuteten kaum etwas. Mattink erzählte ihm die Wahrheit und sprach französisch, weil der Kapitän französisch sprach. Mattink sagte: „Ich erkläre für meine Kameraden, wir verpflichten uns keinen Fluchtversuch zu machen, wenn die portugiesische Regierung uns nach Prüfung unserer Angaben nach Deutschland ausweist. An die Engländer lassen wir uns lebend nicht ausliefern." Der Hauptmann nahm das Wort an, er gestattete den Gefangenen unter Tags frei herumzugehen. Sie aßen im Gasthause und hatten nur nachts zwei schwarze Posten vor der Tür. Die gute Zeit dauerte dreizehn Tage. Am dreizehnten Tage wurde ihnen mitgeteilt: „Die Exzellenzen sollen nach Loanda geschafft werden. Die Exzellenzen müssen einen Fußmarsch machen nach Dardu am Kuanga und von Dardu am Kuanga bis zur Bahnstation Kasulala, von Kasulala geht es mit der Bahn nach Loanda." Der Marsch geschah in folgender Weise, vierundzwanzig Askaris mit Trompetern marschierten voraus, danach kamen die drei gefangenen Deutschen mit einem schwarzen Unteroffizier als Begleiter. Die Trompeter bliesen, als hätten sie es bei den Franzosen gelernt, es war wie wenn Hähne fortwährend einander zu überschreien trachteten wegen irgendeiner Hühnerhofheldentat. Winkel sagte: „Um Gottes willen, laß sie doch etwas Erbarmen haben mit unseren Ohren." Der schwarze Unteroffizier sagte: „Wir wollen aber den Buschnegern anzeigen, daß wir drei wirkliche Deutsche mit uns

führen." Mattink sagte: „Seht ihr, wir sind doch noch ein Stück wert; und so was Großes hat sich ihnen noch nicht ereignet, den Portugiesen nicht und den Buschnegern hier herum nicht. Und da wollen sie's freilich ausnützen." Sie schliefen in Dardu im Lazarett. Sie machten am nächsten Morgen mit dem farbigen Unteroffizier ab, er solle jetzt mit ihnen vorangehen, und die vierundzwanzig Mann mit den Trompetern könnten etwas hinterher marschieren und hinterher blasen nach Herzenslust, und dann hörten es die Buschneger auch. Der farbige Unteroffizier blieb nach einiger Zeit zurück, er sagte: „Hier gibt es Rotbüffel." Mattink sagte: „Na ja, dann jagt ihr mal und knallt ihr mal. Dabei sind wir ohne Gewehr doch überflüssig. Wir möchten auch nicht gerne angeschossen werden. Das wäre auch für euch unangenehm. Wir gehen voran." Die drei Gefangenen übereilten sich nicht, dennoch kamen sie mehrere Stunden vor ihrer Begleitmannschaft an den Bahnhof Kasulala und erwarteten sie dort. Der Zug fuhr andern Morgens weiter. Er kam verspätet an in Loanda. Die Gefangenen wurden von der Truppenkaserne zur Polizeikaserne gesandt, der Oberleutnant dort war auch noch ordentlich und zeigte geringe Lust zu englischen Geschäften. Sie schliefen auf dem Kasernenboden, und der Schmutz und das andere begann. Der Offizier, mit dem sie vom folgenden Tage an zu tun bekamen, war ein Deutschenhasser oder ein Engländerdiener. Er sagte: „Die Steckbriefe sind schon vier Wochen hier. Den Gefangenen Mattink werden wir nicht ausliefern. Winkel ist deutlich zu erkennen. Der andere ist, scheint's, nicht zu erkennen." Sie hörten am wiederum folgenden Tage, daß erwogen würde, Mattink und Friebott wegzuschicken nach Europa und Winkel den Engländern zu überantworten. Winkel hatte Fieber und wurde sehr aufgeregt, Cornelius Friebott ging hin und erklärte: „Ich verlasse den Kameraden nicht gutwillig, ich bin Friebott." Da wurden Winkel und Friebott als Gefangene in das Fort

Bonito eingeliefert. Mattink besuchte sie vom Polizeigewahrsam aus, wo er wohnen blieb. Er sagte: „Ihr werdet mir nicht verargen, wenn ich die Heimsendung annehme. Wenn einer von uns frei wird, kann er vielleicht etwas für die andern beiden tun; wenn wir alle drei hier sitzen und abwarten, ob der portugiesische Gehorsam vor England oder der portugiesische Stolz die Oberhand behalten, dann ist für alle drei wenig zu hoffen." Sie antworteten: „Du hast recht." Da fuhr Mattink am neunzehnten Dezember 1919 davon mit der Zaire. Die dachten: „Kann einem Menschen noch solch ein Glück geschehen?" Cornelius Friebott sagte: „Wir müssen wenigstens etwas anfangen. Eine Werkstatt ist im Fort, und wenn sie auch verludert ist, die meisten Werkzeuge sind da. Mein Handwerk hat mir schon viel geholfen." Sie stellten dem einen weißen Unteroffizier, der seit Mattinks Abreise zwischen ihnen und den andern dolmetschte, in Englisch vor, sie verstünden zu tischlern und seien bereit, für geringe Bezahlung Arbeiten zu übernehmen. Winkels Kunst war nicht groß, aber er konnte zur Hand gehen. Sie bekamen sofort Gelegenheit und wurden auch anfangs nicht ganz unehrlich bezahlt und hatten Geld in der Hand und konnten rauchen und sich Zukost kaufen. Aber gerade ihr Verdienst bereitete bei denen im Fort Ärgernis, die meinten, die zwei Fremden seien nur eine andere Art Sklaven. Eines Tages wurde verlangt, daß sie die Latrinen reinigten und andere Schmutzarbeit vollzögen, die überall in Afrika den farbigen Strafgefangenen obliegt. Sie sagten: „Damit haben wir nichts zu schaffen." Da erhielten sie Gefängnis oder Segreto, wie es hieß. Aber das war denen, für die sie gerade arbeiteten, nicht recht; da wurde die Haft nach fünfeinhalb Tagen wieder aufgehoben, und die übervollen Schmutzlatrinen und übrigen Ekelhaftigkeiten einer schlechten Wirtschaft wurden von den Kafferngefangenen besorgt oder auch nicht besorgt wie früher. Danach bekam Winkel Grippe und lag sehr

schwer krank bei hohem Fieber. Cornelius Friebott hatte nicht nur den Helfer weniger bei der Arbeit, sondern ein großer Teil des Tages ging auf die Pflege des Kameraden hin. Er wusch ihn immer wieder ab, weil der matte Mann darum bat. Es hieß dann plötzlich: „Wenn Sie doch nicht voran machen wollen mit Ihren Aufträgen, dann können Sie sich im Segreto aufhalten.“ Sehr lange dauerte die Gefangenschaft wieder nicht. Der Kommandant kam einmal und fragte: „Was ist nur mit Ihnen?“ Da gab Cornelius Friebott Antwort in englischer Sprache, ziemlich empörte Antwort, aber gleich darauf war er frei, das heißt, er durfte bei abnehmender Vergütung für das Fort und seine Insassen weiter tischlern.

Im April schien der portugiesische Stolz über den portugiesischen Engländergehorsam auf einmal die Oberhand zu gewinnen; vielleicht hatten auch die Bitten Mattinks beim Auswärtigen Amte in Berlin und die Vorstellungen des spanischen Gesandten in Lissabon ein wenig nachgeholfen. Es hieß: „Die beiden Exzellenzen sollen dem Administrator vorgestellt werden.“ Friebott und Winkel, die noch vor kurzen Jahren wie alle anderen Südwester in einem portugiesischen Administrator und Gouverneur keine sonderliche Achtungsperson gesehen hätten, gerieten nach der langen Demütigung in helle Aufregung. Der Gouverneur ließ sich, während die Versailles-Deutschen standen und während er saß, ihre Geschichte erzählen. Er sagte bei einer leisen Bewegung des Kopfes und der Hand: „Die Exzellenzen sind jetzt entlassen, die Exzellenzen sind jetzt frei. Was haben die Exzellenzen vor?“ Da sahen sich Cornelius Friebott und Winkel an, und Cornelius Friebott warf den Kopf zurück und sagte: „Herr Gouverneur, wir wollen in unsere Heimat Deutschland, aber wir haben kein Geld. Wir sind in Lobito Bay von dem Dampfer Zaire heruntergeholt worden durch portugiesische Geheimpolizei auf Betreiben eines Engländers. Wir hatten unser meistes Geld ausgegeben für die Fahr-

scheine. Die Fahrscheine sollen nach Auskunft der Dampfergesellschaft verfallen sein, sie sind uns nicht vergütet worden. Wir haben als widerrechtlich zurückgehaltene Gefangene auf Fort Bonito durch freiwillige Tischlerarbeiten allerdings kleine Verdienste gehabt. Diese Verdienste haben wir verbraucht für die nötige Zukost und für die notdürftige Erneuerung unserer zerfallenen Wäsche und Kleider." Vielleicht war der Ton der Worte nicht gefällig, das war er in der Tat nicht; vielleicht erregte auch der Inhalt der Sätze Anstoß bei dem fremden Beamten. Er hob die beiden Achseln und beide Arme, er sagte in seiner Sprache, es war aber wohl zu verstehen, dann wisse er ebensowenig, was zu machen sei, dann wisse er es ganz und gar nicht. Von Freiheit war außerhalb seiner Amtsstube nicht mehr die Rede, sondern zwischen Soldaten wurden die beiden Gefangenen zum Fort zurückgeleitet. Winkel sagte: „Hättest du nichts gesprochen! Mensch, wenn man jetzt nur so frei dastehen könnte wie die Gaffer; Mensch, wenn man nur wieder laufen könnte, wie man will, und wo man will; und wenn man einmal wieder schlafen könnte außerhalb der Läuse und Wanzen und des Menschengestankes und Zwiebelgestankes, ach Gott, ach Gott!" Cornelius Friebott antwortete finster: „Und wenn man zu deiner Freiheit Fieber hat, und wenn jeder schmutzige Portugiese und Mulatte einen am liebsten aus der Nähe seines schmutzigen Hauses hetzte, und wenn man Furcht haben muß, daß der englische Steckbrief morgen wieder gehorsame Diener findet, und wenn man sich schwarzen Polizisten aus dem Wege stiehlt... Nein, davon habe ich genug. Jetzt müssen die Zähne aufeinandergebissen werden, und jetzt muß das ganze Spiel gewonnen werden."

Die folgenden drei Wochen vergingen sehr langsam. Die beiden Kameraden stritten nicht, aber sie waren es leid, einander zu sehen, weil schon dieses Sehen sie daran erinnerte, daß sie so gut wie lebendig begraben seien. Sie dachten

beide: „Irgend jemand könnte doch schreiben! Wenn irgend jemand sich wirklich mühte, müßten wir doch zu finden sein." Winkel sagte: „Wärest du dem Gouverneur nicht verkehrt gekommen, so hätten wir uns wenigstens nach Hause hin bemerklich zu machen vermocht." Cornelius Friebott antwortete: „O ja, ich bin schuld, daß sich niemand um uns kümmert, o ja!"

Mitte April kam ein anständiger Hauptmann nach Fort Bonito, der kein Engländerfreund war und der das alte Deutschland in Erinnerung trug. Er blieb eines Abends vor den beiden freien Gefangenen oder gefangenen Freien, was sie nun waren, stehen und fragte erst auf Portugiesisch, dann auf Deutsch: „Wie sind Sie nur hierher gekommen? Was bedeutet das nur alles?" Cornelius Friebott erwiderte: „Kapitän, wir möchten lieber nicht antworten. Wenn wir die Unwahrheit sprechen, haben Sie nichts davon, wenn wir die Wahrheit sprechen, dann ist es eine portugiesische Beleidigung. Im übrigen liegen ohne Zweifel Aufzeichnungen über uns beim Kommandanten und können ebenso ohne Zweifel von Ihnen eingesehen werden." Der Hauptmann errötete, er zeigte aber keinen Unmut, er sagte: „Der Welt ist ein ungeheures Unglück geschehen durch die Erwürgung Deutschlands. Als die deutschen Kriegsschiffe noch fuhren mit der leuchtenden Fahne, und als es noch ein deutsches Heer und einen deutschen Kaiser gab, da hatte die Freiheit unter den Völkern eine Stütze. Die Stütze war noch nicht so stark, daß sie alles grobe Unrecht verhindern konnte, aber jeden Tag wuchs Stärke hinzu, und wenn es drei Jahre und meinetwegen zehn Jahre gedauert hätte, dann wäre die Freiheit sicher gewesen, und jedes Volk hätte nach seiner Ehre und Sonderart sich entwickeln können; denn die freien Küsten waren zugleich eure Notwendigkeit und eure kaiserliche Ehre, der Angelsachse aber kann nur eine englisch-amerikanische Welt vertragen, und der vergehende Franzose möchte mit geringerem Geschicke ein fran-

zösisches Europa, und dem Russen war auch nicht etwa eure Eroberungssucht, sondern euer Schildarm im Wege." Er sagte: „Nein, um euren Unwert seid ihr gewiß nicht allseits angefallen worden, sondern um euren ärgerlichen Wert, höchstens, daß in der letzten Hoffnung auf eure Fehler der Anfall vor Toresschluß gewagt wurde. Und jetzt ist die Freiheit der Welt endgültig gestorben; und es gibt nur noch eine amerikanische und englische und französische und russische Freiheit, und alle andern sind Dienstboten, und der neue Völkerbund ist die Dienstbotenstube." Er ging rasch weg, sie sahen ihm erstaunt nach. Er kam einige Tage später wieder und sprach von neuem deutsch. „Ich bin zu Ihnen geschickt." Er sagte dienstlich: „Ich habe Ihnen eine amtliche Mitteilung zu machen. Das Gouvernement von Angola hat entschieden, daß es bis zur nächsten nördlichen englischen Station an der Kongomündung die Kosten Ihrer Heimschaffung übernehmen will. Sie sollen sich dort bei der englischen Behörde melden, und diese wird für Ihre Weitersendung nach Europa Sorge tragen. — Was antworten Sie?" — Cornelius Friebott entgegnete: „Kapitän, das ist eine Auslieferung auf Umwegen. Weiter ist das nichts!" Der Hauptmann sagte: „In dieser Form kann ich die Antwort nicht überbringen ..." Cornelius Friebott entgegnete: „Kapitän, wir verstehen beide, daß Sie einen Befehl ausführen. Wir bitten, Sie wollen folgende Antwort überbringen: Die beiden Deutschen haben kein Zutrauen, daß der englische Konsul der Kongostation für ihre Weiterfahrt nach Deutschland sorgen würde. Die beiden Deutschen können das Anerbieten des Gouvernements von Angola nicht annehmen. Die beiden Deutschen machen den Gegenvorschlag, es möchte ihnen gestattet werden, die Kosten der Reise bis Lissabon an Bord des nächsten portugiesischen Dampfers durch Arbeit zu bestreiten. Die Deutschen nehmen nach den Worten des Herrn Gouverneurs an, daß sie frei sind; darauf gründet sich ihr Vorschlag. Sie bitten den

Herrn Gouverneur, die Beförderung bis Lissabon gegen Arbeit mit dem Vertreter der portugiesischen Schiffsgesellschaft baldmöglichst zu vereinbaren." Der Hauptmann fragte: „Und was ist Ihre Antwort?" Winkel sagte: „Das ist meine Antwort, genau so."

Der Hauptmann kam nicht wieder. Es begannen neue Wochen. Die Unteroffiziere sagten auch: „Ihr seid frei." Sie durften aber nicht aus dem Fort heraus, drei Schiffe hintereinander fuhren nach Lissabon, die „Zaire", der „St. Georg" und die „Afrika", und nahmen Urlauber mit; nie war die Rede davon, daß die zwei gefangenen Freien mitsollten, und wenn sie sich beim Kommandanten meldeten, hob der die Hände und sagte, es sei noch kein Befehl da, er richte sich nach seinen Befehlen. Um die Zeit nur ertragen zu können, arbeiteten sie wieder in der Tischlerwerkstatt. Sie hatten ein paar leichte Holzkoffer gemacht für Heimfahrer, und vom Kommandanten angefangen begannen alle solche Holzkoffer zu begehren. In diese Zeit fiel eine sehr große Freude: Winkel erhielt am dritten Mai eine Karte seines Bruders zugestellt, die an das Gouvernement gerichtet war samt einem Bündel alt gewordener Zeitungen und Ausschnitte. Auf der Karte stand: „Wir haben Euch wiederholt geschrieben, wir bekommen keine Antwort, wir wissen aber durch spanische Ermittlungen, daß Ihr bisher noch lebtet und gesund geblieben seid. Wir bemühen uns fortwährend weiter um Euch." Die Zeitungen und Ausschnitte, darüber sie sich hungrig warfen, taten weniger wohl. Sie waren in ihrem politischen Teile zu lesen, als läge Deutschland auf einem märchenhaften Sterne außerhalb aller Wirklichkeit. Wie in nah vergangenen Zeiten die deutschen Menschen nur etwas bedeuteten und vermochten nach Anerkennung und Beglaubigung durch irgendeinen der vielen Landesfürsten, schienen in der angeblichen neuen Freiheit die Parteien an Stelle der Landesfürsten getreten zu sein und bei schlechterer Manier in derselben Weise zur Unfreiheit

des Volkes, zur Unwahrheit und zur Unterdrückung möglicher Führermenschen und Neuerer zu wirken und die Erkenntnis der eigentlichen deutschen Not zu hindern. Bei der größten deutschen Partei galten trotz dem verlorenen Kriege, trotz der Versailles-Schande und trotz dem Hunger im Reiche und der Versklavung an den Grenzen der Internationalismus und der Klassenkampf wieder als die wichtigsten Erfordernisse. Schwätzer und Bürokraten schienen unter den Parteien noch eine glücklichere Zeit gefunden zu haben als jemals unter den Fürsten, sie waren jetzt gleichsam ganz unbeschattet. Von einem deutschen Ziele, von deutscher Forderung war nirgends etwas zu entdecken. Von dem einen einzigen, gerühmten Gewinne des Umsturzes, der Stärkung der Reichsgewalt gegenüber den im Laufe der Jahrhunderte von Fürsten und Fürstendienern auseinandergehaltenen Reichsteilen, war kaum etwas zu merken. Vielmehr meldete sich von überall und namentlich aus dem Süden Deutschlands wie einst das Beamtentum der Fürsten so jetzt das Beamtentum der Parteien zu Worte, um angeblich für die Rechte der Länder gegenüber dem Reiche und in Wahrheit für die Erhaltung und den Neugewinn von Ministersesseln und Präsidentenstellen für sich selbst einzutreten. Unter dem Striche, im Unterhaltungsteile der Zeitungen schienen nicht weniger als in der Politik am meisten diejenigen das Wort zu haben, die im Kriege ihre Pflicht nicht getan hatten und die vielleicht, weil ihre Selbstachtung damals verschwiegen gelitten hatte, nunmehr das alte Deutschland, den verbannten Kaiser und alles, das einst stolz gewesen war, grob oder patzig und immer niedrig verunglimpften. Als Cornelius Friebott auf der müden Flucht aus dem politischen Teile der vierten Zeitung, die er las — es war ein Blatt der Voß vom 27. Juli 1919, fünf Wochen nach Versailles —, unter dem Striche an ein Gefüge geriet, betitelt: „Aus dem alten Deutschland, Begegnungen", fand er, daß zuletzt gleichsam als Ausblick und Lob für die Gegenwart nach allerlei Esels-

fußtritten auf die Kaiserzeit der Satz besonders stand: „Nun wird man wohl nicht mehr zu seinem Sohne zu sagen brauchen: ‚Mach deinen Diener!'" Da schrie er auf: „Was? Was? Sind sie so ahnungslos? Merken sie nicht, daß wir jetzt vor der ganzen Welt auf den Knien rutschen, oder lügen sie sich, weiß Gott, darüber fort?" Und er zerknüllte das Blatt und las nicht weiter.

Am Vorabend vor Pfingsten geschah, was wie ein Wunder war. Der Kommandant des Forts ließ sie rufen um sechs Uhr. Der Kommandant sagte: „Sie sollen morgen mit dem Dampfer Lima nach Lissabon geschafft werden. Die portugiesische Regierung hat die Kosten zu zahlen übernommen. Ich habe den Befehl heute erhalten." Sie konnten die ganze Nacht nicht schlafen. Sie fragten sich immer wieder gegenseitig: „Ob sie dabei bleiben? Ob nicht noch etwas geändert wird?" Am Morgen dieses Pfingstsonntages standen sie beide da und sahen das Kommen der Sonne an, die in den Tropen heraufrollt bei einer solch gewaltigen, stummen Musik, daß Tausende von Geigern und Bläsern und auch von Trommlern und Pauken- und Beckenschlägern hinter dem Horizonte oder hinter den Flammen des Himmels verborgen zu stehen scheinen. Kurz vor Mittag ließ der Kommandant sagen, Cornelius Friebott werde vor dem Abmarsche durch ihn selber ausbezahlt erhalten, was ihnen für die letzten Arbeiten noch geschuldet werde, er brauche sich nicht zu bemühen. Sie legten sich auf die Pritschen und warteten. Sie meinten, sie könnten nicht essen. Nach Mittag kam der Gefreite oder Unteroffizier, der Cabo, der mit ihnen zu tun hatte. Er sagte: „Nehmen Sie Ihre Sachen auf. Ich soll Sie an Bord bringen. Der Kommandant erwartet Sie." Sie dachten: „Ende gut, alles gut. Er konnte wohl wirklich nicht anders als nach dem Befehle. Die Befehle waren eben verkehrt." Sie traten also militärisch herein und waren beide um anderthalb Köpfe höher als der kleine Fremde. Der Kommandant reichte fünf Milreis hin, er

sagte: „Das ist für die Arbeiten.“ Cornelius Friebott antwortete: „Das sind fünf Milreis...?“ Der Kommandant sagte: „Wir geben nicht mehr.“ Da sah Cornelius Friebott zu Winkel hinüber. Sie machten beide wortlos kehrt wie auf Verabredung. Sie sagten draußen zum Cabo: „So, wir sind fertig, nun los!“ Die Fahrt vom Kai zum Dampfer mußten sie selbst bezahlen. Der Cabo erklärte, er habe hierfür kein Geld mitbekommen, und der Barkassenführer sagte, bezahlt müsse werden. Sie erwiderten: „Gut, gut, gut! Ihr sollt an uns nicht zu kurz kommen, wir streiten uns hier um nichts mehr.“ Der Dampfer lag in heißem Nachmittagslichte des Meeres. Beim Heran war er gebaut wie ein deutscher Ostafrikaner mit hohen weißen Deckstockwerken mitschiffs, durch die der Wind streichen soll. Cornelius Friebott sagte: „Oho, das muß auch einer sein! Das ist auch einer! Sieh den Schornstein an.“ Am Schornsteine waren die alten Farben der Hamburger Reederei überstrichen, aber sie versuchten sich wieder durchzukämpfen. — Winkel fragte den Barkassenführer: „Wie kommt eure Gesellschaft dazu?“ Der Barkassenführer antwortete: „Ihr habt doch den Krieg verloren. Das ist einer von euren Auslieferungsdampfern.“ Winkel sagte: „Donnerwetter ja, das hatte ich vergessen, daß wir auch an euch den Krieg verloren haben.“ Als die Barkasse längsseits lag, war überall am Schiffe die Verwahrlosung zu erkennen; am Grau des Rumpfes und am Weiß des Oberbaus fehlten große Farbstücke, statt dessen starrten die roten Rostwunden hervor. Das Messing und Kupfer der Bullaugen und Fenster war völlig blind. Winkel sagte: „Dem geht's wie uns.“ Sie gelangten hinauf auf das schmierige Deck, der Cabo gab dem wachhabenden Offiziere die Papiere der freien Gefangenen ab; und der Offizier wies ihnen selbst eine Kammer dritter Klasse an. Die frohe Stimmung oder die ungeheuerliche Erwartung, das merkten sie, war wieder von ihnen gewichen. Sie standen an die Reling gelehnt. Winkel sagte: „Auf einem wirk-

lichen portugiesischen Dampfer wäre es vielleicht schöner gewesen..." Cornelius Friebott sagte: „Weil wir auf den armen alten Kerl gekommen sind, der ausgeliefert worden ist?" Winkel sagte: „Ja, daß man daran wieder denken muß!" Cornelius Friebott sagte: „Den verlorenen Krieg kann man von keinem Deutschen wieder nehmen, der einer ist." Als der Dampfer abends abfuhr, kauften sie sich eine Flasche Wein und warfen sich auf die Betten und tranken langsam, damit sie die Entspannung bis zum Schlaf ertrügen, oder zur Feier, wie Winkel es nannte. Am Morgen war kein Land mehr zu sehen.

Die Reise dauerte achtzehn Tage. Während der ganzen Fahrt von Loanda bis Lissabon wurde das Deck des ausgelieferten Dampfers nicht ein einziges Mal mit Sand und Seife gescheuert, in allen Ecken lag gehäufter Schmutz. Sie sagten oft: „Soll man weinen oder lachen?" Sie sagten dasselbe nach den wunderlichen Erzählungen und Berichten der Portugiesen an Bord. Diese erzählten mit Leidenschaft immer wieder von Taten und sieghaften Stückchen, nicht der Engländer und Franzosen und der übrigen Bundesgenossen, sondern der deutschen Flotte, davon Friebott und Winkel in ihrer Abgeschlossenheit bisher am wenigsten erfahren hatten. Friebott sagte: „Portugal hat aber doch Truppen zu den Franzosen gesandt, und wir Südwester vergessen Naulila und die hinterrücks ermordeten Deutschen nicht von heute auf morgen." Sie hoben die Hände, wie es Südländer tun, und lobten die deutsche Flotte wiederum und sagten wohl auch einfach bei erhobenen Händen: „Exzellenzen, wir mußten!" Und es wurde immer deutlicher, wie sie in der Masse dem Engländer jedenfalls alle möglichen Stöße gegönnt hätten, und wie sie auch in der Masse spürten, der Freiheit der Erde sei durch das Verschwinden der deutschen Macht ein tödlicher Schlag versetzt worden. Einer sagte keck geradeaus: „Hättet ihr uns helfen können? — Habt ihr den Buren geholfen oder den Marok-

kanern oder den Türken oder den Mexikanern oder den Bulgaren oder den Ägyptern oder irgendwem? Wenn ihr helft, der ist verloren, weil ihr selbst nicht einig seid. Das muß man bei euch stets bedenken; jedoch den Engländer können wir nicht leiden." Winkel sagte spöttisch: „Ja, aber wir haben die Polen befreit. Die Polen sieh dir nun an, Junge! Und ihr kleinen Köter in der Welt, die ihr nach Deutschland schnapptet aus Angst vor dem allernächsten Stocke, ihr werdet Deutschland noch vom Himmel erbitten."

Einmal am Abend kamen Kerle zu ihnen in die Kammer und brachten eine Flasche Wein und kniffen die Augen und erklärten: „Wir sind eure Freunde!" Winkel sagte: „Wir danken Ihnen, aber was meinen Sie?" Sie sagten mit Betonung: „Wir sind Revolutionäre!" Cornelius Friebott antwortete: „Verzeihen Sie, wir verstehen es immer noch nicht." Sie sagten: „Freunde, in euren Papieren steht, daß ihr des Aufstandes verdächtig seid, und daß ihr deshalb nach Lissabon überführt werdet." Winkel und Cornelius Friebott sagten beide: „Wieso? Wieso? – Können wir die Papiere einsehen?" Die Gesellen brachten die Papiere nächsten Tages in der Mittagszeit verstohlen an; und da war in der Tat zu lesen: Die beiden Deutschen Friebott und Winkel seien schwer verdächtig der Erregung eines Aufstandes in Angola, im übrigen wurde auf unmittelbare Berichte an die portugiesische Regierung hingewiesen. Sie sprachen tagelang von dieser Seltsamkeit. Sie meinten schließlich: „Es ist eine komische Verwechslung, einer von den Schreibern beim Gouvernement in Angola hat zwei Papiere vertauscht. Wir sind ja auch gar nicht mehr gefangen."

Der Dampfer kam nachmittags um fünf Uhr Tejo aufwärts vor Lissabon an. Sie standen wie die portugiesischen Reisenden und blickten hin auf die schöne alte Stadt der Lusiaden und vergangener glänzender Seemacht und kümmerten sich wenig um das Boot mit dem Arzte und der

Hafenpolizei, das allerwärts sich heranmacht, bevor die Dampfer mit dem Lande Verbindung gewinnen. Plötzlich klangen laute Schritte hinter ihnen, die meisten Reisenden sahen sich um, und sie sahen sich mit um; da waren es vier Polizisten der Hafenpolizei mit einem Beamten. Der Beamte trat rasch vor sie, der Beamte sagte in seiner Sprache und danach in einer Art Deutsch: „Sie müssen mit..." Cornelius Friebott und Winkel wurden bleich. Sie dachten: „Jetzt ist's vorbei! Jetzt hat uns der Engländer doch noch. Jetzt hat er uns doch noch hier vor Lissabon, und alles war ein einziger großer Betrug." Sie hielten sich einen Augenblick an der Reling fest, aber dann begriffen sie, daß zwei Mann sich nicht festklammern können gegen fünf Mann und eine ganze Hafenpolizei und einen Staat. Da gingen sie mit den Polizisten, vielleicht wurden sie auch geführt, jeder von zwei Mann, und nahmen gehorsam ihre Sachen und traten gehorsam und an den Armen festgehalten, damit sie nicht zu Wasser einen Fluchtversuch unternähmen, mit ins Boot. Und alle Reisenden sahen gierig zu.

Erst im Boote, da es an Land gerudert wurde, gewannen sie ihren Atem wieder. Sie fragten: „Warum geschieht uns das? Warum?" Der Beamte sagte: „Aber Exzellenzen, Ihnen ist doch abzulesen, daß Sie es selber wissen. Die Exzellenzen mögen entschuldigen, daß ich dies anzudeuten wage." Sie wurden durch Straßen geführt, sie sahen gar nichts mehr, weil alles wie ein verkehrter, entsetzlicher Traum erschien; sie wurden an ein Gefängnis gebracht; sie wurden im Gefängnis an eine Tür gebracht und in einen Raum geschoben. Der Raum war mit Menschen überfüllt und war ohne Luft und stank fürchterlich. Der Raum war etwa dreizehn Meter bei dreizehn Metern groß, und als sie andern Tages einen Überschlag machten, waren rund hundertzwanzig Menschen darin. Die Menschen standen und hockten herum auf dem nackten Boden und lausten sich und spielten Karten und lasen Zeitungen, und welche redeten

mit ungeheurer Beweglichkeit der Stimme. Einige fragten: „Wer seid ihr? Woher kommt ihr?" Winkel antwortete: „Wir sind Deutsche aus Deutsch-Südwest, wir sind heute aus Loanda angekommen, wir sind vom Schiffe fort verhaftet worden." Sie fragten: „Weshalb?" Winkel antwortete: „Wir wissen es nicht." Cornelius Friebott fragte: „Weshalb seid ihr hier? Weshalb seid ihr so viele in so engem Raume?" Sie antworteten schreiend: „Revolution! Revolution!"

Gefäße für die Bedürfnisse standen offen im Raume. Strohsäcke oder Pritschen gab es nicht und kein Wasser zum Waschen. Das Ungeziefer im Raume überfiel einen sofort.

Am Morgen kam ein Offizier herein und schrieb die Namen der verschiedenen neuen Gefangenen auf. Er sagte zu den beiden Deutschen: „Ihre Namen werden dem spanischen Gesandten mitgeteilt werden!" Da fingen sie in dem Pestloche wieder leise zu hoffen an. „Er hat ganz deutlich gesagt, dem spanischen Gesandten."

Kurz nach dem Offiziere erschien ein Polizist mit Zeitungen und verkaufte die Zeitungen an die revolutionären Mitgefangenen. Und alsbald drängten die Leser sich fuchtelnd zu ihnen und zeigten auf Stellen in den Zeitungen. Es war zum Erschrecken in dem schreienden Knäuel, weder Cornelius Friebott noch Winkel wußten, was die Menschen mit ihnen wollten. Aber niemand schlug auf sie ein, sie merkten im Gegenteile, daß die Aufgeregten ihnen Freundschaft und Achtung bezeugen wollten. Da begannen sie jeder unter Zurufen und unverständlichen Erklärungen der Umstehenden, den Fingern der Fremden folgend, neugierig zu zu lesen und sahen, daß es phantastisch aufgeregte Berichte über sie selber wären. Der Regierung von Portugiesisch-Angola sei es gelungen, zweier deutscher Flüchtlinge aus Deutsch-Südwestafrika habhaft zu werden, die darauf ausgegangen seien, in Portugiesisch-Westafrika eine Revolution gegen die bestehende portugiesische Regierung zu er-

regen. Die Regierung von Portugiesisch-Westafrika habe den Ausbruch der Revolution verhindern können und habe die Anstifter nach Lissabon zur Untersuchung überführen lassen, und diese seien gestern angekommen und seien vom Dampfer sofort in den Cardeiro de Limociro überführt worden. Sie sagten, während die andern ihnen zujubelten und mit gewaltigen Armbewegungen kaum verständliche Reden hielten: „Also wir sind Revolutionäre ..." Sie sagten: „Wie ist das möglich, selbst in Portugal, daß der Bock eines Schreibers solche Auswirkungen hat, oder ist mehr dahinter als ein Irrtum?" Sie baten um Papier und Stift und schrieben sofort an den spanischen und Schweizer Gesandten, weil es eine eigene deutsche Vertretung noch nicht gab: „Wir bitten dringend um Hilfe. Irgendeine Verwechslung muß vorliegen. Wir sind vom Schiffe fort in ein überfülltes Revolutionsgefängnis geschleppt worden. Die Verhältnisse dieses Gefängnisses sind schmachvoll, ganz allgemein gesprochen. Wir haben an portugiesischen Umwälzungen keinerlei Anteil ..." Sie schrieben diese Gesuche danach jeden Vormittag durch dreizehn lange Tage, dreimal richteten sie einen Brief an die portugiesische Regierung; bei den portugiesischen Briefen halfen ihnen jedesmal die Mitgefangenen. Die alten und neuen Mitgefangenen blieben freundlich, ja dienstfertig und bewunderungsvoll, sie erzählten wie die Schiffsreisenden und Schiffsmannschaften lachende Stücke der deutschen Marine. Nur wenn die beiden Deutschen darauf bestanden, sie selbst seien keine Revolutionäre, dann wehrten sie ab: „O Freunde, das mögt ihr vor Gericht erzählen, uns braucht ihr nichts vorzumachen, Freunde!"

An den dreizehn Tagen kamen viele Gefangene fort und viele hinzu. Von einigen der Fortgekommenen hieß es, sie seien erschossen worden für die Freiheit, von anderen, sie stünden jetzt vor dem Kriegsgerichte und seien in Zellen untergebracht. Vom achten Tage an wurden die beiden

Deutschen krank und übel vor Schlaflosigkeit und beschmutzter Luft und Ungeziefer. Sie saßen müde und gereizt an der Wand, die am weitesten fort war von dem Kotbecken; Cornelius Friebott sagte: „Ich will noch einmal baden dürfen, ich will noch einmal baden dürfen, ich will noch eine Stunde reine Luft atmen ...“ Am dreizehnten Tage nachmittags ging die Türe des Raumes auf und der Wärter kam herein vor einem gutgekleideten jungen Manne. Cornelius Friebott und Winkel lehnten mit halbgeschlossenen Augen in ihrer Ecke und gaben nicht acht. Der Wärter fragte, die Gefangenen deuteten und machten trotz der Gedrängtheit rasch eine höfliche Gasse. Der gutgekleidete junge Mann und der Wärter schritten durch die Gasse, der junge Mann ging sichtlich mit angehaltenem Atem. Ein paar Gefangene riefen, da sahen Cornelius Friebott und Winkel auf und merkten, daß es sie angehe, und standen auf. Der Wärter sagte: „Exzellenzen, ein Herr vom spanischen Generalkonsulate ist hier und will Sie sprechen, und Sie mögen uns folgen.“ Der junge Mann verbeugte sich. Der junge Mann sagte außen: „Ich bin vom spanischen Generalkonsulate gesandt, um den Herren mitzuteilen, daß die Herren von jetzt an frei sind. Ich soll die Herren zu einem Gasthofe bringen. Die Kosten wird das Generalkonsulat bezahlen, bis über die Art der Weiterbeförderung nach Deutschland entschieden ist.“ Sie zogen hinter dem Spanier her durch die Straßen und sahen fast ebensowenig wie am Tage, als sie vom Schiffe in das Gefängnis gebracht wurden, sie waren selbst zur Freude zu müde. Sie hätten den Spanier wohl gern gefragt: „Wie ist das alles gekommen?“ Er hielt sich aber immer etwas voraus; sie begriffen, daß er die Auffälligkeit dieses Zusammengehens vermeiden wollte; sie begriffen, daß er sich ihres Schmutzes und ihrer Verwahrlosung schäme. Als der Gasthof in Sicht geriet, blieb er unsicher stehen und sagte: „Ihr Herren, das ist der Gasthof ...“ Da antwortete Cornelius Friebott: „Wir danken

Ihnen sehr, wir werden ein Badehaus ausfindig machen und möchten für die eigene Ordnung erst allein sorgen..." Er eilte dem Spanier, der weiterschritt, sie anzumelden, dennoch nach. Er fragte: „Wie ist das alles möglich gewesen? War es eine Verwechslung?!" Der andere lächelte, der andere gab keine gerade Antwort, er sagte ungefähr, die portugiesische Regierung habe gemeint, diplomatisch handeln zu müssen. Cornelius Friebott und Winkel verstanden ihn. Weil der Engländer bis zuletzt ihre Auslieferung forderte, war es nötig gewesen, daß sie eines Staatsverbrechens gegen Portugal verdächtigt würden, dessen Untersuchung vor allem stattzufinden hätte, und zwar in Lissabon. Bei dem revolutionären Durcheinander und Verurteilen und Freisprechen war hier die Entlassung möglich. Sie sagten an diesem Tage nicht wieder: „Soll man weinen oder lachen?" Sie waren zu beidem zu matt und zu sehnsüchtig nach Wasser und Reinigung. –

Die Zeit, da die gezwungenen Heimkehrer und die Kriegsgefangenen von Übersee zu Tausenden kamen, war vorbei. Sonderzüge liefen nicht mehr ein auf dem rheinischen deutschen Bahnhofe. Der Schmuck an der Grenzstelle war abgenommen. Freiwillige Helfer marschierten nicht mehr neben singenden Regimentern verbannter und dennoch hoffender Menschen zur großen Sammelstelle in der Kaserne. Die einzelnen Nachzügler und Gruppen von Nachzüglern kamen in fremden und neutralen und deutschen Schiffen des gewöhnlichen Verkehrs und landeten, wo sie nicht bis Hamburg fuhren, unauffällig in Rotterdam, und wurden vom deutschen General-Konsulate weiterbefördert in gewöhnlichen Zügen und fanden sich am Rheine als fahrtgewohntes Volk von selbst zur Sammelstelle und schliefen dort kaum eine Nacht und machten sich dann eilig weiter dorthin, wo sie erwartet wurden, oder wo sie meinten, daß sie willkommen sein könnten oder irgendein Recht beanspruchen könnten in

der vollgepfropften, hoffnungslosen Heimat. Eigentlich schien die Sammelstelle an diesem Orte schon nicht mehr nötig, die Auflösung wurde seit längerer Zeit erwogen. Die Nachzügler waren auch kaum erfreuliche und dankbare Menschen, sondern durch besonders ärgerliche Einzelerlebnisse und durch nicht immer unverschuldete Schwierigkeiten nicht selten aufgeregt und zänkisch und empfindlich.

Im Juli taten noch zwei Schwestern Dienst. Die eine sagte fortwährend: „Ich melde mich fort. Frauen und Kinder kommen doch nicht mehr hier durch. Was ist das für Arbeit? Ist man dazu da, jetzt bei jeder Hilfe das Nörgeln und Stänkern und Schimpfen auf Deutschland anzuhören? Ich erwidere den Leuten, daß ich nicht schuld bin am verlorenen Kriege, und daß wir nur da sind, zu helfen, und daß sie sich betragen sollen. Ich begreife nicht, daß Sie alles so ruhig hinnehmen, das dürften Sie gar nicht. Und warum melden Sie sich nicht mit fort? Wenn Sie das mittun, dann wird endlich hier zugemacht. Die ganze Stelle ist einfach nicht mehr nötig. – Sie wissen aber überhaupt nicht mehr, was Sie wollen, Schwester Melsene!" Nach solchen Angriffen antwortete Schwester Melsene jedesmal: „Ich will noch hier bleiben ..." und verteidigte sich, „es ist doch auch gut, wenn sich die Leute das Schwere wegreden können vor jemand, der ihnen zuhört. Und was ich tue, wenn hier geschlossen wird, das wage ich nicht auszudenken." Dann erwiderte die ältere Schwester: „Sie sind überhaupt nicht mehr zu verstehen, Schwester Melsene, und ich will Ihnen noch etwas sagen, Sie sehen ganz abgerackert aus mit Ihren besonderen Krankenbesuchen und den besonderen Diensten, die Sie sich stillschweigend zurechtgemacht haben."

Es war ein wunderliches Zusammentreffen. An einem Morgen gelangte in das Aufnahmezimmer ein Brief des Auswärtigen Amtes an Schwester Melsene. „Wollen Sie ins Ausland, Schwester Melsene? Ich dächte, Sie hätten

keinen Plan? Warum? – Nun, weil ein Brief für Sie da ist vom Auswärtigen Amte."

Dann öffnet Schwester Melsene mit den schlanken Händen hastiger, als sie sich je zeigte, den Umschlag. Die ältere, unzufriedene Schwester sieht ihr zu, und sieht, wie die Augen der Kameradin den Zeilen entlang jagen und ein zweites Mal langsamer lesen und wie der Atem rascher geht, und wie Blut in die Wangen strömt, wie das ganze junge Gesicht sich rötet, ja, wie – es ist nicht sicher festzustellen, weil die Briefleserin sich nun abdreht – wie die Augen sich mit Tränen füllen und wohl auch eine Träne rinnt.

„Nun, Schwester Melsene, oder mögen Sie es nicht sagen, nichts Gutes? Eine Absage? Es gibt gar nichts mehr Gutes!" – Schwester Melsene hat das Schreiben eingesteckt. Schwester Melsene antwortet: „Mit mir selber hat es nichts zu tun. Gar nichts. Ich hatte angefragt nach einem Bekannten, der immer noch nicht zurück ist. -- Nein, nicht nach einem eigentlichen Kriegsgefangenen ..." „Und was schreibt das Amt? Das Amt kann keine Auskunft geben?" Schwester Melsene antwortet: „Doch. Er sei, nach Mitteilung, vor einigen Wochen zusammen mit einem anderen Deutschen auf einem portugiesischen Dampfer von Loanda abgefahren und müsse inzwischen in Lissabon eingetroffen sein und werde von dort aus durch amtliche Vermittlung die Heimreise nach Hamburg endlich antreten können ..." Die ältere unzufriedene Schwester sagt: „Loanda? Loanda? Ich weiß nicht, wo das liegt. Aber ist er der, nach dem Sie sich bei den Südwestern hin und wieder erkundigten?" – Da errötet Schwester Melsene wie beim Lesen und sagt: „Ja." Die ältere Schwester meint darauf: „Da er über Hamburg fährt, kommt er hier nicht durch. Schade ..." Sie sagt: „Haben Sie den Meldezettel schon gesehen? Ein Sammeltransport ist gegen Mittag zu erwarten. Zwanzig Leute, auch Frauen und Kinder. Sie werden dieses Mal hergeführt."

Um halb zwölf Uhr wird telephoniert vom Bahnhofe, der Sammeltransport sei unterwegs. Schwester Melsene antwortet, es sei alles in Ordnung. Und es ist alles in Ordnung bis hin zu den Blumen, die Schwester Melsene so reich hingestellt hat in die Zimmer wie noch nie. — „Was ihr tut..., das tut ihr mir." — Schwester Melsene sieht den neuen Verbannten auch lächelnd entgegen und spricht gleich Freundliches aus einem Herzen, das wohltun will, aus einem Herzen, das für sich vergelten möchte, was jene alle und der eine ferne Mann zumeist um ihres Deutschtums willen ertrugen.

Dann, dann geschieht das wunderliche Zusammentreffen: Aus den letzten Männern löst sich eine Gestalt mit gebräuntem Gesichte, und Schwester Melsene hört auf mit den Frauen zu sprechen und mit den Kindern zu lachen und steht mit dem einen kleinen Kinde auf dem Arme ganz, ganz kurz starr da, hoch aufgerichtet mit erstaunlichen Augen und tut einen Ruf wie eine frei werdende Schwalbe, und eilt, immerfort das fremde Kind auf dem Arme, dem einen Manne entgegen.

Und sie fassen einer des andern Hand: Und Cornelius Friebott und Melsene Volmar sind jetzt beieinander.

Der Todesengel ging in der Neujahrsnacht 1922 an manchem Hause vorüber in Benoni und Rietfontein und Fordsburg und Boksburg, und welche Namen die anderen Vororte der brausenden südafrikanischen Goldstadt sonst hatten, auf die das Schicksal wartete. Er machte seine unsichtbaren Zeichen, wie er mußte. Zuweilen schrie drinnen ein Kind auf beim lautlosen Berühren der Türe; zuweilen knurrte ein Hund im Traume und hob den Kopf von den Pfoten und sicherte und wartete

argwöhnisch und vermochte doch nichts festzustellen; zuweilen, wo Mann und Weib schon schliefen, richtete sich die Frau auf im Bette und rief des Mannes Vornamen, und wenn er schlaftrunken fragte, entgegnete sie erleichtert, es sei nichts, es sei schon gut, es sei gar nichts gewesen.

Der Engel zeichnete auch die schwarze Türe des neuen Hauses mit dem weißen Zaune, dazu er zwischen mehr Blüten und Rosen den Gang vom Gatter hinauf wandelte als irgendwo sonst auf seinem Gange. Über der schwarzen Türe mit dem blinkenden Klopfer und blinkendem Griffe stand kein englischer Hausname und auch nicht Marxburg, wie der Hausherr vorgeschlagen hatte; über der schwarzen Türe stand, und war ärgerlich auszusprechen für jeden Fremden und schien dem Besitzer deshalb immerfort eine kleine Verkehrtheit, „Haus Jürgenshagen". Diesen Namen hatte die Hausfrau durchgesetzt; und der Name und die Bauernblumen der Heimat, samtene Stockrosen und blauer Eisenhut und gelbe Märzbecher und bunte Stiefmütterchen bei den Gladiolen und Geranien und Rosen, und die funkelnde frische Sauberkeit allem Staubwinde zu Trotze waren ihr besonderer Teil an dem kleinen, augenfälligen Wohlstande. In dem Hause Jürgenshagen schrie kein Kind auf, als der große Todesengel die Blütenzeile hinanschritt und dem Querbalken der Türe die Hand auflegte, denn es gab kein Kind im Hause; aber Ilsabeth fuhr auf und rief „Martin" und ließ auch das Licht anspringen und saß, die Arme um die Knie geschlungen, in ihrer Messingbettstelle und fror und erinnerte sich keines Traumes und erinnerte sich nicht, irgend etwas gehört zu haben, und horchte; doch der Hund im Hofe, wo die schwarze Magd und der schwarze Bambuse in ihren Kammern schliefen, blieb stille. Da der Mann nun unruhig wurde vom Lichte und nachträglich vom Rufe, löschte sie das Licht wieder und besänftigte in die neue Finsternis hinein: „Es ist nichts, Martin, es ist gar nichts" und versuchte weiter zu schlafen und mußte

doch oft stöhnen; und erst lange nach Sonnenaufgang wollte es recht gelingen.

Der Neujahrstag war ein strahlender Sonntag. Martin Wessel stand im Garten und Hofe herum in weißer Hose und in bunter Jacke und mit einem seidenen Halstuche und sah in den Morgen und sprach und antwortete über den Zaun auf die Straße und in die Nachbargärten, wie es traf, in englischer Sprache. Als Ilsabeth ihn hereinholte zum Frühstücke, kam er bei gutem Hunger angeschurrt. Er sagte, da sie kaum saßen: „Heute beginnt der Streik auf allen Kohlenzechen, aber wir werden hier nicht gleich was von merken, die Zechenbesitzer haben ein Schiedsverfahren abgelehnt." Er wunderte sich, daß sie erschrak. Er fragte: „Was ist denn?" und legte die rechte Hand auf ihre Hand, so bleich war sie. Er fragte eifrig weiter in englischer Sprache, was sie nie mochte und ihm doch niemals sagte: „Bist du nicht wohl, Ilsa?" Sie erwiderte nur, sie habe nicht gut geschlafen und faßte einen Augenblick seine Hand. Nach der Mahlzeit trat er von neuem vor das Haus in die Sonne, und dann war es, als habe der wachsende Tag oder der Imbiß oder der freie Morgen die Männer aufgeregter gemacht und gieriger nach Aussprache; denn der Nachbar rechts und der Nachbar links riefen ihn fast gleichzeitig an und verließen, die Pfeife im Munde, ihre Vorgärten und kamen an seine Pforte, an der er sie erwartete, und sie blieben nach dem Händeschütteln mit aufgelegten Armen voll Eifer an der Pforte stehen.

Und rund um die Goldstadt in allen Gärten und kleinen und großen und ärmlichen und reichen Landhäusern und in den Hinterzimmern der geschlossenen Schenkstuben, und wo Menschen wohnten und lässige Sonntagsarbeit taten auf den verschiedenen Goldfeldern, wurde um diese Zeit dasselbe beredet. Alle meinten plötzlich zu wissen, der Lohnkampf der Zechen sei nur ein Anfang, ein ganz anderer und älterer und schwererer Zank werde alsbald zu neuem Aus-

frage kommen, darum schon mehr als einmal Blut geflossen war, und dabei jeder, wo nicht der Gesinnung nach, so doch mit seinem Geldbeutel sich Partei fühlte. Und es schien wenigstens an diesem Tage ein richtiges Herbeireden.

Der eine Nachbar war in südafrikanischen Regierungsdiensten und hielt sich für einen Realpolitiker. Er sagte zu Martin: „Ihr Sozialisten steckt doch dahinter, und Sie haben von dem Ausbruch jedenfalls vorausgewußt. Was habt ihr nun weiter vor?" Er sagte: „Sehen Sie mal an, Wessel, ich verlange nicht, daß die Bergleute von nichts leben sollen. Und für die jüdischen Geldsäcke in London, denen das meiste von unsern Bergwerken gehört, und die unser Land nur auspressen, habe ich nichts übrig und bin nicht ihr bezahlter Mann. Aber andererseits kann man auch von einem Geldsack nicht fordern, daß er, zum allgemeinen Besten und damit den weißen Bergleuten und mittelbar den Läden und Wirten der Verdienst nicht ausgeht, solche Gruben weiterhin ausbeutet, die mehr kosten, als sie einbringen. Ich erkläre, das kann man nicht." — Er sagte: „Wartet noch, wir sind jetzt dahin gekommen, daß in Kürze alle geringen Goldgruben stillgelegt werden. Es ist so. Ich kann ohne Vertrauensbruch erklären, ich weiß es. Und die Folgen? Und die Folgen?"

Ilsabeth saß ungesehen mit einer Sonntagsarbeit am geöffneten Erkerfenster hinter den Rosen. Sie konnte Wort für Wort hören. Sie war solche Unterhaltungen von vielen Besuchen durch viele Jahre gewöhnt, sie waren ihr heute unbehaglich, ja quälerisch. Sie dachte daran, das Fenster zu schließen. Aber hätte dann Martin das Rollen der Scheibe nicht gehört und hätte er sich nicht gewundert? Sie dachte daran, umzukehren in das Eßzimmer und sich an das anders gelegene Fenster dort zu setzen, aber — aber dann war sie eben außer Hörweite dessen, was etwa ankäme. Als der Beamte sagte: „Und die Folgen? Und die Folgen?" ließ sie die Arbeit sinken und wartete. Jetzt würde Martin Wessel

entweder losfahren für das, was er vertrat, oder noch lachen, spöttisch hin- und weglachen ... Sie war froh, daß er lachte. Und daß der andere sprach. Sie hob die kleine Näharbeit für das erwartete Kind von neuem.

Der Nachbar zur Rechten war ein Kupferschmied, ein Ingenieur, wie er sich nannte, auf einem Goldfelde und dazu ein englischer Australier; er sagte: „Wessel, ich, ich will ihm antworten, obgleich ich kein Bolschewist bin, davon die Geldsäcke jetzt geheimnisvoll munkeln lassen, sondern nichts als ein weißer britischer Brotverdiener.“ Er sagte: „Mann, ihr, die ihr ehrlich seid, ihr laßt euch immer wieder verblüffen. Daß man mit schwarzen Kaffern, die fest eingeschlossen gehalten und mit Maisbrei und Kaldaunen gefüttert werden und die gar nicht dazukommen, das Maul aufzutun, die Goldgruben billiger und bequemer ausbeuten kann als mit weißen Männern, das ist keine neue Weisheit. Mann, ich will dir für mein Teil sogar noch was zugeben, ich will dir zugeben, daß ein schwarzer Kaffer bei gehöriger Lehre und Anweisung fast alle Arbeiten tun kann und nicht allein die gelernten Arbeiten in den Gruben, sondern zum Beispiel auch deine in deinem Büro.“ Er sagte: „Mann, ich will dich nicht beleidigen, aber darum geht's. Darum geht's, ob wir Weißen hier ein Recht behalten sollen, weil wir weiß und zivilisiert und frei sind, oder ob wir Platz machen sollen, weil die Unzivilisierten billiger und dümmer und unfrei sind. Und alles andere ist Humbug.“ Er sagte: „Ich glaube gerne, daß die Geldsäcke die geringen Gruben ein bißchen stillegen, um die öffentliche Meinung aufzureizen und zu gewinnen. Alle Verlierer sollen zu quieken anfangen: ‚Die Gruben müssen wieder auf, wir haben an der Arbeit der Gruben verdient, unser Verdienst ist tot.‘ Und mit den Verlierern soll die Regierung verlangen: ‚Die Gruben müssen fördern, das ist von allgemeiner Bedeutung!‘ Und die Regierung soll erklären, wie du das ausgedrückt hast: ‚Die Ausbeute darf nicht mehr kosten, als sie einbringt, das ist

unbillig. Und wenn die Ausbeute nur möglich ist bei Verminderung der Zahl der weißen und Vermehrung der Zahl der schwarzen Arbeitnehmer, dann müssen in Gottes Namen Weiße entlassen werden. Die Schwarzen haben auch ein Recht auf Arbeit, am schwarzen Mann wird auch verdient.' Ja, das soll die Öffentlichkeit schreien und die Regierung erklären. Das ist der feine Plan der Geldsäcke." Er sagte drohend: „Ich will dich aber erinnern an den großen Krieg, ich will dich aber erinnern, daß, als Freiwillige gebraucht wurden gegen die Deutschen und sich nicht meldeten, uns in den Gruben ein Versprechen gemacht wurde; uns wurde das Versprechen gemacht, wir sollten wegen der Zukunft unbesorgt sein; alle Stellen, die von Weißen besetzt seien, sollten nach dem Kriege wieder von Weißen besetzt werden und sollten immer von Weißen besetzt bleiben." Er fragte: „Haben wir uns danach gestellt? Haben wir uns gestellt?" Er sagte: „Aber den Geldsäcken ist das Versprechen gleichgültig, so gleichgültig wie das Blut, das ihre Späße schon gekostet hat; Geldsackblut war es niemals, sondern Burenblut oder Soldatenblut oder Arbeiterblut oder Polizistenblut, denn die alle haben sich für sie herumgeschlagen. So dumm und vergeßlich ist unsere Welt stets von neuem gewesen."

Er sagte wieder drohend: „Ich will dir jetzt etwas erklären, und Freund Wessels Meinung ist das auch, und er wird es bestätigen. Ich will dir jetzt erklären, daß wir uns nicht aus den Gruben herauswerfen lassen, damit die fremden Geldsäcke schwarze Kaffern an unsere Stelle setzen und dieses Land noch mehr aussaugen. Wir werden keine fünfzig Mann herauswerfen lassen, verstehst du, und keine vierzig Mann und keine dreißig Mann. Und wenn ihr von der Regierung, und wer sonst ihr Narr ist, und wer dafür bezahlt wird, und wer lieber an Schwarzen als an Weißen verdienen will — und die gibt's alle nicht zu wenig — für die fremden Geldsäcke aufmarschiert, der marschiert dieses Mal

vor geladene Gewehre." Er sagte: „Wenn deinen Geldsäcken die geringen Gruben nichts wert sind, gut, her damit an den Staat. Die Geldsäcke sind nicht nötig. Sie haben das Gold nicht entdeckt, sie haben keine Unze selbst gefördert, sie haben die ersten nötigen Verlustgelder nicht hergegeben, sie sind nur überall der Beschiß dabei gewesen. Und ihre ganze Macht besteht aus aufgehäuftem Beschiß." Er sagte: „Haben sie irgend etwas übrig für dieses Land als es auszusaugen, he?" Er sagte: „Verstehe mich jetzt recht, die bequemere Arbeit und die besser bezahlte Arbeit muß in diesem Lande den weißen Männern vorbehalten bleiben, und weil wir die nächsten dran sind, müssen wir euch auch gegen euch selber und gegen euern ungeheuren Unverstand vertreten; und das ist unser Sozialismus und unser Bolschewismus, daß eure und unsere Kinder in diesem Lande in ordentlichen und reinlichen Häusern frei und britisch und anständig sollen leben können und die Frauen unbelästigt, und nicht in Kaffernhütten und halbnackt und schmutzig zwischen schwarzen Kaffern."

Alle Sätze kamen zu Ilsabeth herein. Sie lächelte dann und wann still vor sich hin. Sie lächelte, weil jeder zweite Satz ein Satz ihres Mannes war in dessen Worten, und weil es spaßig klang, daß der Ingenieur es nun vor Martin als eigen vortrug. Und war das nicht jedenfalls besser so zu hören als der verstohlene Angriff vorhin, als wenn Martin, vorgelockt, selber losgefahren wäre? Durch dieses Echo schien das Ganze wiederum mehr Spiel und Redegefecht und ohne neue Bedeutung.

Martin nahm auch jetzt nicht das Wort zur Sache. Martin machte plötzlich irgendeine schnurrige Bemerkung, und die drei Männer lachten und schwatzten abgelenkt von ihren Gärten und Blumen, und die zwei andern priesen die Blütenzeile im Wesselgarten, dazu die ersten Pflanzen von Jürgenshagen und Gottsbüren gesandt waren.

Am Nachmittage, als Martin Wessel noch schlief, trat

Ilsabeth wieder in ihr Zimmer. Sie wollte eigentlich das Nähzeug in die Eßstube holen, wo der Tisch schon gerüstet stand zum Tee. Das Fenster des sechskantigen Erkers war nur nach Norden hin nicht geschlossen. Sie merkte, daß der leichte heiße Wind durch die dichten Rosen hindurch samt dem Dufte gedämpftes Mannessprechen hereintrüge. Sie meinte, den Namen Wessel zu verstehen. Sie meinte zu erfassen, daß der Nachbar von links dem Nachbarn rechts eben geantwortet hätte: „Ach was, Wessels halten noch Sonntagsschlaf, die Vorhänge im Schlafzimmer sind herabgelassen, und die Fenster sind alle zu."

Ilsabeth ging mit einem frischen Schrecken zum Stuhle, anstatt die Näharbeit fortzunehmen, setzte sie sich und horchte. Es war ganz deutlich, der von links hatte eben den eigenen Sonntagnachmittagsschlaf beendigt und war hinübergekommen zum Ingenieur, und sie saßen oder standen unter dem Vordache auf der Stoep. Und der von links sagte ungefähr: „Ich komme wegen heute morgen zu dir. Ich wollte die Angelegenheit vor einem Fremden nicht weiter treiben. Du hast betont, daß du britisch bist. Gegen britische Ansichten wird niemand ernstlich streiten. Aber Wessel", er sprach den Namen leiser aus, „ist nicht britisch. Daran laß dich erinnern, obgleich er sonst allright sein mag und ein guter Nachbar ist."

Die Antwort war undeutlich, vielleicht weil der Ingenieur in andere Richtung sprach und vorsichtig murmelte. Aus der Antwort war zu entnehmen, daß der Ingenieur hinweise auf Wessels Tätigkeit für die Arbeiter, aber zugebe, er sei deutscher Herkunft. Der Besucher sagte: „Ja, und einmal ein Deutscher immer ein Deutscher. Machen es die Staatspapiere aus oder die Geburt? Und ist seine Frau nicht deutsch geblieben bis auf diesen Tag? Und kannst du das Zeug lesen und aussprechen über seiner Türe?" Er sagte: „Daran solltet ihr Burschen doch denken. Ihr solltet doch daran denken, wem ihr folgt." Er sagte: „Nein, ich ver-

schwende keine Liebe an jüdische Geldsäcke in London, aber wenn sonst keine Fremde dabei sind, sollten sich Briten und Briten, und was das angeht, auch britische Afrikaner wohl vertragen und vereinigen können. Und andere Fremde sind nicht nötig. Und ich will dich auch erinnern, daß von den jüdischen Geldsäcken in London nicht wenige gebürtige Hunnen sind."

Ilsabeth strengte sich an, mehr zu erhaschen. Sie lehnte blaß und bei offenem Munde und weit offenen Augen im gepolsterten Stuhle, sie atmete kaum, sie dachte nur: „Ich muß es für Martin wissen." Aber obwohl das Sprechen und Murmeln fortdauerte, war nichts mehr zu verstehen.

Martin Wessel erwachte, sie konnte hören, wie er die Vorhänge aufzog und wie er mit Wasser plätscherte an seinem Waschtische und herauskam und zum Eßzimmer hinkte. Er pfiff, als er sie nicht am Teetische sah, und kam herüber, und sie antwortete erst und wandte sich ihm erst zu, als er schon im Wohnzimmer stand. Er sagte: „Ach, du bist hier, Ilsa, und bist hier noch einmal eingeschlafen, was?" Und er kam an, ganz Sorgfalt und Liebe; da ging sie mit ihm. Aber sie fühlte auf einmal, daß sie es nicht sagen könne. Sie sagte nur: „Coutts war wieder bei Harmer auf der Stoep."

Sie machten nach dem Tee einen sachten Spaziergang zusammen durch die Landstraßen und grüßten viel; sie bat, er möge zu keinem Gespräche stehen bleiben; er gehorchte, und sie vermochte es ihm auch unterwegs nicht zu sagen. Es gelang erst nach dem Abendessen und ganz ungeschickt. Sie sagte auf einmal: „Martin, Martin, sie nehmen dich doch immer für einen Deutschen. Ich habe doch Coutts heute nachmittag mit Harmer reden hören. Coutts redet sicherlich gegen dich." Sie stockte und fing leise zu weinen an und sagte: „Ach, es hilft ja nichts, ich kann es dir nicht richtig erklären." Er antwortete: „Ilsa, du bist müde." Er sagte: „Ich kenne Coutts auch, er ist ein großer Schwät-

zer und Dummkopf." Er dachte: „Bei ihr tut es das werdende Kind!"

Nach zwei Tagen war es dann heraus. Nach zwei Tagen war heraus und stand unwidersprochen in den Zeitungen: „Die Grubenkammer sieht sich gezwungen, Ernst zu machen. Die alten Abkommen mit den weißen Bergleuten können vom ersten Februar an nicht mehr gelten. Ganz ausscheiden werden höchstens zweitausend weiße Arbeiter müssen, von diesen sollen zunächst sechshundert Mann nach und nach entlassen werden. Anders bleibt nur übrig, die Hälfte der Grube stille zu legen, denn die Gestehungskosten sind untragbar geworden, aber die Grubenkammer möchte sich wegen der Folgen für die Allgemeinheit zu diesem Schritte lieber nicht entschließen."

Ilsabeth las die Zeitung im Hause, und wie es viele deutsche Frauen tun, hier ein wenig und dort ein wenig, und den politischen Teil, darüber das meiste Leben und Sterben geschieht und daraus fast jedes bedrückte Frauenleben und jedes Kinderschicksal seinen Ausgang nimmt, trotz den rund zwanzig Ehejahren mit Martin am oberflächlichsten. Sie sah immerhin die Meldung und erinnerte sich an das unangenehme Gespräch am Neujahrsmorgen, und weil sie fror, an das Erschrecken in der Neujahrsnacht. Die Verstimmung wuchs im Laufe des Vormittags und war ihr anzusehen. Die schwarze Magd sagte: „Missus, du mußt dich hinlegen, du bist krank."

Martin Wessel las und hörte die Nachricht auf Fahrt und Gang zum Geschäfte. Er saß noch bei Simmons als dessen einer Prokurist; Simmons hatte ihn gleich wieder aufgenommen nach der Rückkehr von der europäischen Verbannung im Jahre 1913 und wußte warum. Der englische Unternehmer war an diesem Tage vor ihm da. Als Martin Wessel in seine Schreibstube mit dem großen Zeichentische geschlurft war, kam er nach. Er fragte: „Was halten Sie davon, Wessel?" Martin Wessel antwortete: „Streik. –

Die Leute dürfen nicht nachgeben." Simmons sagte gereizt: „Wir haben jetzt die großen Aufträge..." Und sagte fast bittend, weil Martin Wessel nicht gleich half: „Well, Streik auf den Gruben — wenn es wirklich dazu kommt, und die Männer kein Einsehen haben — bedeutet noch nicht Streik bei uns...?" Es ärgerte ihn, daß Martin Wessel erwiderte, in solcher großen Sache möchte es das doch bedeuten; ja, daß dieser sogar erklärte: „Simmons, das muß es bedeuten. Ihr alle müßt zur Anteilnahme gepreßt werden." Simmons floh an die Türe. Er zankte von der Türe her: „Hintennach, hintennach, wenn es mißrät, und es wird mißraten, Wessel, könnten die Gruben uns zwingen, keinen wieder einzustellen, der gegen sie mitgeholfen hat, und sei er, wer er will. Dazu haben die Gruben die Macht, und das wissen Sie auch, und jeder soll sich vorsehen." Er lief rasch hinaus, um die Antwort nicht erst zu hören.

Martin und Ilsabeth trugen die Neuigkeit beide im Herzen, als sie abends beieinander waren. Der Mann dachte: „Ach, sie ist jetzt so furchtsam..." Ilsabeth dachte: „Er spricht nichts davon, entweder ist gar nichts dahinter, oder es wird etwas als wie damals vor zehn Jahren, als sie auf einmal erzählten, daß er verhaftet und weggeschafft sei, und als ich die Karte von ihm aus Durban bekam, er sei auf einem Schiffe und werde mit den andern gegen seinen Willen nach Europa geschleppt." Sie dachte: „Und wenn das jetzt wieder geschieht, und wenn er jetzt wieder fort wäre ohne Lebewohl?!" Sie hatte gleich Tränen in den Augen. Sie dachte auch: „Wie ist das denn? Wie ist das denn? Nach dem langen Kriege bin ich noch mehr allein und fremder, als ich damals war. Wie könnte ich es jetzt ohne ihn hier aushalten?" Es wurde eine schwierige Mahlzeit; es wurde eine schwierige Mahlzeit, weil Martin Wessel fortwährend überlegte: „Wie erkläre ich ihr, daß ich nachher in den sozialdemokratischen Verein", er sagte Klub bei sich, „gehen muß, wo ich durchaus erwartet werde. Wie erkläre

ich es ihr, daß sie, wenn sie es gelesen hat, nicht zusammenbringt, was freilich zusammengehört, und an damals denkt und mächtig aufschrickt."

Und dann gewann sie die Vorhand. Sie lächelte unversehens, und es tat wohl. Sie sagte: „Martin, in sieben Tagen ist mein Geburtstag." Sie sagte: „Martin, du hast über ein Jahr keinen Urlaub genommen." Sie sagte: „Es ist mit der Heimfahrt wieder nichts, weil in diesem Jahre das Kind kommt; es ist mit der Heimfahrt doch auch im nächsten Jahre nichts; und ich bin zwanzig Jahre hier außen und habe zwanzig Jahre, so lange Nelius fort ist, niemand mehr von zu Hause gesehen, der Jürgenshagen kennt." Sie sagte: „Martin, ich will mir jetzt etwas von dir wünschen zu meinem Geburtstage. Ich will mir jetzt von dir wünschen, daß du jetzt Urlaub von drei Wochen nimmst, denn jetzt kann ich noch reisen mit der Bahn. Und ich will wenigstens das Meer wiedersehen. Das ist wie der halbe Weg nach Hause. Und du mußt dich auch erinnern, Martin, daß du es erst Weihnachten angeboten hast, und das ist noch gar nichts her; ja, du, du hast es gewollt. Und ich, ich habe mich damals gewehrt. Ich weiß nicht, warum ich mich damals gewehrt habe. Aber nach Durban möchte ich auch jetzt nicht reisen, sondern nach Kapstadt, Martin! Hörst du, nach Kapstadt, Martin, wo mich Nelius damals abgeholt hat, als ich nicht wußte, daß ich käme, dich zu heiraten! Ich möchte so weit von hier fortreisen, wie ich nur kann, deshalb möchte ich nach Kapstadt reisen zum Meere dort." Sie sprach sehr schnell, und lächelte und leuchtete, so lange sie sprach.

Er sagte verlegen: „Als Simmons mich frug, habe ich erklärt, dir sei es eben nicht recht." Er begütigte: „Nein, nein, ich kann gelegentlich gewiß wieder davon anfangen, und wenn du dann willst ..." Sie antwortete: „Gelegentlich hilft mir nichts, Martin." Er sagte: „Höre, Ilsa, ich möchte heute abend in den Klub, ich habe dies und das ver-

sprochen. Und dann können wir morgen zusehen.“ Sie sagte, und war sofort beängstigend blaß und hatte auch eine ganz verstörte Stimme: „Ja, das dachte ich, daß der Verein nun damit zusammenhängt, denn bei Simmons paßt es immer und paßt es niemals.“

Er erwiderte eine Weile nichts. Sie aßen fertig, oder er aß fertig, denn sie hob nur die leere Gabel ein paarmal und nippte nur ein paarmal an der Tasse. Dann sagte er unerwartet: „Ich kann auch hier bleiben, Ilsa, wenn es dir heute lieber ist.“ Da lächelte sie von neuem.

Und sie saßen nebeneinander; und sie meinte, es sei gegen Furcht und Erwarten ein sehr schöner Abend geworden, obgleich er sagte: „Ilsa, du hast das in der Zeitung gelesen, und es hat dich in Furcht versetzt, weil du so viel davon gehört hast, und ich, ich wollte nicht davon anfangen, weil ich dachte, es könnte dich aufregen. Und das war verkehrt. Wir hätten beide losreden sollen. Denn das wie damals, daß sie die Führer verhaften und wegschicken, solche Späße geschehen niemals wieder. Das kannst du mir gerne glauben.“ Er sagte: „Aber zum Streike der Bergleute wird es kommen; und Reden und Versammlungen und wildes Geschreibe in den Zeitungen wird es natürlich geben.“ Er sagte lächelnd: „Aber so was bist du doch gewohnt, Mäken!“

Sie hörte ihn sprechen und freute sich darüber, sie gab auf die Worte gar nicht acht. Sie sagte von Zeit zu Zeit: „Ja . . . Ja . . .“ Sie dachte: „Er ist hier geblieben, er ist doch hier, er ist nicht in den Verein gegangen, ich habe ihn zurückgehalten. Was geht mich jetzt das andere an?“

Sie las am nächsten Tage und an allen folgenden Tagen die Zeitung nicht, und als die Nachbarin rechts etwas sagen wollte am Zaune, lenkte sie geschickt ab. Sie hielt sich überzeugt, daß ihr Sieg dauern werde. „Etwas Zeit muß man lassen, aber dann wird Martin kommen und wird sagen, Ilsa, in zwei Tagen fahren wir ab nach Kapstadt, wie du es dir gewünscht hast. Und in den drei Wochen Urlaub

könnten und sollten die hier oben ihre Sache wohl fertig machen." Sie sah sogar verstohlen die Koffer nach und putzte die Schlösser.

Am neunten Januar kam Martin etwas später als sonst nach Hause. Er kam sehr eilig die Straße entlang, man konnte es gut hören, wie er heraneiferte. Sie öffnete die Türe für ihn, er war gleich besonders freundlich. Sie dachte: „Ja, nun ist morgen mein Geburtstag." Er sagte, kaum daß sie am Tische zusammensaßen: „Morgen bleibe ich zu Hause ..." Sie antwortete nur: „Ja," und lächelte ihn an. Er sagte nach einer Pause: „Ilsa, ich hätte dir den Urlaub gern mitgebracht, so wie du ihn dir bestellt hast ..." Sie sagte: „Ach, hat Simmons etwas dawider?" Er schüttelte den Kopf. Er sagte so kühl als möglich: „Nein, der Streik fängt morgen an, sie haben sich heute dafür entschieden." Er sagte schneller: „Ich habe ihm erklärt, daß ich, wenn der Streik vorüber ist, erst auf Urlaub gehe, und das müßte ihm recht sein." Sie sagte: „So, ja ..." Sie sagte: „Es ist doch kein allgemeiner Streik. Es sind doch nur die Bergleute ..." Er sagte: „Nein, Generalstreik ist es nicht. Aber wenn wir nicht alle herauskommen, dann verlieren die Bergleute den Streik. Und es geht doch um ein weißes Südafrika. Und wir, die es einsehen, müssen doch ein Beispiel geben. Also wir Organisierten gehen mit heraus." Sie sagte bitter: „Wir Organisierten, wer ist das? Ich will wetten, Martin, dein Verein geht nicht ganz heraus, ich will wetten, nicht einmal alle Bergleute gehen heraus." Ja, es klang bitter und grob, von Furcht und Erschrecken und Blässe war jetzt nichts an ihr zu merken, auch nicht von jener späten Jugend, die durch Sorgsamkeit und Liebe festgehalten wird. Sie redete, wie die überarbeiteten Landfrauen ihres Alters und ihrer Heimat, die von der Mitarbeit das Recht nehmen zum Schelten, wenn der Mann eine Ungeschicklichkeit begeht, und sie sah auf einmal auch wie eine scheltende, verarbeitete, nicht mehr junge Landfrau aus bis auf die pfleg-

licheren Kleider und Hände und Haare. Er sagte: „Ilsa, ich muß. Das weißt du auch. Wenn etwas gelingen soll, sind Menschen nötig, bei denen das Muß von selber anfängt.“ Er sah gerne, daß sie nicht weinte und nicht wieder erschrocken war. Sie sprachen rasch von ganz anderem, von ganz Gleichgültigem. Sie dachte zwischen den Sätzen wohl schmerzhaft aber bei trockenen Augen und ohne Herzklopfen und ohne einen anderen Zustand als den, der sich durch herabgezogene Mundwinkel ausdrückt: „So, ja. Jetzt ist Streik. Aus dem Urlaub wird nie etwas. Ich wollte die Fahrt gar nicht. Was hätte ich von der Fahrt gehabt? Für mich ist es bequemer hier. Was soll ich in einem englischen Gasthause? Habe ich vielleicht angenommen, daß aus der Reise etwas würde? Und was kommt, kommt doch!“

Die beiden Nachbarinnen erschienen am folgenden Mittage mit Blumen nacheinander. Ilsabeth sagte zur klagenden Frau des Ingenieurs: „Mein Mann ist freiwillig herausgegangen, obgleich er nicht dazu gehört, aber er konnte nicht anders bei seiner Stellung im Vereine.“ Die Nachbarin entgegnete: „Ich weiß, es ist nicht recht, er hätte es dir nicht antun dürfen, Liebe.“ Ilsabeth blickte sie an und fand keine Antwort und war froh, als auch diese Besucherin aufstand und davon ging. Sie dachte: „Wenn Martin sich für sie totschlagen ließe, sie nähmen gierig den Nutzen, den sie etwa gewönnen, aber Dank hätte sein Name niemals; irgendeiner würde rasch erklären, er war ein Fremder, wie kam er dazu, keiner hat's von ihm verlangt, und die andern schwätzten es nach.“ Sie erzählte ihrem Manne nichts von der Äußerung der Nachbarin.

Die nächsten drei Wochen verstrichen ohne große Ungewöhnlichkeiten. Martin war den ganzen Tag fort, als führe er zur Arbeit. Er mühte sich, nicht später als sonst heimzukommen, nur an den Abenden mußte er öfter wieder weg. Er berichtete von allem: Daß es Streikbrecher gebe, und daß man sich ihrer erwehren müsse; daß unter Vorsitz eines

Richters ein Schlichtungsausschuß zusammengetreten sei, der aber erfolglos tagen werde; daß sich bei verschiedenen Pfarrern und Beamten Verständnis zeige, worum es wirklich gehe, und daß sie es dieses Mal ungescheut öffentlich aussprächen. Er sagte: „Mäken, armes Mäken, auf deine Reise mußt du geduldig warten, denn Zeit wird es nehmen." Er sagte: „Dieses Mal wird alles anders als früher. Seit dem Kriege ist viel jüngeres Burenvolk unter den Bergleuten, das kein Land mehr hat und auch im eroberten Deutsch-Südwest kein Land gefunden hat, darauf zu faulenzen, wie sie dachten. Dieses Mal sind uns viele Bauern gut; und ehe die Not kommt, sind Lebensmittel versprochen von Farmen, das haben wir jetzt durch. Das ist was." Er sagte: „Ilsa, du brauchst die Zeitung nicht zu lesen. Alles, was vorkommt, sollst du von mir erfahren." Martin war in diesen drei Wochen ganz ruhig, viel ruhiger als vor zehn Jahren; nur an seinen Augen konnte einer merken, daß sie mit den Gedanken durch alle Tage sehr scharf auf ein Ziel gerichtet blieben.

Gegen Ende des Monats meinte Ilsabeth zu spüren, daß er leidenschaftlicher werde. Es war zuerst an dem Abend, an dem er berichtete, von den Kohlenzechen seien achthundert Weiße entlassen worden auf einen Schlag. Dann, dann sah sie eines Morgens, als er sehr früh fortging und sie gebeten hatte liegen zu bleiben, und als sie, da die Haustüre sich schloß, aufstand und ihm doch nachblickte, daß er den Patronengurt umgehängt hatte und die Büchse in der Hand trug. Sie erschrak sehr an diesem Morgen und fand nicht die Kraft, ihm nachzurufen und ihn zu fragen. Sie geriet untertags in große Versuchung, sich bei der Nachbarin rechts zu erkundigen. Sie schritt dreimal bis zur Pforte und redete es sich dreimal aus: „Was werde ich hören? Ich werde nur Feindlichkeit gegen Martin hören. Sie denkt nichts, als daß ihr Mann jetzt kein Geld verdient, und daß sie sich einschränken muß mit den Kindern. Und bei ihr be-

kommt Martin die Schuld, weil das am bequemsten ist."
Ilsabeth stellte sich an das Gatter in der Zeit, in der Martin kommen mußte; es dauerte unausstehlich lang, so lang, daß sie zuletzt häufig über die Augen wischte, weil ihr vorkam, die Augen versagten, und weil die angestrengten Augen sich gegen Willen und Kraft immer wieder mit Wasser füllten. Der Hinkende, der endlich den Weg entlang kam, trug weder Büchse noch Gurt und war dennoch Martin. Sie rief von weitem: „Wo ist das, was du heute morgen mitgenommen hast?" Er sagte: „Wo es hingehört." Als sie beieinander standen, sagte sie: „Ach Martin, du hattest mir versprochen, ich solle alles erfahren..." Er sagte: „Aber Mäken, was ist denn? Ich will dir nichts verheimlichen." Er sagte drinnen: „Du mußt das so verstehen: Die Schwarzen in den Gruben meinen, der Streik sei gegen sie gerichtet. Das ist ihnen beigebracht worden. Die Regierung ruft Polizei auf, damit eine Schutzmacht vorhanden ist und einen Ausbruch der Schwarzen verhindern kann. Wir wollen von uns aus an dem Schutze teilnehmen. Denn, wo zu viel Polizeitruppen sind, da werden sie leicht mißbraucht. Und so viel Truppen, daß sie die Kaffern niederhalten, wo die hoch wollen, kann die Regierung auch gar nicht gleich zusammentreiben. Deshalb bilden die Streiker eigene Kommandos, und die Kommandos werden einexerziert. Was ist dabei? Es ist einfach richtig..." Ilsabeth sagte: „Ja, wenn man das nun von dir hört..." Sie sagte: „Und die Schlichtung ist mißglückt..." Sie sagte: „Ach was, Junge, ich bin sehr froh, daß du heute da bist. Nur verheimlichen sollst du mir niemals nichts; nur das Versprechen sollst du ehrlich halten!"

Zu Anfang des neuen Monats hielt einer von den reichsten Grubenbesitzern, der kein Fremder sondern ein englischer Kolonist und auch selber kleiner Herkunft war, eine funkelnde Rede gegen den Streik, er sagte: „Dieser Streik ist politisch und revolutionär. Das andere ist nur vorgeschützt.

Die wirklichen Führer wollen den Umsturz, und Aufreizung und Streikmittel kommen aus der bolschewistischen Fremde." Und wenn so etwas in englischer Rede vor englischen Menschen gesagt wird, klingt es nicht gleichgültig wie in Deutschland, es sticht vielmehr wie Nadeln und trifft wie Peitschenschläge. Alle Zeitungen druckten die Rede ab, weil so viel Geldwert hinter ihr war. Und als noch in den Zeitungen davon stand, kam ein Mann durch die Landhausstraßen und war gepflegt und nett und freundlich anzusehen; er kannte anscheinend die Häuser, die den Streikern in gelernter Stellung gehörten, oder in denen sie zur Miete wohnten, und in denen die Frauen allein zu Hause waren. Er sagte an den Türen: „Sie brauchen nicht zu erschrecken. Ich bin kein Versicherungsagent, ich will nichts verkaufen, ich will gar nichts von Ihnen. Ich bin ein englischer Zeitungskorrespondent von London, ich bin ganz und gar parteilos, ich möchte, daß die Frauen der Streiker auch zu Worte kommen. Die Frauen geht der Streik doch sehr an in jeder Hinsicht und vielleicht noch mehr als die Männer." Danach redeten die meisten Frauen los; er ließ sie ein wenig schäumen, kam ein Kind dazu, entnahm er inzwischen einer Handtasche eine Süßigkeit und reichte sie hin. Es gelang ihm bald das Wort klug an sich zu bringen. Er zog ein Merkbuch, er tat, als schriebe er. Er sagte dabei: „Was Sie mir gezeigt haben, ist ein ganz neuer Punkt." Er sagte: „Sie lesen gewiß die Zeitung. Ich hätte sonst eine, die ich hier lassen könnte. Sie haben gewiß gehört, daß die britischen Streiker nur vorgeschoben werden. Die Drahtzieher sitzen ganz wo anders. Die britischen Streiker, die wollen keine Revolution. Aber so lange Fremde Revolution schüren, so lange wird der Streik kein gutes Ende nehmen. Das ist meine Meinung." Er sagte: „Die Frauen müssen überall besser Gehör finden, doch vor fremdem Einflusse müßten sie ihre Männer jedenfalls bewahren." Dann klappte er sein Merkbuch zu und verstand zu entrinnen. Und die Frauen,

die doch lange nicht alles gesagt hatten, was sie wollten, liefen eine zur andern, um sich ganz auszusprechen. Die Frau des Ingenieurs kam zu Ilsabeth und erzählte dieser Satz für Satz, was der Besucher gesagt hätte, und was sie erwidert hätte, und was der Besucher endlich gesagt habe. Sie lobte ihn, sie sagte: „Er war so englisch." Ilsabeth antwortete: „Bei mir war er nicht." Die Nachbarin kam am nächsten Tage von neuem an den Zaun: „Liebe, er ist gar nicht zu dir gekommen, was?" Ilsabeth erwiderte: „Der bei euch war? Nein, der ist hier fortgeblieben." Da sagte die andere wunderlichen Tones: „Ach, Liebe, es ist wohl zu begreifen!" Ilsabeth überlegte: „Was meint sie?" und erfaßte auf einmal die Meinung und fragte nichts und sagte nichts und ging ins Haus und stand starren Blickes in ihrem Eßzimmer.

Im Februar liefen die Dinge von Tag zu Tag ein bißchen rascher. Wenn Ilsabeth in den ersten Tagen des Monats, da der Besucher durch die Straßen ging, gehört hätte, was sich in den letzten Tagen des Monats ereignen werde, hätte sie vielleicht ihren Mann auf den Knien gebeten: „Lasse uns doch noch abreisen, lasse uns ganz fortgehen von Johannesburg. Du bist geschickt genug, du kannst überall für dich reichlich verdienen, du hast ein Kind zu erwarten, darauf wir die Hoffnung schon ganz verloren gaben. Was brauchst du dich für andere und für das Land anderer so sehr zu sorgen?" Sie hätte gewiß diese Worte gefunden für das, was verstohlen und sprachlos immer durch ihre Sinne lief. Aber der Fortgang war so gleichmäßig, daß man sich über das Hinzu nicht wunderte und nicht in ein Aufschreien des Herzens geriet. Was geschah, mußte geschehen, es war vom Tage vorher aus doch gar nicht anders zu erwarten.

Martin erzählte: „Die Regierung ist jetzt unverhüllt gegen uns. Der Ministerpräsident Smuts fordert, wir sollen abblasen. Auf den reichen Feldern sollen die alten Ab-

machungen vorläufig weiter gelten. Aus den geringeren Gruben sollen die Weißen heraus, und die Regierung will sie bei Notstandsarbeiten unterbringen. Das haben wir abgelehnt, denn dann wäre unsere Sache verraten für immer." Er erzählte: „Von jetzt an schützt die Regierung die Streikbrecher besonders." Er erzählte: „Am Bahnhofe Fordsburg sind eine Bande Kaffern zweihundert stark auf jeglichen Weißen eingedrungen." Er sagte: „Die Polizei schickt Streifwachen und wir schicken Piketts auf jede Grube, sie wollen die Piketts verbieten und verhaften fortwährend welche von uns. Sie lassen sie aber immer wieder frei. Wenn ich einmal ausbleibe, mußt du dich nicht beunruhigen, du weißt dann, was es bedeutet." Er erzählte: „Es ist ein Elend, daß sich die wüsten Kerls und das Gesindel eine solche Bewegung immer und überall zunutze machen und andere anstecken und die Bewegung in Verruf bringen. Wie soll man sich das vom Halse halten, wie soll man es ihnen gleich ansehen?" Er erzählte: „Der Ministerpräsident hat im Parlamente erklärt, er könne den Streikern nur raten, die Arbeit sofort aufzunehmen, und als ihm Abgeordnete zuriefen: ‚Zu welchen Bedingungen?' hat er geantwortet: ‚Bedingungslos!'" Martin sagte grollend: „Aber er irrt sich, er irrt sich schwer." Er erzählte: „Die Regierung wirbt Freiwillige gegen uns und nennt sie Bürgerschutz." Er erzählte: „Gesindel begeht Dummheiten und Niederträchtigkeiten mit Dynamit, und natürlich wird es uns in die Schuhe geschoben."

Ja, wenn Martin abends erzählte, schien es ganz und gar selbstverständlich, daß alles auf diese Weise weiterginge. Es kam der Frau gar nicht zu Bewußtsein, daß die Nachrichten Tag für Tag drohender und grollender klangen. Sie hörte genau und ernst zu und bat gelegentlich um nähere Erklärung und sagte: „So ja, so ja!"

Und dann erschien der Abend, an dem Martin zum ersten Male nicht kam. Die Magd ging schlafen und der

Bambuse ging schlafen. Sie hätte ihnen sagen können: „Einer von euch schläft heute in der Küche." Sie hätte einen zurückrufen können um zehn Uhr, um elf Uhr, um zwölf Uhr und noch um ein Uhr. Es war sehr unheimlich in dem leeren, verriegelten Hause. Sie rief sie dennoch nicht und ließ auch nicht den Hund herein, daß etwas um sie lebe außer dem Knistern der Kerbtiere irgendwo in den Wänden. Sie blieb auf und fror und horchte und wartete bis halb drei Uhr. Sie sagte ohne Laut immer wieder vor sich hin: „Er muß Pikett-Dienst getan haben, und dabei ist er verhaftet worden, das ist vielen geschehen." Sie sagte von zwölf Uhr oder ein Uhr an, als müsse sie sich nun ihr Aufbleiben erklären: „Vielleicht kommt er noch frei in der Nacht, und dann geht er gleich nach Hause, das tut er, und dann will ich gleich an der Türe sein, das will ich." Aber bis halb vier Uhr war der Hinkeschritt draußen nicht zu hören, obgleich sie auch im Bette scharf lauschte. Sie ging um halb drei Uhr nur deshalb zu Bett, weil sie dachte, das schmerzende Frieren könne dem werdenden Kinde schaden. Die Angst wurde geringer, oder auch müde Stumpfheit trat ein, als der Tag ganz da war und sie schlummerte.

Martin kam auch den folgenden Tag nicht. Zur Zeit der Abenddämmerung hörte sie den Ingenieur mit seinem jüngsten Töchterchen spielen und lachen. Da überwand sie sich und klopfte und hatte Glück, denn nicht die Frau sondern der Mann mit dem Mädchen auf dem Arme kam an die Haustüre. Er sagte: „Es hat für ihn nichts auf sich. Wollen Sie nicht hereinkommen und sich setzen, Frau Wessel? Ich dachte, Sie wüßten es längst. Anders wäre ich gewiß selbst hinübergekommen." Er sagte: „Morgen ist er wieder bei Ihnen." Er sagte: „Welche von der Leitung haben eine Abteilung Streiker abgeholt. Sie sollen ganz ruhig marschiert sein und haben dabei gesungen. Die Polizei ist auf sie losgestürzt und hat ein paar abgedrängt und verhaftet, und bei den Verhafteten ist Wessel." Er sagte: „Aber es

liegt gar nichts vor gegen ihn, Sie dürfen sich ja nicht ängstigen." Er fragte: „Wollen Sie bei uns im Hause schlafen?" Da dankte Ilsabeth, und ging an diesem Abend zu Bett wie gewöhnlich und schlief auch bald und dachte nur vor dem Einschlafen und beim häufigen Erwachen: „Wo mag er untergebracht sein?"

Martin Wessel kam richtig an um die Frühstückszeit, er sagte: „Na, Ilsa, es tut mir leid, aber sie haben mich nicht früher loslassen wollen." Er sagte: „Was? Niemand hat dir Nachricht gebracht? Das verstehe ich nicht. Harmer hätte sich vergewissern müssen." Er aß hungrig und redete hastig hin und her. Sie sah seine Augen an, sie meinte, die Augen blieben finster und böse wie nie. Sie sagte: „Martin, es ist noch etwas geschehen. Willst du es mir nicht erzählen?" Er antwortete nicht gleich, sie wartete stille. Er sagte auf einmal: „Ja, es ist noch was geschehen. Kameraden vom Streik sind gestern abend vor das Gefängnis gezogen, in dem wir in Haft gehalten wurden. Sie haben nichts getan, sie haben keinen Befreiungsversuch gemacht, sie haben keine Schimpfworte gerufen, das sollst du mir glauben, Ilsa. Sie haben nur gesungen, sie haben gesungen: Herrsche, England! und Land unserer Väter und die rote Fahne und das Transvaal-Volkslied, — er sagte Rule Britannia und Land of our Fathers und Red Flag und Volkslied —, und wir haben innen mitgesungen, und da hat der Polizeihauptmann Fulford aus dem Gebäude heraus auf die Waffenlosen schießen lassen, und die Polizei hat drei arme Teufel totgeschossen, Ackermann und Krause und Terblanche, und hat viele verwundet für nichts und wieder nichts." Er sagte, es entschlüpfte ihm: „Das ist jetzt der Anfang. Jetzt ist es so weit. Das sind die ersten Toten." Sie fragte und wunderte sich, daß es so einfach und ruhig aus ihr herausklang: „Was soll das heißen, Martin, der Anfang? Der Streik dauert schon acht lange Wochen." Da entgegnete er schnell: „Ach, was soll es heißen, Ilsa?

Ich bin müde, ich habe kein Auge zugetan. Und es war scheußlich, und da mußt du mir die Worte nicht nachwiegen." Er blieb an diesem Tage zu Hause und ruhte. Vorbeigänger erzählten ihr, die Straßenbahnen hätten aufgehört zu fahren; es war auch von nirgendsher das Rollen der Wagen und das Schreien der Bremsen an den Weichen zu hören, und abends brannte kein Licht. Harmer sagte ihr am Zaune, die Polizei habe das städtische Kraftwerk besetzt und habe mit aufgeflanztem Seitengewehr die Angestellten herausgejagt, damit nicht Maschinen zerstört würden. In der Nacht schlief Martin Wessel tief und fest. Ilsabeth Wessel schlief kaum, sie meinte fortwährend marschierende Kommandos zu hören. Die marschierenden Streiker sangen bald:

„Rule Britannia, Britannia rules the waves,
Britons never shall be slaves!"

und das heißt deutsch.

„Herrsche, England! England regiert alle Meere,
Niemals sollen Engländer Sklaven sein!"

und bald „Die rote Fahne" und bald das „Burenlied..."

Und wenn es in dieser Nacht etwa nur wilde Vorstellung gewesen wäre, am nächsten Tage hörte sie den Gleichschritt und die Lieder wirklich, als der Zug Streiker in Stundenlänge die ersten drei Toten geleitete und Martin hinter den Särgen ging und alle Läden geschlossen blieben.

Sie fragte Martin nach seiner Rückkehr: „Warum singen sie die fremden Lieder?" Sie antwortete selbst: „Weil die meisten doch Engländer und Buren sind...?" Er sagte nichts.

Zweimal vierundzwanzig Stunden später kam die Frau des Ingenieurs herübergelaufen. Sie rief: „Liebe, Liebe, ist es wahr? Geht der Streik zu Ende? Dein Mann ist in der Bundesleitung. Was hat dein Mann erzählt? Die Bundesleitung hat nämlich der Grubenkammer einen Vorschlag gemacht, damit die Arbeit wieder aufgenommen wer-

77*

den kann. Das ist bestimmt wahr. Sprich doch, Liebe!" Ilsabeth antwortete: „Mein Mann ist gestern spät nach Hause gekommen und ist in aller Frühe wieder fortgegangen. Wir haben uns über nichts unterhalten." Die Nachbarin sagte: „Dennoch ist es wahr, gib nur acht, Liebe, endlich sind die vielen Wochen ohne Verdienst vorbei. Und sie können Harmer überhaupt nicht entlassen; was Harmer kann, das kann ein schwarzer Kaffer noch lange nicht, Harmer hat in England gelernt."

Am gleichen Nachmittage wurde in jedem Hause ein gedrucktes Blatt abgegeben. Ilsabeth las das Blatt, weil der Inhalt nur aus ein paar Zeilen bestand. Sie las es erst dumm, dann begriff sie, daß es eine öffentliche Antwort der Grubenkammer an die Bundesleitung wäre. Die Antwort lautete: „Wir sind zu der vorgeschlagenen Besprechung mit der sogenannten Bundesleitung nicht bereit. Ein neuerlicher Versuch, Leute ihrer Denkungsweise zu überzeugen, hieße noch mehr unsere Zeit verschwenden. Die Arbeit in den Gruben hat durch unsere Fürsorge wieder begonnen, das wissen sie; sie suchen eine letzte Gelegenheit, damit ihre Redner ein paar Millionen Worte noch loslassen können. Wir sind nicht töricht genug, diesem Störungsversuche gar zu dienen. Die Grubenkammer wird nie wieder mit dem Bunde verhandeln. Die Bundesleitung mag früher anders zusammengesetzt gewesen sein, heute vertritt sie ganz augenscheinlich die Mehrzahl der Lohn- und Gehaltsempfänger der Gold- und Kohlengruben nicht. Ein großer Teil unserer Leute ist eingefahren trotz den Einschüchterungen, Drohungen und tätlichen Angriffen, denen sie und ihre Familien ausgesetzt bleiben, ein anderer Teil erträgt nur noch widerwillig die Tyrannei der Leitung. Die Mitglieder der Grubenkammer selbst befassen sich mit dem Fördern von Gold und Kohle; warum sollten sie sich mit Schlächtern und Straßenbahnkutschern, und wer sonst alles im Bunde ist, über die Notwendigkeiten des Bergwesens unterhalten?"

Ilsabeth dachte nicht, wie die empörten Männer untereinander sagten: „Es zeigt die Frechheit der fremden Geldsäcke, die ferne vom Schusse sich sicher fühlen; dazu kommt die hochmütige Keckheit der englischen Platzhalter der Geldsäcke, die die Regierung für sich gewonnen haben; einer ohne den andern hätte es nicht gewagt.“ Ilsabeth dachte nur: „Ach Gott, wenn sie noch so schreiben, sind sie furchtbar stark …“ Aber Martins Augen glänzten am Abend. Sie wußte nicht recht, wie sie sich verhalten solle. Sie lachte ein paarmal mit ihm. Dann sagte sie zaghaft: „Martin, dieses hier ist offen hereingereicht worden, ich habe es gelesen, du kennst es doch?“ Sie fragte rascher atmend: „Was tut ihr nun?“ Er antwortete: „Die Leitung läßt abstimmen bei allen Gewerkschaften, ob der Generalstreik erklärt werden soll.“ Er sagte: „Bei uns hat sich eine Gruppe Scharfmacher gebildet, die wollen einfach losschlagen, das hat die Grubenkammer durch den Wisch erreicht; sie hat aber auch Leute dumm gemacht und von uns abgesprengt, das ist ebenfalls wahr.“ Er sagte: „Mäken, am Ende geht es immer hart. Du darfst dich jetzt von nichts ins Bockshorn jagen lassen.“ Er sagte: „Mäken, ich mache dir nichts vor und mir nichts vor. Wir haben das schwere Geld gegen uns, damit man heute Menschen von weither kaufen kann, die sogar für einen sterben; wir haben die Regierung gegen uns, und den schwarzen Kaffern sind wir nicht weniger im Wege. Es ist nicht wie in Deutschland, wo das Proletariat den Rükken frei hat.“ Er sagte: „Liebes, altes Mäken, halte noch etwas aus, und vielleicht sind wir schon in vierzehn Tagen in Kapstadt.“ Sie erwiderte freundlich: „Ach, ich habe Kapstadt gar nicht mehr nötig …“ Er sagte: „Bst, bst, du mußt mir auch die Erholung gönnen … Glaubst du nicht, daß es schön sein könnte …? Sie sagte lächelnd und etwas in die Ferne: „Ja, ja, ja, es könnte wohl sehr schön sein, Martin.“ Da wurde er guter Dinge und scherzte wie seit langem nicht, und sie redeten, als wären sie allein in der

Welt, sie und das werdende Kind und die fernen Zugehörigen in Jürgenshagen und Gottsbüren. Und auch der Sonntag war zwischen ihnen beiden ein schöner Tag in den Stunden, die Martin zu Hause war.

Am Montagabend sagte Martin, als sie ihn vom Bette aus fragte nach seiner späten Heimkehr: „Die Grubenkammer behauptet, fünftausend Mann seien gestern wieder eingefahren, vielleicht ist es wahr. Der Generalstreik ist erklärt mit Wirkung von morgen an.“ Sie hatte Furcht, genau hinzuhorchen und hinzusehen, ob er verstimmt sei, sie merkte aber, daß er bald ruhig schlummerte.

Am achten März begannen die Kämpfe. Wie beim Streike jeder Tag bitterer und zorniger und verzerrter wurde um ein paar kleine Striche, daß also das schlimme Wachstum einer Notwendigkeit glich, die nicht mehr erstaunlich war, waren die Stunden der Kampftage eine schicksalsschwerer als die andere, und eine nach der andern wirkte nicht mehr unerwartet.

Schüsse waren seit Tagen zu hören gewesen; die meisten Schüsse hatten sich bisher damit entschuldigen lassen, daß zugehörige und unzugehörige Radaubrüder zur Zeit der allgemeinen Unruhe ihr Vergnügen daran fänden, öffentlich oder verstohlen in die Luft zu knallen. Am achten März wurden die Peitschenschläge der Schüsse aus Büchsen und Revolvern zahlreicher von früh an. Um Mittag kam die Frau des Ingenieurs herübergelaufen, die zwei größeren Kinder am Rocke, das kleine Mädchen auf dem Arm. Sie sagte: „Liebe, ich will mich einen Augenblick bei dir hinsetzen. Ich mochte aber die Kinder nicht allein drüben lassen, das geht doch eben nicht. Wie magst du es so für dich aushalten?“ Sie sagte: „Frau O'Brien ist bei mir gewesen! Ach, Liebe, was habe ich gehört! Die Kaffern kommen überall aus den Gruben heraus und greifen die Streiker an, und eine indische Frau ist schon totgeschlagen worden. Und denke dir, Liebe, an der Telephon-Zentrale hat die Polizei

auf einen Stoßtrupp unserer Leute losgeprügelt. Und dabei hat die Polizei einen Knaben erstochen. Einen Knaben von sechzehn Jahren. Sie haben ihm die Seitengewehre in die Rippen gebohrt. Und weißt du, Liebe, was da geschehen ist? Da ist das irische Kommando aufmarschiert, sie sind alle Soldaten gewesen gegen eure Deutschen im Kriege, und sie verstehen es, und ihr Frauensvolk war dabei. Und das Frauensvolk fordert die Polizei auf, jetzt solle sie es doch wagen, jetzt seien Männer da; und dann, dann haben sie zu schießen angefangen, und das kann jeder noch hören; und weiter wußte es Frau O'Brien noch nicht." Sie wiederholte die Geschichte ein paarmal, es klang merkwürdig lüstern, als bedaure die Frau mit den Kindern eigentlich nur, daß sie nicht mit dabei stehe und, selber in Sicherheit, das Blut fließen sehe. Ilsabeth dachte: „Ich bin jetzt immer so langsam. Ich meinte, sie sei ganz und gar gegen den Streik. Und jetzt? – Und jetzt?"

Die Nachbarin kam nachmittags wieder. Es schien ihr gefallen zu haben, daß Ilsabeth gar nichts rede, sondern nur zuhöre bei weiten Augen. Sie erzählte, wo überall Angriffe der Schwarzen und Gefechte gegen die Schwarzen stattgefunden hätten. Sie schien vor Haß zu glühen, vor Haß gegen die Kaffern und die Polizei und die Geldsäcke und die Regierung. Sie rief noch um acht Uhr abends über den Zaun: „Jetzt greift Militär ein!"

Martin kam an diesem Abend zu nichts anderem spät nach Hause, als um zu essen und zu erklären, daß er über Nacht ausbleiben werde. Er sagte: „Ich war selbst dabei an der Telephon-Zentrale. Ich weiß nichts davon, daß ein Junge von der Polizei erstochen worden wäre. Die Frauen des irischen Kommandos haben allerhand geschrien, aber zwischen dem Kommando und der Polizei ist kein Schuß gewechselt worden. Die Kaffern haben Überfälle unternommen und fast ebensooft ist von Halunken, die nicht zu unseren Kommandos gehören, unversehens und hinterrücks

auf Kaffern geschossen worden. Wir tun dagegen, was wir können." Er sagte: „Ilsa, höre auf nichts, es ist fast nichts wahr!" Er sagte beim Fortgehen: „Wenn die Frau dir morgen erzählen sollte, daß die Regierung Truppen anrollen läßt, das ist richtig. Und vielleicht wird der Belagerungszustand erklärt."

Am nächsten Abend bestätigte Martin, daß nicht nur Kämpfe zwischen Weiß und Schwarz sondern auch schwere Kämpfe zwischen Polizei und Streikern stattgefunden hätten. Er sagte: „Du weißt es ja doch schon." Er sagte sonst nichts.

Danach kam der Samstag, an dem die aus dem ganzen weiten Lande zusammengezogenen Truppen, Freiwillige alle, angriffen, weil ihnen mitgeteilt worden war und weil es die Zeitungen doch überall schrieben, in Johannesburg in der Goldstadt sei Revolution ausgebrochen, und weil sie bezahlt wurden und auch aus dem Einerlei der Schreibstuben und der Farmen heraus gegen ein erlaubtes Abenteuer nichts einzuwenden hatten. Die Truppen griffen an mit den Angriffsmitteln der neuen Zeit und zu allererst und am meisten mit Flugzeugen, aus denen Bomben geworfen wurden. Das größte Waffenstück dieses Tages war, daß es den Flugzeugen gelang, durch wohlgezielte Bombenwürfe das Gewerkschaftshaus zu zerstören, darinnen bisher die Bundes- und Streikleitung ihren Sitz hatte. Der Lärm der platzenden Geschosse der Bombengeschwader war sehr groß. Bei dem Hauptstücke wurden drei Frauen und drei Kinder und sechs Männer zerrissen, davon hatten vielleicht drei Männer mit dem Streike unmittelbar zu tun.

Am Sonntage, als die Glocken läuteten, tiefer oder heller, je nach dem Reichtume und der Opferbereitschaft der vielen Gemeinschaften, aber meistens blechern und schnell und ohne Musik, kam Martin von einem kurzen Ausgange wieder herein. Des Sonntags wegen fiel kein Schuß; die Engländer und Buren auf beiden Seiten hielten Feiertag oder auf den drei Seiten, wenn man das Gesindel besonders rechnet. Die

Gegner hielten den Tag der Kirche ohne Abmachung und beobachteten einander lässig, und die Schwarzen fügten sich dem weißen Vorbilde. Martin sagte: „Ilsa, mache dich fertig. Ich kann dich durchbringen lassen. Du ziehst doch besser zu Freibergs, bis alles vorbei ist." Er sagte: „Im Norden ist völlige Ruhe und ist nichts zu merken und zu fürchten. Und warum sollen wir das Angebot nicht annehmen?" Er sagte: „Nein, ich glaube nicht, daß hier irgend etwas geschieht. Aber es könnte doch sein in so viel Verwirrung." Er sagte: „Ich habe den Kopf voll genug, du hilfst mir am besten, wenn ich die Sorge um dich und das Kind los bin, das verstehst du auch." Er sagte: „Ich kann mich besser in acht nehmen, wenn ich bestimmt weiß, daß du nicht irgendwelchen Zufällen ausgesetzt bist." Er sagte: „Mabel und Salomon — das war das Kaffernmädchen und der Bambuse — bleiben einfach hier. Salomon kann in der Küche schlafen. Mabel kocht mir Frühstück und stellt mir Abendessen hin." Er sagte: „Sobald die Luft rein ist, komme ich zu euch. Es kann fünf Tage dauern und auch eine Woche. Das darf dich nicht ängstigen." Sie gehorchte und packte ein paar Sachen zusammen, während er noch sprach. Sie fragte allerlei; ein Teil dessen, was er sagte, waren Antworten; sie behielt nur seine Antworten.

Dann ging sie neben ihm durch den Sonntagvormittag und die Sonne und den schwachen Staubwind. Er trug die Ledertasche. Glocken bimmelten wieder. Ein paar Posten von Streikern mit Gewehren, die kurze Pfeife rauchend, waren zu sehen; sie trugen Binden am Arm. Er sagte: „Sie stehen nur als unsere Sicherheitsposten da. Sie stehen nur da, daß es den Schwarzen nicht einfällt, in Häuser einzudringen." Er sagte: „Ja, Ilsa, das ist auch möglich, daß wir zunächst verlieren, nachdem die Regierung Partei ergriffen und die Regimenter hergeschickt hat." Er sagte eifrig: „Aber das sollst du glauben, umsonst wird dieser Streik mit seinen traurigen Opfern keinesfalls gewesen sein. Er

hat sehr vielen die Augen geöffnet, die bisher nur auf das bezahlte Reden und Schreiben gehorcht haben ..." Als er dieses hinsprach, blieb sie stehen und starrte ihn an. Es schien ihr auf einmal ganz fremde Rede. Sie dachte: „Was habe ich davon? Was habe ich von einem Erfolge, den dann fremde Menschen ernten sollen?" Sie dachte es fortwährend und sagte ihm wie im Traume: „Auf Wiedersehen!", wie im Traume und ohne Wärme. Und als er sagte: „Dann grüße Freibergs schön und sorge dich also nicht, Mäken!", antwortete sie: „Ja, gut!" Und ging bald neben dem Hilfspolizisten her, der nun ihre Tasche trug und nicht hinkte. Der Hilfspolizist sagte: „Die Wege scheinen jetzt alle so weit ohne Straßenbahnen", sonst hörte sie ihn nichts sagen.

Am Montag setzten die Kämpfe von neuem ein und dauerten bis Mittwochabend. Am Montag ergaben sich verschiedene Polizeiabteilungen, sie sperrten ihre Offiziere ein oder hielten sie fest und riefen den Streikern zu: „Schluß! Wir hören auf. Für die fremden Geldsäcke ist gerade genug Blut geflossen. Dazu sind wir nicht da, und für des Minister Smuts' Parteigeschäfte haben wir unseren Eid auch nicht geschworen." Aber am Dienstage vor frischen Truppen mit tackenden Maschinengewehren und Tanks und mehr Flugzeugen und mehr Bomben und auffahrenden Geschützen wandte sich das Blatt.

Am Mittwoch erkannten die Streiker die Unmöglichkeit. Sie begriffen, daß Mut und anfängliches Recht und Leidenschaft in dieser Zeit auch gehörig bewaffnet sein müßten oder niedergemäht würden. Einige Mann hatten alles satt und liefen in den Tod. Die andern gingen einzeln und truppweise nach Hause, verstört und aufgewühlt und unsicher. Gegen Abend war die Auflösung vollkommen.

Am Donnerstagmorgen schrieben die Zeitungen: „Vollständiger Zusammenbruch bei den Roten", und erzählten den Lesern: „Bomben und deutsche Geschütze sind in den Stellungen der Roten gefunden worden." Vielleicht meinte

die Regierung oder die Grubenkammer, oder wer sonst die „deutschen" Geschütze erfunden hatte, der Hinweis auf die Deutschen werde aus Gewohnheit seine Schuldigkeit tun. Und an diesem Donnerstag trat bei den Vielen der Umschwung ein, die es bei den Unterlegenen nie aushalten, und die meinen, wo kein Sieg sei, sei kein Recht, und auch bei solchen, die müde und zerbrochen waren, und bei den Schwachen und Gemeinen.

Am Donnerstagnachmittag war es schon so weit, daß die Polizei und das Militär die Einzelnen aus ihren Häusern holten, gegen die besondere Anzeigen vorlagen, und auch die, die als Rädelsführer bekannt waren, und schließlich alle jene, die Waffen getragen hatten gegen die Regierung und sich also des Aufruhrs und Hochverrats schuldig gemacht hatten.

An diesem Donnerstagnachmittag kam eine Abteilung Soldaten in die Straße, darin das Haus Jürgenshagen lag mit seinen reichen Blüten und Rosen. Die Abteilung marschierte zuerst auf ein Wellblechhaus zu im häßlichen und ärmlichen verwahrlosten Teile der Straße. Frauen und Kinder und auch Männer liefen mit und liefen hin. Die Abteilung umstellte die Hütte. Dann gingen sechs Mann hinein, sie brachten sogleich einen Mann heraus. Der Offizier fragte: „Sind Sie Staffen?" Der Mann sagte: „Ja, was wollt ihr von mir?" Der Offizier sagte: „Sie haben in den ersten Tagen der Revolution zwei schwarze Grubenarbeiter erschossen, der sind Sie doch?" Der Gefangene sagte: „Das ist nicht so gewesen ..." Er sagte: „Bitte, Herr, hören Sie mich an ..." Er sagte: „Am Mittwoch voriger Woche hieß es, die Nigger wollten auf alle Europäer hier losgehen. Das kann jeder bezeugen. Ich bin da zu meiner Schwester gelaufen, die kleine Kinder hat, um sie zu warnen. Als ich bei meiner Schwester herauskam, war ein Trupp Kaffern zu sehen mit Stöcken und Speeren. Als ich mich umwandte, war auf der andern Seite des Weges

noch ein Trupp Kaffern zu sehen. Sie riefen: ‚Haltet ihn auf, er trägt ein Gewehr und einen Revolver! Schlagt ihn tot!'" Er sagte: „Ich dachte, es sei Zeit." Er sagte: „Das ist wahr, da habe ich geschossen aus Angst für meine Schwester und für deren Kinder und auch für mich." Er sagte: „Es ist wahr, da sind zwei Nigger umgefallen und die andern sind weggelaufen." Er sagte: „Herr Hauptmann, ich habe unter Botha und gegen die Rebellen im großen Kriege gedient." Der Offizier sagte: „Ich kann Ihnen nicht helfen. Sie müssen es bei der Verhandlung genau erzählen." Da brachten drei Mann den Gefangenen fort zur Sammelstelle. Die Abteilung Soldaten blieb in der Straße, es war nicht gleich ersichtlich, was die Abteilung noch wollte; aber nach einiger Zeit sprach es sich herum, irgendwo in der Straße oder in einem Hause der Straße oder in der Nähe der Straße seien von Rädelsführern fremde Waffen versteckt oder vergraben worden, und das Militär sollte das Waffenlager ausheben. Und es war auch zu sehen, daß das Militär einzelne Bewohner von Häusern der Straße und auch Herumsteher ausforschte. Als die Verhöre begannen, machten sich die Zuschauer größtenteils davon, und als am fernen Ende der Straße eine zweite Abteilung Soldaten erschien, verschwanden sie völlig. Dann marschierten die beiden Abteilungen vor und machten vor dem Hause Jürgenshagen halt. Die Nachbarn oder die Frauen der Nachbarn standen hinter den durchbrochenen weißen Fenstervorhängen; sie konnten sehen, daß Martin Wessel herausgebracht wurde, sie konnten nichts hören. Die beiden Abteilungen marschierten darauf ab, der hinkende Gefangene ungefesselt voraus zwischen zwei Mann. Die Frauen und Leute dachten und sagten zueinander: „Ja, wenn es einer weiß in der ganzen Straße, wo die fremden Waffen versteckt worden sind, dann wird es der hinkende deutsche Sozialist wohl wissen." Sie sagten und dachten: „Aber vielleicht wird er auch erst eingeliefert." Sie folgten den

davonziehenden Abteilungen nicht, sondern blieben vorerst in den Häusern, falls doch noch geschossen werde. Es wurde auch bald geschossen, ganz oben am Ende der Straße, wo sie zwischen Dornbüschen endigte; dort waren keine Häuser mehr, dort lag Unland. Verschiedene Male wurde rasch hintereinander geschossen. –

Später, als auch diese Angelegenheit notdürftig untersucht wurde, meldete sich eine alte, weiße Frau. Sie gab an: „Sie haben den Mann hingestellt. Sie haben auf ihn geschossen. Er fing an zu laufen, wie Hinkende laufen, und ließ Blut und schrie. Sie haben hinter ihm hergeschossen, bis er umfiel. Ich habe dem Offizier zugerufen: ‚Offizier, wie darf so etwas geschehen unter der englischen Flagge?'" Die alte Frau hatte keinen guten Leumund. Der Hauptmann gab an: „Der Gefangene sollte uns das Waffenversteck zeigen; es wäre ihm nichts geschehen, aber an den Dornbäumen begann er zu flüchten und blieb auf Anruf nicht stehen. Wir waren gezwungen zu feuern." –

Der Bambuse Salomon kam am nächsten Tage nach Mittag zu Ilsabeth. Er berichtete: „Inkosikas, Mabel und ich sind in großer Furcht; Soldaten haben den Inkosi gestern abend erschossen, er liegt noch zwischen den Dornbäumen am Ende der Straße; ich habe ihn gesehen; mein Herz ist sehr schwer, Inkosikas; er ist ganz tot."

Kraftwagen waren wieder zu bekommen, und Freiberg und Ilsabeth und Frau Freiberg fuhren gleich hin. Als sie eintrafen, war der Körper eben fortgeschafft worden, und nur eine Blutspur, fünfzehn Ellen lang, war noch zu erkennen. Der Bezirksarzt sagte zu Freiberg: „Er hatte eine sehr große Schußöffnung in der Brust." –

Ilsabeth bestand darauf, in ihrem Hause wohnen zu bleiben, bis das Kind da sei, und bis sie das Haus verkauft habe und mit dem Kinde heimzukehren vermöge nach Deutschland. Das Kind wurde dann zu früh geboren und war nicht lebensfähig. –

Als Ilsabeth so weit war, daß sie verkauft hatte und packen konnte, um davonzufahren, waren acht Monate verflossen seit dem Streik und seit Martin Wessels Tod. Die Frau des Ingenieurs half ihr beim Packen, die Frau besuchte sie auch am letzten Tage. Sie trat sehr rasch herein an diesem Morgen, sie sagte: „Liebe, denke dir, der arme Stassen unten aus der Straße ist gestern doch gehenkt worden, weil er damals die beiden Kaffern erschoß. Sie haben die ganze lange Zeit gebraucht, ehe sie sich schlüssig wurden, ob sie das Urteil des Sondergerichts ausführen sollten oder nicht. Ist es nicht grausam? Ist es nicht eine Schande?" Sie sagte: „Aber er ist wie ein Held gestorben, er hat auf dem Galgengerüst das Lied von der roten Fahne gesungen bis zuletzt. Das hat er, du kannst es überall hören und lesen." Sie sagte: „Liebe, du fährst nun in dein Heimatland, du hast hier Schweres durchgemacht, das muß ich dir zugeben, und du tust mir so leid. Indessen, Liebe, wenn der arme Herr Wessel damals nicht ums Leben gekommen wäre, dann säße er jetzt wahrscheinlich zu Tode verurteilt im Gefängnis. Und wieviel mehr hättest du dann auszustehen? Aber, Liebe, du hast es tapfer getragen."

Seitdem der Kaufmann Hans Grimm seine Farm am Flusse Nahoon im Kaplande verlassen hatte, darauf ihm Cornelius Friebott begegnet war, waren zwölf Jahre vergangen.

Die Mutter, die von der Knabenzeit an glaubte, ihr ältester Sohn sei zum Schriftsteller und zur Kunst berufen und weiche nur aus, schrieb damals: „Du bist am dreiunddreißigsten Geburtstage vorüber, Du bist jetzt an einer Stelle, die das Abbiegen noch einmal zuläßt; versuche es wenigstens und laß uns auch wieder zusammen sein. Wie lange leben Dein Vater und ich noch?" Sie schrieb viel-

leicht anders in ihrer großen Liebe und Lebendigkeit und Muttersorge; Grimm überlegte sich den schweren, den so gewünschten Schritt ein Vierteljahr lang. Dann lud er die Einrichtung des Farmhauses auf den großen Frachtwagen eines Buren; und als das Rollen des Wagens nicht mehr zu hören war, ritt er selbst auf dem Hengste Mazete von dem ausgeleerten Hause und leblosen Stalle fort den Todeshügel hinauf. Er hatte es nicht so eilig wie das drängende Pferd; die Augen wollten grüßen und danken und Abschied nehmen. Der Hengst ließ sich nur unwillig wenden am Gatter zur letzten Schau auf Haus und Fluß und Land und Busch und Meer. Aber, da er nun hielt, mußte Grimm lächeln: Auf dem Pfahle, an dem der eiserne Wurfarm der Tontauben befestigt wurde, hockte zankend ein Baumaffe und hatte einen Ledergurt samt einem abgerissenen Stricke am Leibe. Der Affe saß nicht zum ersten Male dort. John Nyule der Gaika hatte ihn einst gefangen in einer Kaffernfalle, und Johnny und Jim, der schielende Hottentott, der selber wie ein Affe aussah, hatten ihm das Leder umgetan und hatten ihn auf eine Affenstange gesetzt, damit der weiße Herr eine Überraschung fände bei einer erwarteten Heimkehr von einer Überlandreise. Aber der Hottentott Jim hatte dem Affen einen Sonntagnachmittag lang Gesichter geschnitten, da war im Zorne des Affen Kraft so stark geworden, daß er den Strick durchriß und mit einem Aufschrei davonsprang. Die andern Baumaffen nahmen ihn trotz dem Strickreste wieder an, ja, er schien irgendeine Führerrolle bei ihnen zu spielen, er war voran bei jedem Gehen; und seit dieser Gefangenschaft drohte er oft, aber nie dem schwarzen Bambusen Johnny, sondern dem Hottentotten Jim mit dem Affengesichte und am liebsten und lautesten dem weißen Herrn. Und der erboste Affe war das letzte Lebendige der heimlichen Farm, das zu dem Abschiednehmenden sprach. –

Die zwölf Jahre begannen mit der Heimfahrt nach

Deutschland und dem ersten Versuchs- und Lehrjahre des neuen Berufes; danach wurde eine andere kurze Reise nötig nach Südafrika und Deutsch-Südwestafrika, danach fiel die Heirat, danach lag die geliebte Mutter hellen Geistes aber gebrochenen Körpers todkrank, danach starb der Vater, danach starb die Mutter ihren entschlossenen, heldischen Tod, danach wurde der Sohn geboren, danach erschienen zu spät für die tote Mutter die ersten beiden Bücher... Aber das sind eigene Dinge, und sie sind nur eigenwichtig samt Singen und Weinen und Grübeln und Aufruhr der Seele, und sie werden auch überall erlebt, bei allen Völkern, beim Engländer und Franzosen, beim Russen, Amerikaner und Juden. Hier ist von ganz anderem die Rede, hier ist die Rede vom Stolze und der Not und dem Leide und der Mühe des Deutschen, und vom deutschen Erleben des deutschen Volkes und deutschen Staates oder mit einem Worte von der schweren Mitträgerschaft am gemeinen deutschen Schicksale.

In dem Probejahre des neuen Berufes und auch nachher schrieb Grimm afrikanische Geschichten, denn, wenn Kunst Können bedeutet, so fängt Gestaltung mit gründlichem Kennen an. Grimm verstand Südafrika vom kämpferischen täglichen Leben mit Briten und Buren und Deutschen und Farbigen und mit der Natur der Farm; er sah, daß er die Heimat, in der er bis zum zwanzigsten Jahre das Elternhaus und die Schule genossen hatte, so wenig verstünde und auch gekannt habe, wie einer Afrika kennt, der in einem bequemen Schiffe um seine Küsten herumfährt und die Beschreibungen brav liest und in diesem und jenem Hafen an Land geht zur Umschau und von dieser und jener Bekanntschaft einen kurzen Aufschluß erhält.

Die Heimat verwirrte den Heimkehrer. Draußen war Kraft, Tat und Erfolg bestimmend für das Ansehen des Mannes, und hinter Wesentlichkeit verschrumpften Amt und Würden; in der Heimat standen Ämter und Würden über-

heblich voran, und jeder schien so viel wert im Leben der Gemeinschaft als einer der Fürsten und Fürstenhöfe ihn anerkannte und seine kleine oder große Leistung beglaubigte; das Geld allein machte wie draußen Ausnahme und erzwang sich hier seine Beglaubigung wie dort die Wertung. Von der seltsamen dienerhaften Unfreiheit zeigte sich, ein paar wenige uralte Adels- und Bauerngeschlechter abgerechnet, mehr als das halbe Volk und am meisten das alte Bürgertum befallen; und vor einer winkenden, erreichbaren Herrenehre wurden selbst die demokratischen Spötter merkwürdig stille. Was aber am meisten verwirrte und erschreckte, war, daß kaum ein Deutscher vom andern zu wissen schien; die Berufe, die Klassen lebten nebeneinander her, als seien sie durch undurchsichtige und unüberwindliche Zäune geschieden; hinter jedem Zaune machten sie sich Einbildungen voneinander und beschuldigten und verspotteten einander, und der Spott schien unsäglich ahnungslos. Dabei ward eine barsch oder unfrei wirkende Ordnung überall eifrig gehalten, und Ehrlichkeit der Sache und große Arbeit und langer Fleiß und gute Leistung waren selstverständlich; die Beamteten mühten sich ohne Zweifel, und der reiche Verdienst und die wirtschaftliche Blüte waren von einem Halbblinden zu sehen, aber ebenso war für das stumpfeste Ohr zu hören, daß der gewaltige Arbeitssang des ganzen Volkes anders als das Arbeitsgetöse anderer Völker einen unruhevollen, einen niemals stillen verdrossenen Zuton hatte.

Den kolonialen Weg, wo einer an alle Dinge und alle Menschen gerät und, wenn er mehr ist als ein Stubenvogel, auch den Zusammenhang und die Auseinandersetzung mit der noch ungebändigten und urwüchsigen Natur notwendig erlebt, konnte Grimm in der Heimat kein zweites Mal gehen. Grimm hatte im sonnenhellen Südafrika unter der Geringzahl der Menschen in der Gleichförmigkeit der Steppen und Berge und bei den jungen, übersichtlichen Verhältnissen dreizehn gute Jahre auf seinem Kaufmannswege

verlaufen. Wieviel mal dreizehn Jahre aber hat ein Menschenleben, und wie alt, wie menschenvoll und wie vielfältig war die deutsche Heimat? Dennoch meinte er, die Aufgabe des Schriftstellers bei der großen, wundersamen Arbeitsteilung eines Volkes fange durchaus damit an, daß er sich die Zusammenhänge des Lebens der Heimat erringe; und weil sich die deutsche Schriftkunst in vorgestellter, lügenhafter und unfähiger Nachfolge Goethes vor Volk und Zeit bei Einbildungen allzu bequem verschlossen habe, sei sie so spielig und unbedeutsam und unwirksam geworden.

Grimm und die junge Frau wurden also einig, daß, wenn es gelänge, ihr Ziel ein Hof sein solle in niedersächsischer Vorfahrenlandschaft und nicht die Großstadt. Der Hof sollte das Naturerlebnis und die Gemeinschaft mit Tier und Pflanzen der Heimat, aber auch mit dem einfachen Leben des deutschen Menschen ihnen und ihren Kindern vermitteln. Vorher wollten sie einige Jahre am Rande einer süddeutschen Hauptstadt und wiederum ein paar Jahre am Rande einer norddeutschen Hafenstadt zubringen. Volkswirtschaft und Statistik und die Rundumfächer der Universität, dazu das Münchner Leben sollten dem Manne neue Aussichtspunkte auf die Heimat bieten; die spätere Lehre am Kolonialinstitute und der Blick von Hamburg sollte mit den Erinnerungen der mitteldeutschen Herkunft und der Auslanderfahrung das Bild runden, vervollständigen und zurechtrücken; auf dem Hofe endlich sollte das Bleibende erkannt werden. In der Folge hoffte Grimm auch in den Stoffen ein deutscher Schriftsteller sein zu dürfen, wie die Griechen griechisch waren, die Engländer englisch, die Russen russisch, der also sein Volk so zu spiegeln vermöchte, daß es bei Herkunft und Hingang, bei Gemeinsamkeit und Ziel sich erkenne und liebe und erhöhe.

Dieses war der Vorsatz gewesen. Wohl mag einer lächeln, daß aus Büchern, also durch fremde Augen, die Grundlage dichterischer Aussicht und Einsicht in Volk und Heimat ge-

wonnen werden sollte. Aber den Büchern gingen die fünfzehn Jahre Arbeit an den Dingen im Auslande voraus.

Als der Weltkrieg einsetzte gegen Deutschland, hatten die Lehrjahre äußerlich bis an den Rand von Hamburg geführt.

An deutscher politischer Erfahrung ward trotz dem süddeutschen Mutterblute erlebt, daß das Reich und die Herrlichkeit und jede politische Hoffnung im Norden lägen bei Preußen; daß ein Teil der deutschen Unbeliebtheit im Auslande und der Unbeliebtheit seines geduldigen, nüchternen Führerstaates von dem binnendeutschen Gerede gegen Berlin und gegen Preußen verursacht werde; daß aber dieses Geraunze keineswegs die urtümliche Stimme deutscher Länder bedeute, wie es doch vorgebe, sondern daß hier und dort unpolitische Politiker kopfwackelnd beisammensäßen und auf nicht viel anderes ahnungsvoll aus seien, als sich besondere Hauptposten zu erhalten, die bei Vielgestalt und Trennung natürlich zahlreicher sind und leichter an die Mittelmäßigen kommen als bei Einheit und Einigung.

Auch für die ärgerliche Unfreiheit und erschreckende völkische Ziellosigkeit wurde eine erträgliche Erklärung gefunden. Die erste Sünde schien es, liege weit rückwärts, als die hohen Amtspersonen des deutschen Königs sich zu Reichsfürsten hinauf rebellierten und dem einheitlichen deutschen Königtume unmittelbare Macht entzogen. Die zweite Sünde geschah, als der gott- und rechtlose Schwindel von der Souveränität der deutschen Fürsten, um das Wort des Freiherrn vom Stein zu gebrauchen, sich die Anerkennung erzwang. Von da an begannen die Vorväter hessisch und pfälzisch und nassauisch und ansbachisch und mainzisch und hohenlohisch und ein paar hundertfach verschieden zu denken und zu zielen; und weil sie noch wenige Menschen waren, blieb die Sorge um gemeinsame deutsche Ziele bis über Goethes Weimar hinaus selbst den besten Köpfen eine brotlose Sorge. Der Fürst, der seinem eigenen Lande in Deutschland diente, tat seine Pflicht; ohne Beziehung zum

78*

Fürsten gab es außer im Handel keine Gelegenheit und also für freie, unhändlerische Menschen auch keinen Platz. Die Viel- und Kleinstaaterei hatte die abhängigen deutschen Menschen mit den schönen Gewohnheiten der Pflichttreue und Unterordnung erzogen.

Dieser gewiß nicht beruhigenden Erklärung unserer Unfreiheit schloß sich eine Hoffnung an: War es Bismarck nicht gelungen, den alten Bann ganz zu durchbrechen, ja, hatte er ihn bei der Gründung des zweiten Reiches gleichsam noch einmal unberührbar geheiligt, so war die Gegenwart mit ungeträumt schnellen Folgen angefüllt. Und seit dreißig Jahren und mit jedem Jahre gewaltiger rauschte der Strom deutscher Menschen in die Welt: Deutsche eigene Kolonien lagen in drei Erdteilen, deutsche Schiffe fuhren auf allen Meeren, deutsche Kaufleute hatten ihre Handelshäuser in jedem Hafen; all den fehlenden Boden, darauf die pflanzlichen, tierischen und erzenen Rohstoffe der deutschen Industrien wuchsen und den Deutschland sich nicht rechtzeitig zu eigen gewonnen hatte, als noch die Fürstentümer und nicht das Reich galten, schienen seine Wirtschaftsführer sich jetzt in Eile gleichsam zugepachtet zu haben. Die immer neuen, die immer stolzeren Männer, die hinausgingen über die Meere und in die Kolonien, und die den Raum gewohnt wurden und wirtschaftlich durchherrschten, rückten ab von den binnenländischen, winzigen Hofhaltungen; mochte bei der Heimkehr und alternd dieser und jener den Fehlern, den Unwirklichkeiten der Väter nochmals erliegen, von den meisten wurde aus dem Raume eine leidenschaftliche Freiheitsgewohnheit und aus den eigenen Abwehrkämpfen in fremder Umwelt eine leidenschaftliche Deutschheit heimgebracht; und also schien eine neue freie Führerschaft und ein neues Zielbewußtsein, wenn nicht vorhanden, so dennoch im Entstehen, und nur die Übergangszeit mußte beschleunigt werden nach Möglichkeit.

Fast lächelnd wurde damals gerade von der Brentano-

wissenschaft eine auslanddeutsche Beobachtung abgewiesen, daß nämlich das deutsche Pachten und Mieten und Handeln und wirtschaftliche Wettkämpfen in aller Welt die Feindschaft gegen Deutschland überall hintrage und versteife. Die Volkswirte aus Brentanos Schule meinten, der Weltverkehr, davon in den kommenden Jahrhunderten die zugeborenen Menschenmillionen ohne Furcht leben würden, sei keine nationale Angelegenheit mehr. Und selbst wenn die Regierungen durch Zollgesetze, durch Kriegsschiffe und dergleichen ein Netz von Scheidungen und Trennungen über die Welt zu werfen versuchten, es werde zerreißen und verschwinden vor den neuen Notwendigkeiten der Menschheit, und mit der neuen Vernunft müsse nur jeder bei sich anfangen.

Und es wurde denkbar, daß die ganze deutsche Unruhe und Verdrossenheit untereinander und am Staate nichts anderes wäre als eben das Mißverstehen der Übergangszeit selbst, das wegen der deutschen Vielgestalt und wegen der breiten Volksbildung bei fehlenden unabhängigen deutschen Führern im Vaterlande am fühlbarsten wäre, aber eben auch nicht ewig dauere, so traurig es sei.

Kein Lehrer und Prophet kam damals auf den anderen Gedanken, daß sich insgeheim im reichlich verdienenden Deutschland schon Mangel und Masse verbunden hätten, daß die Deutschen längst an Raumlosigkeit siechten, während sie sagten und nachsagten, es sei die Regierung oder die Regierungsform, es seien die Junker oder die Roten, die Partikularisten oder die Preußen. Die Regierung wußte von sich selbst nicht zu erklären, daß sich seit Jahren ihre ganze Innen- und Außenpolitik darin erschöpfe, den zu eng gedrängten, sich rasch mehrenden Volksgliedern ein einigermaßen unverkümmertes und friedliches Wachstum zu ermöglichen. Sie wußte nicht, daß sie durch innerpolitische Maßnahmen die rasend schnell zunehmende Gefahr der seelischen Verkrüppelung und durch außenpolitische Ver-

suche die natürliche Folge der Übervölkerung, den Zusammenstoß mit der Umwelt, unaufhörlich von neuem abzuwehren trachtete. Sie wußte nicht, daß gerade diese Arbeit wider die Natur sie zum Vielregieren zwinge und sie so unliebenswürdig mache und sie so sehr erschöpfe. Sie wußte es nicht, so wenig wie der deutsche Arbeiter es begriff, so wenig wie er wußte, wovon er lebte und worauf er in jener Zeit seine zunehmenden Lohnforderungen allein noch gründen konnte. Das Ahnen, daß aus dem schreckhaft engen deutschen Lande mit den schreckhaft aufeinandergehäuften Menschen, die alle keinen Krieg wollten, deren Hälfte aber auch jenen friedlichen Imperialismus bekämpfte, von dem her sie aß und sich kleidete, das Ahnen, daß aus den unerhörten Spannungen, aus den überquellenden Massen, irgendwann ein Wille sich endlich entsetzlich entladen müsse, dieses Ahnen hatte bis zur Zwangsvorstellung nur das Ausland ergriffen und am meisten wiederum das älteste, das bequemste, das reichste, das englische Ausland.

Im zweiten Jahre des Weltkrieges war Grimm Rekrut geworden. Der Zweiundvierzigjährige hatte bei Sehvermögen nur eines Auges nicht gedient. Die Einberufung schenkte ihm spät im Leben eine neue Lehre. Hatte er fast ohne Wissen die deutsche Welt, um es so auszudrücken, bisher als Offizier gesehen – in Afrika bleibt jeder Weiße, wo er stehe, vor sich Offizier –, so war er im Oktober 1916 mit einem Schlage in Dreck und Speck und die Abhängigkeit und das ohnmächtige Rückgefühl der Masse geschleudert worden.

Das Erlebnis, das Aufschrecken vom ersten Tage an der Somme an war ganz ungeheuerlich gewesen, diese Masse alter und neuer Frontsoldaten und Unteroffiziere hatte ein doppeltes Gesicht, wenn sie stramm und bei frischer Antwort vor dem Vorgesetzten stand, und wenn Zorn und Haß und Gram hinter seinem Rücken allherrschend waren. Fragte man, hießen die Stichworte: Löhnung, Essen, Offi-

ziere; wobei die alten Berufsoffiziere oft ausgenommen wurden, obgleich auch diese damals die seelischen Abgründe ihrer Truppe gewiß nicht kannten. Tastete man weiter mit vorsichtigen Fragen, so gelangte man erst an allerlei Ungeschicklichkeiten; danach an die Nachwirkung des Schwatzes von Sergeanten, Feldwebeln und Offizierstellvertretern, die es gerne weitergebracht hätten; danach an den ansteckenden Mißmut der wie Grimm spät eingezogenen Familienväter, die, statt in Verbänden vereinigt zu sein, als Ersatz unter die alten Krieger aber jungen Leute gesteckt waren, wobei die äußerste Ehrfurcht eines Menschen, die vor dem Alter, zerstört wurde. Ging man noch tiefer auf den letzten Grund, dann lagen dort böse, schwere Gegenfragen, dann hatte es geheißen: „Wie ist das, die Drückeberger zu Hause fressen sich voll und verdienen schweres Geld dazu und sind was. Wir tragen unsere Haut zu Markte, unsere Leute zu Hause leben armselig, wir sind in Uniform ein Haufen Dreck geworden für jeden Affen. Sieh dir doch mal an, was wir ‚Helden' alles daheim nicht dürfen und müssen, sieh dir das doch mal an." Dann hatte es geheißen: „So, ho, wenn du man so klauk bist, dann sage uns, was werden soll. Auf was sind wir eigentlich aus? Was heißt das eigentlich ‚Heldentod'? Wofür ist das eigentlich nötig? Wer hat was davon? Einer soll doch wohl was davon haben?" Dann hatte es geheißen: „Weißt du, was der Fluch der Lohnknechtschaft ist? Hast du da mal was von gehört? Ne? Das heißt, daß einer weiterkommen möchte und es doch nicht kann bei allem Fleiße, natürlich bei Fleiße; für Weiterkommen gibt man in Gottes Namen was her, und wenn es wenigstens das Weiterkommen des Görens wäre."

So hatte es geheißen auf dem letzten, tiefen Grunde. Und diese bösen, schweren Gegenfragen waren richtig und wahr, und auf ihrem vom Hunger gedüngten Grunde fand später, da der deutsche Sieg fast erreicht war, die Saat

der äußeren und inneren Feinde ihre unerhörte Gelegenheit. Und diese Gegenfragen hatten zuletzt auch nichts anderes enthalten als das, was Cornelius Friebott beim Nachtritte zur Farm und beim Abschiede im Hafen zu East London dem Hörer zugerufen hatte. Deutschland hatte seine Massen nicht gewonnen, im scheinbaren Glücke nicht und nicht in der unzweifelhaften Not. Deutschland hatte seine Massen nicht gewonnen, weil es ihnen kein großes allgemeines deutsches Ziel gezeigt hatte, ein deutsches Ziel derben, handgreiflichen Gewinnes, dabei hinter dem Vorteile die Würde stand für jeden, der etwas leistete. Deutschland hatte das Ziel nicht zeigen können, weil es freie Deutsche in der alten Führerschicht kaum wieder gab. Und weil die freien deutschen Männer als Führer fehlten und die durch die Schule aufgeweckten und durch den deutschen Menschenzuwachs ihre Scholle verlierenden Massen ohne irdische Hoffnung in einer reichen Welt mit Recht nicht länger leben wollten, deshalb hatten sich Fremde mit fremden Lehren einzuschieben vermocht, mit der auflösenden Lehre vom Internationalismus und Klassenkampfe bei dem einen Volke, dessen Seelen am meisten die abgetrennte Heimlichkeit des eigenen Herdes und den friedlichen Aufbau verlangten.

Im Mai 1917 hatte der Generalquartiermeister, der einer von den wenigen freien Männern war, einen Bericht über die Stimmung der gemeinen Soldaten bei allen Heeresgruppen zu sehen gewünscht. Er hatte befohlen, der Bericht solle von einem Gemeinen unbeeinflußt geschrieben werden. Grimm war um diese Zeit in den Nachrichtendienst gekommen und war an allen Teilen der Front seiner Heeresgruppe gewesen. Der Generalstabshauptmann gab ihm den Befehl, gleichsam nebensächlich: „Gehen Sie nach Douai; in Douai, in der Kaserne Durutte, ist die Sammelstelle der gefangenen Engländer aus der Arrasschlacht. Schreiben Sie einen Bericht über das Treiben bei den Ge-

fangenen, der für neutrale Zeitungen gebraucht werden kann. — Halt! Zu welcher Partei gehören Sie? — Zu keiner? — Jeder gehört zu einer Partei. Sie mögen es ruhig sagen, auch wenn Sie Ledebour-Anhänger wären, wir sind nicht mehr so. — Also, Sie waren doch eben überall herum, Sie haben sich doch mit den Leuten unterhalten, Sie könnten mir einmal einen Aufsatz schreiben über die Stimmung bei der Truppe, wie sie Ihnen scheint." Er hatte nichts von dem eigentlichen Auftraggeber erwähnt. Grimm schrieb in dem Berichte alles, was er erfahren hatte; er schrieb, daß man nicht verstanden habe, die Kameraden zu Teilhabern des Krieges zu machen; er schrieb die ganze deutsche Trostlosigkeit auf; er schrieb zuletzt, daß er im Kriege keine revolutionäre Bewegung erwarte, aber daß es vom Frieden und der Neuordnung dennoch abhängen werde, ob eine deutsche Revolution alsbald nach Friedensschluß ausbreche. Zum Spiegel, zur Verdeutlichung legte er unaufgefordert einen Aufsatz bei über die andere Stimmung bei den frisch gefangenen Engländern in dem Sammellager, mit denen er acht Tage unbehindert zusammengewesen war.

Der Nachrichtendienst hatte dann Grimm weitergeführt vorbei an den Stößen aufgefangener englischer Briefe, an Abhörungen, an Agentenberichten, an Gefangenenaussagen, an den feindlichen Zeitungen, an der ganzen giftigen feindlichen Propagandaware, an dem widerwilligen Ungeschick deutscher Zeitungen, an dem entsetzlichen Unfug deutscher politischer Gernegroße, an dem schmählichen Verhalten deutscher Literaten und Geistiger, die vor sich und vor der Welt aus ihrer Feigheit und Schwäche eine Tugend zu machen versuchten, an dem elenden Verrate der Grelling, der Grumbach, der Rösemeyer, der Stilgebauer, der Pernau und Genossen, an den patriotisch wohlgemeinten Quertreibereien der Dummköpfe von Amt und Rang und an den echten Grenzen unserer eingeschlossenen Lage und

unseres beschränkten Vermögens, kurz in den bitteren geheimen Krieg im Kriege, davon so wenig gehört wurde; und vor dieser elendesten Front aus hetzenden Feinden und deutschen Verrätern und deutschen Tröpfen und deutschen Toren gegen das feldgraue, überanstrengte, unterernährte, unbedankte zornige deutsche Heer und die gehemmten, mühevollen deutschen Unterseeboote und das hungernde deutsche Volk wuchs der feste Glaube an den deutschen Sieg, den Grimm von dem schwarzen Tage der englischen Kriegserklärung an und in der Zeit des Vormarsches niemals hatte glauben können.

Das sichere Wissen stellte sich ein von der rasend zunehmenden Schwäche und Niedertracht der Gegenspieler her. Ein letztes ungeheures Schimpfen, Schreien, Lügen und Bestechen würden die Drahtzieher versuchen und würden dann die Zahlungen einstellen und in Gottes Namen auflösen, was ein sehr schlechtes Geschäft geworden war; und so lange würde es das gramvolle, zornige, unbedankte Heer ertragen. Freilich, daß es ein Sieg mit viel „Heil dir im Siegerkranz" werde und mit Kornblumen und Theater, hatte Grimm nicht geglaubt, nicht einmal Sieg mit ehrlichen Wildenbruch-Festaufführungen. Sondern aus dem unterernährten, unbedankten, gramvollen, zornigen, gequälten Heere würden die ernüchterten freien Führer aufstehen und würden dem ziellosen deutschen Volke und seinen Geschäftsführern und seinen Geschäftemachern und seinen Politikern und den Völkern und den Politikern aller Welt und dem zornigen Heere selbst klarmachen, wofür und warum das deutsche Heer und das deutsche Volk den hungernden Wahnsinn der vier Jahre ertragen habe, und was geändert werden müsse für das deutsche Volk und für die Menschheit. Sie würden sagen: „Wir wollen keine Unterworfenen; wir dulden keinen Geldgewinn irgendwo von einzelnen und Klassen aus dieser Not; dagegen soll anerkannt werden, daß hinfort Zahl und Leistungskraft und nicht Erbe das

Recht geben bei der Verteilung der Erde unter die Völker; die Erde ist allen, die Staatsgrenzen sind nicht ewig und von Natur, sondern sind nach Bedürfnis der Menschen gezogen und müssen nach Bedürfnis immer wieder gezogen werden; auch bei uns muß das heranwachsende Geschlecht frei verfügen können, ob es hinter dem Pfluge hergehen oder in Werkstätten und Fabriken arbeiten will, wie bei euch; der zu schmale Raum, auf den wir uns zurückdrängen ließen, war die Gefahr, die von uns ausging, wir wollen keine Gefahr sein, nicht für euch draußen, aber auch nicht für uns drinnen; wir begreifen, daß Völker nicht ineinander leben können, wie wir aus unserer Enge heraus in euch zu leben versuchten; wir wollen statt Enge die Freiheit des Raumes, in der Kraft und Tüchtigkeit und Gesundheit und Leistung gelten, in der wir wirtschaftlich, politisch und geistig unsere Art frei und selbständig endlich herausstellen, wie ihr eure Art herausgestellt habt in eurem Raume. Wir verlangen die Gerechtigkeit des Raumes für alle Völker nach Zahl und Leistung, das ist nach außen und innen unser Friede!"

Der Glaube, das Wissen, die Hoffnung hatte bis in den Herbst 1918 gedauert. Die vierzehn Punkte Wilsons straften die Hoffnung noch nicht Lügen. Danach war plötzlich geschehen, was jeder weiß: Der rasende Betrug mit den vierzehn Punkten und die rasende deutsche Selbstzerstörung, um einen unwirklichen Sozialismus zu retten, und angeblich, weil nichts anderes mehr möglich wäre, als nur preiszugeben, angeblich, weil die anderen im Besitze der ganzen Macht und des ganzen Sieges seien. Als ob ein Sieger, ein wirklicher, starker Sieger je etwas erpreßt hätte, das dem späteren Schwindel von Versailles glich, als ob die erliegende Schwäche in diesem Gebrüll aus dem Hinterhalte nicht zitternd und abwartend sich offenbarte, als ob nicht genug deutsche Warner und Kenner dagewesen wären, als ob nicht immer noch zwei Millionen Männer bereit ge-

standen hätten, kämpfend zu sterben und viele Millionen Volk bereit zu leiden, damit die anderen Millionen bitterer Tode der vier Jahre nicht vergeblich gewesen seien.

Die Kleinbürger im Lande und die Geschäftemacher und die Tröpfe und Verräter waren zur Stelle, als die ernüchterten, neuen freien Führer, die Männer, die es geworden wären, sich bei dem unterernährten, unbedankten, gramvollen, zornigen, gequälten Heere befanden oder in Gefangenschaft saßen über die ganze Erde hin. Die Kleinbürger und Geschäftemacher und Tröpfe und Verräter hielten die Lebensmittel und die Verkehrsmittel und die Waffenerzeugung in der Hand, ohne die niemand kämpfen kann. Die Kleinbürger verrieten unwissentlich ihr Volk in guter Meinung für ihre Klasse und aus der Selbstüberschätzung und dem Rückgefühle des Kleinbürgers heraus; die Geschäftemacher verrieten, um den eigenen Gewinn zu retten für sich und vor jedem; die Tröpfe und Verräter verrieten wissentlich, um den Hals zu retten, denn es war zuviel schon heraus; und also wurden die heimbleibigen Schreiber und Vereinsvorstände deutsche Minister, und die Drückeberger blieben Millionäre und die Tröpfe und Verräter pißten das alte sterbende Deutschland an, um sich zu beweisen; und — dafür war ein Geschlecht gestorben von Männern, Frauen und Kindern, und dafür wurden die Grenzdeutschen und die Auslanddeutschen von Tag zu Tag hinzuverraten samt der Hoffnung für eine bessere Welt, samt jeder Hoffnung für den wirklichen Sozialismus, der Zusammenleben heißt, samt jeder Hoffnung für die deutschen Massen endlich ein freies Vaterland zu gewinnen, wo sie ihres Daseins froh werden könnten, weil jeder Fleißige und Tüchtige sich Besitz zu verschaffen vermöchte und wirtschaftliche Unabhängigkeit von den Besitzenden wie die Fleißigen und Tüchtigen bei den Völkern des ausreichenden Raums, ja dafür!

Im letzten Jahre des Krieges hatte Grimms Hausstand vom Rande Hamburgs weggemußt aus dem Hause, das ihm nicht gehörte. Der Fortgang des Krieges hatte Verluste über sie gebracht wie über jeden anständigen Menschen. Das Spargeld reichte nicht zu dem geplanten Hofe, auch hatte die Freiheit gefehlt, einen zu suchen. Dennoch wollten sie bei diesem Wechsel hinaus aus der Stadt und hinein in das deutsche Land, um der deutschen Arbeit willen, die bei Kriegsende jeder Schriftsteller aufnehmen müsse nach dem deutschen geistigen Versagen vor dem Kriege, und nicht zuletzt, damit beide Kinder auf Eigenem mit klarem Verstande der ganzen Umwelt aufwüchsen. Sie meinten, die Eingewöhnung werde nach England und Südafrika und München und Hamburg und dem Felde und Berlin an der Oberweser am leichtesten sein, wo des Mannes Vorväter vor Jahrhunderten gesessen hatten, und von woher er ein Teil der Art und Unart im Blute hätte, und wohin er alte Familienliebe zum Ahnenboden, zu Fluß, zu Berg, zu Wäldern von neuem mitbringe.

Sie wußten von dem Herrenhause des Staatsgutes in Lippoldsberg, das vor dem Staatsgute ein hessisches Kammergut und vor dem Kammergute ein altes Nonnenkloster war. Sie wußten, daß das Nonnenkloster zum letzten Male umgebaut war zu großen, luftigen Räumen von dem jagdfrohen Landgrafen Carl zu Hessen vor etlichen zweihundert Jahren, und daß sein hohes, rotes, der Abendsonne nachleuchtendes Dach Wellen schlug über dem last- und altersgebogenen Eichengebälke; sie wußten, daß die Wände längst nicht mehr lotrecht standen, und daß durch sieben Jahre Weinranken und Spinnen und Mäuse statt Menschen in den verlassenen Zimmern und ausgeplünderten Räumen gelebt hatten und Eulen auf den Kornböden, und daß aus dem Alter bei aller Anstrengung nicht mehr Jugend und Kraft gemacht werden könne, die ohne ängstliche Pflege auskommt. Sie wußten auch, daß bei der Landnot sobald

kein Kartoffelacker und keine Wiese hinzuzukaufen wären, die einer auf dem Dorfe doch braucht, sondern daß nur der alte, bald tausendjährige Klostergarten dazugehöre zwischen den alten schweren Klostermauern und mit den beiden mächtigen dunklen Bäumen des Lebens vor dem alten grauen Hause und dem hohen, leuchtenden roten Dache und mit dem vergnügten Gartenhäuschen der landgräflichen und kurfürstlichen Vögte. Sie erwarben das Haus, weil sie nichts anderes fanden, und weil es auf die Weser sah und weil es in der Nähe von Ödelsheim, der Geschlechtsherkunft, lag und weil es so alt war, daß wenigstens an den Klostermauern die Reihen der Bauernvorfahren vorübergewandert sein mußten, und weil es die großen Zimmer und Gänge hatte, dahinein altes Hausgestühl sich gut fügen würde, und weil die Natur weit war, und weil sie es schön fanden und gleich meinten, sie und das Haus möchten zueinander passen.

Die Frau hatte den Umzug in den letzten Oktobertagen des Jahres 1918 ausgeführt. Sie saß im Dorfe, und ein Teil des Hausrates war noch unterwegs, als das Novemberunglück am deutschen Volke geschah. Grimm war schnell vom Dienste losgekommen; sie hatten sich eingerichtet, wie es eben möglich war; das kleine Mädchen Holle war geboren worden. Aber das Glück hatte der Mann in das erste eigene Haus nach dem Elternhause ganz gewiß nicht mitgebracht.

Schreiben? Wie konnte einer schreiben, was sollte einer schreiben nach der verzweifelten Art des Kriegsendes, nach dieser Selbstverstümmelung seines Volkes, nach diesem Morde an einer werdenden Welt, nach diesem Triumphe der Phrase und der Heuchelei über neue Nüchternheit und neue Wahrheit, nach der Umkehr der Begriffe, da die Feigen sich Helden nennen ließen und die Braven zu Schurken erklärt wurden? Was sollte einer schreiben, der an sich Feigheit und Schwäche und Stubenluft und Bequemlich-

keit und Eitelkeit besaß und sie an sich genug verachtete und an seine Kunst nicht heranlassen durfte? Was sollte einer schreiben, den das drängende Schicksal aus der Geborgenheit immer wieder hinausgestellt hatte an die Härte, doch, damit er aufnehme mit den beweglicheren Sinnen, doch, damit er diene? Was sollte einer jetzt schreiben, schöne Märchen in schönen Worten, Spielzeug der Seele, des Geistes, der Sinne für Flüchtige aus der Wirklichkeit? Oder Unwichtiges umfälschen zu Wichtigem, Laster, Irrsinn, Krankheit, Mißwuchs, Geilheit abbilden, das Naturverhüllte enthüllen, die Ohnmacht verklären, um sich und seine Leser an der einen großen, allgemeinen, erstickenden Notschuld vorüberzulügen? Oder predigen, mitpredigen und klugreden, die feinere Unwahrheit, die edlere, nicht ungefährlichere Selbsttäuschung von der geistigen, von der seelischen, von der sittlichen Erneuerung, die nötig seien, und womit alles wiederum anfangen müsse? Als ob es Geist, Seele, Sitte gebe vor Brot, vor Raum, vor Hoffnung. Oder, oder schreien zu neuem Kampfe, und das heißt andere dem ungewissen Schicksale, dem Tode, der Verstümmelung anbieten, die das Leben liebhaben wie du selbst, die geliebte Söhne sind wie dein einziger Sohn?

Aber immer wieder: Wie sollte einer jetzt dienen, der durch fünfzehn Jahre Ausland und Krieg gelernt hatte, wir wären ein tüchtiges, gutes und freundliches Volk untereinander und aller Welt zum Wohle, wenn wir genug Platz und Atemraum hätten wie die anderen, und ohne Raum für uns gäbe es keine Freiheit und keine freien Führer, sondern Zank und Zwietracht und Gedrücktheit und Verzwungenheit und zuletzt ein allgemeines Verkommen; ja, wie sollte einer von dieser Lehre und Erfahrung jetzt dienen?

Grimm arbeitete körperlich, er irrlichterte herum. Er lag die halben Nächte wach und hörte die eine Glocke der Lippoldsberger Kirche, die nicht in den Krieg gegangen war,

die Viertelstunden schlagen, immer nur Viertelstunden, weil der Hammer für die vollen Stunden in die Leere der im Kriege umgekommenen Glocke tappte. Er hörte die aus Deutsch-Ostafrika und aus Deutsch-Südwestafrika und aus der Südsee und von allen Küsten vertriebenen deutschen Männer, Frauen und Kinder weither stöhnen, da sie brennenden Auges von ihren Häusern und Höfen und ihrem Lebenswerke und Lebensglücke ausgetrieben wurden wie Tiere, weil zufällige Vertreter der übervölkerten Heimat dem zugestimmt hatten. Er fühlte das Entsetzen der Mütter in Südtirol, im Elsaß, in Deutsch-Lothringen, in Eupen, in Schleswig, in Memel, in Polen, in Böhmen, in Kärnten, deren Söhne von nun an Feindessoldaten werden müßten. Er sah abends in den Dörfern die Masse der Tänze, die Rauchwolken der stinkenden englischen Zigaretten, die dünnen seidenen Kleider und farbigen Lumpenstrümpfe der Dorfmädchen, den ganzen neuen Aufwand, darin scheinbar wundervoll erhöhte Löhne untergebracht wurden, und damit das Volk, dem noch der Hunger aus den Augen und von den Wangen sah, sich selbst betrog und betrogen wurde. Er las die Zeitungen, das ungeheure Geschwätz von den Löhnen und von Siedelung und Sozialisierung. Als ob allgemeine Lohnerhöhung in einem Lande mit abnehmender Ausfuhr, mit nicht ausreichendem Bauernlande je zur Lebenserleichterung durch verstärkte Kaufkraft geführt hätte und nicht vielmehr zur Geldentwertung und nicht vielmehr zum Steigen der Preise. Als ob nicht ein Größeres, viel Schwereres fortwährend im Hintergrunde lauerte als nur armseliges Leben bei niederen Löhnen, nämlich jene schauervolle Zukunft, in der es für die Gesamtheit des deutschen Volkes auch zu niederen Löhnen und bei armseligem Leben keinen Verdienst mehr geben werde, sondern die niederen Löhne und das armselige Leben nur reichen würde für des Volkes Hälfte. Als ob durch Lohnkämpfe und Bodenverteilungen und Sozialisierungen innerhalb des ganzen ein-

gefesselten Volkes je mehr Menschen leben könnten. Als ob Siedelung und Sozialisierung innerhalb eines übervölkerten Landes Nahrung und Kleidung zu vermehren imstande wären. Als ob Siedelung in Deutschland viel anderes wäre als eine Verzweiflung, eine neue Verengung. Als ob der internationale Kapitalismus besiegt werden könnte durch wahllose, wütende Gegnerschaft gegen etliche Gutsbesitzer und Fabrikherren und Offiziere innerhalb des Volkes ohne Raum. Als ob die kindische Befriedigung, solcher kleinen Klasse der Besitzenden und Bürger sichtbares Eigentum fortgenommen zu haben, irgendeinen Ausweg gewähre aus der drückenden Not der deutschen Masse oder die Erlösung von einem ewigen Fluche der Lohnknechtschaft. Als ob die Masse nun nicht erst recht verwandt werde, wie niemals zuvor, für etwas, das ihr selbst nichts nütze, für das sie mit dem ganzen Volke entsetzlich zu leiden haben werde. Als ob sie nicht jetzt in ihrer höchsten Not erst recht abgedrängt werde vom wirklichen Leben. Als ob ihr nicht fortwährend Teilerscheinungen gezeigt würden von den Menschen, die das Proletariat entdeckt hatten, um selber etwas zu werden; die manche das Proletariat erst entdeckt hatten, als es keine Höfe mehr gab, und die sich nun dem Masse-Heer durch Schmeichelei zu empfehlen versuchten. Grimm las nur das eine nicht, in Zeitungen nicht, in den Reden und Schriften der Politiker nicht, in den Mahnworten der Bußprediger nicht, in den Zeitgedichten nicht, das eine entsetzliche Wort, das der Schlüssel zu jedem deutschen Menschen und jedem deutschen Dinge ist: „Sie haben uns den Raum gestohlen. Wir haben uns den Raum stehlen lassen!“ —

Es war im Jahre 1920 und ging in den Herbst an der Oberweser. Die Nebel standen noch beim Mittaganläuten im Tale und legten sich von neuem zwischen die Wälder, sobald die Sonne hinter dem Reinhardswalde verschwand.

Die Äpfel waren herunter bis auf die Kasseler Renetten und Röken, und die ersten Kartoffelfeuer beizten die Luft und glühten in die Nebelabende.

Grimm hatte eine lange, leidenschaftliche Schrift geschrieben für das politische Glaubensbuch aufgestörter Menschen, die aus allen Lagern und Klassen und von allen Fronten zusammengekommen waren als kämpfende Deutsche. Aber was hilft das, und was dienten die in die Tageszeitungen gestreuten Aufsätze vom Raume? Deutsche sind keine Engländer oder Briten, die Deutschen lesen nicht, Mann und Frau, alle Beweglichen ein paar einzelne Zeitungen, ein paar einzelne Zeitschriften. Jene beherrschen ein Drittel der Erde, jener Sprache wird auf der Hälfte der Erde gesprochen, jene haben in dem Reiche, darüber die Sonne vierundzwanzig Stunden scheint, darinnen sie Maß und Vorbild sind, in fünf Weltteilen weniger Zeitungen als Preußen in Deutschland; und wen ein Aufsatz angeht, zu dem trifft er hin, weil es die Zeitungen und Zeitschriften gibt, die jeder liest und davon jeder Lebendige hört. Wen aber kann einer in Deutschland erreichen durch Zeitung und Zeitschrift? Er kann die paar Menschen erreichen, die ohnedies zu ihm gehören, die paar Menschen, die seiner Partei sind; und rechts und links steht die undurchdringliche Scheidewand, dahinter wie bei den Berufen und Klassen die falschen Vorstellungen voneinander gemacht werden.

Der Herbst war, wenn der Nebelvorhang aufrollte, golden und warm. Grimm lief durch die Herbstwälder und am liebsten über den alten Opferberg, den Zwersberg, zuweilen in den leuchtenden Stunden, häufiger, wenn auf dem Heidekraute des Bergrückens zwischen den Eichen und Buchen und Tannen die weißen, biegsamen Nebelfrauen aufstanden. Damals war der Lippoldsberger Schutzbezirk des Bramwaldes, darinnen die Zwersbergmächtigkeit still und feierlich steht, noch ungestört frei für jeden, der nicht raubte und wilderte und stahl und brannte, wie die hun-

derte und tausende Jahre vorher, und kein Oberförster war auf den seltsamen, engen Gedanken gekommen, nach Sonnenuntergang die paar einsamen Gänger aus dem Walde verweisen zu lassen, als sei der heilige Wald der Volksgemeinschaft sein Küchengarten.

Grimm lief mit der Frau oder seinem Jungen. Die Frau sprach nicht viel nach ihrer Art, der fragelustige Junge wurde immer leise und verhalten im Walde, um keines der verschwiegenen Wunder Gottes an Tönen und Gesichten zu verlieren, davon der Wald und am meisten der Abendwald voll ist und der Rücken der Zwersbergmächtigkeit besonders. Grimms Unruhe wurde im Walde sachter, nein, nicht sachter, sondern singender; wenn die andern schwiegen, begann seine Seele statt zu murren, mit ihrem Dämon zu ringen um die deutsche Berufung seiner Kunst, um die Arbeit, die einer jetzt ertrüge, um die Arbeit, die keine deutsche Fahnenflucht wäre sondern Dienst der Kunst und deutscher Dienst zugleich.

Einmal kamen Grimm und der Junge vom Zwersberg den Bergrücken entlang zum Heuberge. Es war noch in den leuchtenden Stunden. Sie hörten Musik aus dem Tale, so ferneher und so durchsonnt und so gedämpft, daß es den Mann und den Jungen nicht weiter erstaunt hätte, auf irgendeinem goldenen Flecken im Bestande Rehe zu den Klängen in anmutigen Tanzschritten sich umeinander bewegen zu sehen. Sie wußten, daß die Töne vom bunten Dorfe Hilwartswerder heraufflögen. Der Junge fragte, ob sie, wenn der Wald aufhöre, hinunter könnten und über die Eisenbrücke und hinein in das Dorf zu erkunden, was es gäbe. Grimm sagte: „Meinetwegen." Grimm dachte: „Ich finde es heute nicht, wie niemals." Der Junge fragte: „Was findest du nie, Vater?" Aber wie soll einer so etwas einem Kinde erklären?

Dann war der Wald zu Ende, und das Wesertal lag vor ihnen, zur Linken fernhin Ödelsheim und Gottstreu

und die Reichsmühle und die Trotzenburg mit ihrer Linde und zur Rechten Fluß und Straße auf dem gemeinsamen Wege nach Lippoldsberg und der Fluß auf seinem Laufe in die Welt. Die Brücke und das bunte Dorf warteten genau unter den Ausschauenden, das bunte Dorf war schon aus der Nachmittagssonne heraus, die Musik war nicht mehr zart und von fernher und auch nicht mehr beschienen; um das Fiedeln und Trompeten und den gelegentlichen Paukenschlag war den Sinnen schon Staub und sehr viel Tabaksdunst zu spüren, außerdem leierte ein Rundlauf. Grimm sagte: „Was wird es sein? Sie feiern Kirmes. Ich hatte es vergessen." Da merkte der Junge, daß der Vater ausweichen wolle, er hängte sich wortlos an dessen rechten Arm, und marschierte. Grimm dachte: „Soll ich das Kind enttäuschen?" Er sagte: „Becker hat Kirmeskuchen. Du kannst bei Becker ein Glas Milch trinken und ein Stück Kuchen essen. — Und Karussellfahren sollst du auch."

Im Dorfe befand das Kind, daß Rundlauffahren und Anstehen vor ein paar Buden das Wichtigere sei; als endlich Milch und Kuchen darangekommen waren, war im ganzen Tale die Sonnenzeit vorüber. Die Musik schien ausgesetzt zu haben, Leute waren jetzt überall auf den Straßen und gingen in die Häuser zum Füttern. Grimm sagte: „Wir wollen zumachen." Gerade da hörte er reden vom Platze neben der Kirche langsam und klar wie einer redet, der nicht zu Einzelnen spricht, sondern von den Vielen verstanden sein möchte; gerade da sagte der Junge: „Die meisten Leute gehen auf den Platz, die meisten Leute gehen noch gar nicht füttern; Vater, können wir rasch etwas zuhören?" Und er zog schon am Arme.

„— — —

— — Ihr wißt doch hier in Hilwartswerder genau was euch fehlt. Euch fehlt Land. Auf beiden Seiten der Weser stehen die Wälder, und weserauf und weserab liegen die Grenzen der Nachbargemeinden. Und dazwischen seid ihr.

Wenn einer bei euch stirbt, verteilt er sein Land unter die Kinder. So lange zwanzig Morgen beieinander bleiben, kann einer als Bauer leben. Wenn es herunter geht auf zehn Morgen, kann er noch zwei Kühe halten, aber er muß schon ein Handwerk ausüben, sofern dafür Kundschaft und Verdienst im Dorfe zu finden sind, denn von außen kommt euern Handwerkern nichts zu. Wenn sein Acker noch kleiner wird, und wenn es in seinen Jahren keine Handwerksgelegenheit hier gibt, dann muß er in den Forst laufen als Forstarbeiter, oder er muß auf Lohnarbeit gehen nach Lippoldsberg und Bodenfelde, oder er muß bis Bodenfelde laufen und dann mit der Bahn fahren nach Carlshafen und Uslar in die Fabriken und nach Volpriehausen in den Kalischacht. Und wenn die Fabriken niemand einstellen, dann verkauft er seine ein oder zwei oder drei Acker und läuft weg, bis er irgendwo Einstellung findet, und dann ist er seinen Besitz hier los, und dann bleibt er sein Leben lang Lohnarbeiter. Und wenn er wiederkommt, weil er nirgendwo Einstellung fand, das kann auch geschehen und wird bald immer öfter geschehen, dann ist er Arbeitsloser und Besitzloser und sitzt euch allen auf dem Halse. Alles das ist euch klar, und es ist euch auch klar, daß in Zukunft der Marsch noch schneller geht, weil die Menschen wie Geld auf Zinseszins geworden sind. Zusammenrücken haben die Väter müssen, wo einer geboren wurde; nur das gemütliche Zusammenrücken hat ein Ende, sobald der Tisch voll besetzt ist. Wenn ihr euer Handwerker- und Arbeiterdorf genau kennt, warum seid ihr so abergläubisch, was Deutschland angeht?"

Es war trotz den Dünsten weserauf und weserab auf dem Dorfplatze noch helles Tageslicht. Der Sprecher stand lässig an den Zaun gelehnt, der die Siegeseiche von 1871 schützt. Er war groß und hager und sehr braun gebrannt im Gesichte und über der Hand, die, den Worten helfend, gelegentlich emporkam. Er war barhaupt, er trug einen

dunkelgelben Anzug fast wie eine Uniform mit einem Koppel um den Leib und Ledergamaschen an den Beinen. Er sprach hochdeutsch; er wäre schon für sich allein nicht leicht unterzubringen gewesen; zu den bezahlten kleinen Rednern, die die Parteien und Bünde gelegentlich auf die Dörfer schicken, um etliche Sprüche aus den Parteipostillen vorzutragen, gehörte er gewiß nicht. Es war dann noch ein junges Mädchen bei ihm oder eine junge Frau, fast so groß wie er, auch braun im feinen Gesichte unter dem vollen Blondhaare und bis auf den Frauenrock im selben dunkelgelben Anzuge, der einer Uniform glich mit einem Ledergürtel um den Leib. Sie lehnte mitten des Zaunes, unter der Erinnerungstafel, sie hatte die Hände auf dem Rücken ineinandergeflochten. Sie sah den Sprecher selbst keinmal an, sie sah fast wie ein Bild auf die lauschenden Männer und Frauen und Burschentrupps und Spinnetrupps und Paare und auf die Hinzueilenden und über den Platz und in die Dorfstraße. Wie von einem Bilde konnte beinah jeder denken, daß sie ihn ansähe; vielleicht standen aber die großen blauen Augen nur eben offen, und sahen nichts als die Worte des Mannes, zu dem sie gehörte, oder begleiteten die Worte.

...„Daß sie in den Städten abergläubisch sind, was Deutschland angeht, das ist wohl begreiflich. In den Städten kennt schon einer den andern nicht mehr, und der Kreislauf aller Dinge ist gar nicht mehr zu bemerken. In den Städten sehen sie gerade noch, daß alles mit Erde aufhört. Aber daß alles mit Erde und Land anfängt, das ist für sie wie ausgestrichen, und der Mensch scheint ihnen allmächtig und wie ein Zauberer aus dem Nichts. Wir vom Lande und auch wir aus den Kolonien, daher ich komme, wir lernen es anders und sehen anders. Wir erfahren, daß alle Menschen vom Lande leben mit dem Körper und mit dem Geiste und mit der Seele und mit allem, was sie sind und was sie von sich wähnen. Der

Handwerker bei euch, dessen Land nicht mehr reicht zum vollen Bauern, der Handwerker sagt wohl, er lebe halb vom Lande und halb vom Handwerke. Und der Arbeiter bei euch, der auf einen Morgen heruntergekommen ist, einen halben Morgen Kartoffelland und einen halben Morgen Wiese für die Ziege, der sagt beinah wie der Städter, er lebe ganz von seiner Arbeit, und das andere tue seine Frau nebenbei, und das lasse sich nicht rechnen. Sie leben aber beide nicht weniger aus dem Lande als der Bauer, sie haben es nur nicht zu eigen, sie müssen nur erst ein Stück Geld verdienen für das Brot, das sie essen, und das heißt für die Frucht beim Bauern, und das heißt für das Stück Acker, das der Bauer also für sie bewirtschaftet hat. Sie müssen erst ein Stück Geld verdienen, aber — wenn der Bauer in einem schlechten Jahre keine Frucht übrig hat, dann müssen sie zusehen, ob sie in Ödelsheim an Frucht ankommen oder an Kartoffeln oder auch an Wolle, wenn es das ist. Und vielleicht müssen sie auch viel weiter laufen bis nach Bursfelde oder noch weiter. Denn ruhige Sicherheit, die gibt Arbeit ohne Besitz nicht. Ja, es ist bei der Arbeit noch etwas dabei, was ihr hier vielleicht nicht gleich bedenkt. Alle Stoffe, daran einer Arbeit findet, kommen in irgendeiner Weise vom Lande, das Holz in der chemischen Fabrik zum Beispiel kommt hier aus unseren Wäldern, und der Schmirgel in der Schmirgelmühle bei Carlshafen kommt weit da unten aus Rußland aus dem Kaukasus, wo vielleicht einer von euch im Kriege war; und wenn der Schmirgel aus der Fremde nicht geliefert wird, dann ist es mit der Arbeit an der Schmirgelmühle nichts und mit dem Fruchtkaufen aus dieser Arbeit nichts. Es gehört sogar noch etwas zur Lohnarbeit, es gehört dazu, daß euer Arbeitgeber, wer der nun sein mag, das, was ihr miterarbeitet habt, verkaufen kann; wenn er das nicht mehr kann, dann macht er die Fabrik zu, und mit der Arbeit und dem Fruchtkaufen ist es wiederum zu Ende ..."

Die Zuhörer vorne standen sehr stille. Rückwärts, wo Vater und Sohn ihren Platz hatten, wurde dann und wann einem sich erkundigenden Hinzukömmling in Platt etwas zugeflüstert, und einmal meinte Grimm zu verstehen: „Nä, nä, hei is von hei, hei was in Afrika, hei is hei mit mek tosamm up de Schaule chan." Grimm sagte leise zu dem Kinde, das Fragen war jetzt an ihm: „Wir wollen noch etwas vor; oder hast du kühl oder langweilt es dich sehr?" Der Junge hielt des Vaters Hand in dessen Rocktasche, er flüsterte hinauf: „Ich möchte ganz zuhören." Da schoben sie sich in der kurzen Atempause näher.

Der Sprecher an der Eiche sagte: „Ich will hier eins einschalten. Ich weiß, daß ihr in diesem Dorfe wie in vielen Dörfern beinah alle verwandt seid. Jedoch auch bei Verwandten kommt vor, das wißt ihr wohl, daß sie aufeinander neidisch sind. Und also gibt es auch hier welche, die für sich meinen: ‚Ja, ek hebbe te wenig Land, awer men Naber het te vile.' Das Teilen möchte diesem und jenem Einzelnen auf ein paar Jahre in der Tat helfen, bis alles wieder in neue Teile geht bei den Kindern. Und neu geteilt wird in Wahrheit fortwährend. Durch alles Teilen, ob es nun langsam geschieht auf natürlichem Wege oder ob es einer mit Gewalt heute einrichtete, wird das Land eurer Gemeinde nicht mehr; ja durch das Teilen, wenn es morgen am Tage in gleiche Stücke geschehe, durch das Teilen gebe es bei euch keinen neuen Bauern, sondern ihr müßtet jedes Jahr allesamt das längere Stück Zeit von Handwerk und Arbeit leben; und weil so viel Handwerk und so viel Arbeit bei euch gar nicht zu finden wären, müßten nach der großen Verteilung noch mehr Leute aus dem Dorfe heraus als bisher, und weil auch so viel Arbeit in der Nachbarschaft zu Fuß und zu Rade und zu Bahn nicht zu finden wäre, müßten sie weiter nach Deutschland hinein."

Der Sprecher tat mit einem Ruck den Arm vom Zaune. Er trat neben die junge Frau. Er hielt sich jetzt straff. Die

Worte wurden eifrig und laut und springend: „Ihr könnt in der Tat seit langem nur leben, weil ganz Deutschland hinter euch war. Aber was Deutschland angeht, seid ihr mit fast allen Deutschen zusammen abergläubisch. Nicht erst von dem her, was in Deutschland Revolution genannt wird, sondern viel länger. Ich selbst war schon abergläubisch, was Deutschland angeht, als ich hier ein junger Bursch war und mit meinem Vater auf dem Königsberge arbeitete. Wir meinten, irgendwo und auf irgendwelche Weise müsse jeder deutsche Arbeiter in Deutschland seine Arbeit finden können; und irgendwo und auf irgendwelche Weise müsse er in Deutschland, dahinein er geboren wurde, mit Arbeit sein Brot menschenwürdig verdienen können; und Fleiß müsse Butter und Wurst und das andere dazufügen, und Geschick müsse Glück bedeuten; und der, der Fleiß und Geschick habe, der müsse mit seinen Kindern vorwärts kommen, was dann ungefähr heißt, die Kinder müßten sich umsehen dürfen und müßten das werden können, wofür sie begabt sind, und die Enkel müßten wieder Bauern werden können auf eigenem Boden, so sie das wollten; und wenn es nun anders geschehe, und wo es anders zugehe, sei die deutsche Wirtschaft und deutsche Herrschaft verkehrt. Und wenn also die deutsche Wirtschaft und deutsche Herrschaft geändert werde, dann müsse das durchaus eintreffen, was selbstverständlich richtig ist. Das meinten wir! Und an dem Ändern von binnenaus waren wir damals bei, fast alle Deutschen bis etwa auf die Großbauern, und die waren auch nicht zufrieden; und an dem Ändern von binnenaus seid ihr heute noch vielmehr bei mit Zank und Stank und Gerede, obgleich inzwischen ein paar Millionen von euch im Kriege etwas von der Wirtschaft und Herrschaft außerhalb gesehen haben. Nur ist bei dem Ändern bis zu diesem Tage nichts herausgekommen, weil auch für uns in Deutschland alles mit dem Lande anfängt, und weil wir verkehrt meinten, in Deutschland wäre es anders, weil wir auch

meinten, in Deutschland käme alles vom Menschen. Aber wie es in Hilwartswerder zugeht, so geht es in Deutschland zu, Deutschland hat zu wenig Land, Deutschland hat zu wenig Land und zu viel Menschen seit vielen Jahren; und durch den Betrug von Versailles ist das Verhältnis noch viel schlimmer geworden."

Der Sprecher sagte: „Wenn ihr euch umdreht und hinseht an der Gastwirtschaft bei Becker vorbei zur Mölmarke und von der Mölmarke über die Weser und den Ödelsheimer Weg an den Wald hinüber und dem Walde entlang bis zu einem Punkte über der Kahnwerft und danach vom Walde über die Kahnwerft und die Weser hierher zurück, das sind tausend Meter im Geviert. Auf tausend Meter im Geviert müssen heute in Deutschland, wenn ihr euch alles aufgeteilt denkt, Wald und Unland und Güter und Moore und Seen und Flüsse und Städte einhundertzweiunddreißig Menschen leben und wollen Häuser und Fabriken und Stall und Vieh und Storch und Blumen und Bäume und Wege noch zwischen sich haben. Und um jedes Kind, das neu geboren wird, und dafür ein anderer nicht stirbt, muß neu aufgerückt werden. Auf tausend Meter im Geviert standen vier Jahre vor dem Kriege in Deutschland hundertzwanzig Menschen. Auf tausend Meter im Geviert standen im Jahre 1871 fünfundsiebenzig Menschen, immerfort, wenn ihr euch alles aufgeteilt denkt. Und ihr könnt euch das rückwärts denken bis zu Blücher, als achtundzwanzig Menschen auf dem gleichen Raume in Deutschland gingen, aber ihr sollt vor allem noch voran denken, wie es sein wird, denn nach vorne lebt ihr und eure Kinder."

Der Sprecher sagte: „Ihr in Hilwartswerder konntet nur leben, weil ihr Deutschland hinter euch hattet und in eurem Deutschland wart ihr willkommen. Jetzt hört wohl zu: Deutschland mit uns zu vielen deutschen Menschen konnte nur leben, weil es die Welt weit und breit hinter sich zu haben glaubte, aber in der Welt waren die Deut-

schen meistens nicht willkommen. Nein, auch nicht, wenn sie von Hilwartswerder kamen und dazu Deutsche bleiben wollten!"

Der Sprecher sagte: „Als Deutschland zu klein zu werden anfing, baute es die Fabriken hin und baute immerfort Fabriken zu, Fabriken für richtiges Werkzeug und Spielzeug und auch Lumperei, dabei Verrat geschieht an Menschenarbeit. Aber von Schloten und Kesseln und Treibriemen und Rädern und auch vom starken Arm kann noch keiner leben, und nicht einmal das Lohngeld selbst kann einer essen. Sondern Verkauf war nötig und vorher Besorgung von Arbeitsstoffen und nachher, daß einer mit dem erlösten Gelde an Nahrung und Kleidung ankäme, die die deutschen Bauern für die vielen deutschen Lohnarbeiter nicht mehr übrig hatten; und hierzu, zu Verkauf und Kauf, mußten wir zwischen die andern Völker gehen, so viel wie kein anderes Volk zwischen die andern Völker gehen muß außer den Juden. Denn so wenig Raum wie wir hatte nie ein anderes Volk. Wir mußten in den anderen Völkerländern tauschen und pachten und verkaufen, nicht nur da, wo unsere Mitarbeit diesen nötig war, sondern, wo sie den andern ganz und gar unnötig schien. Und dagegen hat sich die Welt gewehrt, erst mit Anschwärzen und Unliebe, und zuletzt mit dem Kriege und dem großen Betruge von Versailles."

Der Sprecher sagte: „Wie meint ihr nun, daß alles weiter geht, wenn ihr innen keinen Raum und außen kein Recht habt?"

Er sagte: „Vor dem Kriege ist das so gewesen: Vor dem Kriege gehörte ein Fünftel der Erde den Engländern und ein Sechstel der Erde den Russen und ein Zwölftel der Erde den Franzosen, und ein Vierzigstel der Erde den Deutschen. Und nach dem verlorenen Kriege steht es so: Nach dem verlorenen Kriege haben je fünfzehn Engländer eintausend Meter im Geviert zu eigen, und je acht Franzosen

haben eintausend Meter im Geviert zu eigen, und je sieben Russen haben eintausend Meter im Geviert zu eigen, und je sechs Belgier haben eintausend Meter im Geviert zu eigen, wie alles verteilt ist, und hundertzweiunddreißig Deutsche müssen sich also mit eintausend Meter im Geviert begnügen. Und dabei ist noch nicht die Rede von dem verschiedenen Reichtum und von der verschiedenen Fruchtbarkeit und Wärme und Sonne, und daß einer mehr Kleidung braucht und schwerere Nahrung und auch künstliche Freude haben muß dort, wo Wärme und Sonne ein halbes Jahr fehlen. Und dabei ist auch nicht die Rede, daß die Deutschen das zahlreichste Volk Europas sind, davon die Zuvielen nicht gleichsam unbemerkt wieder hinausschlüpfen könnten in die Welt, den Menschenverboten entgegen, wie etwa die Dänen und Norweger, wenn es bei diesen je zur Übervölkerung käme. Sondern wo wir kommen, sind wir sofort in Geschwadern da, und der Fleiß von Geschwadern ist unbequem zu merken, und der Fleiß der Geschwader ist freilich nicht zu übersehen."

Der Sprecher fragte: „Welches Recht ist das, daß allein in Europa und ohne den Weltenraum, den sie dazu haben und dahin sie kaum je gehen, sechsunddreißig Millionen Franzosen ein größeres und dazu fruchtbareres Land eignen als zweiundsiebenzig Millionen Deutsche? Welches Recht ist das, daß ein deutsches Kind, wenn es geboren wird, in solche Enge hineingeboren wird, daß es bald nicht weiter kann, daß es bald ein Zänker werden muß, daß, wenn es mit Eigenschaften der Kühnheit geboren wird, es vor lauter Mangel auf den bösen Weg gedrängt wird? Welches Recht ist das, daß die andern — wer von ihnen es will — als Bauern auf Bauernland leben können und daß die Deutschen, wenn sie deutsch bleiben wollen, sich seit Jahren in Werkstätten vermehren müssen? Welches Recht ist das, daß der Engländer, sobald er Mut hat und Fleiß und Tüchtigkeit, den weiten englischen Raum der Welt

jederzeit vor sich hat, um das Glück für sich und seine Kinder zu wenden, und der Deutsche nichts als die deutsche Enge, darin Verbesserung des einen nur mehr zu haben ist um die Verschlechterung des andern? Welches Recht ist das? Ist das Menschenrecht oder ist das Gottesrecht oder nur ein faules, gemeines, ererbtes dummes Unrecht?" —

Es dunkelte auf dem Platze, und es war zu merken, daß die Hörer unruhig wurden und an ihr Vieh zu denken begannen, das endlich gefüttert werden müsse, und an das Vespern und auch an den Fortgang des Tanzes nach dem Vespern; da begann der Sprecher laut zu rufen: „Wohl, geht fort und füttert! Alle Dinge haben ihre Zeit. Aber das deutsche Ding muß seine Zeit erst wiedergewinnen. Und wer in enge Stuben und an hungrige Tische geht, an dem ist es am nächsten. Werden die engen Stuben weiter durch Streit um Stühle und Plätze, und wird das Essen reichlicher durch Streit um die Bissen? Aber die engen Stuben und die engen Ställe und die hungrigen Tische, das ist Deutschland, und wenn die Änderung nicht aus engen Stuben und von hungrigen Tischen gewollt wird, dann geschieht sie niemals und für keinen!" ...

Grimm und der Junge gingen über die Brücke. Sie fröstelte beide, da sie heraus waren aus den Leuten und Häusern. Sie merkten auf der Brücke, daß an diesem Abend der Dunst der Dämmerung nicht als Nebel zu Tal gesunken war, sondern die Sterne spiegelten sich von einem unverhüllten, samtenen Himmel aus im eiligen Weserwasser. Auf der Landstraße war es auch gleich ganz ruhig und schien es wärmer und schien alle Welt fern und schien, wie es bei klarer ruhiger Nacht zugeht, ein himmlisches, geschütztes Reich um die beiden wandernden Menschen.

Der Vater war in sehr starker Bewegung. Bald frohlockte es in ihm, daß einer endlich laut zeuge vor Menschenohren und Menschenhäusern und deutschem Walde und deutschem Flusse, was vor dem Kriege zuhöchst hätte ge-

lehrt werden müssen, was in dem Kriege die Losung hätte sein müssen, was nach dem Kriege ein Volk hätte Antwort schreien müssen, und davor alle Führer scheu gingen, und davor, wenn die Schriftsteller und Pfarrer frei gesetzt sind von ausgemessener Tagesarbeit zum Vordenken und Zusammendenken und Aufwärtsdenken für ihr Volk, die deutschen Schriftsteller und deutschen Pfarrer trostlos versagt hatten. Bald frohlockte es in ihm, daß es einmal erklänge vor einer Gesamtheit, und sei es einer kleinsten, bald erschrak er vor den anstürmenden Zweifeln: „Ist es recht gesagt auf diese Weise? Wird es jemals recht gehört werden? Kann es überhaupt recht gesagt und recht gehört werden in deutscher Sprache? Dem einen wird es nicht genug tönen; der andere, der es nicht weiß, und nicht wissen will, wird den Gefühlsausdruck verspotten; und welche Seele wird durchaus ergreifen, das zu helfen, alle ergreifen müßte? Werden sie nicht mitten inne, jeder auf seine Art, an das Vespern denken und das Futtern und den Tanz und auch an eine wartende zänkische Gelegenheit, dabei der dümmste Schreihals sich vorkommen mag? – Ja, wie kann ein einziges Volksleid so stark, so richtig, so einfach, so lebendig in verwirrter, zerfahrener, zerschriener Zeit verkündet und begriffen werden, daß es schon im Mädchen brennt hinter den Liebesgedanken und in der Mutter hinter Kindesaufzucht und im Bauern hinter der Erntehoffnung und im Arbeiter hinter seinem Trotze und in jedem Manne hinter seinem Werke und Stolze und im Politiker vor dem, was er Möglichkeit nennt und was meistens Bequemheit und Ehrgeiz ist? Wie? wie? wie? Lieber Gott, wie? Oder ist jede deutsche Zeit vorbei und weggegeben durch uralte Schuld?" –

Der Junge sagte leise: „Vater! – Vater, ich glaube, sie haben den fremden Mann nicht recht verstanden!" Grimm fragte: „Warum?" Der Junge antwortete: „Vater, sonst hätte er zuletzt nicht so laut rufen müssen."

Die wartende Frau im Klosterhause sagte: „Daß du den Fremden nicht angeredet hast?" Vater und Sohn entschuldigten sich, es sei plötzlich kühl und finster geworden und sie hätten beide gemeint, der ungewöhnliche Sprecher sei betroffen gewesen durch die Starrheit der Hörer und durch deren plötzliche Abkehr, und außerdem hätte eine junge zugehörige Frau dagestanden.

Aber am nächsten Tage litt es den Mann doch nicht, und er ging noch einmal nach Hilwartswerder, um sich nach dem Fremden zu erkundigen und nach ihrem Woher und Wohin, wenn sie schon weiter seien, oder, wenn es sich träfe, um mit dem Fremden selber ein paar Worte zu wechseln.

Es war Kirmesmontag. Grimm war erstaunt, daß die Musik ausgesetzt hatte, als er an der Kahnwerft vorüber schritt, und auch nicht wieder anfing, daß also die Pause zwischen Nachmittag und Abend ungewöhnlich früh begonnen habe. Sein Erstaunen wuchs, als er über die Brücke und an der Kirche vorbei kam und auf dem Platze mehr Menschen wartend versammelt sah als tagsvorher. Er ging hinein in die Wirtschaft und fragte: „Was ist bei euch los? Soll es auf dem Platze ein besonderes Kirmesvergnügen geben? Oder hat der Fremde von gestern noch etwas vor?" Der Wirt lächelte, der Wirt sagte gedämpft: „Ach, das hat wohl gestern ein paaren nicht gefallen; und in Bodenfelde war gerade ein Redner, den haben sie sich rasch geholt." Grimm fragte: „Wem hat es nicht gefallen?" Der Wirt erwiderte und bewegte die Lippen kaum: „Welchen von den Roten ..." Grimm fragte: „Ist der Fremde noch da, sollen sie etwa gegeneinander anreden? Und wie heißt er, und wer ist er eigentlich?" Der Wirt antwortete: „Er heißt Friebott, er ist in diesem Sommer erst aus englischer oder portugiesischer Gefangenschaft in Afrika zurückgekommen, und sein Großvater war hier Kantor, er hat sich vor kurzem mit einer Kasselanerin verheiratet." Grimm sagte:

„Friebott? Cornelius Friebott? Wenn er in Südafrika war, dann kenne ich ihn.“ Der Wirt sagte: „Ich weiß nicht, ob er nochmal gegensprechen will; aus Südafrika ist er her.“

Cornelius Friebott und die junge Frau waren auf dem Platze zu sehen. Sie stachen hervor in ihren dunkelgelben Anzügen mit den Ledergürteln. Wenn man so aus der Nähe und von der Seite bewußt beobachtete, war der Mann gar nicht zu verkennen; er stand da wie vor vierzehn Jahren am Sonntagmorgen auf der Farm am Nahoon. Er war vielleicht hagerer als damals und war vielleicht noch mehr von der Sonne verbrannt und sonst nichts. Ob die Haare grau geworden seien an den Schläfen, war nicht zu merken, weil die Sonne das ganze Schläfenhaar ausgeblichen hatte. Anders war dann doch noch etwas, anders war, daß seine Augen nicht ruhig in sich blieben; er wandte sich wiederholt der jungen Frau zu, wortlos, nur zugehörig, nur daß zu spüren war, er sei nicht mehr allein und habe eine neue Kraft aus sich heraus gewonnen durch die junge Kameradin.

Der hinzugeholte Fremde und ein paar Dorfleute redeten laut mit dem Landjäger, der des Kirmestages wegen gegenwärtig war. Der hinzugeholte Fremde sagte: „Nein, Herr Wachtmeister, wir denken an keine politische Versammlung. Ei, woher denn? Nur hat Herr Friebott gestern hier erzählt von seiner afrikanischen Erfahrung, und wir möchten ihn heute in Freundschaft etwas fragen. Ich stehe Ihnen gut, daß keine Sache daraus wird.“ Da ging der Landjäger zögernd aus dem Wege.

Und dann hatte der hinzugeholte Fremde das Feld. Er fing gar nicht ungeschickt an: „Herr Friebott, dessen Großvater hier Kantor war, hat dies und das vorgetragen, und ich habe es leider selbst nicht gehört. Und da sind welche hier, die möchten noch mehr Auskunft. Aber so vor vielen sprechen, das kann doch nicht jeder, da hat doch nicht jeder die Begabung zu, und deshalb haben sie mich gebeten, daß

ich sie vertrete. Wie es nun verstanden worden ist, so hat der Herr Afrikaner erklärt, in Deutschland käme alles davon, daß zu wenig Land da wäre, und daß ohne Änderung ziemlich alle herunterkämen und niemand mehr hoch. Daß in Hilwartswerder zu wenig Land ist, weiß jeder, und das wird von niemand bezweifelt. Aber ist zum Beispiel in Bursfelde beim Klostergute zu wenig Land oder in Ostelbien oder wo sonst etwa in der Nachbarschaft und weiterfort sich die großen Güter befinden? Kann es so schlimm sein mit dem Lande, so lange viele zu viel Boden haben? Oder liegt es vielleicht gar nicht am Lande, sondern auch bei uns in Deutschland an den Menschen und der Verteilung? Das glauben nämlich wir. Wir glauben, daß Ordnung schaffen im eigenen Hause am leichtesten und besten geht. Das haben wir Sozialisten immer erstrebt. Welcher Partei Herr Friebott angehört, das weiß ich nicht; jedoch Sozialist sein, heißt Optimist sein, Herr Friebott! Und wir hängen nicht den Kopf, sondern wir sehen, daß allerhand erreicht ist für unser Volk trotz dem Kriege, den die Sozialisten nicht verschuldet haben, und trotz dem Frieden, den wir auch unehrlich nennen; es muß gewiß viel mehr erreicht werden, nur wir glauben an die Zukunft, an die Zukunft unseres Volkes wie an die Zukunft der Menschheit, das tun wir! Und ich will den afrikanischen Herrn noch was fragen: Gesetzt den Fall, ganz Deutschland hätte zu wenig Land und die deutschen Menschen hätten zu wenig Spielraum, wie er meint, wo will er sein fehlendes Land herbekommen? Will er sich etwa welche suchen, die für seinen Gedanken Krieg führen sollen? Die findet er nicht. Die findet er selbst hier nicht, wo sein Großvater Kantor war. Gegen diesen Unfug sind wir auf der Wacht. Und wahrscheinlich weiß der afrikanische Herr selber gar nicht so recht, was Krieg ist, obgleich er gefangen gewesen sein soll. Krieg ist nämlich bei uns mehr als Negertotschießen und Negeraufhängen gewesen. . . ."
Die Sätze trieben eine Weile in dieser Art fort. Danach

wurde gewiß nicht aus Mißfallen an ihnen, sondern aus Neugier und Jungensspielerei von Rückwärtsstehenden der Name Friebott gerufen und dazugerufen von andern: „Hei sall jetz emal spräken!“ Der Fremde gab klug nach, der Fremde sagte: „Wenn Herr Friebott antworten will, habe ich nichts bei.“

Grimm sah hin wie alle andern auf die beiden in den dunkelgelben Kleidern, und da sprach Cornelius Friebott schon. Die ruhige klare Stimme beherrschte den Platz und schien froher als tags vorher; vielleicht, so meinte Grimm, wegen des Widerspruchs, weil an dem Widerspruch zu erkennen wäre, daß hinter der ärgerlichen Starrheit und scheinbaren Gleichgültigkeit der hölzernen Gestalten und Gesichter von tags vorher die Ohren doch unerwartet scharf gewesen seien. Die ruhige Stimme sagte, Antwort sei versprochen und solle gegeben werden; er wolle mit seiner Antwort mitteninne anfangen, wo bei dem Wortführer der Frager die Fahne gestanden habe: Also solche Sätze, Sozialist sein, heiße Optimist sein, erschienen ihm nicht viel wert. Sie klängen ganz nett, und das sei alles. Und der Satz sei auch nur halb wahr. Sozialist heiße ohne Zweifel an dieser Stelle Sozialdemokrat; Optimisten seien die Sozialdemokraten nun allerdings immer gewesen, was die Fremden und die Verhältnisse außen angehe, aber gewiß nicht, was die Heimat betreffe. Es geschehe ihnen wie manchen tüchtigen Vätern und Müttern und Männern und Frauen, die jede Weisheit bei andern vermuteten und bei den eigenen Leuten immer Schuld und Dummheit; und die es auch schließlich dahin brächten, daß die eigenen Kinder und die eigene Frau und die eigenen Kinder und der eigene Mann, die sie doch lieb genug hätten, in einen verkehrten Ruf gelangten. Und so sei es mit Deutschland ja auch zugegangen; verkehrten Ruf, den hätten ihm immer gutwillige, übereifrige, kritische Deutsche und die Sozialisten vornean verschafft; und davon wüßte jeder Auslanddeutsche und be-

sonders der Kolonialdeutsche ein bitteres Lied zu singen. Aber er habe das selber auch erst lernen und am eigenen Leibe erfahren müssen und habe dazu gelernt, daß der vermeintliche Optimismus, der die unbekannte Fremde betreffe, daß diese gläubige Hoffnung immer falsch sei und nur so lange dauere, wie die Unbekanntheit dauere. Aber von einer Partei aus sollte an die Sache, von der hier die Rede sei, überhaupt niemand heran.

Er unterbrach sich, er erwiderte auf wiederholtes Rufen: „Ich erkläre, ich bin Sozialdemokrat gewesen. — Ja, eingeschriebenes Mitglied der Partei." Er sagte: „Der Fragesteller hat dagegen unbedingt recht, wenn er sich bei mir nach dem Kriege erkundigt. Ihr sollt nämlich jeden, der euch heute irgendwohin führen will, nach seinen besonderen Wegen und Winkeln in diesem Kriege fragen und ihnen nachforschen. Aus dieser Verborgenheit weht heute bei den meisten der Wind, davor sie laufen, und das wird noch langehin andauern." Er sagte: „Ich habe diesen Krieg nicht mitgemacht wie Frontkämpfer, davon welche unter euch sein müssen hier und überall. Ich habe eine Wunde aus dem Burenkriege an mir; ich habe den Erckertzug gegen die Kopper-Hottentotten mitgeritten, davon ihr nichts wißt, und der doch auch für Deutschland war, und der doch viel mehr war als Negertotschießen; aber in dem großen Kriege habe ich nur die Unterdrückung mitertragen, in diesem Kriege bin ich zu Tode verurteilt worden, in diesem Kriege habe ich das deutsche Land verloren, darin ich mich emporgearbeitet hatte und auf dessen Boden ich verheiratet sein und auch Kinder haben wollte, in diesem Kriege war ich zuletzt ein verächtlicher Gefangener der Portugiesen." Er sagte: „Ein Frontkämpfer, ein richtiger Frontkämpfer von Jahren, von Aushalten, von Schmutz, von Gas, von Verwundung, von Hunger, von unsäglichem Erdulden, von Unbedanktheit, davon welche unter euch sein müssen hier und überall, gilt mir freilich mehr." Cornelius Friebott

sagte: „Nein, ich will mir keine suchen, die für meine Gedanken Krieg führen sollen; ich will aber wohl so viele Deutsche zusammenrufen als ich kann, damit wir uns einig werden über das, was uns allen fehlt. Oder wie soll die träge Gerechtigkeit in der Welt, die es doch gibt, aufwachen und sich unserem Volke zuwenden, wenn ihr nichts als Widerspruch und Wirrheit vorgetragen wird, dabei ein Deutscher vom andern behauptet, was dieser für Not erkläre, treffe nicht zu? Wie? Und das sollt ihr glauben: Weil ihr eure tiefste Not selber niemals nicht ausgesprochen habt, weiß die Welt bis auf diesen Tag nichts davon. Niemals hatte es das Unrecht bequemer als an den Deutschen, aber dann sind wir an des Unrechtes Dauer mitschuldig." Er sagte: „Nein, ich will keinen suchen für den Krieg, ich will alle suchen gegen den Krieg. Wenn ein Land übervoll wird, dann kommt die Stunde, und daran ist nichts zu ändern vom Geiste aus, daß die Menschen die Grenze überfallen müssen vor dem Hunger her, oder daß sie binnen einander abschlachten um das eigene Leben, weil sie Menschen sind! Und beides ist Krieg! Aber sollen uns die andern warnen, oder soll die Warnung von uns ausgehen?" Cornelius Friebott sagte: „Ich habe gestern von Hilwartswerder gesprochen als Beispiel. Ich habe von uns allen gesprochen und nicht vom Unterbringen des Einzelnen. Die Einzelnen sind untergebracht, wenn das Volk Raum hat nach Zahl und Leistung. Ich habe gestern bewiesen, daß bei uns in Deutschland hundertzweiunddreißig Menschen auf tausend Meter im Geviert stehen, wenn es keine Güter mehr gebe und keine Wälder und keine Großbauern und nichts als Gleichheit, und daß die hundertzweiunddreißig mit jedem Jahre und jedem Monate zusammenrücken müssen; und das heißt, von den nicht sechsundsiebzig Metern im Geviert, die heute einer als Spielraum um sich hat, wenn alles in Deutschland gleich verteilt ist, muß er abgeben und wieder abgeben, obgleich sie ihm selber nicht mehr

reichen, zur Nahrung nicht, zur Kleidung nicht und zu seinem und seiner Kinder Spiel nicht; je näher aber der Nachbar ihm rückt und je mehr er ihm nimmt und die Kinder stört, desto finstrer wird einer dem andern werden, und so geht es bei uns zu!" Cornelius Friebott sagte: „Ich weiß, daß durch Landmangel die besitzlose Klasse entsteht. Ich weiß, daß Landmangel die Ursache ist, daß heute in Deutschland die besitzlosen Leute überwiegen. Aber so ist es in alten Zeiten nicht gewesen, sondern was einer brauchte, das hatte er." Cornelius Friebott sagte sehr laut: „Aber in der Welt herrscht noch kein Landmangel!" Cornelius Friebott sagte: „Mag sein, es gibt hier und dort große Güter und Liegenschaften in Deutschland, die zu Nutzen aufgeteilt werden könnten. Vom einzelnen Nutzen und vom Nutzen von hundert und tausend Mann ist hier nicht die Rede, sondern von der Not von siebenzig Millionen. Und deshalb geht mich der alte Streit nichts an, ob große, richtig bewirtschaftete Güter zur Versorgung der großen Städte ohne Landwirtschaft nötig seien, weil sie mehr erzeugten und abgäben als eine entsprechende Zahl Kleinwirtschaften. Denn daran sollt ihr fortwährend denken, die hundertzweiunddreißig Mann sind auf tausend Meter im Geviert gerechnet, als ob es keine Güter gebe." Cornelius Friebott sagte spöttisch: „Ja, ich weiß auch, daß es noch Ödland und Moore und einsame Heide in Deutschland gibt. Ich habe auch gelesen, daß das neue Deutschland nun mächtig dabei ist, Heide und Moor zu vertilgen, und daß, wenn alles unter den Pflug kommt, das letzte Stück eigenwillige Natur, und dazu die richtige Düngung erhält, in anderen fünfzig Jahren dreihunderttausend Menschen mehr auf dem Lande sollen leben können! Aber in die tausend Meter Geviert, darauf die hundertzweiunddreißig Menschen stehen, ist dieses Ödland schon ganz eingerechnet. Und um dreihunderttausend Menschen wachsen wir in einem Jahre zu. Und mir scheint, die letzten Reste eigenwilliger Natur zwischen uns waren auch etwas

werk und waren wie ein freier Garten für das ganze Volk. Und mir scheint, der kleine Gewinn des Einzelnen wird immer von denjenigen vornhin gestellt, die sich an der einen allgemeinen Not vorbeidrücken möchten. Und mir, mir scheint, es gibt keinen ärgeren und törichteren und gefährlicheren Satz als jenen, der deutsche Boden biete noch Raum genug und reiche Entwicklungsmöglichkeiten. Und er ist so sündhaft falsch und verlogen wie das alte Gerede, daß ein Volk, wenn es nur immer Fabriken zubaue, schon leben und zuwachsen könne und der Weltverkehr täte den Rest."

Die ruhige Stimme war über den spöttischen Ton zu raschem, zornigem Reden gekommen. Der laute Ton, gewiß mehr als der Inhalt der Sätze, oder auch eine heimliche Beschwerde rief den Landjäger zurück auf den Plan. Er hob plötzlich in der Mitte des Platzes den Arm. Er verlangte: „Sie müssen jetzt auseinandergehen. Es darf hier nicht weiter gesprochen werden. Es ist keine Erlaubnis eingeholt worden. Ich kann es nicht zulassen, es ist gegen meine Vorschrift." Der hinzugeholte Fremde mit seinen Leuten setzte sich kurz zur Wehr, ihm müsse noch Gelegenheit geboten werden zur Antwort. Grimm stand nahebei und horchte hin; er begann zu meinen, der Widerspruch geschähe nur mehr zum Scheine, und dem Fremden liege nicht sehr viel an einem neuen Gange.

Als Grimm sich umwandte nach Cornelius Friebott und der jungen Frau, waren beide verschwunden. Er fragte in der Wirtschaft bei Becker. Becker antwortete: „Ja, sie wohnen hier bis morgen, aber sie sind eben nicht da." Grimm ging zum Festplatze und sah die Straßen des Ortes hinauf und hinunter. Danach blieb er auf der linken Seite der Weser. Er schloß aus der Antwort von ein paar Kindern: „Vielleicht sind sie ein Stück dem Walde zu, und dann begegne ich ihnen auf dem Heimwege."

Am nächsten Abend saßen Cornelius Friebott und Melsene Friebott zusammen mit der Hausfrau und dem Hausherrn und auch mit dem andächtigen, achtjährigen Jungen — denn der hatte gebeten, ob er noch eine kurze Zeit aufbleiben und zuhören dürfe — zwischen den Büchergestellen und den Gemälden und dem Gestühl von Mahagoni und goldglänzenden Leisten und Beschlägen an dem runden Tisch im hochfenstrigen Arbeitszimmer des Klosterhauses von Lippoldsberg. Das Mädchenbild der geliebten Mutter des Hausherrn blickte in den unerwarteten Kreis, die edle erzene Standuhr der Mutter, von der letzten Weihnacht im Elternhause, tat ihre silbernen, singenden Schläge in das Erzählen, und aus den weißen Rosen in der kristallenen Amphora sprengte sich, wie es immer geschieht an den Herbstabenden, diese und jene aus stolzer Fülle in den Tod, die kräftigen leuchtenden Blätter hinwerfend auf einen Schlag wie Karten. —

Grimm hatte die, die jetzt seine Gäste waren, abends vorher nicht mehr getroffen, aber an diesem Nachmittage waren sie durch ein schicksalhaftes Begegnis in das Haus gekommen, darinnen schon an zwei Abenden von ihnen die erwartungsvolle Rede ging. Sie hatten Hilwartswerder mittags verlassen, sie gedachten über Nacht in Bodenfelde zu weilen; das Gepäck sollte ihnen der Wirt nachfahren, sie selbst wollten im Vorüber hinein in die Klosterkirche von Lippoldsberg. Beim Eintritt in die Kirche durch die kleine Pforte, die dem Altare gegenüber liegt und in die Vorkirche führt unter der Empore und durch die der Kirchenjunge und der Maurer Driehorst zum Läuten gehen, erlitt Cornelius Friebott einen Unfall. Es gibt da zwei Stufen, die erste hinein in den Kirchengraben, die zweite hinab in die geheimnisvolle Vorkirche. Vielleicht ging der sichere, bewegliche Mann zu rasch in Wiedersehensfreude mit der Kirche seiner Jugend und Kinderliebe. Sie wußten nachher beide nicht, wo und wie er den Fuß falsch aufgesetzt habe. Er hielt den

Hut schon in der Hand, er stützte sich innen auf die eisernen, halbhohen Schutzflügel, die Tieren den Einlauf in das Heilige verwehren sollen. Er sagte erschrocken: „Melsene, ich kann nicht weiter.“ Sie beugte sich und fühlte, daß der rechte Fuß schwelle. Er sah in die Kirche, sie merkte, daß ihn das Gelenk sehr schmerze. Da erschrak auch sie vor sorgender Liebe trotz ihrer Schwestererfahrung. Sie sagte: „Tue den Arm um meine Schultern, ich stütze dich hin zu den Bänken. Du brauchst nicht aufzutreten. Willst du das?“ Er sagte: „Ich weiß nicht ...“ Und blickte wieder hin nach dem hohen Chore und bat: „Sieh du wenigstens die Kirche an, ich warte hier.“ Sie antwortete: „Die Kirche will ich ansehen, wenn ich genau weiß, was es bei dir ist.“ Er sagte: „Als ich vor acht Jahren hier war, hatte die Gemeinde den Arzt in das Herrenhaus des aufgelösten Staatsgutes untergebracht ...“ Sie stützte ihn hinüber zum Hause und hinein in die offene Türe und zu einem Stuhle und klopfte an der Zimmertüre gegenüber und lief, weil kein Herein ertönte, die breite Treppe hinauf.

Grimm und sein Junge waren allein im Hause; sie trugen das gespaltene Winterholz, die großen Kloben, die Tag und Nacht brennen müssen für das Arbeitszimmer, und das kurze Holz für den Herd und die anderen Öfen vom feuchten Hof auf den trockenen Boden, Korb nach Korb die breite Treppe und die Bodentreppe hinauf, das Kind den Korb fast so voll gepackt wie der Mann. Sie hatten sich bei dem einen Gange ein wenig versäumt, weil der Junge darauf bestand, sein Holz nach dem Ausschütten zu bansen. Als sie hintereinander die Bodentreppe herunter gepoltert kamen, stand die junge Frau oben im Treppenhause. Grimm erkannte sie gleich. Sie sagte: „Ach, auf mein Klopfen hat nirgends jemand geantwortet, dann habe ich Sie auf dem Boden gehört. Mein Mann sitzt unten, er hat sich etwas getan, als wir in die Kirche wollten.“ Da begriff Grimm, daß sie in ihm den Arzt vermute, und das Kind war gleich

fort wie ein Pfeil und traf den jungen Doktor im Nachbarhause daheim und brachte ihn an.

Es war eine böse Verrenkung mit heftigem Bluterguß ins Gelenk. Der Arzt sagte: „Kalte Umschläge, später warme Umschläge; vielleicht geht es in acht Tagen wieder, vielleicht dauert es drei Wochen. Das kann ich heute nicht voraussagen.“ Danach ergab sich das andere. Grimm hatte an die ferne Farm am Flusse Nahoon im Kaffernland erinnert und an den Ritt an den Fluß Gonubie zu den südafrikanischen Friebotts; und die Hausfrau war hinzugelangt von ihrer Gartenarbeit; und als Melsene Friebott fragte, ob der Junge mit ihr gehen dürfe, damit sie zusammen ein Fuhrwerk fänden nach Bodenfelde, hatten der Mann und die Frau geantwortet: „Sie beide bleiben hier. Wernt kann in das Dorf laufen und kann bitten, daß der Wagen mit Ihrem Gepäck aufgehalten und hierher gesandt wird.“

Und bei der klaren Einfachheit der beiden Frauen und der afrikanischen Gewohnheit der beiden Männer, zu jeder Zeit und in jeder Lage selbstverständliche Gäste und Wirte zu sein, war die Annahme ohne viele Worte erfolgt.

Und Cornelius Friebott ruhte und erzählte seine Geschichte seit der Abschiedsnacht auf dem Büffelflusse, er erzählte in großen Zügen für den lauschenden Jungen und die Hausfrau am meisten, noch nicht in die Ecken und Spitzen hinein für den fragenden Mann wie an allen folgenden Tagen. Er erzählte vielleicht auch für das junge, schöne Mädchen, nein, für die junge, schöne Frau, aber sie sah wie ein Mädchen aus einer Sage oder einem frühen Liede aus. Er erzählte gewiß für sie, er schwieg gleich, wenn er spürte, daß von den festgeschlossenen Lippen ein Lachen gleiten wollte oder ein bewegtes oder ein neckendes Wort, darin sie seine einsame Vergangenheit jetzt mit ihm durchlebte. Ja, er erzählte auch eigentlich von ihr aus. Woher sonst

wäre sie, von der doch selber kaum die Rede war, nicht nur dem horchenden und beobachtenden Manne, sondern auch der stillen Frau und dem andächtigen Kinde so sehr als Wesen seiner Geschichte erschienen? Grimm stand dann und wann leise auf, um sie ohne Störung betrachten zu können; dann sah er, daß die stille Frau die blonde Gästin ansah und sich an ihr labte, und er sah auch, daß das Kind, während die Ohren die deutsche Odyssee des Mannes tranken, seine Knaben-Traumaugen auf das Mädchen Melsene, auf die junge Frau Melsene gerichtet hielt.

Als der Junge nach Hinweis auf den Schulmorgen zu Bette gegangen war, erklärte Cornelius Friebott erst nüchtern, dann bei zunehmendem Eifer sein Vorhaben. Er sagte, sein Vetter George und auch der frühere Teilhaber in Keetmanshoop seien in guten Verhältnissen geblieben, sie hätten beide vorgeschlagen, die geschuldeten Hauptsummen zu verzinsen und in Teilen abzuzahlen, so lange er nichts Besonderes plane. Die Zahlungen würden durch sehr viele Jahre dauern und stellten ihn und die Frau sicher. Er habe also anders als die meisten aus Ausland und Kolonie vertriebenen Deutschen Freiheit der Wahl gehabt und habe fragen dürfen: „Was schulde ich jetzt? Was schulde ich jetzt, da ich diesen sonderlichen, langen Weg gehen mußte, darauf ich doch zu ihr“, er wiederholte, da sie errötete, „ja, doch zu dir, Melsene, hingeführt wurde? Was schulde ich jetzt, da ich in einer Zeit jeglichen Elendes von äußeren Sorgen frei bin und als Mann von fünfundvierzig Jahren die Gefährtin erhielt, von der ich dreißig Jahre lang wußte als wie von einem unerreichbaren Wunder, zu der ich dreißig Jahre lang immer, und ihrer eigenen Geburt voraus, gehörte.“ Er sagte zu dem schönen, herben Mädchengesichte gewandt: „Wenn einer einmal ausspricht, muß er ganz aussprechen dürfen, Melsene.“ Er sagte: „Jedes Leben ist zu einem Werke da. Und wenn der Himmel in ein Leben, als es am tiefsten in die Tiefe zu sinken schien mit

jedem Wollen und jedem Glauben und jeder Hoffnung, unerhört schenkt, geschieht es niemals zur Ruhe und niemals zum Genusse, sondern daß etwas werde ..." Er sagte: „Mein seliger Vater und meine Mutter sind einen entschlossenen harten Talweg gegangen, den Verhältnissen gehorsam; so wie sie die Verhältnisse begriffen. Und wie hat mein Mannesleben angefangen? — Und soll ich dagewesen sein für Abenteuer und Arbeit und Verlust und Verdienst und für Sehen und Hören und Erfahren, und was es alles war, damit es sich an mir ereignete und an mir vergangen sei? — Und soll ich leben geblieben sein aus dem weggeworfenen deutschen Kriege der Millionen Toten ohne neue Verpflichtung und, um etwa zu mir selbst zurückzukehren zusammen mit einer schönen Frau und unverarmt in irgendeine weltverschlossene Bequemlichkeit, von der mein Vater und meine Mutter, aber auch meine Vorfahren sich nichts träumen ließen? — Sollen Vater und Mutter also umsonst hart gegen sich und ihre Sehnsucht gewesen sein? Und wenn alles an mir umsonst geschehen ist als eine große Laune oder auch als gar keine Laune sondern als eine Gleichgültigkeit, soll etwa Sansibar und soll der Burenkrieg und St. Helena und der Erckerttod und der deutsche Krieg und sollen die deutschen Gefangenschaften in der ganzen Welt umsonst gewesen sein, umsonst und zum vergessen oder zu verfluchen oder zu verhöhnen, wie der Kerl geartet ist, der sie in den Mund bekommt?" Er sagte: „Ich will es nicht, ich kann es nicht, bei Vater und Mutter und bei den Bochumer Toten und bei meinen Toten aus dem Burenkriege und beim Erckertzuge und Erckerts Sterben und bei den Jahren 1914 bis 1918 und den Toten, die sich daraus andrängen, und auch bei meinen anderthalb Gefangenenjahren und bei der frechen Lüge dieser Gegenwart, ich kann's nicht ..."

Er sagte nach einer Weile, in der es bis auf den Pendelgang der Uhr und die verhaltenen Atemzüge und das Rauschen des Mühlenfalls und das gedämpfte Rauschen der

Weser ganz stille war im Zimmer: „Sie schreiben. – Ich kann nicht schreiben. – Ich habe vielleicht auch nicht mehr die Zeit dazu.“ Er sagte: „Ich behaupte nicht, daß ich reden kann, aber es ist der kürzeste und der am wenigsten abhängige Weg.“ Er sagte: „Ich habe mir alles wohl angesehen, wie ich die Pflicht erfüllen könnte. Ich will es Pflicht nennen, weil Berufung eitel klingt; mit Selbstvergrößerung hat es aber nichts zu tun. Ich weiß einfach, daß es das ist, was ich soll. Das weiß ich jetzt genau. Denn was ich erlebt habe, habe ich erlebt, weil ich ein Deutscher bin; und was also von mir dabei ist, ist meine Deutschheit, so wie sie herausgewachsen ist aus diesem Tale und aus diesen Wäldern und von diesem Flusse und aus der Volksgemeinschaft.“ Er sagte: „Ich bin an den äußeren Rand des deutschen Volkes geraten, ganz außen hin, bei seinen ungeheuren, unbewußten, geduldigen Versuchen, das Unrecht gut zu machen, das es an sich selbst getan hat, und das die andern Völker als himmlisches Recht übernahmen, weil es ihnen bequem war.“ Er sagte: „An jedem Rande sind Bewegung und Widerstand am stärksten zu merken. Was ich erfahren habe, das bringe ich jetzt zurück.“ Er sagte: „Nein, mit Schreiben geht es nicht, das habe ich nicht gelernt. Und wer schreibt, muß die Zeitungen finden, die ihn drucken wollen; und wenn er in den Zeitungen rechts schreibt, wird er links nicht gelesen, und wenn er in den Zeitungen links schreibt, rechts nicht, und wenn er im Norden schreibt, im Süden nicht und so fort und immer weiter. Und mit der Partei geht's gar nicht, denn was hat die deutsche Sache mit einer Partei zu tun? Und mit Büchern ist's fast wie mit Zeitungen; wenn einer durch seinen Verlag nicht schon gestempelt und gezeichnet ist, steht das Gefallen des verkaufenden Buchhändlers zwischen ihm und dem Leser. Und zweiunddreißigtausend Bücher erscheinen im Jahre und täuschen gleich den Zeitungen Taten vor, die nicht geschehen ..., und auf diesen Unfug sind wir stolz.“ Er sagte: „Zum

deutschen Volke kann heute niemand mehr, wenn er nicht mit eigenen Füßen zu ihm hingeht und mit eigenen Augen in seine Gesichter sieht und mit eigenem Munde in seine Ohren redet. Der Anfang muß im Kleinen geschehen. Beim Anfang muß einer fortwährend antworten können, beim Anfang muß er selber da sein, dem es geschah ..." Er sagte leise: „Was endlich wird, kommt auf die Nachfolger an; aber nach den Nachfolgern habe ich nicht zu fragen, ich muß aussprechen, was ich außen lernte, das ist meine Berufung und sonst nichts ..." Er sagte unsicher: „Wenn es in den Leuten der engen Zimmer und der langen Arbeitswege und des Neides und der Entmündigung, dahinter doch fast überall eine Hoffnung für die Kinder verborgen liegt, wenn es auf den Straßen nicht brennt, wird Deutschland nie geschaffen werden."

Es war wiederum sehr stille im Zimmer. Er sagte in die Stille hinein: „Ich weiß, was Sie jetzt denken; Ihnen beiden will nicht eingehen, daß ich mit ihr wie ein amerikanischer Quacksalber oder ein barbeiniger Naturmensch von Dorf zu Dorf oder von Kleinstadt zu Kleinstadt laufen will, und daß wir uns bei den Festen und auf den Gassen und an den Brunnen und in rauchigen Wirtszimmern hinstellen sollen; es ist Ihnen beinahe körperlich zuwider aus Ihren ererbten Gefühlen heraus." Er sagte: „Es geht aber nicht anders, ich kann es nicht anders ..." Er sagte heftig: „Da die, die die Führerschaft jeweils hielten, sich immer wieder davon abbringen ließen, zu Deutschland zu führen, zum Deutschland für alle Deutschen, muß der neue Weg gefunden werden, darauf sich Führer und Volk begegnen können, und darauf kommt zuerst es an, daß er genannt wird."

Was sollte man zu allem sagen, da doch seine Hoffnung die eigene Hoffnung, sein Glaube der eigene Glaube und die Sehnsucht die Sehnsucht eines Volkes war?

Melsene Friebott schlug den Abendabschied vor und sah, da sie jetzt stand, ernst aus und blaß. –

Grimm sagte, als er und die stille Frau im Hause abschlossen: „Es kann doch auch so sein, daß sie durch das Gedränge neben ihm und für ihn vor ihm hergeht als wie die Gestalt seines Gedankens; es kann doch auch so sein, daß sie beide wie Führer aus dem Volke heraus erscheinen um das, was sie anbringen ...“

Cornelius Friebott war ein ungeduldiger Pflegling. Es riß und zehrte an ihm, daß er nach dem ersten kurzen Schritte auf dem vorbestimmten Wege aufgehalten sei. Auch wenn er sich einmal ganz und gar weggeredet hatte aus der Gegenwart in irgendeine Strecke seines früheren Lebens hinein, mußte der Hörer bereit sein zuzupacken, damit er, seines Schadens vergessend, nicht unversehens hochfahre und auf die Füße springe und hin- und herzurennen versuche wie ein Tier hinter Gittern und also alles frisch verderbe.

Um ihn abzulenken, schlug Grimm der jungen Frau vor, sie wollten, wen es anlocke aus der Gegend, auf den Vorsaal des Klosterhauses kommen lassen, und Cornelius Friebott solle sitzend sprechen, es gelte doch hier auch, was er sonst sage: „Wenn es bei e i n e m aufwacht, oder wenn es einer zu einem trägt, bei dem es aufwacht, so war es die Mühe wert.“

Am achten Tage kam der Abend, und hundertzehn Leute saßen in dem geheizten Vorsaal. Es war natürlich nicht wie außen auf der öffentlichen Straße, wo jede Art Mensch zwischen Werk und Vergnügen und in Arbeits- und Feierkleid nach Willen stille steht und horcht und sich abwendet und näher drängt und vielleicht zwischenruft und droht oder sich auch gegen einen Rufer oder Störer kehrt; es war auch nicht wie in einem Wirtshause, wo jeder mit seinem Gelde sich keck behauptet; sondern die Besucher saßen in Sonntagsröcken still da und fühlten sich zu Gaste. Cornelius

Friebott sagte ungefähr: „Wir sind zu viel Menschen in einem zu kleinen Lande. Ehe Wandel geschaffen wird, kommen wir nicht in Ordnung. Ehe Wandel geschaffen wird, können wir untereinander und unser Volk mit den andern Völkern nicht mehr wirklich zusammen leben, ganz einerlei, wer herrscht oder regiert bei uns oder bei den andern oder welcherlei Verträge noch gemacht werden. Im aufgeschwollenen Beamtenkörper, bei allen Lehrständen, im Handel, in der Industrie müssen bei uns als tote Last die Unfruchtbaren wie nirgendwo in der Welt mitgeschleppt werden, die ihr rechtes Unterkommen nicht fanden. Aus der Sehnsucht nach Selbständigkeit und Besitz und Freiheit ist bei uns in Deutschland der soziale Unfriede entstanden, aus der vergeblichen Sehnsucht derjenigen, die genug leisteten, um Besitz und Selbständigkeit und Freiheit zu verdienen. Wo Deutsche bei eigener Leistung zu Besitz und Selbständigkeit und Freiheit in der Regel kommen konnten, etwa in unserem geraubten Deutsch-Südwestafrika, gab es den sozialen Unfrieden nicht!" Er sagte ungefähr: „Im alten Deutschland war aber nicht nur die Gelegenheit, zu Selbständigkeit, Freiheit und Besitz zu kommen, auch für den leidlich Tüchtigen außerordentlich gering und viel zu gering für den gesunden Mut, sondern, das hat jeder oft gelesen, elfeinhalb Millionen aller Menschen waren auf die Ernährung vom Auslande her angewiesen. Für diese elfeinhalb Millionen reichte das Korn und der Weizen und die Kartoffeln und Butter und Milch und Eier und das Fleisch Deutschlands nicht mehr trotz fremdem Kraftfutter und künstlicher Düngung. Damit sie Deutsche bleiben konnten, damit sie innerhalb der deutschen Grenzen wohnen bleiben konnten, mußten das Korn für sie und die Kartoffeln für sie und die Molkereierzeugnisse und natürlich die Kleiderwolle für sie draußen in der Welt gekauft werden. Es kann niemand lange kaufen mit Schulden, der Einzelne nicht und kein Volk; es kann einer auf die Dauer nur kaufen mit dem,

was er besonders herzugeben vermag. Wir gaben von dem her, was unsere Fabriken herstellten, wir mußten immer mehr herstellen und immer mehr und gelegentlich zu sehr niederen Preisen verkaufen, weil die deutschen Menschen, die wir nicht ernähren konnten, zunahmen, und weil wir zur größeren Herstellung eine größere Masse an Rohstoffen brauchten, die ebenfalls bezahlt sein wollten. Aus diesem Nächsten heraus denkt einer heute leicht, bei Übervölkerung eines Landes gehe es nur um die Speisekammer und den Kleiderschrank, und das heißt um Hunger und Frieren allein, wie es so viele bei uns erfahren, seitdem durch den Betrug von Versailles unser Land zerschnitten, unsere Ausfuhr gelähmt, aber unser Volk noch mehr zusammengedrängt worden ist..." Er sagte ungefähr: „Daß es sich um Nahrung und Kleidung und eigentlich nichts anderes handele bei den deutschen Menschen ohne Raum, das scheint auch aus dem oft nachgeschwatzten Satze hervorzugehen, wenn nur dies und das geschehe an noch besser auszunutzender Wirtschaft, dann könne das ganze deutsche Volk deutsches Brot und deutsches Fleisch essen. Das ist ein guter Satz, wo er zu Taten führt; es ist aber ein ganz törichter Satz, wo er irgend jemand beruhigt vor der schwersten deutschen Frage, die es gibt." Er sagte: „Ich spreche aber heute von der andern Wirkung, ich sprach nicht von Nahrung und Kleidung, ich sprach vom sozialen Unfrieden vorneweg. Ich habe noch niemals gesehen, daß in einem Gedränge irgendeine Art Nächstenliebe geherrscht hätte. Ich habe gelernt und gesehen, daß Gelegenheit Diebe macht; ich habe auch gesehen, daß Gelegenheit anständige Menschen macht und daß Ungelegenheit sie verdirbt, das sehen wir in Deutschland jetzt überall." Er sagte: „Der als Bauer geboren wird, gehört an den Pflug auf sein Land und nicht in eine eingeschlossene Werkstube; und wer als Jäger geboren wird, gehört außen hin; und der Soldat, der es ist, gehört an die Waffen zum Schutze der Gemeinschaft; und zur Ma-

schine gehört der, den sie nicht knechtet; und jede Liebe und jeder Verstand und jede Lust und jeder Mut gehören zu ihrer Sache. Aber bei einem übervölkerten Volke, wie wir es sind, ist alles vertauscht, und wenn aus den Bauernenkeln Barrikadenkämpfer und Krakeeler, aus den Jägern Strauchdiebe und Wilderer und aus den Soldaten Totschläger und Säufer werden, dann gehört es zur Übervölkerung und ist wie Wasser bei verschütteten Gräben und Dampf bei verstopften Röhren und wie jegliche vergewaltigte Kraft, sie muß heraus, weil sie da ist, und wo sie nicht dienen darf, da muß sie zerstören. Und bei einem übervölkerten Volke ist irgendwo jede Kraft und jeder Sinn und jede Gabe vergewaltigt, und wie bei allen Kranken gedeiht bei ihm das Ungeziefer und die Verschrobenheit." Er sagte: „Landvolk wisse, daß zu dichte Saat kümmere und weder volle Frucht noch starken Halm bringe; Landvolk verstehe, von wann an jedes mehr eingesäte Korn den Ertrag des Ackers und Gartens schmälere. Und nicht anders ginge es mit den Menschenleibern zu, sie brauchten Raum oder verwüchsen." Er sagte: „Aber Landvolk, selbst wenn es aus Kleinbauern oder Arbeitern mit kleinem Eigenland besteht, schätzt eines zu gering: Landvolk schätzt zu gering, was in der Lehre einer internationalen Partei der Fluch der Lohnknechtschaft genannt wird, den es aber nirgendwo draußen in der Welt sondern nur im engen Deutschland und im Besonderen seit dem Betruge von Versailles wirklich gibt; wo einer schafft samt den Kindern und von Eltern und schon Großeltern her und auch fleißig ohne Besitz oder bei verlorenem Besitze, ohne Gabe oder bei verkehrter Gabe und ganz ohne Hoffnung auf Fortschritt und mit keinem anderen Bande an die zufällige Arbeit gebunden als dem Lohne, davon er leben muß, um nicht zu betteln oder zu gaunern. Landvolk schätzt den Fluch und den daraus aufbrennenden Haß zu gering, auch dort, wo es vor Enge und sich verkleinerndem Besitze schon selber

unzufrieden zu werden beginnt.“ Er sagte: „Wenn sich der Haß gegen den Staat richtet, das ist verständlich und auch nicht einmal unverständig, denn seine Grenzen sind das Hindernis und seine Grenzen hemmen bei uns ein. Bei allen andern Völkern geht's darüber hinaus!“ Er sagte: „Aber wer ist der Staat?“ Cornelius Friebott sagte: „Einmal waren die Führer der Staat; und heute meint das Volk immer noch, der Staat sei jemand anders; und inzwischen ist es dahin durchaus gekommen, daß wir mit Erlaubnis der Fremde leben, weil wir nur mit Erlaubnis der Fremde arbeiten, und das heißt, die Fremde kann unsere Art richten und verderben, ganz wie sie will. Und wir tun, als ginge uns eben das nichts an ...“

Nein, es war keine Luft um die Rede. Die Hörer meinten ohne Zweifel samt und sonders, sie seien nicht der Staat, der Staat sei jemand anders. Sie klatschten, als sie begriffen, Cornelius Friebott sei zu Ende, um nichts zu versäumen. Sie fühlten sich in keiner Weise betroffen. Wenn der Sprecher gesagt hätte, ihr sollt selber was zubekommen oder selber was hergeben, wären sie in innere und äußere Bewegung geraten, aber davon war doch nicht wirklich die Rede. Sie dachten ungefähr, langsamer Gedanke zu langsamem Gedanken gesetzt: „Ja, das ist auch so, Deutschland hat nicht Land genug. Und eigentlich könnte ich selbst einen Happen zubrauchen. Aber man kriegt doch nie was zu. Nein, geschenkt bekommt man gar nichts. Und jeder muß sich selbst helfen. Wer Kriegsanleihe gezeichnet hat, der hat zum Beispiel sein Geld verloren. Und wer die Goldstücke hergegeben hat, war dumm. Und was haben die davon, die Soldaten geworden sind? Und was hat der davon gehabt, der damals richtig abgeliefert hat? Jetzt muß jeder sich um seine eigene Sache kümmern, sonst kann er sich den Mund wischen. Und wer ist heute obenauf? Der ist heute obenauf, der sich von seiner eigenen Sache niemals nicht hat abbringen lassen. Das andere ist kein

Geschäft, oder das andere ist nur ein Geschäft für die, die es verstehen." Als sie sich erhoben, war Cornelius Friebotts Stimme noch einmal zu hören: Ob jemand etwas zu fragen habe. Sie standen gleich stille und sahen sich um und sahen sich an, und welche lächelten und welche flüsterten an der Türe. Cornelius Friebott sagte: „Nicht? — Dann danke ich Ihnen!" Da klatschten sie nochmals, und gingen schwatzend die breite Treppe hinunter, und die Männer rissen Streichhölzer an vor der Haustüre, und der Rauch der zahlreichen in Brand gesetzten Zigarren war bis in die Zimmer und bis in den Vorsaal hinauf zu spüren, wo die Wände feucht erschienen von dem Herbstabend und der Menschenansammlung.

Am nächsten Nachmittage ging Grimm mit Melsenen Friebott durch den besonnten Wald. Die Mädchenfrau trug sich durch den roten Buchenschlag und die Fichten und die Birkengänge und entlang den Silberplätzen, als ginge ein Zelter unter ihr bei segnendem Umzuge. Grimm wollte vom Vorabend sprechen. Er wagte den Anfang nicht, um das Hinundher zwischen der Sonne und dem Walde und der Mädchenfrau nicht zu stören. Sie redeten also vom Lande und von der Sababurg und Bursfelde und dem Kinde Melsene. Mitten inne, oben über den Silberplätzen, wo die weite Aussicht ist von Arenborn bis Uslar und durch das Schwülmetal in den Solling, brach sie das Gespräch ab und sagte, noch während sie sehr aufgerichtet ausschaute, hin in die Luft: „Das weiß er auch, daß er denen gleichgültig bleiben wird, die etwas besitzen und die jetzt und in diesen Zeiten meinen, nur bei Ruhe lasse sich Eigentum wieder retten und befestigen. Und vielleicht schweigen sie ihn ganz fort." Sie sagte, da beide noch standen und Grimm noch deutend Ortsnamen nannte, wiederum hin in die Luft: „Er hofft, daß ihn die zuerst hören sollen, die es heute für sich nötig haben, und die sich also Proletarier nennen,

weil man es ihnen so lange vorgeredet hat, und dazu vielleicht noch die Soldaten von vorn und die Deutschen von draußenher. Das hofft er. Denn viele müssen es freilich aufnehmen und weiter tragen nach allen Richtungen, anders ist es umsonst! Wie soll es dienen, als wenn es die Mehreren des Volkes jede Stunde fühlen und jeden Tag frisch verlangen?" Sie sagte ein drittes Mal hinaus in die Weite und kühl und hart: „Er weiß aber schon, daß diese Nächsten ihm feindlich sein werden, weil es in Deutschland kein Volk mehr gibt, sondern fast nur Gängler und Geschäftemacher, die er stört, und gehorsame Geschäftebesorger, die jene aufrufen werden gegen ihn. Und zwischen Verschweigen und Verschreien wird er seinen Weg hingehen. Er weiß es und möchte es nicht glauben." Und sie sagte ein viertes Mal, aber bei abgewandtem Gesichte und bei leiser, suchender Stimme: „Ob ich die Feindlichkeit nicht ein wenig aufheben könnte, wenn ich hülfe an ihren täglichen gewöhnlichen Dingen auf einfache Weise, wenn sie verstünden, ich sei seine Frau und hierum mit dabei ... und weil sie doch schon so viele Worte gehört haben —, und es wären nun Worte von einem, der nichts für sich wollte, und dazu einfaches Helfen ..." Sie schritt plötzlich weiter; sie schien jetzt gebeugt, aber es war vielleicht, weil die Sonne vergangen war, oder weil sie eine steile, frisch gekappte Schneise auf den Zwersberg hinaufstiegen. Als sie oben auf dem Berge zwischen den zwei Wahrzeichen, den beiden einzelnen Buchen, noch hintereinander gingen, fragte der Begleiter nach vornehin: „Und hat er Ihnen das andere so gesagt?" Da wandte sie sich um und stand und antwortete von neuem aus ihrer gesegneten und segnenden Schönheit heraus: „Gesagt? — Nein. Wie sollte er mir das sagen mögen? Aber ich bin doch bei ihm."

Danach blieb der Weg stille bis zum Waldausgang. Der Begleiter dachte: „Ich kenne ein Gedicht ... ich kenne ein schönes Gedicht ...", und dann fand er es:

„Du hörst in mir das Gehen aller Türen,
und ob ich noch so leise sie bewege.
Du wandelst in mir die geheimsten Stege,
davon ich selbst nicht weiß, wohin sie führen."

Und so ist sie ihm. –

Im Weihnachtsmonate fing Grimm die Erzählung „Volk ohne Raum" zu schreiben an. Er sah, daß dies seine Pflicht und Berufung wäre, wie Cornelius Friebott das lebendige Wort als Berufung erkannt hatte. Er nannte den Helden der Erzählung Cornelius Friebott, er ließ die Menschen aus Cornelius Friebotts Leben und viele Menschen aus dem eigenen Leben in die Geschichte hineingehen; wofern er nur meinte, sie hätten das Leben des „Volkes ohne Raum" deutlich miterlebt. Er beschloß, auch sich selber zu nennen an den zwei Stellen, da er und Cornelius Friebott im Geflechte der deutschen Erfahrungen einander begegneten, sich selber und seine Nächsten und seinen Raum. Jedesmal, wenn er den eigenen Namen hinsetzte, war es empfindlich, es konnte als ein Wichtigtun gehört werden, und die Wichtigtuer verachtet dieses Buch; und wo sein und seiner Kinder Name, und besonders wo sein und seines Sohnes Name aufklingt, sollte es nichts anderes gelten, als wenn auf einem alten Bilde hinter der versammelten Gemeinde, der Maler sich und die Seinen demütig kniend hinmalte, weil sie eben zu dieser Andacht mitgehören.

Grimm meinte auch nicht, daß das Buch – wie sich einer ausgedrückt hat – für Taten wiederum entschädigen solle, die nicht getan sind; und wie es den Dichtern und Lesern bei manchem deutschen Buche und vaterländischen Liede, auch den Rednern und Hörern mit manchem deutschen Worte viel zu oft zugeht. Nein, weder Buch noch Wort sind jemals Taten. Buch und Wort sind nur Dienst; und wenn sie edle Kunst sind, dann führt dich ihr Dienst von dir fort, aber nicht in Traum und nicht in Rausch und nicht in Spott,

sondern in deine größeren Verhältnisse und deine größere Zugehörigkeit, die du hast und vor lauter Nähe verkanntest. Danach mußt du selber anfangen, danach beginnt die Tat bei dir.

Das Buch bot sich von Anfang an nicht als leichte und lachende Arbeit, die ganzen Notjahre legten sich auf das Buch, eines hinter das andere, so wie sie am deutschen Volke nun dauern und unabänderlich fortdauern werden, so lange gegen Gott und Natur dem einen Volke nicht Raum gegeben, sondern die sich verengende Enge nur besser oder schlechter verborgen wird.

Und auch mit einem Stücke Kolonie oder irgendeinem anderen pfiffigen Betruge wird die Enge niemals zum Raume; das verstehe, es muß ganze Redlichkeit sein, nach Zahl und Leistungskraft, oder es ist nichts!

Oder es ist nichts, und dann wird es auch weitergehen, mit Vergewaltigung und Erfindung und Ersatz und Peinigung und Schmeichelei, was eben an die Reihe kommt, und auch mit Spiel und Liebe und Gelächter und Tanz und Kindern und Kino und selbst bei Flugzeug und Liedern der Einzelnen, aber immer geschwinder fort von Schön und Gut und Gesund und Adel und Deutschheit, und das heißt von der unerfüllten, wartenden Natur unseres Volkes, und immer rascher hinein in die Unmenschlichkeit.

Untergang? Die Frage ist ganz falsch gestellt. Kein Volk geht mehr unter. Es fragt sich was aus ihm wird für seine Kinder und an seinen Kindern. Sonst nichts.

Cornelius und Melsene Friebott schrieben dann und wann in die Arbeit hinein. Die seltenen Briefe waren meistens Antworten. Zuweilen schienen sie im Lande vergangen, so sehr blieb es stille von ihnen; das war, wenn sie aufgehalten lagen und ruhig abwarten mußten und der Mann seiner Botschaft nicht mit öffentlicher Rede und Entgegnung sondern zusammen mit der Frau, wie diese es für sich geplant hatte, nur durch einfache Hilfe dienen durfte. Denn

in den aufgeregten Jahren galt hier und dort auch sein Auftreten als politische Störung; und obgleich die verschiedenen augenblicklichen Machthaber den Schwärmer verlachen zu können meinten, war er ihnen unheimlich, und sie ließen ihn von sich aus oder auf eine erwünschte, dumme Anzeige hin verbieten und ihm aufpassen. Vielleicht waren die Pausen, in denen sie für ihre Sache seelsorgten durch Handlungen, der jungen, segnenden Frau die besten gemeinsamen Zeiten. Kam ein Brief aus solchen Pausen und enthielt nur irgendeine Auskunft des Mannes, durch sie erteilt, dann war aus den ruhigen Zeilen sicherer Schrift der Sang eines Herzens zu hören.

Zweimal hatten Bekannte das Paar bei der Arbeit beobachtet und hatten sich von der Arbeit auch erzählen lassen. Was sie also zum Beispiel täten? Die Bekannten waren keine Schwärmer, die Bekannten zuckten mit den Achseln: „Sie sind ganz wahllos. Sie laufen auf irgend etwas drauf und packen zu. Sie fahren mit ein vor Regen, sie drücken einen zu schweren Handkarren, sie nehmen Lasten ab, sie schreiben Briefe für Leute und gehen mit ihnen zum Steueramte. Und dabei ist ihrem Schnitt und ihren Anzügen, der jungen Frau besonders, aber auch ihm, von weither abzusehen, daß sie eigentlich nicht dazu gehören."

Als er die Geburt eines Jungen anmeldete, glich des Mannes Brief ihren Briefen. Sie selbst schränkte mit einem Nachworte die Freude ein wenig ein, sie schrieb: „Werde ich nun immer neben dem Vater stehen können, wie ich es doch will?"

Diesem Briefe vom Kinde lag zum ersten Male ein früheres Schreiben Martin Wessels zum Lesen bei. Danach wurden auf Verlangen die Nachrichten über Martin Wessel und Ilsabeth reichlicher. Und es geschah, daß in der Goldstadt Johannesburg im Transvaal in Südafrika, vier Wochen Menschenfahrt mit Schiff und Bahn entfernt, sich das Schicksal dieses in den fremden Raum verirrten

Deutschen ohne Ahnung der Schreibenden schon erfüllt hatte, als in Deutschland am meisten nach ihm gefragt und über ihn geantwortet wurde.

Aber wie seltsam ist es, daß ein Mensch mit seinen Einbildungen ein Sandkorn sei in der Welt und daß Menschenschicksale dennoch als wie von Sternen bestimmt und um die Erde verschlungen erscheinen.

Eines Tages schrieb Melsene Friebott, sie hätten Nachricht vom Tode Martin Wessels; sie wüßten die Einzelheiten noch nicht, sie hätten nur gehört, daß der Jugendgenosse ihres Mannes schon vor Jahresfrist bei dem großen Streike in Johannesburg umgekommen sei und daß Frau Ilsabeth heimkehren wolle. Sie schrieb: „Wir haben vor, wenn Antwort da ist und sie bei den Verwandten ihres Mannes in Gottsbüren angekommen ist, wohin sie scheint's will, hinzufahren; er möchte sie sprechen, und vielleicht freut sich die arme Frau, seinen Jungen zu sehen." Mit er meinte sie den eigenen Mann. Sie schrieb: „Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich ihm den Tod des alten Kameraden verheimlicht, er lastet auf ihm. Er beginnt viel zu oft davon zu reden, und der Ruhreinbruch und die müde Lauheit in Deutschland haben es ihm ohnehin angetan. Ich weiß nicht, ob er von den rascheren Menschen des verlorenen deutschen Auslandes her einen schnelleren Fortgang unserer Sache vermutete und deshalb enttäuscht und bitterer, wenn auch nicht weniger hartnäckig, seinen Weg verfolgt. Ich sagte ihm neulich und wollte anfeuern und nicht etwa mit einer Lüge: Nelius, ich bin jetzt gläubiger als du, das heißt, die deutsche Raumnot wissen und glauben und sehen wir beide, und daß ohne Raum unserem Volke nicht zu helfen ist und von niemand, ich aber glaube, daß es das ganze deutsche

Volk eines Tages begreifen und in einer ung heuren Bruderkette seinen Raum und sein Recht fordern und erzwingen wird von der anderen Welt. Er antwortete mir: Du mußt es freilich glauben, Melsene, denn wer käme nach mir dran als du und der Junge?" — Sie schrieb: „Er hat mir vorgeschlagen, wir sollten irgendwo am Reinhardswalde ein Haus zu kaufen trachten, wo wir drei eigentümliche Heimat hätten, wo ich mit dem Kinde säße, und davon er ausginge, und wohin er kehren könnte zur Rast. Er gab zu, es komme ihn schwer an; ich sagte, mir werde es nicht nur schwerer, sondern unerträglich sein; dennoch kann ich nicht immer neben ihm stehen, bei unserem beweglichen Leben braucht mich das Kind zu Zeiten mehr, als wenn er und ich von einem festgefügten Zuhause aus arbeiten könnten. Und wenn wir nicht zusammen und nebeneinander waren, dann scheint mir, gibt es die Zusammenstöße, die ihn vergrämen und unserer Sache schaden." Sie schrieb: „Das weiß ich auch, daß niemand unangestoßen eine außergewöhnliche Aufgabe erfüllen kann, sondern wer sich in die drängende Welt stellt, der ist im Wege und muß mit den Ellenbogen seinen Platz halten und muß Ellenbogen dulden, das gehört dazu ..." Sie schrieb: „Er hat zwei Feinde erkannt: Jenen Besitz, dem es vor allen Dingen um Ruhe zu tun ist, damit er sich um Gottes willen erhält, und der — so drückt er sich aus — die beiden Masken Wirtschaft und Realpolitik abwechselnd trägt, und die heutige deutsche Sozialdemokratie. Er meint, der Besitz unseres Zeitalters sei nie und nirgends zu gewinnen, der Besitz müsse müssen und gehorche dem Muß, aber die Sozialdemokratie gelte es zu brechen, damit der Hunger wisse, wonach er hungere, und damit das deutsche Volk den eigenen Willen endlich wollen lerne." Sie schrieb: „Das ist alles richtig, nur die Fremdheit der Sozialdemokratie läßt sich nie ehrlich packen; wer den Marxismus greift, dem antwortet sie, nicht auf den Marxismus sondern auf den Sozialismus komme es an, und das andere

Mal wieder ist Sozialismus nicht Sozialdemokratie.“ Sie schrieb: „Dann wird er böse, dann wird er leidenschaftlich und rennt den Feind an und trifft die Fremdheit, die er treffen will, gar nicht, sondern die deutschen Arbeiter und Handwerker, die vor ihm stehen, die ja heute meinen, die Roten, das seien sie, weil sie eben Arbeiter sind.“ Sie schrieb: „Das geschieht, wenn ich nicht dabei bin, wenn ich ihn nicht ansehen kann, wenn ich ihm nicht ein Menschenlachen ansehen kann mitten in Zorn und Leidenschaft.“ Sie schrieb: „Ich erzähle das doch alles, weil ich mich ängstige und weil er heute abend wieder allein draußen steht.“ Sie schrieb: „Ich meine, er müßte tun, als sei kein Feind da, als wüßte er in Deutschland unter den deutschen von keinem Feinde; denn Suchende sind sie dennoch alle, sie suchen doch wenigstens für ihre Kinder eine Besserung, wenn einer für sich schon roh und tierisch und selbstsüchtig geworden ist.“ Sie schrieb: „Ihr sollt auch mehr an den Wert der Hilfe glauben, an Wirkung durch Hilfe, obgleich er das ja tut. Er ist nur zu ungeduldig ...“

Es war ein langer und erstaunlicher Brief. Der Brief kam im April jenes Jahres an, in dem die Franzosen in Westfalen eingebrochen waren und deutsche Menschen sinnlos quälten, und in dem das deutsche Geld völlig verludert wurde, und in dem Schlageter und andere umsonst starben, und in dem schließlich die Verwirrung in den übervölkerten deutschen Landen so groß wurde, daß, während Wortemacher rundum regierten, Wagemutige und Sehnsüchtige in München zusammengeschossen wurden von anderen Deutschen. Nach dem Briefe kam trotz rascher Antwort keine neue Nachricht; das fiel nicht sehr auf, denn bei dem verwirtschafteten Gelde und bei den schwindelhaften Millionenzahlen, die für Postmarken bezahlt werden mußten, wurden alle Freundesbriefe seltener. —

Im September, als es noch einmal leuchtete an der Weser von Sonne und Farben vor der Nässe und den

Nebeln des Herbstes, hingen die Lippoldsberger eine neue große erzene Glocke in den Turm der alten Klosterkirche an Stelle jener Glocke, die in den Krieg gesandt war und nicht zurückgekehrt war wie viele gute Männer. Der Staat gab das Erze, das Dorf ließ die Glocke formen, und in die Glocke ward ihr Spruch gegossen:

Meine Glockenschwester nach Frankreich ging
Und ist da draußen verdorben,
Aber Glockenerze ist gering
Vor den Menschen, die gestorben;
Darum, wenn spricht mein Glockenmund,
Tut er ihre lieben Namen kund.

Denn so oft sie läute, die Gefallenenglocke, sollte jeder hinfort wissen, jetzt nennt sie über dem Dorfe und den Wäldern und der Weser diejenigen, die damals ihre Pflicht taten und ausblieben.

Ein kurzer Brief Grimms nach der Glockenfeier, darinnen eigentlich nichts stand als die Frage, wie es ginge und wann sie kämen, und die Mitteilung, daß vom Lippoldsberger Kirchturme die vollen Stunden wieder zu hören seien, ward weder von Cornelius noch von Melsene Friebott beantwortet.

Im Spätherbste, knapp vor jenem neunten November 1923 in München, gelangte durch Zufall ein fremdes unpolitisches Zeitungsblatt ins Klosterhaus. In dem Blatte waren Nachrichten einer Woche aus allen Teilen Deutschlands zusammengestellt, die den Verfall, die Hemmungslosigkeit und allgemeine Verwilderung in Deutschland dartun sollten. Unter anderem stand zu lesen, in einem Fleckchen Sachsens habe ein Bursch von zweiundzwanzig Jahren auf einen Wanderredner einen Stein geschleudert und habe diesen so unglücklich getroffen, daß der Verletzte anderen Tages verschieden sei. Der Wanderredner habe über die

Notwendigkeit von Kolonien für das deutsche Volk gesprochen; der Täter behaupte, der Redner habe zugleich die Arbeiterschaft beschuldigt, und die Beschuldigungen, die auch in einem Nachbarorte schon geäußert worden seien, hätten ihn und andere zum tätlichen Angriffe gereizt. Als die Augen über das geringe Blatt liefen, fiel die Mitteilung fast mehr wegen der Kolonien als wegen der unseligen Tat in einer zerfahrenen Zeit auf.

In der Nacht, beim Erwachen, wenn es geschieht, daß dies und das kaum beachtete Bild des vergangenen Tages plötzlich in besonderer Helligkeit erscheint und dies und das kaum beachtete Wort aus Rede und Schrift noch einmal aufklingt, brachte sich die Nachricht in Erinnerung. Gleich danach suchten die Gedanken, wo Cornelius Friebott jetzt sein möge, von dem man beinah auch behaupten könne, er ziehe als Wanderredner herum, und von dem nicht minder gelte, er spreche über die Notwendigkeit der Kolonien für das deutsche Volk, wenn schon ihn solche Einreihung vielmehr begrenze als er wünsche. Die Gedanken versuchten keine weitere Verbindung zwischen dem Getöteten und Cornelius Friebott herzustellen, als daß dieser vor der Unruhe eines Volkes, das nicht begreife, was ihm fehle, gelegentlich in Gefahr geraten könne, und daß Frau Melsene in ihrem Briefe keine ganz verkehrte Sorge ausgesprochen habe. Dann ging die Nacht weiter, und der neue Tag kam, und Wochen reihten sich aneinander, und aus den Wochen wurden Monate.

Und alles geschah, wie es jedermann weiß; der deutsche Ruhrwiderstand wurde aufgegeben; es gab neues, ehrliches Geld; die Spuren des Hungers begannen aus den vielen Gesichtern zu verschwinden; ein großer Teil der Deutschen wähnte gar, das Morgenrot, das erste Morgenrot einer neuen besseren Zeit sei für ihr Vaterland angebrochen.

In diesen Jahren dachte Grimm, er werde das Buch

vom Volk ohne Raum zu Ende bringen, ohne vom letzten Schicksale Cornelius Friebotts etwas erfahren zu haben; und es erschien nicht einmal ganz unrichtig, daß der Held des Buches irgendwo leibhaftig weiterschreite in unserer schweren Zukunft und daß also, wer wolle, nach ihm umherspähe und, aufmerksam gemacht, horche, ob er seine mühsame, ungeduldige Botschaft irgendwo vernehme.

Aber im September 1925, als im Buche schon der Bericht von Cornelius Friebotts Gefangenschaft in Portugiesisch-Ostafrika ging und als die Vereinigung mit Melsenen bald erzählt werden mußte, traf es anders.

An einem Samstagmorgen war im Klostergarten Holle zu sehen und hatte ein fremdes, blondes Bübchen an der Hand von etwa vier Jahren. Grimm wollte hinausrufen: „Hollekind, wo hast du den kleinen Mann aufgelesen?" Da öffnete sich die Vorsaaltüre und jemand schritt leichten Fußes über den Vorsaal und zögerte vor dem Zimmer und klopfte. Und dann stand groß und blond und trotz Ernst sehr jung Melsene Friebott allein auf der Stufe in das Arbeitszimmer.

Grimm erhob sich, vielleicht verhielten er und die junge Frau sich eine Weile wortlos und dachten beide an den Mann, der körperlich nicht neben ihr war und der sie doch deutlich begleitete; wenigstens bewahrte Grimm solche Vorstellung.

Alles Licht der hohen Fenster schien ihr und ihrem Haare besonders zuzufließen. Sie trug ein helles Kleid. Sie sagte: „Da sind wir, der Junge und ich, Holle hat ihn in den Garten genommen." Sie sagte: „Wir sind auf dem Wege zu Ilsabeth Wessel. Ich weiß nicht, ob sie noch in Gottsbüren wohnt, oder ob sie nach Hilwartswerder gezogen ist zu Verwandtschaft, wie sie es vorhatte. Ich will in Hilwartswerder nachsehen und möchte das Kind solange hier lassen dürfen." Sie sagte: „Es ist der erste Besuch bei ihr. Bisher ist nie etwas daraus geworden."

Sie erwähnte den Mann gar nicht. An dem Kleide war nichts von Witwenschaft zu merken. Nur die Augen hatten gewiß einen doppelten Blick; man hätte vielleicht ihr Wesen auch so deuten können: Sie spreche und schaue, als gehe sie mit einem unsichtbaren Menschen Arm in Arm, und die Äußerung für sie beide, von der sie aber wohl wisse, daß es die eine und gemeinsame Äußerung sei, wäre gerade eben an ihr.

Sie nahm den Vorschlag der Begleitung nach Hilwartswerder an; sie drängte ein wenig, daß der Abmarsch gleich erfolge, da sie doch möglicherweise weiter müsse nach Gottsbüren.

Nachdem also das Bübchen begrüßt war, schritt Grimm mit dem Gaste zum Klostertore hinaus. Melsene Friebott erzählte von Ilsabethens und Martin Wessels Schicksal, so wie sie es inzwischen im einzelnen erfahren hatte, und der Begleiter konnte aus seiner Kenntnis der südafrikanischen Verhältnisse das Bild für sie vervollständigen. Der Begleiter dachte: „Sobald sie hiervon aufhört, muß von dem Manne die Rede sein..." Er versuchte ein paarmal hinzulenken. Er sagte: „Ich hoffte, ich werde mit Ihnen beiden zu Frau Wessel gehen." Er sagte: „Ist denn Ihr Mann nie hingekommen?" Er sagte zuletzt, als sie schon nahe der Brücke waren bei Hilwartswerder, und da es ihm unerträglich erschien, eines Dritten Gegenwart fortwährend zu spüren ohne von ihm klar zu wissen: „Frau Melsene, ich habe von Ihnen seit drei Jahren nichts mehr gehört. Ich habe von Ihnen beiden nichts mehr gehört seit Ihrem einen langen Briefe. Ich habe in die Welt hinaus an Sie geschrieben, aber Antwort habe ich nicht wieder erhalten; ich möchte doch wissen, wie es mit ihm zugegangen ist?" Und als sie stehen blieb und den Sprecher ansah, als wie erschreckend und erwachend, fiel jenem plötzlich die Nachricht vom Steinwurfe ein, und er wußte, es ist ihm geschehen. Und um ihr zu helfen, sagte er: „Frau Melsene,

ich habe es damals ohne Namen gelesen, ich ahnte nicht, daß er es war."

Sie gingen über die Brücke. Sie sah zur Seite weserabwärts. Sie sagte mitten der Brücke bei unterdrücktem Schluchzen und einer hilflosen Bewegung der Arme: „Ich dachte gewiß, ich hätte an jeden alles geschrieben, ich dachte doch, jeder, jeder wüßte es."

Danach kamen Menschen entgegen und das bunte Dorf begann mit Fuhrwerken und neugierigen Augen. Das Haus Ilsabeth Wessels wurde gewiesen. „Die Straße hinauf und dann rechts." Bei der Rechtsbiegung war fragen nicht nötig. Ein fast abgeleerter, großer Strohwagen stand vor einem neuen Backsteingebäude, und die Bunde wurden in die Höhe gezogen. Das Ziehen besorgte ein Mann in der Luke, eine Frau und ein junges Mädchen hakten vom Wagen aus die Bunde ein. Sie hatten beide Kopftücher umgeknotet gegen die streifenden Halme, aber die große und schlanke Frau hatte anderen Wuchs und andere Kleider, als daß sie jahrein, jahraus Hofarbeit getan haben konnte. Die beiden Besucher begriffen, das ist das Haus und das ist Ilsabeth Wessel. Sie zögerten an der Biegung, damit die Arbeit ihr Ende finden könnte; dann schwebte der letzte Bund in die Höhe, das Mädchen sprang vom Wagen, die Frau ließ sich herunter, das Mädchen packte die Deichsel, die Frau schob, und sie rollten den Strohwagen aus der Straße.

Da traten die Besucher hinzu. Ilsabeth Wessel sah die Fremden aus einem herben, länglichen Gesichte beinahe feindselig an. Als die Besucher ihre Namen nannten, sagte sie: „Ach ja", und ließ den Mund wohl etwas lächeln und reichte eine steife, schmale Hand und lud mit knappen Worten ins Haus, in eine von den gewöhnlichen Stuben mit dem wachstuchenen Sofa und dem Tische und der Nähmaschine und den plumpen, vergrößerten Lichtbildern und Einsegnungssprüchen an den Wänden und mit einem Silbernen-Hochzeitskranze unter Glas und Rahmen und

mit buntem, billigem Tassenwerke in einem Schauschranke. Sie sagte: „Ich bin hier bei meiner Stiefschwester, ich habe kein Haus mehr, wo ich hingehöre." Sie sagte eigentlich sonst nichts. Bei allen Versuchen, die Melsene Friebott machte, um Wärme zu ihr zu bringen und ein wenig Wärme von ihr zu empfangen, war die Antwort zu hören: „Ja, das haben Sie mir geschrieben," und „Ja, das habe ich Ihnen geschrieben." Sie sagte nicht: „Warum haben Sie seinen Jungen nicht gleich mit hergebracht...," sie sagte nicht einmal: „Ich hätte den Kleinen doch gerne gesehen..." Sie erwähnte ihren eigenen Mann und ihre vielen afrikanischen Jahre gar nicht. Wenn die beiden Gäste schwiegen, hörte sie auf zu sprechen und saß da sehr aufrecht und starr und leer mit ihrem langen, ältlichen, jungferhaften Gesichte. Sie wurde, während Grimm im Zimmer war, ein einziges Mal beweglich, als die Frage nach der Ernte ging.

Weil Grimm merkte, daß Melsene Friebott sich bis zum Schmerze enttäuscht fühlte, gab er an, er möchte eine Bestellung im Orte machen, er werde in einer halben Stunde oder in dreiviertel Stunden die junge Frau abholen. Er dachte: „Vielleicht geht es ohne mich anders. Denn das spüre ich jetzt, sie hat hier von ihrem Manne hören und selber sprechen wollen. Sie hat gar gehofft, hier müsse er ihr auferstehen."

Als Grimm nach einer halben Stunde die Dorfstraße wieder heraufschlenderte, sah er am Friedhofe, der mit dem Gefallenendenkmale die Straße abzuschließen scheint, Melsenen Friebott warten; er bog also nicht wieder nach rechts hinüber, sondern ging auf die junge Frau zu. Er fragte: „Sind Sie denn fertig?" Sie antwortete: „Ich bin an den Gräbern seiner Eltern gewesen. Ilsabeth Wessel hält sie gut in Ordnung." Er fragte: „Und nun?" Sie erwiderte: „Wir können gehen..."

Sie gab an: „Es ist noch früh, wir wollen auf dem linken Weserufer bleiben und können vom Georgen-Grunde

aus zur Sticklenhalbe hinaufsteigen und wollen auf der Höhe des Reinhardswaldes entlang gehen bis über die Lippoldsberger Fähre."

Sie begann dann fast ohne Überleitung leidenschaftlich zu erzählen, wie ihr Mann vor einen feindlichen Haufen gelangt sei an einem der Tage, an dem sie nicht zusammengewesen wären, und die sie gefürchtet habe aus ihrer Ahnung heraus. Sie erzählte, daß Rote damals hinter ihnen her und ihnen voraus gearbeitet hätten, als sie begriffen, durch sein Zeugnis würden, wennschon er selber keiner Partei angehöre, Mitläufer stutzig und begännen nachzudenken und schwierig zu werden. Sie erzählte, wie sie hingerufen worden sei in die Fabrikskrankenstube zu dem Besinnungslosen, habe sie beim ersten Blicke gewußt, er wache nie mehr zu ihr auf.

Sie sagte, nein, sie schrie oben im Walde auf der Zeile zwischen der hohen Tannenwand und den Buchen, wo weit und breit keine Hörer waren: „Ich habe acht Jahre auf ihn gewartet und die meisten Jahre ohne Hoffnung. Ich bin drei Jahre unerhört glücklich gewesen. Und dann ist es so gekommen."

Sie sagte: „Und Ilsabeth Wessel fragt, warum er es getan habe; er habe doch nichts geändert, so wenig wie ihr Mann geändert habe." Sie sagte leiser: „Das war alles, was Ilsabeth von ihm sprechen mochte ... Das war nun alles!" Sie sagte: „Wer ist dann noch von ihm außer mir und dem Jungen da? Sie war doch noch am meisten von ihm da ..."

Sie sagte: „Das kann ich nicht haben, daß er nichts geändert haben soll, das kann ich nicht haben. Dafür ist er einen zu langen und schweren Weg daraufzugegangen. Dafür war der Preis zu hoch." Sie sagte, und ließ die eine Hand durch die Luft kreisen und stand einen Augenblick still: „Wenn er nichts geändert hat, dann haben alle zwei Millionen deutscher Gefallenen auch nichts geändert, denn sie sind doch alle für das eine selbe gestorben ..."

Sie sagte und stand gleich wieder und tat die Hände rührend auseinander: „Es kann sein, daß ich das Jahr danach ganz irre war, weil er fort war...“ Sie sagte: „Ich muß aber jetzt seine Arbeit fortsetzen...“ Sie sagte: „Nein, ich will gewiß auch davon reden, aber ich will am meisten dafür zu tun trachten...“

Sie sagte: „Einmal wird das Volk doch unterscheiden zwischen leerem Worte und tätigem Worte...“ Sie sagte, und es klang eigentümlich: „Nein, nein, ich werde jetzt den Mut zur kleinsten Sache ganz haben..., wer neues Wesen sucht, der muß ganz vorne anfangen und muß fortwährend hilfreich kommen, und unter jedem Worte muß eine deutsche Freundschaft zu fühlen sein und unter den Worten des Angriffs doch erst recht...“

Sie erzählte, daß sie mit seinem Sohne in eine nahe Großstadt übersiedele, um dort Helferin zu werden, Helferin mit andern überall, wo dienende Hilfe nötig sei und von der Öffentlichkeit nicht gleich oder nur lieblos geboten werde, und daß diese tätige Seelsorge von keiner Kirche und keiner Partei abhängig sein werde und auch keine Lehre haben werde als die eine einzige von der deutschen Erlösung durch deutschen Raum und keinen Haß haben werde als den Haß der unerträglichen deutschen Enge, darin die Glieder der Volksgemeinschaft notwendig zänkisch und knechtisch und unedel und verwachsen würden, und auch keine Forderung haben werde als die brennende Forderung der Gerechtigkeit für das deutsche Volk an Welt und Gott und Zeit.

Sie sprach dann wieder von dem Manne, mit dem sie glücklich war durch diese drei Jahre, und nannte oft seinen Namen mit der schönen bewegten Stimme und dankte bei dem hohen Wellengange der Gefühle auch dem Schicksale, das ihn dennoch zu seiner Berufung geführt habe. Und zuletzt war es anzuhören nicht mehr wie Schrei und Not und neuer Schrei aus tiefer Aufgerissenheit, sondern wie eine

große leidenschaftliche Andacht an Deutschland in den Heimatwäldern der Friebotte.

Als der Weg herausführte aus dem Walde beim neuen Lande und der Aschenhof und die Fähre und die Weser und das Dorf mit der alten Kirche und dem hohen roten Dache des Klosterhauses und den schwarzen Lebensbäumen im Tale zu sehen waren, wurde sie stille.

Und dann geschah eine Freundlichkeit: Als sie auf der Fähre übergeflößt wurden und stumm das schöne Bild aufnahmen, begannen, da es eben vier Uhr war am Sonnabend, die beiden Glocken der Klosterkirche, die junge, helle Glocke und die tiefe, große Gefallenenglocke, den Sonntag einzuläuten; und der laue Wind trug das Glockenläuten in solcher Weise in das Flußtal hinein, daß einer meinen konnte, es läute im Reinhardswalde und Bramwalde und weserab und weserauf zugleich; und alsbald lösten sich vor den Augen der Horchenden aus der Landschaft drüben und standen winkend an der Fährstelle drei lachende Kinder, und waren Wernt, der über Sonntag von seiner Schule heimgekommen war, und das kleine helle Mädchen Holle, und sie hatten das Bübchen von Cornelius und Melsenen Friebott zwischen sich.

Im Nebelmonat dieses Jahres, in den verwirrten Locarnotagen, wurde die deutsche Erzählung Volk ohne Raum beendigt. Und das ist gewißlich wahr, Glockenläuten bedeutet gar nichts, Glocken läuten kein Schicksal fort. Und das ist auch wahr, deutsche Kinder werden immer kürzer lachen, noch schwerer als wir vom Kriege und wir von Versailles und wir von Locarno, ohne deutschen Raum. Und das ist zu dritt wahr, wo das deutsche Volk den Unterschied je lernen soll zwischen dem eitlen und dem tätigen Worte, muß einer mit demütiger Hilfe beginnen und den Mut zur kleinsten Sache aufbringen. Darin hat Melsene Friebott recht.



Druck der Hanseatischen Verlagsanstalt A.-G., Hamburg

Die Werke

von

Hans Grimm

Der Ölsucher von Duala

Ein afrikanisches Tagebuch

30. Auflage. Leinen Mk. 4.80

Der erschütternde Lebensroman von Kersten Düring, dem Ölsucher, dem Deutschen, der in Kamerun nach abenteuerlichen Schicksalen den Ausbruch des Weltkrieges erlebte und zusammen mit der deutschen Zivilbevölkerung in die Hände der Feinde fiel. Der mit 250 anderen deutschen Männern von den Franzosen in das berüchtigte Fieberland von Dahomey verschleppt und dort gleich manchen seiner Kameraden von weißen und schwarzen Franzosen zu Tode gepeinigt wurde.

Kersten Dürings Tagebuchnotizen und der tiefbewegende Briefwechsel mit seiner Braut sind unvergeßliche Dokumente, nach denen Hans Grimm dieses Buch geschrieben hat. — Greuel? Ja! aber nicht von Deutschen begangen, sondern an Deutschen. Neben allem Dokumentarischen aber ist dieses Buch ein Meisterwerk von Hans Grimm, eine tiefbewegende, lange nachklingende Erzählung.

Der Zug des Hauptmanns von Erckert

(Die Kleine Bücherei Bd. 2) 30. Auflage. In mehrfarbigem Einband 80 Pfg.

Die Helden aus Geschichte und Sage des klassischen Altertums kennt jeder Deutsche. Wer aber, sofern er nicht Hans Grimms „Volk ohne Raum" gelesen hat, weiß von dieser Tat des deutschen Hauptmanns in Süd-West? Unter den lebenden Dichtern hat keiner die harte Treue des deutschen Offiziers zu Pflicht und anvertrauter Mannschaft so verstanden wie Hans Grimm in diesem Heldenlied, mit dem er nicht nur dem auf einsamem Zug in die Wüste Gefallenen ein unvergeßliches Denkmal gesetzt hat, sondern allen ihm in Leben und Sterben nachstrebenden Offizieren des deutschen Heeres.

Das deutsche Südwester-Buch

10. Auflage. Geheftet Mk. 7.—, Leinen Mk. 9.—

In einer Sprache, wurzelecht, nüchtern und schlicht, unmittelbar wie Ackererde und Bauerntum, bezwingend in ihrer Wahrhaftigkeit, gibt er uns dies neue „Südwesterbuch". Wirklichkeiten, Lebensbeschreibungen, Darstellung der Kämpfe, Enttäuschungen, Verluste, Siege, Gewinne des kolonialen Lebens, der Siedlungen und staatlichen Verhältnisse. Unmittelbar, kraftvoll, gesund und deutsch. (Die Lese, Köln)

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER / MÜNCHEN

Der Schriftsteller und die Zeit

Bekenntnis. Mit einem Bilde des Dichters

5. Auflage. Geheftet Mk. 3.50, Leinen Mk. 5.–

Hans Grimm spricht von Heimat und Vorfahren, er erzählt die Geschichte seines schriftstellerischen Werdens. Er breitet seine Gedanken aus über das rechte Verhältnis des Schriftstellers zu seinem Volke, er schildert unbarmherzig und ohne den Bezug auf literarische Namen deutscher Gegenwart zu scheuen, das Versagen des deutschen Schriftstellers seinem Volke gegenüber und die von den Wenigen nur geahnte Auswirkung dieses Versagens am deutschen Geschick. Aber der Leser mag das Buch aufschlagen wo er will, aus all den so verschieden beschriebenen Seiten umfängt ihn doch ein einziger Geist und Wille und zwingt ihn, sich selber zu vergessen und zu lauschen und wieder zu lauschen: ein Mensch schließt sich selber auf, und indem er sich selber aufschließt, rauschen die Ströme des deutsches Geschickes um sie beide. (Prof. D. Emanuel Hirsch in der „Zeitwende")

Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit

20. Auflage. Kartoniert Mk. 1.–

Eine leidenschaftliche Auseinandersetzung mit dem deutschen Problem der Gegenwart und ein eindringlicher Appell an das deutsche nationale Bewußtsein. Der Ansatzpunkt für eine nicht nur machtpolitische, sondern auch sittliche Erneuerung der deutschen Nation.

Meine geliebten Claudius-Gedichte

Auswahl aus den Versbüchern von Hermann Claudius
Leinen Mk. 3.–

In der Einleitung, die über zwanzig Seiten umfaßt, schildert uns Hans Grimm in seiner meisterhaften Art, wie er im Kriege an der Westfront Hermann Claudius kennenlernte und wie diese beiden Dichter, der Epiker und der Lyriker, einander trotz allen politischen Gegensätzen näher kamen. Und als Bekenntnis seiner Freundschaft für den noch immer viel zu wenig bekannten Lyriker und sein Werk bringt uns Hans Grimm eine Auswahl der ihm liebsten Gedichte von Hermann, dem ebenbürtigen Enkel des großen Matthias Claudius. Es sind Verse in vorbildlich schöner und schlichter Sprache und von heißer Innigkeit, die zu dem Besten gehören, was deutsche Lyrik uns heute zu geben hat. Wer sie liest, versteht, daß sie einem Hans Grimm viel zu sagen haben und ihn zwingen, dies vor aller Welt zu bekennen.

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER / MÜNCHEN

Hans Grimm

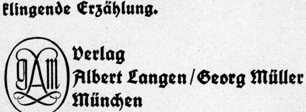
Der Ölsucher von Duala

Ein afrikanisches Tagebuch

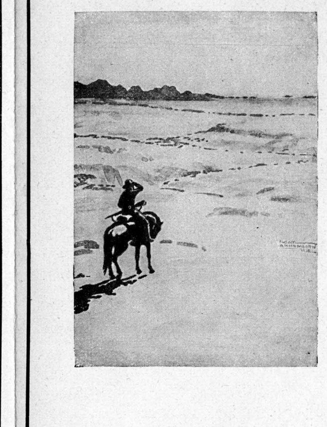
30. Auflage / 292 Seiten
In Leinen 4.80 Mk.

Der erschütternde Lebensroman von Kersten Düring, dem Ölsucher, dem Deutschen, der in Kamerun nach abenteuerlichen Schicksalen den Ausbruch des Weltkrieges erlebte und zusammen mit der deutschen Zivilbevölkerung in die Hände der Feinde fiel. Der mit 250 anderen deutschen Männern von den Franzosen in das berüchtigte Fieberland von Dahomey verschleppt und dort gleich manchen seiner Kameraden von weißen und schwarzen Franzosen zu Tode gepeinigt wurde.

Kersten Dürings Tagebuchnotizen und der tiefbewegende Briefwechsel mit seiner Braut sind unvergeßliche Dokumente, nach denen Hans Grimm dieses Buch geschrieben hat. – Greuel? Ja! aber nicht von Deutschen begangen, sondern an Deutschen. Neben allem Dokumentarischen aber ist dieses Buch ein Meisterwerk von Hans Grimm, eine tiefbewegende, lange nachklingende Erzählung.



Verlag
Albert Langen / Georg Müller
München



Karte
von
Süd-Afrika
zu den Werken von
Hans Grimm

Sämtliche Werke
im Verlag Albert Langen / Georg Müller, München

Die Werke von Hans Grimm

Der Gang durch den Sand
und andere Geschichten aus Südafrika
12. Aufl. Lw. 6.–

Die Olewagen Saga
14. Aufl. Lw. 4.–

Südafrikanische Novellen
17. Aufl. Lw. 5.–

Volk ohne Raum
Roman. 2 Bände mit dem eigenhändig unterschriebenen Bild des Dichters in Heliogravüre
65. Aufl. nur in Hld. 25.–

Volk ohne Raum
Roman. Ungekürzte Volksausgabe in einem Band
225. Aufl. Lw. 8.50

Der Ölsucher von Duala
Ein afrikanisches Tagebuch *30. Aufl. Lw. 4.80*

Der Zug des Hauptmanns von Erckert
Aus „Volk ohne Raum". „Die kleine Bücherei", Bd. 2
30. Aufl. Geh. –.80

Der Richter in der Karu
und andere Geschichten *13. Aufl. Lw. 5.–*

Die dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwest-Afrika *8. Aufl. Geh. 1.80*

Das deutsche Südwester-Buch
10. Aufl. Lw. 9.–

Der Schriftsteller und die Zeit
5. Aufl. Lw. 5.–

Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit
20. Aufl. Geh. 1.–

Meine geliebten Claudius-Gedichte
Auswahl aus den Versbüchern von Hermann Claudius
Lw. 3.–

Verlag
Albert Langen / Georg Müller
München



Übersichtskarte von SÜDAFRIKA
0 50 100 200 300 400 500 km
0 25 50 100 150 200 250 300
Engl. Meilen
20° östl. L. v. Greenw.
DEUTSCH SÜDWEST-AFRIKA
Ovamboland
Kaokofeld
Namaland
BETSCHUANALAND
KALAHARI
BRIT. BETSCHUANALAND
SÜD-RHODESIEN
Caprivi Zipfel
SÜDAFRIKANISCHE UNION
TRANSVAAL
ORANJE-FREIST.
BASUTO-LAND
NATAL
SWAZI-LAND
KAP PROVINZ
GROSZE KARU
Fort Naulila
Kunene
Cap Frio
Hoanib
Zesfontein
Okaukuejo
Omandongo
Etoscha Pfanne
Namutoni
Tsumeb
Guntsas
Khorab
Gaub
Grootfontein
Otavi
Omuramba u Omatako
Franzfontein
Outjo
Okanjande
Waterberg
Okosongomingo
Eisib
Okombahe
Okandjose
Ovikokorero
Epukiro
Omaruru
Bassermann
Okatjosonjiva
Dawibo
Kap Cross
Otjimbojo
Usakos
Okahandja
Gobabis
Otjimbingwe
Seeis
Wilhelmsfeste
Windhuk
H. Warte
Kaukurus
Swakopmund
Walfischbucht
Scheppmannsdorf
Kuiseb
Rehoboth
Orab
Nosob
Kabiras
Hoachanas
Büllsport
Naukluft
Kowisekolk
Seatsub
Nomtsas
Gochas
Haruchas
Maltahöhe
Satansplatz
Gibeon
Dickdorn
Hornkranz
Berseba
Tses
Bethanien
Keetmanshoop
Garub
Aus
Brackwasser
Lüderitzbucht
Kubub
Seeheim
Hasuur
Aroab
Mier
Rietfontein
Prinzenbucht
Pomona
Weißbrunn
Gr. Fischfl.
Kalkfontein
Dreimasterbucht
Buchenfeld
Oranje
Warmbad
Sandfontein
Groendoorn
Upington
Pilgrimsrast
Kakamas
Port Nolloth
Kuruman
Vryburg
Taungs
Kimberley
Vaal
Molopo
Ngami See
Libebe
Sesheke
Livingstone
Victoriafall
Sambesi
Bulawayo
Plumtree
Soa Salzpfanne
Francistown
Limpopo
PRETORIA
JOHANNESBURG
Bocksburg
Delagoa Bucht
Kroonstadt
Lindley
Newcastle
Harrismith
Elandslaagte
Ladysmith
Bloemfontein
Tabanchu
Dewetsdorp
Wepener
Pietermaritzburg
Durban
Rouxville
De Aar
Colesberg
Aliwal N.
Burghersdorp
Maclear
Jndwe
Queenstown
Butterworth
Toleni
Kentani
KeiRoad
Grahamstown
East London
Beaufort W.
Oudtshorn
Worcester
Uitenhage
Addo
Port Elizabeth
Mossel Bai
KAPSTADT
Kap d. guten Hoffnung

